Dieses Buch ist für Studenten
unpassend wegen der schändlichen
Ausfälle auf die hl. Kirche [illegible]
z. B. pag. 163. 171. 181. 433.
435. 450. 451. 452. 454 etc.

5/2 1901 Sparbrucker,
Inspektor.



Gez.v. W. Georgy. Gest.v. A. Kraufse.

Piz Munteratsch im Ober-Engadin.

Geographische Charakterbilder

in abgerundeten Gemälden

aus der

Länder- und Völkerkunde.

Nach

Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Litteratur

für die

obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, sowie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt

bearbeitet und herausgegeben

von

A. W. Grube.

Erster Teil.

Sechzehnte vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 1 Stahlstich und 10 Holzschnitten.

Leipzig.
Friedrich Brandstetter.
1881.

Dem Andenken

Dr. J. G. Kohls

(† 27. Okt. 1878)

des bewährten Meisters geographischer Forschung
und Schilderung,

in

Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.

Vorwort zur ersten Auflage.

Wie der eigentliche Wert und die Bedeutung der als Wissenschaft wiedergeborenen Geographie darin besteht, daß sie die Erde als ein Organ des Menschenlebens kennen lehrt, das die menschliche Wirksamkeit ebenso bedingt, wie es von dieser bedingt wird: so besteht der eigentliche geistige Gewinn, den unsere Schüler aus dem geographischen Unterrichte ziehen sollen, darin, daß sie einen Blick bekommen für die Wechselwirkung des Erd- und Menschenlebens und in dieser Anschauung ihr eigenes Weltbewußtsein entwickeln. Dieses Ziel kann aber nur dann erreicht werden, wenn wir die Fundamente des geographischen Lehrganges so anlegen, daß sie alle auf ihre gemeinsame Spitze, die Kulturgeographie, die Richtung bekommen, daß die einzelnen Teile des geographischen Lehrstoffes hierin ihren Mittelpunkt, ihre vereinende und belebende Seele finden. Dies ist nun freilich leicht gesagt, doch schwer zu machen. Die Volksschule und das Jugendalter bis zum 14. Jahre überhaupt bewegt sich auf der psychologischen Stufe der Anschauung, und da ist es unmöglich, die Gesetze der Wechselbeziehung zwischen Natur und Mensch in wissenschaftlicher Allgemeinheit als solche — etwa wie sie Kohl in seinem Buche „Über den Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen" zusammengestellt hat — zum Bewußtsein zu bringen, so gründlich auch zuvor die mathematische, physikalische und was man politische Geographie nennt, die Hilfswissenschaften der Geschichte, Naturkunde u. s. w. absolviert sein mögen. Wir werden so lange vergebens darnach ringen, jene oberste Spitze des geographischen Lehrgebäudes zu erreichen, als es an geographischen Charakterbildern fehlt, welche das Menschenleben mit seiner Sitte, Geselligkeit, Religion, Staatsverfassung im Reflex des Grund und Bodens, worauf es erwachsen, des Klimas, worin es sich bewegt, der Tier- und Pflanzenwelt, die es umgiebt, vor die Anschauung stellen, und auf konkretem Wege das geographische Gesetz zur Darstellung bringen. Diese „Charakterbilder" müssen einerseits ganz individuelle, für sich abgerundete Einzelbilder sein, und andererseits in einem inneren Zusammenhange zu dem Lehrgange stehen, indem sie die geographischen Hauptexistenzen zum Vorwurf nehmen, typisch in dem Besondern das Allgemeine darstellen, also Gattungsbilder sind. Die menschliche Kultur in der Polar- wie in der tropischen Zone, in ihrem Embryo bei dem Australneger wie auf ihrem Gipfel europäischer Civilisation, in der nordamerikanischen Ansiedelung und in der englischen Weltstadt u. s. w. prägnant und lebendig zu schildern, das ist ihr Zweck, und sie unterscheiden sich dadurch von den bloßen „Landschaftsbildern",*) die schon in früheren Kursen (bei der sogenannten physikalischen Geographie) herangezogen werden können, daß sie auf jedes Landschaftsbild den Menschen stellen, der im Vordergrund stehend den Hintergrund erklärt und verständlich macht und zugleich von demselben die Beleuchtung und das Relief empfängt. Eben darum aber, weil sie den Menschen und die Natur in ihrer Einheit auffassen, muß Naturkunde und Naturlehre, welche überwiegend auf das Physische den Ton legen und als Elemente der physikalischen Geographie behandelt werden müssen, sowie die Geschichte, welche die Kulturstufen der Menschheit im Nacheinander der Zeit anschaulich macht und überwiegend auf das Ethische den Ton legt, vorhergegangen sein — sie bil-

*) Nur einige wenige sind — zur bessern Beleuchtung ihrer Umgebung — davon mitgeteilt.

den die einzelnen Momente, welche die Kulturgeographie als der letzte Kurs in eins zusammenfaßt. Darum haben die Kulturbilder auch eine tüchtige Vaterlandskunde zur Voraussetzung, und die Zeit wird hoffentlich nicht mehr fern sein, wo ein vaterländisches Lesebuch in keiner Volksschule fehlen wird.

Da meine „Charakterbilder" einen gründlichen geographischen Unterricht fordern und methodisch gewandte Lehrer voraussetzen, so brauche ich wohl kaum bemerklich zu machen, daß nicht mit den komplizierten Kulturverhältnissen Europas der Anfang gemacht werden darf, sondern mit den einfachsten einer Polarscene, einer Wüstennatur, einer Steppe, wo das Wechselverhältnis zwischen Boden, Pflanze, Tier und Mensch leicht in die Augen springt. Wenn ich Verwandtes zusammenstellend doch im allgemeinen den Rahmen der Erdteile beibehalten habe, so mag man das entschuldigen, da diese Anordnung das Aufsuchen des jedesmal Notwendigen nicht eben erschweren wird. Indem ich viel entschiedener die ästhetische Rücksicht verfolgt habe, als es bisher in ähnlichen Werken geschehen, so habe ich auch überall ein in sich vollendetes abgeschlossenes Gemälde — nicht bloße Excerpte — aufgestellt. Dabei habe ich aber so viel als möglich die lebendige Schilderung des Reisenden unverändert gelassen, da jede Darstellung um so eingreifender wirkt, als sie von der lebendigen Persönlichkeit getragen wird. Daß ich überall bedeutende Persönlichkeiten herangezogen, solche, die mit wahrhaft historisch-geographischem Sinne geschrieben, und daß ich nur klassische Darstellungen ausgewählt habe, das hielt ich für eine der Hauptrücksichten, die ich bei Entwurf der Arbeit nehmen mußte. Daß ich auch aus der fremden Litteratur Wertvolles benutzt habe, namentlich aus der englischen und französischen, die an charakteristischen gelungenen Reiseskizzen sehr reich sind, wird man gewiß billigen. Wo mir die Übersetzung nicht genügte, habe ich mit besonderer Rücksicht auf die ästhetische Abrundung von neuem übersetzt, zugesetzt, weggelassen, anders gruppiert, wie es der Zweck des Buches erheischte. Je weniger dabei meine Arbeit auffällt, desto lieber soll mir es sein.

Man wird vielleicht schon nach zwei Decennien wunderbar finden, wie es „einst" möglich war, daß vierzehnjährige Schüler wohl die Namen russischer Flüsse und Provinzen aufzuzählen wußten, aber von der russischen Kirche und dem griechischen Kultus kein Wort gehört hatten, und wie der geographische Unterricht wohl die Namen sämtlicher Residenzstädte auf dem weiten Erdenrund dem Gedächtnis einprägte, aber das Wesen und die Bedeutung auch nicht einer zur Anschauung brachte. Es ist indes hohe Zeit, daß die Errungenschaften, welche die Wissenschaft durch den Genius Karl Ritters gewonnen, auch den niedern Schulkreisen zu gute kommen. Dies wird mit Erfolg aber erst dann geschehen, wenn wir, über die abstrakte Scheidung des geographischen Lehrstoffes in topische, physikalische und politische Geographie hinausgehend, die lebendige Einheit der Kulturgeographie zu gewinnen trachten.

In der Hoffnung, mit dieser Arbeit einen nicht unwichtigen Beitrag zu der Methodik des weltkundlichen Unterrichts geliefert zu haben, und im Bewußtsein von der Schwierigkeit einer Aufgabe, die auf einem noch wenig betretenen Felde gelöst werden mußte, empfehle ich meine „Charakterbilder" den Freunden der Geographie zur gütigen Aufnahme, wie den sachverständigen Methodikern zur nachsichtsvollen Beurteilung.

Hard bei Bregenz, im Januar 1850.

A. W. Grube.

Vorwort zur 15. und 16. Auflage.

Nicht wenige der Abschnitte dieser neuen Auflagen haben Verbesserungen, Ergänzungen und ganz neue Aufsätze erhalten. Mit sorgfältiger Schonung des bewährten Alten mußte das Bestreben Hand in Hand gehen, der schnellen Entwickelung menschlichen Kulturlebens und geographischer Forschung zu folgen.

Auf bloße Neuigkeiten und pikante geographische Notizen habe ich's nicht abgesehen, sondern auf möglichst klare, anschauliche, gehaltreiche Bilder geographischer Wesenheiten, die namentlich der reiferen Jugend eine bildende Lektüre gewähren, aber auch für die Erwachsenen lehrreich sind. Ich bin nach Kräften bemüht gewesen, dem zu großer Verbreitung gelangten Werke das bisher ihm gespendete Lob zu erhalten, „daß ein frischer Lebensodem das Ganze durchweht". Auch hat die Verlagshandlung durch Beigabe einer Reihe sauber ausgeführter Holzschnitte der vorliegenden 16. Auflage neuen Schmuck verliehen. Möge das Werk auch fernerhin zur Ergänzung der geographischen Lehrbücher und zur Belebung des geographischen Unterrichts das Seine beitragen.

Bregenz, im Herbst 1880.

A. W. Grube.

(NB. Da ich verhindert war, die letzte Korrektur selbst zu lesen, so haben sich leider einige Druckfehler eingeschlichen, die der werte Leser als solche leicht erkennen und zu berichtigen imstande sein wird und welche deshalb einer speziellen Angabe nicht bedürfen werden.)

Inhaltsverzeichnis.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

(Charakterbilder von der germanischen Tiefebene.)

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Neunter Abschnitt.

Zehnter Abschnitt.

Elfter Abschnitt.

Zwölfter Abschnitt.

(Charakterbilder aus den Vereinigten Staaten.)

Erster Abschnitt.

1. Bilder aus Schweden. Småland und Weriö. (Zur Charakteristik der Granitlandschaften Schwedens.) Stockholm und der Mälarsee. — 2. Bilder aus Norwegen. Der Sognefjord. Flüsse und Wasserfälle. Die Gårds. Heu- und Kornernte. — 3. Hammerfest, die letzte Stadt im europäischen Norden. — 4. Der Lappe und das Renntier. — 5. Spitzbergen. — 6. Die Schönheit des Polarwinters. — 7. Die Samojeden. — 8. Die Ostjaken von Obdorsk.

1. Bilder aus Schweden.

Småland und Weriö.*)

(Zur Charakteristik der Granitlandschaften Schwedens.)

Als wir am frühen Morgen von Lund ausfuhren, standen die prachtvollsten Gewitter am Himmel; die Sonne brach hier und da durch und beleuchtete das schöne Hügelland Schonens, das indessen bald einer ganz neuen Formation, der echt schwedischen, Platz macht, die nun den Reisenden begleitet, wohin er auch meilenweit seinen Fuß setzen mag.

Diese eigentlich schwedische Natur ist etwas so vollkommen Neues und Eigentümliches, daß der Fremde anfangs wie vor einem Rätsel steht; erst allmählich versteht er die einzelnen Erscheinungen, indem er vergleicht und kombiniert, und dann empfängt er ungefähr folgenden Gesamteindruck:

Schweden ist in keiner Weise ein Gebirgs-, sondern ein weites Felsland. Vorherrschend eben, oft in Hügelschwellungen übergehend, hier und da von langen einförmigen Rücken durchzogen, macht es den Eindruck eines aus dem Meere aufgetauchten Landes und als solches den Eindruck eines durchaus jungen Landes. Wie die Meeresströme den Grund des Meeres verändern, bald Tiefen auswühlend, bald Bänke aufwerfend; wie auf dem Grunde die Steinblöcke verstreut liegen, welche durch Eismassen transportiert und nach deren Schmelzen in die Tiefe gesunken sind; die langen Aufschüttungen von Kies und Gerölle — der abgewaschene Felsgrund frei von jeder

*) Schweden, Wisby und Kopenhagen. Wanderstudien von L. Passarge. (Leipzig, Fr. Brandstetter.)

deckenden Hülle: gerade so, wie der Meeresgrund sich darstellen würde, wenn die darüber befindliche Wasserflut sich verliefe, so erscheint jetzt das Land Schweden. Ursprünglich vom Meere bedeckt, ist es, wie Gothland, wie Finnland und die meisten Länder Europas — aus dem Meeresschoße aufgestiegen und zwar in einer Zeit, welche in geologischem Sinne als eine neue bezeichnet werden muß. Denn noch hat das Land seinen ursprünglichen Charakter als Seeboden in keiner Weise überwunden. In ungeheurer Ausdehnung, in unglaublichen Massen tritt hier das Urgestein auf und trotzt den zerstörenden Einflüssen des nordischen Klimas. Während anderswo die Felsen zerbröckelt und in Ackerkrume verwandelt sind, in jene weiche Masse, aus welcher die Kultur keimt, starren uns hier die Granit-, die Gneis-, die Porphyrblöcke an und bilden ein Chaos, in welchem der bloße Gedanke erlahmt, wie viel mehr die Hand des Menschen, den eine wenig gütige Natur nötigt, mit dem unerbittlichen Gestein um sein Dasein zu ringen.

Soweit dein Auge blickt, zeigt sich ein unermeßliches Felsen-, Pflanzen- und Baumchaos, jenes seltsame Gemisch, das die Schweden einen skog nennen; denn die Felsbrocken, welche die ganze Erdoberfläche bedecken, sind wieder meist in einen doppelten Mantel gehüllt. Moos und Gräser, Farnkräuter und allerlei kleines Pflanzengestrüpp, Preißel- und Blaubeeren, Porst und Wachholder bedecken die Felswüste wie mit einem einzigen Teppich. Darüber aber erhebt sich der Baumwald, selten aus Eichen, Buchen und anderen Laubbäumen gebildet, meist ein Gemisch von Fichten, Kiefern, Erlen und Birken. Diese drei Elemente, zu unterst das starrende Felsgetrümmer, gehüllt in den Pflanzenteppich, welcher pelzartig dasselbe überzieht, und dann der Baumwald: diese drei im Verein bilden den schwedischen skog, den Feind aller Kultur, den Sitz aller Unholde. Gehst du in einen solchen Skog, so hast du in wenig Minuten Pfad und Richtung verloren. Hier und da leitet dich wohl ein von dem weidenden Vieh getretener Gang, immer aber in die Irre; du brichst durch den Pflanzenpelz, welcher die Untiefen überzieht, du zerreißest deine Kleider, deine Haut an Gestrüpp und Felskanten und verzichtest auf jedes weitere Vordringen.

Bevor ich nach Schweden kam, hatte ich das Wort skog vielfach in Volksliedern und andern Gedichten gefunden, daneben das Wort lund. Beide bedeuten Wald, nach dem Lexikon. Woher aber diese doppelte Bezeichnung für denselben Gegenstand? — Nun wurde mir mit einemmale der Unterschied klar. Skog ist der schwedische Urwald, jenes Gemisch von Fels und Baumwald, Lund aber der reine Baumwald, der aus fruchtbarem Erdreich sprießende, in dessen Schatten es sich wandeln läßt. Daher wohnt der schwedische Troll und die Waldfrau (skogsfra) niemals in einem lund, sondern in dem unheimlichen skog. Wollen die Schweden einen heitern, schattigen, beseligenden Aufenthalt malen, so sprechen sie von einem lund; dagegen lautet der Kehrreim in einem Gedichte von Geijer:

De tär så mörkt långt langt bort i skogen.
Es ist so dunkel weit weit tief im Walde.

und in einem andern von Malmström:

Da suckardet sa tungt uti skogen.
Da seufzt' es so schwer in dem Walde.

Der Skog ist gleichsam das Kleid des schwedischen Landes, das ursprüngliche, autochthone. Er überzieht das Land von der Hügelebene Schonens ab bis zu jenen Einöden Lappmarkens, in welchen die Mitternachtsonne leuchtet. Alles Übrige ist die Ausnahme, gleichsam das Zufällige. Als solche Ausnahme tritt auf: das Sumpf- und Torfland, die Seeen und das Kulturland des Menschen. Auf den Sümpfen, die meist nur verlandete, vertorfte Seeen darstellen, wächst dasselbe Pflanzenwerk wie auf ähnlichen Stellen in Deutschland: Porst, Riedgräser, Wachholder, verkrüppelte Kiefern. Sie dienen dem Vieh (kreatur) als Weide (gräsgång) und würden von jedem Tiere in Deutschland verschmäht werden. In Schweden werden sie sogar häufig ausgerodet, geebnet und als Wiesen benutzt.

Die Zahl der Seeen ist so groß, daß sie nur noch von der des finnischen Landes übertroffen wird; sie nehmen mehr als den achten Teil des ganzen Areals von Schweden ein. In Södermanland, wo dieses Verhältnis noch auffallender ist, hat man das Sprichwort: Als Gott einst Wasser und Land geschieden, habe er Södermanland vergessen. Der Fremde möchte diesen Ausspruch auf das ganze weite Reich ausdehnen, das von der Höhe des Himmels aus gesehen den Eindruck einer Mondkarte machen müßte. Die Karten verzeichnen natürlich nur größere Seeen. Bei einer Fahrt durch Schweden wird die Erscheinung dieser Wasserbecken, die uns anfangs überrascht, allmählich so gewöhnlich, daß wir sie ebenso wenig zählen als die Bäume in einem Forste. Immer liegen sie inmitten des meilenlangen Waldes, von Felshöhen umgeben, nicht von Gebirgen; immer den blauen Himmel wiederspiegelnd und den prächtigen Laubkranz; immer still und heimlich, verlassen und einsam wie ein totes Meer. An den Rändern wächst stets Rohr und Schilf, weiter beginnen die Mummeln (die Neckrosen, näckrosor) und zwischen den Pflanzen ragen in allen möglichen Größen dunkle Felsblöcke über die Wasserfläche wie ungeheure, ruhig aus dem Wasser schauende Frösche. Selten erblicken wir an einem solchen See ein Haus, das seine roten Wände in den Spiegel malt, niemals ein Segel, das die blaue Flut belebt. Nur hier und da steht ein zerbrechlicher Kahn an dem Gestade, mit welchem die Leute von drüben das frisch gemähte Gras holen, um es in der Nähe ihres Hofes auszustreuen und zu trocknen. An solchen Seeen ist es lautlos still und einsam. Zuweilen schaukelt sich eine Möwe über der Flut, ein Specht hackt an der Rinde eines Baumes, ein Eichhörnchen springt von Zweig zu Zweig, vielleicht zieht auch ein Habicht vorüber und nötigt die trägen Wildenten zu schwerfälligem Fluge. Ich habe daselbst vergebens auf den Gesang der Vögel, das heitere Spiel der schreienden Schwalben gewartet, die Natur ist hier immer schweigsam, selbst das geschwätzige Murmeln der Quellen fehlt oder verklingt ungehört in der unermeßlichen Waldwüste.

In diese stille, starre, scheinbar unbezwingliche Natur ist nun der Mensch getreten und hat sich ein Heim geschaffen. Zuerst hat er sich da angesiedelt, wo der Wald weite Ebenen bedeckte, wo dieser ein lund, kein skog war: bei Upsala, auf den reichen Fluren Ost- und Westgothlands. Aber er hat sich auch mitten in dem unheimlichen skog niedergelassen und als Pionier der Kultur den Unhold angegriffen. Der Boden, in Kulturländern von so hohem Preise, der Grund und Boden an sich hat in einem solchen skog keinen Wert; er erhält nur den, welchen der Mensch durch seine Arbeit ihm verschafft. Noch jetzt lassen sich Hunderte von Ansiedlern in den einsamen Wäldern nieder, erbauen eine Hütte und dringen von diesem Centrum nach der Peripherie, den Wald schrittweise bezwingend, ihn rodend und der Kultur öffnend.

Man denke in Betreff der Schwierigkeit hierbei nicht an amerikanische Ansiedler. In der neuen Welt gilt es nur, die Vegetation, den Baumwald zu bezwingen; in Schweden ist das Wegräumen der Bäume ein Leichtes — die Axt fällt sie oder das Feuer verzehrt sie; auch die dichte Pflanzendecke, der Filz, welcher den Felsboden einhüllt, wird durch Feuer unschwer entfernt, der Ansiedler sticht mit dem Spaten die Pflanzendecke ab, läßt die Stücke trocknen, häuft sie auf einander und zündet sie an. So verzehrt das Feuer das hindernde unfruchtbare Pflanzenwerk und läßt es in Asche zerfallen, die wiederum den Boden düngt. Dieses Verfahren heißt svedja, schwenden. Ist der Mensch so weit gekommen, dann erst beginnt die schwerste Arbeit für ihn: er hat den Felswald auszuroden. Hier genügt nicht mehr Spaten und Axt allein; Sprengungen durch Pulver sind erforderlich und unsägliche jahrelange Arbeit, bis endlich das Getrümmer entfernt, der Boden gereinigt und eine Ackerkrume geschaffen worden ist, in welche die Saat gestreut werden kann. Oft hat es den Ansiedler verdrossen, den durch Feuer zerstörten Wald ganz zu beseitigen; er läßt die Steinblöcke mitten im Erdreich stehen und streut die Saat oder setzt die Kartoffel dazwischen; oder er duldet auch die verbrannten Stümpfe und Stubben der Bäume, die nun halb verkohlt mitten unter dem frisch grünenden Getreide stehen und den sonderbarsten Anblick gewähren. Die ausgerodeten Felsbrocken aber häuft er sorgsam in einem Steinwalle (stendige) auf und umgiebt damit seine Ackerstücke, indem er sie dadurch gegen den Einbruch des Wildes oder der weidenden Herden schützt. Oft benutzt er auch die angebrannten Baumstämme zu einem Holzzaune (skidgård) und stellt zuweilen sogar den Holzzaun auf den Steinwall, um sich eines doppelt sicheren Schutzes zu erfreuen. So wohnt der schwedische Ansiedler in seiner Kathe auf freiem selbstgeschaffenem Boden, niemandes Herr, niemandes Knecht; ein beneidenswertes Los, so lange die Reinheit der Sitten währt und die Zufriedenheit des Gemüts.

Die Provinz Småland, eine der unfruchtbarsten und ärmsten des südlichen Schwedens, trägt fast ganz diesen beschriebenen Charakter zur Schau. Von Natur eine Waldwüste, ist sie durch Ansiedler hier und da kultiviert und hat davon ihren Namen erhalten. Småland bedeutet nämlich kleines

Land, kleine Landstückchen, jene Kulturstellen, welche wie Schönpflästerchen den Wald unterbrechen. Ihr Wert schien im Mittelalter so gering, daß sich weder Schweden, zu dem es immer gehört hat, noch das angrenzende Dänemark (Schonen und Blekingen) viel darum kümmern mochten. Es bildete sich hier eine Art von Freistaat armer Bewohner, unzugänglich und unangreifbar in ihrer Abgeschiedenheit, andererseits wenig beneidet von den Bewohnern der andern fruchtbaren Provinzen, bis die veränderte politische Lage auch sie in den Kreis des schwedischen Staatslebens zog. In dieser Waldwüste, in welcher die Linnaea borealis in üppiger Fülle gedeiht, erblickte im Jahre 1707 das Licht der Welt ein Kind, der einstige König im Reich der Pflanzen, der große Karl Linné. Die Eisenbahn läßt seinen Geburtsort Stenbrohult nicht weit zur Rechten, ein paar Meilen südlich von Wexiö.

Eine Fahrt vom Südende Schwedens bis zum Wettersee, in das Herz des weiten Reiches, zeigt uns den durchgehenden Charakter in seinen Haupterscheinungen. Erst das Schonen'sche Hügel- und Fruchtland, dann der unermeßliche skog, zuletzt eine Art Gebirgsbildung, mit Wald und Seeen, die südliche Barre vor dem Wettersee, welche die Eisenbahn zu übersteigen und zu durchschneiden hat. Doch kommen schon im nördlichen Teile von Schonen solche echt schwedische Bergzüge vor, die sich etwa hundert Meter über das mittlere Niveau des Hügellandes erheben und aus starrem Granit bestehen. Sie werden Aser (Einzahl ås) „Dachrücken" genannt, woraus die deutschen Bücher über Schweden ein unverständliches „Öser" gemacht haben. Wer den Dachfirst der schwedischen Häuser gesehen, die mit Rasen bedeckt sind und mit äußerst geringer Neigung zu beiden Seiten abfallen, wird den Vergleich nicht unrichtig finden. Solche åser ziehen sich vom Kattegat aus quer durch Schonen nach Südosten hin, unter verschiedenen Namen: Soderåsen, Linderåsen, Stenhufond &c. Der großartigste ist aber jener 200 m aufsteigende, „Kullen" genannte Höhenzug, welcher nördlich von Helsingborg wie ein ungeheurer Riesenfinger sich ins Meer erstreckt und auf seiner Spitze einen Leuchtturm trägt.

Außer diesen Granitrücken, die sich immer langgestreckt, tafelartig hinziehen, treffen wir noch eine andere mehr rätselhafte Erscheinung, gleichfalls lange Rücken, welche aber durch die Gewalt der Fluten gebildet sind und aus geschichteten Geröllagen bestehen. Wahrscheinlich sind sie zu einer Zeit entstanden, als Schweden noch vom Meer überflutet war. Jetzt ziehen auf ihrem Rücken Verkehrsstraßen dahin. Ein solcher Wall befindet sich zwischen Stenbrohult und Elmhult und wird der „Riesenrücken" genannt.

Alle diese Dach- und Riesenrücken, das ganze ungeheuerliche Gemisch des skogs hatte die Eisenbahn zu überwinden. Wer je auf dem Kamme des Riesengebirgs, namentlich auf den mit Granitblöcken bedeckten Spitzen, den Reifträgern, Sturmhauben &c. gewesen, kann sich eine ungefähre Vorstellung von dieser Felsnatur machen, wenn er sich das Grotesk-Wilde um das Dreifache vermehrt denkt und dazu die ganze Gebirgswüste mit dichtestem

Walde bedeckt. Hier waren breite Granitrücken zu durchbrechen, vor allem aber das unendliche — ich möchte sagen — Felsgestrüpp zu entfernen. Hier war ein Fluß zu überbrücken, dort ein Damm aufzuschütten, bald durch ein Thal, bald durch einen der Seeen. Wo sollte man aber die ausgerodeten Steinblöcke hinschütten oder gar nützlich verwenden? Wo die Erde hernehmen zu den Schüttungen, da Schweden zwar das an Steinen reichste, aber an Erde ärmste Land Europas ist? Die aus der Bahnlinie gerodeten und gesprengten Steine sind alle zu Steindämmen aufgehäuft, welche in ununterbrochener Linie die Eisenbahn auf beiden Seiten begleiten und nur zugleich einen Schutzwall gegen die angrenzenden Waldweiden der Bewohner bilden. Du fährst stundenlang, meilenweit auf der Bahn weiter, aber diese Steinwälle nehmen kein Ende; sie begleiten dich so stet und ohne Unterbrechung, wie der Telegraphendraht. Wo es aber notwendig war, zu den Bahnhöfen, Dämmen rc. Erde zu beschaffen, da blieb nichts übrig, als dieselbe mühsam zwischen und unter den Steinblöcken hervorzusuchen. Wir erblicken oft neben der Bahn ein Chaos von frisch durchwühlten Steinblöcken, die durcheinander geworfen ganz anders daliegen, als das sonstige Steinmeer. Das Unterste dieser Steinblöcke ist nach oben gekehrt, die Pflanzendecke fehlt ganz und das Bißchen Dammerde und Schutt, darauf die Blöcke lagen, ist fortgeschafft. Aus solchen durchwühlten Felsmeeren haben die Erbauer die Schutterde zu ihrer Eisenbahn genommen. Wie wir in Norddeutschland die Erde durchwühlen nach Steinen, so hat man hier die Steine durchwühlt nach Erde.

Die Fahrt durch das südliche Schweden ist bei aller Neuheit der Erscheinungen in hohem Grade ermüdend. Es sind stets dieselben Elemente: Fels und Wald, zuweilen ein blauer duftiger See. Nirgends jene Großheit der Natur, welche uns in den Alpen, in Norwegen, selbst schon im Harze fesselt; selten ein weiter Blick, eine Umschau über Thäler und Höhen. Wie der Natur das Siegel der Herbheit und Verlassenheit aufgedrückt worden, so fühlt sich der Geist in dieser Wüste, die nicht Wüste ist, in diesem labyrinthischen Durcheinander verlassen, gedrückt und zur Melancholie geneigt. In dieser Natur gewöhnt man sich, wie es Humboldt so schön ausdrückt, an den Gedanken, daß der Mensch nicht die Hauptsache in der Schöpfung sei. Und so ist auch dem eingebornen Schweden zu Mute. Hier wurzelt der Charakter des Volks. Der Gebildete, der s c h r e i b e n d e Dichter, sie können wohl die Schranke, welche ihnen die Natur gezogen, durchbrechen; sie ringen zum Licht, der Schein einer idealen Welt verklärt ihr Dasein; nicht so das Volk. Unendlich schwermütig, herb und unvermittelt klingt es aus seinen Liedern, wie eine einzige, nie verstummende Klage über das kurze schwere Erdenleben. Wenn jene Mollieder mit ihren strengen Übergängen, ihren eigentümlichen Rhythmen durch den stummen Wald oder über einen schweigenden See zittern, so ist es uns, als hörten wir nicht Menschenstimmen, sondern als klinge die Seele dieser tieftrauernden, in sich versunkenen Natur selber: wir glauben jene klagenden Laute zu vernehmen, welche durch das monotone Rauschen der Fichten tönen, wie der Seufzer eines gepreßten

Herzens. Wir verstehen die Lieder des Volks und die tiefe Klage in dem Refrain eines dieser Volkslieder:

„Mir däucht, schwer, schwer ist es zu leben!"

Aber wie der Geist des Menschen, und umnachtete ihn auch die tiefste Schwermut, doch eine Stelle hat, durch welche das Himmelslicht der Freude dringt, so hat auch der schwedische Wald eine Erscheinung, welche diese düstere Natur verklärt und sie verschönt; und das ist nichts weiter als eine unbedeutende, in unserem Vaterlande wenig beachtete Blume. Ich meine nicht die schöne Linnaea borealis, die einst ungetauft in diesen Wäldern stand, sondern das einfache Weidenröschen (Epilobium) mit seinen roten leuchtenden Blüten. Wohin wir schauen, überall entfaltet die Blüte ihre schönen, weit sichtbaren Blätter. Bald prangt sie mitten unter den wüsten Bäumen des skog, bald auf einsamem Felsblock. Sie scheint sich gern dem Menschen anzuschließen, denn sie folgt ihm immer, wohin er auch rodend, brennend, anbauend gekommen ist. Die Blume steht ebenso auf der Eisenbahn wie in dem Gärtchen der Bahnwärter, sie ziert die winzigen Kartoffel- und Bohnenbeete, die alle mit einem Steinwalle umgeben sind. Sie keimt noch aus den Rasenbrocken, welche auf die Steinwälle gelegt werden, sie steht mitten in den kleinen Roggenfeldern, dicht neben den halbverbrannten Stubben und dunkeln Steinblöcken. Wohin du blickst, die rote Blüte leuchtet dir immer entgegen. Aber die Schweden haben der Blume auch ein dankbares Herz entgegengebracht; sie haben sie so hoch geehrt, wie man eine Blume nur ehren kann, indem sie dieselbe immer nur blomman, die Blume nennen. Die Epilobiumblüte ist also dem Schweden der Repräsentant der ganzen Blumenwelt. Die andern nennt er bei ihren mannigfaltigen Namen, das Epilobium aber ist ihm einfach die Blume.

Stockholm und der Mälarsee.*)

Die schwedische Hauptstadt, auf zahlreichen Felseilanden des Mälar erbaut, dort, wo der See sich durch einen engen Ausgang in einen Busen der Ostsee ergießt, hat eine unvergleichlich schöne Lage, jene Verschmelzung des Großen und Erhabenen mit dem Anmutigen und Reizenden, wie sie den prachtvollsten Hauptstädten: Lissabon, Edinburgh, Genua, Neapel, Konstantinopel eigen ist.

Die Altstadt liegt auf jener nicht großen Insel, welche den Süßwassersee von dem Salzwasser der Ostsee scheidet, das bis in den Hafen vordringt. Alt-Stockholm ist dicht gebaut, hat schmale Straßen, aber ein großartiges prächtiges Königsschloß. Eine Brücke — Norrbro — führt auf das nördliche Seeufer, in den Stadtteil Nordermalm, 12mal größer als die ältere Stadt, mit schönen, breiten und ebenen Straßen. Der auf dem Südufer des Seees gelegene Stadtteil heißt Södermalm; seine Straßen steigen oft steil

*) Passarge a. a. O. Erinnerungen aus Skandinavien von Quarles van Ufford (Ausl. 1877, S. 94). Die Lage der europäischen Hauptstädte von J. G. Kohl.

an, er liegt auf sehr welligem Felsboden. Hinter der eigentlichen Stadt liegt Riddarholm (Ritterinsel), ein kleines Eiland. In der Riddarholmkirche befinden sich die Gräber Gustav Adolfs und Karls XII.

Wir waren — erzählt Passarge — auf der „westlichen Stammbahn" nach Stockholm gefahren und in dem Bahnhof von einem schwedischen Freunde herzlich bewillkommnet worden. Der Omnibus aus dem Hotel Rydberg hatte uns erst durch Södermalms steile Straßen geführt, dann über den Schleusenplan längs der Schiffbrücke an dem Schlosse vorüber nach Norrbro und dem mit Palästen eingefaßten Gustav-Adolf-Platz, dessen Standbild uns gleichsam befreundet entgegentritt. Vom Hotel hatten wir einen schönen Blick über diesen Platz auf Norrbro, das Schloß, Skeppsholm und den Hafen. „Kein Zweifel, wir waren in Stockholm!" Es war die märchenhafte Mälarstadt, welche sich vor meinen Augen ausbreitete mit ihren Inseln, Holmen und Buchten; hier der Mälar, dort die Salzsee, drüben das stolze Königsschloß, Kuppeln, Türme, Paläste, breite Straßen und Brücken, — Parke und Gärten, im Wasser schwimmend, alles glühend übergossen von den Strahlen der nordischen Abendsonne."

„An den Granitwänden des Blasiiholm lag eine Menge von Schiffen, die aus dem Norrland gekommen waren; die einen mit Holz beladen, welches klafterweise verkauft und am Ufer sofort aufgestapelt wird; die andern mit Heu und Kühen, die in langen Reihen auf dem Verdeck stehen, ruhig ihre Abendmahlzeit halten und dabei gemolken werden."

Der Blasiiholm war früher eine Insel. Auf seiner Spitze steht das neue Museum, ein Prachtbau Stülers im florentinischen Stil, ein würdiges Gegenüber des Schlosses, von dem es durch den Hafen getrennt ist. Dann kommt eine lange Brücke, die Skeppsbro, ursprünglich eine wirkliche Schiffbrücke, jetzt von Eisen erbaut. Indem wir sie überschreiten, werfen wir links einen Blick auf die Häusermassen des Ladugårdslands und die Bucht gleichen Namens, dann auf den Tiergarten mit seinen Villen und Prachtbauten, den beliebtesten Vergnügungsort der Stockholmer, den der holländische Reiseschriftsteller Quarles noch über den Wiener Prater stellt. So gelangen wir auf Skeppsholm, das im Mittel des Stockholmer Hafenbeckens gelegen, nach allen Seiten die herrlichsten Blicke verstattet, während das Holm selber mit seinen auf nackten Felsen stehenden Gebäuden und seinen schattigen Baumgängen als ein kleines rings abgeschlossenes Inselparadies daliegt, ein wahres „Lustholm", wie es zu Johannes III. Zeit genannt ward.

Wie Blasiiholm mit Skeppsholm, so ist dieses wieder mit Kastellholm verbunden, einer einzigen Felskuppe, auf welcher ein kleines Kastell steht, vor dem ein paar Kanonen dazu bestimmt sind, die einlaufenden Kriegsschiffe zu begrüßen. Hier liegt uns die „Tiergartenstadt" mit ihren Holzplätzen und Werften ganz nahe gegenüber. Weiter verfolgen wir die breite Wasserstraße, auf welcher die Schiffe hinaus in die Ostsee fahren, links begrenzt von der sorgfältig angebauten, mit Eichen, Gärten und Villen bedeckten Ebene des Tiergartens; rechts von der kahlen, steil aufsteigenden Felshöhe, welche sich



Stockholm.

von Södermalm östlich hinzieht und nur hier und da von einem Fabriketablissement oder einer Schiffswerft belebt wird. Wohin wir auch schauen, es ist ein immer neues Bild von vollendeter Hoheit und Schönheit.

Wir werden wohl an diese und jene durch imposante Schönheit berühmte Stadt erinnert, allein es will nicht recht passen, die Mälarstadt irgend einer an die Seite zu stellen; Stockholm ist einzig in seiner Art, denn nirgend berührt sich die Pracht und der Luxus einer Großstadt so nahe mit der nur halb bezwungenen starren Granitnatur des Urwaldes.

„Staden", die Altstadt, der Kern Stockholms mit ihrem langgestreckten Kai, dem Schloß und den Türmen ihrer Kirchen, mit ihrem Mastenwalde und der salzigen Flut erinnert uns an die Lagunenstadt im fernen Süden. Aber dicht dabei steigt Södermalm auf, die hochragende Felsenstadt und der Dom der Katharinenkirche. Fast senkrecht fallen die Felswände ab und baden ihren Fuß in dem Hafen. Gerade so tritt uns Genua entgegen, wenn wir uns auf leichtem Nachen dem Meer anvertrauen und unter seinen steilen Felsabhängen hinfahren, über welchen der Dom von Santa Maria di Carignano seine Kuppel in den Äther hebt. Das Strömparterre neben der Norrbro mit seinen lombardischen Pappeln und der Kai von Norrmalm lenkt den Flug unserer Einbildungskraft nach der Hauptstadt des Leman, nach Genf mit der Rousseauinsel und dem Kai des Montblanc. Der Tiergarten endlich und die weiteren Felshöhen im Osten erinnern uns halb an Hamburg, halb an die Bucht von Cattaro am Adriameer. Doch wir dürfen Stockholm weder das nordische Venedig, noch das baltische Genua, noch das Genf des Mälar nennen; die Königin des Mälarseees ist eben, wie jene genannten Städte auch, einzig in ihrer Art.

Ebenso einzig ist aber auch der Mälar. Dieser anmutigste See Schwedens bildet, wie Kohl in seiner bündigen Weise a. a. O. dargelegt hat, einen tiefen, breiten und langen Einschnitt in das Festland und greift, von Osten nach Westen gestreckt, beinahe 18 Meilen in dasselbe hinein. Die Hauptlinie seiner Ausdehnung steht senkrecht auf der Küstenlinie der Ostsee und auf dem langen Hauptkörper dieses Meeres; infolge dessen behält er möglichst viel Land an beiden Seiten. Sein Ostende ist dem Meere ganz nahe und mit diesem in so bequemer Verbindung, daß das Salzwasser zuweilen weit in den See hineindringt. Er selbst und die Meereswege, die zu ihm führen, sind tiefer, als es für Seeschiffe gewöhnlichen Tiefganges nötig ist. Die kleinen Kriegs- und Handelsfahrzeuge der alten Zeit vermochten fast in alle Winkel und Verstecke des Meeres vorzudringen. Man könnte ihn daher ebenso gut als einen Arm oder Busen des Meeres wie als einen Landsee betrachten. In dieser Hinsicht hat er auf der ganzen langen schwedischen Küste nicht seinesgleichen; er ist der einzige große Fjord, den Schweden besitzt. Seine zahlreichen Nebenarme, Busen und Inseln, sowie die Mündungen der vielen in ihn sich ergießenden Flüsse bieten eine Menge von Ankerplätzen und Häfen dar. Man könnte den ganzen See als den geräumigsten Naturhafen Schwedens bezeichnen.

Seine Ufer sind nur hier und da klippig und schroff. Er ist nicht so eng und durchweg in hohe Felsen eingeschnitten wie die Fjorde Norwegens. Vielmehr ist er großenteils von ebenen, zum Anbau einladenden und zur Ansiedlung bequemen Fluren eingefaßt. Die Provinzen, die ihn in etwas größeren Abständen umgeben, Upland im Norden, Södermanland im Süden, Westmanland im Westen, gehören zu den fruchtbarsten produktenreichsten Landschaften Schwedens. Herrliche Waldungen für den Schiffsbau sind in Fülle vorhanden. In geringer Entfernung nach Norden sind auch große Schätze des Metalls, an welchem Schweden reich ist, niedergelegt — in den berühmten unerschöpflichen Eisengruben von Dannemora.

Infolge aller dieser Umstände finden wir denn auch an den Ufern dieses Seees von jeher, soweit das Licht der Geschichte leuchtet, Schiffahrt, Handel, eine beziehungsweise dichte Bevölkerung und früheste Sammelplätze derselben. An einer nördlichen Ausbuchtung des Seees lag Sigtuna, die älteste Stadt Schwedens, nach deren Zerstörung Stockholm aufblühte und namentlich durch den Handel mit den deutschen Hansestädten erstarkte. Durch den nach dem Meere zu geöffneten Busen, der mit zahllosen kleinen Felseilanden („Schären") besetzt ist, führen zu den geschützten Häfen des inneren Seees mehrere Wege, die aber doch für größere Schiffe mitunter beschwerlich sind. Da überdies der Hafen Stockholms 5 Monate im Jahr mit Eis bedeckt ist, so ist man auf den Gedanken gekommen, an der Meeresküste einen großen Hafen anzulegen und diesen mit der Hauptstadt durch eine Eisenbahn zu verbinden. Doch zur Ausführung dieser Idee ist es noch nicht gekommen, da die Geldmittel fehlten.

Die Schiffahrt auf dem Mälar ist im Sommer sehr lebhaft. Außer vielen Segelschiffen wird sein Spiegel von mehr als 60 Dampfern durchfurcht. Da außer Stockholm noch 12 kleinere Städte und über 100 Kirchspiele, 200 Herrensitze, viele königliche Schlösser und zahllose Villen und Landgüter an dem Ufer des Seees liegen: so begreift man, daß in dem großen zum Teil öden Skandinavien das Becken des Mälar nicht seinesgleichen hat.

2. Bilder aus Norwegen. *)

Der Sognefjord. **)

Wir befanden uns auf der Hochstraße von Bergen nach Christiania. Die Fahrt von Vossevangen nach Vinje war ausnehmend schön. Zuerst folgten wir dem Fuße der äußerst nackten schwarzen Hügel, einem Teile der

*) Norwegen und seine Gletscher von James de Forbes (deutsch von Ernst A. Zuchold, Leipzig).

**) Fjord = Busen, Bai; Fjeld = Hochfläche.

Gebirgskette zwischen Vossevangen und Bergen, auf der zu Anfang August an umfangreichen Stellen Schnee lag. Bei Tvinde, der ersten Station, sieht man einen sehr schönen Wasserfall, von dort bis Vinje ist die Gegend wahrhaft entzückend — die größte Abwechslung von Grün, Wald, Flüssen und hier und da von kultiviertem Lande, im Hintergrunde Berge von überraschenden Formen. Ich wurde an die reizendsten Gegenden von Cumberland und Westmoreland erinnert. Als wir Vinje erreichten, war es unglücklicherweise schon dunkel.

Wir schliefen vortrefflich und setzten am nächsten Morgen die Reise nach Gudvangen fort. Wir erreichten die Ufer eines kleinen Seees und gelangten auf einen neuen, schön gebauten Weg, der uns an einem Abhange durch Wald und Schluchten führte und reich war an höchst malerischen Aussichten. Für das Auge des Geologen wurden diese noch interessanter durch das Vorkommen kristallinischer Gesteine von außerordentlicher Schönheit, durch welche der Weg seine Durchschnitte machte. Dieselben gehören zu der von Esmark sogenannten Noritformation, welche dem Gneis augenscheinlich untergeordnet ist, während der Feldspat darin rein weiß mit Quarz und schöner grüner Hornblende vermischt vorkommt, auch Granatkristalle von prächtiger Orangefarbe sich beigemengt finden, eine höchst auffallende Verbindung.

Bei Stalheim wird die Scenerie wilder. Wir befinden uns in dem obersten Teile des Näroedal, einer jener sonderbaren in Norwegen so gewöhnlichen Schluchten, auf beiden Seiten von senkrechten Felswänden in einer Höhe von vielleicht 500, ja selbst 600 m eingeschlossen, mit ebenem Thalgrunde aus Alluvialboden und an der Spitze plötzlich durch einen steilen, wenn auch nicht gerade abfallenden Abhang geschlossen. An diesem Abhange hinab ist der Weg in einer Reihe Zickzacks oder Windungen auf eine meisterhafte Weise in einer Entfernung von 250 m senkrechter Höhe angelegt. Auf beiden Seiten stürzen sich Wasserfälle hinab und tragen dazu bei, daß die Aussicht auf der entgegengesetzten Seite einen Anblick von wunderbarer Größe gewährt. Von dem Fuße des Abhanges bei Gudvangen aus an den Ufern des Näroe-Fjords ist der Weg fast ganz eben; denn die ganze Steigung beträgt auf einer Entfernung von einigen Meilen noch nicht 100 m. Die Gebirge erheben sich jedoch zu beiden Seiten in unveränderter Höhe; die Felsmassen zur Rechten steigen bis zu einer Höhe von 1500—1800 m an, während sich ein Wasserstrahl, der Keelfoß, von einer 600 m hohen Felswand herunterstürzt.

Bei der Ankunft in Gudvangen ist man sehr überrascht. Die Wände des Thales setzen sich ununterbrochen fort, aber die Alluvialebene macht dem von keiner Welle gekräuselten, fast süßen Wasser der Meeresbucht Platz, so daß der Wassersaum bis zur Thür des Gasthauses heranreicht. Nachdem wir das Mittagessen eingenommen, bestiegen wir ein Boot mit drei tüchtigen Ruderern und setzten die Fahrt im ausgedehnten Sogne-Fjord fort, von welchem der Näroe-Fjord eine der verwickeltsten Ausbuchtungen bildet. Das Wetter, welches glücklicherweise eine Zeit lang schön gewesen war, fing wieder

an zu drohen, und als wir das Boot bestiegen, fiel ein kleiner Regen. Dabei zogen ununterbrochen Wolken am Himmel herauf und setzten sich zuletzt an den Gipfeln der Felsen fest, welche meilenweit diese öde, ja schreckenerregende Gegend einschließen. Ich weiß nicht, welche Nebenumstände zu diesem Eindrucke beigetragen haben: doch hat sich meiner selten das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit so sehr bemächtigt, als hier. Mein Begleiter war in tiefen Schlaf versunken; die feuchte Luft ruhte still über dem Wasser, die Ruder schlugen in trägem Takte in die rabenschwarze, unergründliche Tiefe, während dieselbe auf beiden Seiten von senkrechten Felswänden eingeschlossen war, ohne den geringsten Abhang oder Raum am Fuße derselben, so daß auch nicht einmal eine Ziege daneben hätte klettern können. Die Gipfel, so hoch sie an sich waren, erschienen noch höher, da sie in den Wolken verborgen blieben, welche gleichsam ein nasses Dach über uns, mit dem Wasserspiegel unter uns korrespondierend, bildeten. So oben, unten und von beiden Seiten eingeschlossen, ruderten wir in der zunehmenden Dunkelheit und dem dichten Regen weiter, bis wir einige Befreiung erhielten, als wir in den weitern, obgleich auch noch finstern Aurlands=Fjord einfuhren, in welchem die See ein natürlicheres und bewegteres Ansehen annimmt. Man kann kaum begreifen, daß eine solche Fahrt einen Teil der regelmäßigen Reise zwischen Bergen und Christiania ausmacht.

Wir übernachteten in Lekanger, einem Landungsplatz auf der Nordseite des Sogne=Fjord, an einer Stelle, wo er Sy=Strand genannt wird. Welche Überraschung am andern Morgen, als sich das Wetter etwas aufgeklärt hatte! In einer Entfernung von zwei englischen Meilen zwischen der Kirche von Lekanger und dem Gasthause kamen wir an eine Reihe hübscher Wohnungen, mit prächtigen Obstgärten abwechselnd, vorüber. In dem Garten, welcher zur Predigerwohnung gehörte, standen Eichen und Walnußbäume von ausgezeichneter Schönheit. Nicht weit von Lekanger sahen wir völlig gelbe und anscheinend ganz reife Kornfelder, welche gegen das unreife Grün jener bei Bergen und Vost einen gewaltigen Kontrast bildeten. Es ist auffallend, daß das Innere des Sogne=Fjord, in der unmittelbaren Nachbarschaft der bedeutendsten Erhebungen Norwegens und seiner ausgedehntesten Schneefelder, hinsichtlich des Klimas weit schöner zu nennen ist, als die Küste mit ihren unaufhörlichen Regengüssen.

Flüsse und Wasserfälle.

Von allen Gegensätzen, welche Norwegen zu anderen Gebirgsgegenden darbietet, ist wohl die Häufigkeit fließender Gewässer das Überraschendste. Flüsse von hellem und funkelndem Grün brausen in den Thälern nach allen Seiten hin. Das Wasser stürzt über Felsklippen häufig in einem einzigen Strahl hinab, zuweilen und dann noch mehr Wirkung hervorbringend, hüpft es in einer Reihe einzelner Fälle, während es sich mehr und mehr ausbreitet, je tiefer es kommt, indem es für lange Zeit die Einbildungskraft

fesselt, welche verursacht, den sich mehr und mehr verästelnden und teilenden Wasserstrahlen zu folgen. Der dadurch verursachte Ton ist weniger ein Murmeln als ein Rauschen und Brausen, so zerteilt sind die Ströme und so zahlreich die mit Schaum bedeckten Felsabhänge, von einer üppigen Vegetation von Erlen und Birken überwölbt, welche keineswegs durch den heftigen Luftzug zurückgedrängt wird, der höhere Wasserfälle stets begleitet. Es spannen sich auch wohl einzelne Fäden schneeweißen Wassers an einem jähen Abhang von 600 m Höhe vom Fjelde bis zum tiefen Thale. Sie sehen so dünn aus, daß man sich wundert, wie sie in dem weiten Raume die Gleichförmigkeit und reine Weiße behalten können. Das Wasser zerteilt sich eben so wenig in der Luft, als es unter Felstrümmern verschwindet. Naht man sich aber diesen scheinbaren Fäden, so erstaunt man über ihren Umfang und ihre Masse, welche gewöhnlich so bedeutend ist, daß man unterhalb des Wasserfalles nicht von einem Ufer zum andern gelangen kann.

Der Ursprung solcher Wassermenge erklärt sich aus der eigentümlichen Bildung der Oberfläche des norwegischen Gebirgslandes. Die Berge bilden weite, flache Plateaus; die Thäler sind tief und entfernt von einander gelegen. Die Oberfläche der ersteren nimmt den Regen auf und sammelt ihn, worauf er in den schmalen Kanälen der letzteren abfließt. Da sich die Thäler selten in Zweige teilen, sondern gewöhnlich einer Richtung folgen, und da sie ferner von den Fjelden gänzlich durch steile und jähe Felswände getrennt sind, so folgt daraus, daß der einzige Fluß, welcher durch solche Thäler strömt, das Wasser weiter Flächen in sich sammelt und hauptsächlich von Bächen genährt wird, welche einen langen Lauf über die Fjelde machen und sich zuletzt in Form von Wasserfällen zu jenem in das tiefe Thal hinabstürzen. Das System läßt sich in einfacher Weise vergleichen mit dem Dach der Häuser einer altmodischen Stadt, welches das Regenwasser in Rinnen sammelt, woraus es durch eine lange, nach der Straße hin vorstehende Röhre auf diese hinabstürzt.

Doch ist noch ein anderer Grund der überraschenden Wassermenge zu beachten. Der Regenfall ist für einen großen Flächenraum Norwegens bedeutend, wenn nicht geradezu übermäßig zu nennen. Auch ist er ohne Zweifel auf den Fjelden noch stärker, als in den Thälern des Innern. Die Oberfläche der Hochebenen ist während zwei Drittel des Jahres mehr oder weniger mit Schnee bedeckt. Während dieses Zeitraums sind die Flüsse in vielen Fällen fast trocken, die Wasserfälle verschwunden. Die bedeutenden Schneeanhäufungen des Herbstes, Winters und Frühjahrs werden durch die anhaltende Wärme der langen Sommertage getaut. Nur zu dieser Zeit werden die inneren Teile Norwegens besucht, und wir haben dann die großen Wassermassen gerade in dieser kurzen Zeit vor Augen. Ohne Zweifel sind in den Alpen ähnliche Ursachen wirksam, jedoch die verhältnismäßige Seltenheit von Wasserfällen erklärt sich dort durch den vollständigen Mangel an Hochebenen und den Charakter der Thäler, welche bis ins Unendliche verzweigt sind. In den Pyrenäen, welche mehr durch Gebirgsrücken oder

Ketten charakterisiert sind, kommen Wasserfälle zwar zahlreicher vor, jedoch sind sie weit weniger imposant als in Norwegen.

„Die Gårds."

Da die Oberfläche des Landes fast aus lauter unfruchtbaren Hochebenen besteht, und die Thalgehänge außerordentlich steil, zuweilen senkrecht abfallen, können sich keine Dörfer ausbreiten. Mit Ausnahme von Lillesammer am Mjösen-See sind wir keinem Platze begegnet, der verdient hätte, ein Dorf genannt zu werden, seitdem wir Christiania verlassen. Dagegen trafen wir auf einzelne Häuser, höchstens zu zwei bis drei vereinigt, von mehreren Familien bewohnt. Dies macht einen „Gård" (sprich Goard) aus, und ist gewöhnlich als Grundeigentum einem Bauer gehörig, der sich auch wohl nach dem von ihm besessenen oder bewohnten Gård selber nennt, wie dies in den schottischen Hochlanden gleichfalls Gebrauch ist.*) Der Gårdbesitzer fühlt sich als Edelmann und verachtet den „Huusmann", den bloßen Häusler; Ehen zwischen den Kindern beider gelten als Mißheiraten. Unser Wirt im Tofte behauptete mit stolzem Selbstgefühl, ein Nachkomme Harabd Harfagars, eines der ältesten kleinen Könige Norwegens, zu sein.

Die Häuser der Gårds sind meist blockhausähnlich von Holzstämmen aufgeführt; die Mehrzahl derselben ist niedrig, von Rauch geschwärzt, mit Rasen gedeckt, ohne Öfen, welche Kamine ersetzen. Die reichen Bauern haben Häuser, welche den Wirtshäusern gleichen, die von wohlhabenden Schweizerbauern in jenen Dörfern unterhalten werden, die nicht auf der Touristenstraße liegen. Auf Porträts und Erbstücke der früheren Generationen wird viel gehalten.

Getrennt von der übrigen Welt pflanzt sich bei ihnen alte Sitte unverändert fort. Seit vielen Jahrhunderten ist die Ruhe in diesen Thälern selten und nur vorübergehend gestört. Das abgeschlossene Dasein hat selbst den Stamm in seltener Reinheit erhalten. Diese einsamen Wohnplätze enthalten wenig, was die Raubgier herrschsüchtiger Großen reizen könnte, daher ist das Feudalsystem niemals in Norwegen aufgekommen. Schweden hat einen uralten mächtigen Adel, Dänemark einen zurückgedrängten, Norwegen gar keinen.**)

---

*) Gård (englisch garden) bedeutet Umzäunung, eine Einfriedigung, einen Landsitz. Nicht zu verkennen ist der Zusammenhang mit dem griechischen χόρτος, dem germanischen Garten, dem gotischen Gards (nach Jac. Grimm von gairdan, cingere — gürten), eben so wenig als die Verwandtschaft mit dem slavischen grad, grod und dem persischen gerd, gird, Umkreis, Kreis; dann auch fürstlicher Landsitz, Schloß oder Stadt. Alex. v. Humboldt, Kosmos I, S. 387 und 388.

**) Steffens, die gegenwärtige Zeit II, S. 419 ff.

Heu- und Kornernte in Norwegen.*)

In einem Lande wie Norwegen, welches eigentlich nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, besitzt, muß man „Heu machen, während die Sonne scheint". Der Frost bleibt gewöhnlich vom Oktober bis zum Mai oder bis zum Anfang Juni in der Erde, und kein vorübergehendes Tauwetter vermag die Oberfläche des Bodens zu durchdringen, wenn dieselbe einmal festgefroren ist. Häufig tritt der Winter so schnell ein, daß die Früchte nur mit genauer Not eingeerntet werden können und keine Zeit zum Pflügen übrig bleibt. Hat die Sonne aber im Frühling einmal das Eis gesprengt, so ist sie durchaus nicht blöde und ruft mit lauter Stimme die Kräuter und Pflanzen hervor. Ein zweifelhafter Sommer bringt dem Landmann sicher Verlust, denn die schöne Jahreszeit ist so kurz, daß jeder verlorene Tag nicht zu ersetzen ist. Selbst in gewöhnlichen Jahren wendet der Ackerbauer manche kleine Kunstgriffe an, welche in mehr begünstigten Ländern nicht allein unbekannt, sondern auch unnötig sind.

Die Heuernte dauert vom Ende des Juli bis zum Ende des August oder Anfang des Septembers; alle arbeitsfähigen Hände sind dann in Anspruch genommen, und das Pferd, welches der Postreisende verlangt, wird nur mit Murren und Grollen hergegeben. Die Wiesen gleichen den englischen nicht; das niedrige Gras ist dick mit Unkraut und wilden Blumen durchwachsen. Weiber sowohl wie Männer sind mit Mähen beschäftigt; das geschnittene Gras wird gemeiniglich auf besondere Gerüste im Felde gelegt, damit es von jedem Sonnenstrahl und Lüftchen Vorteil ziehe. Sobald dasselbe trocken genug ist, wird es auf Heuschleifen eingefahren — Karren, welche einer auf hölzernen Schlittschuhen ruhenden Krippe gleichen und hinten zwei kleine Räder von der Größe eines Tellers haben. Diese vermögen nur eine geringe Ladung fortzuschaffen und kontrastieren sehr mit den großen englischen Heuwagen.

Das Heu wird nicht in Schobern aufgestapelt, sondern es wird auf den Boden der großen Scheune gebracht, welche einen Teil jeder Hausstätte bildet. Man schafft es vermittelst einer geneigten Ebene hinauf, die gewöhnlich von kreuzweise gelegten Stämmen gemacht und so stark ist, daß Pferde und Karren dieselbe passieren können. Auf der Höhe angelangt, wird das Heu abgeladen und auf dem Boden über dem Stall niedergelegt. Zur Ernährung des Viehes während des langen Winters heimst man nicht allein Heu und Stroh ein, sondern auch noch die Blätter verschiedener Bäume, z. B. die der Erlen und Pappeln, welche zur Ergänzung der übrigen Vorräte dienen. Wenn der Herbst herannaht, sieht man Weiber und Kinder überall beschäftigt, die Blätter von jenen Bäumen abzustreifen und in Bündeln auf dem Kopfe heimzutragen. Für die Erlaubnis, auf diese Weise ihre Wintervorräte zu vermehren, bezahlen manche Leute den Eigentümern sogar einen gewissen Zins.

*) Nach dem Englischen von Dr. Ed. Zill.

Unmittelbar auf die Heuernte folgt die Kornernte. Weizen wird wenig gebaut; nur hier und da erblickt man kleine Felder mit dieser Getreideart, die aber meist sehr dünn und ärmlich wächst, so daß die Kosten des Bestellens kaum gedeckt werden.*) Gerste, Roggen und Hafer sind die Feldfrüchte, die am meisten gebaut werden. Beim Mähen entwickeln die Frauen fast eine eben so große Thätigkeit als die Männer. Um so viel Stroh als möglich zu gewinnen, schneidet man die Halme unmittelbar über der Erde ab. Nachdem die Schwaden einige Tage gelegen haben, werden sie zum Trocknen und Nachreifen aufgestapelt, jedoch nicht ganz in derselben Weise wie das Heu. Das ganze Feld ist in regelmäßigen Zwischenräumen mit starken, etwa 3 m hohen Pfählen besetzt; diese werden von oben bis unten mit Garben bebunden, und zwar so, daß die Spitzen derselben sich sämtlich nach Süden der Sonne zuneigen. Diese Einrichtung verleiht einem Kornfelde ein höchst seltsames Aussehen, namentlich gegen abend, wenn die Sonne sich dem westlichen Horizonte nähert und die Pfähle nun lange Schatten werfen; es ist, als ob auf den Feldern Riesen Wache hielten. Mitunter muß das Getreide noch ganz grün abgemäht werden. Man hängt es wohl auch auf horizontal gelegte Balken, welche durch ein Dach teilweise vor der Kälte geschützt sind, während der Wind frei durch das Gebäude streichen kann. Nicht selten schlagen alle diese Mittel fehl, wie im Herbst des Jahres 1851, wo der Roggen sehr feucht und grün blieb, und der Genuß dieses unreifen Korns manche Krankheiten verursachte.

Den Hafer benutzt man vielfach zur Bereitung von Fladbrot (Fladenbrot), welches viel Ähnlichkeit mit dem schottischen Haferkuchen (Bannodi) hat. Man rollt einen Teig aus Hafermehl so dünn als möglich auf, legt die einzelnen Fladen auf eine runde eiserne Platte und röstet sie etwa fünf Minuten lang auf einem hellen Holzfeuer. Nur die Reicheren essen Roggenbrot; Hafer- und Gerstenbrot sind verbreiteter, in Hungerjahren muß auch Rindenbrot aushelfen.

3. Hammerfest, die letzte Stadt im europäischen Norden.**)

In einer Bucht von Qualö (Walfischinsel) auf der rechten Seite, wenn man aus dem offenen Meere kommt, bemerkt man fünf bis sechs Häuser an die Felsenwand gebaut, überragt von einem hölzernen Kirchturme und durch zwei friedliche Kanonen, in denen die Vögel nisten, verteidigt. Dies ist Hammerfest, die letzte Stadt des Nordens, der Endpunkt des Telegraphen. Sie ist größer, als man auf den ersten Anblick glauben sollte, mehr als die Hälfte ihrer Wohnungen liegt in einem Thale versteckt, und wenn man an

*) Die äußerste Nordgrenze des Weizens ist 57°.

**) Aus Marmiers „Lettres sur le Nord“.

einem Sommermorgen den felsigen Berg besteigt, der sie beherrscht, so öffnet sich den Blicken ein großartiger Anblick. Am Fuße des Berges liegt die Stadt mit ihren hübschen Kaufmannshäusern, ihren roten Magazinen und ihren Fischerhütten, die sich wie ein Gürtel am Rande des Wassers hinziehen, mit ihrem Hafen, der in einem Kreis von Hügeln eingeschnitten und mit Barken und Handelsfahrzeugen bedeckt ist; — weiterhin auf der andern Seite der Bucht von Fuglenäs, einer schmalen Landzunge, auf welcher sich ebenfalls einige Wohnungen erheben, erblickt man das Meer, auf dem die große karierte Flagge des norwegischen Schiffes weht, und in der Ferne die Gebirge von Sarö mit ihren ausgezackten und ewig beeisten Gipfeln.

Seit dem Anfange des Mittelalters erscheint der Name Hammerfest in den Handelsannalen der Finnmark. Es war damals nur eine Gruppe von Hütten; aber der sichere und bequeme Hafen war den Kaufleuten von Bergen schon bekannt, ebenso den russischen Fischern, welche bald sich damit begnügten, hier ihre Netze ins Meer zu werfen, bald an den Küsten das Handwerk von Piloten übten. Der während eines Jahrhunderts monopolisierte Handel von Finnmark brachte die Bevölkerung jener Gegend in eine Art Sklaverei und stürzte sie in das tiefste Elend. Im Jahre 1789 begriff die dänische Regierung endlich die traurigen Folgen des Vertrags, welchen sie mit einer habgierigen und grausamen Gesellschaft geschlossen hatte. Der Handel wurde wieder frei, und Hammerfest empfing zu gleicher Zeit die Privilegien einer Kaufmannschaft. Nach der Meinung derer, welche diesen Regierungsbefehl von 1789 ausstellten, sollte die Stadt einen reißenden Aufschwung nehmen. Man glaubte, sie sei bestimmt, der Mittelpunkt des Handels im Norden, dessen Niederlage zwischen Finnmark und Archangel zu werden; aber diese Hoffnungen verwirklichten sich nicht; Hammerfest blieb lange Zeit nur ein Anlegeort und nichts mehr. Leopold von Buch, welcher es im Jahre 1810 sah, entwirft davon ein trauriges Gemälde; die ganze Stadt — sagt er — besteht aus neun Wohnungen und hat nicht mehr als 44 Einwohner, worunter der Pfarrer, vier Kaufleute, ein Schullehrer und ein Schuhmacher. Man findet da keine Lebensmittel, nicht einmal Brennholz.

Binnen dreißig Jahren war aber der Ort schon so emporgekommen, daß er 80 Häuser mit 400 Einwohnern zählte, und gegenwärtig hat er 1200 Einwohner, mehrere große Magazine, zwei Wirtshäuser, die den Namen Hotel tragen, Handwerker und Fabriken, ja selbst ein Billard. Dieser Fortschritt ist durch die Betriebsamkeit der Kaufleute geschehen, und Kaufleute bilden die ganze Aristokratie dieser Gegenden. Diejenigen unter ihnen, welche das Glück haben, Konsularagenten eines fremden Landes zu heißen, genießen eines unermeßlichen Privilegiums. Man giebt ihnen den Titel „Konsul", und ihre Gattin, anstatt sich bloß einfach „Madame" rufen zu lassen, wird „Frue" genannt. Im Alltagsleben ist die Auszeichnung des Konsuls eine Stickerei; bei wichtigen Gelegenheiten hat er den Vorrang vor allen übrigen Kaufleuten. Der Prediger ist zu bescheiden, um einer so vornehmen Würde nicht zu weichen. Der Zollaufseher allein mit seinen gold=

gestreiften Pantalons und mit seiner stets durch eine anspruchslose Tresse gezierten Mütze könnte den Rang streitig machen.

Im Sommer bietet die kleine Stadt Hammerfest ein heiteres und belebtes Gemälde dar; sie sieht im Verlauf einiger Monate fast 200 Fahrzeuge, teils norwegische, teils fremde, ankommen. Die einen freilich fahren nur durch den Fjord, um sich nach Archangel oder Tromsö zu wenden; andere gehen von Insel zu Insel, ihre Ladung voll zu machen, aber eine große Anzahl bleibt hier. Sie bringen Mehl, Hanf u. s. w. und nehmen als Austausch Fische, Thran, Renntierhäute, Eiderdunen, Füchse und Erz mit fort. Hammerfest ist die Hauptstadt von ganz Westfinnmark. Sie zieht den größten Teil der Produkte des Landes, von der Jagd nämlich und vom Fischfang, an sich, und verbreitet im einzelnen die fremden Bedürfnisse, welche sie empfangen hat, in die verschiedenen Kauforte des Distrikts.

Die Russen kommen in großer Anzahl in die Stadt. Kaum sieht man jährlich zwei oder drei schwedische, dänische oder deutsche Briggs; aber jeden Tag führt der günstige Wind mehrere Bodjes heran. Dies sind kurze Fahrzeuge von drei Masten, die Mehrzahl so abgenutzt und alt, daß man sie kaum für fähig hält, einem Sturme zu widerstehen. Die kleinsten davon haben nicht einmal Nägel; von vorn bis hinten sind die Planken mit Hanf zusammengebunden. Man erzählt, daß, als einst der Kaiser von Rußland eines von diesen Schiffen in den Hafen von St. Petersburg kommen sah, ihm dasselbe so auffiel, daß er es für die Folge von jedem Zoll befreite. Mit diesen gebrechlichen Fahrzeugen, welche einen Matrosen von Portsmouth erschrecken würden, umschiffen die Russen das Nordkap und dringen in alle Buchten des Eismeers. Während die einen den Handel mit den Finnmarken ausbeuten, begeben sich die andern auf die Fischereibänke. Geschickter und thätiger als die Norweger, haben sie oft ein mit Fischen reich beladenes Boot, wo ihre Konkurrenten nur ein halbleeres Netz herausziehen. Es ist ihnen zwar verboten, auf eine Meile von der Küste zu fischen, aber sie überschreiten täglich die Grenzen, welche ihnen gezogen sind. Durch Beharrlichkeit ermüden sie die Aufmerksamkeit derer, welche sie überwachen sollen. Im Osten, im Westen, im Norden, von allen Seiten umringen sie die Küste von Finnmark; ohne Aufhören kehren sie wieder.

Neben den russischen Fahrzeugen erscheint die ärmliche Barke des Finnen, welcher dem Kaufmann die Fische bringt, die er mühsam in mehreren Monaten gefangen hat, um einen Teil seiner Schulden in Ordnung zu bringen. Auf dem aus Holz gebauten Umgang, welcher die Magazine umgiebt, bemerkt man alle Arten von Trachten, sowie man alle Sprachen des Nordens hier sprechen hört. Der Kaufmann ist daselbst immer auf dem Platze und beschäftigt, die Mütze von Fischotter auf dem Kopf, die Feder hinter dem Ohre, von seinem Comptoir zur Niederlage und von da wieder zurücklaufend. Jetzt ist die Zeit der Arbeit. Von diesen drei oder vier Monaten seiner Berechnungen und Schreibereien hängt der Erfolg des ganzen Jahres ab. Da fertigt er Fahrzeuge nach Spitzbergen und Fischladungen nach Spanien und

Portugal ab. Der ganze Tag vergeht in einer ununterbrochenen Kette von Geschäften; nur abends bei der Punschbowle wird geplaudert. Dann überlassen sich diese braven Kaufleute mit Lust ihren Herzensergießungen, ihren gastfreundschaftlichen Gewohnheiten, und wenn ein Fremder unter ihnen ist, so haben sie für ihn eine Güte und Zuvorkommenheit ohnegleichen.

Wenn man durch die wogenden Nebel und die dichten Wolken, welche gewöhnlich den Himmel von Hammerfest verschleiern, plötzlich einen schönen Sonnenstrahl dringen sieht, wenn die Gebirge der Inseln mit ihren bläulichen Rändern und ihren schimmernden Gipfeln in der Ferne erscheinen, wenn das Meer, welches kein Wind in Bewegung setzt, wie ein silberner See sich zwischen der Stadt und dem Felsen ausbreitet, so ist das ein schönes, poetisches Schauspiel. Eines Abends im Monat August habe ich von der Höhe dieses wie eine Turmspitze aufsteigenden Piks die Sonne, im ersten Augenblick durch eine leichte Wolke verhüllt, um Mitternacht in all ihrer Pracht sich erheben sehen. Das ganze Meer erglänzte im Lichte; die Gebirge hatten eine Färbung von Azur, gleich den fernen Horizonten der südlichen Gegenden, und die Sonne, zwischen den Hügelwänden in ihrem Bette von Granit wie eingeschlafen, glich einer kristallenen Schale. Sobald diese schönen Tage erscheinen, entsteht in der ganzen Stadt eine große Bewegung. Jeder will das so seltene, so eilig fliehende Schauspiel genießen. Aber diese Tage der Erheiterung sind nur spärlich; ein dunkler Nebel verhüllt das Blau des Himmels; der Frost beginnt mitten im schönsten Sommer, bald verschwinden die fremden Schiffe eines nach dem andern, die Warenhäuser werden geschlossen, die Geschäfte hören auf, alles wird still.

Der Winter ist da. Und welch ein Winter! Nächte ohne Ende, ein schwarzer Himmel, ein gefrorener Erdboden. Während im Sommer der längste Tag eine Länge von $2\frac{1}{2}$ Monat erreicht, muß man im Monat Dezember sich um 12 Uhr des Mittags ganz nahe ans Fenster stellen, um einige Zeilen zu lesen. Vom Morgen bis zum Abend ist die Lampe in allen Häusern angezündet, und keine Freude giebt es mehr, kein Leben, keine Neuigkeiten. Die Post, die dreimal monatlich ankommen soll, erscheint nur noch zu unbestimmten Zeitpunkten. Die, welche die schwedischen Gebirge passiert, ist oft durch die Nacht und die schlechten Wege aufgehalten; die von Drontheim übers Meer stößt auf noch größere Hindernisse. Die Stadt ist jetzt, wie eine Welt für sich, vom ganzen Erdboden getrennt. Die armen Menschen, welche sie bewohnen, suchen dann alle möglichen Mittel hervor, um sich zu zerstreuen. Sie haben einen Verein gebildet, um sich dänische und deutsche Bücher zu verschaffen. Sie versammeln sich des Abends bald bei dem einen, bald bei dem andern, wenn die Schneewirbel sie nicht verhindern, auszugehen. Sie trinken Punsch, sie rauchen, sie spielen Karten. Selbst die wissenschaftlichsten unter ihnen müssen sich auf jene Zeitvertreibe beschränken; denn anhaltend beim Lampenschein zu lesen oder zu schreiben ist unmöglich. Eines ihrer größten Vergnügen ist, wenn bisweilen der Himmel sich aufklärt, die langen norwegischen Schneeschuhe von Holz anzuschnallen

und über die Felsen und Gebirge zu laufen, an denen die Schneemassen alle Unebenheiten ausgeglichen haben.

Gegen Ende des Januars beginnen sie am Horizont die ersten Lichtblicke der Sonne zu suchen, welche sie so lange geflohen hat. Anfangs unterscheidet man in dem düsteren Gewölk nur einen rötlichen Schein, aber dies ist das wohlbekannte Zeichen, das alle freudig begrüßen: es ist der Vorbote der Sonne, welche im Begriff steht, Erde und Menschen wieder zu beleben. Der erste, welcher das frohe Zeichen erblickt, verkündet es mit lauter Stimme, und jedermann läuft auf den Hügel. Dieser Tag ist ein Festtag in allen Familien. Nach und nach vergrößert sich der rote Schein; die unbestimmte Linie wird zu einer breiten Scheibe, welche die Wolken durchzieht, von Woche zu Woche sich mehr über den Horizont erhebt und da verweilt, bis sie drei Monate hintereinander den Nordmenschen leuchtet.

---

4. Der Lappe und das Renntier.*)

Die Lappen der Finnmark**) können als die echtesten Proben von dieser besonderen Menschenart angesehen werden. Die Fortschritte der Gesittung, die Ausdehnung des Ackerbaues und andere Gewerbe beeinträchtigen wesentlich die Rechte und beschränken die Freiheit eines Volkes, welches noch in dem ursprünglichen Zustande des Hirtenlebens verharrt. Vor Zeiten zogen die Lappen in einem großen Teil der skandinavischen Halbinsel ungehindert umher, jetzt verengert jeder Tag ihre Grenzen und bringt sie den übrigen Einwohnern näher. Der Lappe, welcher unter dem fortschreitenden Einflusse der Urbarmachung lebt, kann also als eine Art Mischling betrachtet werden, dessen ganzes Wesen durch den Verkehr mit den Ansiedlern in hohem Grade verändert wurde. Dies ist mit den Lappen der Finnmark nicht der Fall. Die natürliche Unfruchtbarkeit ihrer Felder wird sie immer gegen ähnliche Angriffe auf ihre Freiheit schützen; ihre kahlen Gebirge bieten keine Versuchungen, keine Hoffnungen dar, daß der Ackerbau sich bis dahin erstrecke; nach Verlauf von Jahrhunderten werden sie wahrscheinlich noch dasselbe sein, was sie jetzt sind: rohe, ungebildete Menschen mit einem natürlichen Widerwillen gegen das civilisierte Leben und heftiger Liebe zur Freiheit, welche ihnen die wilden Gebirge von Kindesgebeinen an geben.

In allen Teilen des schwedischen und russischen Lapplands giebt es eine

---

*) Ein Winter in Lappland und Schweden. Von Arthur de Capell Brooke. (Aus dem Englischen übersetzt.)

**) Die Finnmark, welche den nördlichsten Teil der wilden weiten Gegenden bildet, die den Schweden und Norwegern unter dem Namen Lappmark, und südlicheren Nationen unter dem allgemeineren Namen Lappland bekannt sind, bildet das äußerste Ende von Norwegen, wozu sie gehört.

Anzahl armer Lappen, Skogslappar — Waldlappen — genannt, welche meist in den Waldgegenden wohnen, und deren Renntierherden zu klein sind, um sie in den Stand zu setzen, auf den Gebirgen zu leben und von ihren Tieren allein ihren Unterhalt zu ziehen. Während des Sommers leben sie unter Zelten; allein bei Annäherung des Winters errichten sie sich eine dauerhaftere Wohnung von Rasen und Erdschollen. In letzterer Zeit bleiben sie an demselben Ort und leben teils von ihren Herden, teils von der Jagd auf Wildbret, wovon es einen Überfluß giebt, und dessen beständige Verfolgung sie zu sehr geübten Bogenschützen macht.

Lappländer dieser Art sind in dem norwegischen Lappland unbekannt, da das Land viel Gebirge, aber wenig Wälder hat. Die Lappen in der Finnmark können in zwei Klassen geteilt werden: die Fischer- oder Uferlappen und die Renntier- oder Berglappen, welche Sommer und Winter herumziehen, keine andere Wohnung als ihre Zelte haben und in ihrem ganzen Wesen das Bild nordischer Nomaden bieten. Von diesen sollen einige charakteristische Züge hier mitgeteilt werden.

Die Lebensweise des nomadischen Lappländers im Sommer weicht gänzlich von der im Winter ab. Die Ursachen, welche diese Menschen bewegen oder vielmehr zwingen, ihre weiten und alljährlichen Wanderungen aus den inneren Teilen Lapplands nach der Küste zu unternehmen, sind dringend genug, wie sonderbar sie auch scheinen mögen. Im Sommer sind die inneren Teile von Lappland, namentlich dessen grenzenlose Wälder, von verschiedenen Arten Mücken und anderen Insektenarten so heimgesucht, daß kein Tier ihren unaufhörlichen Verfolgungen entgehen kann. Große Feuer werden angezündet, in deren Rauch das Vieh die Köpfe hält, um den Angriffen seiner Feinde zu entgehen. Die Eingeborenen selbst sind genötigt, ihre Gesichter mit Teer zu beschmieren, als das einzige Schutzmittel gegen das Stechen und Beißen derselben. Kein Tier leidet indessen mehr als das Renntier von den größeren Arten der Insekten (Oestrus tarandi), da sie es nicht allein durch ihr Stechen unaufhörlich plagen, sondern auch ihre Eier in die Wunde, die sie auf der Haut machen, niederlegen. Wollte sich der Lappländer in den Monaten Juni, Juli und August in den Wäldern aufhalten, so liefe er Gefahr, den größten Teil seiner Herde zu verlieren; die Tiere würden auch von selbst auf die Gebirge entfliehen, um nicht von der großen Wespe gestochen zu werden.

Aber noch andere Gründe treiben den Lappländer an, nach den Gebirgen, die über die Küsten von Norwegen und Lappland hervorragen, zu ziehen. Während des Winters hat er von den Renntieren, die er zu seinem und seiner Familie Unterhalt geschlachtet, eine große Anzahl Häute und Geweihe aufgehäuft; vielleicht hat er auch Gelegenheit gefunden, einige Bären zu erlegen; auch mag er einige Fuchs-, Vielfraß- und Marderfelle gesammelt haben. Die Federn von den Berghühnern, die er schießt oder in Schlingen fängt, werden ebenfalls aufbewahrt. Alle diese Dinge sind für ihn wichtige Handelsartikel, und indem er dieselben an die Kaufleute der Küsten vertauscht,

wird er in den Stand gesetzt, sich andere Waren zu verschaffen, die er im Winter braucht, als: grobes Tuch, Mehl, Pulver und Tabak.

Was den Lappen ferner an die Küsten treibt, ist das Salzwasser der See, das seine Renntiere notwendig einmal des Jahres trinken müssen. Sobald die Renntiere das Meer zu Gesicht bekommen, eilen sie in vollem Lauf samt und sonders auf dasselbe zu und schlürfen das Wasser wie einen Labetrunk, obwohl man sie später nicht mehr davon trinken sieht. Man erzählte mir, dieses Trinken sei sehr wirksam zur Vernichtung der Larven der großen Wespe, welche ihre Eier in die Haut des Tieres legt, bevor es die Wälder verläßt. Der Instinkt treibt es zu diesem Heilmittel hin.

Mit dem Anfange des Juni fängt der Lappländer seine Wanderung an. Der Boden ist um diese Zeit gewöhnlich vom Schnee befreit, folglich fährt er nicht länger auf Schlitten. Er läßt daher diese samt allen seinen Wintergerätschaften zurück, als eine zu große Last auf seinem Sommerzuge, und verwahrt sie in dem Vorratshause, das fast jeder Lappe in der Nähe der Kirche besitzt, die im Winter den Mittelpunkt ihres Aufenthaltes bildet.

Der Weg, den er zurücklegen muß, wechselt von 2—300 (engl.) Meilen, je nach der Lage der Küste, die er aufsucht. Die Gesundheit und Sicherheit der Herde ist der Gesichtspunkt, nach welchem die Gegend ausgewählt wird; die Bequemlichkeit des Menschen kommt hierbei nicht in Betracht, da dieser ganz von seinen Renntieren abhängt. Die vielen Inseln an der westlichen Küste von Norwegen und Lappland werden als Sommeraufenthalt vorgezogen, sowohl wegen der frischeren Luft, als der größeren Sicherheit, die sie gegen Wölfe und Bären gewähren. Wenn diese Raubtiere auch, durch den Geruch der Renntiere angezogen, gelegentlich hinüberschwimmen, so werden sie doch alsbald von den wachsamen Lappen bemerkt und zurückgescheucht, was um so leichter wird, da kein Wald vorhanden ist, in welchem sie sich verbergen könnten. Um die Inseln zu erreichen, muß die Herde oft einige (engl.) Meilen von dem festen Lande aus schwimmen, was ohne Gefahr abläuft.

Die Inseln bieten zugleich dem Lappländer viele Vorteile, denn hier sind bequeme Stationen für den Fischfang und gute Häfen; die Fische kommen am zahlreichsten in die vielen Buchten und engen Kanäle zwischen denselben, und das ladet natürlich die Kaufleute ein, sich daselbst anzusiedeln.

Der Lappländer begiebt sich dann nach der Fischereistation des Kaufmanns; und wenn ein Trunk Salzwasser der Gesundheit seiner Herde notwendig ist, so scheint er einen Schluck Branntwein als unentbehrlich für die seinige zu halten. In der Bude des Kaufmanns findet man ihn bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, und seine Begierde nach geistigen Getränken geht so weit, daß der ganze Betrag für seine Tierfelle, Pelze und andere Handelsartikel oft für Branntwein vertauscht wird, so daß er, im Begriff nach seinen Winterquartieren zurückzukehren, nicht selten, obwohl mit großem Widerwillen, genötigt ist, einen Teil seiner Herde zu verkaufen, um sich mit den unentbehrlichsten Dingen versehen zu können.

Die häusliche Einrichtung und Wirtschaft des Berglappen ist äußerst

einfach. Er wählt für sein Gezelt eine bequeme Lage an den Ufern eines Seees, wo nicht allein Wasser leicht zu haben ist, sondern auch Schutz vor den gewaltigen Winden, die leicht die winzige Wohnung wegraffen würden.

Das Zelt selbst (Lawo) ist buchstäblich wenig mehr als ein Lumpen von einer Art groben Tuchs, im Norden unter dem Namen „Wadmal" bekannt, welches hauptsächlich in Schweden und Norwegen gemacht wird und einen Hauptartikel des Handels mit den Lappländern bildet. Viel von diesem Tuche wird auch von den Küstenlappländern gewoben, die es gegen Renntierfelle an den Gebirgslappen vertauschen, um aus den Fellen ihre Winterkleider und Betten zu machen. Dieses von ästigen Birkenstämmen unterstützte Zelt bildet seine einzige Wohnung, und unter diesem schwachen Gedeck hält der Gebirgs- und Lappländer der Finnmark die lange dauernde strenge Kälte der Wintermonate in den inneren Gegenden aus. Die Höhe des Zeltes ist ungefähr 2 m, und der ganze Umfang des Inneren übersteigt selten 5—6 m. In diesen engen Raum drängen sich der Lappländer, sein Weib und seine Kinder und sehr oft eine zweite Familie, die dem Mitbesitzer der Herde gehört, zusammen, und lassen noch Ecken für ihr einfaches Hausgerät, als Näpfe, eiserne Töpfe, Löffel, hölzerne Kästchen u. s. w. übrig. Dabei bleibt noch immer ein Plätzchen für die Hunde, die treuen Wächter der Herde, welche ich zu zwanzigen als Genossen eines Zeltes gesehen habe, wovon freilich viele auf den Leibern ihrer Herren eine bequeme Ruhestätte fanden. In der Mitte ist das Feuer, von einigen großen Steinen eingeschlossen; ein Teil des Rauches geht oben durch die Öffnung des Zeltes, der übrige erfüllt den unteren Raum fast immer mit einer dicken Wolke, hüllt die Bewohner gänzlich ein, so daß der Eintretende sie kaum erkennt, und fällt den Fremden beißend in die Augen. Mir war der höchste Grad von Kälte noch erträglicher vorgekommen, als eine Stunde in einem lappischen Zelte. Der Lappländer gewöhnt sich früh an alle Unbequemlichkeiten, und eben das dichte Zusammengedrängtsein ist für ihn eine Hauptquelle von Wärme und Behaglichkeit, die ihm die strenge Winterkälte besiegen hilft, und zugleich vorbereitet, die für jeden anderen unerträgliche Hitze im Sommer, die aus den nämlichen Ursachen entsteht, da das Zelt unverändert bleibt, zu ertragen.

Oben an der Spitze des Zeltes, dicht an der Öffnung für den Rauch, ist eine Art Reck aufgehangen, worauf die Käse gelegt werden, um schneller zu trocknen. Das Innere des Zeltes ist gewöhnlich mit Birkenzweigen, an welchen das Laub gelassen ist, bestreut, und darauf eine Decke von Renntierfellen gelegt, welche dem Lappländer in allen Jahreszeiten zum Bette dient. Der einzige Eingang zum Zelt ist durch eine schmale Öffnung oder einen Schlitz an der einen Seite, vor welcher ein Lappen hängt, der, in die Höhe gehoben, von selbst wieder in seine vorige Lage zurückfällt und die äußere Luft abhält. Die Gebirgszelte, welche ich in Lappland antraf, waren nie ohne eine Art Speisekammer in ihrer Nähe. Die Errichtung derselben ist eben so einfach, wie die des Zeltes: ein paar Zweige in Form eines Drei-

ecks in die Erde gesteckt und grobes Tuch darüber gespannt. Besonders dienen diese kleineren Hütten zur Aufbewahrung der Käse.

Die Gebirgslappen der Finnmark sind meistenteils wild und roh von Ansehen, Kleidung und Manieren. Man bemerkt an ihnen einen Grad von Trotz und stolzer Unabhängigkeit des Geistes, die man bei den Bewohnern der Ebenen des russischen Lapplandes nicht wahrnimmt. Ihre Gemütsart ist finster und verdrießlich, durch ein Geschenk aber leicht gemildert. Die Gastfreiheit, welche die meisten halb- und nicht civilisierten Völker auszeichnet, ist bei ihnen nicht zu bemerken und wird durch ihren Hang zum Mißtrauen verdunkelt. Ein Fremder, der ohne Begleitung eines seine Lage und Wünsche erklärenden Dolmetschers oder ohne ein besänftigendes Geschenk plötzlich vor einem dieser Lappen erschiene, würde nicht bloß keine Gastfreundschaft finden, sondern sich auch einiger Gefahr aussetzen. Entfernt man indes sein natürliches Mißtrauen, überzeugt man ihn, daß er keine Ursache hat, Furcht zu hegen, erklärt man ihm, was die Veranlassung ist, seine Wüste zu besuchen, und unterstützt man seine Rede mit einem Glase Branntwein oder einem Päckchen Tabak, so wird man ihn ganz umgewandelt, zu jedem Dienst bereit finden; jedoch das Edle des Arabers bekommt er nie. Wo die Pechtannen und die Birken nicht wohl mehr gedeihen und wachsen können, da scheint auch die menschliche Natur mangelhaft bleiben zu müssen. Sie sinkt im Kampfe mit der Not und dem Klima. Die feineren Gefühle des Lappländers müssen durch Branntwein hervorgelockt werden, und wie im Morgenlande ein Besuch durch Geschenke angekündigt wird, so mildert auch nur das Glas ihre feindselige Gesinnung.

Die Kleidung der Fjeld-Finner (Gebirgs-Lappen) unterscheidet sich nicht sehr von der Tracht der übrigen herumziehenden Stämme in den anderen Gegenden von Lappland. Im Winter sind sie ganz mit Renntierfell bekleidet. Während der Monate Juli, August und September, von denen nur die zwei ersteren nicht zu dem „Winter“ gehören, zwingt sie indessen die heiße Witterung, statt des Pelzes einen Rock von dem Wadmal anzuziehen, der mit einem breiten ledernen Gürtel, woran ein Messer hängt, um den Leib festgebunden wird. Diese Gappe (Sommerrock) reicht gerade bis unter die Kniee; unter dem Rock werden lange Beinkleider getragen, welche aus dünnem Leder junger Renntiere verfertigt werden. Auf den Knöcheln kommen sie mit den Komagers, eine Art lederner Socken, zusammen. Auf dem Kopfe wird eine kleine niedrige Kappe von Tuch (Gappie), an allen Seiten mit Pelzwerk von Renntier eingefaßt, getragen. Doch trifft man auch mitten im Sommer Gebirgslappen beiderlei Geschlechts, die ganz in Fellen stecken. Die Hitze dieser Kleider, namentlich auch der von dem dicken und fest gewebten Wadmal, würde unerträglich sein, wenn der Rock nicht sehr weit gemacht und vorn teilweis offen wäre. Kein Hemd wird darunter getragen, da Leinwand ein Artikel ist, womit die Lappländer fast ganz unbekannt sind, so wie sie auch die Strümpfe nicht kennen, indem sie ihre bloßen Füße in die Komagers stecken, welche mit weichem, trockenem Gras, Sena

genannt, ausgestopft werden. Die Kleidung der Frauen ist ganz wie die der Männer.

Wenn von den Lappländern im allgemeinen die Rede ist, so muß man gestehen, daß sie eine kleine Rasse sind, wie alle nördlichen Völkerschaften, die wahrscheinlich von einem Stamme sind. Es ist jedoch bemerkenswert, daß die Lappen der Finnmark nicht so klein sind, als die in den übrigen Teilen von Lappland, wenn sie auch einige Grade südlicher liegen. Ich schreibe die überwiegende Größe der norwegischen Lappländer der freieren und reineren Gebirgsluft zu, welche sie größer, rüstiger und mutvoller macht. Darum sind sie auch größer als die, welche an der Küste leben, um ihren Unterhalt durch Fischfang zu gewinnen, indem letztere beständig den Nebel des Meeres einatmen. Die gewöhnliche Größe der Gebirgslappen ist 152 bis 157 cm. Leute von 165 cm sind eine Seltenheit.

Die auszeichnenden Züge der Rasse sind kleine, längliche Augen, hohe Backenknochen, ein breiter Mund und ein spitziges Kinn mit wenig oder gar keinem Bart. Ihr Haar ist gewöhnlich braun oder von dunkler Farbe, während die Küstenlappen meist helles Haar haben. Ihre Hände und Füße sind, wie bei den Eskimos, klein; aber der ganze Bau ist knochig und muskelstark. Die Stimme ist schwach und klingt dem Ohr des Fremden etwas quiekend.

Was die Farbe der Haut anbetrifft, so fand ich dieselbe nicht dunkelbraun, wie sie oft beschrieben wird, sondern von Natur weiß, und nur durch den Rauch in der Hütte und das Leben im Freien gebräunt. Hatte ich doch selbst während meines Aufenthalts unter diesen Menschen eine braune Farbe bekommen, die sich erst in Stockholm wieder verlor. Eine sehr strenge Kälte bringt in vielen Fällen dieselben Wirkungen hervor als sehr große Hitze.

Der Lappländer ist sowohl von Natur als aus Not ein Nomade. Da sein Unterhalt völlig von seinen Renntieren abhängt, welche ganz frei und sich selbst überlassen sind, so kann man sagen, daß seine Bewegungen durch sie geleitet werden, und daß seine ganze Lebensweise durch sie bestimmt wird. Die Anzahl der Renntiere, die zu einer Herde gehören, ist von 300—500; mit einer solchen Herde kann ein Lappe sich wohl befinden und leidlich leben. Er kann im Sommer eine hinreichende Menge Käse machen für das Bedürfnis des Jahres; und im Winter kann er so viele Renntiere schlachten, daß er und seine Familie fast beständig Fleisch essen können. Mit 200 Renntieren kann ein Mann mit kleiner Familie sich so einrichten, daß er auskommt. Hat er nur 100, so ist sein Auskommen sehr unsicher; bei 50 ist er nicht mehr sein eigener Herr, kann nicht mehr seine eigene Wirtschaft führen, muß vielmehr seine kleine Herde mit der eines reicheren Lappen vereinigen und verrichtet nun die Dienste eines Knechtes, indem er die Herde begleitet und hütet, nach Hause zum Melken bringt u. s. w. Es geschieht auch häufig, daß, wenn die Herde eines Lappländers durch Krankheit oder Unglück bis auf diese Zahl herunter kommt, er den Überrest einem andern

verkauft und sich selbst nach der Seeküste begiebt. Da sucht er entweder Arbeit bei den norwegischen Ansiedlern, oder, was noch häufiger der Fall ist, er läßt sich an den Ufern einer der benachbarten Meerbuchten auf der Küste nieder, treibt den Fischfang zu seinem Unterhalt und wird aus einem Gebirgslappen ein Küstenlappe. Aber die Sehnsucht nach dem freien Nomadenleben verläßt ihn nicht, und zuweilen gelingt es ihm, die frühere Lebensart wieder zu beginnen.

Ein Lappländer, der Herr einer Herde von 1000 Renntieren ist, wird als ein reicher Mann angesehen, obgleich die Beispiele nicht selten sind, daß einige 1500, ja 2000 haben.

Das Leben dieser Menschen ist einer beständigen Veränderung unterworfen und wechselt zwischen größter Unthätigkeit und größter körperlicher Anstrengung, zwischen höchstem Überfluß und Mangel, zwischen höchster Kälte und Hitze. Wenn der Lappe hungrig ist und seine Eßlust ungehindert befriedigen kann, so ist er ganz gefräßig; die Masse, welche er verschlingt, ist ganz erstaunlich, und wie die wilden Tiere des Waldes ißt er so viel, um auf einige Tage satt zu sein, falls er einem unvermuteten Mangel ausgesetzt werden sollte. Während der Wanderzeit im Sommer ist indes die Nahrung des Lappländers außerordentlich einfach und spärlich. Da genießt er nicht mehr seine Lieblingsspeise, das Renntierfleisch: dies ist die leckere Winterkost. Im Sommer ist er nur darauf bedacht, seine Herde zu vermehren. Er begnügt sich mit der Milch seiner Tiere und den Überbleibseln von Lab und Molken nach der Bereitung der Käse. Von der Milch genießt er sparsam und ist geizig damit, denn ein Renntier giebt nicht viel Milch, und dieselbe muß für den Käse verwendet werden, der auch für den Winter vorhält. Da die Herde nur des Sommers gemolken wird, so setzt er, wenn dieser zu Ende geht, etwas Milch bei Seite, um diese gefrieren zu lassen, die ihm dann nicht bloß zum eigenen Genuß während des Winters, sondern auch zu einem Handelsartikel dient, der wegen des großen Wohlgeschmacks sehr gesucht wird.

Als die Lappen in der Nähe von Fuglenäs verweilten, hatte ich das Glück, zuweilen etwas Renntiermilch zu meinem Frühstück abzubekommen (was sehr schwer hält), und ich fand den Geschmack so köstlich, daß ich meine, ein mit Muße gesegneter Feinschmecker würde seine Zeit nicht verschwenden, wenn er einen Abstecher nach der Finnmark auf seinen Reisen machte. An Farbe und Dicke gleicht die Milch einem fetten Rahm; ihrer Fettigkeit wegen kann man nur wenig genießen, obschon der Geschmack höchst lieblich und gewürzhaft ist, letzteres wegen der mancherlei Bergkräuter, die das Tier im Sommer frißt.

Sonderbar ist es, daß der Käse von dieser schönen Milch hart, weiß von Farbe, unangenehm schmeckend und nur dem Lappländer genießbar ist. Die Zubereitung ist sehr einfach, indem man die Milch in einem großen eisernen Topfe über das Feuer stellt, wo sie mit Hilfe des Labs aus dem Magen des Renntiers schnell gerinnt, dann gepreßt und, nachdem die

Molken davon getrennt sind, in kleine Formen von geringer Tiefe gebracht wird.

Die gewöhnliche Größe des Käses ist die eines kleinen Tellers, und er ist nicht viel dicker als ein Centimeter. Es ist möglich, daß diese Dünne auf seine Güte Einfluß hat, da, indem er geschnitten wird, die harte Rinde den größten Teil des Käses bildet. Schlecht, wie er ist, wird er von den Lappen, die ihn sowohl roh als geröstet essen, sehr geschätzt; in letzterem Zustande erscheint er auf den Tischen der Kaufleute und ist dann etwas schmackhafter. Seiner scheinbaren Härte und Trockenheit ungeachtet tröpfelt von ihm, wenn er auf das Feuer gelegt wird, ein fettes, reines Öl, das man sehr wirksam findet gegen die Wirkungen des Frostes; denn auf den erfrorenen Teil gelegt, verhindert es den kalten Brand, der leicht dazu kommt, wenn man das Reiben mit Schnee versäumt hat.

Da der Käse eine viel größere Nutzbarkeit hat, als die Butter, zu der Brot erfordert würde, das die Lappen nicht kennen, so wird aus der Renntiermilch fast nie Butter gemacht. Diese ist immer ganz weiß.

Der Lappländer bringt zuweilen eine Veränderung in seinen Speisen hervor, dadurch, daß er Heidelbeeren, Zwergmaulbeeren und ähnliche Früchte seiner Gegend in die Molken mischt, nachdem er sie vorher zu einem dicken Safte eingekocht hat. Nicht weniger gern essen sie auch die Angelikawurzel, die gut gegen den Skorbut sein soll. Darum mögen sie auch für das Blut des Renntiers so große Vorliebe haben; beim Schlachten des Tieres wird es sorgfältig gesammelt und aufbewahrt und in verschiedenen Gerichten zubereitet. Warm genossen, soll das Blut ein sicheres Mittel gegen den Scharbock sein.

Die geringe Entfernung, in welcher die Herden von Fuglenäs waren, setzte mich in den Stand, ihr Leben und Treiben fast jeden Tag zu sehen. Besonders malerisch und für Lappland charakteristisch war der Anblick des Abends zur Melkzeit, wenn sich die Herde um die Gamme (das Zelt) versammelte. Auf allen Höhen rund umher wird alles in einem Nu voller Bewegung und Leben. Die geschäftigen Hunde bellen überall und treiben die Herden immer näher; die Renntiere springen und rennen, stehen still und springen wieder in einer unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit von Bewegungen. Welch schönen und majestätischen Anblick gewährt es, wenn das weidende Tier, von dem Hunde geschreckt, sein Haupt erhebt und seine breiten und mächtigen Augsprossen zeigt! Und wenn es läuft, wie flink und leicht ist sein Schritt! Nie hören wir seinen Fußtritt auf der Erde, nur das beständige Knarren seiner Kniegelenke, als wäre es durch die Wiederholung elektrischer Schläge hervorgebracht, wird vernommen; ein sonderbares Geräusch, das wegen der Menge von Renntieren, die es hervorbringen, in großer Ferne gehört wird. Hat endlich die ganze Herde die Gamme erreicht, so stehen die Tiere still, ruhen aus oder springen zutraulich herum, spielen mit ihren Geweihen gegen einander, oder umringen gruppenweise einen Moosstock, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Tiere zum

andern mit ihren Milchgefäßen herumlaufen, wirft der Bruder oder der Knecht einen Strick von Bast um die Augsprossen des Tieres, das ihm die Mädchen bezeichnen, um es heranzuziehen. Das Tier sträubt sich gewöhnlich und will der Halfter nicht folgen; das Mädchen lacht und freut sich über die Mühe, welche dies verursacht. Auch läßt es zuweilen aus Mutwillen ein Renntier wieder los, damit es noch einmal für sie eingefangen werde. Unterdessen hört man den Vater oder die Mutter schelten wegen des Mutwillens, der oft die Wirkung hat, die ganze Herde scheu zu machen. Wer würde bei diesem Schauspiele nicht an Laban und Lea, Jakob und Rahel denken? Wenn die Herde sich zuletzt hinstreckt, so viele hundert Tiere auf einmal rund um die Gamme, so bilden wir uns ein, ein ganzes Lager zu sehen, den Befehlshaber des Ganzen in der Mitte.

Wir müssen die Vorsehung bewundern, welche ein Tier geschaffen hat, das dem Menschen es möglich macht, unter dem Schnee und Eis der Polarzone auszudauern, und ihm das ganze übrige in Kälte erstarrte Naturleben ersetzt.

So anmutig und zierlich in seinem Äußern, als etwa das Pferd und der Hirsch, ist freilich das Renntier nicht; denn es hat einen kurzen, dicken Hals, welcher macht, daß das Tier, statt den Kopf in die Höhe zu halten, ihn in einer gebückten Stellung trägt, die fast eine gerade Linie mit dem Rücken bildet. Die eigentümliche Bildung und Stärke des Halses, der Schultern und des Vorderbuges deuten schon darauf hin, daß das Tier zum Ziehen bestimmt sei; die Muskelkraft der Lenden und die Dicke der Knochen bestätigen dies. Die Hufe sind dem Lande wohl angepaßt; statt schmal und spitzig zu sein, wie die Hufe der Rehböcke und Damhirsche, sind sie sehr breit, platt und weit; auch hat das Renntier es in seiner Gewalt, beim Niedersetzen den Huf auszubreiten oder zusammenzuziehen, je nach der Beschaffenheit der Oberfläche, auf der es sich bewegt. Wenn der Schnee auf dem Boden liegt, so giebt ihm die Breite seiner Hufe, die es dann so weit macht, daß sie den Pferdehufen gleichkommen, eine feste Haltung auf dem Schnee und hindert es, so tief hineinzusinken, als es sonst geschehen würde, besonders nach frischem Schnee, dessen Oberfläche noch nicht gefroren ist.

Die Augsprossen (Hörner) des Tieres sind breit und sehr zierlich, auch während des vornehmsten Teiles vom Jahre mit einem weichen, dunkeln, sammetartigen Flaum bedeckt, der bis zum Winter bleibt. Die Hörner beginnen im Mai auszuschießen und in einem Zeitraume von sieben bis acht Wochen erreichen sie ihre völlige Ausbildung; die Böcke bekommen die ihrigen zuerst, die Kühe zuletzt, werfen aber die ihrigen nicht vor dem Frühlinge ab. Weil diese Tiere das Geweih so notwendig brauchen (zum Aufscharren des Schnees), so gab die Natur auch dem Weibchen Hörner.

Das schnatternde und klappernde Getöse, welches gehört wird, wenn das Tier geht, kommt von dem Zusammenziehen der Hufe beim Aufheben von dem Boden und von dem daraus folgenden Schlagen der inneren Teile im Hufe gegeneinander. Dieses Geräusch ist von keinem unbeträchtlichen Vorteil,

da es die zerstreute Herde sammelt. Die Renntiere mit ihrem feinen Gehör können es in bedeutender Ferne hören.

Kaum hat wohl irgend ein anderes Geschöpf ein so dickes Fell, als das Renntier, das sich selbst, wie die Menschen, damit gegen die Strenge des Klimas schützt. Von allen Kleidern, welche die Bewohner der Polargegenden tragen, kann keins mit den von Renntierfellen gemachten verglichen werden in Bezug auf die Wärme. Darum besteht die Winterkleidung des Lappen ganz aus Renntierfellen. Die Haare darauf stehen so dick und dicht, daß, wenn man sie auf irgend eine Weise trennen wollte, um die bloße Haut zu entdecken, dies gar nicht möglich ist. An dem niedern Teile des Halses verstärkt noch ein Haarbüschel den natürlichen Schutz des Tieres gegen die Kälte.

Die Farbe ist während des Sommers viel dunkler als im Winter. Im Anfang des Sommers, wo das Tier eine neue Behaarung erhält, ist das Haar dünn, nimmt aber gegen den Winter hin außerordentlich an Dicke zu, bekommt eine graubraune Farbe, und die Seiten, Brust und Unterleib sind dann grauweiß. In mancher Herde trifft man auch ein paar ganz weiße Renntiere an.

Die Renntierkuh wirft gegen Ende Mai ein Junges, während es noch Winter ist und der Schnee die Erde bedeckt. Zögert der Sommer mit seiner Ankunft, so tritt oft großer Mangel an Milch ein. Das gewöhnliche Alter des Renntieres ist 9 oder 10 Jahre; seltener bis 15 Jahre, noch seltener sechzehn.

Im Sommer lebt das Renntier nicht bloß von Moos, sondern streift die Blätter von der Birke, Weide und Espe, besonders der ersteren, begierig ab, frißt auch das junge Gras und die zarten Sprossen der Sträucher auf den Bergen und mancherlei duftiges Kraut, das der warme Sonnenstrahl schnell hervorlockt. Im Winter ist aber, außer einigen Leberkräutern, das Renntiermoos seine einzige Nahrung. Dieses Gewächs, das die Vorsehung so reichlich über ein Land verbreitet hat, wo die größte Pflanzenarmut herrscht, ist äußerst nahrhaft, und selbst die Kühe, wenn sie davon fressen, geben mehr Milch, als von jedem andern Kraute.

Kein Geschöpf wird mehr von der Hitze angegriffen, als das Renntier; darum findet man sie, wenn die Witterung am heißesten ist, und das Thermometer bis auf 30° C. steigt, sogar am Nordkap selbst, immer auf der Spitze der Gebirge, die Stellen aufsuchend, wo noch Schnee liegt; und wenn ein Windhauch entsteht, so kehren sie sich nach der Seite hin, wo er herkommt, und ziehen auf diese Weise mehrere Meilen von dem Orte weg, wo sie geweidet haben. Echte Geschöpfe der Polarwelt! Selbst ihre Größe und Kräftigkeit nimmt nicht wie bei den Pflanzen und meisten anderen Tieren ab, je weiter sie nach Norden vorrücken, sondern zu. Die lappländischen Tiere der Gebirgsfinnen sind imstande, ein Last von circa 300 Liespfund (à 10 Kgr.) zu ziehen, obwohl man ihnen nur 240 Liespfund zuteilt. Der Schlitten (Pulk) kann nach seiner Einrichtung nur von einem Renntiere gezogen werden. In Sibirien und Kamtschatka gebraucht man das Tier auch

zum Reiten, wozu es die Lappländer nicht verwenden. Die Schnelligkeit, mit der es die größten Lasten zieht, ist außerordentlich, denn sie beträgt im Durchschnitt 8 engl. Meilen in der Stunde, wohl zu merken auf gebirgigem Terrain.

Der Gebirgslappe bricht mit seinen Herden auf, sobald das Laub von den Bäumen fällt, und zieht sich von der Küste zurück. Dieselben Umstände, die ihn nötigen, jetzt zurückzukehren, sind eben so dringend, als die ihn zu Anfang des Sommers vermögen, die Küste aufzusuchen. Der dringendste Grund ist ohne Zweifel die Seltenheit dessen, was der Herde am notwendigsten ist, nämlich des Renntiermooses, das an der Küste von Finnmark und auf den Inseln fast gar nicht zu finden ist, aber je weiter in das Festland und in die Wälder hinein immer reichlicher wächst, namentlich auf niedrigem Moorboden. Darum hat auch die Finnmark nicht jenen Überfluß, den die Ebenen und Moräste des russischen Lapplandes darbieten. Da sind oft unermeßliche Strecken mit dem Moose bedeckt, dessen weißliche Farbe ihnen das Ansehen einer beschneiten Fläche giebt.

Ferner ist aber auch der Schutz, den zur Winterszeit das Innere der Wälder vor den heftigen Stürmen verleiht, ein wichtiger Grund, die Winterquartiere hier aufzuschlagen; sodann auch der reiche Vorrat an Brennholz, woran es der Küste fehlt — und endlich das jagdbare Wild, das er im Walde findet.

Die Abreise geht also von statten: Nachdem der Lappe sein Zelt abgeschlagen hat, so wird es mit den Stangen, die es aufrecht erhielten, auf den Rücken eines Renntieres gepackt. Seine Käse und andere Eßwaren, die er für den Winter angekauft hat, desgleichen die wenigen Hausgeräte, werden in eine Art Korb von Zweigen und Bast verpackt, oben mit Fellen und Birkenrinde zugedeckt und dann zugeschnürt. Ein solcher Korb hängt an jeder Seite des Tieres; zuweilen bloß einer, wenn auf der anderen Seite die Wiege mit dem Kinde hängt. Diese Wiege ist in der Form eines Schlittens aus Holz gemacht, offen, aber mit einer Lederdecke über dem Kopfe des Kindes, wie auch mit Renntiermoos und einem jungen Renntierfell gepolstert.*) Sind zwei kleine Kinder da, so werden zwei Wiegen auf jede Seite des Tieres gehängt, gerade wie die Körbe. Die Familie selbst geht zu Fuß; ein Teil derselben zieht an der Spitze und giebt acht auf die Lasttiere.

---

*) Diese Wiege wird an die Bäume gehängt, wenn Mutter und Mädchen mit der Herde beschäftigt sind, so hoch, daß das Kind vor Raubtieren sicher ist. Durch die Bewegung des Windes wird die Wiege von selbst geschaukelt und das Kind in Schlaf gelullt. Sollte es aufwachen, so zieht der Anblick der über seinem Kopfe hängenden Knöpfchen, die von der Luft an einander schlagen, seine Aufmerksamkeit an und unterhält es, bis es wieder einschläft. — Will die Mutter das Kind auf einem Zuge mitnehmen, so wird die Wiege auf ihrem Rücken befestigt, so daß der Kopf des Kindes über ihren Schultern erscheint. Da das Ganze wenig wiegt, und die Mutter ihre Hände frei hat, so kann sie ungehindert ihre Geschäfte verrichten. Gegen die Sonne und die Mücken ist oben an der Wiege ein Stück Tuch befestigt, das die Trägerin nach Gefallen herabläßt.

Dann folgt die Herde, die Nachhut wird von den übrigen Lappländern und Hunden gebildet.

Der Sorgfalt des Lappländers ungeachtet trifft es sich zuweilen, daß ein oder zwei Renntiere zurückbleiben, die sich vorher von der Herde verirrt haben. Diese findet er gewöhnlich wieder, wenn er den folgenden Sommer zurückkommt; wenn nicht, so werden sie bald wild.

Die Lappländer, welche die Walfischinsel (Qualö) und umliegenden Eilande besuchen, sind, wie wir bereits angedeutet, in die Notwendigkeit versetzt, ihre Renntiere quer über den Sund oder die Meerenge, die sie vom festen Lande trennt, schwimmen zu lassen. Dies ist dem Fremden ein neuer und interessanter Anblick, besonders wenn die Herde groß ist und vielleicht aus 1000 Stück besteht. Sobald der Lappländer auf der Stelle ankommt, wo er übersetzen muß, mietet er mehrere Böte entweder von den Ansiedlern oder den Uferlappen. Da hinein stellt er die jungen Kälber, und hinter denselben werden die Tiere, welche schwach sind und Hülfe bei der Überfahrt nötig haben, gezogen. Da die ganze Herde dieses Übersetzen sieht, während sie zugleich von den Hunden und dem Geschrei der Lappländer im Rücken angegriffen wird, so geht sie ins Wasser. Kein vierfüßiges Tier schwimmt so leicht, wie das Renntier, das den Kopf und die Schultern über das Wasser hebt; es ist imstande, mehrere Meilen zu schwimmen, selbst wenn die See unruhig ist.

Sobald der Lappländer das feste Land erreicht, setzt er seinen Weg in langsamen und bequemen Tagereisen fort, indem er selten über 6 oder 7 (engl.) Meilen des Tages geht, und gelegentlich einen Halt von 2 oder 3 Tagen macht, wenn er eine Stelle findet, die ihm gefällt. So erreicht er endlich die Gegend, wo er zu überwintern gedenkt.

Das Winterzelt wird wieder in derselben Weise wie das Sommerzelt errichtet, die Herde weidet nach wie vor im Freien, und die Hirten müssen den Stürmen und Schneestürmen Trotz bieten. Die Winterkleidung des Menschen besteht nun ganz aus der Haut seines treuen Lebensgefährten. Der Pelz wird von der ganzen Haut des im Winter geschlachteten Tieres gemacht; die Gamaschen und Handschuhe werden von der Haut, welche die Beine und Schenkel des Tieres umgiebt, die Schuhe von dem Teile des Felles, welcher zwischen den Hörnern ist und den oberen Teil des Kopfes bedeckt, verfertigt. Die Haare sind nach außen gekehrt, und wegen der besonderen Festigkeit und Dichtigkeit ihres Gewebes ist es unmöglich, daß die Kälte durchdringe. Um die innere Wärme des Körpers zu unterhalten und den freien Umlauf des Blutes zu befördern, ist jeder Teil weit und bequem gemacht; insbesondere sind die Ärmel des Pelzes so weit, daß die Ärme mit Leichtigkeit ausgezogen und wieder eingesteckt werden können, ohne daß man nötig hat, ihn auszuziehen. Wenn bei großer Kälte der Lappe genötigt ist, auf dem Schnee zu schlafen, und ihm ein Arm vor Frost erstarrt, so kann er denselben leicht aus dem Ärmel ziehen und an seinem Leibe wieder erwärmen. Eben so sind auch die Handschuhe weit und ohne Finger.

In ihrer Winterkapuze, welche Kopf und Schultern ganz bedeckt, und nur ein Loch für das Auge hat, laufen die Lappen zu jeder Stunde und bei jedem Wetter in ihren Schneeschlittschuhen hinaus, um nach ihren Renntieren zu sehen und sie gegen die Angriffe der Wölfe zu schützen. In diesem schwierigen Geschäft stehen ihnen die Weiber bei, die, sobald die Reihe an sie kommt, auch die Herde hüten und jede Arbeit mit den Männern teilen.

Im Winter lebt der Lappe in einer Art von Überfluß. Bei einer mäßigen Herde von 500 Stück Renntieren wird wöchentlich eins geschlachtet; ist die Herde größer, zwei, ja zuweilen bei starker Familie drei. Das Renntierfleisch ist fast die ausschließliche Nahrung, auf die sich die Leute schon im Sommer freuen. Die einzige Weise, in der sie ihr Fleisch zubereiten, besteht im Kochen. Dadurch erhalten sie eine kostbare und nahrhafte Brühe, welche sie außerordentlich gern genießen. Ehe sie das Fleisch in den Topf thun, wird es in lauter kleine Stücke zerschnitten, damit der Saft besser herausdringen kann. Ist es hinreichend gar, so bekommt jeder einen Napf aus Birkenholz mit einer guten Quantität Brühe und einem Stück Fleisch, das er mit den Händen herausholt und verzehrt.

Der Kreis seiner Wanderungen ist auf den nächsten Kreis um die Kirche beschränkt und geht selten über 10—12 Meilen, wenn die Herde einigermaßen Nahrung findet. In der Nähe der Kirche stehen auch die hölzernen Vorratshäuser, von denen jeder Familienvater eins besitzt. Sie sind von Tannendielen gebaut, nur wenig über 1 m hoch, mit einer Öffnung an der vorderen Seite, durch welche der Besitzer kaum hineinkriechen kann, und welche mit einer Thür verschlossen ist. In diesem Hause bewahrt er alles auf, was er nicht nötig hat, auf seinen Sommerwanderungen nach der Küste mitzunehmen; zugleich ist es die allgemeine Lagerstätte für die Einkäufe, die gelegentlich von den Kaufleuten herübergebracht sind.

Der Renntierlappe hat verschiedene Arten von Schlitten, sowohl für seine eigene Fahrten, als für seine Sachen. Zuerst der Pulk, welcher hauptsächlich zum Gebrauche der Kaufleute oder anderer Reisenden bestimmt ist. Der Form nach ist er einem Boote ähnlich, 2 m lang, ungefähr 40 cm breit, und 20 cm tief, der Hinterteil aber um das Doppelte erhöht. Das vordere Ende ist spitz, wie ein Kahn, das hintere breit, und der Boden oder Kiel ausgehöhlt (konkav). Über den Sitz wölbt sich das Fell von einem Seekalb als Decke. Der Lappländer bedient sich selten dieses bedeckten Schlittens. Die Notwendigkeit, in der er sich häufig befindet, auszusteigen, entweder um denen zu helfen, deren Tiere störrisch geworden sind, oder sein eigenes Tier zu erleichtern, wenn die große Tiefe des Schneees ihn nötigt, zu Fuß zu gehen, oder die Dunkelheit des Wetters ihn zwingt, den Weg zu suchen, nachdem er die rechte Richtung verloren hat — das alles veranlaßt ihn, sich des offenen Schlittens (Kjöre Achian) zu bedienen, welcher im übrigen dem Pulk sehr ähnlich ist, und gleichfalls aus Birkenholz gemacht wird. Die dritte Art ist der Packschlitten (Raid Achian), gleichfalls offen und in Kahnform, aber viel größer, gegen 3 m lang und verhältnis=

mäßig breiter. In diesem werden Handelssachen und andere Packwaren verfahren.

Vor jeden Schlitten wird nur ein Renntier gespannt; da aber die vor die Packschlitten gespannten Tiere natürlich gehindert werden, mit den vordersten leichteren Schlitten gleichen Schritt zu halten, so bekommen sie einige Aufseher, welche voranfahren in leichten, offenen Schlitten, indem jedes der nachfolgenden Tiere an den vorhergehenden Schlitten befestigt wird. Ein Zug von fünf so aneinander befestigten Schlitten heißt Raid (Reihe).

Die Renntiere werden schon im zweiten Jahre gewöhnt, den Schlitten zu ziehen, sind aber keineswegs die ruhigen, gelehrigen Tiere, die man sich vorstellt. Der Lappländer aber weiß sie zu behandeln. Wird das Tier widerspenstig, so fährt er von dem gebahnten Wege ab, mitten in den Schnee hinein, und macht es bald müde und zahm, so daß es sehr gehorsam auf die bequeme Straße zurückkehrt.

Das Geschirr der Renntiere besteht aus einer Halfter von Renntierfell, welche rund um den Hals geht; unten an demselben sind zwei Stück ausgestopften Leders von eirunder Form, welche zwischen den Beinen des Tieres hängen, und an welchen der Zugriemen befestigt ist, dessen Ende sich um die Beine schlingt, unter dem Leibe hindurch geht, und durch ein kleines Querholz in einem eisernen Ring an dem Vorderteil des Schlittens befestigt wird. Rund um den Leib des Tieres ist ein breiter Bauchgurt von gefärbtem Tuch, durch welchen der Zugriemen gezogen ist, damit er sich nicht in den Beinen des Tieres verwickelt. Um den Hals ist eine Art Halsbinde von weißem Tuch geschlungen, woran eine Glocke hängt, deren Klang die Partie zusammenhält. Das Kopfende des Zügels ist ein Stück Seekalbsfell, der Halfter ähnlich; es wird nicht in den Mund gelegt, sondern nur um den Kopf gewunden. Das ganze Riemenzeug ist einfach, aber stark.

Sobald der Lappländer sich in seinen Schlitten gesetzt hat, läuft das Tier aus allen Kräften, aber immer von der geschickten Hand seines Herrn gezügelt und zu den kühnsten Wendungen gewöhnt. Am größten ist die Schwierigkeit, das Gleichgewicht des Schlittens zu erhalten, was in einzelnen Fällen beinahe unmöglich ist, wenn die Oberfläche des Bodens aus lauter glatten, steilen Abhängen besteht, der Schnee sich in Eis verwandelt hat, und der Schlitten wie im Fluge dahin saust. Ein Fremder würde in diesem Falle jeden Augenblick umgeworfen haben, obwohl wegen der Niedrigkeit des Fuhrwerks ohne üble Folgen. Man kann sich eine richtige Vorstellung von dem Gleichgewichte, das gehalten werden muß, machen, wenn man den Schlitten mit einem wirklichen Boote vergleicht, welches, auf das Land gezogen, immer auf eine Seite fällt, wegen des schmalen, scharfen Kiels. So ist es auch mit den hohlen Schlitten, und es liegt dem Fahrenden ob, so mit seinem Körper zu balancieren, daß das Gleichgewicht erhalten wird, auch bei dem schnellsten Lauf des Tieres. Wäre der Boden des Schlittens breiter, so würden die Unebenheiten des Grundes, den es passieren muß, die Tiefe des Schneees, die Steilheit der Gebirge und viele andere Umstände

es dem Tiere unmöglich machen, ihn zu ziehen. So aber gleitet das kleine Fahrzeug über alle Hindernisse fort, ohne zu große Unbequemlichkeit für das Renntier, nur für den Lappen, der ein Meister ist im Fahren und Balancieren.

Die vornehmlichsten Unfälle, die den Eingeborenen auf seinen Fahrten treffen, sind eine Folge der Dunkelheit, in der er seinen Weg verliert, oder der Windwehen, die ihn überfallen, namentlich bei trüber Nebelluft. In diesem Falle sichert er seinen Lauf durch scharfe Beobachtungen der Form und Richtung des Gebirges, auf dem er fährt, und von dem er aus langer Erfahrung weiß, daß es in seinen Zügen sich nach den verschiedenen Punkten des Kompasses richtet, und das ihm so statt des nützlichen Instrumentes dient, welches er nicht kennt. Außerdem verläßt er sich in einem hohen Maße auf sein Renntier, wenn er die Richtung ganz verloren hat. Ist das Tier schon einmal den Weg gekommen, oder stößt es auf Spuren von anderen Renntieren, so bringt es ihn gewöhnlich wohlbehalten nach bekannten Gegenden und Pässen. Kommt plötzlich ein Schneesturm, der die Weiterfahrt unmöglich macht, so hat der Lappe für diesen Notfall sein Zelt bei sich, das er an irgend einem geschützten Orte aufschlägt, und in welchem er wartet, bis das Unwetter vorüber ist. Nicht selten wird er auf diese Weise mehrere Tage aufgehalten. In der Regel ist es auch mit dem Mangel des Sonnenlichtes nicht so gefährlich. Ist der Himmel klar, so giebt der Mond, welcher mehrere Tage hinter einander fortscheint, ohne unterzugehen, ein Licht, das nur dem der Sonne nachsteht. Ist der Mond untergegangen, so verbreiten das Nordlicht und der außerordentlich helle Schimmer der Sterne einen solchen Lichtglanz, daß der Mensch sicher seine Schritte durch die pfadlose Wüste des Schneees findet. Weil seine Augen während der Reise beständig auf die Himmelskörper acht geben, so erwirbt er sich ganz von selbst, wie der Hirt, eine für ihn ausreichende Kenntnis der Astronomie, die sich auf eine kleine Zahl von Sternbildern, wie des großen und kleinen Bären, des Orion u. s. w. beschränkt. Diese Sterngruppen unterscheidet er durch Namen, die er ihnen selbst giebt, und sie ersetzen ihm die Magnetnadel, wenn das Wetter nicht ungünstig ist. So schlägt er sich mutig durch alle Gefahren und Hindernisse seines Klimas hindurch, und die größten Beschwerden dünken ihm leichte Unfälle, die notwendig zu seinem Leben gehören. Der ganze Verlauf seines Lebens zeigt uns, daß Glück und Unglück, Wohlsein und Genuß, Entbehrung und Überfluß mehr von Vorstellungen und Einbildungen als vom Körper abhängen. Sitten und Gewohnheiten versöhnen uns mit allen Dingen, bilden unsern Charakter und machen mit einem Worte den Menschen zu dem, was er ist.

5. Spitzbergen.*)

Unter dem Meridian Mitteleuropas und der skandinavischen Halbinsel zwischen dem 76° 30′ und 80° 50′ n. Br. gelegen, galt Spitzbergen bis vor kurzem als die am weitesten nach Norden gerückte Vorhut unseres Erdteils. Das Land ist eine Inselgruppe, bestehend aus einer Hauptinsel, welche ihren Namen dem ganzen Archipel verliehen hat; aus zwei anderen Inseln, einer kleineren im Süden, dem „Staatenlande", und einer größeren im Norden, dem „Nordostlande" — und außerdem noch auf der westlichen Seite aus der Prinz-Karl-Insel und einer Reihe ganz kleiner Eilande, die sieben Inseln genannt, gerade gegen den Pol hinlaufend.

Auf diesen Inseln herrscht der Winter mit grausamer Strenge zehn Monate des Jahres, das organische Leben erlischt aus Mangel an Wärme und Licht; aber ganz erstorben ist es nicht — der Naturforscher sammelt dort die letzten Pflanzen und beobachtet die letzten Tiere; es ist die äußerste Grenze der europäischen Flora und Fauna. Das im Jahr 1874 von der österreichischen Expedition unter Weyprecht und Payer entdeckte Franz-Joseph-Land (von Payer auf Schlitten erreicht bis zu 82° 5′ n. Br.) scheint ohne allen Pflanzenwuchs zu sein. Auf Spitzbergen selbst schmilzt der Schnee nur am Meeresstrande, an günstig gelegenen Stellen, die Berge hingegen bleiben selbst während der drei Sommermonate beständig weiß.

Sämtliche Thäler sind mit mächtigen Gletschern angefüllt, welche bis zum Meere herunterreichen. Diese Inseln sind demnach das getreue Abbild des geologischen Zeitalters, welches dem unsrigen vorausgegangen ist — der Gletscherperiode. Während dieses Zeitraums bedeckte ein Eismantel den ganzen Norden Europas bis zum 53° n. Br.; sämtliche Thäler von Bergketten, wie die Vogesen, der Jura, die Alpen, die Pyrenäen, die Karpathen, der Kaukasus, der Himalaya, ja selbst diejenigen Neuseelands waren von Gletschern eingenommen, welche sich mehr oder minder weit in die benachbarten Ebenen erstreckten. Spitzbergen stellt uns das Bild eines geologischen Zeitalters dar, wie es die Schweiz vor vielen Jahrtausenden zeigte und wie es annähernd die Firn- und Gletschermeere der Hochalpen noch in unserer Nähe zur Anschauung bringen.

Wenn man sich vom Meere aus dem Insellande nahet, sieht das überraschte Auge nichts als spitze Bergzacken, weshalb die holländischen Seefahrer dasselbe „Spitzbergen" nannten. Übrigens sind diese Berge nicht sehr hoch; ihre Höhe schwankt zwischen 500—1200 Meter; überall treten sie jedoch bis an den Rand des Meeres heran, und im ganzen ist nur ein schmaler Landstreifen vorhanden, der den Strand bildet. Nur an den beiden äußersten Enden der Hauptinsel, im Norden und Süden, ist der Boden ebener, die

*) Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforschers rc. Von Charles Martins, übersetzt von A. Barthels, 2 Bde., Jena.

Thäler sind weiter und das Land nimmt das Aussehen einer Hochebene an. Die Westküste Spitzbergens wird von drei jener tiefen und verzweigten Buchten eingeschnitten, welche die Norweger Fjorde nennen. Es sind — von Süden nach Norden — der Hornsound (die Hornbucht), Bellsound (Glockenbucht), Icesound (Eisbucht), Crossbay (Kreuzbucht), Kingsbay (Königsbucht). Die Hamburger- und Magdalenenbucht sind weniger tief verzweigte Meerbusen.

In allen diesen Buchten starren dem Menschen die Gletscher entgegen. Der von Bellsound ward von Martins gemessen und zeigte 18 Kilometer Länge auf 6 Kilometer Breite. Alle diese Gletscher bilden an ihrem äußersten unteren Ende große Eismauern oder Eisböschungen, welche sich senkrecht über dem Wasser zwischen 30 und 120 m Höhe erheben. Als die ersten holländischen und englischen Seefahrer diese riesigen Eiswände, welche die Höhe ihrer Masten überragten, zu Gesicht bekamen, bezeichneten sie dieselben mit dem Namen Eisberge, die Verwandtschaft derselben mit den Gletschern im Innern des Festlandes nicht ahnend. „Als ich zum ersten Mal," erzählt Martins, „im Jahre 1838 auf Spitzbergen landete, erkannte ich sofort die Gletscher, welche ich so oft in der Schweiz bewundert hatte, wieder; der Ursprung beider ist derselbe, die Verschiedenheiten aber hängen vom Klima, von der Nähe des Meeres und der geringen Erhebung der Gebirge von Spitzbergen ab."

In den kalten Ländern kann sich ein Gletscher schon in einer Ebene, einer Bodensenkung und in einem bis zum Meere gehenden Thale bilden. Der Schnee der im Winter angehäuften Masse schmilzt zum Teil im Sommer, gefriert wieder, schmilzt von neuem, wird vom Wasser durchsickert, gefriert vollends mit Eintritt des Winters und verwandelt sich so erst in Firn, dann in mehr oder weniger festes, immer aber noch von den zahlreichen Luftbläschen, welche in den Schneelücken saßen, angefülltes Eis. Diese Eismassen sind nicht starr, unbeweglich, sondern plastisch, in stetem Vorrücken begriffen. In einer langsamen, aber ununterbrochenen Bewegung, die im Winter langsamer, im Sommer schneller von statten geht, rückt das untere Ende des Gletschers vorwärts, in der Schweiz bis in bewohnte Alpenthäler hinein, auf Spitzbergen bis ans Meer.

Ist das Ufer geradlinig, so überschreitet der Gletscher dasselbe nicht; in der Tiefe einer Bucht aber, deren Gestade gekrümmt ist, rückt er immer weiter vor, indem er sich auf die Seiten der Bucht stützt und über dem Wasser hängend fortschreitet. Man begreift leicht, warum? Im Sommer besitzt das Seewasser im Hintergrunde der Buchten immer eine Temperatur etwas über Null, der Gletscher schmilzt bei der Berührung mit diesem Wasser, und während der Ebbe bemerkt man zwischen dem Eise und der Oberfläche des Wassers einen Zwischenraum. Der Gletscher, nun nicht mehr unterstützt, stürzt teilweise ein, ungeheure Blöcke lösen sich ab, fallen ins Meer, verschwinden unter dem Wasser, kommen wieder zum Vorschein, indem sie sich um sich selbst drehen, und schwanken einige Augenblicke, bis sie

ihre Gleichgewichtslage eingenommen haben. Diese von den Gletschern abgelösten Blöcke bilden die Eisberge. Im Hintergrunde von Bellsound wohnte Martins während der Ebbe einem solchen Einstürzen des äußersten Gletscherrandes bei. Ein donnerähnliches Getöse begleitete seinen Fall, das aufgewühlte Meer, einen Strudel bildend, trat über das Ufer, die Bucht bedeckte sich mit schwimmenden Eismassen, welche, durch die Ebbe fortgerissen, Flotten gleich aus der Bai ausliefen, um das offene Meer zu gewinnen oder auch an Punkten, wo das Meer nicht tief war, auf den Strand trieben. Diese Eisberge hatten nicht mehr als 4—5 m Höhe über dem Wasser, denn vier Fünfteile eines Eisberges sind ins Wasser getaucht. Die Eisberge der Baffinsbay sind bei weitem höher, sie überragen zuweilen die Masten der Schiffe; in dieser Bucht ist aber auch die Temperatur des Meeres unter Null, der Gletscher schmilzt nicht bei der Berührung mit dem Wasser, er geht bis auf den Grund des Meeres herab und die Teile, welche sich von demselben ablösen, sind um den ganzen untergetauchten Teil höher, der in den Baien von Spitzbergen durch die Schmelzung zerstört wird.

Doch bieten die Eisberge auch bei Spitzbergen ein Schauspiel dar, an dem man sich nicht satt sieht. Grotten und Höhlen, auf der Wasserlinie durch die Wellen gebildet, sind mit den schönsten lasurblauen Tinten gefärbt, und wenn bei etwas unruhiger See diese Eisberge von den Schlagwellen geschaukelt werden, so bieten diese Färbungen den schönsten Wechsel dar vom reinsten Weiß bis zum tiefsten Ultramarinblau. Sind die Blöcke zahlreich, so vernimmt man ein Knistern, ähnlich dem von elektrischen Funken, wahrscheinlich von den Luftbläschen herrührend, die aus dem Eise aufsteigen, je mehr dasselbe bei der Berührung mit dem Wasser schmilzt. Prächtig sind auch die Eisgrotten der Gletscher auf Spitzbergen, mit denen verglichen die „Tempel des Winters", welche bei Grindelwald, Rosenlaui und im Chamounithale den Schweizerreisenden gegen ein Trinkgeld erschlossen werden, zu Kleinigkeiten herabsinken. „Eines Tages," erzählt Martins, „als ich vor dem Gletscher von Bellsound Meerestemperaturen aufgenommen hatte, schlug ich den mich begleitenden Matrosen vor, mit dem Boote in eine dieser Höhlen einzudringen. Ich setzte ihnen die Gefahren auseinander, die wir zu bestehen hätten, da ich nichts ohne ihr Gutheißen wagen mochte. Einstimmig nahmen sie meinen Vorschlag an. Als unser Nachen den Eingang passiert hatte, befanden wir uns in einem ungeheuren gotischen Dome; lange Eiszapfen mit kegelförmiger Spitze hingen vom Gewölbe herab; die Einbiegungen schienen eben so viele zum Hauptschiff gehörige Kapellen zu sein, breite Spalten trennten die Wände und die vollen Zwischenpfeiler strebten gleich Bogen zum Gewölbe empor; lasurblaue Tinten spielten auf dem Eise und spiegelten sich im Wasser wieder. Die Matrosen, lauter Bretagner, waren wie ich selber stumm vor Bewunderung."

Andererseits haben die Gletscher der Schweiz manche Schönheit vor denen von Spitzbergen voraus. Letztere sind meist glatt und zeigen nicht oder selten jene Eisnadeln und Prismen auf, welche die Reisenden auf dem

Glacier des Bossons, auf dem von Talèfre bei Chamouni und auf andern Schweizer Gletschern bewundern. Sie bewegen sich nur auf sanften Abhängen und bilden deshalb keine gefrorenen Wasserstürze (Kaskaden), wie jene. Es klaffen also auch keine Spalten auf, und wenn sie aufklafften, würde auf Spitzbergen die schweizerische Sonne fehlen, welche die Spalten beleckt und sie in prächtige Zacken, aufrechtstehende Säulen oder Eisnadeln zerteilt.

Alle Reisenden, welche die Alpengletscher gesehen haben, sind von der großen Anzahl von Felsblöcken überrascht worden, welche auf der Oberfläche derselben umher liegen. Diese Blöcke kommen von den benachbarten Bergen, die Sommers und Winters zerbröckeln und den Gletscher mit Trümmern bedecken; je höher die Berge sind, welche ihn beherrschen, desto zahlreicher sind die Trümmer. Diese sind nicht aufs Geratewohl zerstreut, sie bilden lange, sichtlich parallel und längs der Gletscherränder hinlaufende Reihen, dies sind die Seitenmoränen; die anderen nehmen den mittleren Teil des Eisfeldes ein, man nennt sie Mittelmoränen — sie entstehen aus der Verschmelzung von Seitenmoränen zweier Gletscher, welche sich einem einzigen vereinen. Ganz so erkennt man bei der Vereinigung zweier Flüsse, deren Wasser von verschiedener Farbe ist, in der Mitte des Stromes einen farbigen Streifen, der von der Mischung des Wassers beider Zuflüsse herrührt. In seinem unaufhaltsamen Vorrücken reißt der Gletscher die Trümmer mit sich fort, am Ende des Gletschers angelangt, fallen selbige, die einen nach den andern, zu Boden und bilden einen Schutt- und Steinwall, Endmoräne genannt. In den Alpen sind gewisse Gletscher, wie das Eismeer von Chamouni, der Unteraargletscher, der von Zmutt bei Zermatt, so mit Felsstücken bedeckt, daß unter ihnen das Eis fast verschwindet; das rührt daher, daß diese Gletscher von hohen Bergen beherrscht werden, welche aus Felsen bestehen, die sich beständig spalten, zersplittern und einstürzen. Auf Spitzbergen hingegen sind die niederen Berge so zu sagen unter den Gletschern vergraben, nur ihre Spitze ragt aus den sie umgebenden Eismassen hervor, so daß nur wenig Trümmer auf die Gletscher fallen. Darum sieht man auf diesen nur spärliche Moränen, wie auf den obersten Teilen der Schweizer Gletscher, wo auch die Seiten- und Mittelmoränen an Mächtigkeit abnehmen.

Da die Gletscher bis zum Meere hinuntergehen, giebt es auf Spitzbergen weder Ströme noch Flüsse; einige unbedeutende Bäche entschlüpfen zuweilen den Seiten des Gletschers, versiegen aber bald. Da der Boden in der Tiefe von einigen Decimetern stets gefroren ist, so sind Quellen auf diesen Inseln unbekannt.

Wenn man bedenkt, daß die Höhe der Sonne auf Spitzbergen selbst in den südlichsten Teilen nie 37° übersteigt, daß ihre schrägen Strahlen, eine ungeheuer dicke Atmosphäre durchbrechend, erst zur Erde gelangen, nachdem sie fast alle ihre Wärme verloren haben, daß vom 26. Oktober bis zum 16. Februar die Sonne ganz verschwindet und eine viermonatliche Nacht diese eisige Erde einhüllt: so wird man es begreiflich finden, daß das Klima

von Spitzbergen zu den strengsten gehört, die es giebt. Steigt auch die Sonne im Sommer so, daß sie vier Monate lang nicht unter den Horizont hinabsinkt, so hat doch der Monat Juni noch harte Fröste und höchstens 6° Wärme, und der höchste Thermometerstand des Julimonats, den Martins beobachtete, war 5°,7 R. Die Sonnenstrahlen werden in den Monaten Juli und August oft durch Nebel, die sich aus dem Meere erheben, verdunkelt. Nie ist der Himmel einen ganzen Tag lang heiter. Dazu bringen heftige, durch die Eisbänke oder Gletscher abgekühlte Winde in kurzen Intervallen die Temperatur der Atmosphäre zum Fallen. Nichts destoweniger ist das Klima von Spitzbergen weniger kalt als das der nördlichen unter gleichem Breitengrade gelegenen Gegenden von Amerika, nämlich des äußersten Endes der Baffinsbai, unter dem Namen Smithsound bekannt. In diese Gegenden haben die Meteorologen den Kältepol der nördlichen Halbkugel verlegt, der keineswegs mit dem Erdpol zusammenfällt, sondern sich in Amerika unter dem 78.° n. Br. und 98.° w. Länge befinden soll. Wenn das Klima von Spitzbergen weniger streng als das der Festlandsgegenden ist, so kommt dies daher, weil es ein Inselmeer ist, dessen Gewässer durch den Golfstrom erwärmt werden, der den atlantischen Ozean durchschneidend im weißen Meer und an den Westküsten von Spitzbergen endet. Diese westliche Seite von Spitzbergen ist im Sommer stets eisfrei, während die Ostküsten von Eisbergen umlagert sind und selten zugänglich werden für die Robben- und Walroßfänger, die allein diese öden Striche besuchen.

Über die Kältegrade des Winters besitzen wir keine genauen Angaben, doch ist es wahrscheinlich, daß das Thermometer sich zwischen 20 und 30° hält und das Quecksilber mitunter gefriert. Scoresby hat im April des Jahres 1810 noch 17°,8 Kälte beobachtet und am 13. Mai 1814 — 18°,9. Schnee fällt in allen Monaten des Jahres. Die mittlere Jahrestemperatur schätzt Martins auf — 8°,6, während die von Paris + 10°,6 beträgt, sich also der Unterschied auf 19° beläuft. Die mittlere Temperatur auf dem St. Gotthard ist — 1°,4, also noch 7 Grad wärmer als in Spitzbergen.

Daß die Flora sehr spärlich ist, leuchtet ein; ebenso, daß die Kryptogamen (Moose und Flechten) vorherrschen. Doch beträgt die Zahl der Phanerogamen (Pflanzen mit deutlich erkennbaren Blüten) noch 93 Arten. Nur ein einziges dieser Phanerogamen, das Löffelkraut (Cochlearia fenestrata) ist für den Menschen Nahrungspflanze geworden. Elf Pflanzen, welche auf dem Gipfel des Faulhorns und anderen Alpengipfeln blühen, sind auch auf Spitzbergen heimisch, nämlich: Gletscherranunkel (Ranunculus glacialis). Gänseblümchenblättriges Schaumkraut (Cardamine bellidifolia). Stengelloses Leimkraut (Silene acaulis). Zweiblumiges Sandkraut (Arenaria biflora). Achtblumblättrige Alpen-Dryade (Dryas octopetala). Einblumiges Bandkraut (Erigeron uniflorus). Gegenständigblättriger Steinbrech (Saxifraga oppositifolia und aizoides). Spitzkeimender Knöterich (Polygonum viviparum). Zweinarbiger Säuerling (Oxyria digyna) und Unterähriger Hafer (Trisetum subspicatum).

Die Zahl der Landsäugetiere beträgt nur vier. Der größte und bekannteste Vierfüßer ist der weiße Bär (Ursus maritimus), Sommers fast nur im Norden von Spitzbergen zu sehen. Parry traf auf seiner Reise nach dem Nordpol einen Eisbären auf dem Bankeis unter 81 °,30 n. Br. Als Kapit. Phipps auf seiner arktischen Entdeckungsreise 1773 Spitzbergen besuchte, befand sich am Bord seines Schiffes ein schmächtiger Midshipman, der ganz allein einen Eisbären angriff und ihn wirklich erlegte. Als man ihm über seine Tollkühnheit Vorwürfe machte, antwortete er einfach: „Ich wollte sein Fell meinem Vater mitbringen.“ Dieser schmächtige Jüngling war der nachmals so berühmt gewordene Nelson.

Geschätzter aber noch als das Bärenfell ist das Rauchwerk des blauen Fuchses (Canis lagopus), der auf Spitzbergen gemein ist. Man muß ihn aber im Winter jagen, um sein Fell in voller Schönheit zu bekommen; im Sommer ist es schmutzig braun, im Winter aber wird es weiß und dunkel schieferblau. Um blaue Felle zu erbeuten, waren russische Leibeigene von Archangel nach Spitzbergen geschickt worden und etliche Kreuze über ihren Gräbern, sowie die Reste der Fallen, die sie gestellt hatten, waren in Bellsound 1838 noch sichtbar. Die Füchse graben sich tiefe Gänge mit mehreren Mündungen und stopfen den Kessel, den sie bewohnen, mit Moos aus. Im Sommer gewähren ihnen die Vögel, die zum Eierlegen und Aufziehen ihrer Jungen nach Spitzbergen kommen, reichliche Nahrung und sie werden sehr fett; im Winter müssen sie fasten und in ihrem Hunger benagen sie alles. Als Behring auf der Insel der Meerenge, die von ihm dem Namen trägt, Schiffbruch litt, suchten die blauen Füchse dem Schlafenden die Sohlen von den Stiefeln zu reißen und auf der Insel Jan Meyen waren die Herren Vogt und Berna genötigt, ihre Kleider und Vorräte mit Flintenschüssen vor ihren Angriffen zu verteidigen.

Ein einziger kleiner Nager, die Feldmaus der Hudsonsbai, bewohnt Spitzbergen. Ihr Winterkleid ist weiß, das des Sommers veränderlich. Sie vertritt auf Spitzbergen den durch seine Wanderungen so bekannt gewordenen Lemming Norwegens.

Das wilde Renntier, der Hirsch des Nordens (Cervus tarandus), ist auf Spitzbergen nicht selten. Sommers findet es am Meeresstrande das Kraut, das seine eigentliche und gewöhnliche Nahrung bildet, und Winters scharrt es den Schnee fort, um die Moose und Flechten zu äsen. Es ist sehr scheu, zeigt sich auch nicht in großen Rudeln.

Zahlreicher sind die Säugetiere der See, die Wale und Robben. Man findet das Meer in den nordischen Gegenden stets bevölkerter als das Land. Der Seehund ist an den Küsten von Spitzbergen in drei Arten vertreten und dort gar nicht scheu. Im Winter führt ihn das Bedürfnis des Atemholens in die Nähe der Löcher und Spalten, welche die Eisrinde hier und da darbietet. Will er dann aber aus dem Wasser auftauchen, so ist der Eisbär da, der ihn mit seinen furchtbaren Fängen packt; die Robbe taucht von neuem unter, glücklich, wenn sie ein anderes Loch antrifft, durch welches

sie den Kopf aus dem Wasser stecken und einen Augenblick Atem schöpfen kann. Gewisse Arten von Robben sind nicht an die Scholle gebunden, sondern fahren auf den Eisbergen herum, welche Wind und Meeresströmungen nach allen Seiten vor sich hertreiben. So hat Herr Torell Scharen von grönländischen Robben (Phoca groenlandica) auf Eisbergen zwischen der Bäreninsel und Spitzbergen gesehen. Auf Spitzbergen fehlte diese Robbe gänzlich, während die bärtige Robbe (Phoca barbata) sehr gemein war. Sie hielt sich auf dem Eise auf, welches die Baien und Fjorde erfüllte; als dieses aber im Juli dem offenen Meere zutrieb, wanderte sie ihrerseits mit.

Von den Vögeln ist nur das Schneehuhn auf Spitzbergen seßhaft, alle übrigen sind Wandervögel, die im Winter fortziehen. Mit Ausnahme eines Emmerling sind alle diese Zugvögel Seevögel und unter diesen am zahlreichsten die Lummen (Uria troile), die weißen Möwen, die Fettgänse, der nordische Larventaucher und das kleine Taucherhuhn. Nicht alle legen und brüten ohne Unterschied an allen Punkten der Küste. Die einen, wie Gänse, gefallen sich an den Gestaden des festen Landes, andere, wie die Eidervögel und Raubmöwen, lieben die kleinen niedrigen, mit Wassertümpeln übersäeten Inseln; die meisten flüchten sich auf die Felsen, welche unmittelbar ins Meer hinausragen. Ihre Zahl ist so groß, daß diese Felsen unter dem Namen der „Vogelberge" bekannt sind. Die Absätze dieser Felsen, aus hinter- und übereinanderliegenden (den Galerieen und Logen eines Schauspielhauses vergleichbaren) Schichten gebildet, sind mit Weibchen bedeckt, die über ihren Eiern hockend, den Kopf nach dem Meere gewandt, so zahlreich und gedrängt dasitzen, wie die Zuschauer in einem Theater am ersten Tage der Vorstellung eines beliebten Schauspiels. Vor dem Felsen fliegen die Männchen in einer Wolke, die aufsteigt und sich senkt, die Fluten bestreicht und untertaucht, um die Krustentiere zu fangen, welche die Hauptnahrung der Brütenden bilden. Die Unruhe, das Wirbeln, der Lärm, das Geschrei dieser tausend und abertausend Vögel, so verschieden an Größe, Gestalt und Farbe, zu beschreiben ist rein unmöglich. Der Jäger, betäubt und verdutzt, weiß nicht, wo er in diesem lebendigen Strudel Feuer geben soll, er vermag den Vogel, auf den er anlegen will, nicht zu unterscheiden, geschweige ihn zu verfolgen. Des Dinges müde zielt er mitten in die Wolke hinein, der Schuß geht los, und nun steigt der Aufruhr aufs höchste. Schwärme von Vögeln, die auf den Felsen saßen oder auf dem Wasser schwammen, fliegen jetzt ebenfalls auf und mischen sich unter die übrigen; ein endloses mißtönendes Geschrei durchbebt die Lüfte. Weit entfernt, sich zu zerstreuen, wirbelt die Wolke nur noch toller. Die Seemöwen, die vorher unbeweglich auf kaum über die Wasserfläche hervorragenden Klippen saßen, flattern geräuschvoll hin und wieder; die Seeschwalben umkreisen das Haupt des Jägers und schlagen ihn mit den Fittigen ins Gesicht. Alle die verschiedenen Arten, welche sich auf dem Felsen zu friedlichem Beisammensein vereint hatten, erheben sich, als wollten sie dem Menschen vorwerfen, daß er bis ans Ende der Welt komme, um das große Werk der Natur, die Erhaltung und Fortpflanzung der Arten

zu stören. Die Weibchen allein, durch die Mutterliebe festgebannt, begnügen sich damit, ihre Klagen mit denen der erzürnten Männchen zu vereinen; unbeweglich bleiben sie auf ihren Eiern sitzen, bis man sie gewaltsam davon nimmt, oder bis sie getroffen auf ihrem Neste enden, das die Hoffnungen und Freuden der Familie barg.

---

6. Die Schönheiten des Polarwinters.*)

Es war um die Mitte Novembers. Das Wetter war angenehm und hatte jene Ruhe und jenes bestimmte Ansehen gewonnen, wie es im Durchschnitt der ganze Winter beibehält. Es ist wahr, die Sonne hat uns verlassen, aber wie konnte ich ihre Abwesenheit bedauern, wenn ich die wunderbare Schönheit des Schauspiels betrachtete, welches ihr Verschwinden hervorbrachte! Die Sonne schien sich nur deshalb unter dem Horizonte zu verbergen, um allen Dingen einen Schein von Ruhe und Feierlichkeit, einen magischen Glanz durch die üppige Glut, die sie über den ganzen Himmel unsichtbar verbreitete, zu erteilen.

Wie in der Natur, ward auch in meinem Gemüte alles ruhiger und stiller; die Sonne hatte alle Leidenschaften mit sich hinweggenommen. Die schwächsten Töne waren in ansehnlicher Ferne hörbar, und ich pflegte auf dem gegenüber liegenden Ufer von Fuglenäs alles zu hören, während im Sommer kein Laut von demselben zu mir herüber drang. Das Schauspiel eines Himmels ohne Sonne war so ergreifend und eigentümlich, daß ich auf meinen Jagdstreifereien die Erde unter mir ganz vergaß und nur immer nach oben und zu dem Horizonte aufschaute. Der Tag glich einer hellen Dämmerung, und wir waren imstande, unser Mittagsmahl zu verzehren, ohne Licht anzuzünden, obgleich dies notwendig war, wenn man lesen oder schreiben wollte.

Sobald der Abend kam, spielten tausend tanzende Lichter geheimnisvoll durch die Luft, als wären sie von der Vorsehung bestimmt, durch ihre milden und schönen Strahlen die Stunden der Dunkelheit zu erheitern. Bisweilen bildet das Nordlicht quer über den Himmel einen glänzenden Bogen von einer blassen spielenden Flamme, die sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit in Schlangenlinien fortbewegt. Dann verschwindet es plötzlich, und die Nacht hüllt alles in ihren schwarzen Schleier; aber gleich darauf wird der unermeßliche Raum des Äthers so schnell wie das Blinken eines Sterns mit einem Feuer überdeckt, welches eine ganz neue Gestalt annimmt und den Himmel mit einem schwachen Silberlichte übergießt, das in Wellen oder vielmehr in Wolken, die von dem Winde getrieben werden, dahin schwimmt.

---

*) Nach dem Seite 20 angeführten Werke.

Bisweilen schießen schmale Flammenstreifen mit unbegreiflicher Schnelligkeit hervor, durcheilen in wenig Minuten den ganzen Bogen des Himmelsgewölbes und verschwinden unter dem südlichen Horizont. Von Zeit zu Zeit sieht man plötzlich über dem Scheitel eine breite Lichtmasse, die in Form eines schönen Strahlenglanzes gegen die Erde heruntersteigt und dann in einem Nu verschwindet.

Das Nordlicht zeigt sich am häufigsten bei stillem Wetter; jedoch sah ich es nie lebendiger als bei einem frischen Südostwinde, welcher, obgleich er dem Nordlichte, das mit der größten Schnelligkeit von der entgegengesetzten Seite kam, gerade begegnete, die Bewegung desselben nicht im geringsten störte, denn dieses setzte in einem schmalen, stetigen Lichtstrome seinen Weg fort. Ich bemerkte immer, daß es von Nordwest herkam und in Südost verschwand. Anfangs zeigten sich gewöhnlich schwache, unregelmäßige Lichtstrahlen, welche hinter den Gebirgen in die Höhe stiegen und große Ähnlichkeit mit dem Widerschein eines entfernten Feuers hatten. Sie blieben aber nicht lange am Horizont, sondern stiegen bis zum Zenith und nahmen eine so große Mannigfaltigkeit der Form und Verschiedenheit der Bewegung an, daß eine bloße Beschreibung keinen entsprechenden Begriff zu geben vermag.

Die Erscheinung des Nordlichts war nicht immer auf einen wolkenlosen Himmel beschränkt; denn bisweilen bemerkte ich es auch bei teilweise trübem Himmel. Einmal zeigte sich auch eine dunkelgelbe Flamme, welche hinter einer schwarzen Wolke unten im Nordwesten langsam emporzukommen und eine oder zwei Minuten still zu stehen schien, als wenn sie von einem größeren Lichte ein Widerschein wäre. Als ich nach dem Zenith aufschaute, nahm ich einen kleinen matten, kaum bemerkbaren Lichtpunkt wahr, und im Augenblick nachher war die ganze Fläche des Himmels erleuchtet, gerade so, als ob die Sonne mit einemmale aus einer dichten Wolke hervorträte. Am folgenden Tage war das Wetter trübe und drohte mit Schnee. Gegen Ende des Novembers ward die Kälte heftiger, der Himmel klarer, und das von der nordischen Morgenröte (aurora borealis) herkommende Licht bisweilen so stark, daß ich bei demselben imstande war, etwas Gedrucktes zu lesen und eine Nadel zu finden, falls ich sie verloren hätte.

Es ist schwer, einen bestimmten Grund jener Erscheinung, die wir Nordlicht nennen, anzugeben. Der Umstand, daß es bei hellem und kaltem Wetter am glänzendsten ist, führt allerdings zu der Vermutung, welche die allgemeinste zu sein scheint, daß es auf elektrischen Ursachen beruhe. Eine Meinung, die unter dem ganzen finnländischen Volke verbreitet ist, hat etwas ganz Eigenes und Sonderbares. Diese Leute nehmen an, das Nordlicht werde von den unermeßlichen Haufen von Heringen in dem Polarmeer verursacht, welche, sobald sie von großen Fischen verfolgt werden, eine plötzliche Wendung machen. Sie meinen, die Bewegung des Wassers und der Heringe rufe das (phosphorische) Licht hervor, das bloß vom Himmel widerscheine.

Die Lappländer, welche sehr abergläubisch sind, bilden sich ein, es seien die Geister ihrer abgeschiedenen Verwandten, die herumtanzen; und da

das Nordlicht unaufhörlich seine Gestalt verändert, so rufen sie öfters aus: Da ist mein Vater, da meine Mutter! u. s. w., je nachdem ihnen die Phantasie eine Ähnlichkeit in dem flatternden Lichte zeigt. Bei anderen Gelegenheiten glauben sie auch darin den Teufel mit der Sippschaft seiner bösen Geister zu sehen. Es ist sonderbar, daß die amerikanischen Indianer denselben Glauben haben. Diese erblicken in den Lichtwellen die Geister ihrer verstorbenen Freunde; wenn das Nordlicht aber besonders glänzend ist, wenn es dabei an Farbe, Form und Lage am meisten wechselt, so sagen sie: unsere abgeschiedenen Freunde sind sehr fröhlich!

Außer dem glänzenden Lichte, welches das Nordlicht gewährt, hat es keinen geringen Nutzen für die Einwohner, indem es sie in den Stand setzt, den Wind und das Wetter aus seiner Erscheinung voraus zu bestimmen. Die Erfahrung bestätigt meistenteils die Richtigkeit ihres Urteils. Ist das Nordlicht gleichmäßig über den Himmel verbreitet, ohne sich lange am Horizont zu zeigen, ist seine Farbe blaß und seine Bewegung nicht geschwind, während das Wetter zu gleicher Zeit hell und schön ist, so wird dieses noch ferner so bleiben. Wird das Nordlicht niedrig in den nördlichen Gegenden des Himmels gesehen, nimmt es eine bestimmte Form an, fährt und fliegt es mit großer Schnelligkeit dahin oder bildet es einen schmalen Strom oder zieht die Flamme einen Bogen quer über den Himmel, so hat man wildes und stürmisches Wetter zu erwarten; dasselbe ist der Fall, wenn das Nordlicht mannigfaltig wechselnde Farben annimmt. Wenn es auf die südliche und südöstliche Himmelsgegend beschränkt ist, so pflegen die Einwohner einen Landwind, d. h. einen solchen, der über das südliche Festland weht, zu erwarten.

Wir waren jetzt genötigt, um ein Uhr, während der Zeit unseres Mittagsessens, Licht anzuzünden; um zeichnen und schreiben zu können, mußte ich den ganzen Tag Licht brennen. Unser Zwielicht, welches ungefähr eine und eine halbe Stunde währte, war dennoch hinreichend stark, um vor dem Hause im Freien Gedrucktes lesen zu können. Für das Jagen, Rudern und andere körperliche Übungen (auf die sich die Thätigkeit der Eingebornen und Kaufleute beschränkt) reicht es völlig hin. Der Schnee auf den Gebirgen war nun hart und fest, so daß man über die tiefsten Abgründe gehen konnte, ohne einzusinken. Nun ward auch unsere Abreise von Hammerfest beschlossen, und weil das Wetter günstig war, sollte auch die Schlittenkarawane die Nacht hindurch fahren. Ich freute mich darauf.

Der Abend näherte sich mit ungewöhnlichem Glanze; das mit Sternen besäete Himmelsgewölbe glänzte mit verdoppeltem Schimmer, und das Schauspiel war im höchsten Grade herrlich und prachtvoll. Der Frost war scharf; es glitzerte und blinkte am Himmel und auf Erden.

Es ist schwer, das außerordentlich lebhafte Funkeln der vielen Himmelskörper zu beschreiben, denn sie wechselten von der Feuerfarbe, dem Pomeranzengelb, bis zu der Farbe des Hochrots, und jeder Strahl von ihnen drang durch den reinen Äther ins Auge. Das Nordlicht begann um uns und

über uns zu spielen. Ein blasser Flammenguß strömte zuerst von dem Scheitelpunkte, dann schossen zitternde Feuer schnell längs dem Himmel hin und bewegten den blauen Luftozean, während der Mond hoch am Firmamente seine Bahn verfolgte und mild und schwermütig auf uns niederschaute. Es flimmerte jeder Zweig und Sproß, als wenn er mit zahllosen Edelsteinen behangen wäre; und das heitere Funkeln der tausend und aber tausend Kristalle erinnerte an die Märchen der Feenländer — die Tannen und Birken waren Bäume aus einer schöneren Welt. Wir zogen durch einen bezauberten Wald, wo die Natur ihre magischen Wunder entwickelte, um uns die Stunden der Nacht zu verkürzen. Mit unsern abenteuerlichen Pelzgestalten, von Frost und Reif dick überzogen und stillschweigend dahinjagend, von den zackig-behörnten Schneerossen gezogen, hatten wir weniger das Ansehen von Menschen als von einer Bande unterirdischer Wesen, die den öden Raum durchstrichen, um mit den lappländischen Hexen zu tanzen und ein Fest der Mitternacht zu feiern.

---

7. Die Samojeden.*)

Noch roher, unwissender und in tiefere Barbarei versunken als der Lappe ist sein Vetter und Nachbar, der Samojede; und dieses erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß er in noch tiefere Einöden sich vergräbt und noch seltener mit gebildeten Völkern in Berührung kommt.

Seine Wohnsitze sind die wildesten und unzugänglichsten Tundras (Moossteppen) und Wälder Nord-Europas und West-Sibiriens. Er durchwandert mit seinen Renntieren die baumleeren Wüsten von der Ostküste des weißen Meeres bis zu den Ufern der Chatanga, oder jagt in den unermeßlichen Wäldern, die sich zwischen dem Ob und Jenesei erstrecken. Als einsamer Nomade berührt er fast nie die Wohnsitze der Menschen und lernt sie auch dann nur von der schlimmsten Seite kennen — da er auf den Jahrmärkten solcher elender Örter, wie Obdorsk und Pustosersk, nur zu häufig das Opfer ihres betrügerischen Sinnes wird. Wie sollte es ihm da möglich werden, sich aus den Banden der Finsternis und Wildheit zu befreien?

Zu dem Lappen sind edle Männer gedrungen, ihm die Segnungen des Christentums mitzuteilen. In seinem Lande sind, wenn auch durch weite Strecken von einander getrennt, doch überall Prediger angesiedelt, die durch Wort und Beispiel auf ihn wirken und ihn mit menschenfreundlicher Auf-

*) Der hohe Norden von Dr. Hartwig (Wiesbaden 1858). M. Alex. Castréns Reisen im Norden. Aus dem Schwedischen von H. Holms (Leipzig 1853).

opferung in seinen Wildnissen aufsuchen, um ihn zu belehren und zu trösten; — der Samojede ist nicht so glücklich, er hängt großenteils noch an seinem alten Heidentum, und seinen falschen Propheten, den Schamanen, schenkt er blinden Glauben.

Diese Zauberkünstler sind über den ganzen hohen Norden der alten und neuen Welt verbreitet; der Schamane ersetzt dort den Priester. — Die Samojeden glauben zwar an die Existenz eines höchsten Wesens, den Num oder Jilibeambärtje, d. i. Hüter des Viehstandes, der in der Luft wohnt und von dort aus Donner und Blitz, Regen und Schnee, Wind und Wetter sendet. Sie nennen auch wohl den sichtbaren Himmel „Num", und die Sterne sind nur Glieder des Gottes, gleichwie sie sehr poetisch den Regenbogen den Saum seines Mantels nennen. Doch dieser Abgott steht ihnen zu fern, und sie wenden sich lieber an ihre Fetische, die sogenannten „Hahe", die von jedermann zu Rate gezogen werden können, während die „Geister" oder „Tadebtsios" sich nur den Zauberern oder Schamanen offenbaren. Diese zwingen die launenhaften Geister durch Zauberformeln und machen sie ihren Wünschen gehorsam.

Die meisten samojedischen Idole sind auf der Insel Waigaz zu finden. Das vornehmste Götzenbild ist ein großer Steinblock von menschenähnlicher Form und spitzzulaufendem Kopf. Niemand weiß, wie dieser Stein dorthin gekommen; nach seinem Muster haben die Samojeden große und kleine Götterbilder aus Stein oder Holz geformt, die sie „Sjadäi" nennen, d. h. mit menschlichem Antlitz begabt. Sie kleiden diese Götzenbilder in Renntierfelle und putzen sie auch wohl mit allerlei Flitter heraus. Doch es bedarf keineswegs immer der menschlichen Form, um einen Stein oder ein Holzstück zur Ehre des Fetisches zu erheben; es genügt oft schon die seltsame Form. Auf ihren Wanderungen führen die Samojeden ihre Hausgötter in einem besonderen Schlitten mit sich, damit sie, je nach Bedürfnis, ihnen Schutz im neu aufgeschlagenen Zelte, auf der Renntierweide, bei Jagd und Fischfang verleihen.

Die Zauberer, welche mit den neckischen, bösen Luftgeistern, den Tadebtsios, verkehren, heißen Tadiben; ihre Kunst ist in gewissen Familien erblich. Verlangt man ihren Dienst, so legen sie höchst auffallende Kleidung an: ein Hemde von Sämischleder, Samburtsja genannt, mit einem Saum von rotem Tuch; auch die Nähte sind mit rotem Tuch geziert und rote Epauletts schmücken die Schultern. Über die Augen und das ganze Gesicht hängt ein Tuchlappen herab; denn nicht mit dem Auge, sondern mit dem inneren Blick dringt der Tadibe in die Geheimnisse der Geisterwelt. Der Kopf bleibt unbedeckt; nur der als Schleier dienende Tuchlappen wird durch zwei schmale, rote Tuchstreifen festgehalten, von denen der eine über den Scheitel, der andere um den Nacken geht. Über der Brust trägt der Tadibe eine Eisenplatte. Der Haupttadibe nimmt die Trommel, die mit Messingringen, Zinnplättchen und Tierschwänzen herausgeputzt ist, zur Hand; mit ihren Tönen weckt er die Geister aus ihrem Schlaf und holt sie aus ihrer

Verborgenheit. Dann singt er einige einladende Worte*) in einer mystischen, schrecklichen Melodie. Sein Gehilfe stimmt ein, und beide wiederholen singend dieselben Worte, jede Silbe lang dehnend. Der Meister, welcher anfangs die Trommel mit Heftigkeit geschlagen, läßt plötzlich nach, um den Worten der schon herbeifliegenden Tadebtsios zu lauschen; sein Jünger singt aber immerfort, was der Meister zuletzt gesagt hatte. Nachdem dieser sein stummes Gespräch mit den Geistern geendet hat, brechen beide Tadiben in ein wildes Geheul aus, die Trommelschläge erschallen in forte und der Orakelspruch ertönt.

Wenn ein Kranker die Hilfe des Tadiben in Anspruch nimmt, so beginnt dieser — mag die Krankheit auch noch so gefährlich sein — die Kur keineswegs sogleich, sondern er wartet bis zur „ersten Morgenröte". Ist alsdann noch keine Besserung eingetreten, so erklärt der Tadibe klug genug, dem Kranken sei nicht zu helfen, und macht gar keine Versuche zur Heilung. Sollte sich aber der Kranke in der verflossenen Zeit wirklich gebessert haben, so stellt der Tadibe mit ihm ein Examen an; er fragt ihn zuerst, ob er nicht wisse, wer ihm die Krankheit angethan habe, ob er nicht mit diesem und jenem Zank und Schlägerei gehabt u. dergl. Kann der Kranke keine Auskunft geben, so werden die Tadebtsios gefragt und diese allenthalben durch Trommeln und Geheul gezwungen, für die Heilung Sorge zu tragen und der Person, welche an der Erkrankung schuld ist, das gleiche Übel anzuthun. Ist aber der allmächtige Ilibeambärtjge selber die veranlassende Ursache der Krankheit, so kann niemand gegen dessen Willen etwas unternehmen. Von eigentlichen Heilmitteln ist keine Rede, und nur die „Brennkur" ist auch bei den Samojeden beliebt. Sie trocknen ein Stück Birkenschwamm, schneiden aus diesem kleinere Stücke heraus, zünden sie an und legen sie auf die schmerzhafte Stelle. Wenn der brennende Schwamm vom Körper hinwegspringt, nennen sie es ein gutes Zeichen; die Schmerzen sind dann zugleich mit fortgesprungen.

Wer Tadibe werden will, muß einen starken Körper und auch ein Talent dazu haben; die künstliche Aufregung, in welche sich der Zauberer hineinarbeitet, strengt die Nerven an, und es erfolgt dann eine große Abspannung. Zu berühmten Schamanen begeben sich junge Leute in die Lehre; sie müssen durch Fasten und Einsamkeit sich vorbereiten und werden dann von ihren Meistern so lange bearbeitet, bis ihnen die Tadebtsios erscheinen. Wie alle Geisterseher sind sie halb Betrüger, halb Betrogene, die zuletzt an ihre eigenen Phantasiebilder glauben.

---

*) Ist ein Renntier verloren gegangen, so ist das Gespräch etwa folgendes:

Kommet, kommet, Zaubergeister! Wenn ihr nicht kommet, komme ich zu euch. Wachet, wachet, Zaubergeister! Ich bin gekommen, erwacht aus dem Schlaf!

Der Tadebtsio antwortet: Sag' an, welchen Auftrag hast du? Weshalb kamst du, die Ruh' uns zu stören?

Der Tadibe: Zu mir eben kam ein Njenets (Samojede), heftig dieser Mensch mich plaget; fort ist ihm sein Renntier, deshalb bin ich zu euch gekommen.

Ein christlicher Samojede machte dem Reisenden Castrén die vertrauliche Mitteilung, er sei in seinem 15. Jahre zu Tadiben in die Lehre gegeben worden, deshalb, weil mehrere ausgezeichnete Schamanen in seiner Familie gewesen waren. Zwei Tadiben sollten seine Lehrmeister sein. Sie banden ihm ein Tuch vor die Augen, gaben ihm eine Trommel in die Hand und ließen ihn darauf losschlagen. Zugleich schlug ihm einer der Tadiben mit der Hand oben auf den Kopf und der andere auf den Rücken. Dies ward eine Weile fortgesetzt, und sieh! nun ward es Licht vor den Augen des Lehrlings. Eine zahlreiche Schar von Tadebtsios zeigte sich dem Knaben, es war ihm, als tanzten sie auf seinen Händen und Füßen umher. Der Lehrling erschrak, lief davon und ließ sich sofort vom Priester taufen. Darauf, behauptete er, habe er keine Tadebtsios mehr gesehen.

Die Samojeden haben, gleich den Ostjaken und anderen sibirischen Völkerschaften, die Sitte, das Andenken an ihre Verstorbenen durch Opfer und andere Ceremonieen zu ehren. Sie glauben nämlich, daß der Hingeschiedene, wenn auch gehörig bestattet, noch dieselben Bedürfnisse habe und denselben Beschäftigungen obliege wie bei Lebzeiten. Deshalb legt man teils in, teils neben sein Grab einen Schlitten, einen Speer, errichtet einen Herd, stellt einen Kochtopf, Messer, Beil, Feuerzeug und andere Gerätschaften auf, damit er sich Nahrung verschaffen und seine Mahlzeit sich bereiten möge. Sowohl bei dem Leichenbegängnis, als auch einige Jahre nachher werden an seinem Grabe von den Verwandten Renntiere geopfert. Stirbt eine höher geachtete Person, eine Starschina, der Besitzer von großen Renntierherden, so verfertigen seine nächsten Anverwandten ein Bild, welches im Zelte des Verstorbenen aufbewahrt wird und dieselbe Ehre genießt, die man dem Manne bei seinen Lebzeiten erwies. Bei jeder Mahlzeit wird das Bild hervorgeholt, jeden Abend wird es ausgezogen und zu Bett gebracht, jeden Morgen wieder angezogen und auf den Platz des Verstorbenen gestellt. Drei Jahre lang verehrt man das Bild in solcher Weise, dann senkt man es ins Grab. Man glaubt, daß unterdessen auch der Leib vermodert sei, und damit habe auch die Unsterblichkeit ein Ende. Nur die Schamanen und die eines gewaltsamen Todes Gestorbenen genießen das Vorrecht, nach dem Tode als unvergängliche Geister in der Luft zu schweben. Trotzdem und trotz der reichlichen Bissen, die ihnen bei jedem Opferschmaus zu teil werden, sind die Schamanen doch höchst unglückliche Leute; der aufgeregte Zustand, in den sie sich häufig versetzen, zerrüttet ihre Nerven und umdüstert ihre Seele. Ihr blasses Antlitz, ihre matten Augen, ihr scheuer Blick, ihr unsicherer Gang zeugen von den Dämonen, welche ihr Inneres zerreißen.

Als eine Handlung von der höchsten religiösen Bedeutung betrachten die Samojeden wie auch die Ostjaken den Eid. Ist gegen einen Samojeden im geheimen ein Verbrechen verübt worden und hat dieser jemand im Verdacht, so kann er ihn zum Eid fordern. Ist kein hölzerner oder steinerner „Hahe“ (Long bei den Ostjaken) bei der Hand, so formt er sich einen aus

Erde oder Schnee, führt seinen Widersacher an das Bild, schlachtet einen Hund, zerstört das Bild und redet den Verdächtigen mit folgenden schrecklichen Worten an: „Hast du den Diebstahl begangen, so mußt du sterben wie dieser Hund!“ Die Eidesleistung soll bei den Samojeden so gefürchtet sein, daß der wirkliche Verbrecher es fast niemals zum Schlachten des Hundes kommen läßt, sondern lieber das Verbrechen gleich gesteht.

Der fürchterlichste Eid jedoch wird auf die Schnauze eines Bären geleistet, den alle sibirischen Völkerschaften von den Kamtschadalen bis zu den Samojeden als einen mächtigen Gott verehren.

Der Bär ist im Grunde kein Tier, sondern verbirgt unter seiner zottigen Kleidung eine menschliche Gestalt samt göttlicher Kraft und Weisheit. Der Ostjak macht ihn außerdem noch zum Wächter der gesamten niederen Geisterwelt. Vom Bären wird natürlich immer nur mit heiliger Verehrung gesprochen; man nennt ihn nicht anders als das „schöne Tier“, „den Nagelgreis“, „den Pelzvater“, und wenn man ihn auch bei Gelegenheit mit einem Pfeil oder einer Büchsenkugel begrüßt, so werden ihm dabei so viele Komplimente gemacht, daß er es unmöglich übel nehmen kann.

Wild und finster wie die Tundra und der Urwald, in dem er mit seinen Renntieren umherschweift, ist auch das Äußere des Samojeden. Er ist klein von Statur, sein Kopf hat breite Wangen, dicke Lippen, kleine Augen, eine niedrige Stirn, platte Nase mit großen Nasenflügeln, schwarzes borstiges Haar; sein Gesicht hat dunkle Farbe, der Bart ist dünn. Von seinem Renntierpelz, in welchem er schwerfällig einhergeht, verlangt er nur Schutz gegen Kälte und Regen, um den Schnitt kümmert er sich nicht, und nur einzelne Aristokraten, wie es deren auch unter den Samojeden giebt, tragen mit Tuch überzogene und bunt verbrämte Pelze. Das schöne Geschlecht, so lange es noch nicht unter das Joch der Ehe geraten, weiß freilich auch hier sein Äußeres durch Putz zu heben. Die kurze Jacke von Renntierfell schließt eng an den Oberkörper, erweitert sich aber unten und endigt an den Knieen mit einer Verbrämung aus Hundefell. Die Strümpfe von Renntierhaut sind bunt. Die doppelten, mit Band zusammengeflochtenen und mit Flitter bedeckten Haarflechten reichen zuweilen bis an die Fersen. Denkt man sich zu diesem Staat ein kleines rundes Gesicht, volle rosenrote Wangen, eine weiße Stirn, schwarze Locken und kleine muntere Augen, so hat man das Bild einer geputzten samojedischen Schönheit, wie ein feuriger Anbeter sie gern mit einer ganzen Herde von Renntieren bezahlt. Bei den Samojeden denkt nämlich kein Vater daran, seiner Tochter eine Aussteuer mitzugeben; er erwartet vielmehr von ihrem Freier einen Ersatz für das Mädchen, eine Entschädigung für die Dienste, die er nun verlieren soll.

Wenn ein Samojede sich verheiraten will, so sucht er zuerst einen Fürsprecher aufzufinden und begiebt sich mit diesem nach der Wohnung der Eltern seiner Auserkorenen. Er geht aber nicht hinein, sondern verweilt vor der Hütte an seinem Schlitten, bis der Fürsprecher seinen Auftrag ausgerichtet hat. Bringt dieser verneinende Antwort, so kehrt man sofort zurück;

im anderen Falle wird weiter über den Preis der Braut verhandelt, und hat man sich geeinigt, dann betritt auch der Bräutigam das Zelt, besucht jedoch nach der Verlobung seine Braut nicht weiter. Kurz vor der Hochzeit begeben sich die Anverwandten der Braut zum Bräutigam, der sie gut bewirtet; dann schirrt der Fürsprecher vier Renntiere hinter einander an, hängt ein Glöckchen an ihren Hals, bedeckt die zwei Vordersten mit einem roten Tuche und fährt mit ihm dreimal um das Zelt des Bräutigams. Desgleichen wird auch das Zelt der Braut dreimal umfahren und auch dort ein Schmaus gehalten, nach dessen Beendigung erst der Bräutigam eintreffen darf. Es wird nun tüchtig Branntwein getrunken, gekochtes Renntierfleisch herumgereicht und dem Bräutigam das Herz des Tieres gegeben. Dann hört jede Ceremonie auf; jeder trinkt soviel Branntwein, als er vermag, und die Betrunkenen taumeln nicht selten im Schnee umher und erfrieren. Der Bräutigam bleibt bis zum nächsten Morgen im Hochzeitszelt; sodann besteigt die Braut den Schlitten und ihre Renntiere werden von der Mutter des Bräutigams gelenkt, welche dreimal um dessen Zelt herumfährt. Dort wird abermals geschmaust, man singt, zankt und schlägt sich.

Castrén wohnte einer samojedischen Hochzeit bei und berichtet darüber: „Bei unserer Ankunft im Hochzeitszelte lagen einige von den Hochzeitsgästen schon ohnmächtig auf dem Felde. Sie lagen dort mit entblößtem Haupte, die Köpfe tief in den Schnee gedrückt und die Gesichter vom Winde mit Schnee bedeckt. Doch sieh! dort kommt ein Ehemann, tappt von einer Leiche zur andern, erkennt endlich seine Frau, ergreift sie an dem Kopfe, wendet sie mit dem Rücken gegen den Wind und wirft sich endlich neben sie hin. Dort läuft ein anderer mit der Kaffeekanne umher, sucht seine Geliebte, findet sie und gießt ihr etwas Branntwein in den Hals. Hier stößt jemand auf seinen Feind, versetzt ihm einige hinterlistige Schläge und entfernt sich. — Wir traten ins Zelt, wo neben einander Männer, Weiber, Kinder, Greise und junge Mädchen lagen und saßen. Unter den ganz Berauschten war auch der Bräutigam. Ich nahm Platz und trank nun mit dem Wirt und dem Fürsprecher Thee. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, den Wirt zu bewegen, daß er auch meine Begleiterin, die Frau Pastorin, einlud, in unsern Kreis zu treten.

„Nach dem Thee befahl der Wirt, ein Renntier zu schlachten. Ein leiser Schlag mit dem Beil gegen die Stirn warf das Tier zu Boden. Hierauf stach man ihm ein Messer ins Herz und nahm die Luftröhre heraus. Um diese entstand aber ein gewaltiger Kampf unter den Anwesenden, der endlich dahin geschlichtet wurde, daß die nächsten Anverwandten des Brautpaares sie unter sich teilen und auf der Stelle verzehren sollten. Dem Renntier wurde die Haut abgezogen, der Bauch aufgeschnitten, das Ungenießbare weggeworfen und das Tier auf den Rücken gelegt. Es bot den Anblick eines großen ovalen Gefäßes dar, in welchem die Lunge, Leber und andere Leckerbissen in einer ansehnlichen Blutmasse umherschwammen. Der Wirt ergriff meine Hand, führte mich an das Renntier heran und bat mich, die Mahl-

zeit zu beginnen. So deutlich er diesen Wunsch aussprach, so war ich doch einfältig genug, ihn nicht zu begreifen, und blieb somit ganz und gar unthätig vor dem Schlachtopfer stehen. Unterdessen versammelten sich die Hochzeitsgäste um das Tier, zogen ihre langen Messer hervor und schnitten sich Stücke des warmen rauchenden Fleisches ab, tauchten sie dann ins Blut, führten sie mit der einen Hand an den Mund, kaueten, indem sie das Gesicht nach oben kehrten, und schnitten während des Kauens einen Teil des Fleischstückes ab. Das abgeschnittene Stück wurde wieder in Blut getaucht und in den Mund gesteckt, das Blut lief an den Mundwinkeln und am Halse herab, Lunge und Leber wurden als Nachkost verspeist. Während dieser widrigen Mahlzeit sangen die Mädchen samojedische Lieder, ihrem Inhalt nach schön, aber zu einer Melodie, die fast dem Quaken der Frösche glich. Der Gesang und das Mahl wurden durch einen tragischen Auftritt unterbrochen. Ein Samojede mit einem sehr spitzigen Gesicht guckte durch die Thür des Zeltes herein und bat mit kreischender Stimme, an der Hochzeitsfreude teilnehmen zu dürfen. Einige der Gäste hießen ihn eintreten, und er kam sogleich der Aufforderung nach. Dies geschah jedoch ohne Wissen des Wirtes. Als dieser den ungebetenen Gast gewahrte, befahl er, ihn hinauszuwerfen. Mehrere bereitwillige Hände beeilten sich, dem Befehle zu gehorchen, andere wiederum erhoben sich, den Gast zu verteidigen. Der Wirt und der Fürsprecher packten einander an, und ich wurde jämmerlich zwischen ihnen eingezwängt. Im Zelte entstand ein großer Tumult, man schrie, fluchte und schlug um sich; Kessel, Kaffeekannen, Fleischtöpfe und andere Gefäße wurden umgeworfen und flogen hin und her. Die Geschichte endete damit, daß der Samojede hinausgeworfen wurde. — Gegen abend nahm die Kampflust zu. Wohin man schauete, sah man Menschen, die einander zu Leibe gingen. Das struppige schwarze Kopfhaar war gewöhnlich dem ersten Angriff ausgesetzt, hernach schlug man sich mit den Fäusten, und nicht selten griff man zu einem Knochen oder anderen Überbleibseln der Mahlzeit. Der Kampf begann ohne alle Veranlassung. Wenn zwei Personen sich begegneten, lagen sie sich auch sofort in den Haaren, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Hier wurde Pardon weder verlangt, noch gegeben, jeder schlug um sich und wehrte sich nach Kräften. Der Besiegte blieb gewöhnlich auf dem Schnee liegen und der Sieger schritt weiter, um neue Heldenthaten zu vollbringen. — Dieses Schauspiels überdrüssig, begaben wir uns beim Einbruch der Finsternis auf die Rückfahrt."

Durch solche Scenen könnte man sich leicht veranlaßt fühlen, den Samojeden für einen viel wilderen, unbändigeren Gesellen zu halten, als er wirklich ist; allein Gutmütigkeit, Melancholie, Phlegma bilden den Grundton seines Charakters. Er hat zwar wenig Begriffe von Recht und Unrecht, Gut und Böse, dagegen ist er bereit, den letzten Bissen mit seinem Freunde zu teilen, und sein hilfreicher Sinn offenbart sich unter anderem auch darin, daß er, wie der Lappe, seine armen Anverwandten aufnimmt und pflegt. Grausamkeit, Rachsucht, Mordlust, die dunkleren Laster, die so manches Volk

der tropischen Zone beflecken, bleiben ihm fremd. In stetem Kampfe mit einem fürchterlichen Klima, ein Opfer der Unwissenheit und der Armut muß er zwar auf viele uns unentbehrliche Genüsse verzichten. Dagegen besitzt er den Vorteil, die meisten Dinge des Lebens mit der vollständigsten Gleichgültigkeit betrachten zu können. Eine gute Mahlzeit geht ihm natürlich über alles, doch wenn seine Bequemlichkeit ins Spiel kommt, kann er auch der Ruhe zu lieb hungern und dursten. Nur selten flammt sein Gemüt in wilder Leidenschaft auf und erinnert an die Gluten der südlicheren Sonne, die einst seine Vorväter beschien.

Ein gemeinsamer Zug im Charakter aller Samojeden ist eine finstere Anschauung des Lebens und seiner Verhältnisse. Ganz wie die Außenwelt trägt auch ihre Innenwelt die Farbe der Nacht. Wahre Eis- und Schneemenschen leben sie in negativer Ruhe dahin und verlassen ohne Überwindung und Reue ein Leben, das sie kaum lieben können, da es ihnen der Entbehrungen viele, der Genüsse und Freuden nur wenige darbot. Sie sind mißtrauisch und verschlossen wie alle Völker, die von weltklügeren und thatkräftigeren Nachbarn viel zu leiden haben. Ihren alten Gewohnheiten hartnäckig ergeben, sträuben sie sich gegen alle Neuerungen, wodurch ihr Los verbessert werden könnte, und nur die große Lehrmeisterin, die Not, vermag sie zum Besseren zu wenden.

So z. B. raste auf der Timanschen Tundra während der Jahre 1831 und 1832 eine Seuche, die ungefähr 20,000 Renntiere tötete und die Bewohner in Armut stürzte. Der größte Teil der dortigen Samojeden selbst kam durch die Seuche um, weil sie das Fleisch der hingerafften Renntiere verzehrten. Nach dieser Prüfung sind die Samojeden der Timanschen Tundra ein frommes und sanftmütiges Volk geworden und haben sich in großer Anzahl dem Christentum zugewendet. Zwar schauen auch sie das Leben in finsterer Färbung an, aber die wilde Leidenschaft hat aufgehört. Ihr Herz ist weich, ihr Gemüt sanft, der Kummer wohnt in der Tiefe.

Nach Köppen beträgt die Zahl der Samojeden in Europa 4500 Individuen beiderlei Geschlechts, und im Gouvernement Tobolsk 5054. Bulgarin schätzt die asiatischen Samojeden auf 70,000; da aber Köppen für ganz Westsibirien nur 66,684 Eingeborne beiderlei Geschlechts rechnet, von welchen die Ostjaken wenigstens die Hälfte ausmachen, so ist die Angabe Bulgarins jedenfalls viel zu hoch.

---

8. Die Ostjaken von Obdorsk.*)

Ganz wie Samojeden zerfallen auch die Ostjaken in eine Menge Stämme und Geschlechter, oder richtiger Gemeinden, die familienweise zu-

*) A. a. O.

sammenhalten. Die Ostjaken, welche in dem Marktflecken Obdorsk zusammenkommen, zeigen eine entschiedene Verwandtschaft mit Finnen und Magyaren; sie haben bisher dem Bekehrungseifer der russischen Priesterschaft hartnäckig widerstanden und erhalten ihre alte patriarchalische Verfassung aufrecht. Jedes Geschlecht besteht aus einer Anzahl Familien, die sich als näher oder ferner verwandt betrachten. Gewöhnlich halten alle zu einem Geschlecht gehörigen Familien, selbst während des Nomadisierens, eng aneinander, und es ist hergebrachte Sitte, daß in einer solchen Gemeinde der Reiche mit dem Armen seine Glücksgüter teilt. Da aber die Ostjaken im ganzen ein armes Volk sind, das von der Hand in den Mund lebt, so besteht die Hilfe, welche einer dem anderen gewähren kann, nur darin, daß er die Beute des Tages brüderlich mit ihm teilt.

Die Ostjaken von Obdorsk teilen sich in Fischer und Renntierjäger. Die ersteren halten sich an den Flüssen, namentlich am Ob und Nadim auf; die letzteren nomadisieren einen Teil des Jahres auf den Tundras und leben in stetem Verkehr mit den Samojeden. Die Zahl derjenigen Ostjaken, die sich ausschließlich mit der Renntierzucht beschäftigen, ist sehr gering. Sie wurden vor einigen Jahren schwer heimgesucht durch den Milzbrand, der sich unter ihren Renntieren schnell verbreitete, so daß von 500,000 Stück nur etwa 60,000 übrig blieben. Der größte Teil des Volkes ernährt sich vom Fischfang und hält nur nebenbei sich einige Renntiere. Die, welche sich des Besitzes dieses unschätzbaren Tieres erfreuen, richten im Sommer zwei Wirtschaften ein, von denen die eine sich bei der Fischerei aufhält, die andere aber den Renntieren auf ihren Irrfahrten folgt. Auf diesen Nomadenzügen ist der treue (weiße mit schwarzen Flecken gezeichnete) Hund unschätzbar. Während die Familie mit ihren Habseligkeiten auf Schlitten, die von Renntieren gezogen werden, voranziehen, folgt die Herde und wird von den klugen Hunden zusammengehalten.

Die Ostjaken treiben, wie die Samojeden, an der Meeresküste Fischfang, töten Seehunde, Walrosse, weiße Bären. Doch gehen die wenigsten bis ans Eismeer; die andern bleiben auf den nördlichsten Tundren. Die letzteren ziehen sich, sobald die Luft kühler wird und die Mücken verschwinden, nach den Waldgegenden des östlichen Ural, wo sie Füchse jagen. Mit der ersten Spur des Winters brechen auch die am Meer nomadisierenden Ostjaken und Samojeden nach den Waldgegenden auf, hauptsächlich um Schutz gegen die entsetzlichen Stürme zu suchen. Die Reise geht in kurzen Tagereisen vor sich, man macht oft Halt, um zu jagen. Jedes Geschlecht hält sich zusammen und zieht mit seinem Fürsten oder Ältesten an der Spitze weiter. Gegen Ende des Dezembers treffen alle diese Scharen auf dem Markte zu Obdorsk ein. Von Amts wegen müssen sämtliche Fürsten und Ältesten dort anwesend sein, weil es ihnen obliegt, jeder in seinem Geschlechte die Steuern einzutreiben und Sorge zu tragen, daß alle die Arten von Tierfellen, welche man als Steuer festgesetzt hat, in voller Anzahl eingehen. Die Steuer besteht in zwei

grauen Felsenfuchsfellen für jede männliche Person, doch kann statt dessen auch anderes Pelzwerk geliefert werden.

Mit der Ankunft der Ostjaken beginnt ein neues Leben in der kleinen Stadt Obdorsk. Täglich strömen neue Scharen dieser schwerbepelzten Söhne und Töchter der Tundra in den Ort, schreiten langsam durch die Straßen und schauen die hohen Häuser an. Man sieht es ihnen gar nicht an, daß sie gekommen sind, um zu kaufen und zu verkaufen, denn sie bringen ihre Ware nicht auf den Markt. Aber unter ihren weiten Pelzen haben sie die schwarzen und blauen Fuchsfelle und andere Pelzkostbarkeiten verborgen. Die Käufer schleichen sich mit ihnen zu irgend einem guten Freunde, lassen sie von diesem gut bewirten und schließen dann in aller Stille den Handel ab. Der Wilde sieht wohl ein, daß er durch diese geheimnisvolle Art des Handels verliert, aber sein zaghaftes Gemüt scheut die öffentliche Versteigerung, und dann steht es selten in seinem freien Willen, seine Ware an den Meistbietenden zu verkaufen. Unter den Tausenden von Eingebornen, die sich jährlich aus weit entlegenen Gegenden auf dem Markte von Obdorsk einfinden, sind nur wenige, die nicht bei den Bürgern, Kaufleuten oder Kosaken mit größeren Summen verbucht ständen, als sie besitzen. Sollten sie sich nun erdreisten, sich mit ihren Waren an einen andern als an ihren Gläubiger zu wenden, so würde dieser sich nicht scheuen, Besitz von dem ganzen Eigentum des Wilden zu nehmen und ihn selbst obendrein zu seinem Sklaven zu machen.

In noch schlimmerer Lage sind die armen ostjakischen Fischer am Ob. Den Stör und die verschiedenen Lachsarten wagen sie nicht zu genießen, denn diese bilden die Handelsartikel; dagegen verzehren sie samt ihren Hunden den Hecht, Barsch, Kaulbarsch, die Plötze — Fische, die nicht wandern. Nicht selten fühlt der Barsch, wenn er kaum aus dem Wasser gezogen ist, schon die Zähne seines Fängers. Denn für einen hungrigen ostjakischen Magen würde das Kochen noch zu lange dauern.

Im Frühjahr, wenn der Ob und seine Nebenflüsse ihre Eisbanden sprengen und die Ufer weit überfluten, ist zunächst noch gar nicht ans Fischen zu denken. Ist das Wasser ungewöhnlich hoch, so sehen sich viele Familien gezwungen, ihre Wohnstätte zu verlassen und in öde Wälder zu flüchten, wo nur wenige Hasen ihnen eine spärliche Nahrung gewähren, — und doch wimmeln während dieser ganzen Hungerzeit die Gewässer von Fischen.

Endlich erheben sich die niedrigen Sandufer über die Wasserfläche, und nun errichtet der Ostjake seine Sommer-Jurte in der Nähe des in sein Bett zurückgekehrten Flusses. Sie hat gewöhnlich eine viereckige Form, niedrige Wände und ein hohes, spitziges Dach, dessen Gerippe aus Weidenstämmen besteht, über welches mit biegsamen Weidenreisern Borkenscheiben angebunden sind. Diese werden erst durch Kochen erweicht und in die Form gewöhnlicher Teppiche zusammengenäht, so daß man sie leicht zusammenrollen und transportieren kann. Die Feuerstätte, eine mit Steinen umgebene Grube, liegt in der Mitte, und der Rauch geht durch ein Loch im Dach. Um die

meisten Jurten trifft man außerdem noch kleine Verwahrungshäuser von Balken gezimmert und auf hohen Pfählen aufgestellt, wie in Lappland; denn es gilt, die Vorräte gegen den Vielfraß, den Wolf und die eigenen Hunde zu sichern.

Obgleich der Ob und seine Nebenflüsse — der Irtysch, der Wach, der Wasjugan — den Ostjaken ihre Gaben in reichlichem Maße spenden, so sind doch diejenigen unter ihnen, welche bloß vom Fischfang leben, in die größte Armut versunken, die meist mit Faulheit, Trunksucht und sittlicher Verderbnis vereinigt ist. Die pfiffigen, russischen Kolonisten haben sie ganz in ihre Gewalt bekommen, indem sie ihnen die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse auf Kredit geben und somit ihre Schuldenlast von Jahr zu Jahr steigern, da die Arbeitslust der Verschuldeten durchaus nicht zunimmt. Für ein Quantum Roggenmehl verpflichtet sich der Ostjake dem russischen Kaufmann im folgenden Jahre so und so viel Fische zu liefern. Den ganzen Sommer treiben sich diese russischen Spekulanten aus Obdorsk, Beresow und Tobolsk in ihren Lodjen auf dem Ob umher, eignen sich den Fang der Ostjaken zu und salzen selbst die erhaltenen Störe und Lachse ein, welche sie bis auf weiteres in ihren, an den Ufern des Flusses erbauten Magazinen aufbewahren. Bei Eintritt des Herbstes kehren sie, nachdem sie das mitgebrachte Mehl mit großem Nutzen verkauft haben, reich mit Fischen beladen wieder heim. Andere treiben selbst Fischfang im Ob, und zwar mit besserem Erfolg als die Ostjaken, weil sie über weit bessere Gerätschaften und mehr Leute verfügen können. Den Ostjaken ist zwar von der Regierung alles Land am untern Ob und Irtysch zuerkannt worden, aber die Russen wissen ihnen doch die besten Stellen abzupachten; hier wie überall zieht Unwissenheit und Dummheit den kürzeren.

Nachdem die Russen den Ob verlassen, fahren die Ostjaken noch mit ihrem Sommerfischfang fort. Einen Teil der erbeuteten Fische setzen sie in Landseeen oder Teiche, von wo sie später mit Netzen herausgeholt und dem Frost ausgesetzt werden. Bei der Ankunft des Winters stellen sich wiederum Russen ein, um die gefrorenen Fische einzukaufen, von welchen jedoch auch ein Teil von den Ostjaken selbst auf den Markt zu Obdorsk gebracht wird.

Ehe der kalte Frost am Ob entschieden die Oberhand gewinnt, ist Wetter und Gegend fürchterlich. Der Regen gießt in Strömen, die Winde des Eismeeres heulen mit dem Wolf um die Wette, nächtliche Nebel umhüllen die Luft, Regenbäche brausen auf dem erweichten Boden. Dann giebt es Nächte, von welchen die sibirischen Wilden erzählen, daß die Verstorbenen in ihren Gräbern keine Ruhe finden, und wo die blutdürstigen Geister der Schamanen um die Lager der Menschen schweben, Verderben sinnend.

Der Ostjake muß seine luftige Sommerwohnung verlassen, er zieht sich in die Wälder zurück, wo zugleich die Jagd der Pelztiere anlockt. Doch er braucht auch im Winter Nahrung, und von Zobeln und Eichhörnchen kann er keine Mahlzeiten halten. Darum wählt er zu seinem Wohnsitz gewöhnlich einen höheren, vor Überschwemmungen geschützten Ort in der Nähe eines

kleinen Nebenflusses, wo er unter dem Eise mit Reusen, Netzen und Angelhaken seine dürftige Nahrung erbeutet.

Die Winter-Jurte ist von einer etwas festeren Bauart, als die Sommerwohnung, da sie nicht wie diese mit jedem Jahre neu entsteht und vergeht; doch ist sie immer noch elend genug. Man denke sich eine kleine, sehr niedrige Erdhütte mit einem offenen, aus Lehm gemachten Herd im Winkel. Als Fenster dient ein Loch in der Wand oder im Dache, das mit einem Eisstück den Winter über geschlossen wird. In den bessern Jurten ist der Raum längs einer oder mehrerer Wände mit geflochtenen Rohrmatten behangen, und dort ist die Schlafstätte. Im Innern ist die Hütte ausgefüttert mit Moos und Binsen, auf denen an den Seiten weiche Felle zu Betten aufgeschichtet sind. In der Mitte ist die Feuerstätte, im Hintergrunde befinden sich die Haus- und Jagdgeräte. Zuweilen findet man vor dem Eingange in die Jurte eine kleine Vorhalle, die zur Aufbewahrung von Kleidungsstücken und Hausgeräten dient.

In Kleider aus Renntierfellen gehüllt und mit Lederstrümpfen versehen, sind die Frauen von den Männern nur durch ein russisches Tuch zu unterscheiden, das sie als Kapuze gern über den Kopf binden. Branntwein trinken alle gern, Männer, Weiber, bis zum Säugling herab. Das Feuerwasser ist ihr Verderben.

Als oberstes göttliches Wesen verehren sie den allmächtigen Or; doch besitzt jedes Geschlecht seit uralten Zeiten seine eigenen Götterbilder, die oft in einer besonderen Jurte aufbewahrt und von sämtlichen, zu dem Geschlecht gehörenden Gliedern durch Opfer und andere Ceremonieen verehrt werden. Diese Götter-Jurten stehen unter der Aufsicht eines Schamanen, der ein hohes Ansehen genießt. Außerdem hat mancher Ostjake noch seine besonderen Schutzgötter, deren Bilder ihn auf seinen Wanderungen begleiten. Sie werden, wie bei den Samojeden, in besonderen Schlitten verwahrt und sind mit Ostjakenanzügen bekleidet, mit roten Bändern und anderem Schmuck geziert. Will man sie günstig stimmen, so bedenkt man sie mit einem Opfer; dies besteht darin, daß man ihre Lippen mit Fischthran oder dem Blute des zu ihrer Ehre geschlachteten Tieres bestreicht und ihnen eine Schüssel mit Fischen oder Fleisch vorsetzt.

Zweiter Abschnitt.

1. Petersburg.*)

Ein Blick auf die Stadt und ihre Bewohner.

Wenn unsere im Altertume gebildeten und im Mittelalter kristallisierten Städte mit ihren engen Straßen und winkeligen Häusern, von den bizarrsten Formen und mit tausend von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbten Unbequemlichkeiten im Bauplane oft wahren verwachsenen Steinmassen und ausgehöhlten Felsennestern gleichen, in denen planloser Zufall die Wohnungen auf einander setzte, oder Furcht und Not die Mauern ballte, die Gebäude zu Türmen auftrieb und die Menschen wie in Bienenzellen häufte, so wurde dagegen in Petersburg, dem Kinde unserer aufgeklärten Tage, alles bequem, verständig und genießbar, die Straßen weit, die Plätze regelmäßig, die Gehöfte groß, die Häuser geräumig. Bei uns taxiert und mißt man die Bauplätze mit dem Zollstabe; die 50 □ Werst,**) welche Petersburg für sich nahm, erlaubten freigebiger zu verfahren, und wenn in Wien oder Dresden selbst die Königspaläste so sehr mit den übrigen Gebäudemassen verschmelzen, daß sie kaum als selbständige Ganze zu erkennen sind, so nimmt dagegen in Petersburg jedes Haus mit seinen Höfen ein Stück Boden ein, das hinreichend groß ist, um sich ganz bequem ausbreiten zu können, und jeder Baum im großen Häuserwalde tritt selbständig hervor, sich malerisch präsentierend.

Aber eben deshalb, weil das Einzelne sich breit macht, verliert das

*) Petersburg in Bildern und Skizzen von J. G. Kohl. Leipzig und Dresden.

**) Gleich einer □ Meile. Auf unsere deutsche Meile, mit der die geographische übereinkommt, gehen 7 Werst.

Ganze an Einheit, ist Petersburg nichts weniger als eine malerische Stadt. Alles ist so luftig und licht, es fehlt in den Straßen so sehr an kräftigen Schatten, an hell durchbrechenden Strahlen, an der Mannigfaltigkeit des Lichts, es ist alles so bequem, verständig, so neu, ja so schön, daß es schwer hält, auch nur eine poetische Ansicht zu gewinnen, wie man sie in unsern an Kontrasten, Erinnerungen und buntem Leben so reichen Städten unschwer findet. Dazu kommt, daß das Terrain der Stadt so eben ist, daß sich kein Teil über den andern erhebt. Nichts hebt sich, nichts gruppiert sich, alles zerfällt und verschwindet, und die Augen finden keine Anhaltepunkte in diesem gewaltigen Meere auf- und niederwogender Paläste.

Namentlich macht sich diese Eigentümlichkeit Petersburgs im Winter bemerklich, wo alles, der Boden, die Dächer, die Newaarme mit einer und derselben Farbe, dem einförmigen Weiß des Schneees, überzogen sind. Die weißen Wände der Häuser heben sich nicht vom Boden ab und scheinen kaum auf festem Grunde zu wurzeln; die beschneiten Dächer zerfließen mit den graulichen Tinten des Himmels, ohne die Häuser deckend abzuschließen, und das nordische Palmyra gleicht dann vielleicht einem Nebelgebilde, einer Schattenstadt, in der alle Linien verschwinden, alle Ecken fehlen, als hätten die Häuser keine Festigkeit, und als wäre alles Gemäuer nur locker und luftig.

Kein Ort erleidet aber auch eine so interessante Verwandlung als die Newatochter im Frühling, wenn ihr Himmel sich abklärt, und die Sonne das bleiche Leichentuch des Winters von den Dächern und Flüssen hebt. Es ist, als wenn dann die Stadt erst wahre Existenz bekäme und sich in wenigen Tagen von neuem vor den Augen des Zuschauers aufbaute. Die Häuser fassen nun auf dem dunkeln Grunde festen Fuß, die lebhaften Farben der grün angestrichenen Dächer und der auf blauem Grunde mit goldenen Sternen beschneiten Kirchenkuppeln, die vergoldeten Spitzen der Türme, die sich aus der Eiskruste hervorschälen — erfreuen nun das so lange Zeit aller erquickenden Farbenspeise entbehrende Auge mit frischem Reize, und die klaren Flußnymphen, die ihren Eispelz abgeworfen haben, werfen aus tausend Spiegeln das Bild der schmucken Paläste zurück.

Keine unserer heutigen Städte kann sich rühmen, so ganz aus Palästen und Riesengebäuden zusammengesetzt zu sein, wie Petersburg, wo selbst die Hütten der Armut einen Anstrich von Großartigkeit haben. Es giebt z. B. drei Gebäude in Petersburg, die nur durch einen Flußarm von einander getrennt sind, die Admiralität, das kaiserliche Schloß und das erste Kadettenhaus. Um auf dem geradesten Wege von dem einen Ende dieser drei Häuser zum andern zu gelangen, muß ein fleißig daherschreitender Fußgänger 25 Minuten wandern, denn die Entfernung beträgt etwas mehr als eine englische Meile. Es giebt viele Häuser in Petersburg, in denen mehrere tausend Menschen wohnen, z. B. im Winterpalais 6000, im Hospital der Landtruppen 4000 (d. h. Betten für eine gleiche Anzahl von Kranken), im Findelhause 7000 (Kinder), im großen Kadettenhaus mehrere

tausend junge Leute. Von manchen Häusern haben die Besitzer eine Einnahme, wie sie manche Grafschaft nicht trägt, denn einige bringen jährlich an 100,000 Rubel ein. Selbst unter den Privathäusern sind viele, welche an Zahl und Weitläufigkeit der Gebäude, an Größe der einzelnen Flügel ꝛc. der Burg in Wien wenig nachgeben. Ein Haus z. B., das ich öfters besuchte, enthält in seinem Erdgeschoß einen Bazar, in dem Kaufleute alle tausend Bedürfnisse dieses irdischen Lebens feilbieten, während auf der anderen Seite eine Reihe deutscher, französischer und englischer Künstler und Handwerker ihre Schilder aushängen haben. In der Bel-Etage wohnen zwei Senatoren und die Familien mehrerer reichen Partikuliers. In dem zweiten Stock befinden sich eine berühmte pädagogische Anstalt und eine ziemliche Anzahl von Akademikern, Lehrern und Professoren, und in verschiedenen Hintergebäuden hausen unter vielem obskuren Volke mehrere Majore, Obersten, einige abgedankte Generale, ein armenischer Priester und ein deutscher Prediger.

Die meisten Häuser in Petersburg sind bis jetzt nur zweistöckig, nur in den innersten Stadtteilen findet man drei- und vierstöckige. Die Mehrzahl ist hölzern, denn die Russen haben eine gleiche Vorliebe für niedrige und hölzerne Häuser, die auch in der That viele Vorteile gewähren, namentlich in Hinsicht der Wärme. Die Regierung sucht aber die hölzernen Häuser mehr und mehr zu verbannen, und in einigen Stadtteilen sind sie ganz und gar verboten.

Das Bauen der Häuser ist in Petersburg kostspieliger als in jeder andern Stadt des Reiches, weil die Nahrungsmittel und daher der Tagelohn teurer sind als irgendwo; dann auch der Fundamentierung wegen. Der schwammige und morastige Boden der Stadt macht es durchaus nötig, daß man zuvor ein ganzes Gerüst unter die Erde versenken muß, ehe es möglich ist, daß eins über derselben erscheint. Alle größeren Gebäude der Stadt ruhen auf Rosten von außerordentlich langen Bäumen, die unten in festeren Schichten der Insel wurzeln.

Als Material zu den hölzernen Häusern bedient man sich natürlich der Fichtenstämme, die nach der gewöhnlichen nordischen Weise über einander gelegt werden; bei den steinernen aber der gebrannten Ziegel und des finnländischen Granits. Die Mauern, die man aus Ziegeln baut, sind gewöhnlich von ungemeiner Dicke, und während man bei uns darüber erstaunen muß, wie man hohe Gebäude mit so äußerst dünnen Mauern aufzuführen wagt, hat man hier Gelegenheit, sich über die beinahe 2 m dicken Mauern der niedrigen Gebäude zu wundern. Alles wird mit unglaublicher Schnelligkeit gebaut. Teils treibt die Kürze der für den Bau günstigen Jahreszeit dazu, teils die Ungeduld der Russen, das Angefangene fertig zu sehen. Dafür giebt es denn freilich auch eine Menge von Häusern, die frühzeitig an Altersschwäche leiden. Der Winterpalast ist das frappanteste Beispiel davon. Es wurden binnen Jahresfrist nicht weniger als 20 Millionen Rubel darin verbaut! Man setzte den Bau im Winter fort, indem man das ganze Gebäude beständig heizte, um die Materialien flüssig zu erhalten und die

Wände schnell trocknen zu lassen. Mit den meisten Privatgebäuden der Großen ist es ein ähnlicher Fall. Alles wird so schnell zusammengenagelt, wie Theaterdekorationen.

Bei der Leichtigkeit, mit der die Russen sich zu Veränderungen entschließen, wird man es natürlich finden, daß in Petersburg viel gebaut und umgebaut wird. Es ist fast nie ein Haus völlig fertig, und beständig wird an ihm bald hier, bald da etwas geändert. Ein einziges Fest, ein Ball, ein Diner bringt oft nicht unbedeutende Veränderungen im Innern eines Hauses zuwege. Findet man die Zimmer zu klein, so bricht man eine Mauer durch, zieht das folgende Zimmer hinzu und läßt Thüren für den Abend einsetzen. Säulen und Balustraden werden zur Ausschmückung und für die Musik errichtet, Lauben, Stubengärten, Buffets arrangiert, Zimmer für den Augenblick mit Tapeten behangen und mit Teppichen belegt, ja oft, um noch Zimmerraum zu gewinnen, wird ein vorläufiges hölzernes Zimmer über den Balkon hingebaut, der als hübsch ausgeschmücktes Kabinett oder als Sitz der Musiker mit zum Tanzsaal gezogen wird. Es giebt gewiß kein einem Russen gehörendes Haus, das vierzehn Tage hindurch in demselben Zustande verbliebe. Die furchtbare Langweile, die innere Unruhe und Launenhaftigkeit lassen die vornehmen Leute nicht vierzehn Nächte hinter einander in derselben Kammer schlafen. Bald ist diese, bald jene Stube der Herrin Schlafzimmer, bald empfängt sie in diesem, bald in jenem Salon, bald wird ihr Schlafzimmer das der Kinder, bald macht man die Schulstube zum Ballsaal. Das Nomadisieren steckt so tief in der Natur des Russen, daß sie im Laufe des Jahres nicht nur von einem Ende zum andern wandern, sondern auch noch im Verlauf einer Jahreszeit, wenigstens in den verschiedenen Etagen ihres Hauses, auf und ab nomadisieren. Auch die Polizei flickt mit großer Veränderlichkeit an den Häusern. Bald verbietet sie diese oder jene Fensterform, bald gebietet sie, alle Thüren sollen von Eichenholz sein, bald erlaubt sie es, daß hier und da Erker und Vorbauten aus den Souterrains hervortauchen, bald läßt sie dieselben mit einemmale rasieren.

Das Straßenpflaster ist in Petersburg, wie man aus dem über den sumpfigen Boden Gesagten schon schließen kann, eines der teuersten, denn es bedarf beständiger Reparaturen, und doch dringt die Feuchtigkeit überall durch. Auch verstehen sich die Russen auf das Pflastern schlecht, und man hat auf die besseren Straßen deutsche Pflasterer aus den Hansestädten berufen, die hier immer genug zu thun finden. Neben dem schlechtesten hat man aber auch das schönste Straßenpflaster, die herrlichsten Holzblockwege, auf denen die Wagen so glatt und geräuschlos rollen, wie die Elfenbeinkugeln auf dem Billard. Diese Wege, die jedoch bloß als schmale Streifen durch die große Newa-Perspektive und einige andere Straßen führen, bestehen aus sechseckigen Holzblöcken, die wie Bienenzellen zusammengefügt sind. Da das Holz bei dem unaufhörlichen Fahren und bei dem feuchten Boden sich schnell verbraucht, so sind diese Wege ungemein kostbar und werden wohl mit der Zeit eingehen. Übrigens wendet man in Petersburg schon deshalb weniger Sorgfalt auf ein

gutes Pflaster, weil es sechs Monate hindurch völlig gleichgültig ist, was für ein künstliches Pflaster vorhanden, da die Natur mit Schnee und Eis dann selber pflastert.

Die Zu- und Abgänge der Häuser von allen Seiten her sind bequem und weit. Die meisten Häuser der Großen haben Vorhöfe zum An- und Abfahren der Equipagen, wie bei uns nur die Theater oder Königspaläste. Auch das Innere ist durchweg geräumiger, als in irgend einer unserer Städte, und wer bei uns mit ein paar Zimmern sich begnügt, hält in Petersburg gewiß auf ein halbes Dutzend. Die Vorhäuser sind groß, die Treppen winden sich in doppeltem Zuge zu beiden Seiten zur Bel-Etage hinauf. Die Tanz-, Speise- und Gesellschaftszimmer sind hoch und weit. In vielen Palästen findet man eigene Zimmerräume, die zu Wintergärten bestimmt sind. Die größten solcher Wintergärten, die in Petersburg mehr als sonst in irgend einer Stadt in Aufnahme gekommen sind, befinden sich natürlich in dem kaiserlichen Palais, doch werden oft bei großen Tanzfesten auch nur temporäre Wintergärten mit Lauben, Blumenbeeten, Springbrunnen u. s. w. arrangiert, in deren Mitte dann die Tänzer unter duftenden Gebüschen ausruhen, wie in den Blumengehegen des Paradieses.

Eine der kostbarsten Zierden der Petersburger Häuser entsteht durch den Luxus, der mit den großen Fensterscheiben getrieben wird. Mit Recht hat man gefunden, daß die Fensterstäbe, welche die Scheiben zusammenhalten, die Aussicht stören. Man läßt sie daher ganz weg und füllt die Öffnung mit einer einzigen großen Spiegelscheibe aus. In den meisten Salons befindet sich gewöhnlich nur ein so kostbar beglastes Fenster. Dasselbe vertritt dann die Stelle der bei uns gewöhnlichen Guckfenster und Erker, und die Damen arrangieren ihre Arbeitstische und Divans diesem Fenster gegenüber, vor dem sich alle Tableaus des Straßenlebens wie hinter einer Laterna magica vorüber bewegen. Die Häuser der Reichen sind von oben bis unten mit solchen kostbaren Scheiben versehen.

Die Großartigkeit des Planes der Stadt und seine kolossalen Verhältnisse offenbaren, daß man bei ihr auf eine lange Zukunft rechnete. Jetzt reicht die Bevölkerung, so mächtig und schnell sie auch aufschwillt, noch immer nicht hin, die großen Räume mit dem Leben zu füllen, das man in einer großen Residenzstadt billig erwartet. Wenn auch sämtliche 691,000 Menschen mit Weib und Kind, mit Sack und Pack auf den Straßen beständig verkehrten, so bliebe doch für jeden noch immer ein Raum von 120 m, und man würde etwa alle zehn Schritte einen Menschen treffen. Darum fällt jedem Fremden die große Öde und Leere in den Straßen auf. Er findet hier große wüste Plätze, auf denen zuweilen nichts weiter zu erblicken ist, als eine einsame, ihren weiten Weg trabende Droschke, wie ein Boot auf weitem Meere verloren —, Straßen, an denen Reihen stummer Paläste liegen, nur hier und da von einigen Fußgängern umflattert, wie die Felsen einsamer Gebirge.

Die Bevölkerung von Petersburg ist wohl ohne Zweifel eine der buntesten

und mannigfaltigsten, die man sich wünschen kann. Namentlich gehen jetzt die Verbindungen Petersburgs zu Lande so weit, wie in keiner zweiten Stadt der Welt, und bringen die Residenz in Berührung mit so vielen Völkerschaften des Erdballs, daß es eben so schwer sein möchte, die aufzufinden, die hier nicht durch mehr oder weniger Individuen repräsentiert wäre, als alle vorhandenen aufzuzählen. Wie vielfach sind nicht schon die Volksstämme, die sich hier auf heimischem Boden fühlen, welche Petersburg als ihre Hauptstadt ansehen! Man betrachte nur das Militär. Da giebt es ein eigenes Garde du Corps für die kaukasischen Völker, eine eigene Abteilung für die Tataren, wieder eine für die Finnen, mehrere für die Kosaken u. s. w., von welchen Völkern immer Auserwählte als Geiseln der Treue ihrer Brüder in der Residenz zu weilen gezwungen sind. Man sieht den Kosaken, der sein Roß tummelt, mit eingelegter Lanze, als wären Franzosen zu verfolgen, über den Platz traben; den Tscherkessen in seiner reichen Tracht und in voller Rüstung, auf jedem Zoll seines Leibes bewaffnet und bepanzert, der auf den öffentlichen Plätzen seine kriegerischen Übungen anstellt; den Taurier,*) der, seiner Steppen und seines Allah eingedenk, gravitätisch durch das Getümmel schreitet; die russischen Soldaten, die geschult und geübt in langen Kolonnen durch die Straßen der Stadt defilieren, — alle die verschiedenen Montierungen und Uniformen der russischen Armee, von denen allen eine Probe in der Residenz sein muß, die Garderegimenter, die Husaren, Jäger, Ulanen, Dragoner, Kürassiere und Grenadiere, die Sappeure, Ingenieure und Kanoniere, die beständig zu Pferde und zu Fuß, ihre Wachen wechseln, Kasernen beziehend, zur Parade eilend, durch die Straßen hin- und herziehen.

Oder man erwäge die Kaufmannschaft und den bürgerlichen Verkehr. Da fehlt kein Volk von Europa und fast keins von Asien, nicht der Spanier und Italiener, nicht die Einwohner der grünen britischen Eilande, nicht der Normann aus dem entfernten Thule,**) nicht die von Seidengespinst umrauschten Bucharen und Perser, sogar nicht die Inder aus Taprobane, weder der Schopf des Chinesen, noch die weißen Zähne des Arabers.

Oder man betrachte das niedere Volk. Da schlendern die deutschen Bauern zwischen dem Getümmel der lärmenden Bartrussen, die schlanken Polen neben den untersetzten Finnen und Esthen, die Letten mit den Juden, die amerikanischen Matrosen und ihre Antipoden, die Kamtschadalen und Tscheremissen, Mohammedaner, Heiden und Christen, weiße Kaukasier, schwarze Mohren, gelbe Mongolen.

Entschieden am interessantesten und schönsten entwickelt sich das Petersburger Straßenleben auf der herrlichen Newsky-Perspektive. Diese prachtvolle Straße führt vom Alexander-Newsky-Kloster auf die Admiralität in einer Länge von vier Werst. Gegen das Ende hin macht sie einen kleinen Winkel. Sie durchschneidet alle verschiedenen Ringe der Stadt, das Quartier der armen Vorstädter wie die Gegenden des Reichtums und Luxus

---

*) Aus der Krim oder Taurien. **) Island.

im Centrum. Sie ist daher von sehr verschiedenem Werte und eine Reise auf ihrer ganzen Ausdehnung ist entschieden die interessanteste, die man auf dem Terrain von Petersburg machen kann. An ihrem äußersten Ende sind auf der einen Seite ein Kloster und ein Kirchhof: Tod und Einsamkeit. Alsdann kommen kleine niedrige Häuser von Holz, Viehmärkte und Branntweinschenken, von singenden russischen Bauern umschwärmt, Dorfleben und Vorstadttreiben; weiterhin hier und da zweistöckige und steinerne Gebäude, bessere Wirtschaften, Magazine und Läden, wie man sie in russischen Provinzen vergeblich sucht; Märkte und Magazine mit einer Menge alter Möbeln, Kleider und Sachen, welche das Centrum der Stadt abnutzte und hier den Vorstädten feilbietet. Die Farben der Häuser, nach alter russischer Weise gelb und rot angestrichen, und die Menschen sämtlich mit langen Bärten und noch längeren Kaftans. Etwas weiterhin erscheinen schon Iswoschtschiks (Droschkenkutscher), die sich aus den inneren Kreisen hierher verirrten, rasierte Kinne, französische Fracks und einzelne prächtige Häuser. Wenn man um die Ecke des Winkels biegt, den die Straße macht, so zeigt sich in der Ferne, wie über dem niedrigen Straßennebel schwebend, die goldene Riesennadel des schlanken Admiralitätsturmes, den alle Hauptstraßen der Stadt zum Point de vue haben. Man setzt über ein paar Brücken, und es offenbart sich allmählich der Kern der Residenz. Die Paläste schwellen drei- bis vierstöckig empor, die Inschriften an den Häusern mehren und vergrößern sich. Die Vierspänner werden häufiger, und es schlüpft hier und da ein eleganter Federbusch vorüber. Endlich gelangt man zur Fontanka*) und der Annitschkow'schen Brücke, und hiermit beginnt die eigentliche Residenz selbst, was gleich das große Palais des Grafen B. ankündigt. Von dieser Brücke bis zum Ende ist das eigentliche elegante und fashionable Stück der Perspektive. Von hier an steigt das Leben schwindelnd. Vierspänner auf jedem Tritte, Generale und Fürsten unter dem Getümmel, die ausländischen Magazine, die Silberbuden, die kaiserlichen Palais, die Kathedralen und Hauptkirchen aller Petersburger Religionen.

Von der Annitschkow-Brücke bis zur Admiralität hin und her zu spazieren, ist eins der anmutigsten Amusements, die ein Stadtleben zu bieten vermag. Auch nimmt jeder Petersburger Elegant einmal des Tages seinen Freund an den Arm und macht diese Promenade ein paarmal auf und ab. Die beliebteste Seite der Straße ist die nördliche, weil sie die Sonnenseite ist, die hier jeder sucht. In Genua würde es die südliche sein, weil dort alles nach Schatten schmachtet. Die nördliche Seite ist daher auch mit weit brillanteren Läden und Magazinen besetzt und giebt einen höheren Mietzins, als die südliche. Vor hundert Jahren hätte man das vorher berechnen können, denn es beruht auf Naturnotwendigkeit.

Da von der Einwohnerschaft Petersburgs allein 60,000 im Dienste des Mars stehen, so ist der zehnte Mann, der einem in den Straßen begegnet,

*) Ein Arm der Newa, mit besonders schönen Palästen an den Ufern.

ein Soldat; und da weder Gemeine noch Offiziere sich je von ihren Epauletten und Waffen trennen, und auf jedem Spaziergange eben so bis an die Zähne aufgezäumt, wie auf der Parade, erscheinen müssen, so sieht man denn auch auf den Spaziergängen nichts häufiger als die Federbüsche und die blinkenden Rüstungen dieser Herren. — Unter ihnen erregen besonders die Phantasie des Fremden die wilden Kaukasier, die Tscherkessen, die hier in silberne Panzer und stählerne Netze gekleidet, mit dem civilisierten russischen Offizier scherzen und plaudern. Doch thut man selbst in Petersburg besser, diesen Leuten aus dem Wege zu gehen. Denn ihre Dolche sind beständig geschliffen, und ihre Gewehre tragen sie nicht anders als schußfertig. Sogar auf den Bällen erscheinen sie nicht anders und tanzen mit unsern Damen die Polonaise mit scharfgeladenen Pistolen. Vor einigen Jahren sah man oft einen von ihnen, einen Fürsten Ali, dem man um seiner ausgezeichneten Schönheit und Liebenswürdigkeit willen vieles durch die Finger sah, in den Straßen von Petersburg im launigen Übermute sein Pistol gegen die Sonne oder sonst auf einen Gegenstand abfeuern. Wenn die Polizei ihn haschen wollte, so sprang er rasch auf sein Pferd, das treu wie ein Hund hinter ihm hertrabte, und war wie ein Spukgeist verschwunden. Meistens schoß er nur auf die Sonne, die Laternen und Laternenpfähle, seltener auf Menschen. Doch kam dies auch vor; so einmal auf einen russischen Offizier, an dem er Ärgernis genommen, weil jener im Gespräche sich unehrerbietiger Ausdrücke gegen seine Mutter im Kaukasus bedient hatte. Glücklicherweise verfehlte er ihn, nicht weil er schlecht gezielt hatte, sondern weil ein anderer russischer Offizier noch zur rechten Zeit seinem Pistol durch einen heftigen Schlag eine andere Richtung gab. Die wilde Natur steckt diesen Herren so tief im Geblüt, als den Katzen, so daß es den Russen schwer wird, sie zu humanisieren, obgleich man sie schon als kleine Knaben in das Kadettencorps aufnimmt und lange Jahre an ihnen schult.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, halb Petersburg stecke in der Uniform. Denn außer den 60,000 Militärs mögen auch ungefähr eben so viele Civil- und Privatuniformen tragen, die Beamten, Polizisten, Lakaien, Bedienten u. s. w., weshalb denn fast das ganze Publikum bordiert, belitzt, besternt, verbrämt und eingekantet erscheint. Nichtsdestoweniger ist es falsch, wenn einige Reisende behaupten, daß der Frack und der einfache Überrock hier nichts gelten. Das ganze große, zahlreiche Corps der Kaufmannschaft, die ganze englische Faktorei, alle die deutschen Barone aus den Ostseeprovinzen, viele müßige junge Leute, alle die Petit-Maitres und Galant-Hommes, viele reiche russische Gutsbesitzer, Fürsten und Herren, die meisten Ausländer, insbesondere die zahlreichen Privatlehrer u. s. w. stecken im Frack, der freilich der Uniform weichen muß bei allen Militär- und Civilbeamten, auch bei den Lehrern aller öffentlichen Schulen, bei den Professoren wie bei den Gymnasiasten und den Zöglingen öffentlicher Anstalten, die ebenfalls als angehende Staatsbeamte uniformiert erscheinen und wie die Schmetterlinge in allerlei bunten Farben glänzen.

Wie in der Natur anderes Wetter immer andere Tiere zum Vorschein bringt, wie im Regen die Enten, im Sonnenschein die Schmetterlinge sich freuen, wie im Abendnebel die Phalänen, am Mittage die Sonnenfalter streichen und das Wild im Winter einen anderen Rock anzieht als im Sommer, so auch bei den Menschen; anderes Wetter bringt andere Menschen auf die Straße. Da nun das Wetter des Petersburger Himmels erstaunlich wankelmütig ist, so verändert sich der Anblick des Petersburger Straßenpublikums ungemein häufig. Im Winter die dicken Pelze, im Sommer die leichten Flore und Seidenstoffe. Am Abend alles in Mänteln und Capots, am Tage alles luftig und bloß. Im Sonnenschein die flatternden Elegants und Modedamen, im Regen alles Elegante verschwunden und nichts als schwarzes Volk. Heute auf dem Schnee alles Schlitten und Schleife, morgen auf den Steinen alles Wagen und klapperndes Rad.

Noch mehr als die Verschiedenheit des Wetters ändert die Verschiedenheit der Religionen den Anblick des Publikums. Freitags, am heiligen Tage der Mohammedaner, paradieren die Turbans, die schwarzen Bärte der Perser und die geschorenen Köpfe der Tataren auf den Straßen. Am Sabbath erscheinen die schwarzseidenen Kaftans der Juden, und am Sonntage jubeln die Scharen der Christen hinaus. Dazu kommt die Verschiedenheit der christlichen Sekten. Heute läuten die Lutheraner zum Bußtage und man sieht die deutschen Bürger, Vater, Mutter und Tochter, schwarze Gesangbücher unter dem Arme, nach der Kirche pilgern; morgen rufen die Katholiken zu einem Feste der unbefleckten Jungfrau, und Polen, Litthauer, französische und österreichische Unterthanen wallen zu den Tempeln. — Übermorgen aber rufen die tausend Glocken der griechischen Kolokolniks, und nun summt und flattert es auf allen Straßen von den grasgrünen, blutroten, schwefelgelben, veilchenblauen Töchtern und Frauen der russischen Kaufleute. An großen Staatsfesten aber, den sogenannten „Kaiserlichen Tagen", erscheinen dann alle Trachten, alle Farben und alle Moden, die von Paris bis Peking gäng und gebe sind. Es ist, als wenn Noahs Arche an der Newa gestrandet wäre und ihres sämtlichen bunten Gefieders hier sich entledigt hätte.

Petersburg ist eine Stadt der Männer. Der Frauen sind hier 100,000 weniger als der Männer, weshalb diese keine große Auswahl haben. Dabei scheint den zarten Blumen das Petersburger Klima nicht günstig zu sein, denn sie verblühen in demselben bald, und überhaupt gilt es ganz allgemein von den Russen, daß die Frauen durchweg weniger schön sind als die Männer. Endlich werden sie auch, je weniger zahlreich sie sind, um so mehr in Gesellschaften und Vergnügungen, wo sie unentbehrlich sind, abgemattet. Selten sieht man ein hübsches, frisches Mädchenangesicht, bleich ist ihre allgemeine Farbe, und man merkt es ihnen an, wie viel Grazie, Frische und Anmut die Residenz konsumiert. Die deutschen Damen machen davon eine Ausnahme, mit denen sich Petersburg fortwährend aus den Ostseeprovinzen, wo sie auf dem Lande, in der gesunden Luft der Gärten und Wälder auf-

wachsen, rekrutiert. Aus Finn-, Esth-, Liev- und Kurland kommt der Stadt viel Schönes zu, und alles, was hier in der Gesellschaft glänzt, ist fast immer von dort. Daher haben denn auch die Russen so hohe Begriffe von der deutschen Schönheit, daß sie einer „Njemka" (Deutschen) fast nie das Beiwort „krasiwaja" (schön) versagen.

Die vorzüglichste Zeit für den Spaziergang auf der Perspektive sind die Stunden nach dem Frühstück von 12—2 Uhr, wo auch die vornehmsten Frauen hier in die Magazine zu ihren täglichen Einkäufen fahren. Gegen 2 und 3 Uhr, wo diese Einkäufe, die Wachtparade, die Börse und die Handelsgeschäfte beendigt sind, wendet sich die promenierende Gesellschaft dem englischen Quai zu, wo dann die eigentliche Promenade, die nur Promenade ist, beginnt, und wo sich dann auch die kaiserliche Familie einfindet. Der verstorbene Kaiser hat den englischen Quai in Aufnahme gebracht. Er bildet einen nicht minder prächtigen Spaziergang, als die Perspektive. Dieser herrliche Quai, der wie alle anderen in Petersburg, aus Granitblöcken aufgeführt ist, geht am Ufer der Newa zwischen der neuen und alten Admiralität hin. Sein Bau ist ein Riesenwerk aus der Zeit Katharinas, die ungefähr 24 englische Meilen Flußufer mit Granit einfassen ließ. Wie bei allen Wasserbauten, ist das Riesenmäßige an der Arbeit äußerlich wenig sichtbar. Der gewaltige Rost, auf dem die Quais ruhen, steckt tief im Sumpfe, und ebenso die ganzen Unterbauten, auf denen nur die obere schmale Kante, die der Spaziergänger genießt, mit der Einfassung eines zierlichen Eisengeländers sichtbar ist. Für die Fußgänger führen überall elegante Treppen, und für die Wagen breite, schöne Abfahrten, deren Seiten im Winter gewöhnlich noch mit allerlei aus Eis gemeißelten und gedrechselten Säulen und Geländern verziert werden, zum Wasser hinab. Auf der einen Seite des englischen Quais zieht sich eine lange Reihe schöner Paläste hin, die meistenteils von Engländern erbaut worden, aber jetzt größtenteils im Besitz russischer Großen sind; auf der andern Seite hat man die Aussicht auf den breiten Newaspiegel mit allen den Schiffen, Booten, Gondeln, die auf ihm schaukeln, und gegenüber die prächtigsten Gebäude von Wasili-Ostrow, die Akademie der Künste, das Kadettencorps u. s. w. Der englische Quai stellt in Petersburg ungefähr dasselbe vor, was in Frankfurt die „Mainstraße", in Hamburg der „Jungfernstieg" ist. Nur müßte man hier „Fürstenstieg" sagen. Denn da hier Tag für Tag nur die höchste und vornehmste Gesellschaft wandert, Kaiser, Großfürsten, Kleinfürsten, so ist alles, was hier an Steinen abgenutzt wurde, nur durch noble Fürstenfüße abgetreten worden.

Es fehlte bis auf die neueste Zeit an einem in großem Stil angelegten öffentlichen Garten im Mittelpunkt der Stadt. Als man die Anlage eines solchen Stadtparkes in Betracht zog, dachte man zuerst an den Admiralitätsplatz, der die lange Front des mächtigen Admiralitäts-Palastes umschließt und auf der einen Seite bis zum Senat und dem Ufer der Newa, auf der andern bis zum Winterpalais reicht. Aber man scheute sich doch, ihn zu wählen, da er zur Abhaltung von Paraden für die Garderegimenter und für

jene Volksbelustigungen während der Butter- und Osterwoche, auf die der Russe so viel hält, fast unentbehrlich geworden war. Doch der Wille des Kaisers Alexander machte allem Bedenken ein Ende; er befahl, den Admiralitätsplatz in einen Stadtpark zu verwandeln.

In erstaunlich kurzer Zeit ward ein Garten hervorgezaubert, an dem alle ihre Freude haben. Genügend breite Parkwege umrahmen schlängelnd trefflich gehaltene Rasenplätze, die teils mit Baumgruppen, teils mit Blumenbeeten geschmückt sind. In der Nähe schattenreicher Baumgruppen fehlt es nicht an Ruhebänken zur Bequemlichkeit des Publikums. In der Richtung des Senats reicht der „Alexandergarten“, wie er dem Zar zu Ehren genannt wurde, bis an die Newa, deren majestätischer Lauf sich von einem künstlich angelegten Hügel, einer kleinen mit Blumen bepflanzten Felsgruppe, sich bequem überblicken läßt. An den langen Sommerabenden lassen die Bewohner St. Petersburgs sich gern da nieder, um den regen Verkehr von Dampf- und Segelschiffen auf der Newa zu mustern.

Damit aber auch im Garten selber das Wasser nicht fehle, wurde eine Riesenfontäne angelegt, die den Wasserstrahl 15 m hoch treibt, aus welcher er sich glockenförmig in das Granitbecken ergießt, eingefaßt von 8 kleineren Strahlen, die gleichfalls glockenförmig in das Bassin fallen. Vierzig noch kleinere Strahlchen sprudeln am Rande des Bodens und bilden ein korbartiges Geflecht von Wasserstrahlen.

Noch eine sehr besuchte Promenade ist der Sommergarten. Alle übrigen Gärten der Stadt, der des Taurischen Palais, der des Michailow-Palais, werden wenig oder gar nicht besucht. Nur die deutschen Handwerker haben noch einen Garten in Beschlag genommen, in welchem sie Konzerte, Bälle, Illuminationen und andere Vergnügungen abhalten, an denen auch viele Russen teil nehmen.

Der Sommergarten mit seinen schönen, hohen Lindenbäumen ist insbesondere der Tummelplatz der Petersburger Jugend. Hierher kommen die jungen Damen mit ihren Gouvernanten, die Lehrer mit ihren Zöglingen, die Ammen mit ihren Säuglingen, hier bietet sich die beste Gelegenheit, die Kinderwelt der Stadt zu studieren. Man kann aber auch nichts Reizenderes sehen als eine tändelnde Versammlung dieser kleinen hübschen Kosaken, Tscherkessen und Muschiks; denn es ist bei den Russen aller Stände Mode, ihre Kinder bis in das siebente, achte Jahr „à la Moujik“ zu kleiden. Die Haare rund herum abgeschnitten, wie bei den Bauern, kleine zierliche Kaftans, von einem hübschen Gürtel zusammengehalten, und hohe tatarische Mützen, wie bei den Kutschern. In neuerer Zeit ist die tscherkessische Kleidung bei der Petersburger Jugend sehr beliebt geworden, die ihr wegen der vielen Silberbordierung und Pelzverbrämung noch hübscher steht und noch mehr gefällt. Erst im neunten oder zehnten Jahre fangen die Kinder an, sich europäisch zu tragen. Auffallend ist es aber, daß dies nur von den Knaben gilt; die Mädchen bedienen sich gleich anfangs der französischen Toilette.

Da die Kinder russische Bedienten haben, englische und französische

Bonnen und deutsche Lehrer, so lernen sie die Sprachen aller dieser Nationen auf einmal, und nehmen in ihre ganz eigentümliche Kindersprache aus allen Idiomen solche Worte auf, die ihnen eben bequem sind. Es entsteht so ein höchst merkwürdiges, eigentümliches Sprachragout, dessen sich die Petersburger Kinder bedienen, und welches — da die Sprache mit den Vorstellungen und Begriffen des Geistes so genau zusammenhängt — eine ganz eigene Begriffsverwirrung und sonderbare Unklarheit in ihr Denken und Fühlen bringen muß. Einmal hörte ich im Sommergarten folgendes Gespräch zwischen einem reizenden kleinen Jungen und seiner französischen Bonne:

Bonne: Nikola, bist Du artig gewesen?
Nikola: Da. Nana! (Russisch: Ja, Nana.)
Bonne: Bist Du gewiß nicht unartig gewesen?
Nikola: No, no! (Englisch: Nein, nein!) Koko sa, Koko mi. (Koko, russische Abkürzung für Nikola; sa, französisch für sage, artig; mi, russisch für mihloi, gut.)
Bonne: Ist Dein Bruder Iwan auch artig gewesen?
Nikola: Wawa na! (Wawa, russische Abkürzung für Iwan; na, englisch für naughty, unartig.)
Bonne: Was hat er denn gemacht?
Nikola: Bibi koko. (Englisch: he has beaten Nikola, er hat Nikola geschlagen) u. s. w.

Die Erwachsenen sprechen oft in noch mehr Sprachen durcheinander, obgleich viel vollkommener als die Kleinen. Dabei ist es aber merkwürdig, daß die Schmeichel- und Liebesworte alle in der Muttersprache bleiben. Es ist kaum eine Sprache so reich an zärtlichen Ausdrücken, kosenden und schmeichelnden Diminutiven wie die russische. „Lubesnoi", „mein Lieber"; — „Milinkoi", „mein Liebchen"; — „Dätuschka", „Großväterchen"; — „Matuschka", „Mütterchen"; — „Druschka", „Freundchen"; — „Golubtschik", — „Täubchen"; — „Duschinka", „mein Seelchen" — sind Ausdrücke, die selbst von dem Fremden angenommen werden; die französischen Bonnen sprechen mit ihren Kindern „Duschinka, Druschka", u. s. w., und selbst die Deutschen geben sich untereinander dieselben Titel.

Auf der einen Seite stößt an den Sommergarten die sogenannte „Zarenwiese", von den Deutschen auch das „Marsfeld" genannt. Dies ist der am meisten benutzte Paradeplatz für die einzuübenden Rekruten. Auch die tägliche große Wachtparade gehört bei vielen Einwohnern Petersburgs zu den täglichen Genüssen.

Die Admiralität ist von einem Boulevard und einer doppelten Allee von Bäumen umgeben. Unter diesen Bäumen pflegt das Publikum während der Parade zu spazieren. Der Kaiser kommandiert hier gewöhnlich selbst, und da immer ein paar tausend Mann und so und so viele Generale und Oberoffiziere dabei zugegen sind, so ist diese einfache Parade jedesmal ein brillantes Schauspiel und wie eine kleine Revue. Schon das ist allein ein merkwürdiger Anblick, den Kaiser in der Mitte seines zahlreichen Stabes

vorüberreiten zu sehen, hinter und neben ihm eine Wolke von galoppierenden Reitern, von denen keiner geringer als eines Fürsten Sohn und von dem Range eines Generalmajors ist. Vom aufgeregten Staube umhüllt, braust das Ganze wie eine Wetterwolke heran, aus der die Blitze der Waffen und Ordenssterne hervorschießen. Die Soldaten stehen in Reih und Glied und präsentieren das Gewehr, während die Zuschauer bei dem Herannahen der Majestät alle das Haupt entblößen. Den Soldaten ruft der Kaiser: „Guten Tag, ihr Kinder!" zu. „Wir danken Eurer Majestät!" donnert's aus tausend Kehlen in einem Tempo zurück.

Die Parade dauert oft mehrere Stunden lang, und wer sie mit angesehen, die englischen Quais, die Perspektive und den Sommergarten besucht hat, der hat in Bezug auf Promenaden nichts in der Stadt versäumt.

Übrigens hatte man früher gar nicht nötig, um den Kaiser zu sehen, sich auf die Wachtparade zu verfügen. Er zeigte sich zu Fuß, zu Pferde, auf der Droschke, im einspännigen Schlitten so oft in den Petersburger Straßen, daß man ihn geradezu diejenige Person nennen konnte, die einem am öftesten begegnete. Es giebt auch keinen Monarch in der Welt, den so viele Geschäfte in die Straßen führen, als den Nachfolger Peters des Großen, wie denn auch keinen eine so ungeheure Menge von Geschäften drängen, tägliche Inspektionen der hundert Anstalten seiner Residenz, Besuche in den verschiedenen Ministerien, Revuen, herkömmliche Teilnahme an öffentlichen Volksvergnügungen, persönliche Anordnungen neu zu gründender Staatsbauten, Visiten bei vornehmen Männern und mächtigen Günstlingen, ja sogar bei kranken alten Damen und hundert andere Angelegenheiten.

Dabei ist es eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß der Kaiser überall da, wo er bei gewöhnlichen Gelegenheiten öffentlich auftritt, es in der einfachsten und anspruchslosesten Weise von der Welt thut.*) Die Orientalen und Occidentalen sehen das Wunder mit Staunen, wie viel Hoheit, Macht und Majestät auf der Straße von einem kleinen Pferdchen in einem kleinen Schlitten sich herumschleifen läßt. Auf seinen Reisen im Innern des Reiches erblickt man den Kaiser oft auf einfacher, roh gearbeiteter Telege, wie sie die Leibeigenen nicht besser haben, und man begreift es kaum, wie die Majestät nicht fürchtet, in den Augen des Volkes an Ansehen zu verlieren, wenn sie sich so alles Glanzes bar zur Schau stellt. Man weiß dies um so weniger zu reimen, da doch sonst der russische Hof sich prächtiger und glänzender zeigt als irgend einer. Es ist dies überhaupt Sitte der russischen Kaiser; Peter der Große war eben so, Paul auch nicht anders, und über Alexander I. einfaches Auftreten wunderten sich sogar im Jahre 1818 die Unterthanen des englischen Königs, die von dem mächtigsten Gebieter der Welt

*) Es ist hier die Rede vom verstorbenen Kaiser Nikolaus I. Pawlowitsch, dem sein Sohn Alexander II. Nicolajewitsch unterm 2. März 1855 in der Regierung nachfolgte. Das Gleiche gilt auch von ihm. Seit dem verbrecherischen Treiben der Umsturzpartei, die auf die frechste Weise dem Landesherrn nach dem Leben stellt, ist das gemütliche Verhältnis zwischen ihm und dem Volke unmöglich geworden.

Lehren über die unnötige Pracht erhielten. Ich bin überzeugt, daß selbst der kleinste Fürst in Deutschland glauben würde, „billigen Anstand“ nehmen zu müssen, wenn er so eine kleine niedrige Droschke besteigen sollte, wie sie der Kaiser von Rußland täglich gebraucht. Es ist überhaupt eine Eigentümlichkeit der Russen, daß sie im gewöhnlichen Sein und Leben so einfach als möglich sich zeigen, während sie doch im ganzen so äußerst prunkliebend und luxuriös sind. Die größten Magnaten lassen gerade heraus und offen mit sich reden, und man braucht bei ihnen weniger Umstände zu machen, als bei dem kleinsten Bürgermeister unter uns. „Ohne Umstände!“ ist aber auch eine Redensart, die der Russe immer im Munde führt, besonders wenn er mit umständlichen, rücksichtsvollen Deutschen zu thun hat, „die sich oft nicht anders bewegen, als hätten sie ellenlange, steife Manschetten an den Händen und Stelzen unter den Füßen“. So sprach ein Russe zu mir über die Deutschen.

Die Aufsicht über das Petersburger Straßenpublikum ist einer Klasse von Menschen anvertraut, die man „Butschniks“ nennt, und die Nacht und Tag auf den Straßen in kleinen „Butken“ (Buden) kampieren. Diese kleinen hölzernen Buden stehen an jeder Ecke und auf jedem Kreuzwege. Drei Butschniks sind immer auf eine Bude angewiesen, in der sie ihre Betten, ihre Küche und ihre ganze kleine Wirtschaft haben. Einer, in einem grauen mit Rot besetzten Mantel gehüllt und mit einer Hellebarde bewaffnet, steht zur Zeit als Wache aus, der zweite bringt die Gefangenen in die Polizeihäuser, deren es in jedem Quartier eins giebt, überbringt auch die Polizeibefehle zu den übrigen oder zu den Bewohnern der benachbarten Häuser, und der dritte besorgt die kleinen häuslichen Geschäfte der Gesellschaft. Der wachthabende steht Tag und Nacht in Parade auf seinem Posten und übersieht von hier aus das ihm zugeteilte Stadtviertel, arretiert die Betrunkenen, schlichtet die Streitigkeiten der Kutscher, bringt die Lärmenden zur Ruhe und unvorsichtige Iwoschtschiks, die einen Fußgänger verletzten, zur Haft. Die Butschniks haben kleine Pfeifen, mit denen sich die benachbarten Posten untereinander Zeichen geben, wenn ein Flüchtling zu haschen ist; und da sie selbst wieder stets von den die Runde machenden Polizeimeistern in Aufsicht gehalten werden, so ist die Ordnung in den Petersburger Straßen im ganzen eine sehr gute. Dasselbe gilt von allen übrigen Städten des Reichs, wo überall dieselben polizeilichen Maßregeln ergriffen werden. Es mögen wohl ein paar tausend Mann mit beständiger Regulierung und Beaufsichtigung des Petersburger Straßenverkehrs beschäftigt sein.

Die einzigen Bewohner Petersburgs, die von dieser Inspektion ausgenommen sind, sind die Raben und die Tauben, von welchen beiden Vogelgattungen die Residenz so erstaunlichen Überfluß hat, wie vielleicht keine andere Stadt. Sie fliegen frei aus und ein, setzen sich bald auf den Kopf Peters des Großen, bald auf das Kreuz des Engels der Alexandersäule; sie krächzen auf den Kirchenkuppeln wie auf dem Dache des Kaiserpalastes. Die Raben haben ihre Hauptversammlung auf dem Annitschkow'schen Palaste in

der Perspektive, wo sie in Gesellschaft vieler Tausende ihre Abendkonversation halten. Sie sitzen am liebsten auf den grün angestrichenen Dächern. Die Tauben werden bei den Russen heilig gehalten, weshalb sie auch, weil ihnen niemand etwas zu Leide thut, so dreist sind, daß sie auf allen Straßen mitten im Menschengewühle ihre Nahrung suchen und dem Vorübergehenden kaum ausweichen.

Der Petersburger Winter.

Im Jahre 1836 im Monate Dezember warf jemand in Moskau eine Äpfelschale zu einem kleinen Luftfenster hinaus. Dieselbe langte nicht auf der Straße an, sondern blieb zufällig auf dem Rande der Fensterbrüstung hängen und fror hier sogleich fest an. Sechs Wochen hindurch sah man diese Äpfelschale steif gefroren über dem Abgrunde schweben, ohne daß auch nur ein einzigesmal eine warme Witterung sie erweicht hätte. Endlich, am Anfange Februars, sechs Wochen und drei Tage, nachdem sie zum Fenster hinausgestürzt war, taute sie beim warmen Sonnenschein auf und fiel, ihren vor sechs Wochen begonnenen Sturz vollendend, auf die Straße hinab. — Gewiß ein ansehnlicher Beweis von der eigensinnigen Ausdauer des moskowitischen Klimas!

In Petersburg kann Ähnliches sich nicht ereignen, denn in dem sumpfigen Newa-Delta hat das Klima nicht die Unveränderlichkeit des mittlern Rußlands. Die mildernden Einflüsse der Ostsee stellen sich hier noch oft den eisigen Winden entgegen, welche Sibirien schickt. Regnichte Westwinde, kalte Nordostwinde, dichte Nebel und heitere Frosttage wechseln eigentlich während dieser Jahreszeit beständig und ringen mit einander die ganzen sechs Monate hindurch, so daß man weder im Januar vor Regen und Schmutz ganz sicher ist, noch auch im Frühlingsmonat vor Eis und Schnee; ganz anders, als in Moskau, wo der Dezember sich noch nie zu einer Wasserthräne erweichte, und im Januar ein Mann sich noch nie die Stiefeln auf der Straße beschmutzte.

Dennoch fällt das Thermometer in Petersburg häufiger auf niedrigere Grade herab, als in Moskau, und ebenso zeigt die Durchschnittszahl des ganzen Winters eine niedrigere Temperatur an, als die des mittleren Rußlands ist. Petersburgs Klima schwankt beständig zwischen Extremen. Im Sommer steigt die Hitze bis auf 30° und im Winter der Frost bis auf 30°. Es giebt dies eine Entfernung der äußersten Punkte von mehr als 60°. Bei keiner andern Stadt in Europa sind die Differenzen der Extreme so groß. Dazu kommt, daß, so wie Wärme und Kälte im Laufe des ganzen Jahres schlecht verteilt sind, sie auch eben so disharmonisch in den einzelnen Teilen des Tages unter einander sich mischen. Im Sommer nach einem überheißen Morgen fällt oft nachmittags ein rauher Wind ein, der das Thermometer und Blut auf der Wärmeskala um 12° hinabwirft, gleichsam als ob die Stadt wie ein Ball bald zum Äquator, bald zum Nordpole

schwankte. Auch im Winter betragen die Differenzen von einem Tage zum andern nicht selten 12—18°. Es wäre natürlich unmöglich, in einem solchen Klima zu existieren, wenn nicht der Mensch gegen die wechselvolle Unbeständigkeit der Natur, deren Launen er durchaus nicht beherrschen kann, sein Leben durch Beständigkeit schützte und erhielte. Bei uns, wo die Übergänge nicht so schroff und die Gegensätze der Temperatur nicht so schreiend sind, ist es eher möglich, den Veränderungen des Wetters zu folgen, und bald den Überrock abzulegen, bald zum Mantel oder Pelze zu greifen, bald etwas Holz mehr in den Ofen zu werfen, bald etwas weniger. In Petersburg ist man aber nicht so beweglich. Es wird angenommen, der Winter beginnt im Oktober und endet nach siebenmonatlicher Dauer im Mai. Demgemäß hüllt man sich zu Anfang Oktobers in Pelze, die gleich auf alle möglichen Kältegrade berechnet sind, und legt dieselben erst wieder ab, wenn alle Stürme ausgetobt haben. Eben so unbeweglich, wie in der Kleidung, ist man in der Warmhaltung der Zimmer, die immer gleich stark geheizt werden, damit das Haus sich nie abkühle; ganz eben so, wie man ein für allemal angenommen hat, die Schlittenbahn dauere fünf Monate, demzufolge man die Wagen im Oktober in Ruhestand versetzt und ununterbrochen in Schlitten fährt, es mag nun der Schnee fallen oder schmelzen. Nur leichtsinnige Ausländer versuchen es wohl, den Bewegungen des Wetters zu folgen, büßen aber, da sie zu ungeschickt darin sind, ihren Vorwitz mit Krankheit, zuweilen mit dem Tode.

Gewöhnlich also geht das Leben im Winter, es mag nun regnen oder schneien, frieren oder tauen, seinen alten gewohnten Gang. Tag für Tag knistern die Birkenbäume im Ofen, einen Tag um den andern rutschen die Schlitten in den Straßen herum, beständig werden die öffentlichen Wärmestuben für die armen Leute geheizt, und regelmäßig die öffentlichen Feuer auf der Straße, in der Nähe der Theater für die Kutscher u. s. w. unterhalten. Nur wenn die Kälte ausnahmsweise zu außerordentlicher Höhe steigt, treten bedeutende Veränderungen in der Bewegung auf den Straßen ein und im Anblick des Ganzen. Wenn es heißt: „das Thermometer ist auf 20° herabgesunken", dann spitzt man die Ohren, beobachtet den Wärmemesser und zählt die Grade. Bei 23—24° wird die Polizei wach, die Offiziere machen Tag und Nacht die Runde, um die Schildwachen und Butschniks wach zu halten, und die im Schlafe Überraschten auf der Stelle tüchtig strafen zu lassen, denn der Schlaf ist in diesem Falle das sicherste Mittel zu einem sanften Hinübergleiten aus dieser Welt in jene. Mit 25° hören die Theater auf, weil nicht mehr die nötigen Sicherheitsmittel für die Schauspieler und für die Kutscher getroffen werden können. Die Fußgänger, die sonst in Petersburg einen ziemlich bedächtigen Schritt haben, laufen alsdann so eilig, als hätten sie die wichtigsten Geschäfte, und die Schlitten, die schon vorher ziemlich flink sich bewegten, fliegen nun im Galopp über den schreienden Schnee. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber gewiß ist, daß 20° Kälte in Petersburg unendlich mehr bedeuten und weit schädlicher wirken, als bei

uns. Gesichter bekommt man dann gar nicht mehr auf den Straßen zu sehen; denn alles hat sich die Pelze über Kopf und Hut gezogen. Die Furcht, Augen, Ohren und Nase durch den Frost zu verlieren, beängstigt jeden, und da sich das Abfrieren durch kein unangenehmes Gefühl vorher ankündigt, so hat man genug zu denken, daß man nicht eine der verschiedenen Extremitäten des Körpers vergesse, sondern zu Zeiten etwas reibe. „Väterchen, Deine Nase!" erinnert der Vorübergehende den Entgegenkommenden und reibt ihm ohne Umstände seine kreideweiße Nase mit Schnee ein. Mit den Augen hat man ebenfalls viel zu thun, weil sie alle Augenblicke zusammenfrieren. Man tappt dann in die erste beste Hausthür hinein und bittet die Leute auf ein paar Augenblicke um ein Plätzchen am Ofen, indem man dann hinterher eine zertaute Thräne des Dankes dafür vergießt.

Die Kälte Petersburgs ist allerdings viel empfindlicher als die unsrige, aber die Petersburger, wie alle Nordländer überhaupt, sind auch viel empfindlicher für die Kälte. Alle Ausländer, selbst Italiener, Spanier und Franzosen, sind bei weitem kühner und weniger zärtlich. Handschuhe, bei uns ein Luxusartikel, sind in Rußland ein für jedermann unentbehrliches Kleidungsstück, und selbst die Bauern arbeiten nie ohne Handschuhe hinter ihrem Pfluge. Man sieht Verhüllungen von Personen mit Gürteln, Pelzen, Tüchern, Kapots, Kopf- und Ohrennetzen, wie sie bei uns gar nicht vorkommen, und die der Fremde anfangs verschmäht, allmählich aber auch anlegt.

Die russischen Öfen sind in ihrer Art das vollkommenste, was Menschen erdacht haben. Sie sind aus Kacheln gebaut, und der Feuerzug windet sich in ihnen so vielfach auf und ab, daß die Hitze oft einen Weg von 30 m Länge und mehr darin machen muß, ehe sie in den Schornstein entlassen wird. Die große Steinmasse des russischen Ofens erwärmt sich nur sehr langsam, während unsere eisernen Öfen gleich in wenig Minuten glühen; sie hält aber die Hitze desto länger in sich und wärmt, einmal geheizt, den ganzen Tag über. Man heizt fast durchgängig in Petersburg mit Birkenholz, das am billigsten in der Umgegend zu haben ist und dabei viel dauerhaftere Kohlen giebt, als das Holz der Nadelbäume. Und eben auf reichliche Kohlenbildung kommt es bei der russischen Heizungsweise hauptsächlich an. Denn während bei uns eigentlich nur die Flamme heizt, läßt man in Rußland dieselbe erst ausbrennen, und so viele Birkenstämme auch im Ofen verknistern, so wird doch sein Inneres kaum davon durchwärmt. Erst wenn die „Juschka" (eine eiserne Platte und darüber gelegte Kapsel), die den Ofengang doppelt verriegelt, geschlossen ist, fängt die Wärme an etwas im Zimmer durchzuwirken. Die russischen Ofenheizer sind sehr geschickt in allen bei dieser Heizart notwendigen Verrichtungen. Zangen und Schaufeln kennen sie nicht; sie haben kein anderes Instrument, als einen langen eisernen Feuerhaken, mit dem sie beständig den Kohlenbrei in dem Ofen umrühren und bearbeiten, die Kohlen zerschlagen und die noch nicht ganz ausgebrannten nach vorn bringen und dem Zuge mehr aussetzen. In jedem großen Hause giebt es einen oder ein paar Ofenheizer, die den ganzen Tag weiter nichts

zu thun haben, als die Öfen zu versehen, das Holz herbeizuschleppen und vorzubereiten. Damit die Herren des Morgens beim Kaffee das Zimmer warm finden, müssen jene guten alten dienenden Geister ihre Arbeit bereits in der Nacht beginnen. Gewöhnlich bauen sie schon am Abend vorher recht künstlich ihren Holzmeiler im Ofen auf, damit die Birken noch ein bißchen nachtrocknen, und zünden dann früh am Morgen mit Kien- und Fichtenholz das Ganze an. Die Ein- und Ausgänge sind gewöhnlich in den langen Korridors der Häuser, welche dadurch, wie das Vorhaus, das aber in der Regel noch mit einigen Öfen versehen ist, gänzlich mit geheizt werden.

Man kann sich denken, welche wichtige Rolle der Ofen auch in den Häusern der gemeinen Russen spielt. Er ist hier eine zu einer außerordentlichen Größe gediehene Maschine, die zugleich als Koch-, Heiz- und Backapparat dient. Rund umher laufen Bänke zum Genießen der Wärme, denn diesen Nordmenschen ist das Wärmeeinsaugen und alles, was damit zusammenhängt, das Schwitzen, Sonnen u. s. w., ein eben solcher Genuß, wie das Ausruhen und Schlafen. Es sind viele kleine Vertiefungen und Löcher in dem Ofen angebracht, um tausenderlei Dinge darin zu trocknen, und nasse Strümpfe und Kleider hängen immer daran herum. Auf der Plattform des Ofens liegen Betten, in denen sie, noch in Schafpelze gehüllt, des Nichtsthuns und der Wärme sich freuen.

Nicht wenig zum Zusammenhalten der Zimmerwärme tragen die doppelten Fenster bei, die in Petersburg wie in ganz Rußland üblich sind. Kaum tritt im Oktober der erste starke Frost ein, so rüstet man das ganze Haus zu, verpicht alle kleinsten Öffnungen und setzt überall doppelte Fenster ein, deren Fugen mit Papier überklebt werden. Fast jeder Bauer hat Doppelfenster. Kaum wird hier und da ein Luftfensterchen gelassen, und man kann sich denken, welche Freude, welche Heiterkeit und Frische in die Zimmer zieht, wenn endlich, endlich im Mai diese beengenden Verhüllungen wieder abgenommen werden und die Fenster zum erstenmale wieder sich öffnen können, hinter deren Verschluß man saß, wie Noah in seiner Arche. In der Höhlung zwischen den doppelten Fenstern pflegt man Salz oder Sand auszubreiten, welche Substanzen die sich sammelnde Feuchtigkeit anziehen sollen. Das Salz häuft man in allerlei zierlichen Formen auf, die unberührt bis zum Frühlinge liegen, und das Sandbeet bepflanzt man mit hübschen Kunstblumen, die dann eben so lange in diesem Käfige blühen. Jedes Haus hat darin seine eigenen Einfälle und seine besondere Weise, und man geht wohl an einem hellen Wintertage gern durch die Straßen, um den Schmuck der Doppelfenster zu betrachten.

Die Thüren bleiben nicht hinter den Fenstern zurück. Man findet nicht nur doppelte, sondern zuweilen selbst drei- und vierfache. Die kleinrussischen Bauern haben bei ihren Erdwohnungen einen verdeckten Gang, durch den man über einige Stufen zu der Thür des Hauses hinabgeht; an den Petersburger Häusern ist ein ähnlicher, nur daß man einige Stufen zur Hausthür

aufwärts geht, und dann noch eine Thür zu passieren hat, bevor man in das geheizte Vorhaus gelangt.

Bei uns leiden die Armen in kalten Wintern erstaunliche Not. Es ist kein Zweifel, daß sie in Petersburg viel ansehnlichere Mittel haben, sich vor Kälte zu schützen. Die öffentlichen Anstalten, die man für sie getroffen hat, die Wärmestuben, die in verschiedenen Stadtteilen sich finden, und die in eisernen Häuschen bei den Theatern brennenden Feuer, woran die Kutscher sich wärmen, sind noch das Wenigste. Aber die dicken Pelze und Kleider, in deren Besitz auch die Bettler sind, die dichten Wohnungen, die alle, selbst die Hütten nicht ausgenommen, luft- und wasserdicht sind, bieten treffliche Schutzmittel. Bei 25° erhalten alle Schildwachen in Petersburg Pelze. Nichtsdestoweniger ist es natürlich, daß bei den barbarischen Kältegraden manches warme Menschenleben zu Grunde geht. Doch sind die Sitten der Bewohner weit mehr schuld daran, als die Dürftigkeit ihrer Schutzmittel, und zwar vor allem drei Dinge: die Trägheit des Volks — das Branntweintrinken — und die Rücksichtslosigkeit der Reichen.

Die Russen, so lebhaft sonst ihr Humor ist, lieben doch durchaus keinerlei Art von Anstrengung, und geistige wie körperliche Gymnastik ist ihnen verhaßt. Sie ziehen es daher in der Kälte vor, sich hinter den Ofen oder in Pelze zu verkriechen und still auszuhalten, anstatt, wie jeder Nichtrusse thun würde, mit Hand und Fuß sich gegen die Kälte zu wehren. Das unmäßige Branntweintrinken vergrößert die Gefahr, denn Trunkenheit und Schlaf sind beim Frost das Allergefährlichste. Da nun jeder plötzlich eintretende Frost eine Menge Trunkener und Schlafender auf den Straßen findet, so kann man sich denken, daß der Opfer nicht wenige sind. Die Zahl derselben wird durch die Rücksichtslosigkeit der Vornehmen vermehrt. Es ist unglaublich, was man den armen Vorreitern, Dienern und Kutschern zumutet. Bei Besuchen läßt man sie, sei es auch das härteste Wetter, Stunden lang auf der Straße warten, um sie jeden Augenblick bereit zu haben. Die Kutscher schlafen dann auf ihren Böcken ein, und die kleinen zwölfjährigen Vorreiter, die noch nicht bis mitternacht wachen gelernt haben, hängen schlummernd auf ihren Pferden, oder legen sich, den Zügel an den Arm gebunden, auf den gefrorenen Schnee des Straßenpflasters hin. Wie manchem armen Kutscher froren so Nase, Hände und Füße ab, während seine Herrschaften sich der ausgezeichnetsten Ohren- und Gaumengenüsse erfreuten.

Die höchsten Kältegrade fallen gewöhnlich nur bei heiterm ruhigen Wetter ein, und das prachtvolle Petersburg hat daher in der Regel bei 30° Kälte seinen „schönsten heitersten“ Tag. Der Himmel ist hell, die Sonne leuchtet brillant, und zwar um so brillanter, da ihre Strahlen durch Millionen kleiner blinkender Eiskristalle hindurchschießen, mit denen die Luft gleich einem Diamantstaub erfüllt ist. Aus allen Häusern und selbst aus den geheizten Kirchen wirbeln dicke Rauchsäulen, die in der ätherklaren Luft so dicht erscheinen, als ob in jedem Hause eine Dampfmaschine stände, und dabei in allerlei Farben spielen. Schnee und Eis auf den Straßen und der

Newa sind weiß und reinlich, als wäre alles aus Zucker gebacken. Die ganze Stadt hat das zierlichste Gewand von der Farbe der Unschuld, und sämtliche Dächer blitzen von einer gleichmäßigen Lage schimmernden Kristallstaubes. Alles Wasser gefriert, wie man es ausgießt, und die Brunnen, die Pferdetränken, die Schöpfanstalten, die Wasserfuhrleute und ihre Wagen, die Wäscherinnen an den Kanälen — alles erscheint weiß mit Eis inkrustiert. In den Straßen zeigt alles, um dem Tode zu entgehen, das regste Leben. Alles rennt und jagt so hastig, weil jedem der Sensenmann buchstäblich auf den Fersen sitzt. Der getretene Schnee knistert und heult die sonderbarsten Melodieen, und selbst alle andern Klänge und Laute nehmen in dieser kalten Atmosphäre andere Klänge an. Es liegt Wahrheit in der Redensart: „Es friert, daß es brummt" — denn beständig zieht ein leises Rauschen oder ein säuselndes Brummen durch die Luft, das von all dem erklingenden Schnee und Eise kommt.

Die Newa.

Die Newa ist der Abfluß des Ladogaseees,*) und ihre Gewässer, die in jenem 100 □ Meilen großen Becken die letzte Spur des Bergstaubes absetzen, kommen lauter und kristallrein bei Petersburg an. Es ist ein Strom von wenig Meilen Länge, der sich eine Meile vor seiner Mündung in vier Haupt- und mehrere Nebenarme teilt, wodurch er einen Archipelagus von Inseln bildet, auf denen das schöne Panorama von Petersburg sich entfaltet.

In so vielen Beziehungen ein Fluß einer Stadt nur nützen kann, nützt die Newa der an ihren Ufern ruhenden Residenz. Sie führt aus dem Innern des Landes den Überfluß der Provinzen heran und trägt Speise, Futter und Kleidung zu. Sie empfängt an ihrer Mündung die schönsten Produkte ausländischer Industrie und schafft sie zu Palästen hin. Sie füllt den Petersburgern, die nur diesen einen schönen Brunnen und außer ihm keine klare Quelle haben, ihre Becher mit frischem Labetrunke. Sie kocht ihre Speise, braut ihnen den Thee und Kaffee. Sie füttert die Fische für ihre Tafeln. Ja, sie verrichtet ihnen die gemeinste Sklavenarbeit, putzt ihre Wäsche und reinigt, sich in vielen Kanälen durch die Straßen schüttend, ihre Kloacken. Man darf sich daher nicht wundern, daß das Newawasser das Tagesgespräch der Petersburger ist, und seine Kritik und sein Lob dort eben so die Gedanken und Zungen beschäftigt, wie die des Meerwassers bei den in ihm lebenden und webenden Schiffern, oder die des Nilwassers bei den Ägyptern. Es ist nicht immer ihre Freude, sondern zuweilen auch ihre Not und ihr Kummer, wenn es ihre Gärten verdirbt, ihre Häuser beschädigt, ja sogar ihre ganze Existenz bedroht, was freilich nicht allein die Schuld der Newa ist.

Der harte nordische Winter schlägt leider fast die Hälfte des Jahres die

*) Des „Eisseees".

Newanymphe in eisige Banden, so daß sie nur 6 Monate hindurch ihre Wohlthaten in vollem Maße spenden kann. Erst im Anfange des April, selten am Ende des März, sind die Gewässer warm und kräftig genug, um den sie drückenden Eismantel zu sprengen. Dieser Augenblick wird mit Sehnsucht erwartet, und kaum schieben sich die schmutzigen Eisschollen so weit vor, daß sie den glatten Spiegel auf eine Bootsbreite enthüllen, so erdonnern die Kanonen von der Festung, um den erwünschten Moment den Bewohnern zu verkünden. Zur selben Zeit, sei es Nacht oder Tag, steigt der Kommandant der Festung, mit allen Zeichen seines Ranges angethan und von seinen Offizieren begleitet, in eine prächtig geschmückte Gondel, um zum gegenüberliegenden Palaste des Kaisers zu fahren. In einem großen, schönen Kristallbecher schöpft er das klare Newawasser, um es als die erste und schönste Gabe des Flusses dem Kaiser im Namen des Frühlings darzubringen. Er meldet seinem Herrn, daß die Macht des Winters gebrochen sei, daß eine fröhliche Schiffahrt gehofft werden könne, zeigt ihm als den ersten Wasserschwan seine Gondel am Ufer, die er glücklich herübergebracht, und überreicht ihm den Newabecher, den der Fürst auf die Gesundheit seiner Residenz leert. Es ist das am besten bezahlte Glas Wasser, das irgendwo auf dem Erdrunde getrunken wird, denn der Sitte gemäß giebt der Kaiser es dem Kommandanten mit Gold gefüllt zurück. Früher bekam er es gestrichen voll Dukaten. Da aber mit der Zeit die Becher immer an Größe zunahmen, so daß die Kaiser immer mehr und mehr Wasser trinken und immer mehr und mehr Gold bezahlen mußten, so wurde endlich die Summe von 200 Dukaten festgesetzt, die dem Kommandanten zugezählt werden, gewiß noch immer für einen Trunk Wasser ein kaiserlicher Lohn.

Alles ist aber auch auf die Enthüllung der Newa gespannt, da alles dabei interessiert ist; die Kaufleute erwarten diesen Augenblick mit Sehnsucht, weil das Gelingen mancher Spekulation von seinem frühern oder spätern Eintritt abhängt; die Arbeiter und Zimmerleute, weil er ihnen beim Brückenbau zu verdienen giebt; die kranken Einheimischen und an Heimweh leidenden Fremden, weil nun die Bahn zu den Bädern und Europa wieder offen steht. Man hat in dieser Zeit nur das eine Gespräch in Petersburg, „ob die Newa zum Ostersonntage oder zum Ostermontage aufgehen werde", und es werden die größten Wetten für diesen oder jenen Fall eingegangen.

Die Schiffe, welche im Sunde beigelegt haben oder auf der Ostsee kreuzen, warten auch mit Ungeduld auf den wichtigen Moment. Das erste Segel, das auf der Newa anlangt, wird mit außerordentlichem Jubel begrüßt, hat sich der größten Prämien und eines hohen Gewinnes zu erfreuen. Meistens ist es mit Orangen, Modeartikeln, Manufakturwaren und andern Dingen beladen, nach denen sich das eitle Petersburg am meisten sehnt. Man zahlt für sie das Doppelte und Dreifache des Preises. Ist einmal mit dem ersten Schiffe der Anfang gemacht, so zaudern dann auch die übrigen nicht lange, und es folgen ihm bald die geflügelten Flotten der Schweden, der Engländer, Deutschen und Amerikaner. Alles geht plötzlich und rasch in

diesem Lande der plötzlichsten Übergänge, der zauberischsten Umwandlungen. Auf die ödeste Todesstille folgt das regste Leben. Die hundert Nationen Europas auf hoch bewimpelten Seeschiffen kommen meerwärts hereingezogen, und flußwärts auf gebrechlichen Flößen und grob gezimmerten Barken die Völker und Waren des Innern. Die bisher in den Magazinen stockenden Produkte des Landes geraten nun in Fluß und fließen aus in alle Lande. Die Kriegsflotte, die schon lange rüstete, läuft aus zu friedlichen Expeditionen und Manövern auf die baltische See, und Dampfschiffe schnauben, Botschaften bringend und fördernd, schwarzen Atem aushauchend, die schöne Strombahn auf und ab, wo noch vor kurzem ein Seehund kaum Raum genug fand, ein wenig Luft zu schöpfen. Jeder Tag, jede Stunde bringt nun etwas Neues und Schönes, und die Entzauberung des toten Eispalastes ist vollendet.

Die Russen haben sich daran gewöhnt, eine ungeheure Menge von Eis in ihren Haushaltungen zu verbrauchen. Sie kühlen alle ihre Getränke gern mit Eis, genießen gefrorene Säfte, die den ganzen Sommer über auf den Straßen ihrer Städte feil geboten werden, in Menge, und trinken nicht nur Eiswasser, Eiswein, Eisbier, sondern sogar auch Eisthee, indem sie statt des Zuckers Eisstückchen in die Tasse werfen. Ihr kurzer, aber erstaunlich heißer Sommer würde alle ihre Viktualien in Gefahr setzen zu verderben, wenn ihnen nicht der Winter das Mittel gewährte, die von der Wärme beschleunigte Auflösung zu hemmen. Eiskeller sind daher in ganz Rußland eine Unentbehrlichkeit in jeder Wirtschaft, und nicht bloß bei den Bürgern der Städte, sondern auch auf dem Lande bei den Bauern findet man sie allgemein verbreitet. In Petersburg lassen sich nahe an 10,000 Eiskeller zählen. Jeder Keller hat mindestens 50 Schlittenladungen zu seiner Füllung nötig. Die Fischhändler, Fleisch- und Kwasverkäufer u. s. w. haben oft so große Keller, daß mehrere hundert Fuhren für sie nicht ausreichen. Die Bierbrauereien und Branntweinbrennereien verbrauchen ganz enorme Massen von Eis, so daß man mindestens 500,000 Ladungen rechnen kann, die alle Jahre aus der Newa herausgeholt werden.

Das Newaeis wird gewöhnlich 1 m dick und in regelmäßigen Würfeln herausgearbeitet. Wenn es auf dem Schnee liegt, sieht es smaragdgrün aus, ist dabei fest, ohne Blasen und Risse. In langen Reihen werden die Vorräte der Eisspiegel um den Bruch herumgestellt und an die Schlittenführer verabfolgt, die dann ein paar davon auf ihren Schlitten laden und, sich selber auf diesen kalten Thron setzend, singend damit in die Stadt hineinjagen. Es gewährt nicht geringe Unterhaltung, die verschiedenen unzähligen Eisbrüche auf der Newa zu besuchen und die Russen hier wie in einem Silberbergwerke schalten und walten zu sehen.

In den Kellern werden die Eisspiegel regelmäßig über einander gelegt, und zu beiden Seiten große Mauern davon aufgeführt. In diese Mauern haut man alsdann allerlei Bänke und Nischen aus, um Milch, Fleisch ꝛc. in diese kühlen Höhlungen bequem einstellen zu können. So ist es in den ordentlich gehaltenen Kellern. National-russisches Verfahren ist es aber, die

Schollen bloß in den Keller hineinzuwerfen, sie mit dem Beile zu zertrümmern und in allen Ecken fest einzukeilen. Durch diese Zertrümmerung wird die Festigkeit des Eises vermehrt, denn die Stückchen frieren bald von neuem in eine Masse zusammen.

Die Inseln des Newa-Deltas, auf denen Petersburgs Paläste wurzeln, sind äußerst flach und niedrig. Mit ihren seewärts gekehrten unbewohnten Enden verlieren sie sich allmählich bis zum Wasserniveau und unter dasselbe hinab, ja selbst die entlegensten und höchsten, mit Häusern am meisten besetzten Teile der Stadt liegen nur 3—4 m über dem gewöhnlichen Stande des Meeres erhaben. Ein Steigen des Wassers von 5 m reicht also hin, ganz Petersburg unter Wasser zu setzen, und ein Steigen von 10—12 m, um die ganze Stadt zu ertränken. Man erwäge: Der finnische Meerbusen erstreckt sich mit seiner größten Länge in gerader Richtung von Petersburg aus nach Westen, aus welcher Gegend die stärksten Stürme wehen. Diese treiben daher natürlich die Wassermassen des Meeres gerade auf die Stadt zu. Wäre nun in der Nähe derselben der Meerbusen weit und zu beiden Seiten ausgebreitet, so würde sie wenig davon empfinden. Unglücklicherweise spitzt sich aber der finnische Meerbusen nach Petersburg, das in seiner innersten Spitze liegt, und in dessen Nähe die Fluten in einen engen Sack, den Kronstädter Busen, gefangen und zusammengedrängt werden, immer mehr zu. Dazu kommt, daß die Newa gerade hier, von Osten nach Westen gehend, ins Meer mündet, und ihre Gewässer jenen von Westen kommenden Wogen direkt entgegenwirft. Wenn nun einmal ein heftiger Westwind im Frühling mit dem höchsten Wasserstande und Eisgange zusammenträfe, so würden die Eis- und Wassermassen des Meeres landeinwärts dringen, und der Fluß mit seinen Schollen ihnen entgegen treten. Im Titanenkampfe dieser Naturgewalten würden sämtliche Schlösser und Festen der Wunderstadt zertrümmert und die 700,000 Menschen in den Fluten umkommen, wie Pharao im roten Meer. Kaum darf man so leichtsinnig davon sprechen, denn die Gefahr liegt zu nahe, und in der That pocht manchem Petersburger bei dem Gedanken daran das Herz.

Das Elend und die Not, die eine Wasserflut in Petersburg herbeiführt, ist unbeschreiblich. Aller Mund ist noch voll von den Trauerscenen, welche die große Wassersnot am 17. November 1824 mit sich brachte. Sie ist die höchste, welche die Stadt bis jetzt erlebte, und in allen Straßen ist ihre Höhe bezeichnet durch Striche an den Häusern. Vom heftigsten Westwinde gepeitscht, hob sich das Wasser immer mächtiger und schoß endlich eilenden Laufes durch die Straßen, hob alles, was es an Equipagen und Wagen auf ihnen fand, in die Höhe, ergoß sich durch die Fenster in die Souterrains und Parterres der Häuser und stürzte in mächtigen Säulen aus den Öffnungen der unterirdischen Kloaken hervor. Am meisten litten Not die „Basilius-Insel“ und die „Petersburger-Seite“, auf welcher letztern Insel viele kleine Leute in wenig soliden Häusern wohnen. Manche hölzerne Gebäude wurden vom Wasser ganz unversehrt und leise vom Boden gehoben und schwammen

mit ihren Einwohnern in den Straßen umher. Die Equipagen, deren Passagiere und Kutscher trockene Höhen erklommen hatten, und an denen die armen Pferde, die sich nicht frei bewegen konnten, meist elend umkamen, sammelten sich zu Dutzenden in den Gehöften. Alle Bäume der öffentlichen Plätze saßen so voll von Menschen, wie sonst von Sperlingen. Das Wasser stieg gegen abend so hoch und der Wind wurde so stark, daß man alle Augenblicke fürchtete, die Kriegsschiffe möchten sich losreißen und in die Häuserreihen einbrechen. Das Übel war um so verderblicher, als es von niemandem für so schlimm gehalten wurde, da das Wasser ohne Brausen und Toben mit ganz freundlicher Physiognomie die Stadt beschlich. Sehr viele Häuser stürzten erst am folgenden Tage ein, als das Wasser schon wieder die Stadt verlassen hatte. Aus den meisten Wohnungen war die eingedrungene Feuchtigkeit nicht wieder zu verbannen, die Einwohner sanken aufs Krankenlager, und tödliche Seuchen herrschten noch viele Wochen nachher.

Das Newawasser ist bei der Mündung des Flusses noch so klar, wie an seiner Quelle. Es ist bekannt, daß sein Genuß anfangs ganz eigentümliche Wirkungen hat, weshalb die Neulinge es nur mit Wein oder Rum vermischt trinken. Aber man gewöhnt sich leicht daran und findet in ihm dann ein so herrliches Getränk, daß man es allem andern Wasser vorzieht. Die Petersburger gratulieren sich immer, wenn sie von Reisen zurückkommen, daß sie wieder Newawasser trinken können. Wie man erzählt, ließ sich der Kaiser Alexander auf seinen Reisen das Newawasser, auf Flaschen gefüllt, nachkommen. Zum Waschen ist es gleichfalls ausgezeichnet, und die hiesigen Engländer haben ihre große Freude über die guten Eigenschaften, die es ihrer Wäsche mitteilt.

Leider hat die Stadt nicht eine einzige Wasserkunst, keine brauchbare Quelle, ja nicht einen einzigen Brunnen, auch nicht einmal Röhren, welche das Newawasser zu den Häusern führen, und mancher Stadtteil würde gewiß gern einen ganzen unbequemen Newaarm weggeben für einige bequem gelegte Brunnen. Die Quellen, welche auf dem Gebiete der Stadt zu Tage kommen, haben ein ungenießbares Wasser, und sind sogenannte „Schwarzbäche", aus dem unreinen Moorgrunde hervorbrechend.

Alles Wasser, das die Stadt braucht, muß daher unmittelbar aus der Newa geschöpft werden. Es befindet sich zu diesem Behufe in jeder Haushaltung ein Wasserfaß, das von einem eigens dazu angestellten Wasserschöpfer bedient wird. Dieser und sein kleiner Einspänner haben meist den ganzen Tag vollauf zu thun mit Wasserschöpfen. Die Armen schicken ihre Leute einfach ans Ufer der Newa, wo sie mit Eimern, die an langen Stäben befestigt sind, das Wasser etwas fern vom Ufer aus dem Flusse schöpfen. Für die Wohlhabenden giebt es Schöpfanstalten, wo man in kleinen Häusern das Wasser aus dem Flusse hervorpumpt. Im Frühlinge, wenn bei dem Schneeschmelzen aus allen Straßen schmutzige Bäche nach dem Flusse laufen, ist indes in vielen Haushaltungen große Not, weil die Schläuche der Pumpen zu nahe am Ufer liegen und dann nicht eben das reinste Wasser herauf-

bringen. Im Winter werden viele Schöpflöcher in die Eisdecke gehauen, und in deren Nähe auch Tröge zum Tränken der Pferde aus Eis gezimmert. Die einspännigen Wasserschöpfer mit ihren triefenden und spritzenden Fässern gehören daher zu den stehenden Straßenfiguren Petersburgs. Man sieht sie beständig in langen Reihen bei den Schöpfbrunnen auffahren. Ein Kaiser könnte sich durch Errichtung einer Wasserkunst, welche die ganze Stadt versorgte, ein großes Verdienst erwerben.

Das Waschen ist in unsern Städten ein Geschäft, das man nur im Innern der Häuser und Gehöfte verrichtet, und allenfalls auf einem idyllischen Gemälde sehen wir die Frauen unmittelbar am Flusse im Freien mit der Wäsche beschäftigt. In Rußland aber kennt man fast keine andere als die Flußwäsche, und selbst in der Residenz kommen überall die Weiber wie die Prinzessin Nausikaa mit ihrem Gefolge und dem schönen Flachsgewebe zur Wohnung der Nymphen gefahren, um von ihnen neuen Glanz und neue Frische zu borgen. Auf allen Kanälen der Stadt und an den Ufern der Flußarme sind zu diesem Behufe Flöße errichtet. In der Mitte derselben befinden sich Öffnungen, in welche man die Wäsche wirft, und ringsum Korridore zur Kommunikation. Die ganze Operation der Wäscherinnen besteht darin, daß sie die Gewänder häufig benetzen und mit einem glatten Holze schlagen. Man sieht diese Waschweise bei allen slavischen Völkern von Petersburg bis Macedonien. Selbst im Winter, wo sie die Öffnungen der Flöße vom Eise rein halten, haben diese abgehärteten Frauen keinen andern Waschapparat, und man bemerkt nicht, daß irgend ein Kältegrad ihr Geschäft unterbräche. Unermüdlich mit ihrer Arbeit beschäftigt, obgleich von unten bis oben mit Eis inkrustiert, fällt es ihnen nicht ein, auch nur einen Seufzer über die Kälte des Unwetters laut werden zu lassen. Natürlich begnügen sich die luxuriösen Petersburger nicht mit dieser einfachen Waschweise; ja manche von ihnen treiben sogar die Delikatesse in diesem Punkte so weit, daß sie behaupten, in ganz Petersburg könnte kein Weib ein Hemd weiß waschen, weshalb sie ihre schmutzige Wäsche alle 14 Tage regelmäßig nach London spedieren, um sie von dort alle Sonnabende gebleicht und gereinigt zurück zu empfangen.

Noch mehr als die von Waschweibern wimmelnden Flöße interessieren den Fremden auf den Kanälen und Flußarmen der Stadt die schwimmenden Fischbuden, die sogenannten Ssadocks. Alles, was den Fang, die Aufbewahrung und den Verkauf der Fische betrifft, ist bei den Russen aufs beste eingerichtet, und so sind es auch diese überall verteilten Ssadocks. Es sind recht niedliche, hübsch bemalte und zierlich gestaltete Holzhäuschen, fast den Hamburger Elb- und Alsterpavillons ähnlich. Sie schwimmen auf Flößen, liegen am Ufer vor Anker, und eine Brücke führt von da aus zu ihnen hin. Im Innern ist ein Raum, worin die geräucherten und gesalzenen Fische aufgehängt sind, wie die Schinken und Würste in den Häusern der westphälischen Bauern. Mitten in ihnen befinden sich zur Beschützung des Etablissements ein paar große Heiligenbilder mit brennenden Lampen. — Außer

dem Räuchern und Einsalzen haben die Russen noch eine Art, die Fische zu konservieren — das Einfrierenlassen. Im Winter stehen große Kästen umher, die mit gefrorenen Fischen angefüllt sind. Zu beiden Seiten des Raumes sind ein paar saubere Zimmer, eins für die Mannschaft des Ssadocks, und eins für die Gäste, die hier frischen Kaviar zu essen lieben. Hinter dem Hause unter dem Wasser sind die großen Behälter für die lebenden Fische, deren immer eine außerordentliche Zahl vorhanden ist, da die Russen in Bezug auf Fische große Feinschmecker sind und sie gern lebendig in den Topf bringen.

Die Newa ist mitten in der Stadt eine Werst breit und, die großen Krümmungen ungerechnet, über drei deutsche Meilen lang. Man kann sich daher denken, welche Wüsteneien ihre Oberfläche im Winter bei so unregelmäßigem Anfrieren der Eisschollen, wie es gewöhnlich hier statt hat, darstellt. Dann können bei Nacht mitten in der Stadt Reisen gemacht werden, wo man sich verlassen glaubt, wie auf den See-Einsamkeiten Finnlands. Die Lichter der Häuser dämmern nur aus der Ferne. Mond- und Nordlicht dienen zur Erleuchtung, und man steuert seinen Lauf nach dem Kompaß und den Sternen. So verrufen auch diese Nachtfahrten auf dem Wintereise sind — Diebstahl und Mord passieren hier am häufigsten — und so gern man sie meidet, so ändert sich das alles im Sommer, wo die Newaschiffahrten das beliebteste und reizendste Vergnügen sind. Der blinkende Fluß, dessen Oberfläche im Winter verbleichte, umgiebt dann die schönen Stadtteile wie mit herrlicher Silbereinfassung. Die Nächte sind gelind und wunderbar hell, und die Petersburger, die sich aus pomphaften Schlittenfahrten weniger machen, als wir, weil der Schlitten bei ihnen mehr ein notwendiges Hausmöbel ist, als ein Luxusartikel wie bei uns, schwelgen dann in der Lust des Gondelfahrens um so mehr, da sie ihnen nur kurze Zeit vergönnt ist. In den schönen warmen Monaten Juni und Juli sind die Newaarme Tag und Nacht mit segelnden und rudernden, großen und kleinen Schiffen und Gondeln übersäet, die nicht rasten, beständig die reizendsten Gemälde dem Auge darzustellen, und alles, was Venedigs Kanäle mit ihren Gondeln Zauberisches haben mögen, ist unbedeutend im Vergleich mit dem malerischen Leben, das sich hier in dem jetzt so gelinden Norden entfaltet. Man denke sich eine Atmosphäre, von den schmeichlerischsten Zephyren durchsäuselt, warm und mild, ohne daß die Pfeile des Apollo lästig fallen, als wenn die Wärme von den entfernten Sternen käme, zauberisch klar und hell, ohne daß doch die Quelle alles Lichtes über dem Horizonte sichtbar; eine Nacht, in der sich nichts verbirgt, und nichts schlummert, weder die zwitschernden Vögel, noch die wachenden Menschen, noch die sichtbaren Pflanzen, deren Farben nicht verbleichen; kurz, eine Nacht mit allen Reizen der Nächte und doch mit aller Bequemlichkeit des Tages, als strahlte überall der helle frische Tag hinter dem übergehangenen prächtigen Gewande der Nacht hervor; einen Strom, der sich spielend in eine Menge von Armen teilt und wieder zu großen Massen vereint, der sanft, klar und majestätisch fließt; dabei einen

Archipelagus von Inseln, dessen eine Hälfte mit prachtvollen Palästen besternt, und die andere mit wundervollen Gärten, geschmackvollen Pavillons und luxuriösen Einsiedelungen geschmückt ist; dann das große Meer vor den Thoren der Stadt und dicht bei ihr die sechs Mündungen der Flüsse. Dieses alles denke man sich von Tausenden von Gondeln belebt und mit Schiffen durchwebt — segelkundige Engländer, die sich auch in Leitung ihrer kleinen, zierlichen Barken ihres Übergewichts über alles andere auf dem feuchten Elemente Schwimmende erfreuen; deutsche Bürger, die sich mit ihren Familien in der Nacht der Freude überlassen, um die Sorgen des Tages zu vergessen; russisches Volk, das seine harmoniereichen Lieder über das Wasser hinmurmeln läßt; die Reichen und Großen des Reichs, von den Chören ihrer Diener begleitet, die jene zauberische Hornmusik ertönen lassen; Matrosen und Schiffsvolk von allen seefahrenden Nationen, das Wunder der hellen Nächte anstaunend — man denke sich dieses alles lebhaft, oder man setze sich in eine der hübschen Gondeln, umkreise mit ihr die Inseln und Inselchen, und man wird vergebens eine Stadt auf dem Erdenrunde suchen, die etwas gewähren könnte, das sich mit den Reizen dieser Sommernachts-Gondelfahrten Petersburgs vergleichen ließe.

---

2. Charakter der Russen.*)

Die merkwürdige, weltgeschichtliche Nation der Russen, der Hauptbewohner des unermeßlichen russischen Reiches, ursprünglich ein slavischer Volksstamm, teilt sich in drei Hauptzweige, in Großrussen, Kleinrussen und Weißrussen, — Großrußland im Innern, Weißrußland im Westen (Jahrhunderte lang den Polen gehörig), Kleinrußland im Süden mit den fruchtbaren Ukrainen am Dniepr und Donetz.

Das russische Reich umfaßt den ganzen Osten Europas und den Norden Asiens,**) zusammen 376,484 □Meilen, also fast den sechsten Teil des festen Landes der Erdkugel. Doch beträgt die Menschenzahl nur etwa 83 Millionen.

Rußland ist nicht bloß eine europäische Großmacht, es ist schon jetzt ein Weltreich. In dieser Hinsicht steht ihm unter allen Mächten Großbritannien allein gegenüber. Aber zwischen beiden Weltmächten findet ein großer Unterschied statt. Rußland ist eine Kontinentalmacht, England eine Seemacht. Jenes beherrscht von einem Mittelpunkt aus halb Europa und ein

*) Nach J. C. Petri.

**) Außer dem eigentlichen Sibirien die Länder des Kaukasus (mit den im J. 1859 unterjochten Gebieten 8129 □Meilen); ferner die Gebiete Transbaikalien, Jakutsk, das Amurgebiet, das ostsibirische Küstengebiet, die Gebiete der sibirischen und orenburgischen Kirghisen, Ssemipalatinsk ꝛc. — zusammen 312,187 □Meilen. Die Besitzungen in Nordamerika, ungefähr 24,000 □M., wurden 1867 an die vereinigten Staaten verkauft.

Drittel von Asien; dieses beherrscht von mehreren weit entfernten Punkten aus die Meere und den Ozean. Jenes hat durch seine Landkriege die gerade Richtung nach den Küsten und Strommündungen genommen; die Levante ist trotz der Dardanellen seinem Handel und seinen Kriegsschiffen geöffnet, und von Persien aus weist ihm der Euphrat den Weg nach Indien; dieses kann nicht mit gleichem Vorteil von den Küsten aus, die es sperrt, in das Land eindringen und Gesetze vorschreiben. Seine indische Landmacht ist nach so vielen Eroberungen mehr die unsichere Besatzung eines eroberten Landes, als ein taugliches Werkzeug für Verteidigung und Angriff. Die Politik des Kabinetts von St. James muß alles umspannen, was in den Bereich seiner Macht gehört: von Singapur bis zum Kap, von Corfu und Malta bis Jamaica und zum Niagara; sie muß mit gleicher Wachsamkeit Hamburg, Antwerpen, Porto, Lissabon, Konstantinopel, Alexandrien und Canton, wie Rio de Janeiro, Valparaiso und La Guayra beobachten. Dadurch wird Englands Kraft zersplittert; und hat es gleich den Welthandel in seiner Gewalt, so kann es doch nicht die übrigen Seemächte von dem Markte ausschließen, ohne sich selbst den größten Schaden zuzufügen. Noch wichtiger ist ein anderer Unterschied zwischen den beiden politischen Kolossen. Rußland befindet sich in den ersten Stadien der allseitigsten Entwickelung seiner ungeheuern Natur- und Volkskraft; es kann rasch und ungehindert auf dieser Bahn vorwärts schreiten; die Einheit und Stärke seiner Centralregierung, die Menge von Talenten, welche der Thron um sich versammelt, und über die er frei verfügt; der unbedingte Gehorsam von 83 Millionen Menschen, die großenteils nur wenig über die ersten Stufen der Bildung sich erhoben haben: alles dieses sichert dem aufgeklärten, über seinem Volke stehenden Selbstherrscher, sobald er nur weiß, was er will, was er kann und soll, den Erfolg. Er erblickt in der Zukunft seines Reiches mehr Hoffnungen, als Gefahren. Die künftige Geschichte Europas wird zum großen Teil durch Rußland ihre Gestalt bekommen.

Was zu der Macht dieser in strenger Einheit geschlossenen Nation sehr viel beiträgt, ist die Übereinstimmung des kirchlichen Glaubens. Die Russen sind alle ohne Unterschied der orthodox- (rechtgläubig-) griechischen Religion zugethan. In der griechischen Kirche ruht eine der stärksten Wurzeln der Nationalität; in ihr fühlen sich die Tausende von Meilen entfernt wohnenden Stämme als Glieder eines Leibes, dessen Haupt der Zar, der sichtbare Stellvertreter Gottes, zugleich Kaiser und Oberpriester ist.

Auch in der Sprache herrscht kein bedeutender Unterschied. Das Russische zerfällt in zwei Hauptdialekte: in das Groß- und Kleinrussische. Jenes sprechen die Großrussen, die donischen und alle andern Kosaken großrussischen Ursprungs, so wie die Westrussen in den ehemaligen polnischen Provinzen; — dieses alle Kleinrussen, nicht nur in dem eigentlichen Kleinrußland, sondern auch in Podolien und in der früher sogenannten polnischen Ukraine, die Kosaken des schwarzen Meeres, so wie alle übrigen von Kleinrussen abstammenden Kosaken. Alle Kosaken sind wahre und echte Russen, in Ab-

stammung, Sprache, Religion und Sitte, und alle Russen sind eins durch ihre Sprache. Das Groß- und Kleinrussische ist bei weitem nicht so verschieden, als z. B. das Ober- und Niederdeutsche.

Die große Einheit und Einförmigkeit des Volkes wird aber mächtig getragen und zusammengehalten von der Einförmigkeit des Landes, von der weit ausgedehnten unterschiedslosen Fläche, auf welcher kein Teil sich absondern kann, und alles — Mensch und Pflanze, Tier und Boden, Wind und Wetter — eine und dieselbe Uniform trägt. Die russische Weltmonarchie konnte sich nur entwickeln auf russischem Boden. Der ganze europäische Teil Rußlands, vom weißen bis zum schwarzen Meere und vom kaspischen bis zur Ostsee; stellt eine weite Ebene, einen ausgetrockneten, von Bergformen entblößten Meeresboden dar; denn die Gebirge scheiden die Völker, geben ihnen eine besondere Gestaltung und bedingen durch diese verschiedene Gestaltung auch verschiedene, entgegengesetzte und infolge dessen einander feindselige Nationalitäten. Es ist bekannt, daß nirgends die Nationalitäten sich weniger zersetzen, als in den Gebirgen, und eine besondere Nationalität sich auch nirgends länger hält. Eine ganz andere Erscheinung bieten uns die Ebenen dar: bei der Offenheit des Landes, der Leichtigkeit der Verbindungen und Annäherungen streben verschiedene Nationalitäten bei ihrem Aufeinanderstoßen ganz natürlich zur Ausgleichung und Verschmelzung hin; scharfe nationale Eigentümlichkeiten glätten sich aus, und bald bietet die ganze Ebene ein Volk, mit einem Glauben, einer Sprache, einerlei Sitten und bürgerlichen Einrichtungen dar. So sind auf dem Boden Rußlands, in der weiten Mittelebene zwischen Europa und Asien, auf dieser Verkehrsstraße der Völker, viele verschiedene Stämme auf einander gestoßen, jeder Stamm lebte für sich und feindete die übrigen an; aber diese Absonderung und Feindschaft konnte sich nicht lange auf der Ebene erhalten; mit staunenswerter Schnelligkeit verschmolzen diese Stämme unter einander, sie fanden einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt; das Christentum verstärkte ihre Einheit, und in der Folge, als bei der Schwächung des Stammlebens einzelne Fürstentümer hervortraten, konnten auch diese nicht lange sich abgesondert behaupten. Der Mangel an Provinzialfeindschaft und provinzialen Unterschieden bedingte eine rasche Vereinigung aller Fürstentümer um Moskau her, und jetzt sind die Provinzialunterschiede in Rußland trotz seiner ungeheuern Ausdehnung unbedeutend. Infolge historischer Ereignisse waren viele russische Provinzen unter fremde Herrschaft geraten, aber die Natur selbst war dieser gewaltsamen Lostrennung entgegen, und Polen konnte das südwestliche Rußland nicht von dem nordöstlichen abreißen.

Indes kann die ebene Beschaffenheit eines Landes allein nicht die Einheit des Reichsgebietes bedingen: zu einer raschen Verbindung und Ausgleichung der Stämme sind auch noch leichte Verbindungswege, schiffbare Flüsse nötig, und in dieser Beziehung hat die Natur Rußland auffallend begünstigt. Der Größe des Landes entsprechen riesenhafte Stromsysteme, und diese Stromsysteme verflechten sich fest unter einander und bilden im ganzen Lande ein Wassernetz, aus welchem heraus die Bevölkerung unmöglich zu

einem abgesonderten Leben sich verirren konnte. Die Flußsysteme spielen in der russischen Geschichte eine bedeutende Rolle; sie dienten der ersten Bevölkerung als Führer, an ihnen ließen sich die Stämme nieder, an ihnen erschienen die ersten Städte; sie sonderten anfangs die einzelnen Völkerschaften in vier Hauptgruppen, aber — wie sie einem Quellgebiete angehören — war in dieser Sonderung bereits die Einheit des Reiches angelegt und entwickelte sich daraus.

Werfen wir einen nähern Blick auf die slavische Menschenrasse, welche das Russenvolk bildet, so wird uns die Anschauung einer gewaltigen Lebenskraft, einer unverwüstlichen Zähigkeit des Charakters, verbunden mit mancherlei Anlagen des Verstandes.

Man muß den Russen einen wohlproportionierten Körperbau zugestehen; indessen ist der Wuchs in den verschiedenen Gegenden des großen Landes sehr verschieden, meistenteils aber eher groß, als klein und mittelmäßig. Beide Geschlechter sind im ganzen wohlgebildet und zum Teil schön; im Durchschnitt mehr bräunlich als blond. Von Natur verunstaltete Menschen trifft man höchst selten unter ihnen. In ihrem zwar rauhen, aber gesunden Klima werden sie abgehärtet und besitzen daher eine ungewöhnliche Ausdauer, obgleich vielleicht im Verhältnis zu andern Nationen weniger Stärke. Sie sind auch im allgemeinen nur wenigen Krankheiten unterworfen und erleben gewöhnlich ein heiteres, gesundes, oft sehr hohes Alter. Greise von 100, 110, ja 120 Jahren sollen unter ihnen gar nicht selten sein.

Die Hauptgrundzüge der russischen Nationalgesichtsbildung mögen ungefähr, so weit sich allgemeines derart überhaupt feststellen läßt, folgende sein: Kleine durchdringende Augen, eine niedrige, freie und offene Stirn, ein nicht sehr großer Mund, dünne Lippen, weiße Zähne, eine meist kleine und auswärts gebogene oder aufgestülpte Nase, ein gewöhnlich sehr starker Bart, ein dickes Haupthaar von verschiedenen Schattierungen, von der dunkelbraunen bis zur roten Farbe, selten aber ganz schwarz. Der allgemeine Charakter des Ausdrucks der Physiognomie ist Ernst und Gutmütigkeit, auch wohl Schlauheit und Verschlagenheit; sehr ausdrucksvolle Gesichtszüge sind jedoch selten. Gehör und Gesicht sind meist sehr scharf; die übrigen Sinne jedoch durch Lebensart und Klima mehr oder weniger abgestumpft. Der Gang und die Bewegungen des Körpers bei den Russen haben eine charakteristische Schnelligkeit und Heftigkeit, oft eine leidenschaftliche Lebhaftigkeit. Dabei sind sie gewandt an Geist und Körper, immer guten Mutes, fröhlich, thätig — aber selten bis zu einer beharrlichen Anstrengung des Leibes oder Geistes; Freunde des Gesanges und der Musik, gutmütig aus Temperament; aber aufbrausend, heftig, und bis zur Grausamkeit wütend, wenn sie beleidigt oder sonst gereizt werden — die nordischen Franzosen! Sie sind äußerst betriebsam, erfinderisch und schlau in ihrem Gewerbe, aber auch betrügerisch und hinterlistig, zum Wucher und Schacher geneigt, dienstfertig, gastfrei, gesellig und gesprächig. Selbst der gemeine Mann besitzt viel natürliche Beredsamkeit und eine gewisse natürliche Höflichkeit — ähnlich dem Franzosen.

Fast dieselben Grundzüge findet man auch bei dem weiblichen Geschlecht; nur daß hier alles mehr verschönert und oft veredelt ist. Die Mädchen werden früher reif, als man in einem so kalten Klima vermuten sollte, und es ist gar nichts Seltenes, daß der Bräutigam erst 16—17 Jahre, die Braut 13—14 Jahre zählt. Es ist Volkssitte, früh zu heiraten: Erziehung, Lebensart, namentlich der häufige Genuß des Branntweins, nebst dem öftern Gebrauch der warmen Bäder tragen zur schnelleren Entwickelung viel bei. Eine Folge ist aber auch, daß die Blüte und Schönheit des weiblichen Geschlechts früh verwelkt. Der Umgang beider Geschlechter ist ziemlich frei und ungebunden, namentlich auf dem Lande, wo man eng beisammen wohnt. Das Betragen der Männer gegen ihre Frauen ist oft barsch, rauh und grob, nicht selten hart; diese sind auch von Jugend auf zur Arbeit und Unterwürfigkeit gewöhnt. Doch genießen sie in der Neuzeit wohl durchgängig die Vorrechte, welche gebildete Nationen dem schönen Geschlechte gestatten, und würden sich sehr wundern, wenn der Herr Gemahl, wie es bei den Vorfahren Sitte war, seine Liebe durch den Stock beweisen wollte.

Wenn man den Charakter eines Volkes genau kennen lernen will, so muß man die einzelnen Züge des Gemäldes nicht in den höheren Klassen der Einwohner aufsuchen, sondern bei den mittleren und niederen Ständen stehen bleiben. So ist es auch bei der russischen Nation. Die oberen Klassen sind hier, wie überall, von der ursprünglichen alten Lebensart zu weit abgegangen und gleichen schon ihren westeuropäischen Standesgenossen zu sehr, als daß man in ihnen die wahren und echten Russen erkennen könnte. Anders ist es bei dem Bürger und Bauer. Dieser zeigt noch wie vor alters Frohsinn, Lustigkeit, Sorglosigkeit, Genügsamkeit, Zufriedenheit; aber auch Trunksucht, Härte, Sklavensinn und Sklaventücke, Jähzorn, Gefräßigkeit, wenn es auf Kosten anderer geht, Hang zum Stehlen, zum Aberglauben und zur Bigotterie.

Der russische Handwerker ist talentvoll und geschickt, aber es fehlt ihm das Solide, Ausdauernde des Deutschen oder Engländers; er ist oberflächlich und leichtsinnig. Der Kaufmann und Krämer nimmt mit einem geringen Verdienste fürlieb, eben weil ihm, außer der Befriedigung seiner Trunksucht, der Überfluß wenig darbieten kann. Aber gerade diese Zufriedenheit mit mäßigem Gewinne und dürftigem Auskommen, sowie der sorgenlose Blick in die Zukunft, erzeugen oft einen Müssiggang, der um so schädlicher ist, je seltener sich die unteren Stände zu ungewohnten Geschäften entschließen, wenn sie nicht durch besondere Aufmunterung, durch Beispiele oder sichtbare, leicht zu erreichende Vorteile dazu angespornt werden. Der Handwerker hält daher gern blauen Montag und treibt sich, wenn er kann, mehrere Tage lang in den Kabaken (Schenken) herum. Um nicht auszuarten, muß er unablässig beschäftigt werden und mit Not und Mangel zu kämpfen haben.

Zu den Hauptvergnügungen der Russen gehören Gesang und Musik. Die Liebhaberei für den ersteren ist so allgemein und tiefliegend, daß man wohl sagen kann: „Der Russe lebt nicht ohne Gesang.“ Der Gesang begleitet ihn bei allen Beschäftigungen, bei der Arbeit, wie auf der Reise. Der

Ackermann singt hinter dem Pfluge, der Fuhrmann bei seinem Fuhrwerke, der Hirt bei der Herde, der Handwerker bei seiner Arbeit, der Soldat auf dem Marsche, selbst wenn er zur Schlacht zieht. Die Ruderer auf den Booten singen vollstimmige Lieder, wenn es nicht gegen den Strom geht und zu scharf gerudert wird. Am Sonntage und an Festtagen findet man bei gutem Wetter an allen Orten und in jedem kleinsten Dorfe Tanz und Gesang, begleitet von ländlicher Musik, der Gusli oder liegenden Harfe, und der Balalaika, einem mit zwei Darmsaiten bezogenen Instrumente von Tannenholz, fast wie eine Zither gestaltet. Sogar im strengsten Winter, besonders um die Weihnachtszeit, sieht man die Dorfjugend bis spät in die Nacht singend und spielend auf den Straßen herumlaufen.

Die Lebensart der gemeinen Russen ist äußerst einfach. Ihre Wohnungen sind meistenteils einstöckige Rauchstuben, hier und da auch, besonders an den Poststraßen, gut gebaute Häuser mit Schornsteinen. Die Bauart ist die im ganzen Norden gebräuchliche: über einander gelegte und an den vier Ecken in einander gefügte Balken, deren Zwischenräume mit Moos verstopft werden, mit Stroh oder großen bretterähnlichen Schindeln gedeckte Häuser, die ein warmes Aussehen haben und wirklich warm sind. Es giebt aber auch Dörfer, die an Größe und Bauart manche kleine Kreisstadt übertreffen, wo die Gebäude sehr fest, geräumig, bequem, ja mitunter zierlich bemalt sind. Indessen gewährt auch das schlechteste russische Dorf dem genügsamen Reisenden einen erfreulichen Anblick. Man sieht überall thätige, geschäftige und frohe Menschen. An schönen Sommerabenden versammeln sich nach beendigter Tagesarbeit die jungen Burschen und Mädchen in den Dörfern auf freien Plätzen, singen und springen, schaukeln und belustigen sich durch allerlei Volksspiele. Selbst bei dem Adel gehört es mit zu den ländlichen Abendverkürzungen im Winter, daß ein Chor junger Bäuerinnen, die hierzu abgerichtet und sauber, oft sogar schön gekleidet sind, die Gesellschaft durch Gesang und Tanz ergötzt.

In seiner Heimat und unter seinem Dache ist der Russe sehr genügsam, und nimmt mit der geringsten Kost fürlieb. Schwarzes Brot von ungebeuteltem Mehl, oft schlechter als Kommißbrot, frischer oder saurer Kohl, Rüben, Erbsen und Bohnen, am liebsten aber Grütze und Salzfische, Zwiebeln, Knoblauch und Gurken, selten Kartoffeln sind seine gewöhnlichen Speisen. Fleisch, meistens geräuchertes, wird nur an Sonn- und Feiertagen in die Kohlsuppe gethan. Schwämme, Fleischpastetchen (Piroguen), Fische mit Kohl und Wurzelwerk, Eier und Pfannkuchen gelten schon für Leckerbissen. Frisches Obst, allerlei wilde Beeren und Haselnüsse werden zum Nachtische aufgetragen. Saure rote Rüben oder Kohl, mit Grütze und Pfeffer gewürzt, sind ein Lieblingsgericht in der Ukraine; auch ist ein Gemisch von Fleisch, Grütze, Mehlbrei, mit Zwiebeln und Knoblauch gewürzt, sehr beliebt. Das allgemeine Nationalgetränk ist Kwaß, der von Roggenmehl, Brot, auch bisweilen aus Malz, durch Gährung und Säuerung bereitet wird, unserm Dünnbier ähnlich ist und eine angenehme Erfrischung gewährt.

Den Ackerbau liebt der Russe im ganzen genommen weniger als Handel und Gewerbe. Er scheint wie der Jude zum Schacher geboren zu sein, daher auch Peter I. einst unter die Bittschrift mehrerer polnischer Juden, welche um Handelsfreiheit in seinem Reiche nachsuchten, schrieb: „Nichts von Juden hier; ich kenne meine Russen, sie verstehen den Kram besser als ihr!" Dieser Hang und diese natürliche Anlage zum Handel und Schacher ist ein Hauptzug in dem Charakter der russischen Nation. Man lasse dem Russen nur Freiheit zum Handel; er braucht keine andere Unterstützung, keine andere Aufmunterung: er hat sein Kapital bei sich und weiß die Prozente davon zu gewinnen. Sein Kopf ist erfinderisch, seine Augen sind wachsam, seine Hände flink, seine Füße schnell, sein Magen genügsam. „Man setze ihn," sagt ein russisches Sprüchwort, „mit einem Geldbeutel auf einen Stein, und er wird sich nähren." Die der ganzen Nation eigene Industrie ließ auch die Leibeigenschaft, deren gänzliche Abschaffung seit dem Regierungsantritt des volksfreundlichen Kaisers Alexander II. angebahnt und trotz dem Widerstreben des russischen Adels und teilweise selbst der emanzipierten Bauern durchgesetzt ward, weniger empfinden, da die Hörigen nicht, wie ehemals noch die Esthen und Letten, an ihren Erbacker gebunden waren. Dem russischen Erbherrn war es gleichviel, wo sein Leibeigener sich aufhielt, wenn er nur seine Obrok (Geldabgabe) bezahlte und mit einem Passe oder Erlaubnisscheine versehen war. Hierzu kommt, daß der Russe sein Ich, sein Vaterland, seine Nation, seine väterliche Religion über alles liebt und ehrt, wodurch er sich mit andern Nationen unvermischt hält. Nur selten und nicht ohne Not wird er das Vaterland des Gewinnes halber verlassen, und wenn er es ja thut, kehrt er gewiß bald wieder in seine Heimat zurück. Er geht wohl in eine andere Provinz, aber nie in ein ganz fremdes Reich. Deswegen ist auch das Davonlaufen der Soldaten nach Schweden oder Preußen nur ein selten vorkommender Fall.

Vornehme und geringe, arme und reiche Russen sind alle Freunde der Jagd. Die Vornehmen lieben vorzugsweise die Hetzjagd, bei welcher Hasen und Füchse, bisweilen auch Bären und Wölfe, mit Windhunden, letztere mit Packern (Bärenhunden) gehetzt werden, nachdem sie durch Jagdhunde aus dem Gebüsch ins Freie getrieben sind. — Im Winter findet man in den Dörfern oft wenig Männer zu Hause. Sie sind in dieser Jahreszeit meistens als Fuhrleute (Jämtschiks) abwesend, um für billige Fracht Produkte und Waren nach allen Häfen, Stapelorten und Handelsplätzen des Reiches zu führen. Andere beschäftigen sich mit allerlei Handarbeiten, Schlittenmachen, Verfertigen hölzerner Geräte, Töpferwaren, Korb-, Matten- und Bastschuhflechten. Andere stricken Netze und verarbeiten Bast und Hanf zu Stricken, Leder zu Pferdegeschirr, drechseln Löffel und Schalen u. s. w. Wenn der russische Bauer nur einigermaßen wohlhabend ist, so sieht er in seinem Hause wie an seiner Person sehr auf Reinlichkeit und Ordnung. Nicht nur er selbst und die Seinigen gehen wenigstens alle Wochen einmal (gewöhnlich

am Sonnabend) in die heiße Badestube, sondern auch die Stuben und Kammern werden fleißig gewaschen und gereinigt.

Der gemeine Russe läßt noch immer wie vor Jahrhunderten seinen Bart wachsen und trägt ein kurzes, rund um den Kopf abgeschnittenes Haupthaar. Die Kleidung der Männer ist in allen Provinzen so ziemlich dieselbe; bloß in der Ukraine hat sie den polnischen Zuschnitt. Sie besteht im Sommer aus langen, weiten leinenen Pantalons, einem mit kurzen Ärmeln versehenen und um den Leib mit einem ledernen Gurt befestigten Hemde, über welches, wenn es kälter wird, ein langer Rock von grauem Landtuche mit sehr langen Schößen angezogen wird. Dieser Rock wird mit einer Art farbiger, wollener oder leinener Schärpe umgürtet. Im Winter trägt jeder einen Schafpelz, der Ärmere ohne Überzug, der Reichere mit Tuch oder Zeug überzogen. Die Kopfbedeckung der Männer besteht im Sommer aus einem runden Hute mit schmaler Krämpe, im Winter aber aus einer mit Tuch oder Plüsch überzogenen Pelzmütze. Statt der Strümpfe werden bei den Ärmeren die Füße mit langen Binden von Linnen oder grobem wollenen Tuch umwickelt, und die Schuhe sind von Lindenbast geflochtene Socken, oder auch Sandalen von rotem Leder, die über dem Fuße zugeschnürt werden. Wohlhabendere tragen ordentliche Schuhe oder Stiefeln und Strümpfe.

Die Hochzeiten der Dorfbewohner werden mit großem Jubel und Lärm gefeiert. Acht Tage vor der Trauung verlobt sich das junge Ehepaar durch die Hand des Popen, und diese Verlobung ist unauflöslich. Bei der Trauung wird in der Kirche vor den Brautleuten ein heiliges Bild hergetragen, es wird ihnen dann ein Kränzchen aufgesetzt, und sie wechseln wie bei uns vor dem Altare die Ringe, worauf sie mit vielem Kreuzmachen vom Geistlichen eingesegnet werden, nachdem sie zuvor aus einem Becher getrunken haben. Nach Hause zurückgekehrt, reicht ihnen der Brautvater ein Brot mit etwas Salz, mit dem Wunsche, daß es ihnen nie an beiden fehlen möge. Nun wird geschmaust, gezecht, getanzt — oft mehrere Tage lang.

In den Gebräuchen der Religion sind die Russen sehr eifrig. Man findet in jeder Stube, der Thür gegenüber, an der Wand eine Kapsel oder ein Schränkchen, worin sich das Bildnis desjenigen Heiligen befindet, den der Hausherr zu seinem Schutzpatron erwählt hat. Gewöhnlich ist dies der Ritter St. Georg, welcher den Lindwurm erlegt. Vor diesem Heiligenbilde, das zwei kleine Vorhänge bedecken, macht jeder Eintretende, noch vor der Begrüßung der Hausgenossen, seine Verbeugung und ein paar Kreuze mit den Fingern der rechten Hand, begleitet von dem gewöhnlichen, in allen Kirchen unzählige Male ertönenden Gospodi pomilui (Kyrie-Eleison). Die Männer entblößen dabei ihr Haupt, lassen es auch oft aus Hochachtung — nicht vor den Anwesenden, sondern vor dem Heiligen — unbedeckt bis zum Weggehen. Jene Verehrung empfängt der Heilige von allen Bewohnern des Hauses jeden Morgen und Abend, vor dem Essen, ja vor jedem Trunke. Bei wirklichen Zechgelagen machen sie sich aber von den Ceremonieen frei, ziehen auch wohl die Vorhänge des Heiligenschreins zu, damit der Heilige

nicht sehe, daß sie betrunken sind. Überhaupt wird jedes Heiligenbild, sei es in einer Mauernische oder auf einer Prozession u. s. w., mit Bücklingen und Kreuzen begrüßt. Auch trägt jeder Russe und jede Russin ein kleines gemaltes Heiligenbild oder metallenes Kreuz, welches ihnen bei der Taufe umgehängt wird, bis an den Tod auf der Brust, und orthodoxe Geistliche tragen Bedenken, einem Verstorbenen, bei welchem dieses Symbol seines Christentums sich nicht findet, ein ehrliches Begräbnis zu gestatten. Vor diesem Heiligtum hat jeder Russe eine tiefe Verehrung, läßt sich aber dadurch nicht abhalten, nach seinem Gelüst zu handeln. Er braucht indessen die Vorsicht, das Kreuz oder das Heiligenbild jedesmal, wenn er im Begriff steht, eine sündliche Handlung zu begehen, vorher abzulegen, so wie er den Stubenheiligen zudeckt, damit dieser nicht Zeuge seiner bösen Thaten sei. Nach vollbrachter That wird das Bild wieder umgehängt und der Vorhang wieder aufgezogen. Diejenigen Russen, welche an Sonn- und Festtagen die Kirchen nicht besuchen, unterlassen doch nie, ihre Hausandacht zu halten. Der Herr des Hauses tritt mit sämtlichen Hausgenossen vor das Heiligenbild, vor welchem Lichter brennen. Man bückt und bekreuzt sich, ruft mehrere Male Gospodi pomilui; die Andächtigsten knieen auch wohl nieder, stemmen die Hände auf die Diele und berühren dieselbe mit der Stirn. Dies alles geschieht noch weit öfter in der Kirche, wo auch die Gebildeten und Vornehmen die Ceremonie nicht unterlassen.

Wenn man sagt, der Russe müßte durch Strenge und harte Strafen zum Arbeiten gezwungen werden, so ist das nicht durchaus wahr. Billige Vorgesetzte und gerechte Herren haben das nicht nötig, und es galt nur von solchen Leibeigenen, die durch lange Knechtschaft an das Prügeln und Knuten gewöhnt waren. Leider sind Billigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit nicht eben die Tugenden der russischen Großen und Erbherren, und diese haben allerdings ihre Untergebenen harthäutig gemacht. Sie prügeln die Postknechte, wenn diese nicht schnell genug fahren; Deutsche, Engländer oder Franzosen, die in Rußland reisen, haben das aber nicht nötig und kommen mit einem kleinen Geschenke an Geld oder einem Glase Branntwein eben so weit.

Es ist unglaublich, was diese Menschen aushalten können und wie weit ihre Abhärtung, Stärke und Festigkeit geht. Manche halten 30, 60, ja 100 Knutenhiebe*) aus. Manche bekommen mit Batoggen, d. h. kleinen hölzer-

*) Die Knute ist eine fürchterliche, höchst schmerzhafte Strafe, welche bei groben Verbrechen die Stelle der Todesstrafe vertritt. Eigentliche Hinrichtungen finden nur höchst selten (z. B. im Falle des Hochverrats) statt. Die Knute ist eine etwa $1\frac{1}{2}$ m lange und $\frac{1}{2}$ Pfund schwere Peitsche, und besteht aus einem $\frac{2}{3}$ m langen Riemen von Juchtenleder von der Dicke eines Thalers, am Stiele $1\frac{1}{2}$ cm, an der Spitze $\frac{1}{2}$ cm breit. Um diesen Riemen recht hart und einschneidend zu machen, wird er in Milch geweicht und dann an der Sonne getrocknet, wodurch er recht elastisch wie Horn und Pergament wird. Vermittelst einer eisernen Zwinge ist er an einem starken Stiele befestigt. In der Hand eines geschickten und grausamen Knutenmeisters kann der Missethäter mit 6—8 Hieben zu Tode gepeitscht werden, wenn die Schläge längs dem Rückgrate stark

nen Stäben (liegend, wobei zwei Männer Arme und Füße festhalten), 400—500 Hiebe, wodurch der ganze Rücken zerfleischt wird, und stehen dann wieder auf, ohne gehalten oder geführt zu werden. Die Ausdauer und Unverwüstlichkeit ist eine Folge teils des rauhen Klimas, teils der harten Erziehung.

Es geschieht oft, daß Eltern ihre Kinder erst in heißem Wasser baden und dann nackt in den Schnee stecken, daß sie rot werden, wie gesottene Krebse. Die meisten halten es aus, weil sie einen gesunden Körper auf die Welt bringen. Die Kinder werden auch sehr früh an die härtesten Arbeiten gewöhnt, sie bekommen wenige und nur harte Kost zu essen und werden bei kleinen Vergehen nachdrücklich gestraft, obwohl die Russen große Kinderfreunde sind. Diese Strenge bewahrt sie frühzeitig vor Entnervung und Weichlichkeit; sie bildet Kernmenschen, die sich in der Folge in alle Umstände schicken, keine Gefahr noch Schwierigkeit scheuen, alle Strapazen ertragen, alles aushalten, alles unternehmen, jeder Mühseligkeit trotzen. Daher erklärt sich ihr Mut, ihre Kühnheit, Unerschrockenheit, Unverdrossenheit, Beharrlichkeit, Ausdauer bei Frost und Hitze, bei Hunger und Durst, im Felde, auf dem Meere, in der Wüste, bei jeder Witterung. Ihr ganzes Aussehen zeugt von Kraft, Mut und Stärke. Sie haben große Lust zu Leibesübungen, und diese sind alle von solcher Art, daß man die Härte ihrer Körper mit in Betracht ziehen muß, um ein Vergnügen darin zu entdecken. Man sieht sie fast täglich ringen, sich balgen, schlagen, werfen, mit Fäusten stoßen, sich einander ein Bein stellen, zu Boden strecken und sonst noch ihre Stärke versuchen. Ihr größtes Vergnügen ist das Schaukeln und Herumdrehen auf den bekannten, den Windmühlen ähnlichen russischen Schaukeln, das Glitschen auf dem Eise und das pfeilschnelle Herabfahren auf kleinen Schlitten von künstlich gemachten Eisbergen. Das schnelle Fahren überhaupt, im Winter wie im Sommer, lieben alle Russen.

Ohne Bad kann kein Russe leben, und er muß wenigstens jede Woche eins haben; doch lieben alle die heißen Bäder mehr als die kalten. Wenn es ihnen im Leibe nicht recht ist, trinken sie ein oder zwei Glas Branntwein, essen Schießpulver, kauen Tabak und gehen darauf ins Schwitzbad. Eine solche Badestube ist in vielen Häusern, und jedes Dorf hat deren wenigstens zwei bis drei. Sie sind so gebaut, daß sie bis zu einem hohen Grad erhitzt werden können, und, wo es angeht, legt man sie gern an einem Flusse an, damit man nach dem Dampfbade sich gleich wieder abkühlen kann. In

auffallen; durch schwächeres Zuhauen kann der Mensch mit 150—200 Hieben zu Tode gemartert werden. Bei der Exekution tritt der Nachrichter 3 Schritte hinter den Delinquenten, der mit entblößtem Rücken an einen schräg stehenden Pfahl gebunden ist, und haut jedesmal im Sprunge, um dem Streiche desto stärkeren Nachdruck zu geben, weshalb er auch vor jedem Hiebe einige Schritte zurücktritt. Der Knutpfahl selbst besteht aus einem dicken und breiten Blocke oder einer dergleichen Bohle und hat oben einen halbrunden, auf beiden Seiten aber 4 solcher Einschnitte, in welche der Kopf, die Arme und Beine mit Riemen oder Stricken eingeschnürt werden, wodurch alle Muskeln des Rückens ihre stärkste Ausdehnung erhalten.

diesem Dampfbade waschen und reiben sie vermittelst grüner und dürrer Birkenbüschel nicht nur den ganzen Körper mit heißem Wasser, sondern sie reinigen auch ihre Kleider und Hemden von allerlei kleiner Einquartierung, indem sie selbige über das Feuer ausschütteln oder an den heißen Ofen hängen, da dann die Hitze alles, was lebt, tötet. Viele machen sich hinterher noch das Vergnügen, daß sie mit dem hochrot aufgedunsenen Leibe aus der heißen Badestube nackend herauslaufen, in den nah gelegenen Fluß springen oder sich im Schnee herumwälzen, darauf wieder in die heiße Stube zurückkehren und es so lange wiederholen, bis sie es satt haben. Nach der Versicherung vieler soll diese Kur sehr angenehme Empfindungen erregen. Die Weiber und Mädchen der gemeinen Klassen machen es wie die Männer und schämen sich ihrer Nacktheit nicht im geringsten. Die vornehmen und reichen Russen haben ihre Badestuben durchgehends in den Landhäusern und bedienen sich derselben eben so gern als der gemeine Mann. Sie sind aber viel größer und bequemer und oft mit ausgesuchter Üppigkeit eingerichtet.

Mit Recht hat man dieser Gewohnheit der Russen, die stärkste Hitze eines Dampfbades mit der größten Kälte abwechseln zu lassen, die Stärke, Abhärtung und Dauerhaftigkeit ihrer Natur zugeschrieben, da sie von frühester Jugend dazu gewöhnt werden.

Wenn man von ihrer Trunkenheit spricht, so muß man nicht glauben, daß sie diese zur Gewohnheit machen, sondern derselbe Mensch, der heute betrunken sich auf der Straße wälzt, ist nicht bloß morgen, sondern mehrere Wochen nachher wieder der nüchternste, mäßigste und arbeitsamste Bursche und löscht seinen Durst mit Wasser, ohne nach Branntwein zu gelüsten. Er fordert auch zu Hause nie barsch, sondern fast immer bittend, und ist dankbar, wenn man ihm etwas über seinen kärglichen Lohn giebt. Will er sich einmal etwas zu gute thun, d. h. sich berauschen, so bittet er ganz naiv um Erlaubnis dazu und sagt: „Väterchen, ich kann es nicht länger mehr aushalten, ich muß mich einmal besaufen! Morgen früh bin ich wieder nüchtern und mache alles gut und ordentlich.“ — Man thut nicht wohl, wenn man ihm das abschlägt oder ihn in seinem löblichen Vorsatze stört, denn er läßt es doch nicht und wird von dem Augenblicke an mißtrauisch. Man gönne ihm immerhin einmal das Vergnügen, einen halben Tag lang wahnsinnig zu sein; er verrichtet nachher seine Geschäfte noch einmal so willig.

In ähnlicher Weise ist es auch mit dem Essen. So starke Mahlzeiten der Russe zu sich nehmen kann, wo sie ihm nichts kosten, so lebt er doch im allgemeinen mit seiner Familie sehr frugal; die Genügsamkeit ist ein Hauptzug im Charakter des Russen, der lustig und heiter bleibt auch in der größten Entbehrung.

Die alte Gastfreundschaft des Nordländers ist noch jetzt eine russische Nationaltugend. Vom Bauer bis zum Fürsten nimmt jeder seinen Gast, sollte er auch ein ganz Fremder sein, freundlich auf und setzt ihm das Beste vor. Auffallend ist die Art, wie der Mann mittlern und niedern Standes seinen Freund bewirtet. Nach dem Frühstück, welches meistens aus harten

und geräucherten Fleischspeisen oder getrockneten und gesalzenen Fischen besteht, bietet der Hausvater ein Schälchen (Glas Branntwein); eben dies thut die Frau, dann kommen die Söhne, und endlich die Töchter, je mit einem Gläschen Schnaps, welches abzuschlagen die größte Unhöflichkeit sein würde. Beim Mittagsessen wird Kwaß, Bier, selten Wein getrunken; nach Tische Thee mit Kirschbranntwein oder dergleichen; um vier Uhr auch wohl Punsch (mit Branntwein statt Arak), dann wieder Bier, Schälchen, und so auch bei dem Abendessen. Wer alsdann noch bei Verstande ist, geht nach Hause oder legt sich schlafen. Der rohe echte Russe aber singt und lärmt fort, tanzt und macht allerlei tolle Späße, je wilder desto besser. Ohne das geht es nicht hoch her, und so darf namentlich bei der Hochzeit der „Hanswurst" nicht fehlen, welcher auf dem Zuge nach der Kirche und aus der Kirche zurück seine Späße macht und die Hochzeitsgäste zum Lachen bringt.

---

3. Der griechische Kultus.*)

Russische Gotteshäuser.

Wie die christliche Religion, so wurde auch der Baustil der ihr dienenden Gotteshäuser von Konstantinopel nach Rußland übertragen. Beide wurden natürlich auf dem fremden Boden und bei der verschiedenen Nationalität sehr modifiziert, und es entstand daher die griechisch-russische Kirche und ein ihr eigentümlicher byzantinisch-russischer Baustil.

Kein Land in Europa hat aber so wenig alte Kirchen als Rußland, weil man früher dort alles von Holz baute, das leicht ein Raub der Flammen und Fäulnis wurde. Die wenigen steinernen Kirchen, wie sie jetzt noch existieren, wurden erst gegen Ende des Mittelalters errichtet und finden sich vorzugsweise in Kiew und auf dem Moskauischen Kreml. Sie wurden nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel aufgeführt, aber äußerst klein, mit dicken Mauern umgeben und unglaublich finster. Ihr Dach erhebt sich in fünf winzigen Kuppeln, wovon die größere in der Mitte steht, die vier anderen liegen im Quadrat regelmäßig um sie herum. Jede Kuppel endet in einem hohen vergoldeten Kreuze, das auf einem Halbmonde steht, mit allerlei Ketten umhangen ist und durch sie an die Kuppel selbst befestigt wird. Von außen sind die Kuppeln mit den grellsten Farben angestrichen, schreiend-rot, grasgrün oder auch wohl über und über vergoldet oder versilbert, was zu dem Charakter dieser kleinen Gebäude dann sehr gut paßt. In das Innere der Kirchen lassen die Kuppeln immer von ihrem Plafond (Decke) ein gigantisches Bild herabblicken, dessen großartige Häßlichkeit aber mehr erschrickt, als zur Anbetung reizt. Gewöhnlich ist es das Brustbild

*) „Reisen im Innern von Rußland u. Polen." 1. Teil: „Moskau." Von J. G. Kohl.

des Erlösers, der Maria oder des Johannes, und in der mittlern Kuppel das Bild eines alten, greisen Mannes, unter dem man Gott den Vater vorstellen wollte. Die Wände sind gewöhnlich eben so von oben bis unten mit grotesken Heiligen- und Engelsfiguren bemalt, die alle ungefähr in dem Stile der 10 m hohen hölzernen Maria in der Kirche zu Marienburg in Preußen ausgeführt sind, in welcher Manier auch die Bildhauer zu Bremen ihren Markt-Roland meißelten. Jetzt sind sie indes schon ziemlich verblichen, und schwerlich wird man sie wieder herstellen lassen.

So wenig alte Kirchen Rußland aufzuweisen hat, so zahlreich drängen sich die neueren Kirchen in den Städten dieses Reiches, und ohne Zweifel werden wohl in diesem Augenblicke in keinem Lande der Welt so unendlich viele neue Kirchen gebaut, als in Rußland, teils weil der Zuwachs der Bevölkerung so ungeheuer ist, und die Städte sich schwindelnd rasch entwickeln, teils weil an die Stelle der alten gebrechlichen meist neue geschmackvolle, steinerne treten. Es giebt jetzt keine Stadt in Rußland, die nicht, aus der Ferne betrachtet, mit ihren vielen weißschimmernden Kirchen, unzähligen Kuppeln und Türmen wie ein kleines Konstantinopel oder wie das hunderttempelige Fez aussähe. Ja, Ortschaften, die ihrer Holz- und Lehmhäuser wegen, in der Nähe betrachtet, kaum für Flecken gelten würden, machen in weite Ferne hinaus fürs Auge so viel Aufsehen, daß man eine Residenz vermutet; alles bloß durch ihre zahlreichen neuen Kirchen.

Diese werden nun durchweg in einem eigenen neurussisch-byzantinischen Stile gebaut, der sich wie der alte auf eine quadratische Kirche mit einer großen Kuppel in der Mitte und vier kleinen auf der Seite reduziert. Dazu kommt dann aber als hauptsächlichste Neuerung eine Menge von Säulen, gewöhnlich der reichen korinthischen Ordnung, nebst einer bedeutenden Vermehrung der Fenster und Vergrößerung der Räume. Jetzt haben die Kirchen einer kleinen russischen Kreisstadt für mehr Gläubige Platz, als die alten Kathedralen der großmächtigen Republik Nowgorod. Die fünf Kuppeln der Kirche sind auch größer und gewölbter, und die Gemälde darin fallen weg, oder werden durch Stuccaturzieraten ersetzt. Die Wände sind weiß, das Äußere ist überkalkt, und zu dessen Weiß steht das Grün der Kuppeln recht hübsch. Fast in ganz Rußland sind diese Kuppeln, wo nicht mit Kupfer-, so doch mit Eisenblech gedeckt und grün angestrichen. Manche Klöster haben freilich noch vergoldete und versilberte Kuppeln. Am feinsten und nach orientalischem Geschmack äußerst schön und wohlgefällig sehen die himmelblau gemalten und mit goldenen Sternen geschmückten Kuppeln aus, dergleichen man in Petersburg und Moskau bei mehreren Kirchen sieht.

Säulen finden sich jetzt selbst bei den unbedeutendsten Dorfkirchen in Fülle. Gewöhnlich läuft eine Säulenhalle um jede Kuppel; dann tritt eine Säulenhalle vor dem Haupteingange hervor, das Frontispice*) tragend. Ja zuweilen führt um die ganze Kirche ein Säulengang herum.

*) So nennt man den mittleren Vorsprung eines Gebäudes — die Giebelseite.

Auf jeder der fünf Kuppeln steht ein großes vergoldetes Kreuz, jetzt meist ohne Halbmond und Kettenschmuck. Die Kuppeln und Türmchen sind bloßer Zierat und dienen nicht, wie unsere Kirchtürme, zu andern Zwecken. Die Sitte, Uhren auf den Türmen zu haben, ist in Rußland völlig unbekannt; auch hängt man keine Glocken in ihnen auf. Dazu hat man bei allen Kirchen ein eigenes Gebäude, den sogenannten „Kolokolnik", d. h. den Glockenträger. Dieser Kolokolnik ist bei den ländlichen Kirchen in baumreichen Gegenden gewöhnlich eine alte Eiche, die in ihren Ästen das ganze bunte Geläute der Kirchen trägt, als wären die Glocken große Baumfrüchte. In den Gegenden der Fichtenbäume hängen die Glocken der Reihe nach bloß an einem dicken Balken, den zwei andere in der Erde steckende in der Höhe tragen. Der elegantere Baustil hat nun diesen rohen hölzernen Glockenträger teils in einen aus Steinen aufgeführten Bogen verwandelt, der einer Triumphpforte nicht unähnlich sieht, unter der die Glocken hängen, teils aber an seine Stelle einen Turm gesetzt, welcher von der Kirche ganz abgesondert und für sich in einiger Entfernung von ihr aufgebaut ist.

Gewöhnlich hängen diese Türme voll Glocken, wie die Palmbäume voll Kokosnüsse, voll kleiner, mittelgroßer, riesengroßer, brummender, brüllender, klingender, schreiender und schellender Glocken. Wenn sich so ein russischer Kolokolnik dann an einem Festtage in Arbeit setzt, aus allen seinen Luftlöchern feuert und mit allen seinen Lungen leiert und schreit, oder wenn in einer Hauptstadt deren zwanzig bis dreißig auf einmal ihr Konzert beginnen, dann Gnade Gott allen Ohren, deren Nerven einigermaßen tongerecht gestimmt sind. Die Russen finden indes ihr Geläute nicht so unleidlich, wie wir Fremden. Denn gerade an Feiertagen sind die Kolokolniks immer sehr besucht und gewöhnlich von oben bis unten mit Menschen garniert, die sich in ihrem Sonntagsschmuck unter dem Glockengeläute hinsetzen und in die Welt hinausschauen.

Einen russischen Küster läuten zu sehen, gewährt einen besonderen Anblick. Er selbst setzt die Glocken nicht in Bewegung, diese hängen vielmehr fest, haben auch keinen Klöppel. Bei jeder Glocke ist ein Hammer beweglich angebunden. Von diesen Hämmern führen nun auf allen Seiten Stricke zu dem Küster, der entweder, wenn er nur mit ein paar Glocken läutet, auf einem Stuhle in der Mitte sitzt und abwechselnd bald an diesem, bald an jenem Stricke zieht, oder, wenn er viele Glocken zu bearbeiten hat, dabei steht. Alsdann hält er ein paar Stricke in den Fingern jeder Hand, einen andern hat er sich über den Rücken gebunden, und noch ein paar dirigiert er mit den Beinen. Die Bewegungen, die er nun rückwärts, vorwärts, bald zur Rechten, bald zur Linken macht, sind oft sehr komisch, und ein russischer Zar soll die Sache so vergnüglich gefunden haben, daß er bei seiner Hofkirche gewöhnlich selbst den Küster spielte.

Von den Stadtkirchen weichen aber die Dorfkirchen sehr ab. In Großrußland sind die meisten Dorfkirchen nur einfache, hohe, hölzerne Häuser mit einem großen Kreuze auf dem Dache, ohne Turm und anderweitige

Auszeichnung; nur befindet sich der meist schiefe und halbzerfallene Kolokolnik zur Seite. Die kleinrussischen Kirchen aber sind also gebaut: ein längliches Haus, ein hoher Turm auf dem einen Ende und ihm zur Seite zwei kleinere (auf die heilige Dreieinigkeit hindeutend), alsdann ein Glockenturm, der aber mit der Kirche durch einen langen Gang in Verbindung steht.

Im Norden hat auch die Härte des Klimas einen Unterschied zwischen Sommer- und Winterkirchen eingeführt. Gewöhnlich sind beide in einem Gebäude der Art mit einander verbunden, daß die Sommerkirche über die Winterkirche gesetzt ist. Jene ist dann ein hoher, luftiger, heller Raum im zweiten Stockwerk des Gebäudes, diese ein niedriges, dunkles Gewölbe, in das nur spärlich Licht und Luft eindringt. Solcher doppelten Kirchen findet man selbst in Petersburg einige, und in Moskau noch viele. Da aber auf diese Weise weder die eine, noch die andere sich architektonisch entwickeln kann, so setzt man jetzt in die neueren Kirchen viele große Öfen, die beständig geheizt werden, und versieht den Eingang mit doppelten Thüren. Die Kirchen mit den Öfen und der angenehmen warmen Luft gleichen, besonders wenn man noch eine gewöhnliche Hausuhr darin picken hört, unsern Wohnzimmern.

Was das Innere betrifft, so zerfällt dieses wesentlich nur in zwei Teile, nämlich in den großen, für die Gemeinde bestimmten Raum und in das davon getrennte Allerheiligste, in welchem der Altar steht. Beide Teile werden durch eine Art von spanischer Wand, die gewöhnlich aus Holz gezimmert ist, von einander geschieden. Diese Wand heißt „Ikonostas“, d. h. Bildergerüst, weil sie auf der nach der Kirche zugewandten Seite von oben bis unten mit Heiligenbildern bedeckt ist. Vor dieser Wand her läuft noch eine niedrige Gallerie, welche einen etwas erhöhten Raum, zu dem man auf einigen Stufen hinansteigt, abschließt. Dieser Raum stellt eine Art von Vorhof oder Vorbühne des Allerheiligsten vor.

In der Mitte des Allerheiligsten steht zunächst der Altar mit Teppichen und anderen Sachen geschmückt. Die Dinge, welche immer auf ihm liegen, sind ein großes Evangelium, häufig mit Gold und Edelsteinen bedeckt, alsdann ein Kreuz von Silber, in dem aber, weil die griechische Kirche keine Skulpturen und erhabene Arbeit duldet, der Heiland gewöhnlich nicht vorgestellt ist, sondern in das nur Engelsköpfe und andere Verzierungen eingeritzt sind. Dieses Kreuz liegt gleichfalls platt auf dem Tische. Stehende Kreuze sieht man überhaupt gar nicht in den russischen Kirchen. Alsdann befindet sich in der Mitte des Altars zwischen dem Evangelium und dem Kreuze die Hostie, welche nicht wie bei den Katholiken in einer Monstranz aufbewahrt wird. Zuweilen stellt man sie in ein kleines Schränkchen oder in einen aus Metall gebildeten Berg, der über und über mit Engeln besetzt ist, und worin in einer Höhle ein kleiner silberner Sarg steht, in dem die Hostie liegt.

Da das Allerheiligste in der ganzen Kirche, der Altar aber im Allerheiligsten und dieses Schränkchen mit der Hostie auf dem Altare das Wich-

tigste ist, so ist letzteres eigentlich als der Centralpunkt der ganzen Kirche zu betrachten, auf welchem sich alle Blicke konzentrieren, und um den sich eigentlich das ganze Leben der Kirche dreht, weshalb man denn auch alles Mögliche angewandt hat, dieses Hauptstück aller Kirchengerätschaften recht glänzend zu machen. Sehr häufig ist jener ganze Berg von massivem Silber, ja in der Uspenki-Kathedrale in Moskau ist er sogar von reinem Dukatengolde, einen Meter hoch mit allen seinen Figuren, Höhen und Gipfeln.

Weiter stehen noch auf dem Altar ein Becher und silberne Teller fürs Abendmahl, bedeckt mit dem schön gestickten „Wosduchi“. Das sind bunte Tücher, mit welchen die Becher in dem Augenblicke bedeckt werden, wo die Verwandlung des Weines vor sich geht. Die russischen Frauen betrachten es als ein Werk der Frömmigkeit, dann und wann solche Tücher für die Kirche zu sticken.

In der einen Ecke des Allerheiligsten ist noch ein Tisch, auf dem der Wein und das Brot in Tellern und Bechern zubereitet werden, ehe die Priester sie in feierlicher Prozession zur „Verwandlung in den Leib und das Blut Christi“ (Transsubstantiation) auf den Altar tragen. In der andern Ecke hängen ein Kamm, Spiegel und andere Toilettengerätschaften für die Priester. Doch haben diese gewöhnlich noch ein eigenes Zimmer für Anlegung und Aufbewahrung der Kleider, Mützen (Mitren), Bischofsstäbe u. s. w.

Was dem in eine russische Kirche Eintretenden zuerst und am meisten in die Augen fällt, ist jene große, buntgeschmückte spanische Wand, der I k o n o s t a s. Sie ist von drei Thüren durchbrochen, durch welche das Allerheiligste mit dem übrigen Raume der Kirche kommuniziert. Die mittlere dieser Thüren heißt die „k ö n i g l i c h e“ oder „z a r i s c h e P f o r t e“, weil durch dieselbe außer dem Oberpriester — welcher dieselbe nur bei den feierlichen Handlungen des Gottesdienstes, z. B. beim Hineintragen des Brotes und Weines, passiert — nur noch der K a i s e r, und auch der nur beim Genusse des heiligen Abendmahls, eintreten darf. Diese Thüren sind daher gewöhnlich verschlossen und öffnen sich während des Gottesdienstes nur selten, die Osterwoche allein ausgenommen, wo sie sieben Tage und sieben Nächte lang offen stehen. Die beiden Seitenthüren dagegen sind immer geöffnet, und die Priester gehen durch sie aus und ein. Auch ist sonst jedem Manne, von welcher Religion er auch sei, der Durchgang verstattet, so wie der Eintritt in das Allerheiligste; aber beides ist den Frauen auf das strengste untersagt, mit Ausnahme der Nonnen.

Die beiden Seitenthüren haben nichts besonderes, desto mehr Industrie wird aber auf die prächtige Ausschmückung der k ö n i g l i c h e n P f o r t e verwendet. Das, was hinter ihnen beim Gottesdienste am Altare geschieht, soll allerdings dem Zuschauer in einigem Dunkel erhalten werden. Dennoch aber muß, damit dem Geheimnisse nicht sein Reiz genommen, und die Spannung erhöht werde, ihm etwas von dem innern Getriebe im Allerheiligsten wahrnehmbar sein, das Ganze aber deshalb in einem gewissen Helldunkel erhalten werden. Zu diesem Ende sind daher die königlichen

Pforten immer von durchbrochener Arbeit, so daß große Zwischenräume zum Durchblicken bleiben und hinter ihnen hängt allemal ein halbdurchsichtiger Vorhang, gewöhnlich von rotschimmerndem Seidenstoffe. Hinter diesem Vorhange agieren denn die Priester wie hinter einem Schleier.

Die königlichen Thüren selbst, die immer in vergoldeten Stoffen gearbeitet sind, stellen in halb erhabener Arbeit sehr Verschiedenes dar. Zuweilen sind sie nur ein buntes Gitterwerk mit goldenen Frucht- und Blumenguirlanden. Zuweilen ist es eine große goldene Sonne mit tausend Strahlen, die sich dann während des Gottesdienstes auf einmal auseinander thut und den Altar zeigt. Zuweilen ist es der Berg Zion, von oben bis unten mit Zinnen und Tempeln besetzt, der sich dann plötzlich in zwei Teile spaltet und der Welt den Altar zeigt.

Der Ikonostas selbst ist, wie schon bemerkt wurde, von oben bis unten mit Bildern bedeckt, ganz auf die Weise, wie die Wände in Gemäldegallerieen. Aber die Bilder sind nur zur Hälfte Ölgemälde und größtenteils mit Silberblech überzogen. Es ist nämlich in der griechischen Kirche Sitte, nur Gesicht und Hände eines heiligen Gemäldes unbedeckt zu zeigen, alles andere aber mit einem Silberblechpanzer zu überziehen, in welchem dann das Verdeckte durch halb erhabene Arbeit dargestellt wird — Häuser, Bäume, Mäntel, Mützen, Schwerter, Kreuze u. s. w.; dieses alles ist von Silber, und durch die gelassenen Öffnungen küssen dann die Gläubigen die Stirn, Füße und Hände.

Der Raum zwischen den Bildern ist mit reichen Gewinden vergoldeter Blumen, mit Blättern, Ähren und Früchten geschmückt, namentlich mit Weintrauben, denn „die Traube ist die reichste Frucht und besonders dazu geeignet, die Fülle der Gnade, an der die Kirche so reich ist, vorzubilden".

Auf der kleinen Vorbühne vor dem Ikonostas stehen viele mächtige Leuchter mit vergoldeten, dicken Wachskerzen zur Beleuchtung desselben, wozu auch die vielen aufgehängten Lampen dienen, die statt der Ölflammen gewöhnlich Wachskerzen tragen. Vor der königlichen Thür auf der Vorbühne liegt ein Teppich, auf dem bei den meisten Verrichtungen der Oberpriester steht. Auf diesem Teppiche erblickt man Wolken gestickt, und in der Mitte den heiligen Geist in Gestalt einer Taube, die aber zuweilen so groß ist wie ein Adler.

Diese Vorbühne ist dann auch für den Sängerchor bestimmt, welcher immer zur Seite an einer der Ecken aufgestellt ist. Orgeln fehlen, so wie auch keine Blas- und Streichinstrumente angewandt werden dürfen.

In dem übrigen Raume ist dann alles ziemlich leer, an den Pfeilern und Wänden hängen noch Heiligenbilder mit brennenden Kerzen oder Kriegstrophäen, Fahnen, Schlüssel eroberter Festungen und dergl.: sonst aber sieht man gar keine Sitze für die Versammlung. Das stete Knieen, Bekreuzen und Stirnschlagen verbietet das Sitzen. Auch giebt es keine besonderen Abteilungen für den Magistrat, für höhere und höchste Personen; alles drängt sich hier durch einander, ohne Unterschied des Geschlechtes, Ranges und Alters. Nur für die kaiserliche Familie ist ein um einige Stufen erhöhter,

mit Sammet überzogener und mit einem Baldachin überdeckter Platz errichtet, zu dem ein paar Stufen hinaufführen, wo der Kaiser, wenn er einmal auf Reisen in einen solchen Ort kommt, dann mitten unter seinen Unterthanen und wie sie stehend dem Gottesdienste beiwohnt.

Die griechische Messe.

Eines der merkwürdigsten Schauspiele, welche die russische Kirche bietet, ist der sonntägige und auch sonst an allen Feiertagen dem besondern Gottesdienste des Tages vorausgehende allgemeine Gottesdienst, die gewöhnliche Messe, mit der Erteilung des heiligen Abendmahls verbunden.

Kein Fremder, der sich vom Geiste dieses Volkes anwehen lassen will, darf es versäumen, die Messe öfter zu besuchen. Da sie das Hauptstück des ganzen Gottesdienstes von über 50 Millionen Menschen ausmacht, und da sie so äußerst viel Charakteristisches für diese Menschen enthält, so wollen wir es versuchen, von ihr eine getreue Darstellung zu geben.

Vorschriftsmäßig zerfällt die Liturgie der russischen Messe in drei Teile, nämlich in die Vorbereitung durch Gebet und Bibellesung nebst der Zubereitung des Brotes und Weines, in die Verwandlung des Brotes und Weines und in die Verteilung desselben nebst dem Schlußgebete. Aus diesem Einfachen haben aber die Priester ein sehr Zusammengesetztes gemacht, so daß eine vollständige Messe, wie sie indes nur in den Klöstern von den müssigen Mönchen abgehalten wird, drei bis vier Stunden dauert. In den gewöhnlichen Kirchen, wo manches abgekürzt wird, dauert sie aber noch lange genug.

Wenn die Gemeinde vor der Gallerie des Allerheiligsten versammelt steht und die Stunde des Anfangs gekommen ist, so tritt zunächst ein Diakon aus einer der beiden Seitenthüren des Ikonostas hervor, stellt sich mitten vor die verschlossenen königlichen Pforten desselben, das Gesicht gegen die Zuschauer gewendet, und mit der linken Hand ein langes, breites, goldgesticktes Band, das ihm über die Schultern herabhängt, an dem einen Zipfel ergreifend und hoch emporhaltend, ruft er aus, „daß im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes der Gottesdienst beginne“. Man nimmt immer einen in Figur und Stimme vollendeten Herold zu dieser Ausrufung, wo möglich einen Riesen mit einem erschütternden Basse, der die Ankündigung überlaut in die Kirche hineinruft. Gleich nach der Eröffnung fährt derselbe Diakon mit seiner Ankündigung fort, die gleiche malerische Stellung beibehaltend, im Namen welcher Personen man jetzt das Brot zur Begehung der heiligen Handlung schneide. Er spricht mit mächtiger Stimme: „Im Namen unseres Herrn und allergnädigsten Kaisers Alexander Nikolajewitsch! Im Namen unserer Kaiserin Maria Alexandrowna! Im Namen des ganzen kaiserlichen Hauses, des Staats, des Militärs, des Civils! Im Namen aller rechtgläubigen Russen und unserer ganzen christlichen Brüderschaft!“ Während dessen gießt der Priester, aber unsichtbar hinter der Bilderwand —

auf einem kleinen, zur Seite des Altars stehenden Tische den Wein in den Becher, zerschneidet das Brot in kleine Stückchen und schüttet es auf einen silbernen Teller.

Darauf nun wird das Evangelium hervorgetragen, ebenfalls aus einer der Nebenthüren. Der Diakon, von einigen Dijatschеks (Kirchendienern) gefolgt, hält es hoch empor, indem er es nur an der untern Kante mit der Stirn berührt. Er küßt es und legt es auf ein Pult nieder, das in der Kirche mitten vor den königlichen Thüren steht. Diese Prozedur ist keine leichte Arbeit, da die Bibeln der russischen Kirchen immer ungemein groß und schwer sind. Auf dem Kreml in Moskau giebt es Bibeln, die derart mit Edelsteinen, Silber- und Goldschmuck versehen sind, daß zwei Priester oft nicht hinreichen, sie zu tragen. Kraftvolle Diakonen setzen dann etwas darein, sie doch allein zu übernehmen und fortzutragen.

Nun liest einer der Geistlichen aus dem Evangelium einen sehr langen Abschnitt vor, so rasch, daß kein Mensch ein Wort davon versteht. Ich fragte einen Priester, warum man so rasend schnell lese. „Ach, Väterchen," antwortete er, „wir müssen wohl eilen. Es ist so viel zu thun. Wir würden sonst in einem halben Tage nicht fertig werden." Der Leser wird häufig von dem Sängerchor mit den oft wiederholten Worten: „Herr, erbarme dich unser!" (Gospodi pomilui) unterbrochen.

Während dieser Zeit sieht man durch die durchbrochene Arbeit der königlichen Thüren hindurch den Oberpriester vor dem Altar mit allerlei Zurüstungen beschäftigt, die sich auf die „Verwandlung" beziehen.

Wie die Vorbereitung mit einer kraftvoll gesprochenen Ankündigung, so fängt die Verwandlung mit einem herrlich gesungenen Psalme an, den anzuhören in allen russischen Kirchen angenehm, in den Kathedralen der Hauptstädte aber ein großer Genuß ist. Die königlichen Thüren öffnen sich, und es zeigt sich auf einmal dem Volke der geschmückte Altar und das glänzende Innere des Allerheiligsten. In demselben Augenblicke öffnen sich auch die Seitenthüren, und aus einer von ihnen tritt die ganze Priesterschaft der Kirche in Prozession, Brot und Wein bringend, hervor. Voran schreitet ein Dijatschek mit brennender Kerze, dann kommt der Oberpriester mit dem silbernen Weinbecher in der Hand, und ihm folgt auf dem Fuß ein anderer mit dem silbernen Brotteller hoch auf dem Kopfe, hintennach noch viele andere Priester. Sie stellen sich einen Augenblick vor den königlichen Thüren in dieser Haltung auf, und der Diakon spricht laut ein Gebet für den Kaiser und seine Familie. Alsdann treten sie durch die königlichen Thüren ins Allerheiligste zurück und setzen unter einem Gesange Brot und Wein feierlichst auf den Altar nieder, wo nun die Verwandlung vor sich gehen soll. Der Oberpriester knieet beim Altar nieder und liest viele Gebete für sich, um sich noch besonders zur Einweihung des Brotes und Weines zu heiligen und um Gottes Beistand zu flehen.

Indem dies ein Priester drinnen nicht hörbar, aber sichtbar verrichtet, tritt wiederum der Diakon in seiner frühern Stellung als Herold hervor und

ruft oder singt mit einer gewaltigen Stimme die Worte in die Kirche hinaus: „Geht hinaus, ihr Ungläubigen, so daß kein Ungläubiger in der Kirche weile. Wir gläubigen Gesichter*) wollen abermals und abermals den Herrn um seinen Frieden bitten.“

Diese Ceremonie mag sich aus den ältesten Zeiten des Christentums, wo Heiden und Christen in den Städten Griechenlands noch gemischt waren, herübergeerbt haben. Doch auch jetzt noch müssen die Juden und Mohammedaner, die etwa in der Kirche sein sollten, hinausgehen, weil sie bei dem bevorstehenden heiligen Momente der Verwandlung nicht zugegen sein dürfen. Gleich darauf beginnt der Diakon das lange, eigentümliche Gebet: „Wir bitten dich, Herr, um das Heil unserer Seelen! Um die Reinheit der Lüfte! Um die Mehrung der Früchte! Um die Befreiung der Gefangenen! Um das Glück der Reisenden! Um die Genesung der Kranken! Wir bitten dich für unsere Eltern, unsere Brüder, unsere Kinder! Für die hier versammelte Gemeinde und für die, welche sich nicht in der Kirche befinden! Herr, wir bitten dich!“ An dieses allgemeine Gebet schließt sich dann sogleich wieder das besondere Gebet für den Kaiser, seine Familie und den Staat; es beginnt mit den Worten: „Für Se. kaiserliche Großheit, unsern großen Herrn, Herrn Alexander, Nicolaus Sohn, Selbherrscher aller Reußen, Gott, wir bitten dich! und für seine Gemahlin, unsere Kaiserin Maria, Ludwigs**) Tochter, Herr, wir bitten dich!“ — und so geht man das ganze kaiserliche Haus durch, indem alle Mitglieder desselben besonders namhaft gemacht werden.

Sind nun des Diakonus laute und des Oberpriesters leise Gebete beendigt, so tritt jener unter einem einfallenden Psalme des Sängerchors zu diesem heran und spricht langsam und feierlich, auf den Kelch mit dem Weine weisend, die Worte: „Segne, Wladyka,***) diesen Becher!“ Hat der Priester den Wein gesegnet, so fordert der Diakon dasselbe für das Brot mit den Worten: „Segne, Wladyka, dieses Brot!“ Alsdann wird das Brot zum Wein in den Becher geschüttet und es heißt: „Segne beide!“ Der Moment dieses Segens ist der Augenblick der Verwandlung des Brotes und Weines. Jetzt fallen die Priester platt am Altar zu Boden, die Gemeinde bekreuzt sich in endloser Bewegung und küßt wiederholt den Boden, und die Glocken der Kirche brechen auf einmal alle los, damit auch außer der Kirche dieser Vorgang durch ein Gebet gefeiert werde. Von dem schönen Psalme, der nun vom Sängerchor angestimmt wird, bekommt man wegen des unaufhörlichen Geläutes wenig zu hören. Hierauf öffnen sich die königlichen Pforten des Ikonostas von neuem — denn die letzten feierlichen Handlungen schimmern nur durch den durchsichtigen Vorhang — und es beginnt der Schlußakt, die Verteilung des heiligen Abendmahls selbst.

---

*) Wörtlich übersetzt.

**) Die vor kurzem verstorbene Kaiserin von Rußland war eine Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Hessen.

***) Meister, Herr.

„Tretet herzu mit Gottesfurcht und Glauben“, spricht der Oberpriester zu denen, die das heilige Abendmahl empfangen wollen, und dann betet er über sie: „O Gott, gieb, daß wir eine gute Beichte gemacht haben. Vergieb uns alle Sünden, die wir mit oder ohne unser Wissen begangen haben. Gieb, daß wir nicht uns zum Unglück, sondern zur Rettung das Abendmahl nehmen, und daß wir dich nicht wie Judas, sondern wie der Räuber küssen und sprechen: „„Ich hoffe mit dir in der andern Welt im Paradiese zu sein!““ Alsdann treten die Kommunikanten, einer nach dem andern, herzu, fallen zuvor dreimal auf die Kniee und empfangen nun das heilige Abendmahl, indem sie die Hände kreuzweise auf die Brust legen. Es wird ihnen dasselbe — ein Stückchen Brot mit etwas Wein vermischt — in einem kleinen silbernen Löffel gereicht. Darauf küssen sie den Becher, in dessen Metall sich meist verschiedene Heiligenbilder eingegraben finden, fallen noch einmal auf die Kniee und treten ab.

Den Beschluß machen viele lange Gebete für den Staat, für die Reinheit der Lüfte u. s. w., wie oben, die teils gesungen, teils gesprochen werden, und endlich kommen die Vorlesungen aus der Bibel.

So nähert man sich dem Abschiedssegen, den der Oberpriester, gewöhnlich ein alter Mann, mit schwacher Stimme auf die Gemeinde herabbittet: „Von Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste! Von Johannes dem Täufer, von Joseph und Anna! Von der Gottesmutter! Vom Heiligen des Tages! Vom heiligen Antonius! Von Michael und Nicolai! Und von allen übrigen wunderthuenden Höhlenbewohnern (Einsiedlern)!“

Es schließen sich nun die königlichen Pforten, die Sänger stimmen einen Psalm an, und es entfernt sich die kreuzschlagende Gemeinde. Bis nun aber der Oberpriester und seine Gehilfen zum Hinausgehen kommen, dauert es wenigstens noch eine halbe Stunde, besonders wenn ein Bischof oder Metropolit fungierte, wo die Ceremonieen des Aus- und Ankleidens, des gegenseitigen Küssens und Bedienens, des Segenspendens und Begrüßens, des Kniebeugens und Bekreuzens kein Ende nehmen. Selbst wenn der Bischof sich schon völlig in seine Alltagskleider geworfen hat und bis zur Kirchenthür gelangt ist, wo sein Vierspänner schon lange vorgefahren, liegt ihm dort noch ein Teppich mit umstellten Chorknaben und Wachskerzen bereit, auf dem er das Thürgebet verrichtet. Das Einzige, was die Gemeinde während der ganzen dreistündigen Ceremonie thut, ist ein häufig wiederholtes Bekreuzen und ein Berühren des Bodens mit der Stirn, das niemand, selbst nicht die vornehmste Dame, unterläßt.

Die Versammelten haben durchaus gar kein Buch in der Hand, weder zum Nachlesen, noch zum Mitsingen; sie sind bloße Zuschauer, und das Ganze ist ein Schaugepränge. Nichts erleuchtet den Geist, nichts fördert die Erkenntnis, nichts erbaut das Herz, nichts sucht die schlummernden Keime des Gewissens zu wecken. Eigen aber ist es, daß die Leute dieses Schauspiels nie überdrüssig werden, daß man nie auch nur einen Unachtsamen findet, geschweige gar einen Schlafenden, wie doch häufig in unsern prote-

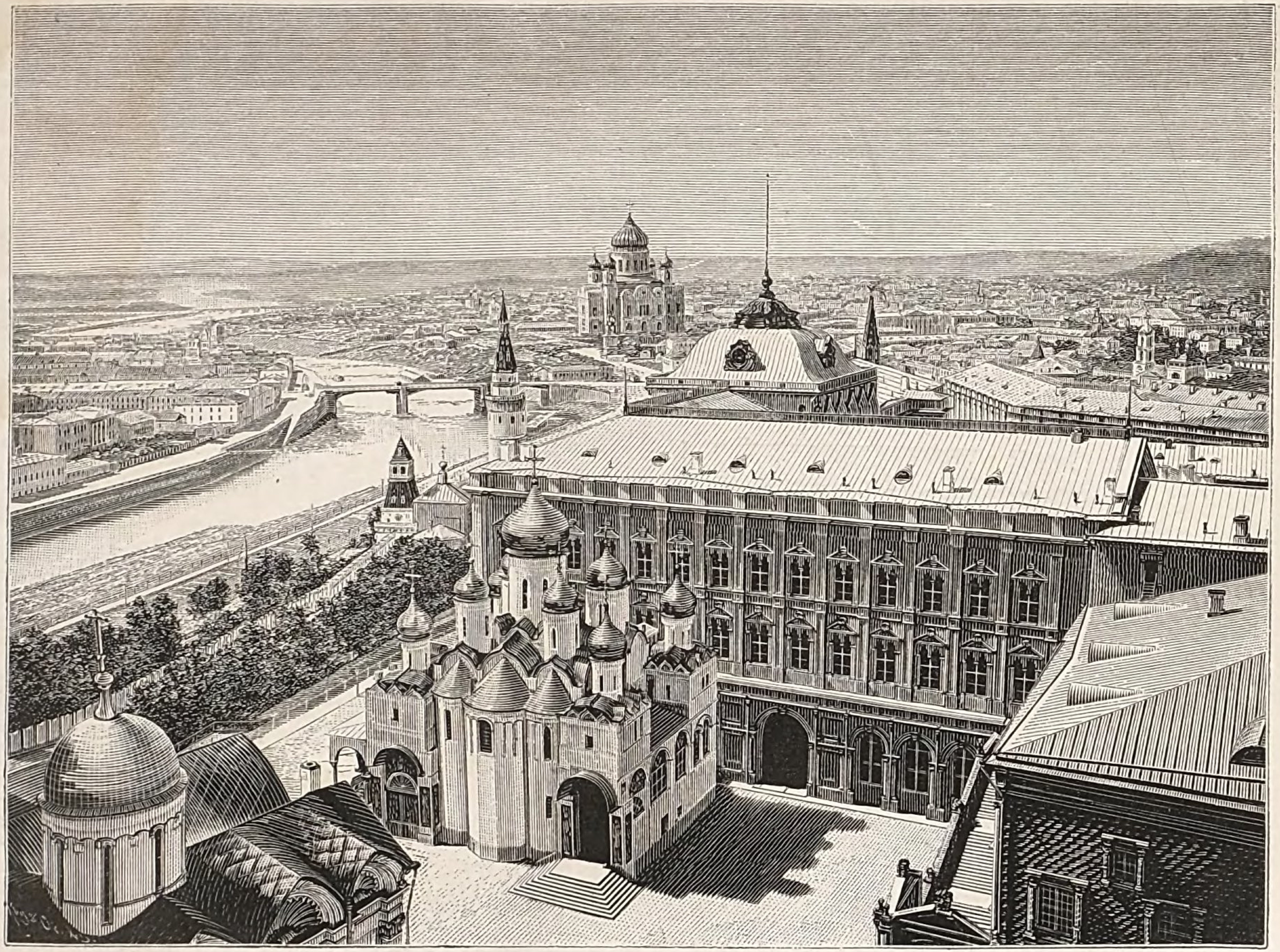
stantischen Kirchen, und daß sie alle Feiertage mit demselben Eifer auf dieselbe Weise dasselbe hören und sehen. Dies ist noch die erfreulichste Bemerkung, welche beweist, daß die Zuschauer noch höhere Ideeen mit dem verbinden, was die Priester zu einem Schauspiele machen. Man versuche es, dem russischen Publikum jahraus jahrein dasselbe Schauspiel ohne tiefere Bedeutung zu geben; wie bald würde es dessen überdrüssig werden!

---

4. Ein Besuch in Moskau.

Über die von Nowgorod stromab in wenigen Stunden bewerkstelligte Rückfahrt zur Station Wolchow und die Eisenbahnfahrt nach Moskau habe ich nichts zu berichten, was von Interesse wäre. Die einförmige Landschaft — auch die Dörfer sind in das trübe Grau verwitterter Balken gehüllt — das ewige Einerlei von Sumpf und Heide wird nur durch Getreidefelder und lang sich hinziehende Wälder unterbrochen. Unter solchen Umständen ruht das Auge gern auf den freundlichen weißen Kirchen, an denen man von Zeit zu Zeit vorbeifliegt, und an den geschmackvoll gebauten Bahnwärterhäuschen. Eine gute Einrichtung der Moskauer Bahn sind die Schlafwagen, die sich in allen drei Fahrklassen finden; in sehr geschickter Weise ist der Wandraum bis dicht unter die Decke zu Schlafstellen verwendet. Der Extrapreis für die Benützung dieser Wagen wird gewissenhaft herausgeschlafen; ein Bauer, der sogleich beim Abgang des Zugs aus Petersburg sein hängendes Lager bestiegen hatte, verträumte die zwanzig Stunden bis Moskau mit ganz geringen Pausen, die er zum Strecken seiner Glieder benutzte. Waren schon die ganze Zeit über die Wagen sehr angefüllt — die Moskauer Bahn ist die rentabelste in Rußland und wohl eine der rentabelsten Europas, im Jahre 1868 ergab sie eine Brutto-Einnahme von nahezu 178,000 Rubel per Meile — so nimmt die Zahl der Passagiere, je mehr wir uns Moskau nähern, in steigender Progression zu. Die Strecken bebauten Landes werden größer, die Dörfer häufiger; da und dort erblicken wir bereits Landsitze reicher Moskowiten.

Wir sind in Moskau angekommen und haben uns in einem deutschen Hôtel garni, das an Sauberkeit und Komfort nichts zu wünschen übrig läßt, auf einige Wochen häuslich niedergelassen. Unser erster Gang gilt dem auf einer Erhöhung gelegenen Kreml, der Akropolis von Moskau, dem Mittelpunkte der Stadt, dem ideellen Centrum des ganzen russischen Reichs. Ich hatte viel über die herrliche Lage Moskaus gelesen und gehört; der Blick aber, der sich mir am klaren Juliabend vom Kreml aus in die zu meinen Füßen liegende Stadt bot, übertraf bei weitem meine Erwartungen. Dieses



Moskau.

Meer von Häusern, in den verschiedensten Bauarten aufgeführt und in den verschiedensten Farben prangend; dieser Wald von Kirchen und Glockentürmen mit ihren goldglänzenden Kuppeln; dieses frische dichte Laub der Gärten und Boulevards, das sich überall hindurchdrängt, und dieses alles von Hügel zu Hügel wogend; unter mir der Moskwafluß, über welchen hier zwei von Fußgängern und Wagen belebte Brücken führen — es ist eben ein unbeschreiblich schöner Anblick, der in jedem empfänglichen Gemüt einen unauslöschlichen Eindruck hinterläßt. Dies ist nicht etwa bloß meine subjektive Meinung; Bodenstedt ruft entzückt aus: „Nur das ewige Rom und das meerbespülte Konstantinopel vermögen einen großartigern und schönern Gesamtanblick zu bieten!"

Unwillkürlich drängte sich mir der Vergleich mit Petersburg auf. Auch Petersburg ist eine schöne Stadt, aber es ist eine eiskalte Schönheit: diese riesigen Paläste, diese schnurgeraden Straßen, dieser vollständige Mangel an jeder Bodenerhebung bringen den Eindruck langweiliger Einförmigkeit hervor. Freilich wird diese Einförmigkeit durch die mitten hindurchströmende majestätische Newa und ihre vielen Arme unterbrochen; aber die grandiosen, aus ungeheuren Granitblöcken aufgeführten Quais geben dem Bilde wieder etwas Frostiges; man hat hier sofort das Gefühl, daß man sich eigentlich mitten in einem Sumpfe befindet, der nur durch eine wahrhafte Cyklopenarbeit in einen für Menschen bewohnbaren Ort umgeschaffen worden. Petersburg verdankt seine Entstehung dem Machtwort eines genialen Herrschers, der infolge politischer Kombinationen den Entschluß faßte, gerade hier, wie ein russischer Dichter sagt, ein Fenster nach Europa durchzubrechen; Moskau aber ist aus kleinen Anfängen durch viele Jahrhunderte hindurch naturgemäß emporgewachsen. Es ist eine durchaus nationale russische Stadt, während Petersburg einen kosmopolitischen Charakter zeigt. Petersburg wird durchweht vom Geiste der neuesten Zeit, alle Strömungen moderner Civilisation werden hier empfunden; in Moskau wird man auf Schritt und Tritt an längst verflossene Jahrhunderte gemahnt; man geht auf historischem Boden einher. Hier sind die Gräber der alten Moskauer Zaren und der Metropoliten von Moskau; hier ist der Hort des nationalen Glaubens. Dem Fremden verkünden es die zahllosen Kirchentürme sogleich, daß hier die Kirche noch das herrschende Element ist. Darf es uns nach allem diesem noch wundernehmen, wenn die alte Hauptstadt, stolz auf ihren sieben Hügeln thronend, gelegentlich etwas verächtlich auf ihre viel jüngere bevorzugte Schwester herabblickt, die, ein Kind monarchischer Laune und politischer Erwägungen, ihr das väterliche Erbteil entrissen?

Wenn man mitten drin steht in der alten Moskwa, und das Abendgeläute der Tausende von Glocken, das weithin ins Land ertönt, auf sich einwirken läßt, so versteht man, wie dem Russen diese Stadt, der er den zärtlichen Beinamen „Matuschka", Mütterchen, gegeben, tief ins Herz gewachsen ist; man versteht das Entzücken, das ihn ergreift, wenn er, aus fernem Dorfe kommend, zum erstenmal sein Nationalheiligtum sieht, von

welchem ihm seine Eltern mit Bewunderung gesprochen, als er noch ein kleines Kind war. Nun wird er seinen Kindern die Liebe zum „Mütterchen“ einimpfen; an den langen Winterabenden wird er ihnen von all den Herrlichkeiten erzählen, die er gesehen; von dem stolzen, in russischem Stil aufgeführten Kaiserpalast, von der Uspenski-Kirche, in welcher die Krönungen stattfinden, von dem hoch emporstrebenden Glockenturm Iwan Weliki, von dem aus er die ganze Stadt wie auf einem Teller zu seinen Füßen gesehen, von der Zar-Glocke, aus welcher ein herausgesprungenes Stückchen doch noch Manneshöhe und über $^1/_2$ m Dicke hat, von der Zar-Kanone, die 960 Ctr. wiegt. Man versteht die Wut, die sich im Jahr 1812 des ganzen russischen Volks bei der Nachricht bemächtigte, die Franzosen hätten das alte Moskau verbrannt; damals wußte man noch nicht, daß der russische Kommandant der Stadt, Graf Rostopschin, um den verhaßten Feind zu verderben, das Feuer hatte anlegen lassen.

Die Schönheit Moskaus ist specifisch malerischer Natur; der Gesamteindruck, den wir davontragen, ist ein ästhetischer. Unser Urteil gestaltet sich vielfach anders, wenn wir zu analysieren anfangen. Nur selten stoßen wir auf ein wirklich schönes Gebäude. Auch hierin zeigt sich der Unterschied von Petersburg; denn was an dem Äußern Petersburgs schön ist, das ist architektonisch schön.

Es war oben von einem russischen Stil die Rede. Worin bestehen die wesentlichen Merkmale dieses Stils? Betrachten wir einen Augenblick die Gebäude des Kreml auf ihre Bauart hin.

Der Kreml, ein unregelmäßiges Dreieck von ungefähr $^1/_3$ Meile im Umfang, ist ringsumher von einer hohen weißen Mauer umgeben, die in der Art und Weise ausgezackt ist, wie man es im Mittelalter an italienischen Stadtmauern findet. Die Mauerlinie wird von 18 Türmen unterbrochen; 5 Thore führen hinein. Mehrere der Türme sind gotischer Bauart. Innerhalb der Mauern befinden sich etwa zwanzig der prächtigsten und größten Gebäude Moskaus, darunter 8 Kirchen — die kleinern im großen Palais nicht eingerechnet — zwei Klöster und zwei Paläste. Nur ein geringer Teil des Kreml ging im Jahr 1812 in Flammen auf, es blieb so manches alte Gebäude unversehrt, oder konnte doch leicht in ursprünglicher Weise restauriert werden. Mehrere Gebäude sind aber erst nach dem Brande von 1812 aufgeführt worden, so namentlich das große und prachtvolle Kreml-Palais, das sich stolz über dem Moskwafluß erhebt; doch ist ein Teil des alten Zarenhauses — die sogenannte Teremá — im wesentlichen unversehrt geblieben, und der Erbauer des neuen Palastes hat in geschickter Weise verstanden, die Motive jenes alten Gebäudes in dem neuen hindurchklingen zu lassen. Diese Motive nun gelten als specifisch russisch, bei genauerer Betrachtung aber lassen sie sich auf Renaissance- und orientalische Elemente zurückführen. In anderer Weise tritt uns der russische Stil bei der bedeutendsten Kirche des Kreml und ganz Moskaus, bei der schon genannten Uspenski- oder Mariä-Himmelfahrtskirche entgegen. Die Kuppeln haben, wie

meist bei russischen Kirchen, die Zwiebelform, die wir auch nicht selten bei mohammedanischen Bauten in Indien finden. Das Innere hat den Charakter byzantinischer Kirchen, das Äußere zeigt mehrfach Anklänge an den romanischen Stil: so finden sich z. B. die kleinen Blendarkaden mit Rundbogen, die zwischen den Fenstern angebracht sind, in ganz ähnlicher Weise und an derselben Stelle bei romanischen Kirchen. Daß die Uspenski-Kirche in der Zeit der Renaissance entstanden, wird uns unter anderm durch ein paar Pilaster mit ionischen Kapitälern ins Gedächtnis gerufen. So haben wir denn bei unserm Gang durch den Kreml bereits den romanischen und den gotischen, den byzantinischen, mohammedanisch-orientalischen und den Renaissance-Stil angetroffen. Wo bleibt da noch Raum für den russischen? Der russische Stil scheint mir eben in der eigentümlich phantastischen wilden Mischung aller jener Stilarten zu bestehen. Es würde zu weit führen, wenn ich eingehend zu zeigen versuchte, wie die verschiedenen Stilarten nach Rußland gedrungen sind, ich will mich deshalb auf einige Andeutungen beschränken: Die byzantinische Bauart, die Grundlage des russischen Kirchenstils, wanderte zugleich mit dem Christentum in Rußland ein, und wiegt, besonders in den ältesten Kirchen zu Nowgorod und Kiew, durchaus vor; die mohammedanisch-orientalischen Elemente erklären sich bei dem Jahrhunderte alten regen Verkehr Rußlands mit Asien von selbst: der romanische Stil wurde hauptsächlich durch italienische Meister im 12. Jahrhundert nach Wladimir gebracht, wohin die Residenz der Großfürsten von Kiew verlegt worden. Der Großfürst Johann III. (1462—1505) hielt es für zeitgemäß, das damals noch fast gänzlich aus Holzhäusern bestehende Moskau mit steinernen Gebäuden zu schmücken; er berief gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine Schar von italienischen Meistern, die ihm neue Stadtmauern, Kirchen und einen Palast aufführen sollten. So kam die Renaissance zuerst nach Rußland. Von dem berühmtesten dieser Italiener, dem Bolognesen Fioravanti, ward die später vielfach nachgeahmte Uspenski-Kirche erbaut, wobei er sich aber im wesentlichen an jene von seinen Landsleuten in Wladimir aufgeführten Bauwerke hielt.

Das Innere russischer Kirchen bringt nur selten einen erhebenden Eindruck hervor, meist wirkt die Überladung mit malerischem Schmuck bunt und drückend. Wände und Pfeiler sind oft gänzlich mit Fresko-Darstellungen bedeckt, wozu dann noch die vielen Heiligenbilder an den Altären und im Ikonostas kommen. Die russische Heiligenmalerei ist bekanntlich mit der byzantinischen aufs allerinnigste verwandt, und es läßt sich nicht leugnen, daß im großen und ganzen eine öde Einförmigkeit diesen Kunstzweig beherrscht. Doch darf man sich diese Einförmigkeit nicht als eine absolute denken, im 16. Jahrhundert drang von Westen her ein frischer Zug in die russische Ikonographie, der freilich auf gesetzgeberischem Wege wieder nach Kräften zurückgedrängt ward; gegen Ende des 17. Jahrhunderts tauchte aber aufs neue eine mehr individualisierende Richtung auf, wofür man in so mancher Moskauer Kirche die Beweise findet.

Vom Kreml gelangt man zum „roten Platz“ durch das „Erlöserthor“ (Spásskija Woróta), bemerkenswert dadurch, daß man gezwungen ist, barhaupt hindurchzugehen — eine Sitte, die besonders bei der strengen Winterkälte unangemessen ist. Am Eingange des Thors versieht ein Soldat das Cerberusamt: er wacht aufs strengste darüber, daß die Männer die Hüte abnehmen, die Frauen aber die Sonnenschirme zuschlagen. Zu beiden Seiten des Thors sind Kapellen angebaut, an denen Moskau überhaupt sehr reich ist: eine der am heiligsten gehaltenen ist die bei dem „Iwer’schen Thor“, sie ist vom Morgen bis zum Abend von frommen Betern überfüllt; denn hier steht das „wunderthätige“ Bild der „Iwer’schen Mutter Gottes“, eine getreue Kopie nach dem Bilde gleiches Namens auf Athos.

An Größe werden alle Kirchen Moskaus von der Erlöserkirche übertroffen, die dem Andenken an die Befreiung Rußlands von den Franzosen im Jahre 1812 geweiht ist. Äußerlich macht sie einen imposanten Eindruck, zumal da sie auf einer Anhöhe steht und ihre mächtige Gestalt, nach allen Seiten hin sichtbar, sich vom Horizont abhebt.

So groß das Kapital ist, das in den kirchlichen Bauwerken Rußlands steckt, es wird vielleicht noch übertroffen durch den Reichtum, welcher sich in den Schatzkammern einiger Kirchen und Klöster in den Jahrhunderten ihres Bestehens angesammelt hat: unzählbar sind die goldenen und silbernen Gerätschaften aus allen Zeitaltern in den mannigfaltigsten Formen und Stilen gearbeitet und vielfach mit Edelsteinen besetzt. Die Goldbrokatgewänder der höchsten Geistlichkeit sind mit echten Perlen dermaßen besäet, daß diese allein bisweilen Centnergewicht betragen; Inschriften, Ornamente aller Art, religiöse Darstellungen, ja sogar Porträts sind in diese Gewänder hineingewirkt. Die Führer versäumen nicht, allemal den Wert an Gold und Edelsteinen zu bezeichnen; wissen sie doch, daß der materielle Wert die Verehrung so manches Gläubigen bedeutend steigert.

In der „Schatzkammer der Synode“ zeigte man uns die silbernen, von innen vergoldeten, im Renaissancestil gefertigten Kessel, in denen während der Marterwoche das heilige Öl bereitet wird. Mit dem heiligen Chrisam werden nicht nur alle Täuflinge und die Herrscher bei ihrer Krönung, sondern auch die Altäre und Mauern der Kirchen bei der Einweihung gesalbt. Der Chrisam besteht aus dreißig verschiedenen Substanzen: weißer Lissaboner Wein, wohlriechendes Öl aller Art, balsamische Wurzeln und mannigfache Kräuter werden hineingethan; die Pflanzenwelt Ostindiens, Chinas und Südamerikas liefert ihr Kontingent dazu. Das Salböl darf nur an zwei Stellen des Reiches, in Kiew und in Moskau, und zwar nur einmal jährlich, in der Marterwoche, bereitet werden.

Doch von dem Besuche der vielen Kirchen, Palästen und Sammlungen sind wir hungrig und durstig geworden, und begeben uns deshalb in eines der größern echt russischen Speisehäuser, an denen Moskau neben großen kosmopolitischen Hotels und Kaffeehäusern reich ist. Da finden wir nichts von den Herren Kellnern im schwarzen Frack mit dem tadellosen bis in den

Nacken reichenden Scheitel; vielmehr flutet eine Schar von bärtigen Männern und unbärtigen Jünglingen, die alle von Kopf bis zu Fuß in eine blendend weiße Kleidung gehüllt sind, zwischen den kleinen Tischen einher, an denen wir Gruppen von speisenden Männern und Frauen gewahren. Dazu ertönt die rauschende Musik eines schönen Orchestrion. Ein echt nationales Gasthaus muß stets eine Spielorgel besitzen; die kleineren Etablissements dieser Art begnügen sich natürlich mit mangelhaften Instrumenten, deren widerwärtige Töne sich von denen gewöhnlicher Leierkästen durch nichts unterscheiden. Die Musik wird fortdauernd unterhalten und darf, wie die heilige Tempelflamme der Vesta, eigentlich nie ausgehen; kaum hat die eine der mächtigen Walzen ihr Stück beendet, so beeilt sich einer der weißen Priester des kulinarischen Tempels, eine neue Walze hineinzuschieben. Die Nationalhymne wechselt mit allen erdenklichen italienischen Opernarien, Tänzen und Volksmelodieen ab, und bis spät in die Nacht hinein erklingen die ermüdend regelmäßigen, nie versagenden Töne. Ebensowenig wie die Musik darf der Thee, die Kohlsuppe und der Borschtsch ausgehen. In der Kochkunst sind die Russen Meister, und das beste Rindfleisch findet bei ihnen auch seine beste Behandlung. Der Borschtsch ist eine schmackhafte Sauersuppe mit roten Rüben und Fleisch. Die verschiedenartigsten See- und Flußfische, das feinste Wild, vom archangelschen Renntier bis zum Schneehuhn, wird in der russischen Küche schmackhaft bereitet. Der Russe ißt gut und viel, aber noch lieber trinkt er, und hat auch in seinen Getränken eine große Auswahl. Außer seinem Lieblingsgetränke, dem Kwaß, der aus Roggenmehl und Malz bereitet wird und nicht berauscht, wird dem gemeinen Mann auf der Straße Sbiten, ein Getränk aus Wasser, Honig und Lorbeerblättern oder Salbei, und im Sommer ein sehr wässeriger Himbeersaft feilgeboten. In den Wirtshäusern wird eine Tasse Thee nach der andern geschlürft. Auf den Landgütern blüht eine besondere Kunst, allerhand Liqueure aus Früchten und Beeren vermittelst Aufgusses von Branntwein zu bereiten. Alle ausländischen Weine werden fleißig importiert und zu hohen Preisen verkauft. Der Konsum von Champagner ist ein ungeheurer. Das bayerische Bier erringt sich von Jahr zu Jahr eine größere Popularität. Der gemeine Mann aber bleibt bis jetzt leider dem Branntwein doch am meisten gewogen, und der Trunk rafft täglich zahlreiche Menschenleben dahin. Die berüchtigte russische Trunksucht besteht nicht darin, daß mehr geistige Getränke konsumiert werden als in andern Ländern — es ist berechnet worden, daß sowohl in England als auch in Frankreich, Österreich und Preußen ein größeres Quantum Alkohol auf den Kopf der Bevölkerung kommt als in Rußland — das, was, und die Art, wie getrunken wird, darin liegt das Schädliche, der Branntwein ruiniert die Gesundheit der Leute; deswegen ist es erfreulich zu sehen, daß mit den neuen Eisenbahnen das Bier auch im Innern Rußlands Eroberungen macht.

Das Moskauer Speisehaus hat auch eine merkantile Bedeutung: der russische Kaufmann alter Schule schließt gern seine Geschäfte beim Diner oder

Souper ab, und der Champagner mag da nicht selten seiner Überredungskunst zu Hilfe kommen. Einige Bemerkungen über den Handel Moskaus mögen hier ihre Stelle finden. Moskau mit seinen 600,000 Einw. nimmt, von der Nishni-Nowgorod'schen Messe abgesehen, die erste Stelle im russischen Binnenhandel ein. Es liegt im Centrum der Manufaktur- und Fabrikthätigkeit und andererseits im Centrum des russischen Eisenbahnnetzes. Auch gehören das Moskauer und die dasselbe umgebenden Gouvernements zu den am dichtesten bevölkerten des ganzen Reichs. Der blühendste Industriezweig im Moskauer Gouvernement ist die Weberei. Die Zahl der Fabriken beträgt 1200, es sind in denselben über 100,000 Arbeiter beschäftigt, und jährlich wird ungefähr für 55 Mill. Rubel produziert. Die Hälfte davon kommt auf die Stadt Moskau und deren Umgebung. Abgesehen von den großen Fabriken werden viele Industriezweige von den Bauern in den Dörfern betrieben, so namentlich die Weberei, Schmiede- und Tischlerarbeiten; an dieser Beschäftigung nimmt dann die ganze Familie in der vom Ackerbau erübrigten Zeit teil. Moskau ist gleichsam ein beständiger Jahrmarkt. In den hiesigen Warenniederlagen versehen sich die Kleinhändler der Gouvernements- und Kreisstädte des innern Rußlands mit Verkaufsgegenständen. Eine eigene Art Hausierer sind die sogenannten Prassoli und Ofeni. Es sind Leute, die bei den Fabrikanten oder den Großhändlern auf Kredit Waren entnehmen, welche sie dann auf den Jahrmärkten in den Dörfern Kleinrußlands, der westlichen Gouvernements und auch wohl Sibiriens absetzen. Haben sie ihren Vorrat verkauft, so kehren sie nach Moskau zurück, bringen ihre Rechnung mit den Kreditoren in Ordnung und nehmen neue Waren, gewöhnlich für eine größere Summe auf. Diese wandernden Kaufleute reden mit einander eine nur ihnen verständliche Sprache, die schon seit lange erfunden ist, um das Handelsgeheimnis zu bewahren. Viele dieser Krämer haben ihre Laufbahn mit dem Feilbieten von einfachen Heiligenbildern begonnen, die in vielen Dörfern, namentlich des Wladimir'schen Gouvernements, gleichsam fabrikmäßig verfertigt werden, so daß der eine Maler die Köpfe, ein anderer die Hände, ein dritter die Kleidung malt, und sind allmählich große Kapitalisten geworden. Einen Hauptabsatz finden die Moskauer Waren natürlich auf den großen Messen zu Nishni-Nowgorod, Charkow, Poltawa, Kiew u. s. w. Es ist eigentümlich, daß die Erweiterung der Kommunikationsmittel und namentlich das Umsichgreifen der Eisenbahnen in Rußland den Messen keinen Abbruch thut, wie in andern Ländern, ihre Bedeutung vielmehr steigert. Die Nishni-Nowgorod'sche Messe erfreut sich der größten Popularität, und es strömen von allen Seiten, aus dem europäischen wie dem asiatischen Rußland, die Kaufleute zu Tausenden dahin. Wurde noch vor kurzem der dort stattfindende durchschnittliche Umsatz auf 70 Mill. Rubel berechnet, so sind auf einer der letzten Messen Waren im Werte von gegen 130 Millionen verkauft worden. Für die fernere Entwickelung des Nishni-Nowgoroder und des Moskauer Handels ist die Frage von großer Bedeutung, welche Richtung die in Aussicht stehende sibirische Eisenbahn

nehmen wird. Diese Frage wird jetzt in Petersburg aufs lebhafteste debattiert. Wird die neue Eisenbahn über Rybinsk, also in ihrer Hauptrichtung nach Petersburg führen, so erleidet der Handel der beiden anderen Städte natürlich einen großen Verlust; schließt sie sich aber, was wahrscheinlicher ist, an die Nishni-Moskauer Linie an, so wird hier der Handel noch größere Dimensionen annehmen.

Werfen wir, bevor wir von Moskau Abschied nehmen, noch einen Blick auf das Leben und Treiben in den Straßen der Stadt. Was die äußere Physiognomie dieser Straßen betrifft, so darf man sie sich nicht altertümlich denken. Hat auch der Brand von 1812 manches alte Gebäude verschont, so mußte im großen und ganzen die Stadt doch von neuem wieder aufgebaut werden. Überhaupt giebt es in Rußland, mit Ausnahme der Ostseeprovinzen, keine eigentlich altertümlichen Städte. Die häufigen Feuersbrünste, welche die russischen Geschichtsschreiber so fleißig registriert haben, Feuersbrünste, welche ganze Städte — sie wurden ja aus Holz gebaut — in Asche legten, und noch heute in Trümmerhaufen verwandeln, haben dafür gesorgt, daß auch in den ältesten Städten doch nur sehr vereinzelte Stadtteile und Gebäude einen altertümlichen Anstrich haben. Die Privathäuser in Moskau weichen, wie schon früher angedeutet wurde, in ihrem Äußern sehr von einander ab: neben stattlichen Gebäuden im Renaissance- oder Rokoko-Stil gewahrt man anspruchslose Holzhäuser, welche eigentlich mehr in ein Dorf passen. Sehr beliebt sind auch bei Holzhäusern Säulen und Balkone. Nach dem früher Mitgeteilten nimmt es uns nicht Wunder, wenn wir unter den uns in den Straßen Moskaus Begegnenden weit weniger ausländische Typen wahrnehmen, als in Petersburg. Auch das Fuhrwerk ist hier nationaler, namentlich ist die Reitdroschke, die in Petersburg glücklicherweise ganz ausgestorben ist, noch sehr im Schwang. Die Straßenpolizei wird in Moskau weit laxer gehandhabt, als in Petersburg, wo in neuerer Zeit in dieser Beziehung ein sehr erfreulicher Fortschritt wahrzunehmen ist. Dieser Unterschied tritt unter anderm in der Behandlung der Trunkenbolde, die in Moskau noch sehr patriarchalisch zu sein scheint, zu Tage. Ich war Zeuge einer wahrhaft komischen Scene: eines Morgens lag ein schwer Betrunkener vor einer Schenke und rührte sich nicht. In Petersburg wäre er von einem Polizeidiener davongeführt worden: hier wurde unter dem lauten Lachen der Umstehenden ein sehr wirksames Hausmittel angewandt: ein junger Bursche goß einen Eimer Wasser über ihn aus; der Mann rührte sich noch immer nicht; der Junge holte einen frischen Eimer; nun bewegte sich der Durchnäßte. Die Kur wurde so oft wiederholt, bis der Betrunkene aufstand und fluchend und schmähend davonging.

5. Die Pontische Steppe.*)

Oberfläche und Gestaltung.

So eben die Steppen, welche sich im Norden des schwarzen Meeres ausbreiten, auch sind im Vergleich mit vielen, ja mit den meisten Gegenden der Erdoberfläche, so sind sie doch sehr weit entfernt von dem Ideale, welches man von einem vollkommen ebenen Lande aufstellen könnte. Auch bieten sie keineswegs solche ununterbrochene und durchaus in gleichem Niveau stehende Ebenen dar, wie z. B. manche Deltaländer, oder wie die Pampas und Ljanos Südamerikas. In ihrer ursprünglichen Anlage mögen sie allerdings ununterbrochen eben gewesen sein. Da sie aber, anders als die genannten Länder, nicht als flache Niederungen, sondern als 30—50 m über dem Meere erhabene Plateaus niedergeschlagen wurden, so veränderten die großen Urfluten, die jetzt quellenden Flüsse und das Regenwasser ihre Oberfläche vielfach und durchschnitten die Steppenplateaus durch viele darin ausgebildete Furchen, Schluchten und Thäler in eine Menge von Würfeln, Kuppeln und Bergen, die alle von derselben Höhe in langgezogenen Gewölben neben einander liegen. Obgleich diese Höhen und Vertiefungen, mit denen anderer Länder verglichen, sehr unbedeutend sind, so erscheinen sie doch in den Steppen nicht so, und da hier oft die unbedeutendsten Erhebungen, die bei uns nicht beachtet werden würden, eine eigentümliche Bedeutung für den Menschen gewinnen, so lohnt es sich der Mühe, sie näher in Erwägung zu ziehen.

Die Steppenbewohner haben alle die kleinen Nuancen des Bodenreliefs aufgefaßt und bestimmte Namen für sie ausgeprägt, die wir gleich versammelt voranschicken wollen. Es sind die Limans, die Balki, die Dollinas, die Obruiwi, die Wuipolotsch, die Stawoks, Gorboks und Gorboschoks.

Die neptunischen Kräfte, welche alle die mit den vorstehenden Namen bezeichneten Formen hervorgebracht haben, sind das abfließende Regenwasser, die Flüsse und Quellen, so wie endlich die Meereswogen.

a. Veränderung der Oberfläche durch Regen.

Der Regen und das geschmolzene Schneewasser stehen bei starken Niederschlägen auf den großen Flächen und flachen Wölbungen der Steppe oft mehrere Centimenter hoch eine zeitlang still. Ein kleiner Teil desselben zieht in den Boden, sammelt sich in den unterirdischen Wasserbehältern über dem in der Tiefe liegenden blauen Thon, oder über dem Granit oder sonst einer festen undurchdringlichen Schicht und bleibt entweder in diesen Sammlungen, oder läuft in kleinen spärlichen Quellen zu Tage hervor. Der meiste Regen aber fließt auf den großen, langgezogenen Abhängen in einer unzähligen Menge kleiner, oft unbemerkbarer Rinnen und sonst zwischen dem Grase hindurch in die Limans und Flußthäler hinab. Diese kleinen Regenwasserrinnen

*) „Reisen in Südrußland" von J. G. Kohl. 2. Teil. (Dresden.)

sind gewöhnlich so unbedeutend, daß sie kaum die Grasnarbe der Steppe hier und da angreifen, und die einzige Wirkung dieses so abfließenden Regenwassers besteht darin, daß es hier und da die im ganzen einen halben Meter tiefe Fruchterde verändert und ihre Decke verschiebt, hier verringert, dort verstärkt. Man bemerkt dieses Abflözen der Fruchterde natürlich besonders in den beackerten und daher beständig gelockerten Steppengegenden nach jedem starken Regen, wo man immer bedeutende Massen frisch abgespülter fetter Erde in allen Thälern und Vertiefungen zusammengeführt findet. In den allergeringsten Vertiefungen des Steppenbodens ist auf diese Weise eine Fruchterdeschicht mehr als einen Meter dick zusammengeflözt. Ja, in den bedeutenderen Thälern liegt die Fruchterde zuweilen mehrere Meter dick, wie man häufig bei Brunnengrabungen zu bemerken Gelegenheit hat.

Dieses Flözen ist eine im ganzen sehr bedeutende, im einzelnen wenig bemerkbare, durch das Regenwasser bewirkte Veränderung der Bodenoberfläche. Eine andere von ihm veranlaßte Form, die mehr ins Auge fällt, sind die von dem Regenwasser überall in die Steppen eingeschnittenen Schluchten, von den Kleinrussen „Wuipolotsch“ genannt.

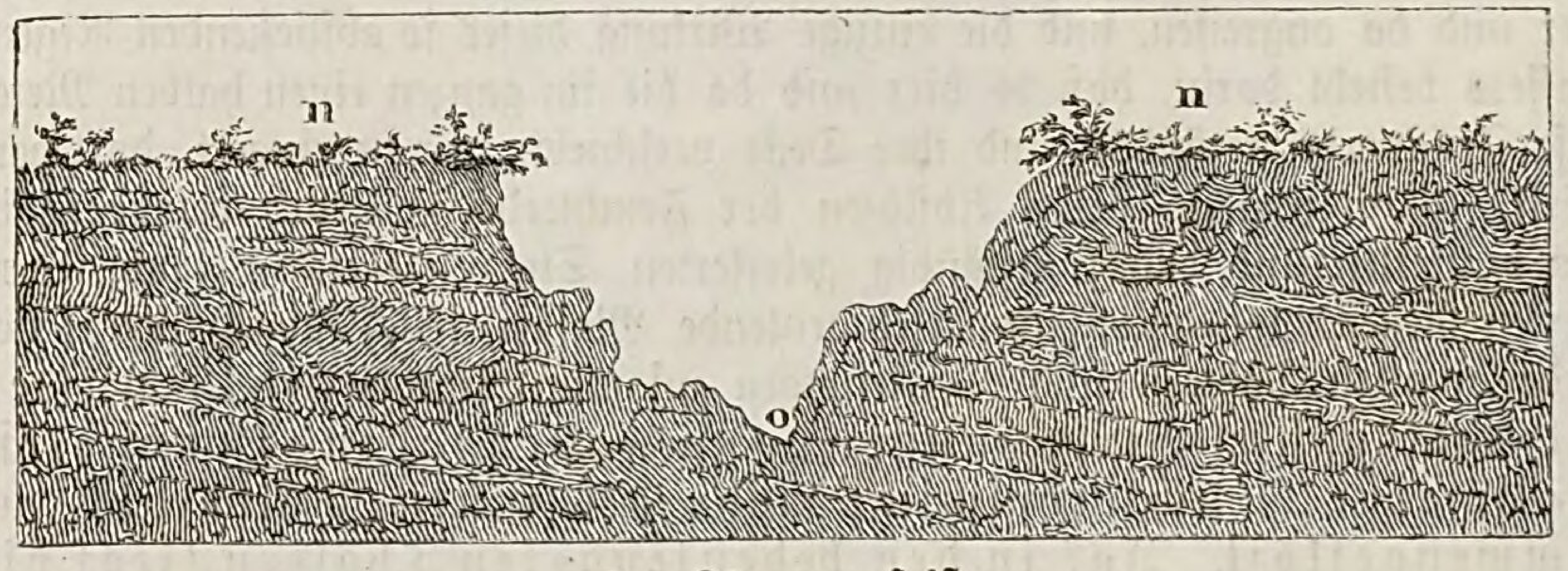
Wo sich irgend ein Abhang findet, in Flußthälern, am Meeresufer, an einem ausgefahrenen Wege, einem aufgeworfenen Graben oder einer gezogenen Ackerfurche, da gräbt das ablaufende Wasser ein, schwemmt die Grasdecke hinweg, und aus dem kleinen Einschnitte wird zuletzt eine 30—35 m tiefe Regenschlucht.

b. Veränderungen durch Flüsse.

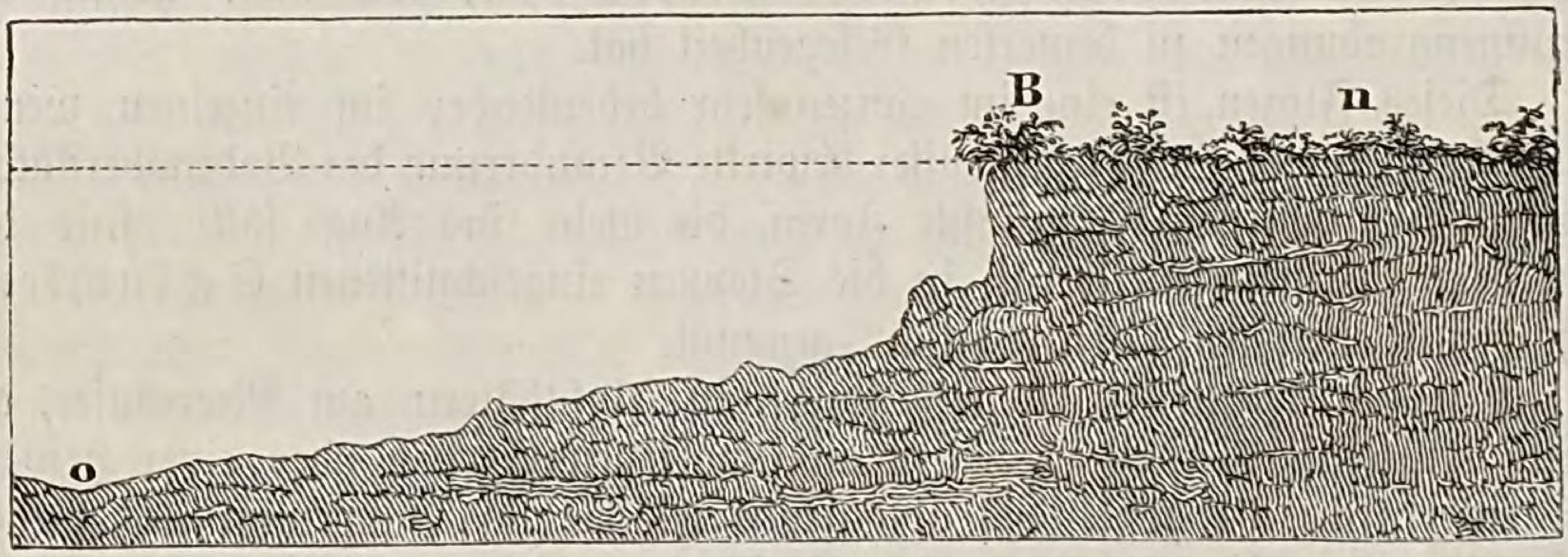
Alle Flüsse der Steppen, selbst die kleinsten, fließen in sehr großen und weiten, in das Steppenplateau eingeschnittenen Thälern. Das Bett, welches sich der ohnmächtige Fluß in diesen großen Thalweitungen gegeben hat, ist nur durch sehr schwach erhobene Ufer bezeichnet, welche der Fluß sehr oft überschreitet. Aber sehr selten oder fast nie tritt er an den Fuß jener hohen Thalgehänge hinan, auf die er deshalb fast gar nicht verändernd einwirkt. Die feuchtesten Stellen der Flußthäler sind mit Schilf bedeckt, das sich oft eine Meile breit und mehrere Meilen lang hinzieht; andere Teile liegen trockener, werden nur im Frühjahr überschwemmt und bieten schöne Wiesen und Heuschläge. Noch andere Stellen bleiben von den Überschwemmungen ganz verschont, sind also dem Ackerbau, der Anlage von Verkehrswegen und Dörfern günstig.

Durch das Zusammenlaufen mehrerer Flußthäler, so wie durch das Kreuzen kleiner Nebenflußthäler mit denen der Hauptflüsse, entstehen nun eben die Zerlegungen des flachen Steppenplateaus in eine Menge flach gewölbter Hügel und Berge und alle die verschiedenen Formationen der Bodenfläche, für welche die Steppenbewohner zur Verwunderung des Reisenden fast eben so viele verschiedene Benennungen ausgeprägt haben, wie Gebirgsbewohner.

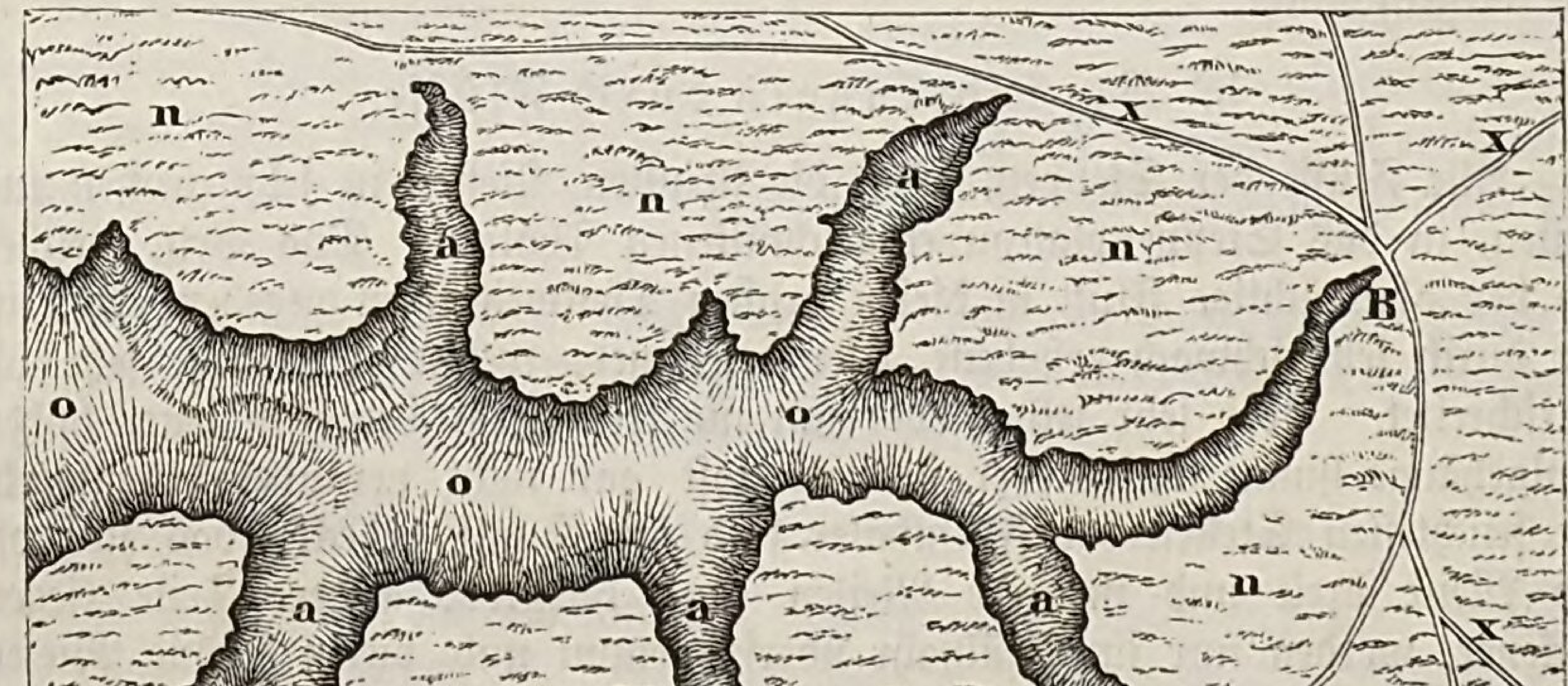
1. Queraufriß.



2. Längenaufriß.



3. Umriß.



B Punkt des Wassersturzes.
xx An ihm herumführende Wege 2c.
aa Nebenschluchten.
o Schluchtsohle.
nn Hohe Steppe.

c. Die Einwirkungen des Meeres.

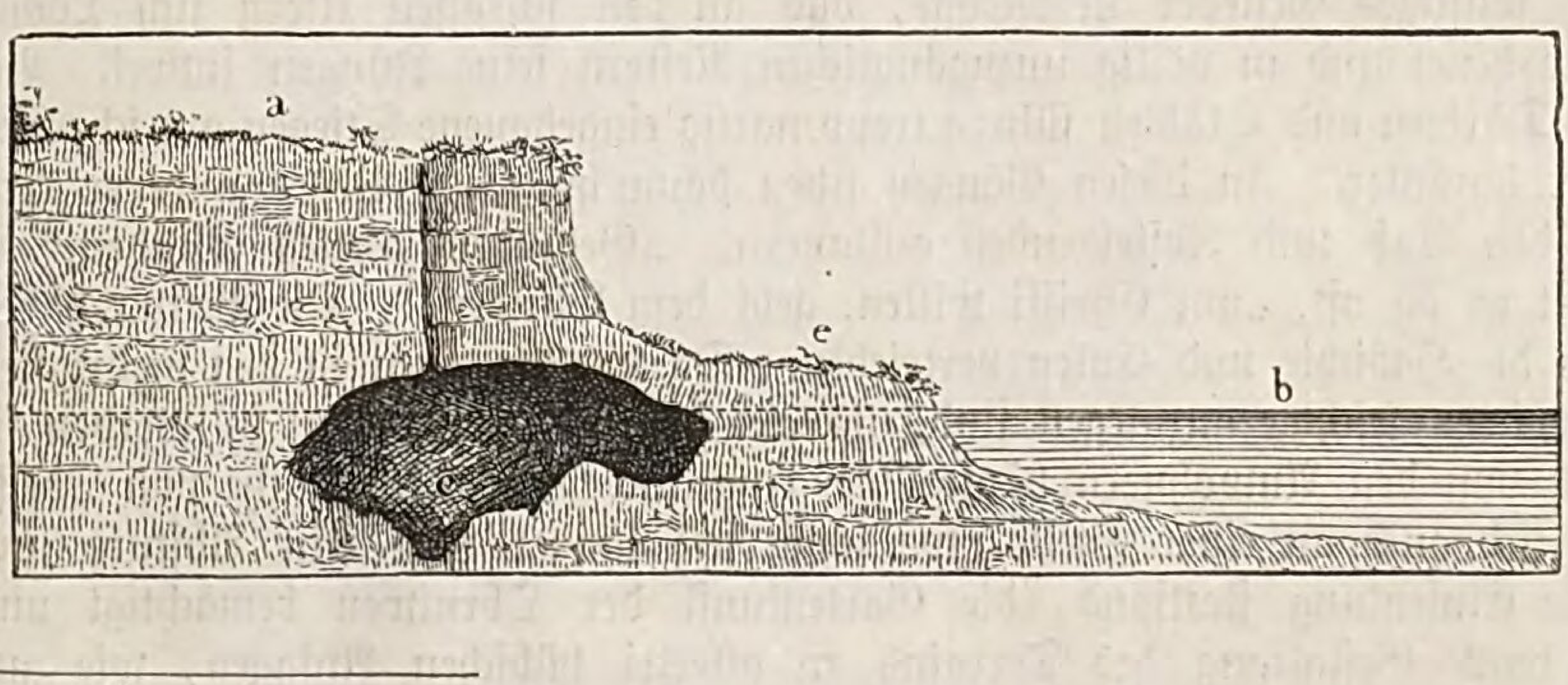
Das Meer, welches die Steppe nicht mehr bedeckt und dabei auch bedeutend niedriger liegt als sie, kann nur noch auf den Küstenrand der Steppe einwirken.

Die hohe Steppe, wo sie nicht von Flußmündungen ausgeschliffen ist, liegt fast durchweg gleich hoch, ungefähr 30—40 m über dem Meere, und bietet also der Meeresbrandung eine schroffe Stirn dar. Das Meer kann also keinen andern Einfluß auf die Küste ausüben, als hier und da einige von ihr herabfallende Teile wegzuspülen, oder durch eigene Unterspülung solches Herabfallen zu veranlassen.

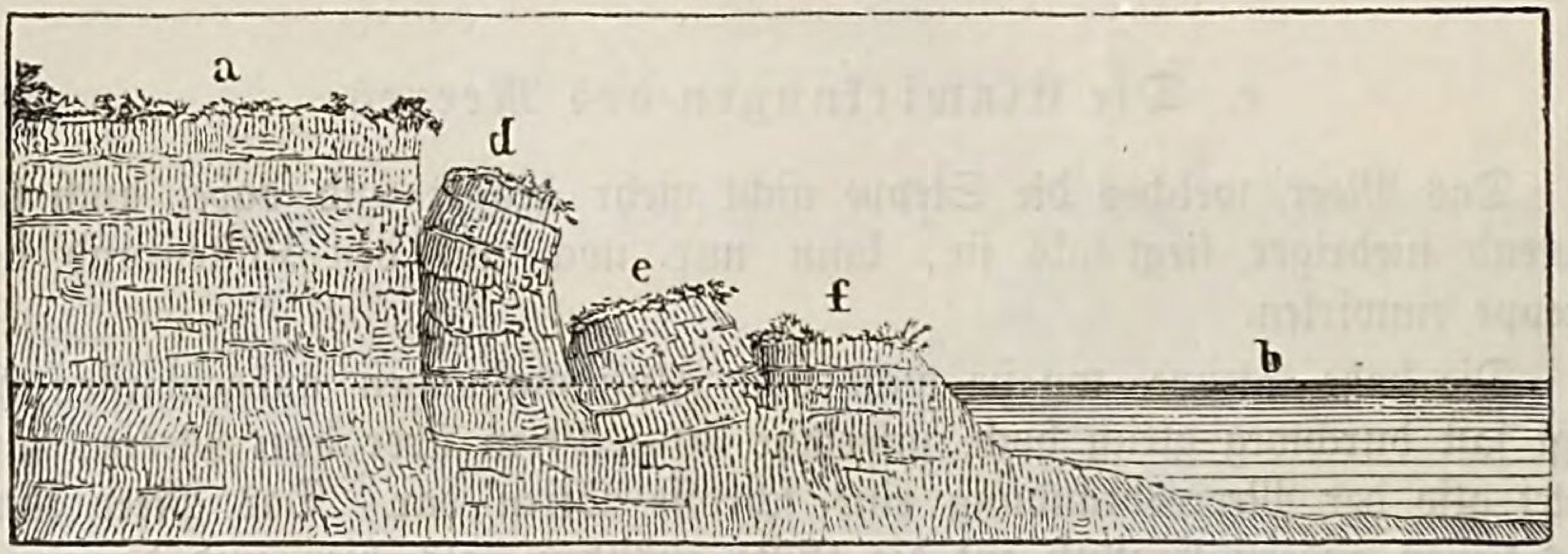
Wenn ein Absturz tief genug herabgefallen ist und mit seinem Fuße die unter ihm befindliche Höhle ausgefüllt hat, so befestigt er sich eine zeitlang, bewächst überall mit Gras und erzeugt auch andere Pflanzen, die er als Teil der hohen Steppe nicht erzeugen konnte, nun aber in seiner niedrigern Lage und von dem hohen Steppenrande vor den Winden geschützt bei dem gebildeten mildern Klima hervorbringt. Es wachsen nun Holundergebüsch, Weiß- und Schlehdorn u. s. w. Diese Gegend hat eine Zeit Ruhe; wenn aber die Quellen und das Meer neue Höhlungen auswaschen und einen Teil des Vorgeschobenen wegspülen, so wiederholen sich die Einstürze, und die Lage des früheren Einsturzes wird auch verändert.

Die zerrissene, zerbröckelte, teils gehobene, teils gesunkene Küste nennen die Russen „Obruiwi", d. h. Abrisse.*)

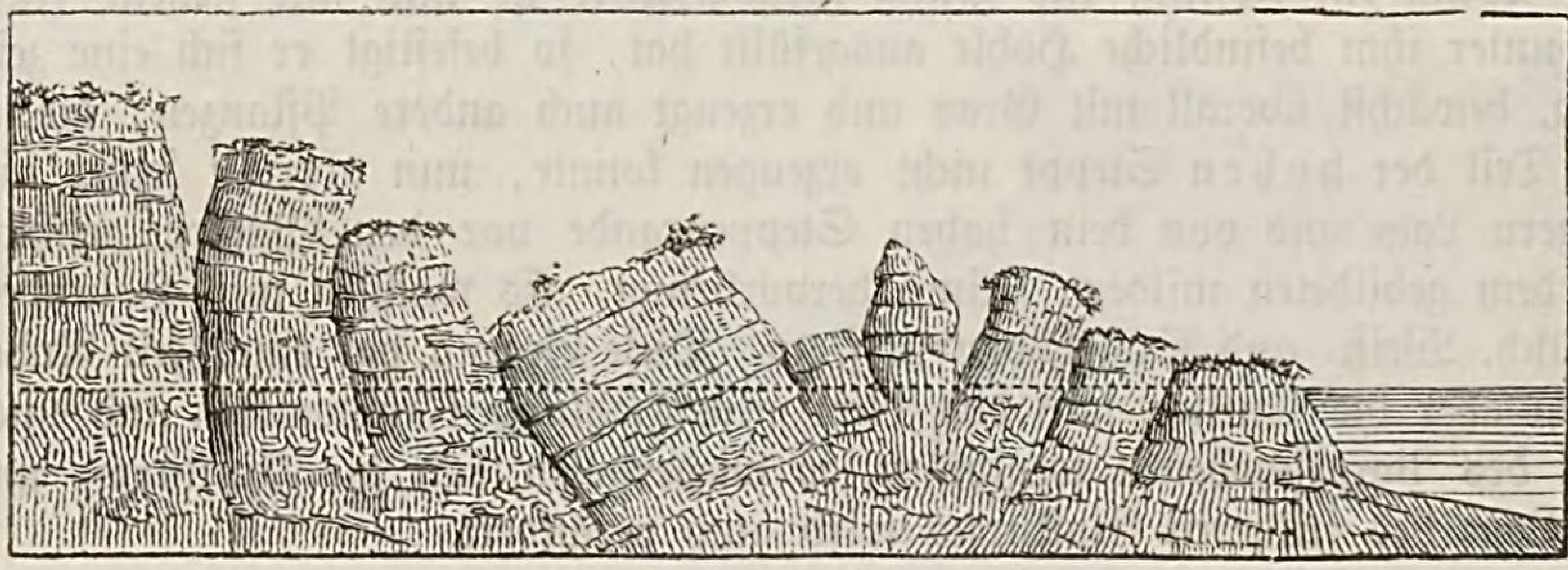
Es sei a die hohe Steppe; b das Meer; c eine durch Unterwaschung gebildete Höhle; d ein herabsinkendes Stück; e das Meeresgestade; f das neugebildete Gestade.



*) Auch die Deutschen an der Küste haben das Wort „Obruiwe" angenommen und sprechen: „Treib' die Schweine in die Obruiwen", oder: „Es hat sich eine neue Obruiwe gebildet."



Eine im Laufe der Zeit entstandene, vielfach zerklüftete Obruiwe stellt folgende Zeichnung dar.



In den Obruiwen haben die Menschen das, was sie oben verloren, unten wieder zu gewinnen gesucht. Fußwege gehen überall zu und in ihnen hin. Die Sauhirten treiben ihr grunzendes Vieh in den Obruiwen umher, und die wühlenden Tiere vermehren noch die von der Natur gebildete Zerrüttung. Ferner hausen da noch die Dohlen, Eulen, Habichte, Meerschwalben und sonstiges Gefieder in Menge, das an den schroffen Ufern sich Löcher ausarbeitet und in völlig unzugänglichen Nestern seine Jungen füttert. Bei den Dörfern und Städten führen treppenartig eingehauene Stiegen am schroffen Ufer hinunter. In diesen Gängen sitzen dann hungrige Vögel anderer Art, die den Auf- und Absteigenden auflauern. „Gebt dem armen Blinden," so heißt es da oft, „um Christi willen, gebt dem Blinden!" Die Bettler haben hier die Habichte und Eulen vertrieben. Da die Brunnen in den niedrigsten Obruiwen leichter anzulegen sind, als auf der hohen Steppe, so werden sie auch von den Anwohnern häufig hier eingegraben. In der Nähe von Odessa hat sich auch an einer Stelle, wo schon seit langer Zeit kein Absturz und keine Einsenkung stattfand, die Gartenkunst der Obruiwen bemächtigt und die bunte Gestaltung des Terrains zu allerlei hübschen Anlagen, wie zur Anpflanzung von allerlei Stauden benutzt, die wegen der rauhen Luft auf dem obern Ufer nicht fortkommen.

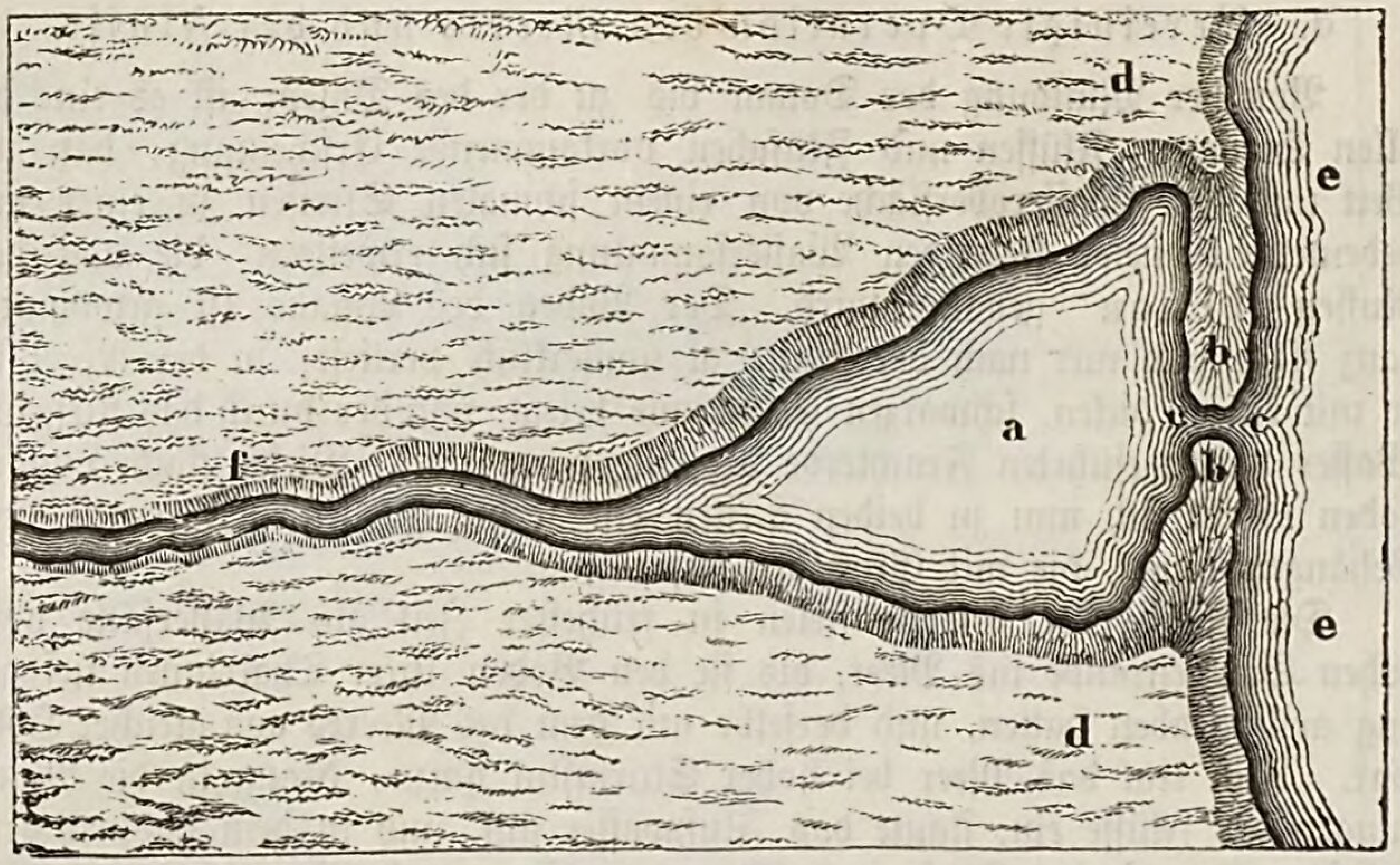
d. Vereinigte Operation des Meeres und der Flüsse.

Von der Mündung der Donau bis zu der des Dniepr ist es eine bei allen Strömen, Flüssen und Flüßchen vorkommende Erscheinung, daß ihr Bett und ihre Wasseroberfläche von einem schmalen Streifen zu einer unbedeutend breiten, stehenden Wassersammlung sich erweitern, die von den Russen „Liman“ genannt wird. Der Boden des Limans ist gewöhnlich ganz flach und nur nach der Mitte zu unmerklich vertieft; in der Regel ist er mit einem dicken, schwarzen Schlamme belegt, von der durch das fließende Wasser hineingeführten Fruchterde der Steppe gebildet. Dieser flache Limanboden erhebt sich nun zu beiden Seiten ein wenig zu seinen Grenzen und Gehängen hinan, die mit Gras bewachsen sind.

Die Flüsse der Steppe fielen in frühester Zeit als Wasserfälle vom hohen Steppenrande ins Meer, bis sie den Boden ihrer Thalrinnen tief genug ausgegraben hatten, und derselbe mit dem des Meeres von gleicher Höhe war. Nun trat das Meer bei hoher Sturmflut hinzu, drang in die Mündungen der Flüsse ein, staute das Flußwasser auf, und in dem dadurch veranlaßten Kampfe der Fluß- und Meeresgewässer wurde dann die busenartige Erweiterung der Flußmündung hervorgebracht, die nun durch fortgesetzte Ausspülung mit Hilfe des Meeres immer mehr thalaufwärts drang, und so entstanden dann die landeinwärts gehenden Limans, wie man sie jetzt erblickt. Bei bedeutenden Fluten und starken Ausströmungen des Meeres mochte dieses die Limans bedeutend austiefen, bei dem gewöhnlichen Stande des Meeres aber war der Erfolg ein ganz anderer. Der Fluß, dessen Wasser mit dem aus der Steppe fortgeführten Schlamm gefüllt, rasch gegen das stagnierende, träge Meer anstieß, und dessen Kraft durch die Gegenwirkung desselben plötzlich gelähmt wurde, ließ nun sein Material hier vor der Mündung des Limans fallen, und es entstand allmählich ein Damm, an welchem dann auch das Meer bauen half, indem seine gewöhnliche Brandung Sand und Kiesel anhäufte. Die Russen nennen diese Dämme, die fast vor allen Limans hinlaufen, „Peressips“, welche den „Nehrungen“ unserer baltischen „Haffs“ entsprechen: niedrige, schmale, zum Teil mit Gras bewachsene Landstreifen zwischen Liman und Meer. Bei einigen Limans, in die nur so viel süßes Wasser einfällt, als auch wieder verdunstet, sind die Peressips ganz geschlossen. Bei den meisten sind sie aber wieder durchbrochen, sowohl von seiten des Meeres, wenn die Springflut heranstürmt, als von seiten des Landes, wenn das überströmende Süßwasser sich Bahn bricht. Die Steppenbewohner nennen solche Durchbrüche der Peressips „Girls“. Manche Peressips haben zwei Girls, die meisten nur einen.

Umriß eines Limans.

a Der nach oben spitze, gegen das Meer hin breite Liman, bb der Peressip des Limans; cc sein Girl; dd die hohe Steppe; ee das Meer; f der Fluß, welcher den Liman bildet.



Hier und da kommen auf der Steppenfläche kleine Vertiefungen vor, von denen man nicht recht weiß, wie sie entstanden sind, ob durch das Ausgraben der Erde durch die Mongolen für ihre Totenhügel, oder durch die Nomaden aus früherer Zeit, um Tränken für das Vieh zu bilden, oder wodurch sonst. Nach längerem Regen bilden diese Vertiefungen kleine Teiche, zu denen das Vieh herankommt, um Kühlung zu suchen und sich darin gütlich zu thun. Auch im heißen Sommer, wenn das Wasser ausgetrocknet ist, haben diese „Stawocks" immer noch feuchten Boden.

Auch auf einige Schwankungen des Bodens, die man als Meilen lange, wenig erhabene Wellenberge betrachten kann, trifft man öfters in der Steppe. Das Ansteigen auf einem solchen endlos sich erhebenden Grasgewölbe ist eine wahre Geduldsprobe für den Reisenden, da das schnellste Wandern doch nicht fördert und aus dem grünen Grasbilde vor den Augen nichts heraustaucht, als Gras und wieder Gras. Man kann oft eine Stunde lang unmerklich steigen, bis dann endlich die Spitze eines Totenhügels oder die Flügel einer Windmühle sich zeigen, welche die höchste Gegend der Wölbung ankündigen.

* *
*

Das Klima.

Um das Steppenklima gehörig beurteilen und schildern zu können müssen wir

die geographische Breite,
die Gestaltung der Bodenfläche,
das Klima der Nachbarschaft

in Erwägung ziehen.

Was zunächst die geographische Breite der Steppen, ihre Stellung auf der Oberfläche des Erdkörpers und ihr dadurch bedingtes Verhältnis zu Sonne, Mond und Sternen betrifft, so müßte die sie deckende Luftschicht, als zwischen dem 46. und 50. ° n. Br. liegend, das ganze Jahr unter demselben Winkel von der Sonne beschienen, in demselben Grade erwärmt, auf dieselbe Weise bewegt werden, wie Ungarn, das südliche Deutschland, das mittlere Frankreich und die mittleren nordamerikanischen Freistaaten. Die Länge ihrer Tage und die Dauer ihrer Jahreszeiten wäre ganz dieselbe mit der dieser Länder. Würde das Klima nach dem Stande der Sonne allein bestimmt, so müßte man den Steppen, als in der mittleren Zone des gemäßigten Erdstrichs gelegen, ein ziemlich warmes Klima zuschreiben, ähnlich demjenigen der erwähnten Länder.

Aber die nahe und ferne Umgebung der Steppen ist derart, daß die Sonnenstrahlen in ihnen nicht dasselbe leisten können, was sie in jenen Ländern thun, wo sie die trefflichsten Weine und Früchte gedeihen lassen, den Winter verkürzen und mildern und den Sommer freundlich verschönern. Die benachbarten Länderstücke sind nämlich: im Norden die polnischen Sumpfländer (Volhynien u. s. w.) und die großrussischen Hügellandschaften; im Osten die Ebenen der Wolgasteppen; im Westen die karpathischen Landschaften, die Moldau, Ungarn u. s. w. Im Süden macht das asowsche und schwarze Meer die Grenze.

Im Norden verlieren sich also die Steppen in die großrussischen Hügellandschaften und verschwistern sich so eng mit ihnen, daß sie deren Klima auf das innigste teilen, und daß ihre südlichere Breite diesen Anteil nur unbedeutend schmälert. Frei und von keinem schützenden Karpathendamme wie die ungarischen Ebenen umkränzt, bieten die russischen Steppen sich dem Boreas und seinen Dienern, die alle Jahre in ausgelassenem Triumphe über sie hereinbrechen, willenlos dar.

Gegen Osten ist die Verschwisterung noch entschiedener, denn die pontischen Steppen sind nur die letzten Zipfel jenes ungeheuren, vom Fuße der Karpathen bis Südrußland und die Mongolei sich hinziehenden Steppengürtels.

Nur im Süden und Westen sind die Nachbarn zu finden, die einen mildernden Einfluß auf die Steppen ausüben könnten, zunächst das südliche Meer, welches die Hitze mäßigen und die Kälte der Nachbarländer mindern müßte. Aber das Meer vermag nicht den Einfluß auf die Steppen zu üben, wie es denselben z. B. auf die ganz von ihm eingeschlossene Krim wirklich bethätigt. Einmal stößt das 40 m erhöhte Steppenplateau sehr oft gegen das Meer an, so daß im Sommer die kühlsten, im Winter die wärmsten Luftschichten, die niedriger als 50 m streichen, gar keine Wirkung auf die hohe Steppe äußern können. Dann bietet auch das schwarze Meer, wenn wir Kleinigkeiten nicht mitrechnen, nur eine Küstenentwickelung von höchstens 50 Meilen als Wassergrenze, was zu der großen Steppenmasse, die viele tausend □ Meilen beträgt, höchst unbedeutend erscheint.

Im Westen sind die Karpathen mit ihren Hügel- und Berglandschaften.

Diese erkälten die milden Westwinde, die über sie hinstreichen, und wirken also auf die Rauheit des Klimas mehr erhöhend als mildernd ein, ganz anders wie in Ungarn, wo sie den kalten Nordwind vom Lande abhalten.

Nun die Oberflächenbildung. Der flache, überall gleich gehobene, später nur hier und da wieder ausgetiefte Steppenboden ist außerordentlich geduldig und läßt alle Lüftchen, Lüfte, Winde und Stürme über sich hinsäuseln und hinbrausen. Da alles bei ihm völlig gleich und einerlei ist, — da sich keine Sümpfe und Seeen auf seiner Oberfläche befinden, die starke Ausdünstungen verursachen und heiße Luftströme temperieren könnten; da keine hohen, mit Schnee bedeckten Berge sich in ihm erheben, welche die Wolken sammeln, Wetter erzeugen und auf die Ebene entlassen könnten; — da ferner keine bedeutenden Thäler und tiefe Schluchten, große Gebirgskessel und hohe schroffe Wände mit Niederungen abwechseln, welche bedeutende Störungen im Gleichgewichte des Luftmeeres hervorbringen könnten; da wiederum auch nirgends leicht erwärmter und schnell erkaltender Sandboden mit dem immer kalten Lehmboden oder mit hitzigen Erdarten abwechselt, auch keine Feuchtigkeit haltenden und Dünste aussondernden Waldungen vorhanden sind; — da vielmehr alles, im ganzen und großen genommen, flach und eben ist, Gras und nichts als Gras und darunter die überall gleiche fette Ackerkruste mit der schwarzen Fruchterde erscheint: — so leuchtet ein, daß der Charakter der Steppe in Bezug auf das Klima im allgemeinen passiv ist. Nichtsdestoweniger ist er aber in tausend kleinen Fällen aktiv.

Wie die Mongolen und Tataren aus dem inneren Asien hervorbrachen, alle Steppen bis hierher durchwanderten, und wie erst am Fuße der schlesischen Sudeten und der Karpathen ihre Kraft sich brach, ebenso mögen manche Luftströmungen vom Altai ausgehen und ungehindert bis zu den Karpathen sich ergießen. Es läßt sich schon nach dem Obigen vermuten, daß große allgemeine Landregen nichts Seltenes sind, und daß, wenn in einem Teile der Steppe die Temperatur erhöht oder vermindert wird, sogleich das Ganze daran teil nimmt.

Die tiefen Balkis und Regenschluchten führen aber im kleinen die schneidendsten Kontraste herbei. Im Winter, wenn auf der Steppe die alles Leben tötenden Unwetter wüten, sind sie ruhiger und wärmer als Keller. Im Sommer gleichen sie glühenden Backöfen, in denen die Sonnenstrahlen an den schroffen Wänden sich brechen und die Luft bis auf einen kaum erträglichen Grad erhitzen, der Art, daß die trockene Erde meterlang klafft und aufreißt. Im Frühling weht auf der hohen Steppe oft noch ein schneidend kalter Wind, während in den Thalschluchten schon die liebliche Sonne wärmt. Des Abends jedoch kühlt sich die Luft in den Balkis sehr rasch ab, so daß, während es auf der hohen Steppe noch bis spät in die Nacht hinein warm bleibt, in den Schluchten, Thälern und Obruiwen alsbald ein kalter Tau niederfällt, sobald die Sonne in ihnen verschwindet.

So scharf der Kontrast zwischen dem Plateau und seinen Einschnitten ist, so auffallend ist auch die klimatische Verschiedenheit zwischen dem Steppen-

rande an den Obruiwen und dem Meere. Man muß sich die Linie des Steppenrandes weit in das Luftmeer aufsteigend denken, als wenn eine Wand die Luftschichten über dem Meere von den über der Steppe befindlichen trennte. Wir sahen im Mai und Juni 1838 wenigstens zwanzig Gewitter auf dem Steppenplateau aufsteigen, die sich nach allen Seiten darüber verbreiteten bis zu dem Obruiwenrande, über ihn aber nicht auf das Meer hinausgingen, der Art, daß die Nereïden im sonnigsten Himmelblau schwammen, während Zeus auf der hohen Steppenfläche donnerte und blitzte. Umgekehrt sahen wir oft das ganze Meer in Wolken gehüllt und nicht weit vom Obruiwenrande den Regen ins Wasser fallen, während die Viehherden auf dem trockenen Lande dürres Gras rupfen mußten. Oft dauerte es halbe Tage lang, bis die Grenze überschritten wurde, und die Meeres- mit der Landluft sich ausglich. Am größten ist diese Verschiedenheit im Sommer, wenn die Steppe verbrannt und ihre Atmosphäre aufs äußerste erhitzt ist. Dann kommen die Gewitter, welche im Meere aufsteigen, nie auf die Steppe; und die, welche auf dem Lande sich zusammenziehen und ihre vollen Brüste hoffnungslos tief zu den schmachtenden Kräutern und Herden herabhängen lassen, werden von der grausamen Steppe nicht angenommen, indem die heiße Steppenluft, in senkrechtem Winde von unten nach oben aufsteigend, sie schwebend erhält, so daß sie auf das Meer hinabgleiten. Vergebens hofft der Gutsbesitzer auf seine großen von ihm angelegten Teiche, daß ihre Wasserfläche die in den Lüften schwebende Feuchtigkeit herablocken möchte; vergebens schöpft der kleinrussische Bewohner seine Brunnen leer und schüttet alles Wasser weit und breit im Grase umher, Gott anflehend, daß er Gleiches zu Gleichem gesellen wolle — aber gegen diese Bitten, wie die Teiche und Tümpelchen, schreien die großen erhitzten Steppenplateaus ihr unbarmherziges Nein.

Der Steppenwinter ist sehr lang und rauh, besonders furchtbar durch seine Schneegestöber. Der Russe unterscheidet sehr genau drei Arten: die Mjatjols, Samets und Wjugas. Unter „Mjatjols" versteht man die gewöhnlichen Schneegestöber, bei denen der Schnee aus einer vorüberwandelnden Wolke herniederfällt, unter „Samet" aber das Schneejagen, wobei von heftigen Winden der Schnee von der Erde gehoben und flüchtig über die Gefilde hingeführt wird. Wenn man bei einem solchen Samet in der Steppe auf einem Totenhügel oder sonst einem erhabenen Punkte steht, so sieht man, während oben die Sonne lacht, unten den sämtlichen Schnee der Fläche in Aufruhr. Es ist, als wenn man in ein großes, nicht tiefes Nebelmeer von lauter Eiskristallen hineinblickte, aus dem nur noch wenige nicht überschwemmte Punkte hervorragen. Diese Samets sind in den Steppen nicht ohne Gefahr; das Sehen wird den Zugtieren und ihren Führern schwer, das Verirren ist leicht, und nicht selten ist das „Verschneien" und Herabstürzen in die Schluchten.

Mit dem Namen „Wjuga" bezeichnen die Russen die schlimmste und gefährlichste Art des Schneegestöbers, wo bei großer Kälte und ungemein

heftigem Sturm der Schnee sowohl von oben herab, als von unten herauf getrieben wird. Bei diesen Wjugen verschwinden in den Steppen alle Wege und Stege. Himmel und Erde sind in dreitägigem Aufruhr, aller Verkehr hat ein Ende. Daß in den wald-, dach- und fachlosen Steppen ein solcher Luftaufruhr Menschen und Tieren sehr gefährlich wird, kann man sich denken.

Schöne, heitere Wintertage, wie man sie in Deutschland mit Entzücken auf den glatten Eisbahnen genießt, sind in den russischen Steppen äußerst selten, und auch die Reize, die der Winter im Norden Rußlands durch die bereiften und beschneiten Wälder bietet, sind hier wie die Wälder unbekannt. Die Steppen bieten dann die ödeste, traurigste Fläche, über die eine zerrissene Schneedecke geworfen ist, und über welche der Himmel ein unveränderliches Trauergewand grauer Wolken herabhängen läßt.

Es giebt in diesen Gegenden (auch abgesehen davon, daß ein geringer Grad von Kälte im allgemeinen empfindlicher ist, als im waldigen Norden) so harte Winter, wie man sie an der Küste kaum kennt. Sechs Monate hüllen sich, zur großen Verwunderung des Nordländers, die Steppenbewohner in Pelze, und in Odessa werden nicht viel weniger Pelze abgesetzt, als in Riga. Ja, der Schafpelz des gemeinen Mannes wird sogar das ganze Jahr hindurch nicht beiseite gelegt und ist noch bis zum Juni bei der Hand, wo die Tage zuweilen schon sehr heiß sind.

Fragt man nach den Schneemassen, die im Winter auf die Steppen herabfallen, so sind sie im Vergleich mit denen des Nordens gering, und dabei werden sie auch noch für die Benutzung von Seiten der Menschen sehr schlecht verteilt, indem aller Schnee sich in den Vertiefungen anhäuft, so daß er hier oft 10—12 m tief liegt, während auf der flachen Steppe nichts bleibt. Es giebt sogar Winter, in denen nahe am Pontus gar kein Schnee fällt, die überhaupt gar keinen Niederschlag zeigen. Ein solcher Winter war der von 1833, wo die Erde so weich war wie im Sommer, so daß die Leute graben und ackern konnten. Es gab in diesem Winter auf allen Steppenwegen oft bei 10—12° Kälte einen so dichten Staub, wie sonst nur mitten im Sommer.

Die Natur schläft in den Steppen einen so langen Winterschlaf, daß man im Frühlinge wohl ein freundlicheres Erwachen erwarten könnte, als man im April und Mai zu sehen gewohnt ist. Der Steppenfrühling beginnt mit der schmutzigen Zeit der Schneeschmelze, und wenn die Steppe oft Monate lang kein Tröpfchen Wasser an sich zieht und meilenweit nicht die geringste Quelle aus dem klapperdürren Boden entläßt, so strömt im Beginn des Frühlings das unruhige Element überall, wo man es wünscht und nicht wünscht. Die ganze Steppe geht auf, und ihre ganze Oberfläche, wo nicht der dickste und älteste Rasen sie befestigt, verwandelt sich in einen schwarzen, schlammigen Brei, so daß es dem Menschen unmöglich ist, seinen Fuß irgendwo hinzusetzen. Von allen Rücken und in allen Schluchten und Thälern brausen die schmutzigsten Ströme des widerlichsten Wassers. In den Wohnorten der Menschen, wo durch die Straßen eben solche wilde

Ströme und Wasserfälle geräuschvoll arbeiten, wird der gräulichste Unrat, den die Schneedecke lieblich verbarg, enthüllt und durch die Wege geführt. In dieser Zeit gehen die Hauptveränderungen der Bodenoberfläche der Steppen vor sich. Regenschluchten reißen sich oft in einer Nacht bis zur Klaftertiefe aus. Die Senkungen der Küste am Meere finden nun vorzüglich statt, so wie auch die oben erwähnten Verflößungen der obern Decke der Fruchterde, die so bedeutend sind, daß in einigen Tagen lange Thalstrecken mit einer mehrere Meter dicken Erdschichte bedeckt werden.

Hat sich durch lange und viele Gährungen der Frühling endlich hindurchgearbeitet, und kommen die schönen Tage des Mai, so erscheint die Steppe wie eine grüne Oase zwischen den Schneeflächen des Winters und den Graswüsten des Sommers. Die ganze Steppe, so weit sie reicht, thut dann ihr mögliches zur Erzeugung grüner Gläser; auch Tulpen, Hyacinthen, Crocus und Schneeglöckchen erheben ihre freundlichen Blumenkronen. Aber doch, welch ein mongolischer Frühling ist so ein Steppenfrühling im Vergleich mit einem deutschen oder französischen! Zwar ist Grün eine schöne, wohlgefällige Farbe. Aber wie wird man gesättigt mit Grün und Gras bei einer Reise durch das Reich des Steppenfrühlings; und wie verschwinden in dieser Einförmigkeit die farbigen Blumen! Und der grüne Mantel, den die Steppe anzieht, wie ist er so grob gewoben, wenn man ihn näher betrachtet! Nur von der Höhe des Kaleschensitzes herab findet man diese Blumen schön. Wenn man sich aber freundlich ihnen nahet, so muß man über das harte und schlechte Gewebe des Teppichs klagen. Ja, hätte man Alpenwiesen, oder nur den Rasen des Oden- und Schwarzwaldes, oder den Kunstrasen des grünen britischen Eilandes! Aber an dergleichen darf man bei der Steppe nicht denken, wo alle Kräuter groß, grob und strunkig sind und dabei sehr locker und gar nicht dicht bei einander stehen. In den ganzen großen Steppenlandschaften ist nirgends ein Plätzchen zu finden, wo man mit Gemächlichkeit ausruhen und dem Gott des Schlafes opfern könnte.

Wenn der Frühling schon so wenig Behagen bringt, so ist der Sommer ganz und gar unerquicklich und ohne allen Reiz. Der erhitzte Boden klafft überall auf und schreit vergebens nach der Labung des Regens. Die Juliwolken und Gewitter lassen keinen Tropfen entschlüpfen, donnern aber und blitzen unaufhörlich über den Köpfen der durstigen Tiere und Menschen.

Die Sonne geht in dieser heißen Zone meist feuerrot auf und unter, und um Mittag ist der Himmel ganz bleich, denn die Luft wird mit den Dünsten der Meere, Flüsse, Limans, der Tier- und Pflanzenwelt geschwängert, die aber wegen der großen Hitze nicht zum Niederschlag kommen. Die Steppe verliert ihre Frische, wird braun, endlich schwarz, als hätte alles ein verzehrender Brand versengt. Menschen und Tiere magern ab. Die Herden der wilden Ochsen und mehr noch der Pferde, die im Frühling so voll und mutig waren, sind matt und lahm. Selbst die braune Haut der Steppenbewohner, die freilich nie sehr frisch und elastisch war, legt sich schlaff in die hohlen Wangen; alles macht ein leidendes Gesicht und schleicht träge

einher. Die Wasserteiche schmelzen zusammen, die Brunnen trocknen aus und der schwarze Staub wirbelt empor.

In mancher Hinsicht ist in dieser heißen Zone die Steppe noch weit härter, als die Sahara und die Ljanos; denn ihre Hilfsquellen versiegen noch weit mehr als in jenen unwirtlichen Gegenden bis zum letzten Reste. Die Wüsten Afrikas schaffen doch, wo nur Wasser erscheint, ein Paradies, lassen Dattelpalmen und andere Oasengewächse in Fülle um jede Quelle aufschießen, wogegen in den Steppen auch selbst starke Gewässer nur in ungenießbarem Grase fließen, ohne auch nur etwas mehr zu erzeugen, als Schilf. Jene dickhäutigen Pflanzen der Wüste, welche die Säfte lange in sich halten und trotz glühendem Sande und sengender Glut frische Blüten bilden, fehlen ganz in der Steppe: die Aloe, die Kakteen, in welche, wie in Südamerika, ein durstiges Tier beißen könnte, um seine Lippen zu netzen.

Zu Ende des Juli und August erreicht die Dürre ihren höchsten Grad und geht gegen Ende dieses Monats schon wieder merklich bergab. Dann stellen sich wieder starke Nachttaue ein, und Gewitter werden hier und da vom Boden angenommen. Die bleiche Dunstatmosphäre klärt sich allmählich zu freundlichem Blau ab, und alles bildet sich mehr und mehr zum sanften Herbste hinüber. Die Lüfte werden nun äußerst sanft und mild, und zuweilen einfallende Regen halten den unholdigen schwarzen Steppenstaub nieder. Die Steppe ergrünt von neuem, und Menschen, Tiere und Pflanzen erholen sich wieder.

Mit dem Ende Septembers ist aber auch schon alle Lust wieder zu Ende, und der Oktober, der sich bei uns noch mit Weinlaub und herrlichem Himmelblau schmückt, ist schon wieder ganz Skythe und Wüstenbarbar, trübe, nebelig und regnerisch. Früchte kennt er nicht und nicht die schönen Herbstmorgen, an denen bei uns die kleine schwarze Spinne ihr zartes Gewebe in die Luft hinaushängt, auch nicht das goldgelbe Laub der Bäume und das melancholische Violett der hinsterbenden Wälder. Ende Oktober beginnt schon meistenteils das Graus und Braus der Wjugen und Samets, und gegen einen Steppennovember ist ein deutscher November als ein unschuldiger Nachsommer zu betrachten.

* *
*

Vegetation.

Obgleich die Malorossianen (Kleinrussen) durch ihre große Zahl und allgemeine Verbreitung die Hauptnation in den russischen Steppen bilden, so fehlt es hier doch keineswegs an Großrussen. Vielmehr findet man sie als Fischer, Tabuntschiks (Pferdehirten), Handelsleute, Fuhrmänner, Holzarbeiter u. s. w. im ganzen Lande verstreut. Man kommt daher überall mit ihnen zusammen, und so traf es sich denn auch eines Tages, daß ich meine Schritte neben denen eines langbärtigen, von dunkler Röte im Gesichte wie auf seinem

ponceaufarbenen Hemde glühenden Kapappen*) durch die Steppe setzte. Es war ein Fischer vom Meeresstrande, der in einem benachbarten Dorfe bei Verwandten seinen Sonntag feiern wollte. Ich sprach mit ihm von seiner diesjährigen Fischerei, und er sagte, daß es schlecht ginge. Darauf fragte ich ihn, wie ihm die Steppen gefielen. Er sagte: „Ach, Herr, wie könnte es mir hier gefallen? Was kann hier gefallen?“ — „Ist denn Euer Rußland besser?“ — „Unser Russija? Russija?**) Wie sollte sie nicht besser sein?“ — Ich sah, daß er sich erwärmen wollte, und um ihn abzukühlen, hielt ich ihm die Widerpart und fragte: Wie so denn? — „O, in Russija, Herr, da ist von jeglichem jedes, und hier — ist von allem nichts. In Russija ist das Brot besser, die Häuser besser, das Land besser, der Schnee besser, der Sommer und Winter und alle Jahreszeiten besser. Da giebt's Berg und Thal, Wald und Wiese, Brunnen, Quellen und Flüsse die Fülle. Alles wechselt ab, und alles ist schön!“ Ich sah, daß er im Zuge war, sagte nicht, daß ich auch in Russija gewesen wäre, und er fuhr in der allen Russen so eigenen bilderreichen, lebendigen und mimischen Beredsamkeit fort: „Im Lande fließen große Ströme, vor allen die prächtige Mutter Wolga mit allen ihren Kindern. Die Wälder sind groß und schön, die Eichen, Linden, Buchen, die Tannen und Fichten alle bis zum Himmel! Und in den Bäumen singen Vögel von jeglicher Art, der eine so, der andere so.“ (Er pfiff dabei den Nachtigallen und Lerchen nach.) „Ach, und in den Wäldern, welche Luft und Wohlgeruch!“ (Dabei fächelte er sich die Luft zu und atmete sie so begierig ein, als wenn sie mit lauter Veilchenduft geschwängert wäre.) „Und wie nahe ist dir das alles! Siehe hier ist deine Hausthür — du machst sie auf — trittst heraus, und da bist du gleich mitten im schönen Walde.“***) (Hierbei hielt er mich bei der Hand, und ich mußte stehen bleiben, als wenn ich die Hausthüre wäre; er aber schritt in das hohe Gras hinein, als wenn es der Wald wäre.) „Welch herrliche Musik im Walde,“ sagte er dann, „und wie die Sonne durch die Blätter scheint! Und im Rasen des Waldes auf dem Boden blühen und reifen allerlei Beeren um dich her; Erdbeeren, Herr, kleine, süße, rote, wilde Himbeeren, Brom- und Blaubeeren von jeglicher Art, so viele, viele, als du nur wünschen magst. Du kannst dich niederlegen, wo du nur willst, rund um dich herum pflücken, ohne anders als völlig satt wieder aufzustehen.“ — Dabei warf er sich gar ins Gras und raufte rund umher die Halme, als wenn es Erdbeeren wären, und ich glaube, wenig fehlte, so hätte er sie auch gegessen, um mir zu zeigen, wie gut sie schmeckten. Dann sprang er wieder auf und sagte: „Auch Pilze sind da von allen Sorten und in großer Menge. Man füttert bei uns die Schweine damit. Gras und Heu ist noch das einzige in diesem Lande, überall Gras und nichts als Gras. Und auch selbst dieses einzige, was sie

*) Spitzname der Großrussen, den sie bei den Kleinrussen der Steppe haben.

**) Russija ist das Moskowiterland, der Kern von Großrußland.

***) Die Großrussen folgten in ihrer Verbreitung den Wäldern, die Kleinrussen den Steppen.

haben, wie schlecht ist es! Holzig, struppig und den größten Teil des Jahres ohne Saft. Bei uns giebt es auch Gras, aber so hoch bis zu meinem Bart, und was für Gras, grünes, feines, saftiges, süßes. Daß Gott erbarm! Die Kühe werden ganz fett davon und so dick!" (Er stellte sich wieder hin, blies sich auf und machte sich mit Beinen und Armen so breit, als er konnte.) „Seht, und in dem allen mitten drin liegt unser Moskwa, die vor allen prächtige und heilige Stadt. Wie ich sage, dort ist von jeglichem alles. Und sagt mir, was ist hier? O! Russija wäre gewiß das erste und beste Land, wenn nur eins nicht wäre — die Herren. Die haben's verdorben." (Gewiß war er ein seiner Herrschaft entlaufener Rebell.) „Wenn wir jetzt in Rußland gingen, anstatt auf dieser öden Steppe, wie würden wir schön gulaien,*) bald an einem Bache, bald in einem Gehölz, bald durch ein Dorf. Und hier müssen wir ein paar Stunden wie die Wachteln schnurstracks im Grase hinstreichen, bis wir unser Dorf erreichen. Die Sonne brennt uns auf den Kopf, und nirgends Schatten, auch nirgends ein Erdbeerlein gegen den Durst."

In der That scheint die Natur bei der Anlage und dem Aufbau dieses Steppenplateaus so wenig Rücksicht auf den Menschen genommen zu haben, und dagegen so viel auf das grasfressende Vieh, daß sie den Menschen nur insofern dulden zu wollen schien, als er sein Dasein an einen dieser Grasfresser bindet. Die ganze Vegetation der Steppe bietet äußerst wenige, dem Menschen genießbare oder für seine Hauswirtschaft nützliche Pflanzen; nur Schilf statt Bauholz, Unkraut statt Brennholz, Dorngebüsch statt der Fruchtbäume, fürs Vieh dagegen unendlich viel Dienliches.

Daher kommt es, daß auch die Haupteinteilung der Pflanzen, von der man in diesem Lande beständig reden hört, ihren Einteilungsgrund von der Beziehung zum Viehe hernimmt. „Trawa" und „Burian" sind die beiden großen Klassen, in welche der Steppenbewohner alle Vegetabilien seiner Graswüste unterbringt. Trawa heißt Rasen, und man versteht darunter alle niedrigen, kurzen Pflanzen, welche das Vieh mit seinen Zähnen leicht bezwingen kann, auch wegen ihrer heilsamen Säfte gern genießt. Unter Burian versteht man alle die struppigen, strunkigen, hochaufschießenden Pflanzen, welche das Vieh wegen ihres holzigen, saftlosen Gewebes nicht frißt.

Die Büsche und Bäume reduzieren sich auf wenige Arten von Dornen- und Holunderbüschen, wilden Birn- und Äpfelbäumen und einige noch weniger nennenswerte Baumarten. Die Birnbäume, die oft bloßes Birn-Dorngebüsch sind, kommen hauptsächlich in den Vertiefungen und Schluchten vor; hier und da sieht man sie auch mitten auf der Fläche und dem breiten Steppenrücken stehen. Weit häufiger und auch in ordentlichen Gesellschaften sind die Dorngebüsche, die Schleh- und Weißdorn-, Hagebutten- und Brombeersträuche. Die Kosaken nennen ein solches dichtstehendes Gebüsch „Derina" und haben darin einen Ersatz für unsere Wälder und Gehölze.

*) Von dem russischen galati (scherzend umher wandeln).

Im Herbste schneiden sie sich die langen Stäbe aus den Dornen, die sie zum Lenken ihrer Ochsen brauchen; auch verfertigen sie aus ihnen die Heuschreckenaugen, indem sie eine Menge von Dornzweigen an einem Balken befestigen, sie mit Steinen beschweren und, sie fortschleifend, damit die Heuschrecken auf dem Felde töten. Selbst die Egge, mit der sie nach der Aussaat die Körner eineggen, ist auf diese Weise gemacht. Im Frühlinge freuen sich die Kosaken über die Blüte und den Duft des Schlehdorns und wandern um ihn herum, den Duft genießend.

Der Holunder steht häufig an den schroffen Ufern des schwarzen Meeres bei Odessa herum. Die deutschen Kolonisten sammeln hier seine Blüte, wenn sie noch ganz zart ist, und machen ihre im Schwabenlande so beliebten „Holderküchle" davon, indem sie die ganze Dolde in einen Mehlteich tauchen und sie wie Blumenkohl verzehren.

Eine sehr bedeutende Rolle im Leben der Steppenbewohner spielt das Schilf. Alle Häuser der Landleute sind mit Schilf gedeckt, die Zäune der Gärten werden, wenn man sie nicht von Erde aufwerfen will, aus Schilf geflochten. Man stellt dazu ganz einfach dicke Bündel von Schilf in schmalen Garben in die Erde und flicht sie mit ihren obern Enden zusammen. Ja, in vielen Gegenden bauen die Leute auch ihre Häuser aus Schilf und zwar oft ganz hübsche und wohnliche, wobei die Schilfwände so mit Lehm und Kalk überworfen werden, daß man sich einbildet, in einem steinernen Hause zu sein. Endlich dient das Schilf auch noch als Brennmaterial, wenn gleich nicht als das vorzüglichste, denn es hinterläßt noch weniger anhaltende Glut, als das Stroh. Der Dniestr und Dniepr versehen weit und breit die Umgegend mit diesem in so viele Lebensbedürfnisse eingreifenden Hauptbedürfnisse, und beständig winden sich lange mit Schilf beladene Wagenreihen aus ihren Niederungen auf die Steppe herauf. Der Dniestr insbesondere versorgt die Stadt Odessa mit diesem Artikel. Die Schilfwaldungen der Flüsse sind gemeinschaftliches Gut der anliegenden Ortschaften, und ein jeder der Ortsbewohner kann so viel herausholen, als er Lust hat. Die Krone besitzt auch große Gebiete in diesen Schilfen und schickt zuweilen ganze Regimenter zum Abschneiden hinein.

Die Gräser werden nur einmal im Jahre gemäht, denn die Steppe hat in den Monaten Juni, Juli und August zu wenig Kraft, um neue Halme zu treiben, da sie in dieser Zeit fast eben so tot wie im Winter da liegt; im September und Oktober giebt es freilich wieder Regen und Gras, jedoch wird dieses Herbstgras zum Mähen nicht reif genug, und man läßt es daher bloß vom Viehe abweiden. Die Heuernte macht den Steppenbewohnern nicht halb so viel Mühe, als uns im feuchten Deutschland, wo man das Gras Tage lang liegen lassen, trocknen, zusammenrechen, wieder auseinander breiten und abermals trocknen muß, bis man endlich einmal das Glück hat, das Heu einfahren zu können. In den Steppen gehen unmittelbar hinter den Mähern Mädchen her und Burschen, welche das gleich trockene Heu in Haufen, „Kopitzen" genannt, zusammenlegen. In diesen

Haufen bleibt es einige Tage stehen und wird alsdann heimgefahren, oder für die Überwinterung in größere Haufen gebracht, die sie „Skirten" heißen. Ja, zur Mitte des Juni ist die Trockenheit oft so groß, daß man das abgemähte Gras sogleich als Heu nach Hause oder zu Markte fährt. Da es in den schwach bevölkerten Steppen an Arbeitern fehlt, so müssen die Mäher reich bezahlt werden, und aus den Nachbarprovinzen wandert den ganzen Sommer hindurch eine Menge von Menschen in die Steppen, um sich ein Stückchen Geld zu verdienen.

* *
*

Tierleben und Hirtenleben.

Erwägt man, daß jeder Baum in der Natur Bewohner hat, die auf ihn vorzugsweise angewiesen sind, daß fast jeden Strauch und jedes Blümchen seine eigenen ihm angehörigen Tierchen umschwirren, daß im Sumpfe andere Wesen hausen, im Walde andere, auf den Bergen andere, ja, daß fast jede Höhenstufe der Berge von anderen Tierfamilien erstiegen wird — und betrachtet man dann die Steppe in ihrer großartigen Einförmigkeit, diese unbegrenzte Ebene, diesen Mangel an Bäumen und Sträuchern, diese überall gleich fette, gleich schwarze, gleich begraste Erdschicht, die keine Sümpfe bildet und ohne Seeen und Quellen bleiern da liegt; so wird man es natürlich finden, daß derselbe Boden, der eine so große Pflanzenarmut hervorrief, auch keinen Reichtum an Tiergattungen erzeugen konnte; die Fauna ist so dürftig wie die Flora.

Wiederum ist aber erklärlich, daß, so gering auch die Zahl der Geschlechter, ebenso groß die der Individuen ist. Die Steppen sind von Menschen noch wenig bevölkert, und die Kultur tritt den Tieren noch nicht sehr hinderlich und beschränkend entgegen. Daher finden die Familien, welche einmal die Steppe vertragen lernten, einen um so freieren Spielraum, und der Reisende glaubt in einem der lebensreichsten Striche der Erde sich zu befinden; zumal im Frühlinge, wenn alles grünt und blüht und sich sowohl die einheimischen Tiere lustig regen, als auch fremde Pilgrime auf der Steppe sich sammeln, die sich nachher bei der Sommerglut in benachbarte oder entfernte Länder verlieren. Alsdann erblickt man Vögel, die sich bei uns nur einzeln zeigen, Adler, Geier, Habichte, in bunten Reihen geschart, Trappen in großen Zügen, Enten, Gänse und Pelikane, die Schilfgebüsche füllend. Im Grase spielen überall die Erdhäschen in den ausgedehntesten Ansiedelungen, und Wölfe streichen zahlreich umher. Lerchen, Kibitze, Drosseln, Tauben sind allenthalben, und selbst von Insekten zeigen sich große Massen, die Schmetterlinge im Verhältnis zu der Unzahl von Blumen, die Mistkäfer im Verhältnis zu den großen Viehherden, und in schlimmen Jahren die Heuschrecken, von denen jede Abteilung des großen Zuges Legion ist.

Im Frühlinge verfällt alles in den Steppen, selbst das zahme Vieh,

in einen Zustand halber Wildheit; die Pferde in den Tabunen (Pferdeherden), die Ochsen in den Tscheredas (Ochsenherden), alles sucht die freie Steppe, oftmals selbst die Hunde. Die Hündinnen entlaufen den Städten und Dörfern, scharren sich in der Wildnis eine Höhle, werfen da ihre Jungen, fern von den Menschen, wie die Wölfe. Diese in den Steppen geborenen jungen Hunde sind den Sommer über völlig wild, scheuen die Menschen und lassen sich nicht fangen. Im Winter aber, der mit seinen Wjugen alles bändigt, durch Hunger und Kälte selbst das Wilde zahm macht und sogar den Wolf in die Dörfer treibt, da erinnern sich erst die wilden Hunde ihrer alten Herren und kommen zu den Wohnungen der Menschen zurück.

Freie Bienen, wie in den polnischen Wäldern, giebt es nicht in der Steppe, auch nicht einmal Erdbienen. Das Klima ist zu hart, zu heiß und zu kalt, und des Schutzes wie der Nahrung ist zu wenig, als daß sie sich halten könnten. Der Baum- und Wassermangel, die Armut an duft- und saftreichen Pflanzen ist schuld daran, daß die Zucht der zahmen Bienen fast nirgends gedeiht. In Odessa sind zwar einige Bienenliebhaber, deren Anzahl jedoch mit der Dürftigkeit der Gärten in dieser Stadt in Proportion bleibt. Nur das einigermaßen fruchtbare Dniestrthal zeichnet sich durch seine Bienenzucht aus. In den Steppenvorländern aber, in der buschigen Ukraine, in Kleinrußland und Podolien, wo Wälder Schutz verleihen und viele Flüsse auch selbst im Sommer in den Thälern Feuchtigkeit und Blumenblüte unterhalten, ist die Bienenzucht sehr bedeutend. In diesen Provinzen hat fast jeder Bauer Bienen, mancher oft 300 Stöcke und mehr. Dort kann man selbst auf den kleinsten Bazars den Honig, den die Kleinrussen und Kosaken sehr lieben, und wenn sie Gäste haben, mit Löffeln essen, centnerweise kaufen. Von dort kommt auch aller Honig, der von Odessa verschifft wird, von dort stammt das meiste Wachs zur Erleuchtung der russischen Kirchen.

Unter allen Tieren, welche die Steppe bewohnen, ist das edelste Geschöpf das P f e r d, das dem Menschen nutzbarste aber das Rind.

Es lassen sich im ganzen drei Hauptklassen der in den Steppen lebenden Pferde unterscheiden, die auf verschiedene Weise gehalten und gezogen werden: die Hauspferde, die Pferde der Gestüte und die der halbwilden Tabunen (Zuchtherden). Die Haus- (Arbeits-) Pferde sind die alltäglichen Genossen der Menschen, seiner Mühe und Arbeit. Die Edelleute und deutschen Kolonisten in der Steppe halten ihrer eine Menge zum Spazierenfahren, Reiten, Ackern, Warentransport u. s. w. Der kosakische und bulgarische Bauer besitzt aber immer nur e i n s, das ihm bei den kleinen Fahrten dient, zu denen er nicht gerade sein Ochsenzweigespann in Gang setzen will.

Die Pferde der Gestüte sind von den verschiedensten englischen, arabischen und deutschen Rassen und bieten in ihrer Zahmheit kein eigentümliches, durch die Steppe bedingtes Leben dar.

Anders ist es mit den halbwilden Pferden der frei in der Steppe schweifenden T a b u n e n. Die Herren der Steppe, nämlich die großen Gutsbesitzer, die sich hier ganze Fürstentümer erworben haben, die Potockis, die

Woronzows, Orlows u. s. w., besitzen so viel Boden, daß sie wegen Mangels an Mannschaft nur den geringsten Teil davon bearbeiten können; sie halten und hielten daher seit alten Zeiten neben ihren Schaf- und Kuhherden auch eben so große weitschweifende Herden leichtfüßiger Pferde, die sie überall auf die entferntesten Wiesen und die schlechtesten Weiden schicken können, um doch das sonst nutzlose Gras in nutzbare Kräfte zu verwandeln und sich so auf billige Weise in der Wildnis einen kräftigen Schlag von Pferden aufwachsen zu lassen.

Zu diesem Zweck verschaffen sie sich eine Anzahl von Stuten und Hengsten, die den Stamm des Tabuns ausmachen, und die unter Aufsicht von Hirten in die Steppe geschickt werden, um sich zu nähren und zu mehren. Der junge Nachwuchs wird immer bei den Vätern und Müttern gelassen, bis mit der Zeit die Zahl der Tiere auf die Summe gestiegen ist, welche das Gut allenfalls ernähren kann, ohne der übrigen Ökonomie zu schaden. Diese Summe steigt von 100 auf 1000. Die Benutzung besteht darin, daß man teils die dem Gute selbst nötigen Arbeitspferde aus dem jungen vier- bis sechsjährigen Nachwuchs nimmt, teils auch von diesen in der Freiheit erstarkten, mutigen und unverwüstlichen Tieren an andere Liebhaber, an die herumreisenden Remonteurs und auf den Märkten des Landes verkauft.

Es ist nicht wahr, was manche in Deutschland fabeln, daß diese Pferdeherden völlig frei*) und ohne Aufsicht wie die Hirsche in den Steppen leben. Wie froh würde da mancher arme Tabuntschik sein, dem dann die Mühe abgenommen wäre, eine halbwilde Pferdeherde zu bewachen! So heißen nämlich die Leute, die dazu bestellt werden, die Zöglinge des Tabuns vor dem Verlaufen über das Gutsgebiet zu bewahren, sie den Pferdedieben abzujagen und Acker, Feld und Garten anderer Leute vor ihnen zu behüten. Diese Tabuntschiks sind eine eben so eigentümliche Geburt der Steppen, wie die wilden Pferde selbst, und werden durch ihre Lebensweise eine so abweichende Rasse von Menschen, daß man in ganz Europa ihresgleichen sucht, und nur wieder bei ihren Antipoden in den Pampas von Südamerika ein Stück von ihrer Brüderschaft findet.

In der That erfordert das Geschäft eines Tabuntschiks eine Leibeskonstitution, die ihr Blut bei 20° Kälte eben so flüssig und munter erhält, als bei freundlichem Frühlingswetter, und deren Muskeln und Nerven auch bei zweimonatlicher Trockenheit eines Backofens dennoch so elastisch und markig bleiben, als wären sie eben im kühlen Salz der Meereswellen gebadet worden. Es gehört dazu eine Lunge, die den nächtlichen Tauhauch des Grases und den glühenden Atem des Sirokko gleich erquicklich findet, und eine Haut, die bei Regengüssen, wo kein Wassertropfen sie verfehlt, den Wasserabfluß duldet wie eine marmorne Bildsäule.

Die Schaf- und Ochsenhirten sind Wagenbewohner und führen auf ihren

*) Die ganz wilden Pferde sind jetzt kaum noch in der Kirgisensteppe zu finden.

Wanderungen beständig Wagen mit sich herum, mit denen sie sich hier und da auf kurze Zeit ansiedeln. Diese Bequemlichkeit darf sich der Tabuntschik nicht gönnen; denn die Beweglichkeit und Wildheit seiner Rosse nötigen ihn, beständig beritten zu sein; das unruhige Temperament seiner Pfleglinge läßt ihn nicht einen Augenblick Ruhe. Er haust Tag und Nacht auf seinem Pferde, welches nicht bloß sein Stuhl, sondern auch sein Speisetisch, sein Divan und seine Bettstelle ist, und diese Leute erlangen eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit darin, alle Geschäfte zu Pferde abzumachen. Wenn andere Menschen am liebsten die Ruhe suchen, muß der Tabuntschik sie am meisten verschmerzen. In der Nacht, wo die Pferde am weitesten wandern und weiden, muß er vorzugsweise bei der Hand sein, um mit wachsamem Zurufe beständig die Runde um seine Herde zu machen. Auch sind dann alle Gefahren, die von Wölfen, Dieben, Gewittern u. s. w. drohen, am dringendsten. Bei Regen= und Schneestürmen hat er es schlimmer als die Pferde selbst; denn diese dürfen sich von der Windseite abwenden, er aber muß den Stürmen Front machen, um die Herde, die bei starkem Unwetter gern blindlings über die kahle Steppe dahin streicht, zu überschauen und zurückzuhalten. Dabei muß er sich schneller tummeln, als die Pferde und die Windgötter selbst. Wahrlich, die Seele eines solchen Pferdehirten muß von Leder sein, wie seine Kleidung.

In der Regel tragen die Tabuntschiks Hosen von behaartem Füllen= oder Kalbsleder, und ein Kollett von demselben Stoffe, mit einwärts gekehrten Haaren, unter denen früher ein Pferdeherz schlug, wärmt ihre Brust. Beides hält ein lederner Riemen zusammen, den sie sich drei= bis viermal um den Leib winden, und auf dem sie sich allerlei kleine Raritäten, Metallstückchen, Münzen, Bernstein u. s. w. angereiht haben. Da sie zugleich die Ärzte ihres Tabuns und als solche im Besitz von einem Dutzend altherkömmlicher Mittel sind, so hängt ihnen gewöhnlich auch ihr ganzer chirurgischer und medizinischer Apparat am Gürtel, was ihnen das Aussehen von Schamanen und Zauberern giebt. Ihren Kopf stecken sie auch, wie alle zehn Millionen Kleinrussen und Tataren, unter die hohe Cylindermütze von schwarzen Lämmerfellen. Über ihren ganzen Anzug werfen sie noch die bei allen Hirten gebräuchliche Swita, einen aus brauner Schafwolle gewebten Mantel. An diese Swita ist oben eine weite Kapuze genäht, die über Mütze, Kopf und Gesicht gezogen wird, und in der, wie bei den alten Ritterhelmen, bloß für Augen, Mund und Nase eine Öffnung bleibt. Bei gutem Wetter hängt sie auf dem Rücken wie ein Sack herunter, und wird dann auch in der Regel nur als Tasche benutzt. Dieses letzte Kleidungsstück giebt ihnen ein besonders barbarisches Ansehen, und mir gingen immer die barbarischen Namen der Petschenegen, Alanen und Hunnen durch den Kopf, wenn so ein Tabuntschik mit seiner hohen, wie ein Ochsenkopf eckigen Sturmhaube einhersprengte.

Doch es klirrt noch mehr an solch einem Rossebändiger herum. Vor allem sein großer H a r a b n i k, die drei Klafter lange Peitsche mit kurzem, dickem Stile, alsdann seine S c h l i n g e, ein 10—12 m langer Strick, an

dessen einem Ende ein eiserner Ring zum Durchziehen des andern Endes befestigt ist. Will er ein Pferd einfangen, so wickelt er das eine Ende des Strickes um den Arm, jedoch ohne es weiter zu befestigen, damit er es nach Belieben nachschießen oder ganz fahren lassen kann, macht alsdann die Schlinge vorn recht weit, schwingt sie, zu dem Pferde, das er sich auserwählt hat, heranreitend, ein paarmal ums Haupt, schleudert sie, nie fehlend, demselben um den Hals, zieht sie ein wenig an und wirft dann mit einem tüchtigen Rucke den Gefangenen zu Boden.

Der Harabnik zum Regieren, die Schlinge zum Arretieren und endlich die Wolfskeule zum Verteidigen, das sind eines jeden guten Pferdehirten Waffen. Diese Keule ist etwa 1 m lang, vorn mit einem dicken, eisernen Knopf versehen, und hängt gewöhnlich am Sattel. Er springt mit dieser Keule seinen Pferden zu Hilfe, wenn sie nicht allein fertig werden können. Je nach Umständen schlägt er damit oder wirft sie aus der Ferne und weiß ihren eisernen Knopf den Wölfen so geschickt durch den Kopf zu jagen, wie ein tyroler Schütz seine Büchsenkugel.

Im Frühjahr, wenn die Wölfe aus dem unwirtlichen Winter den größten Hunger mitbringen, sind die Kämpfe zwischen Wolf und Pferd am häufigsten und bedeutendsten. Da die Wölfe die schwächere Partei sind, so entwickelt sich bei ihnen große List und Gewandtheit, bei den Pferden aber ein großer und edler Gemeinsinn, der sie und ihre Kinder gewöhnlich rettet. Daß ein oder mehrere Wölfe bei hellem lichten Tage sich in den Tabun machen, kommt nicht vor; sie wissen recht wohl, daß sie ohne Rettung verloren wären und von den Pferden dem platten Rasen gleich getreten würden. Bei Nacht und unter besonderen Umständen, wenn z. B. die Wölfe zahlreich und die Pferde nicht zahlreich sind, geschieht es wohl, daß ein Rudel Wölfe mitten unter den Tabun gerät, und der Kampf entwickelt sich dann so: Die zunächst angegriffenen Pferde, welche die Wölfe rochen oder ihre leuchtenden Augen auf der Steppe funkeln sahen, spitzen die Ohren, brausen und wiehern und stoßen Töne durch die Nüstern, die man durch die Nacht weithin pfeifen hört. Auf den ersten Lärm springen sogleich alle nahen Hengste, Walachen und Stuten — denn bei der Wolfsgefahr macht das Geschlecht keinen Unterschied, und aller Mut ist gleich — herbei und setzen gerade auf die Wölfe ein. Diese werden dann durch den ersten wütenden Angriff der Pferde, den sie selbst erregten, erschreckt und ziehen sich leise ein wenig zurück. Indes geht das Geschrei unter den Pferden fort, und der ganze Tabun, weit gefehlt, daß er sich zersprengen sollte, drängt sich im Sturmlaufe der gefährdeten Stelle zu. Die Mütter schreien nach ihren Jungen, und diese traben hinter den Alten her, im dicken Haufen Schutz suchend. Fühlen sich die Wölfe an Zahl stark, und peinigt sie der Hunger, so weichen sie nicht völlig, nähern sich hier und da wieder und erhaschen vielleicht ein Junges, das täppisch und schreiend mit der Mutter herbeiläuft, die selbst noch nicht wußte, wo eigentlich die Gefahr drohte. Die Mutter gerät außer sich und springt mitten unter die Wölfe, ihr Kind zu retten. Allein sie verfehlt es. Bald

sitzen auch ihr ein paar hungrige Rachen an der Kehle und legen sie in den Rasen. Aber nun fackeln die Pferde auch nicht länger. Sie nehmen ihre Jungen in die Mitte, und die Stuten mit den Walachen bilden einen Kreis, der aber nicht so starr und mit den Vorderfüßen eingewurzelt dasteht, wie ihn unsere Bilderbücher darstellen. Auf diesen Bildern haben es die Wölfe ziemlich bequem. Sie hüten sich vor den Hinterhufen der Pferde, und das Schlimmste, was ihnen begegnen kann, ist, daß sie sich den Gedanken an Füllenfleisch aus dem Sinn schlagen müssen. In der Wirklichkeit büßen sie ihre Lust gewöhnlich schwerer. Die Pferde setzen wie eine bewegliche Phalanx scharf auf die Wölfe ein und machen manchem von ihnen das verwünschte Augenleuchten vergehen, denn sie wollen sich nicht bloß verteidigen, sondern auch ihren Feind vernichten. Die Hengste gehen nicht mit in jenes Quarré, sondern bleiben draußen und umtoben es schnaubend mit wallender Mähne und mit bäumendem Schweife, als wenn jedes Haar eine Schlange wäre, zugleich als Feldherren, Fahnenträger und Schlachttrompeter. Wo sie den Wolf im Grase schleichen sehen, da springen sie Maul auf Maul gegen ihn ein und schlagen ihn mit den Vorderfüßen nieder. Man denkt bei uns, daß die Pferde alles in den Hinterfüßen haben; allein dies ist keineswegs der Fall. Vielmehr gebrauchen sie allemal zum Angriff die Vorderfüße und nur bei der Verteidigung die Hinterfüße. Der Hengst versetzt zuweilen seinem Feinde zugleich den ersten und letzten Schlag mit den vorderen Hufen, zuweilen betäubt er ihn nur, packt ihn alsdann ohne Umstände mit den Zähnen in dem Nacken und schleudert ihn durchs Gras den Stuten zu, die ihm dann den Pelz so gerben, daß auch nicht ein Knochen darin ganz bleibt. So machen es die mutigen Hengste, und in der Regel sind dies fast alle. Natürlich giebt es auch feige, die bloß aus dem großen Haufen vorwüten. Auch giebt es ungeschickte, die den Wolf beim Einspringen verfehlen, und die dann in weniger Zeit, als ein Pferdewiehern dauert, mit herausgerissener Kehle auf dem Boden liegen und das letzte Gräschen riechen. Denn wenn die Pferde geschickt sind, so ist es der Wolf nicht weniger und weiß seine Zeit abzupassen wie der Blitz.

Diese großen Schlachten der Wölfe und Pferde entspinnen sich jedoch nur selten, und immer gegen den Willen des Wolfs. Denn seine Kampfführung besteht mehr in einem Kosakenkriege, in einem immerwährenden Plänkeln. Ein allgemeiner Angriff liegt nie in seinem Plane, und Überlistung ist seine Hauptkunst. Er verfährt dabei nicht weniger schlau als Meister Reinecke. Ganz leise und vorsichtig kommt er durchs hohe Gras hergeschlichen, und zwar gegen den Wind; denn er weiß recht gut, wie unangenehm den Pferden sein Geruch ist. Er spioniert sich die Stellung des Tabuns aus. Bald entdeckt er nun auch eine Stute, die mit ihrem kleinen zierlichen Füllen etwas abgesondert weidet. Wohl hütet er sich jedoch, sogleich spornstreichs hervorzubrechen; er fällt nicht mit der Thür ins Haus. Leise und allmählich nähert er sich dem Füllen, dessen Manieren er in aller Unschuld sogar nachahmt. Wenn sich das müde Füllen ins Gras niederlegt,

streckt er sich auch nieder und thut ganz unbefangen. Indessen wittert doch die Mutter etwas Unheimliches im Grase, erschrickt und springt auf. Der Wolf legt nun wie ein Hund die Schnauze auf die Vorderfüße, macht die freundlichsten Augen von der Welt und wedelt mit dem Schwanze. Der Erfolg dieses Manövers ist verschieden. Ist die Alte täppisch und läuft sie unvorsichtig darauf zu, so springt er im Nu ihr an den Hals, reißt ihr die Gurgel aus der Kehle und läuft mit dem Jungen davon. Zuweilen ist aber die Alte eben so vorsichtig als wütend, macht Lärm, und schlägt mit einigen herbeieilenden Schwestern den Wolf auf der Stelle in die Flucht. Zuweilen aber ist die Alte weder wütend noch täppisch, sondern bloß dumm, und denkt, wenn sie den schwanzwedelnden Wolf angesehen hat, es sei wohl nur eine friedliche Hundeseele, wie ihrer eben so viele als Wölfe in der Steppe herumschweifen, weidet ein wenig mit dem Füllen auf der Seite und hegt keinen Argwohn. In diesem Falle siegt der Wolf wieder auf andere Weise. Will die Stute sich nicht gleich vollkommen beruhigen, so zieht er sich ein wenig zurück, als wolle er nichts mit ihr zu thun haben und ihr das freieste Feld lassen, kommt aber auf Umwegen wieder näher und legt sich auf einer Stelle nieder, wo ein direkter Weg zum Füllen führt, das indes müde geworden ist und wie ein Osterlämmchen im Grase liegt. Der Wolf wacht indes bedeutend. Er könnte es schon längst erschnappen; aber es liegt ihm nicht bloß am Fange, sondern auch am ruhigen Heimbringen und Verzehren, und dazu hört er immer noch die Tritte der Alten zu nahe. So unausgesetzt er auf das Junge schaut, so scharf horcht er auf die Stute, die er vor allen Wermut- und Königskerzenstauden längst nicht mehr sehen kann. Denn sie ging indes, weidend und milchreiche Kräuter suchend, weiter und immer weiter. Auf einmal, horch! welch Gestrampel und Geschnaube! Ach, der Wolf an der Kehle des kleinen niedlichen Füllens! — Man muß dabei gewesen sein, um zu wissen, wie schnell er ein solches Tierchen zerlegt. Oft bekommt es nicht einmal Zeit zum Strampeln und Schreien, und der Wolf verzehrt es in aller Stille.

Wenn auch das Leben und Treiben der edlen Wildfänge mehr die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselt, so muß er doch bekennen, daß die Herden der stillen und unbeachteten Wollträger weit häufiger seinem Blicke begegnen, und wenn vom Reichtum eines Mannes die Rede ist, hört man immer nur seine Schafe und Rinder in Anschlag bringen und selten nur seine Pferde. In neuester Zeit, wo sich die Schafzucht so sehr gehoben hat, sind die Schafe eine breite Unterlage des Reichtums geworden. Auf jedem Steppengute, wo man einen Tabun von 800—1000 Pferden findet, kann man dagegen auf 4—5 Schafherden von 2000—3000 Schafen rechnen. Eine Schafherde hatte sich binnen 30 Jahren von 1500 Stück auf 97,000 vermehrt.

Am allgemeinsten im Lande verbreiten sich die sogenannten „Fettschwänze" — das walachische Schaf. Dies ist ein großes langhaariges Tier mit einem dicken Fettschwanze, in dem es gewöhnlich 6—10, zuweilen sogar 20 Pfund Fett trägt. Seit der letzten Zeit nimmt aber

diese Rasse sehr ab und macht den Merinos und den Mischlingen mit der Landesrasse Platz.

Die gutmütigen, friedlichen Leute, die den Leib nicht wie die Tabunschiks in Pferdeleder, sondern in das weiße Vließ ihrer Zöglinge hüllen, und deren Seele eben so wenig in Wolfsfell gekleidet erscheint, heißen — in Kleinrußland, in der Moldau, bei den Tataren — überall „Tschabani".

„Irlik" heißt der große, fast 4 m lange, mit Kunst gearbeitete, am obern Ende mit einem eisernen Haken versehene Stab, welcher dem Tschaban Keule, Schlinge und Harabnik zu gleicher Zeit ist. Mit dem eisernen Haken entert er am Hinterbeine die Schafe, die er einfangen will, zugleich stößt er sie mit dem Stecken, wo es nötig ist, vorwärts, und weiß mit dem schweren Ende den Wolf auf den Rücken zu treffen und ihn mit einem Hiebe niederzustrecken.

„Swita" ist der schon erwähnte Mantel mit der schrecklichen Kapuze, den der Tschaban beim Regen sich so arrangiert, als sollte er in der Zauberflöte den Bären spielen.

„Otara" heißt die Herde der einfältigen Vließträger selbst, die 2000 bis 3000 an der Zahl unter der friedlichen Zauberflöte dieser friedlichen Bären stehen.

„Ostschacki" endlich ist der Name der den Wölfen schrecklichen zottigen großen Hunde, die zu 10—15 eine Herde von der genannten Stärke bewachen.

Außer diesen Dingen führen nun noch die Tschabans einen oder zwei Wagen bei sich, die, mit Ochsen bespannt, immer alle Lebensmittel, Medikamente, Kochgerätschaften, die Felle der gefallenen Schafe, die gewonnenen Käse und die Pelze der erlegten Wölfe hinter sich herführen. Es sind das aus uralter Zeit gebräuchliche, große, schwerfällige, mit einem hohen Dache versehene Wagen, den Reisewagen der Tataren, „Madjaren" genannt, sehr ähnlich.

So ausgerüstet zieht der Tschaban um Ostern ins Feld zu gleicher Zeit mit den Tabunen, und den ganzen Sommer mit seiner Herde (Otara) in den Steppen nomadisierend, kommt er erst im Herbste wieder heim. Ein Tschaban ist natürlich zu Fuß, denn seine Otara zerstreut sich nicht so leicht und so weit als die Tabunen. Die Schafe nähren sich auf kleinerm Raume, sind nicht so wählerisch, als die Pferde, fressen eifrig alles ab, was sie Genießbares finden, und legen sich dann ruhig zum Wiederkäuen hin, während die Pferde in ihrem Tabun nie liegen, und selbst den Schlaf stehend abmachen, wie ihr Hirt im Steigbügel. Weit um sich greifend, wogen die Roßherden hierhin und dorthin, während der tägliche Marsch einer Schafherde kaum einige Werste beträgt.

Die Marschordnung dabei ist folgende. Zunächst postieren die Tschabans ihren Wagen als Centrum, Vereinigungspunkt und einstweilige Residenz, um welche herum, den Kreis immer erweiternd, geweidet wird. Der Platz wird natürlich mit Klugheit gewählt. Es müssen gute Steppen in

der Nähe sein, wo möglich auch ein Brunnen oder Quell. Finden sie, daß die Stellung für mehrere Tage haltbar ist, so arrangieren sie sich noch weitläufiger, graben einen Herd und kleine Keller zum Aufbewahren ihrer Lebensmittel, schlagen wohl auch ein Zelt auf. Ist aber die Gegend unergiebig und abgeweidet, so ziehen sie am andern Morgen weiter. Der Wagen geht quiekend und knarrend voran und die Herde folgt nach, jedoch nicht früher, als bis der Nachttau abgetrocknet ist, denn die Schafe verschmähen es, in der Nacht, der Zeit der lebhaftesten Pferdegelage, Speise zu sich zu nehmen, und lieben nicht den frischen Morgentau. Bei gutem Wetter ist das Leiten der Schafe ein leichtes Geschäft. Ein Führer geht den Wagen begleitend voran, der Haupttschaban folgt hinterdrein, und zur Seite gehen wieder zwei bis drei mit ihren langen Irliks. Sie rufen sich beständig einander zu und geben sich Zeichen mit ihren langen Stäben. Die Hauptunterhaltung mit den Schafen läuft auf die zwei Worte hinaus: „No kudi? kudi?“ (nun wohin? wohin?), die sie fast so oft ausschreien, als sie einatmen, aus denen aber die Schafe so viel entnehmen, als ihnen zu wissen nötig ist.

Bei schlechtem Wetter aber, und insbesondere bei den in der Steppe so gefährlichen Stürmen, welche mit den sich dann oft selbst ihnen ganz überlassenen Schafen davon gehen, und ganze Herden in Flüsse und Regenschluchten treiben, sind die Schafe nicht leicht zu lenken. Aber auch sonst noch ohne schlechtes Wetter giebt es bei der unglaublichen Tölpelhaftigkeit und Dummheit der Schafe eine Menge von Ereignissen, welche das Regiment dieser Tiere sehr erschweren. Man mischt darum allen Schafherden einige lebhafte, mutige und kluge Ziegen bei, welche als Führer und Lenker dienen. Die unbeholfenen Schafe schrecken oft ohne Ursache zusammen, kommen gleich außer sich, drängen sich beim Bellen des kleinsten Hündchens, wollen oft nicht die Regenschluchten hinab und verirren sich leicht in den Schilf- und Rohrgebüschen. Sie halten im Winde schlechten Stand, und es ist unmöglich, sie, wie dies doch zuweilen nötig ist, zu einem Marsche gegen den Wind zu vermögen. In allen diesen und ähnlichen Fällen streicht nun die vorwitzige und kluge Ziege den Schafen mutig voran, führt die Otara rasch an den Abhängen der Regenschluchten und Thäler hin, leitet sie sicher durch die sumpfigen Schilfgebüsche, durch welche sich ohne sie nie ein Tschaban hindurch wagen würde, springt auf nicht allzu überlegene Hunde ein, geht gegen den Wind, wenn er nicht allzu kalt ist, und dient sonst noch vielfach der Schafdummheit als Salz und Reiz.

Ist nun der Wagen an der Stelle des folgenden Nachtlagers postiert, und sind die Schafe glücklich bei ihm angekommen, so beginnen, während diese vom Marsche ruhen und wiederkäuen, für die Tschabans mancherlei Geschäfte. Einer von ihnen spielt den Koch. Er zieht die Kessel hervor, einen für die Menschen, einen für die Hunde, und hängt sie an zwei lange Stäbe, die am Wagen befestigt sind. Mit dem Wasser und der Feuerung geht der Koch sparsam um, wenn beides nicht in der Nähe zu haben ist. Er sucht

trockenen Mist, verdorrtes Gras und Schilf zusammen, holt Wasser herbei, wenn das Faß leer ist, und läßt dann zur Freude der Hunde, die sich so viel als möglich in seiner Nähe halten, bald eine lange Flamme aufflackern. In das kochende Wasser thut er die nötigen Kräuter, die Hirse und den Kwas, und der „Borscht", dieses Nationalgericht der Kleinrussen, ist fertig. Dann schlägt er zum Zeichen für die andern Hirten an den Kessel, oder er steckt eine Fahne auf, nach deren Erscheinen die weiter entfernten schon lange schielten.

Die übrigen Tschabans haben mittlerweile andere Beschäftigung gefunden. Der eine hat ein paar Schafe, die sich krank erklärten, gefangen und nach Beratung mit seinen Kollegen ihnen Heilmittel eingegeben; der andere hat einem gefallenen Schafe das Fell abgezogen, es gereinigt und gesalzen; einige haben wiederum die Mutterschafe und Ziegen gemolken, die Milch herbeigetragen und Käse gemacht. Da sie oft 500—600 Schafe zu melken haben, so machen sie die Sache kurz ab, nehmen gleich den ganzen Euter zwischen beide Hände und drücken ihn aus wie Bacchus die Trauben. Die so gewonnene Milch stellen sie in die Sonne und lassen sie bis zum Abend gerinnen. Alsdann schütten sie dieselbe, Mageres und Fettes durcheinander, in Säcke und reihen diese um ihre Wagen rund herum, um das Wasser ablaufen zu lassen. Den so gebildeten Käse, der im ganzen Lande unter dem Namen „Brense" bekannt ist, schütten sie alsdann in die Felle junger Ziegen, die so zusammengenäht sind, daß bei der Ausfüllung die Form einer Ziege wieder herauskommt; jedoch wird die rauhe Seite nach innen gekehrt. Dadurch nimmt freilich der Käse einen sehr eigentümlichen Geschmack an, der aber als sehr pikant gelobt wird. Beim Anfüllen der Felle wird immer auf eine Lage geronnener Milch eine Lage Salz gestreut, wodurch der Käse sehr scharf wird. In Odessa sind immer solche Käsezicklein in allen Kramläden zu kaufen, und der Brense geht weit umher.

Als Intermezzo haben die andern Tschabans auch wohl einmal eine Jagd auf einen Wolf gemacht und bringen triumphierend sein Fell heran, das ihm leider die Hunde weidlich zerrissen haben. Dann haben sie verlaufene Schafe herbeigeholt, an den Wagen repariert, genäht, geflickt, den Koch zur Eile gereizt, einen Hasen erlegt, geschlafen, gewitzelt, und wer kann alles sagen, was noch auf der kurzweiligen Steppe getrieben, bis dann endlich der Kesselruf des Koches erklingt und die ehrlichen alten braunen Gesellen sich zu ihrem einfachen Mahle hinsetzen, von dem sie auch gastfrei gern jedermann mitteilen, der etwa auf der Steppe bei ihnen einspricht.

Für die treuen Hunde giebt es in der Regel einen großen Kessel voll Grützebrei. Doch wissen sich die flinken Jäger noch sonst allerlei auf der Steppe zu haschen und stellen den Vögeln und Eishäschen nach. Eben so machen sich auch zuweilen die Hirten einen Sonntag, entweder wenn der Wolf ein Schaf anriß, das sie ihm noch zur rechten Zeit abjagten und für ihre Wanderung einsalzten, oder wenn sich zwischen die Schafe Hasen verliefen, die auf der Steppe, fern von den menschlichen Wohnungen, weder

selten noch scheu sind. Auch Trappen erlegen sie mitunter, und das giebt dann festliche Tafel.

Am heißen Mittag fressen die Schafe eben so wenig als das Pferd, stehen immer auf demselben Flecke und schnaufen so leidenschaftlich, als hätte sie eben der Wolf gejagt. Wenn aber die Sonne vom Gipfel ihrer Glut herabsteigt, dann beginnen sie wieder ihr liebstes Geschäft, das Kräutersuchen. Die Schäfer lassen sie bis nach Sonnenuntergang weiden, wo sich dann alles zu der Wagenheimat wendet. Da spricht oft ein Reisender ein, der nicht weiter kann, von der Dunkelheit überrascht. Zu diesem sprechen die Hirten — mag er nun arm oder reich sein —: „Thut uns die Gnade, mit uns zu speisen!" Dann muß der Wandersmann unter dem Schutze der Hunde bei ihnen schlafen, und er bekommt den besten Platz im Wagen. Am Morgen stecken sie ihm ein paar Schafkäse zu und sprechen: „Gott mit Dir!" — Die Schlafordnung aber ist folgende:

Der Oberhirt, als der Älteste (Ataman) und die Gäste wählen die Wagen selbst zum Bette, die andern Tschabans aber treiben die Schafe in einen dichten Kreis um die Wagen herum und ziehen mit den Hunden einen Cordon um die Herde. Jeder Hirt legt sich seinen Pelz und seine Swita, die Sommer und Winter sein Ober- und Unterbett bilden, ins Gras der Steppe, und alle placieren sich in gleichen Entfernungen von einander. Zwischen je zwei Hirten legen sich drei bis vier Hunde, ebenfalls in gleicher Entfernung. Man legt ihnen ein Stück eines alten zerrissenen Mantels oder Schaffelles an den Boden. Für jeden Hund befindet sich ein solcher, besonders für ihn bestimmter Flicken im Wagen, und da nun jeder seinen eigenen Geruch am besten kennt, so legt er sich allemal da nieder, wo er seinen Flicken findet. Die so garnierte Festung zu stürmen, wagt nicht leicht ein Wolf.

Da die großen Steppenweiden und ihre Wüstennatur fast alles halb wild machen, so ist es auch natürlich, von wilder Ochsenzucht in den Steppen zu hören, und wie die Pferde sich in Haus- und Tabunenpferde teilen, so muß man ebenfalls bei den Rindern die Haus- und Steppenrinder unterscheiden.

In jeder Wirtschaft befinden sich einige Ochsen, die bei den täglichen Arbeiten dienen und vom Hause unzertrennlich sind. Da das Steppenrind zwar treffliche, aber wenig Milch giebt, so hat man jetzt viel mährisches und deutsches Vieh eingeführt, das meist braun und gelb gefleckt ist.

Das Steppenrind ist groß, hochbeinig, langhörnig und durchweg silbergrau oder weiß gefärbt. Beständig gehen lange Züge derselben nach Odessa, Taganrog und andern Orten und beleben hauptsächlich den ungeheuren Handel, den Rußland mit dieser Ware treibt. Die beiden Hauptstraßen, auf denen die Rinder ausgeführt werden, sind auf der einen Seite durch Galizien auf Mähren und Wien, auf der andern über Moskau nach Petersburg.

Wie in dem Steppenlande die Sprache für nichts an Ausdrücken reicher ist, als für das, was auf Herden und Vieh Bezug hat, so hat auch

die Rinderherde ihren besondern Namen. Sie heißt „Tschereda“ und ein Rinderhirt „Tscheredník“. Eine solche Tschereda hält 100—800 Stück allerlei Alters. Im Sommer beständig auf den großen Steppen, im Winter in luftigen Stallungen, teilt sie im ganzen mit den Tabunen dieselben Leiden und Freuden.

Die „Tscherednik s“ sind Infanteristen wie die Tschabans, denn auch ihre Zöglinge sind viel ruhiger und leichter zu treiben als die Pferde. Freilich ist der Ochse schnell genug im Weiden, er ist wählerischer in seinem Geschmacke als das Pferd, hat eine Menge von Kräutern auf der Steppe, die ihm nicht behagen, und rupft nie da, wo vor ihm ein anderer biß; aberdafür dauert sein Mahl auch nicht lange, desto länger sein Nachmittagsschläfchen zum Wiederkäuen. Den Regen erträgt er schlecht, und bei der Hitze wird er ungeduldig. Aber bei den Schneestürmen verliert er wiederum nicht so leicht den Kopf wie das Pferd, geht vielmehr rasch und geraden Weges mit dem Sturme und gegen ihn nach hause, die Wjuga müßte denn gar zu arg sein.

Den Durst erträgt der Steppenochs wiederum leichter als das Pferd. Er kann 2—3 Tage dursten, ohne große Unruhe kund zu geben. Daß er aber den Durst eben so gern löscht wie das Pferd, davon finden sich in der Nähe jedes Brunnens oder Teiches auf der Steppe merkwürdige Zeugnisse, die zu ihnen führenden „Viehsteige“ nämlich, die man als eine charakteristische Besonderheit des Steppen-Tierlebens anführen kann. Das Vieh muß aus sehr großen Entfernungen zum Wasser laufen, 6 — 7 Werste weit und noch weiter. Es wird darum nur selten getränkt, zu Zeiten nur einmal des Tages. So wie es nun merkt, daß sich die Zeit des Trinkens naht, und der Hirt zu der Gegend des Brunnens hinweidet, nimmt es einen raschern Schritt an und wird ungeduldiger, besonders wenn der Wind den Wassergeruch vom Brunnen herweht. Die Durstigen hören alsdann auf, grasend vorzuschreiten, und setzen sich in Trab, und die ganze Herde folgt ihnen bald trabend nach. Bei diesem Manöver formieren sie jedesmal mehrere (8—12) lange Reihen, in denen ganz regelmäßig ein Ochse hinter dem andern hergeht und immer gewissenhaft in dessen Spuren tritt, als hätte der Hirt sie so geordnet. Auf diese Weise treten sie alsdann die Rasennarbe völlig weg und bilden sich so Steige, die ganz und gar den Fußsteigen der Menschen gleichen. Alle diese Wege laufen neben einander in gerader Richtung, als wären sie mit der Schnur gezogen, und zielen immer direkt auf den entfernten Brunnen ab. Wenn die Richtung zum Brunnen an einem Abhange hinführt, so bilden sie eben solche Wege an diesem Abhange, der dadurch auf das regelmäßigste terrassiert wird, indem eine Reihe immer etwas höher trabt als die andere.

Was das Verhältnis des Wolfes zum Ochsen betrifft, so ist es natürlich ein eben so wenig freundschaftliches, als das zum Pferde. Jedoch sagt man, daß er dem Rindergeschlechte nicht so begierig nachstelle als den Schafen und Pferden, daß er sich aber an die Schweine noch seltener mache. In eine Herde von lauter großen Ochsen wagt der Wolf sich vielleicht noch

weniger als mitten in den Tabun, denn die Ochsen halten eben so stark gegen die Wölfe zusammen als die Pferde, und wo sich nur einer blicken läßt, da sind gleich ein paar Dutzend spitzige Hörner gegen ihn gerichtet, und befindet er sich unglücklicherweise mitten zwischen ihnen, so hat er nicht so viel Gewandtheit zum Entrinnen, als die Hörner Gelegenheit haben, ihn zu durchstoßen. Der Ochse meint es so herzhaft mit dem Wolfe, daß, wenn er ihn recht trifft, er ihn auf einen Stoß durch und durch bohrt und ihn samt den Hörnern in den Boden heftet. Nichts destoweniger schleichen die Wölfe auch hinter den Rinderherden her, und wo etwa ein lahmer oder kranker Ochse nachhinkt, da wird er ihnen zum Opfer.

Da die Halsstarrigkeit und der Eigensinn des Ochsen, wie bei allen phlegmatischen Naturen, die sich einmal verstocken, viel größer ist als bei den Pferden, so kann man sich denken, welche Mühe es kostet, solche Wesen an das Joch zu gewöhnen. Es giebt viele Ochsen, die man mit keiner Kunst noch Gewalt zur Arbeit bringt. Mit solchen ist dann weiter nichts anzufangen, als daß man sie in die Talgsiedereien schickt, die ihnen den Übermut bald ausbrühen.

Was man in der Steppe von der Halsstarrigkeit der Ochsen hört und sieht, ist, glaube ich, mehr als das, was man in dieser Beziehung vom Kamel erzählt. Wenn man einen solchen wilden Ochsen ans Ziehen gewöhnen will, so spannt man ihn zunächst mit einem alten zahmen Ochsen vor einen schweren Holzstamm, den man auf dem Boden hinschleifen läßt. Kommt man hiermit nicht zustande, und geht der wilde samt dem zahmen durch, so spannt man jenen mit fünf zahmen Ochsen an einen Pflug, ein Paar vorn, ein Paar hinten, und einen zur Seite. Da muß der wilde Gast denn allerdings wohl langsam und ordentlich mit fort, und kann er das starke Joch nicht zerbrechen, so muß er sich fügen. Nur ein Experiment bleibt ihm noch, welches er von den eigensinnigen Kindern gelernt haben muß. Er legt sich platt auf den Boden hin und läßt sich von den andern Ochsen schleifen. Dies fürchten die Leute am meisten, denn läßt man ihm dies ungestraft gelingen, so wiederholt er es in Zukunft bei jeder Fahrt wieder, die ihm mißfällt. Schlagen und zerren am Leitstrick hilft da nichts; ja die stärksten und grausamsten Mittel sind da unwirksam. Am wenigsten verträgt der Ochse die Schläge an den Wurzeln seiner Hörner; aber wenn er eigensinnig ist, so hält er die Erschütterung aus, schlägt mit dem Kopfe um sich und bleibt liegen. Oft hilft ein sonderbares Mittel. Die Leute nehmen nämlich seinen Schwanz zwischen zwei Hölzer und reiben ihn darin hin und her. Dieser Kitzel ist dem Ochsen unerträglich, und meistens springt er dann auf. Was aber ein recht eigensinniger ist, der bleibt liegen und hält aus. Dem verstopfen sie alsdann die Respirationskanäle. Davon schwillt sein Leib auf, die Augen drücken sich aus dem Kopfe, er hebt die Schnauze empor, kämpft nach Luft, und oft kommt er in diesem Kampfe auf die Füße. Aber der schlimme bleibt auch dann noch liegen, und seine Herren, in der Angst ihn zu verlieren, geben ihm schnell wieder Luft. Darauf bringen die Leute,

die wohl wissen, daß die ganze Erziehung des Tieres verfehlt wird, wenn sie nicht dieses seines ersten Eigensinns Meister werden, Stroh und Heu herbei und machen rund um ihn ein Feuer an, so daß die Flamme an seinen Seiten hinaufleckt. Die Haare versengen, die Haut springt in Blasen auf, der Ochse streckt den Hals lang auf den Boden hin und stöhnt und schnauft ins Gras, als läge er in den letzten Zügen. Das Feuer verlöscht, sein Eigensinn lodert unversehrt in vollen Flammen auf, und das Tier macht nicht die geringste Miene zum Weitergehen. Die Bauern verzweifeln endlich über diesen argen Märtyrer seines Eigensinns, spannen ihn aus, lassen den Starrkopf liegen und pflügen um ihn herum. Ein recht eigensinniger Ochse ist kapabel, so einen halben Tag auf demselben Platze zu bleiben. Sind die Menschen fern, so schaut er listig um sich und thut ganz unbefangen. Nahen sich aber Leute, so duckt er mit dem Kopfe nieder, als wollte er sich noch fester an den Boden klemmen. Endlich, endlich aber verraucht ihm doch die Laune, und was weder Feuer, noch Schläge vermochten, das bringt der Hunger zu Wege. Er sieht, daß die andern Ochsen in der Nähe weiden, erhebt sich und schlüpft zu den übrigen ins Gras.

Dritter Abschnitt.

1. Bilder aus Ungarn. Die Pußta. Die Csarda. Herden und Hirten. Eigentümlichkeiten des Magyaren. — 2. Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen. Land und Volk. — 3. Polnische Dörfer. — 4. Ruthenische Walddörfer. — 5. Aus Dalmatien. — 6. Böhmisches Land und Volk.

1. Bilder aus Ungarn.

Die Pußta.

Aus der Stromenge oberhalb Waizen tritt die Donau in die 1700 □Meilen große ungarische Tiefebene, die man etwa durch vier Punkte, Pesth im Westen, Großwardein im Osten, Tokay im Norden und Panczowa im Süden abgrenzen könnte. Dieses ganz den Charakter des westasiatischen Steppenlandes tragende Gebiet zeigt Sandflächen, wie die 200 □Meilen große Strecke zwischen der Donau und Theiß von Pesth bis Theresienstadt und Zombor hinab, die, ohne Fluß, Wald, Obstbäume, nur stellenweise von grünen Grasebenen und wallenden Kornfeldern unterbrochen ist, welche gleich den Oasen in der Sahara das Auge erfreuen. Zwischen der Theiß und dem siebenbürgischen Hochlande rechnet man nicht weniger als 120 □Meilen auf Sumpf, und wo dieser aufhört, beginnt wieder der Flugsand sein Regiment. Doch fehlt es auch hier nicht an ausgedehnten Weidestrecken und fruchtbarem Ackerland. Das fruchtbare und sehr ergiebige Ackerland bildet sogar den überwiegenden Teil, denn man rechnet auf dasselbe im ganzen 1000 □Meilen. Aber im Herbst, wenn die Mais- und Weizenfelder abgeerntet sind, verschwimmen die leeren Felder gleichsam mit der Steppe, und da die zwar großen, aber dünn gesäeten Ortschaften weit aus einander liegen, so kann man ganze Tagereisen machen, ohne ein Dorf zu berühren, ja ohne nur ein Haus zu erblicken. Die gebahnten Wege und Straßen scheinen verschwunden zu sein, nur einzelne Wagenspuren zeigen, wo am meisten gefahren wird. Endlos wölbt sich über dem Haupt der blaugraue Steppenhimmel, dessen Wolkengebilde den Anblick der Berge

ersetzen und dessen Luftspiegelung der Phantasie Seeen und Flüsse vorzaubert.

Die „Pußta" ist die von Pferde- und Rinderherden beweidete, zu Ackerbau und Viehzucht in Anspruch genommene Steppe, der von Stadt und Dorf oder dem einzelnen Herrensitz (Dominium) mehr oder weniger entfernte Vorposten — „das Vorwerk" mit den nötigsten Wirtschaftsgebäuden, das sich allmählich immer mehr bevölkert und weiter ausdehnt und so zu einem Dorfe sich gestaltet. Die Pußta hat aber weder Schule noch Kirche, noch Herrenwohnung, und da die Dörfer meist sehr weit entfernt sind, wachsen ihre Bewohner meist ohne allen Unterricht auf.

Da die aus Asien als Nomaden herübergekommenen Magyaren (spr. Madjaren) erst in ihrem europäischen Wohnsitz den Ackerbau erlernten, so ist es erklärlich, daß sie die Namen der Ackergeräte und manche auf die Feldwirtschaft sich beziehenden Benennungen von den slavischen Nachbarn entlehnten, und so ist auch das namentlich in den südungarischen Ebenen eingebürgerte Wort puszta von dem slavischen pusti (öde, leer) höchst wahrscheinlich entlehnt. Die Ungarn bezeichnen mit dem Worte Wüsten und Steppen überhaupt, und sprechen von der Pußta Sahara, wie von der gesegneten, in den ungarischen Volksliedern gefeierten Pußta H o r t a b a g y, im weiteren und engeren Sinne des Wortes.

Hortabagy, die zweitgrößte Pußta des Ungarlandes, gehört der Gemeinde Debreczin und ist nur wenig kleiner als die große Gemarkung der Stadt Maria Theresianopel, welche fast 18 □Meilen umfaßt. Es weiden auf dieser Pußta an 30,000 Rinder.

Die Zahl sämtlicher Pußten Ungarns mag sich auf 3000 belaufen.

Die Häuser der Pußta sind gewöhnlich von gestampfter Erde aufgeführt und mit Rohr gedeckt, welches in den ungeheuren Sumpfniederungen der Donau und Theiß in so großer Menge wächst, daß man es in diesen holzarmen Gegenden zum Heizen der Stuben und Backöfen verwendet. Weiter ab von den Strömen wird auch getrockneter, mit Stroh vermischter Kuhdünger als Feuerungsstoff gebraucht.

Den meisten Pußten fehlen nicht nur die Waldbäume, sondern auch die gewöhnlichen Obstbäume, die sonst so häufig eine Zierde der Dörfer sind. Auch bis zum Gemüsebau hat sich die Kultur der Pußtenbewohner noch nicht verstiegen; einzelne Arten von Gemüse, wie z. B. der Spinat, werden sogar von den Magyaren gehaßt.

Wo es keine oder wenig Bäume giebt, da fehlen auch die Singvögel; nur die Heidelerche erhebt sich trillernd von der Grasfläche oder Ackerfurche. Hier und da sitzen vereinzelt die Aasgeier auf ihrem Funde, oder durchziehen Scharen von Krähen die Gegend. Sind, was häufig der Fall ist, Sümpfe in der Nähe, so hat man das tausendstimmige Gequake der Frösche, aber auch einen Reichtum von Wasservögeln, die selten mit der Flinte verfolgt werden, mit Ausnahme des großen Reihers, dessen schöne Hinterkopffedern der Magyar gern auf den runden Hut oder die hohe Filzmütze steckt.

Die Csarda.*)

Csarda (spr. Tscharda) heißt das an der Straße in der weiten, unbewohnten Ebene einsam gelegene Wirtshaus, die „Heideschenke“, schon von weitem dem Reisenden entgegenschimmernd mit ihren weißgetünchten Wänden und dem hochragenden Brunnenschwengel. Das Pferd des Magyaren verdoppelt seine Schritte, sobald es diesen erblickt, denn es ist vom langen Ritt oder von der langen Fahrt nicht minder durstig geworden, als sein Herr. Im Hofe der Csarda stehen zur Seite die Stallungen und Schuppen für Pferde und Wagen; doch werden sie selten benutzt, denn der im Sommer wie im Winter mit seiner Bunda versehene Bauer zieht es vor, mit seinen Tieren im Freien zu übernachten und sich in seine Bunda zu hüllen, wenn das Wetter nicht zu rauh oder naß ist. Manchmal, aber nicht immer, befindet sich hinter der Csarda auch ein Gärtchen, in welchem aber gewiß kein Spinat oder der fast ebenso verachtete Kohlrabi zu finden ist, sondern nur Kürbisse, Melonen, Bohnen, Zwiebeln und Knoblauch. Die beliebte Paprika (Capsicum annuum), die Erdbirne (Helianthus tuberosus), deren Knollen von den Ungarn roh gegessen werden, auch das Maiskorn fehlen fast nie in den Gärten der Landleute. Auch Blumen findet man — vielleicht dieselben Arten, welche schon unter Bela die dunkeln Magyarenaugen erfreuten. Historisch verbürgt ist, daß schon unter Bela IV. in Ungarn Gärten vorhanden waren, in welchen italienische Reisende Zwiebeln und Knoblauch vorfanden.

Das Innere einer Csarda ist überall sehr einfach. In der von hundert bunt bemalten Tellern behangenen Küche befindet sich seitwärts von dem Ofenloche der ganz niedere Herd. In der Mitte der Küche sitzt das Gesinde des Wirts zur Mahlzeit auf ebener Erde nach alt-magyarischer Sitte und verzehrt mit hölzernem Löffel seine Lieblingsspeisen. Die geräumige Gaststube ist ungedielt, der kolossale Ofen dient innerlich zum Brotbacken und äußerlich während des Winters als Lagerstätte. Man heizt ihn auch zum Brotbacken gewöhnlich nur mit Stroh, wozu jedoch eine eigne Geschicklichkeit gehört.

An den Wänden der Stube hängen Heiligenbilder, berüchtigte Räuber und Scenen aus dem Leben derselben bunt durcheinander. Auf langen Bänken sitzen um den großen Tisch herum Bauern mit der unentbehrlichen kurzen Tonpfeife im Munde; sie plaudern über die Preise des Korns, Arbeitslöhne, Pferdekäufe, Räuber- und Diebesgeschichten, Schatzgräbereien, Gespenstergeschichten. Es gesellen sich Csikosen und andere Hirten zu ihnen, die in der Csarda vorsprechen, um sich einen guten Tag zu machen. Dem jungen roten Landweine, der in hochhalsigen Flaschen auf dem Tische steht, wird tapfer zugesprochen. Das Gespräch erhitzt sich, Bauern und Hirten geraten an einander, Knüttel und Fokosen sausen durch die Luft und machen blutige

*) Nach A. Leist.

Köpfe, bis etwa der entschlossene Wirt mit seiner Flinte mitten in den Knäuel hineinspringt und mit Donnerstimme ein „Halt" gebietet.

Die Csarda-Wirte haben einen schweren Stand, da ihr Haus gern von Räubern oder Raubmördern zum Schlupfwinkel benutzt wird, und falls sie diese zurückweisen wollten, ein Überfall oder eine Brandlegung ihnen sicher bevorsteht. Andererseits hat schon manche Csarda auf obrigkeitlichen Befehl niedergerissen werden müssen, weil man nur so das Räubernest zerstören konnte.

Kehren in der Csarda Zigeuner ein, so ist dies ein Fest für die Gäste, denn die Zigeuner sind die Nationalmusikanten, sie spielen, wie es der Magyar gern hat, allmählich immer schneller und feuriger und im Tempo genau nach den Tänzern sich richtend. Ein nationaler Tanz mit sehr raschem Tempo ist auch in andern Ländern bekannt und beliebt geworden und sein Name „Csardas" von den in der Csarda tanzenden Hirten entstanden.

Herden und Hirten.

Die Pferdeherden, welche die Steppen bevölkern, leben ausschließlich in der freien Luft; sie werden von dem Csikos (Tschikosch) gehütet, d. h. von dem kühnsten Reiter. Die Tiere bleiben mehrere Jahre lang in ihrem halbwilden Zustande bis auf den Tag, wo die Zähmung festgesetzt wird. Eines Morgens sucht sich der Csikos ein Pferd aus, das ihm gefällt; freundlich zu ihm sprechend, geht er ihm immer näher, die eine Hand ausstreckend, als wollte er es liebkosen. Das Tier blickt den Menschen von der Seite an, als ahnte es die Gefahr für seine Freiheit; es dehnt seine Nasenlöcher aus und sträubt seine Mähne, sobald es die Hand auf seinem Nacken fühlt; es ist im Begriff die Flucht zu ergreifen . . . . aber der Csikos hat seine Mütze ins Gesicht gedrückt, die Zähne zusammengebissen und sitzt schon auf dem Rücken des Pferdes, ehe noch dasselbe sich in Bewegung gesetzt hat. Nun beginnt zwischen dem Tiere und seinem Reiter ein furchtbarer Kampf. Überrascht und bestürzt macht das Tier verzweifelte Versuche, die ungewohnte Last abzuschütteln: es bäumt sich, springt seitwärts und rückwärts — alles vergeblich, der Csikos stößt in regelmäßigen Zwischenräumen seinen Mund voll Tabaksrauch aus in geduldiger Erwartung, bis es dem Tiere gefällig ist, ein Ende zu machen. Es wirft sich endlich auf die Erde, aber in dem Augenblicke, wo es sich bückt, zieht der Reiter seine Beine empor, bleibt dabei immer im Gleichgewicht, und wenn das Pferd wieder aufspringt, trägt es den Mann nach wie vor auf seinem Rücken. Nun schießt es wie ein Pfeil vorwärts, es will der unerträglichen Last entfliehen und bietet seine letzten Kräfte auf, um zu entkommen. Das hatte der Csikos eben erwartet. Er schaut nach der Sonne, merkt sich die Richtung, in welcher sein Renner die nackte Steppe durcheilt, und läßt ihn laufen. Ist das Pferd erschöpft, so fällt es nieder; dann legt ihm der Reiter das Gebiß ein, läßt es sich wieder erholen und führt es zahm und geduldig zurück.

Es ist ganz charakteristisch für den ursprünglich nomadischen Magyaren,

daß er einen so großen Reichtum von Worten für die Viehzucht hat. Während der Kuhhirt eines Dorfes schlechtweg Csordas genannt wird (von Csorda, die Herde), heißt der, welcher die Rinderherden der Pußten, vornehmlich die zur Mast bestimmten Ochsen hütet, der Gulyas (Guljahsch), von Gulya, die Rinderherde. Die Gulyasen sind starke, stämmige Burschen, die auch den Kampf mit dem wütendsten Stiere nicht scheuen. Die ungarischen Rinder sind hoch und schlank gebaut, aus ihren Augen leuchtet ein lebhaftes Temperament; werden sie in der Hitze von Insekten geplagt, so rennen sie wohl im schnellsten Lauf wild nach allen Richtungen. Aber der Gulyas macht sich aus der nächsten besten Pferdeherde beritten und rennt ihnen nach, und mit Hilfe der drei Klafter langen Peitsche und der nie fehlenden Hunde sind die Flüchtigen bald wieder vereinigt. Man sieht diese Gulyasen auch wohl in eine Rinderherde hineinreiten, ein schweres einjähriges Kalb beim Schwanze packen und es mit einem Ruck in den Sattel heben.

Die Lieblingsspeise dieser Hirten, das Gulyasfleisch, ist zugleich eine ungarische Nationalspeise und wird aus klein geschnittenen Stücken Rindfleisch (auch wohl Schöpsenfleisch) mit Speckwürfeln gemischt, was man zusammenschmoren läßt, bereitet. Als Gewürz dient der rotschotige spanische Pfeffer Paprika, der in so reichem Maße hinzugethan wird, daß es dem ungewohnten Gaumen wie Feuer dünkt.

Der Schafhirt der Pußta heißt Juhasz (Juhahß) von Juh, das Schaf. Die Juhaszen sind unter allen ungarischen Hirten die gutmütigsten und vergnügtesten; sie spielen vorzüglich den in Ungarn so beliebten Dudelsack oder eine Art Pfeife, welche Furolya genannt wird. Der langsamen Gangart ihres Wollenviehes entsprechend reiten sie auf einem Esel, der bei gutem Wetter auch die zottige Bunda trägt, welche zugleich Mantel, Matratze und Deckbett ist. Stundenlang schaut der Juhasz auf seinen Stock gelehnt der weidenden Herde zu, schnitzt auch wohl zum Zeitvertreib Löffel oder strickt Strümpfe. Die Pfeife darf ihm aber nicht ausgehen, und er spricht auch wohl den vorüberziehenden Wanderer um Feuer oder eine Pfeife Tabak an. Seine treuen Begleiter sind die großen langhaarigen, weißen Schäferhunde, vor denen die Wölfe mit Recht gewaltigen Respekt haben. Man glaubt, daß die Magyaren diese Hunderasse aus dem nördlichen Asien mitgebracht haben, da sie große Ähnlichkeit mit den sibirischen Hunden zeigt.

Auf 80—100 Schafe kommt ein Schäfer; da man nun im ganzen wohl 17 Millionen Schafe in Ungarn zählt, so ist die Zahl der Juhaszen nicht gering.

Etwas verrufen sind die Kanaszen*) oder Schweinehirten, wilde Gesellen, die einen weißen, aus Kotzentuch verfertigten Mantel tragen, der mit rotem Tuch gefüttert ist und „Szur" genannt wird. Von ihren Schläfen hängen die schwarzen Haarzöpfe herab, auf die sie täglich viel Sorgfalt und Schweinefett verwenden. Als beständige Handwaffe dient ihnen die „Balta",

*) Kan — das männliche Schwein.

ein kurzstieliges Beil, das sie mit großer Sicherheit werfen, und womit sie im Bakony-Walde früher auch wohl manchen Reisenden umgebracht haben mögen. Wollen sie ein Schwein aus einer Herde rauben, so saust die Balta dem auserſehenen Opfer ins Genick. Wegen der Eichelmast sind die Schweineherden im Bakony-Walde besonders zahlreich, doch werden sie auch in die slavonischen Wälder aus den angrenzenden Komitaten Ungarns getrieben.

Unter den Kanaszen ist der Kastengeist besonders ausgebildet, und sie halten eine Art Vehmgericht über diejenigen, welche nicht in allem fest an ihren Gebräuchen und Gerechtsamen halten. Auch haben sie bestimmte Plätze im Lande, wo sie zusammenkommen, um sich über ihre Angelegenheiten zu beraten und mit denen einen Kontrakt zu schließen, die ihrer bedürfen.

Eigentümlichkeiten des Magyaren.*)

Die eigentümliche Nomadennatur des Magyaren hat sich trotz aller Berührung mit europäischer Civilisation und aller Bildung, zu welcher das magyarische Volk selbst gelangt ist, nicht verwischen lassen. Diese treuen Gefährten Arpads**) — seit einem Jahrtausend sind sie immer noch dieselben geblieben. Gleich ihren Vätern tragen sie immer noch denselben Schnurrbart, dieselben bespornten Stiefeln, der friedsame Bauer zeigt noch immer dasselbe kriegerisch-männliche Gesicht und denselben kriegerisch-trotzigen Gang. Auf dem Boden, den er als Soldat erobert hat, ist der Ungar Soldat geblieben; er lebt mit seinem Pferde noch immer wie ein Reitersmann. Schon der erste Anblick eines Dorfes zeigt die Herkunft seiner Bewohner; man merkt, daß es ein kriegerisches Nomadenvolk war, welches sich da festgesetzt hat; — eine lange und breite Straße, durch eine Häuserreihe gebildet, deren Linie überall von gleicher Höhe, von gleichen Zwischenräumen durchbrochen ist, giebt dem Ganzen das Ansehen eines Lagers. Es sieht gerade so aus, als sollten beim ersten Signal die Zelte abgebrochen werden, und als wollten die Einwohner ihre Pferde besteigen, um ein anderes besseres Land zu suchen und zu erobern. Die Kirche in der Mitte des Dorfes bezeichnet die Stelle, wo früher das Hauptzelt des Anführers stand.

Vergebens sucht man in diesen Dörfern und Flecken nach Schatten; es scheint, als hätten die Ungarn aus ihrer asiatischen Heimat den erblichen Haß der Morgenländer gegen die Bäume auch in Europa nicht vergessen.

Wie bei den Städten des Orients befindet sich hier am Eingange jedes Dorfes der Gottesacker, aber ohne Zaun noch Mauer. Auf den Gräbern

*) A. de Gerando: Voyage en Transylvanie.

**) Die Magyaren oder Ugren, eine trefflich berittene Räuberbande, vielleicht Nachkommen der Hunnen, waren zuerst aus Asien in das südliche Rußland gekommen, drangen dann weiter unter Almus bis nach Pannonien an die Ufer der Donau und Theiß vor und setzten sich hier, nachdem sie den Mährenfürst Swatobluk geschlagen hatten, unter Arpad, dem Sohne Almus, fest. (888 n. Chr.)

stehen geneigte Pfähle, und die Toten haben alle ihr Gesicht nach Osten gekehrt.

Es sind alle diese Flecken bloße Stationen, wo im Momente der Eroberung einzelne Teile des großen Heeres Halt machten. Wenn man Ofen, die Hauptstadt des Adels, und Pesth, die prächtige Handelsstadt, nebst ein paar neuangelegten Städten ausnimmt, so sind alle diese Häuserhaufen von 10,000, 20,000 und noch mehr Einwohnern trotz ihrer Größe doch bloße Dörfer mit breiten sandigen Straßen, in denen Hunderte von Pferden mit Bequemlichkeit galoppieren könnten. Nur die Zahl der Straßen ist vervielfacht.

Die Kleidung der Ungarn ist höchst eigentümlich. Die Bauern tragen ein Hemd mit weiten Ärmeln, das nur bis auf die Hüften reicht, und wenn es von dem Winde aufgehoben wird, den von der Sonne gebräunten Rücken sehen läßt. Von den Hüften an beginnt das weite Beinkleid von Leinwand, gagya genannt, das in die Stiefeln geht. Die gagya wird vermittelst eines Riemens oder eines Tuches an den Leib befestigt, so daß der Bauch zurück und die Brust rund gewölbt hervortritt. Über die Schultern werfen sie die bunda, einen Pelz von Schaffellen. Ihr Kopf ist mit einer Mütze in der Gestalt eines tschako bedeckt, oder auch von einem Hute mit breiten Rändern. Die reichen Bauern und kleinen Edelleute tragen über die gagya noch eine engere Hose von Tuch, die mit Tressen besetzt ist und gleichfalls in die Stiefeln geht; ganz husarenmäßig ziehen sie den Dolman an und lassen den Pelz darüber hängen. Dieser Anzug hat eigentlich erst die Husarenuniform hervorgerufen. Der Riemen um den Leib hat sich in den reichen Gürtel umgestaltet und die Bunda in den kurzen goldgestickten Pelz.

Nach der Erzählung der alten Geschichtsschreiber trugen die Magyaren ursprünglich geflochtene, mit Bändern verzierte Haare; die sarmatische Sitte, den Kopf zu scheren, ward unter den polnischen Königen eingeführt, hörte aber mit Eintritt der österreichischen Herrschaft auf; dann flochten die Ungarn abermals ihre Haare und ließen sie in langen Flechten herabhängen, eine Gewohnheit, welche die nach Frankreich von Ludwig XIV. berufenen Husaren noch beibehielten, als sie schon in ihrem Vaterlande abgekommen war. Heutzutage tragen einige das Haar rund um den Hals abgeschnitten, andere lassen es auf die Schultern herabhängen.

Die Frauen tragen ganz so wie die Männer schwarze oder rote Stiefeln. Sie gehen in einem kurzen Unterrock, einem farbigen Leibchen und des Winters in einem Schafpelz; ihre Haare, die sie in einer Flechte auf den Rücken fallen lassen, so lange sie Jungfrauen sind, knüpfen sie als verheiratete Frauen auf der Spitze des Kopfes zusammen.

Der magyarische Bauer übt in seinem Hause eine unbestrittene Gewalt aus. Er nennt seine Hütte und den Raum, der sie umgiebt, wäre er auch bloß 2 m breit, stolz „mein Gut", seine Frau und Kinder „meine Leute". Ihrerseits spricht die Frau von ihm und zu ihm nie anders als „mein Herr" und dutzt ihn niemals.

Das Haus des magyarischen Bauers wird mehreremale im Jahre ge-

weißt. Ganz nach morgenländischer Art ist es selten, daß ein kleines Fenster auf die Straße hinausgeht. Die Stühle sind von Holz und sehr hoch; zwei, höchstens drei bereits gestiefelte und gespornte Kinder spielen am Herde. Der Ungar hält es für unwürdig, sein Haus mit den „Schreihälsen" anzufüllen.

Vier Jahr alt wird der Kleine schon auf ein Pferd gesetzt; er klammert sich mit seinen beiden kleinen Händen an die Mähne des Pferdes fest, und sobald er merkt, daß er festsitzt, bedenkt er sich nicht lange, das Pferd mit seiner Stimme anzuregen. An dem Tage, wo er galoppiert, ohne herunter zu fallen, spricht der Vater mit ernster Wichtigkeit zu ihm: „Ember vagy" — „Du bist ein Mann". Das stolze, edle Selbstgefühl, welches einst seine Vorfahren belebte, ist noch vorhanden, das Wort „Ehre" — „bestület" kehrt oft in seiner Rede wieder; alles, was er thut, ist bestület, eines Mannes von Ehre würdig. Wenn er dich im Galopp eine ganze lange Poststation gefahren hat, spannt er seine Pferde aus, grüßt und wünscht dir eine glückliche Reise. Du mußt ihn daran erinnern, ob er denn nicht ein Trinkgeld nehmen wolle, und wenn er es empfangen hat, ist er damit zufrieden, es mag wenig sein oder viel; er wird nie ein Mehreres fordern, denn das wäre nicht bestületes. Des Abends, wenn er sein Tagewerk vollbracht hat, raucht er, vor seiner Thür sitzend und sich den Schnurrbart streichend.

Wenn er auch der unumschränkte Gebieter in seiner Behausung ist, so behandelt er doch die, welche er „seine Leute" nennt, mit vieler Güte; er ist wie alle Starke sanftmütig. Nie mißhandelt er seine Frau, niemals zwingt er sie zu überschweren Arbeiten; sie weiß, daß sie an ihm einen Freund, eine Stütze, einen Beschützer hat, empfängt auch von ihm die zärtlichsten Namen „meine Rose, mein Stern" u. s. f. Die magyarische Sprache ist gleich allen asiatischen mit Metaphern angefüllt, sehr bilderreich und anschaulich. Sie enthält eine Menge von Höflichkeitsformeln, die man an seine Nachbarn, seine Freunde, seine Gäste richtet. Wenn du in irgend einem Dorfe Halt machst, so wirst du aus dem Hause, vor welchem du still hältst, alsbald den Bewohner desselben treten sehen, wie er seinen Hut abnimmt und dir seine Gastfreundschaft anbietet. Wenn du von ihm scheidest, wird er eine förmliche Dankrede an dich halten, und die Segnungen des Himmels auf dich herabflehen; das alles mit einer wunderbaren Leichtigkeit, Gefälligkeit und Würde, wie solche nur den Orientalen eigen ist.

Der Magyare ist gern Soldat, denn er folgt da nur seinem eigenen kriegerischen Naturtriebe; unter dem Feuer unerschrocken, wie der Franzose, ist er wie dieser geschickter zum Angriff als zur Verteidigung. Am liebsten kämpft er zu Pferde, denn „lora termet a' magyar" — „der Ungar wird zu Pferde geboren", sagt ein altes Sprichwort. Man kann auch wirklich sagen, daß diese Nation ihr Leben auf dem Pferde zubringt; sie hält den Mann für keinen Mann, der kein Reiter ist. Ihre Pferde, von der tatarischen Rasse, sind klein und mager; sie scheinen aus lauter Atem zusammen-

gesetzt zu sein, denn sie laufen mit unglaublicher Ausdauer und Behendigkeit, ohne Eisen, oft ohne Gebiß, ohne anderes Geschirr als einen einfachen Strick, der einmal um ihre Brust gewunden ist. Sie stampfen ungeduldig mit ihren Hufen den Boden, bis sie das Wort „ne“ ihres Reiters vernehmen, um wie der Wind davon zu brausen. Jedesmal, wenn ihr Herr zu ihnen spricht, heben sie den Kopf in die Höhe und bewegen die Ohren; nur sehr selten kommt er in den Fall, sie zu schlagen; er begnügt sich, mit der Peitsche einen Kreis um ihren Kopf zu beschreiben.

* *
*

Diesen noch heute zutreffenden Bemerkungen des Herrn v. Gerando lassen wir folgende des Professors Dr. Wutzer*) folgen.

„Die Magyaren zeigen eine nicht gewöhnliche physische Kraft; sie sind sich des Übergewichtes, welches sie in dieser Hinsicht über manche Völker besitzen, so bewußt, daß sie dieselben als Schwächlinge und verzärtelte Menschen verachten. Es ist eine jedem Arzte auffallende Erscheinung, wie die Umwohner der Sümpfe und Moräste Ungarns oft Jahre lang den Wechselfiebern zu trotzen vermögen, an denen Fremde mit Ausnahme der kalten Jahreszeit fast ununterbrochen leiden.

Die nachhaltige Ausdauer der Magyaren unter den Strapazen des Krieges ist bewundernswert, und ihre Haltung trägt schon im Frieden etwas Martialisches an sich.

Die Schädelbildung zeigt sich jetzt als eine edle Varietät der kaukasischen Rasse; doch ist sie in beiden Schläfegegenden etwas abgeflacht. Die Stirn ist hoch, und die oberen Augenhöhlen-Ränder überragen die Augenhöhlen selbst ziemlich auffallend. Daher liegen die Augen tief, und ihr Ausdruck erhält dadurch um so eher etwas Finsteres und Herrisches. Die Augenlidspalte ist bei den Bewohnern der Ebene eng, weil sie, dem grellen Lichte ausgesetzt, jene nur wenig öffnen. So scheinen die glänzenden feurigen Augen viel kleiner, als sie wirklich sind. Bei den niederen Klassen ist die Kinnlade hervorragend, breit und stark, die Muskeln, welche die Schläfegruben füllen, treten merklich hervor. Dasselbe ist mit der Nase der Fall; man sieht in der Regel gerade starke, indessen auch nicht selten Adlernasen. Die Gesichtsfarbe ist nur bei den Frauen der höheren Stände rein weiß, bei den Männern gewöhnlich gebräunt, meistens dunkel, ebenso die Farbe der Haut, des Halses und der Brust. Das Rot der Wangen tritt mühsam und dunkel hervor. Das dunkelschwarze Haar hängt über dem Nacken und den Ohren lang herunter; es wird häufig mit Fett getränkt und durch ein Band zurückgebunden. Im allgemeinen sind die Körperverhältnisse regelmäßig; die Statur der Männer hoch, die Brust breit.“

Schon in frühesten Zeiten hat ihnen fester Mut und Entschlossenheit

*) Reise in den Orient Europas (Elberfeld 1860) I.

die Kraft verliehen, die an Zahl weit überlegenen slavischen Völkerstämme aus den fruchtbaren Ebenen, dem Centrum von Ungarn, gegen die Gebirge hin zurückzudrängen; jene entsprechen vielmehr ihrem nomadisierenden Hirtenleben und der Bequemlichkeit des Ackerbaues.

Die Gastfreundschaft ist den Magyaren von ihren Vorfahren her geblieben — doch hat sie in neuester Zeit durch die Magyaromanie, d. h. die Sucht, allen andern Nationen gegenüber nur das Magyarische gelten zu lassen, einen argen Stoß erlitten.

Von jeher war der Magyare geneigt, seine Vorzüge zu überschätzen und den Slaven gegenüber fühlte er so seine Überlegenheit, daß sich das echtmagyarische Sprichwort bilden konnte: „Der Slave ist kein Mensch und die Hirse keine Speise."

2. Erinnerungen an Ungarn und Siebenbürgen.*)

Land und Volk.

In Ungarn ist beides, Armut und üppiger Reichtum, vereint, wie denn überhaupt die entlegensten Gegensätze sich in diesem Lande begegnen. Im Süden, an der untern Donau, hat dasselbe ein fast italienisches Klima, im Norden, an den Karpathen, fast ein sibirisches, so daß es keine Seltenheit ist, daß, wenn dort die Ernte beinahe reift, hier die Frucht erst aufgeht; daß, wenn man dort mit Bequemlichkeit zwei Ernten in einem Jahr gewinnen kann, man hier oft genug die eine nicht einbringt. Im Süden kommen zwar auch zuweilen strenge Winter vor, aber sie gehen rasch vorüber, und die Vegetation tritt mit einer Kraft und Üppigkeit hervor, wie man es sich kaum vorstellt. Im Norden dauert der Sommer nur wenige Monde, ist auch, außer in geschützten Thälern, meist feucht und kühl, und die Vegetation entwickelt sich in dem Gebirgslande langsam. Hier versagt die Natur fast alles, während sie dort ihr Füllhorn ausgeschüttet hat. Wenn man die Menschen und Tiere beider Enddistrikte neben einander stellte, so würde man sie nicht für Bewohner eines und desselben Vaterlandes ansehen. In den reichen Marschländereien der Donau- und Theißniederungen herrscht mit seltenen Ausnahmen fast dauernd ein Überfluß, mit dem man die größte Verschwendung treibt; dagegen leiden die Ein- und Umwohner der Karpathen nicht selten den drückendsten Mangel, erliegen wohl gar der Hungersnot. Der Mangel an gebauten Straßen und an Kommunikationsmitteln überhaupt sperrt die Gegenden von einander ab, so daß für die einen der Überfluß ebenso ein Übel wird, wie für die andern der Mangel.

*) Nach J. G. Elsner.

Der ungarische Bauer hat in seinem oft sehr geräumigen Gehöfte keine Scheuern, weil er sich nicht die Mühe nimmt, sein Getreide einzufahren, sondern es gleich im Freien in Haufen, „Triften" genannt, aufstellt. Hier läßt er es von seinen Pferden austreten. Wie viel dabei oft verwüstet wird, läßt sich denken.

Auch in den Städten zeigen sich die größten Kontraste. Pesth ist eine fast aus lauter Palästen zusammengesetzte Stadt, eine der schönsten in ganz Europa, obwohl echt orientalisch in ihr Pracht und Armseligkeit, Schmutz und Staub eng verbunden sind und selbst auf den schönsten Promenaden die Pußta mit ihrem Vieh zum Vorschein kommt. Welch eine Kluft aber zwischen ihr und den kleinen Landstädten! Ich will eine von den letzteren, deren es in großer Menge giebt, nur mit wenigen Umrissen zeichnen. Drei Meilen von Arad liegt das Städtchen Symany (Schimani). Wenn man dasselbe betritt, so hat man auf einem von Kot zusammengeworfenen Damme, der zugleich als Straße gilt, sehr aufmerksam zu balancieren, damit man nicht in die neben demselben sich hinziehenden Lachen und Sümpfe gerät, wo man in flüssigen Kot versinken und Gefahr laufen würde, zu ersticken. Zur Rechten und Linken stehen einzelne Hütten, von denen eine immer noch erbärmlicher ist, als die andere. Häuschen mit Erdgeschoß, deren Wände von gestampfter Erde und etwas mit Kalk übertüncht sind, erscheinen hier als Paläste, zumal wenn sie noch grüne Jalousieen vor den Fenstern haben. Auf dem Platze (Markte) sieht man mehrere Schlammgruben, in denen an den Markttagen die Schweine sich gütlich thun. Neben einer derselben ist das Rathaus, ähnlich einer Hirtenwohnung in einem deutschen Dorfe. Die ganze Stadt besteht aus zwei Gassen, die sich auf dem Markte durchkreuzen und in der Bodenlosigkeit des Weges wetteifern. Bei nasser Witterung schleift der Wagen auf den Achsen fort, weil die Räder keinen Grund finden, auf dem sie eingreifen und sich umdrehen könnten. — Wie aber, fragt man, kommen da die Fußgänger fort? Wer nicht stark und kräftig ist, der wagt sich nicht heraus, und es tragen Männer und Frauen große juchtene Kotstiefeln, in welchen sie den Feind überwinden. Gewohnheit macht übrigens die Sache erträglich.

Wer aber glauben möchte, ich hätte die Sache übertrieben, der komme in eine solche Stadt, und er wird noch manches hinzuzusetzen finden.

Reist man von Pesth weiter nach Osten, so kommen schon Scenen, die gar nicht mehr europäisch sind und den sonderbarsten Eindruck machen. Da sieht man z. B. Karawanen von Fuhrwerk, das von lauter Walachen besetzt ist. Der Habitus dieser Menschen ist so eigentümlich und hat so viel Ähnlichkeit mit dem, wie man sich die Wilden in Amerika denkt, daß man im Anfang ganz in ihren Anblick sich vertieft. Man tritt zu diesen Menschen voller Furcht und Mißtrauen heran, findet aber bald, daß sie viel Gutmütigkeit besitzen, ja noch ehrlicher sind, als viele sehr civilisierte Leute.

Ist man auf einer und derselben Ebene zwei Tage lang im vollsten Galopp gefahren, dann empfindet man ein wahrhaftes Wonnegefühl, ein-

mal wieder Berge zu erblicken. Sobald man den ersten Gebirgskranz überschritten hat, tritt man in ein neues, von Ungarn gänzlich verschiedenes Land — Siebenbürgen. Enge Pässe führen in dies romantische Bergland, wo noch Bären und Wölfe hausen, wo die Bergeshäupter noch im Schnee erglänzen, wenn auf der Ebene schon die Ernte naht, wo man Zuflucht findet vor dem Staube und der Hitze der Pußten und das Auge sich wieder erquickt an dem saftigen Grün der Bergwiesen und an einer frischblühenden mannigfaltigen Flora.

Das Volk ist arm, aber fröhlich und heiter. Sorgloser können selbst die Wilden nicht sein, als die Walachen. Wird ihm eine reichliche Ernte zuteil, so sieht der Walache das als eine Fügung des Himmels an, der Ruhe und dem Müssiggange sich zu überlassen. Da darf man sich nicht wundern, wenn die Dörfer nur notdürftige Hütten sind und allenthalben die bitterste Armut sichtbar ist. Übrigens hat dieser Volksstamm außerordentlich wenig Bedürfnisse, und solche, die leicht zu befriedigen sind. Was mir an den Ortschaften der Walachen gefiel, und was sie vor denen der Magyaren auszeichnet, das sind die Obstgärten. Überall, auch um die elendesten Hütten, zieht sich ein Gärtchen mit Obstbäumen, wo bei den Ungarn alles kahl und öde ist. Die Pflaumen (Zwetschen) pflegt man vorzüglich, denn sie geben den Stoff zu dem beliebten Slibowitz (Zwetschenbranntwein), den man in jeder Haushaltung selbst zubereitet. Daher ist auch die Trunkenheit — ohnedies eine Leidenschaft der Walachen — in den Jahren am größten, wo die Zwetschen gut geraten.

In einem Dorfe an der Marosch in Siebenbürgen, einem Grafen gehörig, wurden Schafe gewaschen, die dabei angestellten Walachen und Zigeuner waren alle sehr munter und betrachteten die Sache als ein Fest. Da die Schafe Tiere von edlem Blute waren, so mußte große Sorgfalt auf sie verwendet werden, welche die Leute aber, da sie bereits anfingen, von dem gespendeten Branntwein berauscht zu werden, mitunter aus den Augen setzten. So kam es denn, daß ein edler Widder aus der Reihe ging und in den Strom geriet, von welchem er fortgetrieben wurde. Kaum sah ich dies, als ich einem dabei befindlichen deutschen Schäfer zurief, ihm nachzugehen; er getraute sich aber nicht, weil er des Schwimmens unkundig war. Da wandte ich mich rasch an einen alten, nicht weit von mir im Wasser stehenden Zigeuner, zeigte ihm einen Zwanziger als Prämie, und im Nu stürzte er sich in den Strom, kam dem Widder nach, erfaßte ihn bei den Hörnern und brachte ihn im Triumph heraus. Der Jubel seiner Kameraden war groß, aber alle beneideten ihn um den erhaltenen Preis, und man sah es ihnen an, daß, hätten sie anders gekonnt, sie noch mehrere der edlen Tiere hätten in den Strom treiben lassen, um eine gleiche Prämie zu gewinnen. Nach vollendeter Wäsche belustigten sie sich damit, einander ins Wasser zu werfen. Da mehr Walachen als Zigeuner waren, und diese von jenen geringschätzig behandelt werden, so wurden von ihnen mehrere an Händen und Füßen gefaßt und platt ins Wasser geworfen, so daß sie tief untertauchten und oft-

mals weite Strecken mit dem Strome trieben. Dennoch geriet keiner in Gefahr zu ertrinken. Indes mußte auch mancher Walach das kalte Bad nehmen, wenn ihn die Zigeuner unerwartet angriffen und über Hals und Kopf in den Fluß warfen. Sieht man diese Menschen in ihrer äußern Erscheinung, so hält man sie für elend und bedauernswert; beobachtet man sie aber in ihrem Leben und Treiben und sieht den überall herrschenden Humor, so möchte man sie fast beneiden.

In den Dörfern selbst duldet man die Zigeuner nicht, sondern gestattet ihnen nur, sich außerhalb in der Nähe derselben anzusiedeln, wo sie sich Erdhütten bauen, die sie oben mit Baumzweigen, Maisstroh und Erde bedecken. Sie wählen dazu gern Hügel und lehnen sich an dieselben, indem sie sich gleich Hamstern hineinarbeiten. Diese Hütten sind sehr zahlreich bewohnt, und es haust darin alles durcheinander, jung und alt, Mensch und Vieh.

Die größeren Städte dieses Landes fand ich, wenn auch nicht eben schön gebaut, doch schön gelegen. Die Hauptstadt Klausenburg, am Fuße des Gebirges in einem reizenden Thale gelegen, mit dem ganz malerisch auf einem Felsen thronenden Schlosse, fand ich sehr belebt, und ich hatte anfangs Mühe, ein Unterkommen in einem Wirtshause zu finden. Endlich führte mich mein guter Stern vor das Thor, und da fand ich denn eine ganz komfortable Herberge, gute Küche, ein reinliches Zimmer und eine hochgewachsene hübsche Walachin als Stubenmädchen. Ich hatte von dem Wohlklange walachischer Lieder gehört und bat daher meine Kellnerin, mir eins zu singen. Ohne sich zu zieren, bemerkte sie bloß, es werde sehr schlecht ausfallen; sie sang aber mit einer klaren und vollen Stimme so anmutig, daß ich ihr Stunden lang hätte zuhören können. Die Ähnlichkeit der walachischen Sprache mit der italienischen macht auch den Gesang in ihr für das Ohr sehr wohlklingend.

Sehr romantisch liegt Thorda (Thorenburg), und es nimmt sich diese Stadt in der Ferne besonders schön aus, so häßlich und schmutzig sie auch in ihrem Innern ist. Viel kleiner als Klausenburg, ist sie auch weit weniger belebt und gleicht, namentlich wegen der großen Viehherden, denen man zur Zeit des Austreibens begegnet, mehr einem Dorfe als einer Stadt. Zu den Zeiten der Römer war sie aber ein wichtiger Platz, und man stößt in ihr allenthalben auf römische Altertümer.*) Reist man weiter gegen Süden, so kommt man bei Karlsburg in die Nähe der reichen Gold- und Silberbergwerke, in denen noch unermeßliche Schätze verborgen liegen, welche zwar angesprochen, aber bei weitem nicht in dem Grade ausgebeutet werden, als sie verdienen. Der Bergbau ist hier noch in seiner Kindheit. Oft sind schon große Stücke von gediegenem Gold und Silber hier gefunden worden.

---

*) Die weltbeherrschenden Römer hatten auch in diesem fernen Lande, von ihnen Dacia genannt, ihre siegreichen Adler aufgepflanzt. Die Provinz Ungarn hieß Pannonia.

Die österreichische Monarchie ist bis zu ihren äußersten Enden mit Schätzen gesegnet, welche, da man erst anfängt, sie zu benutzen, noch für eine späte Zukunft ausreichen und sich nützlich machen werden. Im Osten von Thorda giebt es Salzberge, die wie abgespülte Felsen zu tage stehen und Millionen von Centnern Salz enthalten. Die reichfließende Sole wird aber von einer Regierungswache in Beschlag genommen, und die Umwohner dürfen nur an gewissen Tagen ihre Krüge füllen, um ihren notwendigen Bedarf zu decken.

In den Thälern und an den Bergabhängen machen die überall zerstreuten kleinen Häuschen einen sehr freundlichen Eindruck. Sie werden von den Feldhütern bewohnt, die zugleich Bienenwirte sind. Denn es ist die Bienenzucht sehr einträglich und könnte es noch mehr sein, wenn sie besser betrieben würde.

Kommt man ins Land des echten Husarenvolkes, der Szekler, die vielleicht die Ureinwohner des Landes sind, so erstaunt man über die Ordnung und Reinlichkeit, die man allenthalben findet; auch wird man überrascht von den vielen mineralischen Quellen, die meistenteils sehr stark sind. Man fühlt eine besondere Genugthuung, wenn man diesen kräftigen, kernigen magyarischen Volksstamm, der wie zum Soldaten geschaffen ist, aus eigener Anschauung kennen lernt.

Aber vor allem wohlthuend ist der Eindruck, den das Land der Sachsen auf den deutschen Reisenden macht. Ist auch der Boden nicht gerade der fruchtbarste, so bringt ihn doch Fleiß und Mühe zu einem guten Ertrage. Überall bemerkt man Wohlhabenheit und Behaglichkeit, was neben dem so eben gerühmten Fleiße von der persönlichen Freiheit abzuleiten ist, die hier ein jeder genießt. Es sind aber die hiesigen (meist protestantischen) Deutschen weniger den Sachsen als den Württembergern und Bayern an Sprache und Sitte ähnlich, stammen auch wohl ursprünglich zum großen Teil aus beiden Staaten und heißen deshalb nur Sachsen, weil man in Siebenbürgen alle Deutschen mit diesem Namen beehrt, wie man sie in Ungarn ohne Ausnahme Schwaben nennt. In Hermannstadt fühlt man sich ganz nach Deutschland versetzt, und zwar in seine besten Gegenden. Die Stadt ist gerade nicht prachtvoll gebaut, sie hat das Ansehen einer alten deutschen Mittelstadt, spricht aber sehr durch die Gemütlichkeit seiner Bewohner an, die in den gebildeten Klassen fast alle aus Deutschen bestehen. In den unteren Klassen findet man viele Walachen, auch Zigeuner fehlen nicht. An Sonn- und Festtagen herrscht hier ein Leben, wie in den volkreichsten Gegenden Deutschlands, und es fehlt nicht an Vergnügungen aller Art, wozu unter anderm auch Gesellschaftsgärten, in denen im Sommer Konzerte gegeben werden, gehören. Man vergißt hier völlig, daß man an der Grenze des civilisierten Europa ist. — Leider haben gegenwärtig die Siebenbürger Sachsen durch die Unduldsamkeit der Magyaren und ihre Sucht, alles zu magyarisieren, viel zu leiden gehabt und sind so erbittert worden, daß sie massenhaft nach Amerika auswandern wollen. Zum Teil sind diese sonst

so tüchtigen deutschen Siebenbürger durch ihr zähes Festhalten an altem Herkommen und mittelalterlichen Gerechtsamen, nach welchen man das Ackergut in möglichst wenige Hände zu bringen sucht, an ihrem eigenen Herabkommen Schuld.

3. Polnische Dörfer.*)

1.

„In einer Quadratmeile hat man das ganze polnische Reich gesehen.“ Diese bekannte Redensart hat insofern recht, als in der ganzen Welt kein Land gleichfarbiger und einförmiger in Sitte, Dialekt und Lebensweise seiner Bewohner wie in Bodenbildung, Kultur und Fruchtbarkeit ist, als Polen. Die Bürger von Slupce gleichen denen von Terespol dergestalt, daß man die Terespoler nach Slupce und die Slupcer nach Terespol setzen könnte, ohne irgend eine Veränderung zu bemerken. Noch auffallender ist die Einförmigkeit des Bauernstandes: wie es dem einen im Glück, Unglück, in Arbeit und Genuß, in Besitztum und Verpflichtung geht, so geht es allen — leider aber allen schlecht.

Sobald man von deutscher Erde, also nicht durch das Großherzogtum Posen oder Galizien, den Fuß über die deutsche Grenze setzt, sieht man augenblicklich, daß man in eine andere Welt geraten ist. Feld, Wald und Wiese, alles hat ein anderes Aussehen.

In der Wildnis des Waldes sind die durchführenden Fahrstraßen unbestimmt, d. h. so breit, daß ein Regiment Soldaten in Front marschieren könnte, wenn nicht allenthalben noch einzelne Baumstümpfe und Büsche ständen, denn die Wege werden nie künstlich gebahnt und sind nicht mehr als die sichtbare Spur von Wagenrädern und Stiefel- und Fußsohlen. Daher macht jeder Wagen und jeder Fuß nach Laune sein eigenes Geleis nach rechts und links, Büsche und junge Bäumchen niederfahrend, und jeder Weg wird zu einer Menge von Pfaden, in deren Terrain, das oft sehr groß ist, weder Busch noch Baum emporkommen kann. Dadurch entstehen weite wüste Bodenflächen, welche zum Walde gezählt werden und doch kaum ein Büschchen hervorbringen. Diese Flächen sehen aus wie Plätze der alten Gespensterromane, auf welche ein Fluch geschleudert worden. Von einer Anpflanzung ist nirgends etwas zu sehen. Wer sollte den Wald anpflanzen? Der Edelmann? wozu? Der Herr hat ja für sein Kamin immer noch Holz genug! Oder der Bauer? Der arme Teufel wäre toll, da der Nutzen doch nur dem Edelmann zu teil wird! Und was würde aus der Pflanzung werden? Der herrschaftliche Hirt soll doch sein Vieh nicht etwa von den jungen Pflanzen

*) Grenzboten II.

zurückhalten? Das wäre dem Burschen viel zu unbequem! Und die Bauernkinder, deren eins seines Vaters drei Schafe, zwei Schweine und fünf Gänse, das andere eine Kuh, ein Pferd, eine Ziege und drei Zinskapaunen zur Waldweide getrieben bringt? Die Lust, dem Herrn Edelmann, der ihre Eltern peinigt, Schaden zuzufügen, steckt in ihnen als ein Blutsvermächtnis. Es müßte ein Wächter angestellt werden. Aber einen Wächter um eines Nutzens willen, der erst den Kindeskindern zu teil wird — das würde jeder polnische Grundherr für eine unverantwortliche Tollheit halten. Die Wüsten bleiben demnach, und es ist am besten so. So will es das alte Herkommen und die Einsicht, die in der neuesten Zeit immer noch die alte ist.

Tretet aus dem Wald auf die nächste Wiese. Auch diese gleicht durchaus nicht einer deutschen. Sie ist ganz voll Schilf, sehr versumpft, und nirgends ist ein Graben, der merken ließe, daß der Mensch hier wenigstens die Absicht gehabt habe, den Sumpf wegzuschaffen und einen gesunden Graswuchs zu erschaffen. Wozu eine solche Idee? Frißt das Vieh nicht auch Schilf, und ist es nicht zufrieden, wenn es satt ist — philosophiert der hochbetitelte, „erleuchtete, vielvermögende" Grundherr. Was kommt darauf an, ob es ein wenig mehr oder weniger gesund ist, ob es ein wenig mehr oder weniger Milch giebt, ob ihm statt der Wolle Borsten auf der Haut wachsen, ob die borstige Wolle so weitläufig ist, daß sechzehn oder siebzehn Pelze zu einem Stein gehören, ob zur Schurzeit bisweilen auf den Büschen der Trift mehr Wolle zu finden ist, als auf den Häuten der Tiere? Giebt denn nicht die Herde Milch genug für die Herrschaft und das Gesinde, und schlägt man denn nicht trotz alledem so viel Geld aus dem Schafvieh, als der Herr für Ungarwein braucht? — Nein, Gräben werden nicht gezogen. Bleibt man auch im Winter einmal mit dem Reitpferd im Sumpfe stecken, es schadet nichts; man steigt ab und watet heraus, das Pferd findet endlich auch seinen Ausweg, so gut wie die Kühe und Ochsen, die ja nach der Heuernte täglich diese Tour tanzen müssen. Es kommt zuletzt auch nicht auf einen Beinbruch an, denn er thut nur höchstens einem Stück Vieh weh; und daß die Rasendecke total zertreten wird, schadet auch nicht, denn aus den tausend fußtiefen Löchern, welche durch die Herde getreten werden, kommen nächstes Jahr ebenso viele Tausend Schilfhalme hervor, und diese sind gut, denn das Vieh frißt sie. Kurz, die Sache ist in Ordnung, wir sind in Polen, und hier hält man nichts von deutscher Philosophie.

Das Feld jenseits der Wiese hat aber auch seine Merkwürdigkeiten, und diese harmonieren mit dem Übrigen. Zuletzt zahllose Steinblöcke und Baumstümpfe. Wo diese Steine hergekommen sind, ob als erratische Blöcke aus dem hohen Norden, oder als Alluvialtrümmer aus den Felsengebirgen im Krakauer Gubernium und den Karpathen, ist mir unbekannt. Es sind Granitblöcke oft von einer Höhe von 2 m über der Erde und einem verhältnismäßigen Durchmesser; ihre Anzahl ist auf manchem Feldstücke ungeheuer; auf keinem fehlen sie ganz. Der Pflug muß sich natürlich bequemen, den steinernen Klumpen höflich auszuweichen, und zieht daher seine Furchen in

Linien, welche den Windungen eines Flusses nicht nachstehen. Viele dieser Steinblöcke sind aber nicht größer als die Prellsteine an den Häusern unserer Städte, und wären sehr leicht wegzuschaffen. Manche Feldfläche könnte durch 2—3 Handarbeiter und einige Fuhrgeschirre in wenigen Tagen völlig von den Blöcken gereinigt werden. Aber wozu das wieder? Die Blöcke thun ja keinem Menschen etwas, und die fröhnenden Bauern werden sich schon mit dem Pfluge durch sie hinzuwinden wissen; und bleibt auch hier und da ein Streifen Land ungepflügt, so kommen die Gräser, die darauf sprossen, nach der Ernte doch dem weidenden Vieh zu Nutzen; auf den Flächenraum aber, welchen die Blöcke an sich wegnehmen, ist auch nichts zu geben, denn auf dem übrigen Raum wächst immer noch Getreide genug! Sie sehen, die Philosophie des polnischen Grundherrn, der fast durchweg seine Güter bewirtschaftet, bleibt konsequent.

Die Baumstümpfe ferner, welche man zahlreich auf dem Ackerland erblickt, kommen von der Gewohnheit, von Zeit zu Zeit das Feld mit dem Wald zu vertauschen. Man läßt dann eben so viel Feld bewalden, als man Wald zu Feld machen will. Letzteres könnte leicht dergestalt geschehen, daß kein Baumstumpf stehen bliebe. Allein die Bäume mit der Wurzel auszuheben, ist hier zu Lande zu mühselig, die Klötze auszuroden, ist noch viel mühseliger. Es bleibt also weiter nichts übrig, als die Stümpfe der Verwesung zu überlassen. Diese aber erfordert bei kienigem Holz eine sehr lange Zeit, und oft sind die Stümpfe kaum von der Fäulnis angegriffen, wenn die Zeit da ist, das Feldstück aufs neue zu bewalden. Bisweilen kommen die Bauern der Fäulnis zu Hilfe, indem sie Feuer an die Stümpfe legen. Sie richten zwar damit nicht viel aus, ein Sturz bleibt doch übrig und der Klotz in der Erde; diese Thätigkeit aber macht ihnen eine kleine Freude und Aufregung.

Noch mehr fallen dem Fremdling auf den polnischen Feldern die Schlehengebüsche und wilden Äpfel- und Birnbäume auf. Oft findet man sie in großen Gruppen stehen und so zahlreich, daß das Feld einem weitläufig bepflanzten Obstgarten nicht unähnlich sieht. Wer den ersten Tritt auf den Boden des Polenreichs thut, begreift diese wilden Obstbäume im Fruchtfelde durchaus nicht, da er nicht ihren Nutzen, sondern nur den Schaden kennt. Unter dem Schatten eines Baumes wächst bekanntlich nie ein kräftiges Getreide, der Halm wird dünner und die Ähre kümmerlich und meist taub. Der Sonnenstrahl ist die segenspendende Göttin aller Früchte. Warum verhüllt der Pole seine Früchte vor dem Antlitz der Göttin?

Man muß wissen, daß dies Buschwerk die Obstpflanzung des polnischen Bauers ist, er kennt ja keinen andern Apfel als den Holzapfel, und keine andere Pflaume als die Schlehe, denn ein edler Stamm kommt nicht in sein Bereich; der ist ein Vorrecht des edelmännischen Gartens. Aber selbst viele Edelleute können keine edlen Obstbäume in ihrem Garten aufweisen und erfreuen sich an diesem heillosen Obst, das in Deutschland kein Bettelbube gern zum Mund bringt. Man muß die Ernte im Herbst mit ansehen. Da

ziehen Bäuerlein und Weib, Söhne und Töchter, Magd und Knecht hinaus unter die Feldbäume. Man nimmt Säcke und Wagen mit. Die großen Schafpelzmützen steigen hinauf in die Äste, die Haarflechten und Hauben raffen unten am Erdboden auf, und denen oben, wie denen unten merkt man an, daß sie etwas Kostbares ernten. Zwar zieht ihnen jeder Biß in die herben kleinen Früchte den Mund zusammen, gleichwohl essen sie mit wahrer Begeisterung.

Allerdings wird nur der geringste Teil dieses Obstes frisch genossen. Entweder legt man es auf die Böden, läßt es im Winter frieren, damit es weich und mürbe wird, und genießt es dann zum Brot, oder man bäckt es im Ofen, oder man ißt es gekocht als Gemüse, oder man säuert damit Wasser, welches dann als Suppe genossen wird und den Namen Quas (Sauer) führt. Dieser Quas ist das unentbehrlichste Nahrungsmittel des Bauers. In jeder Bauernstube findet man in der Nähe des Ofens ein aufrechtstehendes Faß. Das ist das Quasfaß, die Lebensquelle der Familie, die ewige Zuflucht der Hausfrau, die Würze jedes Mahls. Ist nur noch Quas im Fasse, so ist das Volk zufrieden. Die Hausfrau schickt dies saure Wasser im Henkeltopfe nebst einem tüchtigen Stück Brot aufs Feld und ist ruhig, ihre Hauspflicht ist gethan, alles andere ist Nebensache. Man hat eine Art Doppeltöpfe im Gebrauch, zwei Töpfe an einem Henkel. Der eine Topf ist ausschließlich zu Quas, der auch Partschtsch heißt, bestimmt. In den andern kommen Kartoffeln, Kraut, Erbsen oder sonst etwas. Diese zweite Speise, obschon gekocht, befindet sich in sehr trockenem Zustande. Der Bauer nimmt nun aus der einen Topfhälfte etwas von dem Trocknen auf seinen hölzernen Löffel, dann taucht er ihn in die andere Topfhälfte, läßt etwas Quas dazu laufen, und so bringt er die Speise lecker zum Munde. Seine Frau giebt ihm nur die Elemente seines Mahles, er kombiniert sie. Der Quas aber ist dabei die Substanz, ohne welche keine andere Freude macht; er ist gleichsam der Vokal der Küche; Erbsen, Kraut u. s. w. sind die Konsonanten. Es ist gar nicht uninteressant, einen polnischen Bauer essen zu sehen.

Ich lebte fast ein Jahr auf dem Gute eines Polen als Gast. Ich hatte mich dazu verstanden, in seiner Wirtschaft einige deutsche Einrichtungen zu treffen. Meine erste Thätigkeit während des Winters war, von den nächsten Äckern die Steinblöcke wegschaffen zu lassen. Die Bauern halfen mir mit Freuden. Nun aber sollte die Verheerung an ihre geliebten Obstbäume gehen. Als ich am Abend den Aufsehern den Befehl gab, für den nächsten Tag die Bauern zu Ausrottung des wilden Baumwuchses zu bestellen, sahen sie sich einander mit sehr langen Gesichtern an. Ich legte mich zur Ruhe, sie gingen, um zu bestellen. Kaum war ich eingeschlummert, als sich vor meinen Fenstern hundertstimmig das Geschrei erhob: „kochang panie, proszemi pana!“ (Lieber Herr, wir bitten Sie!) Man verlangte eine Audienz. Ich war gnädiger, als hier Brauch, sprang von meinem Heusack — ein Heusack unter dem Schläfer, eine schöne seidene, wattierte Decke über ihm und ein Roßhaarkissen von Saffian unter dem Kopf, so ist es in Polen Sitte und Ge-

wohnheit — und öffnete die Thür, welche unmittelbar ins Freie führte, wie man das in Polen sehr häufig findet.

Alsbald drangen mit thränenbetauten Gesichtern und Zetergeschrei wohl an dreißig Bauern und Bäuerinnen in das Zimmer. Ihr einziges Wort war: „proszę pana, durui drzewinoni!“ (Wir bitten Sie, verzeihen Sie den Obstbäumen.) Es sollte das heißen: schonen Sie die Bäume! Ich versicherte, daß sie der Feldfrüchte halber weggeschafft werden müßten; allein ich machte dadurch die Leute nicht verstummen. Endlich versprach ich jedem Hauswirt im Frühjahr ein Dutzend edler Obstbäume zum Geschenk zu machen. — „Ach nein, nein, Herr,“ entgegnete man mir, „die dürfen wir nicht haben.“ — „Und warum denn nicht?“ — „Nein, das erlaubt der Herr Graf nicht.“ — „Und warum nicht?“ — „Weil solches Obst nur den Edelleuten zukommt.“ — „Und habt ihr denn den Herrn Grafen schon deshalb befragt?“ — „Nein, aber wir wissen es.“ — „Ja, gütiger Herr Deutscher,“ nahm ein würdiger Bauer das Wort, „das wissen wir ganz bestimmt, denn ich hatte mir einmal zwei Pflaumenbäume, die mir ein Samenhändler statt Vorspannlohn gab, hinter die Hütte gesetzt. Kaum waren sie von dem gnädigen Herrn Grafen bemerkt worden, so knickte er sie um mit der Erklärung, solche Bäume kommen den Bauern nicht zu. Obendrein bekam ich am Wege weg ein paar Hiebe von ihm.“

Unter solchen Verhältnissen wäre es eine Barbarei gewesen, den Befehl ausführen zu lassen. Ich nahm ihn zurück, und die abscheulichen Bäume stehen ohne Frage heute noch im Felde. Man sieht hieraus, wie eng verknüpft die Übelstände der polnischen Landwirtschaft mit den Verhältnissen der Menschen sind, und wie schwer es ist, zu reformieren. — So oft man Wald in Feld umwandeln will, wütet die Axt der frohnenden Bauern mit einer wahren Mordlust gegen die Stämme, aber vor dem Schlehengebüsch, den Holzäpfel- und Holzbirnenbäumen weicht sie mit Pietät zurück. Diese Gewächse gehen wie ein geheiligtes Inventarium von dem Walde an das Feld über.

Auffallend ist ferner an dem polnischen Felde die Methode der Beackerung. Der Acker bildet kein breites Beet, sondern schmale Rücken aus fünf zusammengeworfenen Furchen. Die letzte Furche, welche zwischen zwei Rücken fällt, wird dergestalt ausgestrichen, daß sie den Raum von drei Fruchtfurchen einnimmt. Es ist sehr begreiflich, daß in der ungepflügten Scheidefurche nichts wächst und somit eine ungeheure Bodenfläche vergeudet wird. Ich setzte einmal einem polnischen Edelmanne seinen Verlust bei solcher Arbeit auseinander und erhielt die Antwort: „O, wir bauen ja Getreide genug für uns, wenn wir noch mehr baueten, was sollten wir denn damit machen!“ — Was ich hier schildere, ist die Regel, aber eine allgemein gültige Regel. Außer den deutschen Kolonieen sind es nur einige große oder besonders energische Grundherren, welche gerade diese Übelstände zu beseitigen suchen; meist mit Hilfe deutscher Beamten.

Doch weiter über Feld. — Was dort vor uns liegt, sieht aus wie eine Versammlung von großen alten Strohhaufen, die unter dem Einfluß

langjähriger Regentropfen und Sonnenstrahlen schwarz gefärbt sind. Es ist das Dorf selbst. Nur eine einzige Farbe ist an diesen verdächtigen Gestalten, den Gebäuden, sichtbar, das häßliche Grauschwarz, welches die Zeit mit ihrem Borstenpinsel den leblosen Dingen aufzustreichen pflegt.

Die Hütten sind von Holzbohlen erbaute und mit Stroh oder Schilf gedeckte ärmliche Gebäude. Ihre Länge richtet sich nach der Länge der Bohlen, die man zum Bau zu verwenden hatte, denn die Bohle muß von einer Ecke des Hauses bis zur gleichseitigen andern reichen. An jedem Ende wird ihr ein Falz eingeschnitten, in welchem sich die Bohle der anderen Seite des Quadrates mit ihrem Falz hineinsenkt. So verbinden und befestigen sich die Hölzer gegenseitig. Durch Schichtung von Bohle auf Bohle entsteht nun ein großer hölzerner Kasten, der im Innern durch zwei hölzerne Scheidewände drei Abteilungen enthält. Die mittlere und größte ist die Stube, auf der einen Seite der Stall für die Kuh und Schafe, auf der andern Seite die Hausflur, welche vor die Öffnung des Backofens führt und zugleich die Futterkammer abgiebt. Ofen und Backofen sind eins, ein ungeheures, plumpes quadratförmiges Lehmgemäuer. Dasselbe nimmt ungefähr den vierten Teil des Stubenraumes weg, reicht aber nicht bis zur Decke empor. Die Oberfläche oder das Plateau dieses Riesenofens gewährt Kindern, Knecht und Magd die Stätte für die Nachtruhe. Hart ist sie zwar, aber warm. — Die Stube besitzt auf jeder Seite ein Fensterchen von zwei Scheiben. Von außen ist auch nicht das mindeste für das gute Aussehen des Baues gethan, weder Kalk noch Farbe sind sichtbar. Man erblickt nur in den Fugen und Lücken der Bohlen alte Lappen und Moosflocken, welche der eindringenden Zugluft wehren. In der Nähe der Hütte steht Scheuer und Ochsenstall, Räume, die nicht einmal aus Bohlen, sondern aus rohen jungen Fichtenstämmen zusammengesetzt sind. Eine Barrière der rohesten Art umschließt diese Gebäude und bildet den Hof.

Aus solchen Gütern besteht das polnische Dorf, und man bedauert die Menschen, die in so melancholischen Nestern wohnen. Da ist auch nichts Erheiterndes zu erblicken, alles häßlich und finster, und das ganze Dorf wegen der sehr weitläufigen Aufstellung der Gebäude öde und leblos. Wer gewöhnt ist an das liebliche Bild der deutschen Dörfer, deren rote Dächer, weiße Schornsteine und blaue Turmkuppeln aus dem fetten dunkeln Grün der Obstbäume hervorschauen wie bunte Blumen aus den Blättern eines Kranzes, der erschrickt vor einem polnischen Dorfe. Keine Bäume um das Dorf, unter zwanzig Dörfern besitzt nur eins eine Kirche, aber auch diese giebt dem Dorfe kein besseres Ansehen, denn sie ist nichts mehr als eine schwarzgraue große Breterbude, vor deren Thür sich auf ebener Erde ein niedriges offenes Balkengerüst befindet, in welchem die Glocken hängen. Dagegen ragen überall riesige Kreuze in die Luft. Jedes Ende des Dorfes, jeder Kreuzweg, selbst mancher Hof besitzt sein Kreuz. Es starrt gewöhnlich weit über die Hütten empor, besteht aber aus nichts weiter als zwei plumpen Balken, oft sogar aus zwei rohen Baumstämmen, welche durch gedrehte

Weidenruten mit einander verbunden sind. Die Kreuzwut der polnischen Bauern ist sehr groß. Häufig pflanzen sie vor ihre Höfe eine junge Fichte, um die emporgewachsene in ein Kreuz umzuwandeln. Die Krone wird abgeschlagen, die Äste desgleichen, ein Querholz oben daran gebunden und der fromme Schmuck der polnischen Dörfer ist fertig. Ein schlechter Schmuck sind noch die hohen Schwengel der Brunnen, die wie riesenhafte Wagebalken hoch über dem First der Hütten in der Luft schweben. Jeder Hof hat seinen Brunnen, der nichts mehr als ein viereckiges Loch ist, dessen Erdwände durch Holzbohlenstücke abgesteift sind.

Die Bewohner dieser tristen Dörfer passen zu Dorf, Feld, Wiese und Wald. Es sind schlotternde mißvergnügte Gestalten, die Männer in langen, wollenen weißen Kitteln, ungeheuren Stiefeln, in denen die Füße mit dicken Strohwickeln umwunden stecken, ungeheuern Schafpelzmützen und Beinkleidern von der gröbsten Leinwand; die Frauen im weißen Rock und turbanartigem Kopftuch, am Oberkörper im bloßen Hemd. Gewöhnlich tragen sie auch eine Schürze vor dem Leibe und eine zweite auf dem Rücken, deren Bänder auf der Brust das Kreuz laufen und auf dem Rücken zusammengebunden sind.

Die Männer gleichen entweder wandelnden Baumstümpfen oder aufrechtgehenden Eisbären. Die dumme Miene der schnurrbärtigen Gesichter und die langen steifen Haupthaare erhöhen das Ungemütliche ihres Anblicks. Die Frauen sind gewandter und lebendiger, der leichtere Sinn des Geschlechts hebt sie besser über die drückenden Verhältnisse empor. Auch die Jugend hofft noch und will gefallen. Die Tracht der Burschen ist kleidsamer. Sie tragen schwarze niedrige Filzhütte, das leinene Hemd hängt kuttenartig über die Beinkleider und wird von einem breiten rotwollenen Hüftgürtel zusammengehalten. Auch die Mädchen verhüllen die Brust durch nichts weiter als das dünne Hemd, welches durchweg den Schnitt eines deutschen Männerhemdes hat.

Aus allen Gesichtern aber spricht das Verhältnis der Knechtschaft; Trägheit, Lebensunlust, Scheu und Angst zeigen sich schnell in Blick und Gebärde. Womöglich weicht der Bauer dem Edelmann und städtisch Gekleideten — denn jeden solchen hält er für einen Edelmann — aus. Aber wenn es nicht möglich, so entblößt er schon auf vierzig bis fünfzig Schritte Entfernung sein Haupt und geht bis zur Erde niedergebeugt, die Mütze dem Empfänger der Huldigung zugestreckt, vorüber. Die Bäuerin dagegen umfaßt mit ihren Armen die Kniee des Begrüßten und küßt ihm die Kniee.

In jeder Beziehung ist der Bauer abhängig. Als Bursche oder Mädchen wird er genötigt, dem Herrn als Knecht oder Magd zu dienen; als Bräutigam oder Braut ist er dem Edelmann unterwürfig, da er von ihm Erlaubnis zur Ehe bedarf; als verheiratete Person ist er abhängig, da es von dem Herrn abhängt, ihn zu einer Wirtschaft und dadurch zu einer Art von Selbständigkeit gelangen zu lassen; als Wirtschafter ist er abhängig, da nichts von der ganzen Wirtschaft sein, sondern alles des Edelmanns Eigentum ist; als Vater ist er abhängig, da das Schicksal seiner Kinder von dem

Edelmann abhängt, der die Zuversicht des Bauern in Bezug auf die schreckliche Militärpflicht seiner Söhne ist.

Natürlich hat das Dorf keine Schule. Außer in den deutschen Kolonieen sind etwa nur zwanzig Dörfer in Polen, welche etwas wie eine Schule besitzen. Die Russen sind ebenso wie die polnischen Edelleute der Meinung, daß es nicht gut sei, wenn der Bauer viel verstehen lerne. Man meint, er werde es dann ebenso machen, als jenes Roß, welches plötzlich Menschenverstand bekam, den Reiter abwarf und zertrat. Diese Überzeugung übt im ganzen russischen Reiche eine sehr vielfältige Wirkung aus.

Und gewissermaßen muß man jene Meinung teilen. Was würde Unterricht dem polnischen Bauer zunächst bringen als eine tiefere und noch peinlichere Empfindung seiner jämmerlichen Lage? Und das ist dem armen Teufel nicht zu wünschen, wenn gleich sich damit eine Aussicht auf eine spätere bessere Zukunft verbindet. Seine Dummheit hält ihn wenigstens in einer gewissen Empfindungslosigkeit. Er gleicht dem Grase, das sich ruhig mit Füßen treten läßt und alle Jahre neue Halme treibt.

Die Geistlichen sind wackere Leute; sie tragen eifrig dazu bei, die Bauern in Gras zu verwandeln und wie Gras zu rupfen. Man sehe das Gebärden der Bauern, wenn sich ein Nordlicht blicken läßt, ihre Kapriolen vor den Kreuzen und Heiligenbildern bei einer Mondfinsternis, man höre ihr Gebrüll in der Christnacht und an den Tagen gewisser Heiligen, ja man sehe nur einen Bauern sein Morgen- und Abendgebet verrichten, wie da die Lippen vom Gebet bewegt werden, während seine Hand den Hund prügelt; wie schnell er den Hund losläßt, um bei dem bestimmten Worte das Antonius- oder Marienbild an der Wand oder das Weihbecken an der Thür zu küssen; wie er dann wieder zum Tische geht, die große Schafpelzmütze nimmt und mit betenden Lippen eine Jagd gegen gewisse unbeliebte Tierchen in der Mütze anstellt. So etwas muß man ansehen, um zu wissen, wie viel die Geistlichkeit dazu beiträgt, den Bauern in tierischer Dummheit zu erhalten. Freilich sind die einzelnen Geistlichen in der Regel nicht viel klüger.

Die Wirtschaften, in welche der Edelmann Bauern einsetzt, bestehen ungefähr aus folgendem: zwölf Morgen Boden (keine Wiese und kein Garten), eine Hütte zum Wohnen, eine Scheuer und ein Stall, ein paar Zugochsen, eine Kuh, vier Schafe, zwei Ferkel, sechs Hühner und ein Hahn, ein Wagen nach Landessitte, ohne irgend eine Spur von Eisenbeschlag, ein Pflug ohne Räder für ein Ochsenjoch eingerichtet, eine Egge aus Weidenruten geflochten, eine Laterne, eine Flachsbreche, eine Graupenstampfe, ein Kleien- und ein Wasserfaß, eine Waschgelte, zwei Tränkeimer, vier Milchäsche, ein hölzerner Eßnapf und sechs hölzerne Eßlöffel. Das ist das Inventarium, das der Grundherr dem Bauern zur Benutzung übergiebt. Dazu kommen noch als unbewegliche Gutsteile: ein Tisch, dessen Füße als Pfähle in den Erdboden der Stube eingeschlagen sind, und ein großes, aus plumpen Balken gezimmertes Bettgestell, welches mit der hölzernen Wand des Gebäudes dergestalt in Verbindung steht, daß es zu dem Gebäude gehört, ebenso wie die

Bank, welche gleichfalls beim Bau der Hütte entstanden und ein wandelbarer Teil der Bohlenschichten der Wand ist. Zu allem dem gehört noch eine auf dem Schilfdache liegende und zum Schornstein führende Leiter, welche auf einem dicken aus der Erde hervorragenden Stamme fußt.

Eigentum des Bauern ist ein Federkopfkissen, ein Deckbett und ein Betttuch, welches zugleich statt des Tragkorbes, den man hier nicht kennt, zum Transport der Marktwaren benutzt wird. An dies Privatvermögen hält sich auch in der Regel der Grundherr, wenn er den Bauern wegen rückständiger Frohnen, Kapaunen- oder Eierzinsen auspfändet. Und fast scheint es, als ob wegen solcher Auspfändung keinem Bauer eine Wirtschaft übergeben werde, der nicht ein Kopfkissen, Deckbett und Betttuch besitzt.

Bei solcher Einrichtung ist es nur schwer möglich, zu Wohlhabenheit zu gelangen; fände der Bauer aber doch den Weg, so tritt ihm der Edelmann sogleich entgegen, indem er ihm das Erübrigte geradezu wegnimmt, und zwar mit der Behauptung, daß dem Bauer nicht mehr zukomme, als ihm übergeben sei, oder indem er ihm die Wirtschaft schmälert. Bestellt der Bauer sein Feld mit Fleiß, und macht er gute Ernten, so wird der Grundherr nicht lange zögern, ihm ein Stück des Feldes wegzunehmen. Hat der Bauer in seiner Viehzucht Glück, erzieht er vielleicht einige Stiere, oder vergrößert er die Zahl seiner Schafe, so ist augenblicklich der Grundherr da und nimmt ihm das überzählige Vieh mit der Behauptung, daß er nicht mehr zu besitzen das Recht habe, als ihm übergeben sei, und ihm nur dann ein Stück Vieh nachzuziehen erlaubt sei, wenn eins von dem Inventarium durch Schlachten oder Sterben in Abgang gekommen sei. Will der Bauer also seine Viehzucht nützen, so muß er wie ein Spitzbube verfahren, die nachgezogenen Stücke auf alle mögliche Weise verbergen (wozu allerdings die Weide in den finstern Wäldern ein Mittel bietet) und sie so pfiffig als möglich auf den Wochenmarkt der nächsten Stadt zum Verkauf bringen. Er muß der räuberischen Hand des Herrn mit spitzbübischer Schlauheit zuvorkommen. Der Herr erfährt natürlich, daß der Bauer Vieh verkauft hat, und fordert das Geld von ihm. Der Bauer verweigert das unter Vorwänden aller Art und rettet es dann wohl, darf sich aber eine Ladung Stock- oder Knutenhiebe nicht verdrießen lassen, deren Erteilung der Herr zur Versöhnung seines Herzens nötig hat. Ich war Augenzeuge, daß ein Bauer in dem hier angegebenen Falle sechzig Hiebe bekam. Die Exekution fruchtete nicht, und auf Befehl des Herrn wurde sie an verschiedenen Tagen fünfmal wiederholt. Allein der Bauer war nicht zu bewegen, sein Geld herauszugeben oder den Ort zu bezeichnen, an welchem er es aufbewahrte. Als er nun auch nach der sechsten Exekution noch männlich behauptete, er dürfe das Geld nicht hergeben, oder verraten, weil ihm sein Patron, der heilige Antonius, im Traum geboten habe, lieber den Tod zu erleiden, als das zu thun, so war die Geduld des Herrn erschöpft. Wütend reißt dieser die Knute aus der Hand seines Aufsehers, walkt den Bauer eigenhändig noch mit einigen furchtbaren Streichen und schließt den Prozeß mit den Worten:

„Jetzt behalte dein Geld, Hundsfott!“ Wie von einem Gott ergriffen, springt der Bauer, dessen Schmerzgebrüll eben noch das Gehöfte erfüllte, empor von der Strohschütte, umarmt und küßt die Füße des Herrn, stürzt wie toll unter ein nahes Kreuz und umarmt dies, unaufhörlich in höchster Freude schreiend: „Herr Gott, nun danke ich dir, nun ist das Geld mein.“

2.

Folgen Sie mir aus dem Bauernhof auf den Edelhof. Er ist vom Dorfe getrennt, und beide liegen zuweilen weit von einander ab. Vielleicht soll die Entfernung den Abstand des Adels vom Bauernstande andeuten. Allein in der Erscheinung ist kein großer Unterschied zwischen ihm und dem Dorfe. Die Brandstiftungslust der Bauern macht eine sehr weitläufige Aufstellung der Gebäude nötig, daher findet man sie in der Regel wie die Häuser einer Kolonie über einen großen Flächenraum zerstreut. Die Scheuern stehen oft tief im Felde und scheinen gar nicht zu den übrigen Gebäuden zu gehören. Die Ställe und der Speicher befinden sich auf verschiedenen Seiten näher dem Wohnhaus, am nächsten dem Pferdestall, denn die Pferde sind die Lieblinge des Herrn, obgleich wegen der schlechten Züchtung oft elende, krüppelhafte Tiere. Der Gutsherr nennt seinen Pferdestall Marstall, er ist aber in der Regel nicht mehr, als ein ungeheuerer Kasten von Bohlen oder rohen Baumstämmen.

Sein Wohnhaus nennt der Edelmann Palac (Palast), weil er selbst ein jasnie wielmozny Pan (ein erlauchter und vielvermögender Herr) ist. Daß die Mitglieder des polnischen Adels einst unter blutigen Prügeleien „Könige“ gemacht haben, das wird nie von ihnen vergessen werden und bläst sie durch alle Geschlechter auf. Wehe dem Bauer oder Aufseher, der es wagen wollte, das Haus des Herrn anders zu nennen, als panski palac, eine unmäßige Tracht von Prügeln würde die unverzögerte Folge sein. Das Sprichwort des Edelmanns ist: „jam Król na woijem grundie,“ ich bin König auf meinem Grund und Boden. Aber sein Palast ist doch nicht viel besser als eine Hütte ohne Stockwerke, nur mit Schindeln gedeckt und wie ein Bauernhaus aus Holzbohlen zusammengesetzt, aber durch weißen Kalkanstrich geschmückt. Doch der Umfang des Palastes ist bedeutender als der der Chalupa, zum wenigsten enthält er einen Küchenraum, eine große Parzelle, welche Speisesaal genannt wird und der Familie zum Empfang der Gäste und geselligen Verkehr dient; außerdem noch zwei Stuben des Herrn, die andern der gnädigen Frau. Alle diese Zimmer sind gedielt, auch sind die Bohlenwände bisweilen mit Kalk übertüncht und geebnet. Allein der Kalk ist der ganze Farbenschmuck, denn ein gemaltes Zimmer ist sehr selten zu finden. Gardinen, Bilder und andere Bedürfnisse des europäischen Westens fehlen sehr oft, und die Möbel sind dann die rohen Produkte artgeschickter Bauern, gewöhnlich mit schwarzer Ölfarbe überstrichen. Sekretäre, Kommoden, Spiegel und Sofa findet man in der Regel nicht; Stühle, Tische und plumpe in die Holzbohlenwand gearbeitete Schränke, welche eben so wie die

Wände mit Kalk bestrichen sind, bilden den Hausrat, dazu einige große hölzerne Kasten, welche den Dienst des Kleiderspindes verrichten. Kammern sind selten vorhanden; man schläft in den Stuben, die Gäste im Speisesaal auf einer Streu, die am Tage wieder weggeräumt wird. Jeder Pole ist, da ihm die Gebräuche seines Landes heilig sind, mit derartigen Gastbetten vollkommen zufrieden. Auf der Besitzung eines Grafen Scarbec war ich einmal der Schlafgenosse eines jungen Fürsten Lubecki, eines ungewöhnlich stolzen Burschen, aber weder die Streu, noch ihre kleinen Insassen befremdeten ihn. Natürlich giebt es viele Ausnahmen. So besitzt der Graf Potocki in Wilanow ein ganz hübsches Wohnhaus, und auf dem ehemalig Czartoryski'schen, wie auch auf den fürstlich Zamoiski'schen und Jablonowski'schen Herrschaften findet man einige Gebäude, die den Titel Palais zu führen berechtigt sind. Aber solche sind so große Seltenheiten, daß die Polen sie für Sehenswürdigkeiten halten und zum Zielpunkt ihrer Vergnügungsreisen machen.

Seltsamer Weise befinden sich in der Regel nahe beim Palast die Schweineställe. Sie zeichnen sich durch Tüchtigkeit und Eleganz des Baues vor allen andern Wirtschaftsgebäuden aus. Es ist dies sonderbar, da der polnische Edelmann nie etwas vom Schwein genießt, ausgenommen das wenige Fett, welches die Zubereitung der Speisen erfordert. Das Fleisch der Schweine wird dem Gesinde zu teil. Und doch ist ihre Zucht der einzige Zweig der polnischen Landwirtschaft, welcher den deutschen Viehzüchtern zum Beispiel dienen könnte. Die Rasse ist ungleich kräftiger als in Deutschland. Die fortwährende Weide während des Sommers, welche freilich in Deutschland, außer etwa in Westphalen, unmöglich wäre, ist ihnen besonders zuträglich, und die polnischen Schweine besitzen deshalb eine Lebensluft, welche den Deutschen in Verwunderung versetzt. Man muß eine Herde sich in den Brüchen und Morästen des Landes tummeln sehen. Welch grotesker Humor in diesen für dumm und melancholisch gehaltenen Tieren!

Es macht keine Freude, die übrigen Teile des Edelhofes aufzusuchen und zu betrachten. Dort enthält eine erbärmliche hölzerne Hütte ein Art von Branntweinbrennerei, hier ein eben solches Gebäude eine schlechte Brauerei. Ein gutgefügtes Bohlengebäude in der Nähe des Palais umschließt die Naturalienvorräte, und mit ihm in Verbindung steht in der Regel ein ebenso dicht und festgebautes Ställchen, in welchem die Füchse aufbewahrt werden.

Denn der polnische Edelherr ist ein überaus leidenschaftlicher Freund der Fuchshetzen. Das ganze Jahr hindurch fängt er Füchse, kauft dieselben auch wohl auf, um im Herbst seine Hetzen zu halten. Dazu ladet er die ganze adelige Nachbarschaft ein. Zunächst wird ein splendides Mahl eingenommen, dann schwingt sich alles auf die Pferde. Der Grundherr dirigiert — das ist sein Vorrecht — die Hundekoppeln und reitet daher in einer wahren Wolke von Windhunden. So geht es auf den Hetzplatz, gewöhnlich eine ebene, vom Walde begrenzte Feld- und Wiesenfläche. Die Reiter außer dem Grundherrn und einigen Hetzgehilfen besetzen den Wald. Nun werden

die Füchse je zwei in großen Körben oder Säcken gebracht, und der erste Akt beginnt, indem der Grundherr die Hunde ihre Feinde wittern läßt und ihre Begierde reizt. Der erlauchte Festgeber gerät dabei zuweilen in Balgerei mit seinen gierigen Hunden, und es mag nicht selten vorkommen, daß er, wie einst Herr von Kozowski, der Besitzer der Stadt Lowicz, von den Hunden an den Koppelleinen vom Pferde gezogen und mit fortgeschleift wird. Endlich entläßt man zwei Füchse aus ihrem Gefängnis. Einen Augenblick stehen die Tiere verdutzt, plötzlich ergreifen sie die Flucht, hinter ihnen toben die wütenden Hunde. Natürlich eilt der Fuchs dem Walde zu; aber noch ist er demselben nicht nahe, da sprengt ihm ein Reiter in den Weg. Er läuft in eine andere Richtung, allein er findet ein gleiches Hindernis. So werden die von Angst gequälten Tiere eine zeitlang auf dem Platze umhergetrieben, bis der Grundherr das Ende einer Koppelleine seiner Hand entschlüpfen läßt. Sogleich stürzen sechs bis acht Windhunde den Füchsen nach. Nun erreicht das Schauspiel seinen Höhepunkt. Alles ist in gewaltigster Thätigkeit, die Füchse, um in den Wald zu entkommen, die Hunde, um die Füchse zu packen, die Reiter, um sie nicht durch ihre Linie kommen zu lassen, und der Grundherr, um die Übersicht über die Wendungen des Schauspiels zu behalten und im schlimmsten Falle eine zweite Koppel zu entsenden. Das gewöhnliche Ende ist, daß die Füchse von den Hunden gefaßt und zerrissen werden. Doch geschieht es auch nicht selten, daß ein Individuum des schlauen Geschlechts entkommt. In der höchsten Not sind die furchtsamen Tiere wohl auch einer Art von Heldenmut fähig, sie wenden sich dann um und stürzen auf die Hunde, bisweilen sogar auf die Pferde. Bei einer Fuchshetze unweit Szczebrzeszyn geschah es, daß ein Fuchs ein Pferd biß. Das Pferd bäumte und überschlug sich mit dem Reiter, Reiter und Pferd wälzten sich am Erdboden, die Windhunde in der Blindheit ihrer Begierde stürzten auf beide und zerfleischten sie gräßlich. Das Pferd kam besser weg als der Reiter, der fast zerrissen wurde. Der Fuchs aber, den die Hunde bei dem Ereignis aus den Augen verloren hatten, entkam glücklich.

Man sieht daraus, daß Fuchshetzen auch ihre kleinen Gefahren haben. Überhaupt sind die Windhunde nicht ungefährliche Jagdgehilfen. Sie sind sehr dumm, sobald ihre Begierde, etwas zu packen, erregt worden ist. Wehe dem lebendigen Wesen, welches zufällig zwischen sie und das Ziel, auf welches sie losschießen, gerät, denn sie unterscheiden in ihrer Wut sehr schlecht. Ich bin mehrmals bei den Fuchshetzen Augenzeuge von gefährlichen Angriffen der Windhunde auf Menschen gewesen.

Der patriarchalische Zustand des polnischen Edelhofes wird auch an den Wirtschaftsgeräten sichtbar. Sie sind ganz von der unvollkommenen Art wie die des Bauern, und bestehen auch nur in Wagen, Pflug und Egge. Die Wagen entbehren nicht so gänzlich des eisernen Beschlags, wenigstens haben die Pferdewagen zwei Spanneisen, welche die Zugwage mit den äußersten Enden der Vorderachsen verbinden. Auf vielen Edelhöfen findet man Pflüge und Eggen gar nicht, weil die Feldarbeit von den Bauern verrichtet werden

muß. Die Edelherren halten es sogar bisweilen unter der Würde ihres Hofes, dieselben Geräte zu besitzen, mit denen ihnen der Bauer zum Dienste verpflichtet ist. Dagegen setzen sie einen Stolz darein, Geräte von ungewöhnlicher ausländischer Konstruktion als Schaustücke zu besitzen.

Seit die Maschinenfabrik von Evans in Warschau eine Menge fremdländischer Acker- und Wirtschaftsgeräte produziert und auf die Gewerbe- und Industrieausstellung des Landes, deren erste im Jahre 1839 stattfand, gebracht hat, hat sich bei den Landedelleuten eine wahre Wut entwickelt, mit dergleichen fremden Dingen zu kokettieren. Manchmal kennt der Edelherr nicht einmal den Gebrauch, oder er weiß, daß sich das Gerät in seiner Wirtschaft nicht anwenden läßt, allein er kauft es und stellt es unter seinem Fenster auf, denn es ist doch immer ein Ding, welches Staunen erregt. So habe ich oft auf den Edelhöfen die besten deutschen Pferdepflüge mit Rädern und mit Ölfarbe schön überstrichen gefunden, während in der Wirtschaft der polnische Ochsenpflug herrschte; selbst kostbare Säemaschinen, zum Teil mit farbigen Bildern bemalt — denn die Fabrikanten verstehen, die polnischen Herren bei ihrer schwachen Seite zu fassen — findet man, und kann sich des Lachens nicht enthalten, wenn man auf die Felder und ihre schmalen fünffurchigen Rücken blickt, welche den Gebrauch solcher Maschinen geradezu unmöglich machen. Einen Herrn, der eine buntgemalte französische Säemaschine auf einer hohen Balkenunterlage zwischen seinem Palaste und dem vogelbauerartigen Pferdestalle wie eine Statue aufgestellt hatte, fragte ich, wozu er das Ding besitze, da es sich bei seiner Feldbestellung gar nicht anwenden lasse? „O, angewendet soll es auch nicht werden," entgegnete er, „aber es ist gut, solche Dinge zu haben, denn man muß mit der ausländischen Landwirtschaft vertraut sein." — Aber nichts macht den polnischen Edelmann so glücklich und stolz als seine Dreschmaschine. Das Geklapper und Gebraus derselben ist für den Besitzer eine wahre Triumphmusik, und hier verzeiht man dem Manne die Eitelkeit gern, weil die Maschine doch wirklich gebraucht wird und die durch sie ersparte Zeit eine für die Wirtschaft sehr heilsame Folge haben könnte. Denn der Mangel an Arbeitskräften ist in Polen sehr fühlbar. Ein Dorf von acht bis zehn Bauernhöfen, welches vielleicht kaum 25—30 erwachsene und arbeitstüchtige Leute besitzt, hat oft ein Bodengebiet von ein bis zwei Quadratmeilen und würde daher zehnmal mehr Arbeiter nötig haben, wenn der Boden gehörig durch Feldbau benutzt werden sollte. Allein die Dreschmaschinen haben bis jetzt zu einer ausgedehnteren Feldarbeit schwerlich beigetragen, und dürfte dies erst geschehen, wenn sie aufhören, Eitelkeitsgeräte zu sein.

Die Maschinenwut der Edelleute hat in den wenigen Jahrzehnten die Fabrikanten zu Millionären gemacht und Polen mit landwirtschaftlichen Maschinen reichlich versorgt. Es dürften sich wenige Edelhöfe finden, die nicht wenigstens e i n derartiges Instrument erobert hätten.

Hinter dem Palast liegt der Garten mit einer Umfriedigung von aufrecht stehenden Pfählen und jungen schlanken Fichtenstämmchen, welche durch

Weidenruten horizontal an die Pfähle gebunden sind. In diesem Palastgarten (ogród palacowi) werden bei den meisten Edelleuten nur Speisekartoffeln und Gemüse gebaut. Bisweilen freilich sieht man ganz hübsch eingerichtete Obst- und Gemüsegärten, Kunstgärten sehr selten, auch giebt es in der Welt keine ungeschickteren Gärtner als in Polen. Gewöhnlich ist es ein gemeiner Bauer, welchen der Edelmann aus persönlichem Wohlwollen zum Ogródnik gemacht hat. Herr und Diener werden von den im Herbst und Frühjahr umherziehenden deutschen Baum- und Samenhändlern schändlich betrogen. Und was der deutsche Schelm noch Brauchbares geliefert, das verderben die einheimischen Jünger der Pomona, denn von verständiger Pflege der Bäume und Blumen ist keine Rede. Daher sind auch deutsche Früchte sehr geschätzt. In Warschau kauft man oft einen guten deutschen Apfel für 20 Pfennige, also zu demselben Preise wie bei uns eine Apfelsine. Diese italienischen Früchte sind merkwürdiger Weise in Polen billiger als in Deutschland.

---

4. Ruthenische Walddörfer.*)

In den Karpathen, am Fuße der Stry-Gipfel zog schon unsere Gesellschaft dahin, eine lange schwarze Linie auf grüner Alpenweide, und wir eilten herab. Stundenlang ging es jetzt auf offenen Gebirgsrücken hin, von denen zu beiden Seiten die Waldthäler abfielen und eine prachtvolle Fernsicht nach der andern sich aufthat. Dennoch machte sich nach und nach die große Einförmigkeit des Gebirges geltend. Die Bergzüge sind fast ganz gleich gebildet, fast ganz gleich belaubt und begraset. Die Buche allein herrscht in diesen unabsehlichen Waldungen; nur stellenweise bieten Eichen, Ahorn, Eschen und Birken einige Abwechselung. Unsere Wegkundigen hatten einen Rückweg vorgeschlagen, der weniger steil und beschwerlich war als unser Anstieg in der Nacht. Dafür zog er aber pfadlos durch Wälder ohne Ende, und es konnte nicht fehlen, daß wir uns verirrten. Wer nicht tagtäglich in diesem Gebirge lebt, den muß die ungemeine Ähnlichkeit der Berggehänge und Thalwindungen täuschen. Es fiel mir auch die ungemeine Armut an Gevögel auf. Kein Drosselflöten, kein lustiger Finkenschlag schallte durch den öden Wald; das Hacken der Spechte, das Gepiep der kleinen Meisen war das einzige, was den langen Tag sich hören ließ. Meine Bemerkung wurde von den Landeskundigen bestätigt: diese Wälder sind sanglos, diese Lüfte werden nur von den Geiern durchschifft. Die Ursache solchen Mangels habe ich nicht ergründen können. Der Auerhahn aber kommt vor: die Ruthenen nennen ihn den wilden Pfau, und die Magyaren den tauben Hahn; beides ist bezeichnend.

Wenn wir abstiegen, um eine Weile zu gehen, so sprangen die Pferd-

*) Franz v. Löher.

chen frei und ungeleitet gleichwie Katzen um uns her. Lagerten wir, so umstanden sie uns und streckten ihre Köpfe mit dem warmen Atem dazwischen. Niemals machte eines den Versuch zum Entlaufen. Öfter aber wandte ich die Blicke wieder auf unsere ruthenischen Begleiter. Sie hatten etwas bärenhaft Plumpes in ihrem Wesen, und doch für das, was sie verstanden, erschienen sie ungemein flink. Niemals legten sie den groben ledernen Schnappsack, die Torba, niemals, trotz der Hitze, den langzottigen Umhang, die Schuba, ab. Sie redeten wenig unter einander; ihre Gesichtszüge behielten den stumpfen und verschlossenen Ausdruck. Dagegen standen sie, obwohl nur gemeine Hirten, wie die besten Hoflakaien stets auf der Lauer, um mit unterwürfiger Geschicklichkeit herbeizuspringen, wo einem von uns etwas am Sattel fehlte, oder das Pferd einer Dame Leitung nötig hatte. Wiederholt betrachtete ich verstohlen den sonderbaren Ausdruck ihrer Blicke, welchen sie mit den Russen teilen. Man hat diese Augen mit gefrorenem Wasser verglichen, und Fallmerayer meinte: der Name Sarmat komme von Sauromat, was im Griechischen Leute mit Eidechsenaugen bezeichnen sollte. In der That behält das Auge der Ruthenen fortwährend etwas Mattes, Unklares, Unbewegliches, selbst wenn man sie fragt oder heftiger anredet. Man weiß nicht, was sich darin spiegelt, bis plötzlich ein heller stechender Blick hervorschießt, der sich gleich wieder verhüllt. Bei den Russen ist diese stechende fliegende Helligkeit des Blickes noch schärfer. An Chinesen aus dem niedern Volke habe ich ähnliches bemerkt, und möchte wohl wissen, ob dieses russische Auge noch ein kleiner Rest mongolischer Verwandtschaft ist.

In den unteren Waldungen stießen wir auf Dörfer. Sie halten sich gleichsam im tiefen Walde verborgen. Früher muß das Gebirge noch mehr besiedelt gewesen sein. Jüngerer Baumschlag und Reste von regelmäßigen Furchen deuten auf verlassene Ackerfelder. Hört in dieser üppigen Waldung Pflug und Hacke zu arbeiten auf, gleich schießt Gestrüppe auf, aus welchem sich alsbald die Bäume emporheben. Bei Mongolen- und Türkennot, oder in den vielen fürchterlichen Bürgerkriegen, die das Land zerfleischten und verheerten, flüchteten auch Magyaren aus der Ebene in die Berge, und wahrscheinlich trieb sie Hungersnot in die Ebene zurück. Die ganze ungarische Geschichte ist gar oft eine Notgeschichte gewesen.

In den ruthenischen Walddörfern bleibt der Hunger täglicher Gast. Es ist unglaublich, mit welch geringer und elender Kost die armen Leute ihr Leben fristen, besonders in der langen Strenge der Fastenzeiten. Trockner Haferkuchen und Haferbrei bilden den ganzen Tag, die ganze Woche, das ganze Jahr die Hauptnahrung, das Fleisch dazu bilden Kraut, Rüben, Bohnen mit ein wenig Leinöl. Glücklich wird die Familie gepriesen, die ein Schwein kaufen und ernähren kann: allein Schinken und Wurst bleiben ihr unbekannte Dinge — das Schwein wird verkauft, um bares Geld für Steuern, Salz, Schnürsohlen und Kleidung zu gewinnen. Die paar Stücke schwächlichen Rindviehes, die man in den Dörfern antrifft, gehören gar häufig dem Juden oder einem andern Gläubiger. Das liebste, was der Ruthene thut,

ist das Weiden eigener Schafe: Käse und Wolle davon muß er zwar verkaufen, aber er behält doch wenigstens die Schafmolke. Weil der arme Mensch aber weder Winterfutter noch Ställe hat, so muß er im Spätherbst seine Schafe verkaufen, und in jedem Frühling in Hast und Not etwas Geld zusammenraffen, um wieder ein paar Stücke von den galizischen Händlern zu erwerben. Äcker und Gärten sind schlecht bestellt, das Ackergerät ist elend, und die Lust zur Arbeit verfliegt in wenigen Stunden.

Man brauchte im Vorüberreiten nur einen Blick in Hof und Garten zu werfen, um die ärmliche Wirtschaft sogleich zu erkennen. Die Ruthenen leben in Not und Schulden von einem Jahr ins andere. Der beste Teil ihres Verdienstes geht beständig mit Zinsen auf, welche sie den jüdischen Unterhändlern entrichten. In Hukliva, einem Dörfchen an der Munkacs-Stryer Eisenbahn, wohnen 84 Menschen, darunter sind 41 Juden, und die Gegend ist unfruchtbar. „Aber wie könnt ihr denn alle hier leben?“ wurde ein Jude gefragt. „Schauens, gnädiger Herr,“ war die lachende Antwort, „wir sind 41 Juden und 43 Christen; wir 41 leben von die 43.“ Wahrscheinlich wären ohne den Verstand und Fleiß der Juden die übrigen noch übler daran; sie hätten noch weniger Bedürfnisse und würden noch weniger arbeiten. Schlimmer aber — was der Jude läßt, nimmt der Geistliche. Es wurde mir wiederholt versichert, daß der Pfarrer der ärgste Schacherer im Dorfe sei, und für Herleihen von Geld, Vieh und Saatkorn den Bauern ihre letzten Kreuzer entziehe.

Malerisch aber sind die ruthenischen Walddörfer, wie sie sich da bergen in Tiefthal und Laubfülle, im vorzüglichen Grade. Der Homerische Schmutz — auf Bildern riecht er nicht. Die Häuser klettern die Abhänge auf und ab, und die beste Straße schien jedesmal das Bett des Waldbaches zu sein, den man reichlich mit Steinen durchlegt hatte. Da es Sonntag war, so war viel junges und altes Volk von den Bergen niedergestiegen. Wo wir herritten, fuhr in jedem Haus ein Dutzend Köpfe in die Thür- und Fenster-Öffnungen, jedes Gesicht umrahmt von starkem struppigen Haarwuchs. Bei heiratsfähigen Mädchen war man nicht ganz gewiß, ob sie nicht doch irgend ein Gerät zum Haarglätten gebrauchten. Ihre Mieder waren mit farbigem Zeug ausgenäht. Auch sah ich ein paar mit frischen Blumen im dunkeln Haar. Die verheirateten Frauen trugen eine Art schmutziger gelber Schlafmützen.

Bei der erbärmlichen Wirtschaft der Ruthenen hat sich für sie auch eine Benennung eingestellt, die in Klang und Bedeutung dasselbe ist, wie Polak für Pole: „Rußniaken“. Die „Rußniaken“ selbst nennen sich Russen, und Russen nennt sie auch der Magyar wie der Slovak. Der Name Ruthene war der uralte Büchername für die russischen Völker, und ist einmal an den Kleinrussen hängen geblieben.

5. Aus Dalmatien.*)

Die Morlaken. Unter Leuten, die Dalmatien gar nicht oder nur von Hörensagen kennen, und es soll dieser Leute ziemlich viele geben, ist es gang und gäbe, alle Dalmatiner ohne weiteres mit dem Sammelnamen „Morlaken" zu bezeichnen. Diese allgemeine Bezeichnung ist in dieser Anwendung zum mindesten eben so unrichtig, als die meisten der landläufigen Begriffe, die in der Welt über Dalmatien im Schwunge sind.

Wenn man sich beiläufig zwei Meilen südlich von Zara eine vom Meere gegen Osten bis an die türkische Grenze gezogene Linie vorstellt, dann eine weitere Linie, die, eine Meile vom Meeresufer landeinwärts entfernt, dessen Krümmungen begleitet, ferner eine Linie, die zwei Meilen nördlich der Narenta-Mündung wieder vom Meeresufer gegen Osten läuft, so bilden diese drei Marken mit den Ausläufern der dinarischen Alpen, welche die Türkei von Österreich scheiden, ein längliches Viereck, die eigentliche und ausschließliche Morlakei. Die Bewohner dieses Landstriches sind die echten Morlaken, ein prachtvoller, hochgewachsener Menschenschlag, mit kühn geschnittenen Gesichtszügen, ausdauernd, mutig und arm wie der zerrissene Felsboden, der ihnen ihr tägliches Brot widerwillig, zögernd und kärglich giebt. Schwarze Augen, dunkelbraune Haare, die rückwärts in einem Zopf geflochten über den Rücken baumeln, Fez und Turban auf dem Kopfe — eine rauhaarige, vorne mit blauen, roten und weißen Streifen besetzte Jacke, ein rotes mit Silberknöpfen besetztes Leibchen, welches aber die breite, behaarte Brust unbedeckt läßt, ein breiter Ledergürtel, in welchem Pistolen und Handschar stecken, blaue türkische Pumphosen mit darübergezogenen schafwollenen Strümpfen, an den Füßen die mit Lederriemen zusammengeschnürten Sandalen, die lange, mit einem Steinschloß versehene, türkisch geschäftete Flinte über die Achsel gehängt, das ist der Morlake, das ist der Bewohner des morlakischen Landstriches, und Sign ist dessen Hauptstadt.

Vom Osten her senken sich die Abhänge der dinarischen Alpen bald schroff abstürzend, bald in wellenförmigen Hügeln, aber immer steinig gegen die Adria. Ihre Spitzen, oft von finsteren Nebelkappen umzogen, im Herbste und Frühjahre schneebedeckt, lugen in das Land, lugen bis in den Hauptplatz des Marktfleckens Sign. Einige breite, aus soliden Quadern erbaute ungetünchte Häuser auf der einen Seite, ein Franziskaner-Kloster, eine Kirche und zwei kleinere Häuser auf der anderen Seite bilden den Platz, der eigentlich nur eine Erweiterung der von Spalato nach Knin und Verlicca führenden Straße ist. Aus einem steinernen Brunnen — einer Seltenheit in Dalmatien — plätschert in eintönigem Laufe frisches, helles, köstliches Quellwasser in ein kleines Bassin; auf der Ostseite des Platzes führt eine steile Straße bergan zu den oberen, terrassenförmig gebauten Häusern, darüber ragt

*) Von Th. Frank.

ein mächtiger, steiler Felsblock, auf dessen Spitze die Ruinen eines türkischen Bergschlosses langsam zerfallen. Gegen Süden verläuft die Straße abwärts an einzelnen kleineren Häusergruppen und Morlakenhütten vorbei, und dann eröffnet sich eine weite Aussicht auf die Ebene oder das Thal von Sign, welches von dem Flusse Cettina durchströmt und von hohen schroffen Bergen ringsum begrenzt wird. Das ist Sign.

Es ist Sonntag, und die Glocken der Franziskaner-Kirche, der einzigen Kirche von Sign, läuten zur Messe. Die Männer gehen einzeln hinein, jeder mit seinem Tschibuk in der Hand, den er respektvoll in dem Atrium der Kirche an die Wand lehnt. Es stehen dort schon ganze Bündel von Tschibuks an den Wänden und da sie alle gleichmäßig aus einem halblangen Rohre ohne Mundstück und einer braunen türkischen Thonpfeife bestehen, so ist es nicht recht erklärlich, wie die Eigentümer nach der Messe ihre Tschibuks wieder finden können. Vielleicht nimmt sich auch nach der Messe nur jeder, der heraustritt, irgend einen Tschibuk, ohne erst lange nach seinem eigenen zu suchen. Die Weiber und Mädchen betreten in kleinen Gruppen die Kirche und haben ein so scheues, demütiges Benehmen, einen so trippelnden Gang, gehen so zusammengedrängt an einander, daß sie unwillkürlich an kleine Schafherden erinnern.

Der Morlake ist ein von Natur aus höflicher Mensch, höflich in seiner Weise. Er spricht niemals von seinem Weibe, seiner Schwester oder sonst von etwas, das ihm gehört, ohne die Entschuldigung „prostite“ vorauszusenden. „Prostite“ bedeutet aber ungefähr so viel als: „mit Respekt zu sagen“ oder „salva venia“. Er sagt also beispielsweise: „Mein Weib — mit Respekt zu sagen — hat gestern auf dem Markte ein Schweinchen verkauft — mit Respekt zu sagen — und dafür sechs Gulden fünfzig Kreuzer gelöst.“ Geht der Morlake in ein anderes Dorf, auf den Markt oder sonst irgend wohin, so sieht man sein Weib niemals an seiner Seite; sie geht demütig fünf oder sechs Schritte hinter ihm oder gar hinter dem Pferde spinnend oder strickend einher, auf welchem er rauchend sitzt. Das Weib ißt nicht mit den Männern an *einem* Tische. An dem Tische, der mitten in der Hütte steht, verzehren die Männer ihr einfaches Mahl. Sie trinken ihren gewässerten Wein, stopfen ihre Pfeifen, wenn das Mahl beendet, und strecken sich dann zur Sommerszeit rauchend vor der Hütte auf die Erde oder setzen sich, wenn zur Winterszeit die Bora heult, um das Feuer. Während des Essens hat die eine oder andere der Inwohnerinnen die Männer lautlos bedient, die anderen hocken in einem Winkel der Hütte, bis das Mahl der Männer beendet.

Erst wenn diese aufgestanden, setzen sich die Weiber an den Tisch, um nun ihrerseits die Reste der Speisen zu verzehren.

Ein weißes, bis an die Knöchel reichendes Hemd, dessen Garn sie selbst gesponnen und das sie dann selbst gewebt, ein weißer linnener Unterrock, ein blaues, rotbesetztes Oberkleid aus Schafwolle, das, vorne offen, beinahe die Form eines riesigen Frackes hat, schafwollene Strümpfe und mit Leder-

riemen befestigte Sandalen, ein rotes Käppchen auf dem Kopfe: so kleidet sich die Morlakin, jahraus, jahrein. Ist sie verheiratet, so trägt sie auf dem Kopfe eine Art kleinen hölzernen Fäßchens ohne Boden, über welches sie ein weißes Tuch unter dem Kinne zusammengebunden hat. Im Sommer legt sie den blauen Überrock ab und trägt nichts als Hemd und Unterrock. Übrigens ist die Kleidung der Weiber beinahe in jedem Dorfe ein andere, so daß man aus ihrer Kleidung mit ziemlicher Sicherheit auf das Dorf oder wenigstens auf den Distrikt schließen kann, welchen sie bewohnen. Ist Sonntags die Messe in der Franziskaner-Kirche zu Sign beendet und verläßt das Volk die Kirche, so ist es ein gar farbenreiches Bild, das sich dem Beschauer darbietet. Das wimmelt blau, rot, weiß, grün, gelb und schwarz durcheinander aus der Kirche heraus, bis sich die Gruppen teilen und heimwärts in die oft stundenweit in den Gebirgen liegenden Dörfer ziehen.

Jahre, viele Jahre werden allerdings vergehen, bis es möglich sein wird, in diesen Gebirgsgegenden allenthalben Schulen zu errichten, Lehrer für die Schulen zu finden und es dahin zu bringen, daß alle Kinder auch die Schulen besuchen. Denn es ist ein gar armes Land, diese Morlakei, entwaldet, felsig, wenig bevölkert, wasserarm. Der Morlake hängt, wie vielleicht keine Nation in dem weiten, vielsprachigen Österreich, an den ererbten Sitten und Gebräuchen seiner Vorväter. Wie diese das Schaf schoren, die Wolle spannen und färbten, den Mantel und die Jacke daraus schnitten, so thut er es heute noch; wie die Großväter das Feld bearbeiteten mit einem Pfluge, an dem kein Eisen, mit einem dürren Reisigbündel als Egge und einer Bespannung, die aus Ochsen, Kühen, Pferden und Eseln gemischt war, so pflegt er es auch heute noch; wie der Urgroßvater in barbarisch-türkischer Weise sein Weib behandelte, als ein Wesen', das tief unter ihm stand, so läßt heute noch der Morlake sein Weib die schwersten und gröbsten Arbeiten verrichten, und wenn er von ihr sprechen muß, so thut er es nicht, ohne beizufügen: „prostite".

---

6. Böhmisches Land und Volk.*)

Böhmen ist von der Natur selbst nach außen hin zu einem vielfach abgeschlossenen, nach innen zu einem höchst eigentümlichen Länder-Einzelwesen gestempelt. Von drei Seiten mit hohen Gebirgsmauern eingefaßt, stellt es sich dar als ein Terrassenland mit vorherrschender Kesselform; es ist aber nicht sowohl ein Kessel, als eine Verbindung vieler Kesselbildungen, deren Mannigfaltigkeit durch den Rahmen des Gebirgsrandes zur Einheit zusammengefaßt ist. Die Hauptsenkung des Bodens ist eine zweifache: von

*) Vom Herausgeber. (Vergl. dessen „Skizzen böhmischer Kulturbilder".)

Süden nach Norden, durch die Richtung der Moldau und der mit ihr zusammengeflossenen Elbe bezeichnet, und von Westen nach Osten einerseits, von Osten nach Westen andererseits, — dort durch Beraun und Eger, hier durch obere Elbe und Iser bezeichnet. Der tiefste Punkt des gewaltigen Terrassenkessels ist aber nicht die räumliche Mitte, nicht des Landes Hauptstadt, sondern die nordwestliche Spitze im Leitmeritzer Kreise, wo nach der im Süden vorangegangenen Vereinigung des Elbwassers mit Iser und Moldau die Eger in die Elbe tritt, die aber darauf bald das vorlagernde Sandsteingebirge, das Sachsen von Böhmen scheidet, durchbricht und ihre böhmischen Gewässer dem nördlichen Deutschland zuführt. Diese physikalische Mitte des Böhmerlandes liegt nur 100 m über der Meeresfläche, während Leitmeritz noch 122, Prag aber 155 m absolute Höhe hat.

Unsere geographischen Lehrbücher pflegten Böhmen als einen großen Kessel, hermetisch verschlossen durch einen ringsum laufenden Gebirgswall, darzustellen; diese Darstellung und Vorstellung war aber keineswegs entsprechend. Das Böhmerwaldgebirge ist kein Wall, sondern ein Mannigfaltiges von Gebirgsketten und Gebirgsmassen, die zwar meist gleichlaufend streichen, oft aber auch ganz isoliert dastehen, und — was die Hauptsache ist — des gemeinsamen Kammes entbehren. Mitten in dem Hauptzuge des Böhmerwaldes, da wo der Weiße Regen entspringt, ist eine drei Meilen weite Lücke, teilweise durch einige kleinere Bergmassen ausgefüllt, aber auch in Tiefebenen ein Thor nach Bayern öffnend. Ebenso sinkt auch auf dem böhmisch-mährischen Gebirgszuge die Wasserscheide des Donau- und Elbgebietes öfter bis zur Tiefebene hinab, und man kann von Böhmen nach Mähren wandern, ohne einen Berg übersteigen zu müssen. Die niedrigste Stelle in dem ganzen böhmischen Gebirgskranze ist die, wo sich das mährische Gebirge von den Sudeten scheidet; die bekannte Berglinie, welche den Norden Europas vom Süden trennt, fällt hier noch unter 185 m hinab. Hier führen die Hauptstraßen ins mährische Hügelland und weiter nach Wien.

Blicken wir nun in das Innere, so zeigt sich die bemerkenswerte Eigenheit, daß fast jeder Kreis wieder ein eigenes Becken, eine eigene Terrasse für sich bildet und die Gestalt des Ganzen im kleinen wiederholt. Randgebirge, Hoch- und Tiefebenen, die wieder von Hügelreihen durchschnitten sind, enge Schluchten mit weiten Thälern abwechselnd — eine Mannigfaltigkeit der Formen, wie man sie sich im sächsischen Flachlande und märkischen Sande nicht träumen läßt. Welche Gegensätze, und wie nah oft zusammengerückt! Hier begegnet dem Auge des Reisenden eine großartig wilde Natur von Granitblöcken, dürren Heideflächen und schwarzem Moorgrunde; aus vormaligem Seeboden und uraltem Bruche treten so eben erst einige Wiesen hervor; die Ackerfelder mit ihren von Granittrümmern gebildeten Zäunen sind eben erst dem widerstrebenden Felsboden abgerungen worden und schauen aus den dunklen Tannenwäldern wie grüne Oasen hervor. Der Eigentümer hat sich selbst die Baumstämme zu seiner Wohnung gefällt, und rings um dieselbe lagert sich patriarchalisch sein Besitztum von Wiese, Acker und Wald,

alles zusammen; die kleine Herde weidet, von seinen Kindern bewacht, in der Nähe; kein Laut von dem geräuschvollen Treiben des Weltlebens dringt in diese Stille. Sieht man dazu noch (im Böhmerwalde) die vom Winde gefällten Baumstämme unbenutzt vermodern, weil hier noch kein Bedürfnis vorhanden ist, das Holz weiter als aus der nächsten Umgebung zu holen: so kommt der Eindruck fast dem der amerikanischen Urwälder gleich, und die Bewohner erscheinen wie eben sich ansiedelnde Anbauer einer neuen Welt. Als ich vom Kamme des Erzgebirges herabstieg, begegnete mir ein Mann mit einem Fuder Holz; dieses Holz hatte er selbst gefällt und zugehauen, und zwar auf seinem eigenen Grundstücke; er fuhr sein Holz mit eigenem Geschirr, Wagen und Pferde hatte er selbst beschlagen, denn er war von Profession ein Schmied, und das Holz wollte er zu einem Meiler auftürmen, um es zu verkohlen. So vereinigte er den Förster, Kohlenbrenner, Fuhrmann, Gutsbesitzer, Bauer und Handwerker in einer Person.

Indem sich aber die Natur des böhmischen Landes, von dieser Seite betrachtet, noch völlig neu, jugendlich frisch und einer großen Entwickelung fähig darstellt, so erinnern andererseits die vielen Trümmer alter Burgen, die uralten Städte und Dörfer, die fruchtbaren, seit Jahrhunderten durchfurchten Ackerfluren, die Denkmäler gewonnener und verlorener Schlachten an die reiche geschichtliche Vergangenheit, welche das Land bereits hinter sich hat.

In einer Gegend sind Berg und Thal wie übersät mit Häusern und Hütten; es lebt da eine Volksmenge, welche die englischen Fabrikdistrikte noch übertrifft, mit allem Elend und Jammer der Fabrikländer, alt und jung den Maschinendienst des Spitzenklöppelns treibend, und dahinsiechend unter der zwar stillen und wenig anstrengenden, aber entnervenden Arbeit, die kaum hinreicht, die Hungersnot abzuhalten; daneben arme Bergleute, welche ohne Arbeit sind, weil die zwar noch immer erzhaltigen, aber mit Wasser angefüllten Gruben brach liegen; endlich Bauern, deren Äcker und Wiesen mehr Steine als Halme tragen — und dort, nur einige Stunden weiter ins Land hinein, das beste, fetteste Ackerland, der üppigste Wiesengrund, Gemüse und Obst in Überfluß, kurz, eine Gegend von den fruchtbarsten in Europa, mit der wohlhabendsten Bevölkerung, die sich bequem auf ihrem Territorium ausbreitet!

Bei dem Anblicke der zahlreichen Eisenwerke, Maschinenwerkstätten, Leinwand-, Porzellan-, Glas- und Kattunfabriken fühlt man sich ganz in der industriellen Gegenwart; und wiederum bei dem Anblicke der zahlreichen Mineralquellen, die heiß und kalt aus verborgener Tiefe hervorsprudeln, der sonderbaren Gasquellen, die in aufschäumenden Bläschen dem mineralischen Moore entströmen, der Klingsteinberge und Basaltkegel, welche einzeln und massenweise die Erdrinde durchbrochen haben: da wird man — wenn man auf einen Augenblick von der glänzenden neumodischen Badewelt und den luxuriösen Badehäusern und Trinkhallen absieht — ganz in die Vergangenheit zurückgeworfen, in die alten grauen Zeiten, wo Neptuns Gesellen und Plutos Geister in heißem Kampfe entbrannten. Seit Jahrhunderten, wer

weiß, wie vielen, entströmen diese Gase und Heilwasser der mütterlichen Erde und werden aus verborgener Tiefe heraufkommen, wer weiß, wie lange? Man ist bei dem Anblick des gewaltigen Karlsbader Sprudels, der sein mit einer Hitze von 60° R. siedendes und brausendes Wasser oft 3 m emporwirft, noch immer in dem Falle jenes Bauern, der die Küche zu sehen wünschte, wo man das heiße Wasser koche. Das vulkanische Produkt, der Basalt, spielt in keinem Lande eine solche Hauptrolle, wie in Böhmen. Der Donnersberg bei Milleschau, dieser Riesensohn vulkanischer Gewalten, ist mit seiner Höhe von 845 Meter einer der höchsten Basaltberge, die wir kennen.

Mit dieser vulkanischen Natur des Landes harmoniert vielfach seine Geschichte; auch diese hat etwas Abenteuerliches, Pittoreskes, Gewaltiges. Man denke an Ottokar, Huß, Ziska (Tschischka), Wallenstein! Ein plötzliches Aufleuchten, aber auch eben so plötzliche Finsternis, gewaltige Kräfte, das gewohnte Gleis des Lebens kühn durchbrechend und über die gemeine Oberfläche hoch emporragend, aber stoßweise, zerstörend, revolutionär. Auch das neueste Aufwiegeln des Czechentums wider die Deutsch-Böhmen ist ein revolutionäres Beginnen, das nur zerstörend, nicht aufbauend wirken kann.

Man trifft in Böhmen eine Natur, welche sowohl der Einförmigkeit des norddeutschen Tieflandes wie der bayerischen Hochebene ganz und gar entgegengesetzt ist. Diese kühnen und wildromantischen Felsgebilde bei Adersbach, diese erhabene Alpennatur im Riesengebirge, diese freundlichen Hügellandschaften, wo die Elbe das Land verläßt, diese pittoresken Ufer, wo sie entspringt, diese schwarzen Fichtenwälder an den schroffen Abhängen des Böhmerwaldes, und diese Moldau- und Elbufer mit ihren weinbegrenzten Höhen: welch ein Reichtum schöner Naturansichten! Aber auch welch ein Reichtum an Produkten! Wenn man das einzige und notwendige Naturprodukt des Salzes, an welchem Böhmen auffallenden Mangel leidet, abrechnet, so vereinigt dieses Land in seltener Weise alles, was zu des Lebens Notdurft und Annehmlichkeit gehört: gesegnete Kornfelder, holzreiche Waldungen, erzhaltige Berge, große Braun- und Steinkohlenlager, fruchtbare Wiesen, ergiebige Obstgärten, treffliche Weinberge, vorzügliche Hopfenfelder — und dazu schiffbare Flüsse. Darum wird auch Böhmen mit Recht der schönste Diamant in Österreichs Krone genannt. Das Klima bietet eine herrliche Mitte von Wärme und Kälte; nur in den Hochflächen und Gebirgslandschaften ist es rauh. Der hohe Wall des Erzgebirges wie der noch höhere der Sudetenkette schützt indessen das anliegende tiefere Land vor den Nord- und Ostwinden. Da, wo die Moldau in die Elbe tritt, in der reizenden Gegend von Melnik, gedeihen seit Jahrhunderten Burgunderreben aufs beste und liefern in guten Jahren einen Wein, der fast das Originalgewächs übertrifft.

Gleicherweise für den Ackerbau wie für die Industrie sind alle Bedingungen, insofern sie von der Natur des Landes abhängen, äußerst günstig. Böhmen übertrifft hierin England, denn es hat nicht bloß den ausgezeich-

neten Reichtum an Wäldern und Kohlenlagern und eine ausgezeichnete Fülle von Wasserkraft, sondern auch eine viel reichere Produktion des Bodens und darum wohlfeileren Arbeitslohn, als England. Wären die Staats- und Handelsverhältnisse eben so günstig, so müßte Böhmen mit den besten rheinischen, belgischen und englischen Fabrikdistrikten wetteifern.

Unter den österreichischen Landesteilen steht Böhmens Gewerbfleiß unbedingt obenan. Leinenwaren werden für die Ausfuhr im großen ausschließlich in Böhmen (am Riesengebirge) verfertigt, über eine Million Stück jährlich, und die „Rumburger" Leinwand ist auch in der nicht-böhmischen Frauenwelt rühmlichst bekannt. Die Shawls und Wollenstoffe, die Kattune und Halbwollenfabrikate sind ausgezeichnet. Auch die Wollen- und Baumwollenspinnereien kommen jetzt mehr und mehr in Schwung. In der Glasfabrikation aber behauptet Böhmen seit langem entschieden den Vorrang; man rechnet 75 Glashütten und 22 Glasschleifereien. Böhmisches Glas ist in Syrien und Ägypten, in Spanien und Mexico bekannt. Die Hälfte von dem, was ganz Österreich an Glaswaren produziert, kommt auf Böhmen; ein Wert von 10 Millionen Gulden.

Auf einem Flächenraume von 943⅔ □Meilen wohnen in Böhmen 5,107,313 Menschen, also kommen auf eine □Meile im Durchschnitt 5405 Bewohner, 2300 mehr als die Durchschnittszahl der österreichischen Gesamtbevölkerung, die 3095 auf die □Meile angeschlagen wird. In dem nördlichen Teile von Böhmen jedoch, in den außerordentlich betriebsamen Gegenden des Bunzlauer und Bidschower Kreises kommen 12,000—20,000 Einwohner auf gleichen Raum.

Auch in Bezug auf die Menge der Städte behauptet Böhmen den ersten Rang; denn während in den deutschen Provinzen Österreichs auf eine Stadt acht, in Ungarn aber 58 □Meilen kommen, ist dies in Böhmen schon auf 3 □Meilen der Fall. Dieser Ruhm wird aber sehr dadurch verdunkelt, daß unter den böhmischen Städten die meisten elende Nester sind, oft armseliger als in andern Ländern die Dörfer. Jene kleinen Landstädte sind unglückliche Zwitter zwischen Stadt und Dorf. Weil Böhmen keinen bürgerlichen, durchgebildeten, gehobenen M i t t e l s t a n d hat, so ist auch das s t ä d t i s c h e L e b e n nicht entwickelt. An großen Städten fehlt es ganz und gar. Die Zahl von 160,000 Einwohnern der Hauptstadt Prag sinkt auffallend sogleich auf 22,000 (Reichenberg, die betriebsame Fabrikstadt), Budweis 17,000, 15,000 (das alte Eger, Pilsen) u. s. w.

Darum überkommt den Reisenden bei längerm Aufenthalte auf den sonst so einladenden und so manche Genüsse darbietenden böhmischen Landgütern doch bald jenes trostlose Gefühl der Einsamkeit und Abgeschiedenheit, trotz der Gastfreundschaft der Bewohner und der Schönheit ihrer Natur. E s m a n g e l t d e r H i n t e r g r u n d e i n e r l e b e n d i g e n S t a d t w e l t, welcher durch seinen Gegensatz den Reiz des Landlebens nicht bloß erhöht, sondern im Grunde erst erzeugt.

Einen überraschenden und alle Erwartung übertreffenden Eindruck machte

auf mich Böhmens Hauptstadt. Mit Prag möchten sich von den deutschen Städten wenige an Schönheit und Eigentümlichkeit der Lage messen können. Wenn man von dem Plateau des Weißen Berges hier in das hochgelegene Burgviertel der Stadt, den Hradschin,*) vorschreitet auf den Vorsprung, der jäh zum Moldauthale abfällt, und dann von dieser Bergstadt herab auf einmal tief unter sich eine noch viel größere Flußstadt erblickt, ein Meer von Häusern und Palästen, aus dessen Wogen eine zahllose Menge von Kirchen, Türmen und Kuppeln wie Schiffe mit ihren Masten hervorragen: so ist das fast ein orientalisches Bild, großartig und prächtig. Zu den Füßen schlängelt sich die breite, stattliche Moldau, welche tief in die Hochfläche sich hineingegraben und malerische Hügelreihen an ihren Ufern gebildet hat. Dort erhebt sich der schroffe Ziskaberg, auf welchem die Hussiten 1420 ihren ersten Sieg erfochten; und weit im Hintergrunde der feste Wyschehrad, pittoresk das Gemälde begrenzend. Wendet man sich um, so hat man die Ansicht des großen königlichen Schlosses, das die kaiserliche Hofburg zu Wien noch an Größe übertrifft; daneben das prächtige erzbischöfliche Palais, rechts aber die ehrwürdige gotische Kathedrale, den Dom von St. Veit (leider unvollendet) mit seinem himmelanstrebenden Turme. Auf der entgegengesetzten Seite das reiche Prämonstratenserstift Strahow mit seiner schönen Kirche, und dahinter auf einem mit Wein- und Obstgärten begrenzten Hügel die freundliche Laurentii-Kapelle mit ihren zwei zierlichen Türmen; — eine Mannigfaltigkeit der An- und Aussicht, wie sie dem Auge selten zu teil wird. Steigt man sodann hinunter zwischen den hohen Häusern, die, auf schroffem Abhange erbaut, wie Festungswerke erscheinen, und stellt sich auf die 540 m lange und 17 m breite altertümliche steinerne Brücke, welche die Altstadt mit der Kleinseite verbindet, zwischen die 28 Heiligen und Apostel, die, aus Stein gehauen, auf den Brückenrändern Wache halten, in der Mitte die bronzene Statue des heil. Nepomuk, Schutzpatrons von Böhmen, — so hat man wieder einen Anblick, wie man ihn weder auf der Dresdner, noch sonst einer Brücke finden kann: die Ansicht des Hradschin. Gegenüber der steinernen hängt eine zweite Brücke kühn über dem breiten Moldauspiegel schwebend, und zu den alten Bauwerken den Kontrast der Neuzeit bildend; es ist die eiserne Kettenbrücke, ein schönes Denkmal der Baukunst unserer Tage. Neben ihr, in den Strom gelagert, lacht freundlich das baumbekränzte Eiland der Sophieninsel herüber, und weit hinter ihr, in blauer Ferne verschwimmend, erscheinen wieder die schroffen Ufer der Moldau. Man bekommt auf der alten Karlsbrücke zugleich den Eindruck alt-christlicher Mythologie, mittelalterlicher Romantik und moderner Kunst. Überall — das kommt hier zum Bewußtsein — ragt in die Stadt das Land, in die Gegenwart die Vergangenheit, in das weltliche das kirchliche, in das Kultur- das Naturleben hinein, und das macht eben Prag so merkwürdig, so eigentümlich. Es läßt

*) hrad = Burg.

sich kein vollerer Gegensatz denken, als zwischen einer Stadt wie Berlin mit einer Stadt wie Prag. — Berlin in einer durchaus flachen, einförmigen Sandebene an der unscheinbaren Spree; — Prag in einem wechselreichen Hügellande, zum Teil selbst auf Bergeshöhen erbaut, an den pittoresken Ufern der Moldau; um Berlin die Natur des norddeutschen Tieflandes mit seinem Repräsentanten, der Kiefer — um Prag schon süddeutsche Natur, Wein- und Obstgärten; die Straßen von Berlin alle breit, regelmäßig, geradlinig — in Prag kaum zwei breite, gerade Straßen, alle andern krumm und eckig; in Berlin fast alle Häuser modern, schön, freundlich, aber einförmig und prosaisch, ohne geschichtliche Erinnerungen, — in Prag schauen aus dem modernen Leben noch viele rußige Häuser hervor, unregelmäßig, oft bizarr, mit gewölbten Vorbauten und Laubengängen, die Paläste aus ältester Zeit, jeder mit seiner Geschichte ein Repräsentant grauer Vergangenheit; kein Haus dem andern gleich, ein bunter Wechsel; — in Berlin alles fein, abgeschliffen, äußerst elegant, vornehm, ein, so zu sagen, spirituelles Wesen im ganzen; — in Prag viel Schmutz, ein ganzes Judenviertel, ein mehr materieller, plebejischer Anstrich; man sucht vergebens nach einem Westminster oder einer Wilhelmsstraße; überall böhmische Bauern, Juden und Pöbel, an allen Ecken und Enden Fleisch- und Semmelbuden, Hökerweiber und dampfende „Würstel", nirgends etwas Exklusives. In Berlin sind Kirchen und Glocken eine Seltenheit, in Prag ist beides im Überfluß; Berlin die Residenz der Friedriche und der Philosophen, Prag die Residenz der Erzbischöfe und einer reichverzweigten Kloster- und Weltgeistlichkeit.

Das anziehendste und wichtigste Schauspiel bietet Böhmen dar in der Mischung zweier grundverschiedener Nationen, die seine Bevölkerung bilden. Von den mehr als 5 Millionen sind nämlich 2,900,000 Czechen (Tschechen), der übrige Teil Deutsche, von dem das Volk Israel noch in Abzug zu bringen ist, das sich überall an das Slavenvolk, wie die Klette an die Wolle, anklebt. — Wie zwei feindliche Elemente sind jene zwei Völkersubstanzen oft zischend und brausend gegen einander gefahren, haben sich zuweilen mechanisch verbunden, aber nie chemisch: eine drohte die andere zu verschlingen, und doch war nur die eine oben, wenn die andere zu Boden fuhr; das czechische Volkselement schien endlich aufgelöst, und siehe da! es lebte wieder auf mit neuer frischer Kraft. Daß die Deutschen in Böhmen, obwohl die geringere Zahl, nicht den Czechen erlegen sind, kann nicht Wunder nehmen, da sie die große west-europäisch-germanische Kultur zur schützenden Grundlage hatten, wenn sie auch nicht die regierenden Herren gewesen wären. Daß aber die czechischen Slaven, von ihrem Volksstamme abgerissen, ohne nationale und geistige Einheit mit einem größern Ganzen doch ihr eigentümliches Wesen bewahrt haben: dies beweist, daß sie von einem urkräftigen, derben Grundstoffe sind. In Litteratur und Wissenschaft stehen die Böhmen jetzt an der Spitze der ganzen slavischen Nationalität; sie haben (und das verdanken sie der nahen Berührung mit den Deutschen) die europäische Kultur aufgenommen, ohne ihre Eigentümlichkeit daran zu geben; was die Gründlichkeit und

Tiefe ihrer Bildung betrifft, könnte man sie die Germanen unter den Slaven nennen. Einige Züge mögen den Czechen charakterisieren.

Er hat nicht die kindliche Heiterkeit des Russen, noch die heitere Lebenslust und das ritterliche Wesen der Polen: er ist trüber, verschlossener, weniger beweglich; bei ihm verschmilzt leicht die sittliche Leichtfertigkeit des Slaven und die gemessene Reflexion des Deutschen zu einer gewissen Arglist, welche das Vertrauen des Deutschen zu ihm niederdrückt und sein Vertrauen zu dem Deutschen hindert. Slave und Deutscher sind von Haus aus keine freundlichen Brüder. Der Deutsche nennt seinen czechischen Landsmann „Stockböhme". Ein Erbfehler des czechischen Stammes scheint ferner die Rechthaberei und Zanksucht zu sein; auch legt man nicht mit Unrecht dem Volke Unbeständigkeit und Vergnügungssucht, geringe Besonnenheit im Unglück und Übermut im Glücke, wie auch große Rachsucht bei; die Geschichte liefert manches Lebensbild zu diesen Zügen. Die Deutschen in Böhmen zeichnen sich dagegen wieder durch größere Berufstreue und Ordnungsliebe, so wie durch größere Reinlichkeit aus. Sie bewohnen nicht bloß die schönsten und teilweise fruchtbarsten Gegenden von Böhmen (z. B. den Leitmeritzer Kreis), sondern sind auch in den minder fruchtbaren Strichen die besten Landwirte; der berühmte böhmische Hopfen (im Saazer Kreise) wird von Deutschen gebaut, das geschätzte Obst kommt meist aus deutschen Gärten, das beste böhmische Glas wird in deutschen Fabriken gemacht, und die gerühmte musikalische Bildung gilt nur von den Deutschböhmen.

Daß die böhmische Industrie überhaupt auf einen Grad der Entwickelung gelangt ist, daß sie im Welthandel eine achtbare Rolle spielt: dies ist fast ausschließlich ein Verdienst der Deutschen. —

Der Schulbesuch war von jeher am günstigsten in den deutschen Kreisen; der Einfluß, den die Bestrebungen der deutsch-feindlichen Czechen in neuester Zeit auf die Schulen Böhmens geäußert haben, ist kein günstiger. Früher lebten Deutsche und Czechen in Frieden neben einander; die deutschen Eltern ließen ihre Kinder böhmisch lernen, und die Czechen brachten ihre Kinder in deutsche Familien. Jetzt wird die gründliche Erlernung des Deutschen vielfach von den Böhmen verabsäumt zu ihrem eigenen Schaden. Die Czechen treiben ihren Haß gegen alles Deutsche, worin der katholische Klerus sie bestärkt, auf eine Spitze, die über kurz oder lang brechen muß, sie selbst aber verwunden wird.

Obwohl hin und wieder eine Vermischung zwischen deutschem und slavischem Blut eingetreten ist, so hat sich doch die ganze von Czechen bewohnte Mitte Böhmens in ihrer Eigentümlichkeit erhalten. Man sieht diesen „stockböhmischen" Augen und Köpfen, unter denen viele Rundköpfe sind (têtes carrées), alsbald das Widerhaarige, Hartnäckige und Störrische an. Auch die meist dunklere Farbe des Haares, so wie die unter schärferm Winkel geschnittene, nach unten breitere Nase und der breitere Mund unterscheiden die czechische Physiognomie merklich von der deutschen, die viel weniger markiert, aber auch viel offener und heller ist.

Wenn nicht die Unterscheidung der Temperamente immer etwas Einseitiges behielte, so möchten wir den Czechen das cholerische, den Donau-Slaven (Serben und Kleinrussen) das melancholische*) zuweisen. Auf manchen echt böhmischen Gesichtern steht der Jähzorn deutlich geschrieben, und das cholerische Temperament ist, wie die Geschichte lehrt, der Böhmen Unglück gewesen; jedenfalls hätten sie mit russischer Geduld weit mehr erreicht, als mit czechischer Ungeduld.

Während man in den hochkultivierten Ländern oft lange und vergebens sucht, um einmal etwas Individuelles, Naturwüchsiges, von der alles zersetzenden „Aufklärung" noch nicht Aufgelöstes anzuschauen, braucht man in Böhmen nur zuzugreifen, um altertümliche Gebräuche, merkwürdige Sagen, lebendige Volkspoesie kennen zu lernen. Aus dem reichen Schatze sei hier nur ein Beispiel mitgetheilt.

Im taborer Kreise liegt ein Berg Blanik, aus dem rieselt eine Quelle hervor mit grünlichem Wasser und weißem Schaume. In alten Zeiten, wo ein sehr mächtiger Feind das Czechenvolk bedrängte und endlich unterjochte, hatten sich aus der letzten unglücklichen Schlacht noch einige Tausend Eingeborne gerettet und, vom Feinde hart verfolgt, im Innern jenes sonderbaren Berges, der sich plötzlich der Reiterschar geöffnet, Schutz und Zuflucht gefunden. Daselbst schlafen sie nun schon viele hundert Jahre samt ihren Pferden, sterben aber nicht, sondern werden wieder hervorkommen, wenn die Zeit erfüllet ist, und Böhmen wieder in der größten Bedrängnis sein wird; dann aber werden sie siegen. Zuweilen heben sie die Köpfe empor und fragen, ob es nicht Zeit sei? Dann spitzen die Pferde die Ohren, aber alsbald fällt auch alles wieder in Schlaf. Wer an dem rechten Tage und zur rechten Stunde an den Blanik kommt, dem ist der Anblick der Reiter verstattet.

---

*) In einer Stelle aus Mickiewicz „Vorlesungen über slavische Litteratur u. s. w." heißt es sehr bezeichnend also: „Diese wunderbare und leere Waldstätte (es ist von den Ebenen der unteren Donau die Rede), wo die Überlieferung keinen Stein findet, auf dem sie ausruhen könnte, hier, nach den Worten eines alten Sehers, aus dieser von Pferdehufen durchwühlten, von Leibern der Gefallenen gedüngten, mit ihren Gebeinen besäeten und einem Regen warmen Blutes benetzten Ebene ist üppig aufgeschossen das Trauergefühl. Sehnsucht und Trauer atmen hauptsächlich die Dichtungen jener Gegenden." „Die Türken fielen über das kaum erblühte Reich der Serben her; — die Führer fielen, der Adel, die Geistlichkeit, die Blüte des Volks — alles ging unter oder flüchtete. Es blieb nur das Volk, abgeschnitten von seiner Vergangenheit, weil es nicht zu lesen verstand und nichts von seiner alten Geschichte wußte. So haben sich alle Rückerinnerungen der Serben in einen Kampfplatz eingeschlossen, ihre ganze nationale Poesie irrt traurig um einen einzigen Grabhügel von Kossowo (Amselfeld) herum. Die Geschichte der hier längst vorgefallenen Schlacht ist für sie wunderbar frisch und gegenwärtig, und heute noch geht der Serbe weinend an diesem Orte vorüber." Er hatte noch im Jahre 1846 Gelegenheit bekommen, abermals weinend vorüberzugehen, doch nach dem russisch-türkischen Kriege von 1878 ist den slavischen Völkern auf der Balkan-Halbinsel die Last des Türkenjochs abgenommen.

Am St. Gregoriustage (den 12. März) halten die Knaben aus der Umgegend noch alle Jahre einen kriegerischen Umzug um den Blanik, indem sie die Sage dramatisch darstellen. Ein Anführer wird gewählt, der läßt Halt machen und fragt, ob es noch nicht Zeit sei? Ein anderer ist der Sendbote, der wird fortgeschickt, um zu erkunden, wie es auf der Oberwelt steht, und der darauf erzählt, was er weiß, bis der Anführer spricht: „Noch ist es nicht Zeit!" und das kleine Heer sich auflöst.

Wen überrascht nicht die auffallende Ähnlichkeit dieser Sage mit der von unserm Friedrich Rotbart auf dem Kyffhäuser? Das dichtende Volksgemüt offenbart sich unter allen Nationen nach denselben Gesetzen, und solche Sagen sind nicht aus der Luft gegriffen, sondern bilden sich mit innerer Notwendigkeit aus dem natürlichen Leben des Landes, wie des Volkes und seiner Geschichte.

Vierter Abschnitt.

1. Höhenbilder und Profile aus dem Alpengebirge. Die drei Naturgebiete der Schweiz. Physiognomie der Alpen. Das rhätische Alpengebirge (Lage, Aufbau und vergleichende Übersicht). Das Thal Engadin in Graubündten. — 2. Der Kanton Appenzell und die Appenzeller Landesgemeinde. — 3. Sitten und Sagen im Kanton Glarus. — 4. Der Genfersee. — 5. Eine epochemachende Bergfahrt. — 6. Der Vierwaldstättersee und das Grütli. — 7. Über den Splügen nach Chiavenna. (Charakteristik eines Gebirgspasses.) Chiavenna. — 8. Der St. Gotthard-Tunnel.

1. Höhenbilder und Profile aus dem Alpengebirge.*)

Die drei Naturgebiete der Schweiz.**)

Das Schweizerland gehört drei verschiedenen Naturgebieten an; es zerfällt in zwei Gebirgssysteme von ungleicher Höhe und eine von ihnen eingeschlossene Hochebene.

Die beiden Gebirge sind die Alpen und der Jura; jene erreichen eine absolute Höhe von 3500—4500 m, dieser von 1200—1500 m.

Bekanntlich teilt man den großen Alpengürtel, der sich vom Meerbusen von Genua durch Norditalien und die Schweiz, Tyrol und Illyrien nach Osten zieht bis nach Ungarn, in drei Hauptteile: die Westalpen vom ligurischen Meere 37 Meilen weit sich von Süden nach Norden erstreckend; die Centralalpen in nordöstlicher Richtung 45 Meilen weit vom Montblanc bis zu den Ketten des Stilfserjoches (Tyrol), an die sich die Ostalpen anschließen, welche, bis zur ungarischen Tiefebene gehend, eine Länge von 70 Meilen haben.

Der Süden der Schweiz gehört dem gewaltigen Centralalpenzuge an, der in zwei langgestreckten Hauptgebirgskämmen und zahlreichen Nebenästen mit vielen hundert schnee- und eisbedeckten Gipfeln sich darstellt. Es ist der zugleich schönste und großartigste Teil des ganzen Alpengürtels, ausgezeichnet durch den Wechsel des Erhabenen und Anmutigen, durch Mannig-

*) Vergl. „Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz“, 15. Heft: Der Kanton Graubündten, bearbeitet von Röder und Tscharner.

**) Grundzüge der physikal. Geographie der Schweiz v. Dr. J. Meyer (Leipzig).

faltigkeit der Formen und Gesteinsmassen, des Pflanzenlebens und menschlichen Anbaues.

Dem nördlichen Saume der Centralalpen ist vom Leman bis zum Bodensee eine Hochebene vorgelagert, welche den größten Teil der in den Alpen entspringenden Gewässer aufnimmt (Aar und Reuß) und sie in nördlicher Richtung dem Rheine zuführt, noch bevor dieser die Schweiz verläßt. Im Süden durch die Alpen, im Westen und Norden durch den Jura eingeschlossen, erscheint diese Hochebene wie ein gewaltiges Längenthal, das durch seine Fruchtbarkeit, seine starke Bevölkerung und blühende Industrie einen wichtigen Teil der Schweiz ausmacht. Auch sie bietet dem Auge sehr reizende Gegenden dar, allein von der großartigen Schönheit der Alpen ist in diesem Hügellande, dessen Formen sanfter und einförmiger, dessen Färbungen ohne scharfe Gegensätze sind, natürlich keine Rede mehr. Den willkommensten Anblick bietet auf zahlreichen Punkten die Aussicht auf die fernen schneebedeckten Alpen, die sich glänzend von dem Waldgrün der Vorberge abheben, die vielen kleineren Seeen und Flüsse, von denen die Hochebene durchzogen ist, sowie der gartengleiche Anbau des bevölkerten Bodens.

Der Jura erhebt sich im Westen aus dem französischen Saonethal und der schweizerischen Hochebene, und zieht sich von da in mehreren hintereinander liegenden Ketten nordöstlich gegen den Rhein, der die Fortsetzung des Gebirges nach Deutschland an zwei Stellen unterbricht. Überall unter der Grenze des ewigen Schneees bleibend, ist er zugleich viel weniger formenreich als die Alpen, bietet aber viele herrliche Aussichtspunkte auf dieselben dar.

Da diese Hochebene eine mittlere Meereshöhe von 400 m hat, so ist die ganze Schweiz (mit Ausnahme des südlichen Tessins) ein Hochland zu nennen. Nach annähernder Berechnung kommen auf den Jura 100, auf die Hochebene 220 und auf die Alpen 420 geogr. □Meilen, so daß der gesamte Flächeninhalt der Schweiz 740 □Meilen beträgt.

Fassen wir nun die Centralalpen näher ins Auge, so zeigen sich diese in zwei parallel laufenden Hauptketten bis auf die Sohle gespalten, von denen die nördliche, welche die eigentlichen Schweizeralpen bildet, von der Rhone bis zum Rhein, vom Morcles bis zum Calanda zieht, während die südliche vom Montblanc her zuerst rein östlich bis zum Monte-Rosa streicht, hier plötzlich abbricht, nach Norden umbiegt zum Adula, dann in östlicher und sich verdoppelnd in nordöstlicher Richtung durch Graubündten und Tyrol sich zieht. Durch diese Umbiegung wird die Wasserscheide der südlichen Alpenkette weit nach Norden an den St. Gotthard gerückt. Dort treten die beiden Hauptketten so nahe aneinander, daß zwischen ihnen eine breite und tiefe Thalsenkung unmöglich wird, es entsteht dort eine bedeutend gehobene Übergangsstufe mit vielen Gipfeln und gemeinschaftlichem Fuß, der mächtige Gebirgsstock des Gotthard.

Der Gotthard steht mitten in der großen Hauptspalte, die sich von Chur im Nordosten bis Martigny im Südwesten 48 schweizer Stunden weiter fortzieht — die Linie des obern Rhein- und Rhonethals. In dieser Spalte

fließen vom Gotthard an die Gewässer auseinander, wie die Charaktere der Völkerschaften, welche sie umwohnen.

An den beiden Enden der nördlichen Alpenkette durchbrechen zwei beträchtliche Querthäler den Gebirgszusammenhang und eröffnen den Gewässern der centralen Hauptspalte den Abfluß nördlich von Martigny bis zum Genfer-, von Chur zum Bodensee; sie vermitteln zugleich zwei wichtige Straßen nach Italien über die südliche Alpenkette.

Physiognomie der Alpen.

Die Erhebungsform des Alpengebirges ist im ganzen Zuge von der Südseite rascher und steiler als auf der Nordseite. Die lombardische Ebene erhebt sich nur 100—120 m über das Mittelmeer, und selbst die Seeen am Südsaume der Alpen, wie der Comersee und Lago maggiore (lange See), zeigen nur eine Höhenlage von 200—220 m.

Von diesen Seebecken aber erhebt sich nach Norden hin das Alpengebirge der südöstlichen Schweiz, mit der ganzen Masse seines Landes aufwärts sich abstufend, über bewaldete Rücken und Vorberge zu den erhabenen Berggraten und Hochgipfeln, und senkt sich dann allmählich gegen die nördlichen Vorländer, an deren Saum der Spiegel des Bodenseees immer noch eine Höhenlage von 360 m behauptet.

In dieser Abstufung und Senkung stellt sich ein höchst mannigfaltiger Gürtel eines wechselnden Naturlebens dar, vorzüglich im Klima, in der Wasserbewegung, im Pflanzen- und Tierleben. Ganz anders ist in jeder dieser Zonen die Temperatur der Luft und des Wassers; in anderer Gestalt schlagen sich die Dünste nieder, und auf andere Weise wirken Winde und Sonne; nach eigentümlichen Gesetzen bewegt sich auf jeder Höhenstufe das Alpengewässer, und die Jahreszeiten sind völlig verschieden in ihrer Zeit wie in ihren Gaben. Jede dieser Zonen stellt, wie in der physikalischen Gestaltung, so auch in der organischen Schöpfung einen andern Schauplatz des Seins und Lebens dar, so daß man in einer Wanderung vom südlichen Alpensaume über die ewig beschneieten Gipfel der höchsten Gebirge fast alle die klimatischen Erscheinungen und Lebensformen trifft, welche von der Südspitze Europas bis zur Polarnatur Finnmarkens sich dem Beobachter darstellen. Und in jeder dieser stufenweise emporsteigenden Alpenzonen ist der Mensch ein anderer, weil andere Natureinflüsse auf ihn einwirken.

Als die Naturgewalten durch den Felsenleib der Alpen die Längen- und Querthäler zogen, sei es nun, daß die mächtigen Feuerkräfte aus den innersten Tiefen des Erdballs die Höhen auftürmten; sei es, daß Sturmfluten des alles überwogenden Ozeans in den geschlossenen Felsenbuckel (Plateau) durch zerstörende Stromgewalt die Tiefen und Thäler einfurchten, oder daß eingeklemmte Flüsse ihre Riegel durchsägten und das Berggerippe noch mehr ausarbeiteten und so vollendeten, wie wir es jetzt erblicken: so viel steht fest, daß schon in jener Urbildung des Alpenlandes die ganze Geschichte desselben

vorgezeichnet wurde, eine Geschichte, die sich ganz anders gestaltet haben würde, wäre dasselbe Land eine einförmige Ebene geblieben oder ein geschlossener Gebirgsbuckel, wie es deren in Asien giebt — kalt, unfruchtbar, unzugänglich, unbewohnbar.

Wie ganz anders ist nun die Physiognomie des Alpengebirges? Von den Wasserbecken einerseits des Bodenseees, andererseits des Comer- und Langenseees ziehen die Thalränder in allmählicher Abstufung und vielfach sich verzweigend gegen die Hochgebirgsstöcke und zwischen den Gebirgsketten aufwärts. Aus diesen Thalgründen erheben sich die Gebirgszüge und bieten in jeder größeren Erhebungsstufe andere Naturbilder dar. In der Höhe von 600—1800 m liegen die sogenannten Voralpen, die man im rhätischen Alpenlande die Niederalpen nennen kann. In diesen Niederungen wohnt der Mensch; hier liegen teils im Thale, teils auf sonnigen Berghängen und Terrassen seine verstreuten Wohnungen, Höfe, Dörfer und Städte; hier ist die Stätte des gewerblichen und staatlichen Lebens. Wie die Thalgründe aufwärts steigen, heben sich auch Haus, Garten, Ackerland, Wiese, die noch dem Menschen eine Nahrungsquelle bleiben, wenn Garten und Acker längst vor der kalten Luft zurückgewichen sind. Hoch über den Wäldern und Thalgründen, in der Nähe des ewigen Schneees, hat der Alpenbewohner seine Bergtriften, Sennereien, sein Jagdrevier, da ist der Schauplatz des sommerlichen Hirtenlebens. Innerhalb des Höhenstreifs der Niederalpen von 1000 bis 1500 m und noch höher hinauf auf dem Südabhange oder in geschützten Lagen auf der Sonnenseite*) wachsen über den Dorfschaften und Städten die stolzen Bergwälder mit den schlanken, kernfesten Tannen, Lärchen, Fichten und Arven (Zirbelkiefern). Im Frühjahr wird diese Region zuerst vom Winterschnee befreit und bietet den Viehherden die erste Frühlingsweide dar.

Wo dann aber der hohe Baumwuchs in den eigentlichen Bergwaldungen seine Höhengrenze erreicht, wo das Gebiet der Krüppelbäume, der Stauden und eigentlichen Alpenkräuter beginnt, da steigt man in die Region der Mittelalpen, welche mit ihren eigentümlichen Naturscenen bis 2500 m sich hinaufziehen. Diese Region enthält schon viele Felswände und nacktes Gestein, ausgedehnte Schutthalden und pflanzenarme Gegenden. Die Gewässer stürzen hier als Wildbäche und tosende Alpenströme in tiefe eingefressene Schluchten, oder fallen in gedrungener Masse senkrecht mit tosender Wut herab, oft auch schleierartig in Wasserstaub aufgelöst; sie bringen Bewegung und Schall in die sonst lautlose Einsamkeit. Neben den schauerlichen Bildern der hohen Alpennatur breitet sich aber auch der schöne Teppich einer buntfarbigen Alpenflora aus, wo die reine Alpenluft würzige und duftige Kräuter erzeugt und über jeden Hügel, selbst über die verwitterten Trümmer eingestürzter Kuppen, schwellende Rasendecken zieht. Hin und wieder steigen auch noch Waldstreifen in diese Region aufwärts; niedrige Bergkiefern (Krummholz), das schöne Gesträuch der Alpenrosen und Heidelbeeren bedecken

*) Im Bündtnerlande bis zu 2100 m Höhe.

ganze Abhänge und ziehen eine Menge von Tieren an, die hier ihren Sommeraufenthalt nehmen. Da streifen die Marder und Wiesel und Iltisse umher, um auf die Eier und Jungen der Berg- und Schneehühner, des Steinschmätzers und Flüevogels und andern Geflügels Jagd zu machen. Das Murmeltier macht Ausflüge aus seiner Höhle, und der Steinbock unternimmt seine gefährlichen Spaziergänge. Herden von Gemsen, wenn auch nicht mehr so zahlreich als ehedem, ziehen noch immer den kühnen Jäger an, der sein Leben mutig dem strengen Berggeiste zum Opfer bringt. Aber in demselben Maße, als das Belebte gleichsam erobernd aufwärts streift, ziehen sich durch düstere Schluchten die Leben vernichtenden Gletscherarme in tiefere Thalgegenden abwärts und offenbaren den ewig sich erneuernden Kampf der Natur zwischen Leben und Tod. In diesem Höhengürtel ist die eigentliche Bildungsstätte des Gletschereises, hier lagern die unerschöpflichen Magazine der Bewässerung für die Tiefländer. Was die Natur in der Polarzone durch die Nebel, in den Tropenländern durch den periodischen Regen erzielt — Befeuchtung des Landes — eben dasselbe hat sie durch diese Gletschermagazine und Schneelager in unserm Erdstriche zu erreichen gesucht, damit die Quellen nicht versiegen, die Flüsse gespeist werden, und das trockene Land Nahrung empfange.

Viele von den Alpengewächsen sind zugleich Bürger der nördlichen Polarregion. Die größte Wärme und Kälte des Polarsommers und Winters treffen in Zeit und Stärke mit den Jahreszeiten und der Temperatur jener Alpenhöhen zusammen. Hier wie dort ist fast keine Übergangsperiode zwischen Winter und Sommer; kaum hat die rückkehrende Sonne den Schneemantel von diesen Höhen gezogen, so herrscht der Sommer mit all seiner Macht, und so wie derselbe weicht, breitet auch alsbald der Winter seinen Schneemantel über die Landschaft aus. Wie in dem hohen Norden, ist auch in dieser Alpenregion das Lebensgebiet der Berghasen, Schneehühner, Wurzelmäuse und anderer Tiere, die durch dichten Pelz oder Winterschlaf vor der langen Kälte geschützt sind.

Jene Felsenmassen und Höhen, die über die Schneeregion emporragen, also die Höhe von 2500 m übersteigen, machen das Gebiet der H o c h a l p e n aus, deren stolze Kuppen und zackige Felsenkronen mit ihrem blendenden Schneemantel weit hinaus über Berg und Thal erglänzen. Hier ist nun das Reich des ewigen Winters und ewigen Schneees, der, wo er nur irgend zu haften vermag, dauernde, weite und tiefe Lagerstätten einnimmt, oder — wo ihn die warmen Lüfte und heißen Sonnenstrahlen noch auflösen können, in erstarrte Eismassen übergeht, die in langgestreckten Armen bis zu den Mittelalpen sich senken und selbst noch zu der blühenden Vegetation der Niederalpen herabstreifen. Der größte Teil dieser Hochgebirgsebenen besteht aus nackten, zerrissenen Felshörnern oder verwitterten Felswänden, die meist zu steil sind, als daß der Schnee oder eine Erddecke darauf haften und sie gegen die Verwitterung schützen könnte. Daher kommen in den Hochthälern die großen Trümmerhaufen zerstörter Bergkuppen und die oft weitgedehnten

Schutthalden, welche der stürzende Schnee, selbst der Tritt des Jägers oder des Wildes leicht in rollende Bewegung bringt.

Die eigentliche Eiszone erreicht die höchsten Hörner nicht; denn ihre günstige Werkstätte findet sie im allgemeinen in dem Höhenstreif von 2500 bis 3000 m über dem Meere, der indes auf der Südseite unter günstigen Bedingungen noch etwas höher steigt. Dennoch thront ein ewiger Winter auf diesen emporragenden Wolkenstühlen, und alle Dünste schlagen sich als Schneenebel nieder, den selbst der warme Föhn nicht in Regen zu verwandeln imstande ist. Wie schön auch die Sonne diese Schneekuppen zu vergolden und mit Purpurlicht zu umsäumen weiß, sie zu erwärmen oder zu schmelzen gebricht es ihr an aller Kraft.

Die Alpenmenschen, sowohl die Bewohner der Thäler wie des Hochgebirgs, werden vielfach von der wilden, übermächtigen Bergnatur bedroht, beängstigt, gefährdet durch Wildstürme, Wildbäche, Lawinen, Gletscherbewegung und Bergstürze; aber eben dadurch wird auch ihre gesamte Kraft des Körpers und des Geistes mächtig aufgeregt, zum Kampfe gerüstet, stets frisch erhalten und in der Übung gebildet. Dieses Verhältnis des Menschen zu seiner Hochgebirgsnatur ist die große Erziehungsschule der Alpenvölker, in der sie den Geist des Mutes und der Freiheit empfangen, das Bewußtsein ihrer Würde und Selbständigkeit, die Kunst, sich selbst zu helfen, und die Energie, wodurch sich ihre Industrie kenntlich macht, und mit der sie neue Erfindungen zu machen und zu entwickeln wissen.

Das rhätische Alpengebirge.

(Lage, Aufbau und vergleichende Übersicht.)

Das rhätische Hochgebirge ist ein Glied des großen Alpenzuges, der, als die mächtigste Gebirgsgestaltung in unserm Erdteile zwischen dem 44. und 48. ° n. Br. gelagert, in seiner Längenausdehnung im ganzen die Richtung von West-Süd-West nach Ost-Nord-Ost bewahrt, den Meridian (die Mittagslinie) unter einem Winkel von 67 ° durchschneidet, und in seinem langen Zuge von der Meeresküste bei Nizza bis zur Ödenburger Ebene in Ungarn den erhabenen Scheidewall zwischen Italien, Frankreich und Deutschland auftürmt.

In diesem Gebirgsgürtel bildet das schweizerische Alpengebirge vom Montblanc über die Gotthardsgruppe bis zum Ortles den eigentlichen Leib des großen Gebirgsganzen. An diesen lehnt sich östlich vom Gotthard das rhätische Alpengebirge an und durchzieht mit gewaltigen Gebirgsstöcken und vielverzweigten Bergketten den Kanton Graubündten.

Zu einer richtigen Vorstellung dieser Alpennatur muß man sich von einigen beliebten, aber nichtsdestoweniger irrigen Vorstellungen lossagen. So wenig als überhaupt die Alpen ist das rhätische Gebirge eine geschlossene Kette, die wie ein Gebirgsstrahl von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, vom St. Gotthard, ausläuft, der nach einer falschen Vorstellung alle schwei-

zerischen Alpenzüge wie Radien aussendend gedacht wird; — noch stellen sich überhaupt die rhätischen Alpen als ein Kettengebirge dar, d. h. als eine einzige, geradlinige Centralkette, in deren gemeinsamem, undurchbrochenem Kamm — ähnlich der Rückenwirbelsäule in einem Tierleibe — alle höchsten Berggipfel eine regelrechte, lückenlose Gebirgsfirste bilden und gleichmäßig nach beiden Seiten — wie Rippen — ihre Nebenketten aussenden.

Das rhätische Gebirge ist in seinem (horizontalen und vertikalen) Aufbau ein gegliedertes Gebirgsganze, d. h. eine Verbindung von Gebirgsstöcken und Ketten, welche einzeln gewissermaßen als Individuen zu betrachten sind, weil jeder Gebirgsstock auf eigentümliche Weise seine Ketten aussendet, seine Glieder gruppiert, seine Thäler und Gewässer niederschickt. Die Bergstöcke also sind die Hauptpfeiler im Aufbau der rhätischen Centralalpen; von ihnen laufen teils in der Länge, teils in der Quere und in vielseitiger Beugung die kettenartigen Bergreihen aus, welche da, wo sie ähnlichen Armen und Nebenketten anderer Centralstöcke begegnen, fortlaufende Kämme und Wälle bilden. Lassen sie in ihrem Laufe eine Lücke oder schießen sie zu eingesenkten Niederungen ab, so entstehen zwischen zwei Hauptzügen trennende Thäler, Querdurchbrüche, Rinnsäle der Gewässer, Sättel für bequeme Alpenpässe. Mannigfaltig ist diese Gestaltung, wie die Bildung der Natur in allen ihren Werken. Viele der von den Gebirgsstöcken auslaufenden Arme ziehen auch in der Querrichtung durchs Land und erfüllen es mit Berg- und Thalrevieren. Denn vorherrschend bei den Stöcken, seltener bei den kettenartigen Bergreihen, entspinnen sich die Thalsenkungen und bilden teils größere Längenthäler, teils stufen sie sich in den Nebenarmen als Querthäler ab. Beide Thalformen bedingen eben so wohl den Zug der flüssigen Elemente, der Luft und des Wassers, als sie die Zugänglichkeit, Bewohnbarkeit und Kulturfähigkeit des Alpenlandes erleichtern.

Dies alles gilt mehr oder weniger vom ganzen Alpengebiet; um so eher trägt seine Beachtung zu einer richtigen Auffassung einzelner Alpenglieder bei. Dem rhätischen Alpengebirge ist aber das eigentümlich, daß sein senkrechter Aufbau, mehr als das Hochgebirge der Westalpen, dem Gesetz der Massenbildung folgte. In den Alpenzügen westlich vom Gotthard waltete die Neigung zur Gipfelbildung vor; dort finden sich daher neben ausgezeichneten Höhen auch die tiefsten Einschnitte in die Erde oder sogenannte Tiefthäler. Anders ist es im Osten der Gotthardsgruppe, wo die Erdrinde mit der ganzen Summe ihrer Land- und Bergmasse außerordentlich gehoben ist. Dies tritt am deutlichsten in der geringen relativen Erhebung der Gebirgshöhen über die anliegenden Thalgründe hervor, obgleich beide, Berg und Thal, eine bedeutende absolute Erhebung behaupten. Dieses Bildungsgesetz schuf in den rhätischen Alpen die vielen Hochthäler, welche in der Nähe der Bergstöcke noch fruchtbare und bewohnte Kulturländer darstellen, obgleich sie, wie das Ober-Engadin, Avers, Rheinwald, Tawetsch 2c., an absoluter Höhenlage die kahlen Gipfel des Riesengebirges, Harzes und Schwarzwaldes nicht bloß erreichen, sondern noch um 300 m überbieten.

Wie tief sind dagegen die Einschnitte und Thaltiefen in den westlichen Alpen, wo namentlich der Montblanc in seiner relativen Erhebung über die Allée blanche sogar die des Chimborasso über das Thal von Quito übertrifft. Im rhätischen Gebiet ist verhältnismäßig nirgends ein Unterschied von solcher Beträchtlichkeit, und die Zusammenstellung einiger Vergleichungspunkte wird das veranschaulichen. Wenn Martinach an der Rhone 450 m über dem Meere liegt, so entspricht ihm Chur am Rhein mit 564 m. Wo die Rhone den Lemansee verläßt, zeigt die Lage von Genf nur 350 m, dagegen hat der östliche Grenzpunkt am Inn, Martinsbruck, eine Höhenlage von 1180 m. Die Thaltiefen der Aare, gegen den Thalgrund am obern Inn gehalten, zeigen uns Meyringen nur 585 m, den Thunersee nur 540 m, selbst Lauterbrunn nur 660 m und Grindelwald bloß 960 m über dem Meere, während die mittlere Erhebung des Ober-Engadins mit seinem Getreidebau und den großen Dörfern schon zu 1600 m absoluter Höhe aufsteigt, worin es noch vom Ferthal und Avers übertroffen wird.

Ungeachtet nun die Massenerhebung im rhätischen Alpenaufbau vorwaltete, so schuf sie einerseits doch kein geschlossenes Plateau, d. h. hohe kahle Felsenbuckel, sondern in seiner ganzen Ausdehnung ein aufgeschlossenes Gebirgsland mit einem reichen Wechsel von Höhen und Niederungen; andererseits haben nichtsdestoweniger die rhätischen Alpenstöcke sehr ansehnliche Gipfel, die zum guten Teil noch von keinem Naturforscher erstiegen und gemessen sind, ja nicht einmal einen Namen haben. Eine ansehnliche Zahl erreicht sicher die Höhe von 3000 m, und die Höhen der Berninagruppe können selbst mit der Jungfrau und dem Finsteraarhorn sich messen.

Das Thal Engadin in Graubündten.*)

Das Engadinthal, im Kanton Graubündten, liegt im äußersten Südosten der Schweizer Alpen. Es erstreckt sich von Südwest nach Nordost, vom Maloja-Paß an der Grenze der Lombardei bis zur Martinsbrücke an der Tyroler Grenze in einer Länge von 19 Schweizer Stunden oder etwas über 11 Meilen, bei einer Thalbreite, welche kaum eine halbe Stunde im Unter-Engadin und fast eine Stunde im Ober-Engadin erreicht. Seine einige zwanzig Seitenthäler führen nach Norden an den Fuß der zahlreichen riesigen Bergspitzen der rhätischen Alpen, während sie in den anderen Richtungen auf dem Wege nach verschiedenen Teilen Italiens und Tyrols liegen. In diesem Thale entspringt der mächtige Innfluß, welcher bei Passau in die Donau mündet und welcher auch dem Engadin, in romanischer Sprache Engiadina, dem Innthale seinen Namen gegeben hat.

Das Engadin bildet das höchste größere Alpenthal, die ausgedehnteste und höchste Bodenanschwellung Europas. Während der Thalgrund von Tyrol nach dem Maloja sich von 1000—1800 m über der Meeresfläche er-

*) Das Engadin, seine Heilquellen ꝛc. Ein Vortrag von Dr. H. Lebert.

hebt, erreichen die nördlichen und südlichen Alpenketten eine Höhe, welche in der Bernina 4000 m*) übersteigt und so in die Reihe der höchsten Berge Europas, des Montblanc, des Monte Rosa, des Matterhorns, der Jungfrau ꝛc. tritt. Wohl in keinem Teile der Schweiz existieren so viele hohe, 3000 m überragende Berge. Es finden sich dort zahlreiche und umfangreiche Gletschermassen, welche mit denen des Berner, des Walliser, des Savoyer Eismeers wetteifern. Ein großer Teil dieser ganzen Heraushebung besteht aus Urgebirge, aus Serpentin und Granit, welche zwischen Triaskalk und Schiefergebilden hervorragen.

Mit den hohen Mauern der Alpen, mit den von ewigem Schnee bedeckten Spitzen, mit den von allen Seiten her ins Thal sich senkenden tiefgespaltenen Gletschern kontrastiert auf das angenehmste und lieblichste eine unübertreffliche schöne Baumvegetation an den Bergabhängen, in welchen die majestätische Arve, der fein graziöse Lärchenbaum von unabsehbaren Büschen der Alpenrosen umgeben sind. Steigt man noch höher, so findet man jenen über alle Beschreibung schönen Blumenteppich der Alpen, in welchem die azurblaue Gentiane mit der schneeweißen Saxifrage, das großblumige dunkelblaue Veilchen mit der feinbereiften Aurikel, mit der rosigen Primel, mit dem duftenden Satyrion wechseln.

Und weiter hinab in der Ebene des Thales sind die grünenden Matten mit den mannigfachsten Blumen und Sträuchern durchwebt. Kann der Mensch auch hier schon manches nicht mehr pflanzen, was den Bewohner der Ebene mit reicher Ernte erfreut, so ist doch dieser Naturgarten Gottes für ihn ein herzerhebender Ersatz.

Der Inn durchströmt vom bescheidenen Anfange der Quelle bis in die Thalsohle hinab, immer mächtiger werdend, das Thal seiner Wiege, und die reizendsten Seeen, wie sie nirgends ein Hochalpthal aufzuweisen hat, spiegeln in ihrer krystallenen Flut die schneebedeckten Berge, die grünen Wälder und die schönen Wohnungen einer Bevölkerung, welche, in allen großen Städten Europas durch Redlichkeit, Geschicklichkeit und Arbeitslust bekannt, ein langes freiwilliges Exil aus dem geliebten Heimatlande gern erträgt, um den Abend des Lebens dort zu verleben, wo sie nicht bloß der Zauber unübertrefflicher Naturschönheiten hinzieht, sondern wo sie als Kinder und Knaben geweilt, wo sie ihre Eltern, Verwandte und Freunde geliebt und geehrt haben, wo der gemeinschaftliche Friedhof noch die Reste vieler von denen einschließt, welche ihnen teuer waren und deren Andenken sie begleitet, bis auch sie einst von ihrem schönen Alpenthale für immer Abschied nehmen.

Ist zwar scheinbar das Engadin nur ein Teil des großen Innthales, so ist es doch so bestimmt nach Osten und Westen abgegrenzt, daß die volle Eigentümlichkeit der Bevölkerung auch hier im Einklange mit schroff scheidenden Naturgrenzen steht. Eine fast senkrechte, 200 m hohe Felsmauer, an

*) Sie hat 4052 m. (Das Finsteraarhorn in den Berner Alpen hat 4275 m; die Jungfrau 4167 m.)

welche sich das enge Bergell-Thal anlehnt, sondert das Ober-Engadin von den lombardischen Nachbarn, und die tiefe schauerliche Schlucht von Finstermünz am unteren Thaleingange trennt mit so mächtiger Gewalt das romanische Rhätien von dem germanischen Tyrol, daß Jahrhunderte dazu gehört haben, um stete Fehden und Feindschaft nur in gleichgültiges, entfremdetes Nebeneinanderleben umzuwandeln.

Hat man an der einsamen Martinsbrücke das Bündtner Gebiet betreten, so gelangt man, nach anfänglich mühsamem Wandern in einer traurig öden Bergschlucht, erst eigentlich bei Remüß in den schönen romantischen Teil des Engadins. Das unheimliche Brausen des in tiefem Abgrunde strömenden Inns, die finsteren Wälder der steilen Bergabhänge, das Heulen des Windes machen jetzt den lieblichen Alpenwiesen, den sonnenreichen, vom Gesange des Menschen und dem Geräusche der Arbeit belebten Triften und Dörfern Platz, und heiterer schauen die hohen Berggipfel auf den anmutigen Thalgrund herab, ein Eindruck, welcher an den erinnert, den der ermüdete Wanderer empfindet, wenn er von den wilden Schluchten der Teufelsbrücke durch den langen finsteren Gang des Urner Lochs auf einmal in die grünenden Matten des heiteren Urseren-Thals tritt.

Das untere Engadin zeichnet sich durch seine ganz eigentümlichen Thalverengungen und Erweiterungen aus, welche terrassenartig in drei verschiedenen Plateaus über einander liegen: die drei Thalkessel von Remüß, von Schuls-Tarasp und von Ardez, welche der Inn in tiefen Felsenrissen durchzieht.

Von den Ortschaften, welche man in dieser Thälerterrasse antrifft, ist in erster Linie besonders der 1560 m über dem Meere gelegene Flecken Sins interessant.

Unter allen Gemeinden des Engadins ist Sins diejenige, deren Bewohner am meisten nach dem Auslande wandern. In dem geräumigen, länglichen Viereck, welches an unsere schlesischen viereckigen Marktplätze und ihren deshalb so geeigneten Namen „Ring" erinnert, finden wir ganz auffallend elegant aufgeführte Gebäude, welche ihn von allen Seiten einfassen. Auf den Bänken vor den Häusern erblicken wir Gruppen von Männern in modischem, meist grellfarbigem Anzuge, teils schweigend, teils im lebhaften Gespräche begriffen, ihre Pfeifen und Cigarren rauchend. Was mag auch in jenem lärmenden Kreise junger Männer verhandelt werden, deren laute Stimme und lebhafte Gebärden unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen? Bedeutender Aufschlag der Zucker- und Kaffeepreise auf den Hauptmärkten Europas neben dem beabsichtigten Besuche auf einer Kuhalp der Gemeinde, ein Falliment oder kaufmännischer Glücksfall in Triest oder Livorno neben der Festsetzung des Tages der Roggenernte auf den Feldern des Fleckens, eine wichtige politische Tagesfrage neben den Erlebnissen eines ländlichen Tanzes beschäftigen die Gemüter, welche die fernen Interessen mit dem Genusse der nahen und schönen Gegenwart, des heimischen Herdes und der Alpennatur mit all ihren Freuden so gut zu verbinden verstehen. — In welcher Sprache aber reden die Männer? Der romanische Grundton ist mit

deutschen, italienischen und französischen Worten und Phrasen gemischt. Rings um den die Mitte des Platzes einnehmenden Brunnen ist ein Kreis von Frauen mit Waschen und lebhaftem Gespräche beschäftigt. Ihr schwarzes und dunkelfarbiges Kostüm ist eigentümlich, aber nicht schön zu nennen, es birgt eher jeden Reiz des Körpers, als darauf berechnet zu sein, ihn lebhaft hervortreten zu lassen. Die Gesichtszüge der Männer und Frauen aber sind scharf gezeichnet, ausdrucksvoll und bei vielen schön zu nennen; Gesichtsfarbe, Haare und Augen sind vorherrschend dunkel.

An einem sanften Bergabhange herabsteigend gelangt man bald in die Thalfläche von Schuls und Tarasp.

Schon aus der Ferne sieht man von allen Seiten her auf steilem Felsen das alte, noch wohl erhaltene Schloß von Tarasp (1418 m). — Das Dorf Tarasp (1327 m), der Weiler Vulpera (1208 m) und auf der andern Seite des Inns das Dorf Schuls bilden die Ortschaften, um welche herum die Mineralquellen entspringen. Diese sind an Zahl, an Mannigfaltigkeit, an Heilkräftigkeit den besten aller Länder an die Seite zu stellen.

Kräftige Salzquellen, sprudelnde Stahl- und Sauerbrunnen, das Arom der Alpenluft nicht gerade verbessernde Schwefelquellen, endlich reine Gasströmungen, sogenannte Mofetten, finden sich auf dem engen Raume beisammen. In diesem Knotenpunkte des centralen Europas spendet die Erde ganz nahe beisammen Schätze, welche man sonst nur auf weite Flächen, in großen Entfernungen verteilt findet.

In Vulpera weilen die meisten Gäste. Auf den rings um die Promenaden angebrachten Bänken sitzen gruppenweise die Bewohner ferner und naher, deutscher und italienischer Gegenden des Tyrols. Hier der federgeschmückte Spitzhut des Deutschen, dort der breitkrämpige flache Hut des Welschen. Unter den Trinkgästen sieht man eine große Anzahl höchst korpulenter Personen, welche in einigem Kontraste zu dem beengten Raume des Spazierganges sich auf diesem auf und nieder bewegen. Sie sollen hier selten vergeblich Abhülfe von den Beschwerden der Dickleibigkeit suchen. — Wohlgenährte alte Herren mit dunkelroten Weingesichtern und rubinbesetzten Nasen suchen hier, wie der gläubige Hindu in den Fluten des Ganges, büßend in dem sonst verachteten Tranke die äußeren Merkmale ihrer Sünden abzuwaschen. Neben diesen an solchen Orten mehr tragikomischen Erscheinungen giebt es Leidende aller Art und aller Stände. Der elegante Fabrikherr mit galligem Teint und Glacéhandschuhen, neben ihm der stämmige Bündtner Bauer, der tyrolische Klostergeistliche, der regsame lombardische Kaufmann, eine starke Vertretung des schönen Geschlechts im rauschenden Seidenkleid, wie in der anspruchslosen Tracht der Unter-Engadinerinnen. Alles dies bewegt sich bunt durcheinander und unterhält sich in den verschiedensten Sprachen.

Wir wandern höher hinauf ins Ober-Engadin. Von Capella unterhalb Scanfs bis zum Maloja erstreckt sich das obere Engadin; dieser zwar rauhere, wildere, höher gelegene, aber weitaus schönste Teil des schweizerischen Innthales. Seine Höhe steigt von 1500—1750 m in einer Länge von

7 Stunden, also sehr mild sich erhebend. Die Thalweite schwankt zwischen 20 Minuten und 1 Stunde. Man teilt dieses höchste Alpenthal Europas in zwei Gebiete, in das der Wiesen, von Scanfs bis Celerina, und in das der Seeen, von St. Moritz bis zum Maloja.

An jenem Ende des Thals sollte man einen hohen Gebirgsstock wie an den ähnlichen Thälern des Rheins und der Rhone erwarten. Aber während nördlich das Thal von vielfach 3000 m überragenden Bergzügen mit ewigem Schnee und südlich von noch höheren Alpen begrenzt ist, welche in der majestätischen Pyramide des Bernina mit seinem großen Gletschermeere 4000 m übersteigen, bricht am Maloja das Thal plötzlich ab.

An den Grenzhäusern des Maloja angelangt, ist man höchst angenehm überrascht, statt vor hohen Bergmauern ein Hemmnis zu finden, nur eine steil absteigende Felswand zu erblicken, an welcher sich schlangenförmig eine herrliche Kunststraße emporwindet, während ein lieblich grünendes Thal mit Sennhütten auf den Halden des Abhanges und freundlichen Dörfern im Thalgrunde zu den Seiten des rauschenden Bergbaches das Auge erquickt und nur als seitliche Einfassung des Bergeller Thales, welches sich in die lombardische Ebene nach Chiavenna zu abflacht, riesige Wächter hoch in die Lüfte mit eisiger Kuppe emporragen. Hat man bei Scanfs, welches mir als Geburtsort eines meiner liebsten Lehrer, des berühmten Pariser Arztes Biett, interessant ist, das Ober-Engadin betreten, so ändert sich sogleich die ganze Physiognomie des Thals. Verschwunden sind die grausen Schluchten, auf welchen die einzelnen Plateaus wie liebliche Oasen liegen. Man betritt ein hohes lichtes Thal, dessen einzelne Gebiete wohl noch durch gelinde Bodenanschwellungen in der Form von Querdämmen gesondert sind. Im großen und ganzen aber bildet das Ober-Engadin ein ungleich mehr zusammenhängendes Thal. Im Wiesengebiete von Scanfs bis Celerina hat man zwar noch nicht die schöne Natur, welche nur größere Wassergebiete einer Landschaft, selbst in den Alpen, zu verleihen vermögen. Aber bereits genießt man mit heiterem unermüdeten Blicke den herrlichen Anblick der höheren Alpenwelt. Ein mild in der Sonne erglänzendes Silberband gleitet durch das Thal, der junge Inn. Zahlreiche schöne und große Dörfer sind umgeben vom frischen, kräftigen Grün der Wiesen. Man hört aus der Ferne das harmonische Läuten der Kirchglocken. Die Straßen sind belebt von dem zur rüstigen Arbeit schreitenden Landmanne mit seinen kräftigen Zugtieren, von dem durchziehenden Tyroler mit dem Spitzhute, von dem im malerischen Kostüme dahinschreitenden ernsten Bergamasker Schafhirten, von dem entzückten in der reinen Bergluft alle jene Zierden der Natur tief fühlenden Wanderer ferner Länder. Soweit das Auge reicht, schließen die Wiesen des Thals hohe Gräte mit Firn bedeckt, schlanke Pyramiden mit ewigem Schnee ein. Zwischen den Alpenweiden mit den kleinen Sennhütten, zwischen dem dunklen Walde, welcher an das Thalgebiet streift, drängen sich Gletschermassen an manchen Orten soweit ins Thal herab, daß sie von lieblichen Triften umgeben wie ein Gruß des hohen Nordens an den warmen blüten-

reichen Süden, ihre hellblauen Kristallpyramiden, durch tiefe Furchen getrennt, in starrer Eismasse entfalten. Und über die ewigen Gletscher, über die prangende Flur, über den schattigen Wald wölbt sich ein so tief dunkelblauer Himmel, wie wir ihn im Norden uns kaum denken können.

Schreiten wir nun rasch nach unserem zweiten längeren Aufenthalte, nach St. Moritz, zu; lassen wir die schönen Seitenthäler unbeachtet, so gelangen wir durch Zuz, Ponte — wo der Albula-Paß mündet — und Bevers zuerst nach Samaden, diesem Mittelpunkte des ganzen Ober-Engadiner Lebens und Verkehrs.

Hier ist die größte Thalweite. In dem reichen Flecken sieht man neben den schönen Wohnhäusern der aus der Fremde heimgekehrten Engadiner auch die alt berühmten Wohnungen der Männer, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert die Geschichte des grauen Bundes mit hoher Ehrfurcht nennt. Die Familienwappen verlieren sich hier nicht farblos auf der grauen Mauer des Burgthores, sondern schweben in graziöser Eleganz an den feinen eisernen Balkonen. Im Innern findet man neben vielen Spuren längst verschollener Zeiten alle Annehmlichkeiten des modernen Lebens durch eine freundliche Gastlichkeit erhöht.

Von Samaden aus hat man im Thale die schönste Aussicht auf das Thal von Pontresina, auf den Bernina und seine Gletscher, unter denen der Morteratsch am tiefsten sich ins Thal senkt. Von Samaden gelangt man in den freundlichen Flecken Celerina, mit welchem das Gebiet der Wiesen abgeschlossen ist. Gar bald ist der waldige Querdamm überschritten, und wir befinden uns in dem Dorfe St. Moritz. Wir betreten das Gebiet der Seeen und den Cyklus der Quellen.

Es ist ein eben so schönes als wunderbar überraschendes Naturbild, wenn man vom Julier herabkommend nach und nach die ganze Herrlichkeit dieses Panoramas des Seeengebietes sich entfalten sieht.

Die lichte Fläche jener klaren Seeen mildert sanft den ernsten Eindruck der hohen himmelansteigenden Felsenmauern mit ihren zackigen Spitzen und Gräten und dem eisigen Hauche ewiger Firne, unschmelzbarer Gletscher. In der durchsichtigen Flut spiegeln sich die Wiesen des Ufers, die Wälder der Bergabhänge mit den eleganten Lärchentannen und der königlichen Arve, jener Ceder der südlichen Alpen. Die Schneegefilde der hohen Regionen bilden auf der glatten Spiegelfläche der Seeen ein Gemälde von unendlichem Reize, und das rosige Alpenglühen mit seinem zarten Hauche wird durch den feuchten Glanz der Wellen zum anmutigsten Bilde. Den von Fedoz herkommenden wilden Sohn der Gletscher hegen und pflegen die freundlichen Nymphen der Seeen und möchten ihn gerne in ihrer Alpenheimat zurückhalten, aber unaufhaltsam flieht er von der einen zur andern, bis er aus dem St. Moritzer See kommend gewaltsam sich ihren Liebkosungen entreißt und bereits als Innstrom über einen breiten Abhang mit schäumenden Wellen sich herabstürzt, um weite Lande bis an das ferne Meer zu durchlaufen. Ein treues Bild der Bewohner seines Thals. Grünende Matten, große und

freundliche Dörfer mit den schönen weißen Häusern und zierlichen Gärten, Saatfelder und Laubholz, selbst noch Fruchtbäume wechseln ab mit jenen stillen Seeen von Sils, von Silvaplana, von Campfèr und von St. Moritz. Des Menschen Fleiß und des Fleißes Kind, der Wohlstand, prangen unter jenen herrlichen Gaben der Natur.

Am nördlichen Abhange zieht sich als ein Band an dem ganzen Thale entlang, in zahlreichen Windungen bei Silvaplana am Julier emporklimmend, die große Straße, welche von der Lombardei ins Tyrol, vom Engadin in das rhätische Vaterland, in das stets dem Engadiner ans Herz gewachsene Veltlin und in die italienische Ebene führt.

Für jede Stimmung des Gemüts findet der Wanderer in diesem Gebiete der Seeen den geeignetsten Ruhepunkt. Vom Maloja liegt seitlich das Fexthal, dessen höchste bewohnte Häuser, bis auf 2000 m aufsteigend, die höchsten des gesamten Europas sind. Von hier führt ein einsamer Pfad durch Berge, über Felsen und Gletscher in das Rosegg-Thal und das eisige Reich der Bernina. Sils-Maria in seiner stillen Einsamkeit, mit seinen unübertrefflich schönen Baumgruppen, seinen freundlich gastlichen Wohnhäusern, dem hier beginnenden See, den auf solcher Höhe Erstaunen und Bewunderung erregenden Blumengärten — Sils macht den Eindruck eines jener stillen Orte der Alpenwelt, in welchem die Stürme des Lebens, die Sorgen thätigen Ringens den Lethe freudevoller Vergessenheit in der Poesie der Natur finden.

Silvaplana, am Fuße des Juliers, ist im Gegenteil ein sehr belebter Ort. Hier kommen die Straßen verschiedener Länder und Bergpässe zusammen. Hier findet man ein gar reges Treiben, und der Engadiner, welcher nach langem geschäftigen Leben in die liebe Heimat zurückgekehrt ist, sieht hier im Sommer Fremde aus allen jenen fernen Gebieten, welche er durchwandert hat, sowie der Fremde nicht minder erstaunt ist, im Posthaus und seiner Umgebung die verschiedensten Sprachen, ja oft den heimischen Accent seiner Vaterstadt zu hören.

Und der Wagen rollt an den Seeen entlang, da hält er nach kurzem Aufenthalt im Dorfe von St. Moritz bald vor dem Kurhause an.

Vom Hotel Kulm in St. Moritz hat man die prächtigste, doch auch von dem Platze vor dem Kurhause zugleich die lieblichste und großartigste Aussicht. In nächster Nähe befindet sich der St. Moritzer See mit seinem klaren grünen Wasserspiegel, und oberhalb desselben höchst malerisch emporsteigend das Dorf St. Moritz.

Wälder von Lärchen und Arven, deren weiches Moospolster von der nordischen Linnäa durchflochten ist, grüne Waldwiesen umgeben den See auf der Südseite, und von den Höhen des Julierpasses bis zu den steilen Granitspitzen oberhalb Samaden sieht man über dem ewigen Schnee und dem vergletscherten Firn den Piz della Margna, die einsamen Gletschergefilde des Suvretta, die rote in zwei Terrassen gipfelnde Pyramide des Piz Munte-

ratsch (Piz Julier),*) die Bergspitzen von Nair, Padella, Ott. Nirgends endlich sieht man so schön die elegante Felsengruppe und die schöne Pyramide des Piz Languard, wie von St. Moritz aus. Wer nicht im einsamen Waldpfade, an den Ufern des Seees, oder den Alpwiesen zu am Abhange emporsteigen kann, findet Wagen, welche ihn auf trefflichen Chausseeen durch das ganze Thal, ja bis an den Fuß des einsamen Morteratsch-Gletschers, selbst auf die Höhe des Berninapasses führen können.

Die St. Moritzer Quellen gehören zu den kräftigsten Eisensäuerlingen. Die alte Quelle hat $4^1/_2$ ° R., die neue nur $3^1/_2$ °.

Nach genauer vierjähriger, dreimal täglich angestellter Beobachtung ist die mittlere Tagestemperatur in St. Moritz während der Saison etwas über 11 °, am Morgen kaum 6 °, in den Mittagsstunden 15—16 ° R., am Abend 9 °. Zwei Drittel der Tage während der Saison vom 21. Juni bis zum 20. September sind sonnenreich und trocken, etwa ein Drittel bietet Regen. Tau findet sich am Morgen viel, aber Nebel ist verhältnismäßig viel seltener als sonst auf gleicher Höhe. Nur zweimal in der Saison von drei Monaten fällt Schnee bis vor das Kurhaus.

In der Nacht vom 31. August auf den 1. September 1859 war so viel Schnee gefallen, daß, als ich am Morgen erwachte, die ganze Landschaft vom weißen Winterkleide bedeckt war, Eiszapfen hingen zahlreich von den Dächern herab. Alles schien zu mahnen, jetzt das Hochthal zu verlassen; doch schon am Abend hatte die Gegend wieder ihr herrliches, sommerliches Ansehen, und noch viele schöne, milde Tage folgten diesem ersten Schneefalle.

Man sagt vom Engadin, daß es während 8 Monate Winter habe, man nennt es auch wohl unpoetisch das Sibirien der Schweiz, aber es ist dies grundfalsch.

Bleiben wir auch hier auf dem Boden der Beobachtung, so finden wir, daß im Durchschnitt im Engadin der Schnee, dieser richtige Maßstab des Winters in den Alpen, 5 Monate und 22 Tage liegen bleibt. Die vollständigsten Beobachtungen sind gerade in Bevers, dem kältesten Orte des ganzen Engadin, vom Lehrer Krättli gemacht. Die mittlere Jahrestemperatur ist dort 2,5 ° C., die mittlere Wärme der Sommermonate Juni, Juli, August 11,6 ° C., die mittlere Kälte der Monate Dezember, Januar, Februar —8 ° C., die mittlere Temperatur der drei Frühlingsmonate März, April und Mai +1,9 °, und die der drei Herbstmonate September, Oktober, November 3,9 °, also fast 4 ° C. Im Sommer wie im Winter beobachtet man nicht selten bedeutende Temperatursprünge. Nach heißen Tagen sinkt das Thermometer auf den Gefrierpunkt in einzelnen Nächten des Sommers; nach eisiger Kälte im Winter von —25 ° steigt es mitunter rasch bis auf +5 °, was von dem oft schnellen Überspringen südwestlicher Winde in nordöstliche und umgekehrt abhängt. Frühling und die ersten Wintermonate sind besonders feucht. Winter und Sommer sind aber gewöhnlich trocken und heiter.

---

*) S. das Titelbild.

Bereits im März schmilzt der warme Hauch des Föhns an sonnigen Abhängen den Schnee, und alsbald erscheinen einzelne Blumen. Gewöhnlich aber findet man erst Ende dieses Monats die schöne dunkelblaue Frühlingsgentiane. Gegen Ende April beginnt der Schnee zu schmelzen. Nun ist während einiger Zeit der Verkehr im Thale sehr gestört. Mit den ersten Tagen des Mai aber ist das Thal von allem Schnee befreit, nachdem jedoch vorher größere Strecken sonniger Wiesen sich schon mit Blumen bedeckt hatten und namentlich die schöne Frühlings-Anemone und Krokuspflanzen mit ihrem Blütenschnee, sowie an den Felsen die frischen grünen Blätter und rosigen Blumen der Bergprimeln das Thal geziert haben. In den Lüften singt jetzt schon die Lerche ihr Frühlingslied, und gegen Ende April langen auch aus ihren fernen Winterquartieren die Schwalben wieder an. Der Kuckuck aber erwartet das vollendete Schmelzen des Schneees, bevor sein einsamer Ruf die Luft durchtönt. Bald nun werden auch die lichten Seeen frei vom Eise.

Die Bergamasker Schafhirten ziehen mit den Herden auf ihre Sommerweiden. Der fleißige Landmann besorgt seine Saat von Getreide und Kartoffeln. Hat nun auch die Alpenrose ihre schönen Blüten entfaltet, so prangen die Fluren in aller Pracht ihres lieblichen Frühlingsgewandes. Die Herden verlassen jetzt das Thal, der harmonische Klang ihrer Glocken bekundet auf immer höher liegenden Alpenwiesen ihre Gegenwart, bis sie gegen Ende September wieder ins Thal herabkommen. Im Juli blühen Roggen und Gerste. Gegen Ende dieses Monats beginnt die Heuernte, die weitaus bedeutendste für das Engadin, welche zu vielen frohen Festlichkeiten Veranlassung giebt. In der ersten Hälfte September wird auch das Getreide eingebracht. Die Schwalben verlassen jetzt bald das Thal, und gleichzeitig ziehen Scharen der mannigfachsten Zugvögel über die Alpen.

Wir treffen im Engadin das Getreide bis zu einer Höhe von nahezu 1800 m, also über 600 m höher, als in der nördlichen Schweiz und in den deutschen Gebirgen, eben so hoch steigt auch die Kartoffel. In Sils-Maria reift noch die Kirsche, deren oberes Vorkommen sonst ebenfalls nahezu 600 m tiefer ist. — Die Grenze des ewigen Schneees, welche in den übrigen Schweizer Alpen auf 2600 m angegeben wird, ist im Engadin auf nahe 2800 m. Die Tanne gedeiht noch bis zu 1800 m. Die Arve und der Lärchenbaum übersteigen 2100 m. Alle diese Verhältnisse sind überaus günstig und sind wohl zum Teil dem leichten Zugange der warmen aus Italien kommenden Luftströmungen zuzuschreiben.

Außerordentlich abwechselnd und reichhaltig ist auch die Vegetation. Nächst den Thälern von Saas und Zermatt im Wallis hat das Engadin die schönste Flora der Schweiz. Wie in den Alpen überhaupt, trifft man hier neben den Blumen des hohen Nordens die der gemäßigten, selbst südlichen Länder. Italienische und Tyroler Pflanzen kommen mannigfach neben den der Schweiz eigenen vor. Bis auf eine Höhe von 3000 m, ja darüber, giebt es noch viele Oasen, in welchen der Schnee im Sommer schmilzt, und hier ist der Boden ganz mit den rosigen Blüten der Androsace glacialis,

den weißen Saxifragen, den dunkelblauen Gentianen und Phyteuma-Arten bedeckt. Der Stengel der Blumen ist ganz verschwunden, und die zahlreichen Blüten ruhen weich und sanft auf dem grünen Rasen der Blätter. Auf dem Piz Languard, 3250 m, blüht noch das schöne dunkelblaue Vergißmeinnicht der Hochalpen, Erytrichum nanum.

Nicht minder interessant als die Pflanzen und Gesteine ist für das Engadin seine Tierwelt. In seinen einsamen Waldungen haust noch der Bär. Auf den höheren Bergregionen stellt das Murmeltier seine aufmerksamen Schildwachen aus, welche, sobald sich ein menschliches Wesen zeigt, rasch in ihre versteckten Höhlen schlüpfen. Überall in der Gegend der Gletscher und auf den hohen Felsgräten weilt die Gemse in geselligen Scharen und findet im Winter in den geschützteren oberen Waldregionen eine Zufluchtsstätte. Der edle Steinbock, mit dem mächtigen Geweihe, ist leider immer mehr aus den Hochalpen des Engadins verschwunden.

Zahlreiche Singvögel bewohnen im Sommer das Thal und die Wälder der Berge. Der Adler und der mächtige Lämmergeier nisten auf den hohen Felsen. Im Herbste durchziehen Scharen der mannigfachsten Zugvögel das Thal, um der Wärme des Südens zuzueilen, unter welchen man sogar auch einmal einen Schwan und ein anderesmal auch einen Taucher des Eismeeres beobachtet hat.

Höchst mannigfach und an seltenen Arten reich sind auch die Insekten des Engadins; besonders schön sind seine Schmetterlinge, die fliegenden Blumen des Sommers. Hier kommt unter anderen der seltenste aller europäischen Schmetterlinge, Euprepia flavia, vor. Zu den angenehmsten meiner naturwissenschaftlichen Erinnerungen gehört es, daß ich mir dort ein Paar jener seltenen, sonst nur in Sibirien vorkommenden Falter verschaffen konnte. Auf dem Maloja habe ich auch zu meinem großen Erstaunen die Wanderheuschrecke angetroffen und erfuhr dann, daß sie im unteren Bergeller Thal große Verheerungen angerichtet hatte.

In diesem Lande, welches so viel Eigentümlichkeiten darbietet, haben auch die hohen Alpen und ihre Aussichten einen ganz eigenen Charakter. Von dem 3250 m hohen Piz Languard sieht man, neben nur wenigem Thalgrunde, über 800 hohe Bergspitzen, von denen ein großer Teil 3000 m überragt. Von der Bernina beherrscht man, außer einer Legion hoher Grate und Pyramiden, eine Zahl und eine Mannigfaltigkeit naher und ferner Gletscher, wie sie weder der Montblanc noch der Monte Rosa, noch die Heroen des Berner Oberlandes darbieten. Leider ist die 4053 m hohe Bernina fast unzugänglich. Nachdem sie der Ingenieur Coaz unter den größten Gefahren (im Jahre 1850) bestiegen hatte, war die Abenddämmerung hereingebrochen, bevor er das Gebiet der Gletscher verlassen konnte. Immer finsterer wurde die Nacht; immer schauriger die Aussicht auf den fast gewissen Tod in der eiskalten Nacht, ohne jeden Schutz vor unvermeidlicher Erstarrung. Da erschien plötzlich am Himmel der Mond in vollem Glanze und verbreitete ein so mildes Licht über die Gebiete des Eises und Firns, daß

Coaz mit seinen Führern noch die am Morgen eingehauenen Tritte wieder erkennen konnte.

Kaum waren sie über die Region der Gletscher hinaus, da verschwand der Mond wieder hinter den Wolken und, nach unsäglichen Mühen während voller 20 Stunden, gelangten sie in der Nacht um 2 Uhr an das gastliche Haus des Bernina-Passes.

Seitdem ist die Berninaspitze mehreremal bestiegen; im Jahre 1867 sogar von einer Engländerin.

Die ganze Bevölkerung des Thales beträgt ungefähr 9000 Einw., von denen fast zwei Drittel auf das 12 Stunden lange Unter-Engadin und etwas über ein Drittel auf das 7 Stunden lange Ober-Engadin kommen. Die Volkssprache, Ladin genannt, ist ein Überrest lateinischer Ursprache, der rhätoromanische Dialekt. Die herrschende Religion ist die reformierte, mit Ausnahme des katholischen Tarasp und des Grenzgebietes von Samnaun.

Trotzdem, daß für ein fast 19 Stunden langes Thal eine Bevölkerung von 9000 Einwohnern keine übergroße zu sein scheint, würden diese dennoch bei dem verhältnismäßig geringen Ackerlande und dem Fehlen der Industrie nur mit Mühe einen hinreichenden Lebensunterhalt finden. Daher ist die Wanderlust eine ihnen fast auferlegte Notwendigkeit. — Viele Engadiner ziehen in der That in nahe und ferne Länder. — Wohl jede große Stadt Italiens, Deutschlands, Frankreichs giebt dem arbeitslustigen Sohne der Alpen mannigfaltige Beschäftigung. Welchen Beruf sie aber auch erwählen mögen, überall zeichnen sie sich durch Ehrlichkeit, Genügsamkeit und Fleiß aus. Voll natürlicher Würde in ihrem Charakter, sind sie überall geliebt und geachtet. Bis in die fernsten Gegenden bewahren sie treu ihre romanische Sprache. Unermüdlich ist ihre Thätigkeit, bis sie so viel erworben haben, daß sie in die liebe Alpenheimat zurückkehren und dort sorgenfrei von dem Ertrage ihres jahrelangen Fleißes leben können. Und darum zieren alle Dörfer herrliche Wohnhäuser; darum hört man in diesem Thale alle Sprachen und Dialekte des civilisierten Europas. Rührend ist es zu sehen, mit welcher patriarchalischen Einfachheit selbst die Reicheren im heimatlichen Dorfe leben. Der auflösende Luxus großer Städte hat ihr treues Herz nicht bestochen. In dem Aufrechthalten der besten Traditionen der Familie, in dem regsten Wohlthätigkeitssinne finden sie noch bis ins höchste Alter, neben dem Wonnegefühl des heimischen Herdes, ihre größten Genüsse. Bettler giebt es deshalb im Engadin nicht.

Die im Thale Bleibenden, die nicht Auswandernden, beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht und Weinhandel. In dem Maße, als die Verbindungen mit den Nachbarstaaten leichter werden, können sich auch hier die Berufsarten vervielfältigen. Die zahlreichen Wasserkräfte können zu industriellen Unternehmungen mannigfacher Art verwertet werden. Auch die Uhrenfabrikation könnte hier wie in den Hochthälern des schweizer und französischen Jura eine nicht unbedeutende Hilfsquelle in den langen Wintermonaten werden.

Man glaube jedoch nicht, daß die alte Heldenkraft im arbeitsamen Engadiner versiegt sei. So oft des Vaterlandes Ruf in den Bergen ertönt, entsteigen die alten Ritter ihren Grüften, und opferfreudig scharen sich um sie Engadiner, stets bereit, bis zum letzten Lebenshauche ihrem teuern Schweizerlande zu dienen.

Nichts ist praktischer, wohnlicher und zugleich allen Bedürfnissen mehr entsprechend als ein Engadiner Haus. Fest aus Stein aufgeführt, seltener farbig als vom reinsten Weiß, mit dicken festen Mauern, mit kleinen, fast wie Schießscharten tief liegenden Fenstern, mit großem Thoreingange, mannigfachen Zieraten bei den Begüterteren, schönen Balkonen, bei einzelnen mit Wappen geziert, zeigt sich das Äußere einer solchen Wohnung.

Im Innern birgt das Haus außer den Zimmern auch den Heuboden und den Viehstall. Letzterer ist besonders sauber und gut eingerichtet. Klug ist es, neben der Bequemlichkeit, die Tiere, ohne aus dem Hause zu gehen, versorgen zu können, auch ihre Wärme, besonders während des langen Winters, zu benutzen. Ja, in dem Viehstalle finden sich auch wohl Tische und gepolsterte Bänke, bei einigen sogar Spiele, Zeitungen und Bücher, so daß derselbe auch als Vereinigungspunkt, als Salon dienen kann. Das hauptsächlichste gemeinschaftliche Wohnzimmer ist gewöhnlich mit Arvenholz getäfelt, bei den Wohlhabenderen mit schönen Holzschnitzereien verziert, so wie man hier auch noch jene hohen prächtigen Wandschränke mit schöner erhabener Arbeit findet, welche in neuerer Zeit wieder mit Recht sehr gesucht werden. Von ungewöhnlicher Größe ist der Ofen, welcher auch bei den Reicheren mit schönen Malereien geziert ist. Um ihn herum findet sich die mit Kissen bedeckte Ofenbank. In dem obern Stock liegt, durch eine verschließbare Öffnung mit der Wohnstube in Verbindung gebracht, das Schlafgemach, und neben diesem wohl auch noch andere Zimmer. Selten ist ein Haus von mehr als einer Familie bewohnt.

Die ganze Bevölkerung genießt gern in den Zeiten der Muße die Freuden des Lebens; aber Excesse irgend welcher Art sind selten. Zu den Lieblingserholungen der Jugend gehört auch hier das Tanzen, welches jedes ländliche Fest beschließt. Fehlen zwar die eleganten Tanzsäle und die feine Musik unserer Städte, so herrscht doch in diesen ländlichen Bällen Frohsinn und Munterkeit; ja man sieht hier unter den schlanken Burschen und schönen Mädchen so anmutsvolle Gestalten, daß man das Leuchten des Gases, die feinen Toiletten, den brausenden Champagner beim Mahle gern entbehrt. Ja, nicht möchte ich die Frage entscheiden, ob in jenen Tänzen der Alpendörfer oder in denen unserer Städte wahrer Frohsinn herrscht.

Zu den größten Eigentümlichkeiten dieser Bevölkerung aber gehört ihre Sprache. Während der nahezu 500jährigen Herrschaft der Römer über das ganze Bündtner Land hat sich, mit einiger Vermischung keltischer Worte, die rhäto-romanische Sprache, auch Ladin genannt, entwickelt oder vielmehr in ihrer Besonderheit erhalten. Sie gleicht sehr der Sprache der Troubadours, dem Provençalischen, in mancher Beziehung dem Spanischen. Mit der milden

fast musikalischen Weichheit des Italienischen verbindet sie die volltönenden Doppellaute und den mehr kräftigen Charakter der deutschen Sprache. Sie wird noch von der ganzen romanischen Bevölkerung Graubündtens sehr hochgeschätzt, und so sehr hält diese an ihr fest, daß mir ein junger, aus Würzburg zurückkommender Arzt, dessen Vater lange in Deutschland gelebt hatte, erzählte, er hätte es nie wagen dürfen, seinem Vater anders als in romanischer Sprache zu schreiben. Aber trotzdem gewinnt das Deutsche, das jetzt fast jeder Engadiner, der Bücher und Zeitungen liest, versteht, immer größere Ausbreitung, und in den Schulen wird überall Deutsch gelehrt.

---

2. Der Kanton Appenzell und die Appenzeller Landesgemeinde.*)

Der nördlichste Stock des schweizerischen Alpengebirges ist der Säntis, isoliert dastehend, wie ein gewaltiger Markstein oder wie ein Flügelmann vor der langen Reihe der Alpenhörner. Stolz schaut er (2504 m hoch) über den Bodensee und das schwäbische Oberland hin, bis an die Rauhe Alp, auf deren Vorsprüngen er überall gesehen wird, von Ulm bis an den Dreifaltigkeitsberg ob Spaichingen. Südlich begrüßt er seine Nachbarn, die Kette der 7 Kurfürsten, von denen ihn eine Gebirgssenkung trennt, in welcher die Thur ihre Quelle hat; da liegt das Dorf Wildhaus, der Geburtsort des Reformators Ulrich Zwingli. Südwestlich lagern sich einige Stunden weit die Nagelfluhberge der Toggenburg an, alle etwa 1000 m niedriger als die Kuppe des Säntis; östlich senkt sich der Kalkfelsenkamm des Gebirges im Altenmann, die Bruderkuppe der Säntishöhe, um 70 m, dann aber sehr bedeutend im Kamor, denn die höchste Spitze desselben, der „Hohe Kasten", erhebt sich nur noch 1800 m über das Mittelmeer. Darauf verschwindet der Kalkstein und macht der Nagelfluhe und dem Sandstein Platz, und damit hört auch die Kuppen- und Hörnerbildung auf, welche das Alpengebirge auszeichnet; das Gebirge verflacht sich in ein tafelförmiges Hochland (Plateau), das da und dort in langgestreckte Rücken anschwillt. Dieses Tafelland endet auf jeder Seite, gegen den Rhein, den Bodensee und die Thur, in einem scharfen Rande und fällt endlich gewöhnlich in zwei Stufen in die Thalfläche ab. Eine gerade Linie von der Säntisspitze bis zum Bodensee ist nahezu sechs Stunden lang, und die Abdachung beträgt in dieser Richtung 2106 m, die Höhe des Säntis zu 2500 m, die des Bodenseees zu 400 m, in runden Zahlen angenommen; eine Linie von Südost nach Nordost durch die größte Breite dieser Gebirgsinsel gezogen, vom Kamor bis Herisau (1800—750 m), mißt 5 Stunden und die Senkung erreicht beinahe die Hälfte der obigen (1025 m).

*) Nach Bumüller: „Buch der Welt.".

Dieses Hochland nun von der Säntiskuppe bis an den Rand der Hochfläche ist der Kanton Appenzell; ihn umgiebt St. Gallen rundum, so daß es bis zum Rande des Plateaus aufsteigt. Demnach bildet das 7 □M. große Ländchen der Appenzeller, so klein es auch ist, ein geographisches Ganzes, das amphitheatralisch emporsteigt, und in das der Wanderer, von welcher Seite er auch kommt, bergan hinaufsteigen muß. Jetzt führen auf allen Seiten schöne Kunststraßen in dieses Hochland, man baut gegenwärtig sogar an einer Eisenbahn von Winkeln (Kanton St. Gallen) nach Herisau und im Plane ist eine solche von Rorschach nach Heiden. Vor Jahrhunderten wurden die Zugänge durch Verhaue und rohe Schanzen, aus Felssteinen und Baumstämmen dammartig aufgeführt, geschlossen, und von dieser Festung ward von den Appenzellern mancher Feind blutig zurückgeschlagen.

Ein solches Hochland hat begreiflich einen langen Winter, der in der Regel vom November bis Ende Mai dauert; wenn der Appenzeller im Hügellande des Thurgaus alles treiben und sprossen sieht, wenn er den Bodensee mit grünem Saume umwunden erblickt, deckt seine Heimat noch der Schnee, welcher erst der wärmenden Frühlingssonne und dem Südwinde (Föhn, favonius) ganz weicht, auf dem Säntis aber der Sonne und dem Föhne Trotz bietet. Getreidebau wird eigentlich gar nicht betrieben; der Anbau beschränkt sich auf die Kartoffel und einiges Gemüse. Doch ist in tieferen Lagen auch der Obstbau nicht ganz unbedeutend. Das Kleinod des Landes sind aber die herrlichen Wiesen und Weiden, deren saftiges Gras eine Menge der schönsten Kühe nährt, und da, wo an den Berg- und Felsenwänden noch Gras und Kraut wurzeln, klettern Schafe und mutwillige Ziegen, letztere gewöhnlich das Eigentum armer Leute, welche keine Kuh zu halten vermögen. Die Viehzucht ist demnach ein Hauptnahrungszweig der Einwohner, besonders im hintern oder höhern Landesteile, am Säntis und Kamor, weniger im vordern Lande, das ungewöhnlich stark bevölkert ist.

Der ohnehin so kleine Kanton ist doch noch in zwei Staaten geteilt: Appenzell-Inner-Rhoden und Appenzell-Außer-Rhoden; Rhoden ist mundartig für „Rotten", ursprünglich die militärische Einteilung des Ländchens bezeichnend, daher es eigentlich die „Innern Rhoden" und die „Äußern Rhoden" geschrieben wird. Inner-Rhoden ist etwas kleiner als Außer-Rhoden und beschränkt sich auf das eigentliche Gebirgsland; es ist ein Hirtenländlein mit etwas mehr als 14,000 Einwohnern; Außer-Rhoden nimmt hauptsächlich das Plateau ein und zählt über 50,000 Einwohner, die hauptsächlich von dem Ertrage ihres Kunstfleißes leben; Inner-Rhoden ist arm, Außer-Rhoden aber wohlhabend, jenes katholisch, dieses protestantisch. Vor 300 Jahren machten die beiden Rhoden nur eine Volksgemeinde aus; als aber zur Zeit der Reformation der eine Teil die neue Lehre annahm, und der andere der alten treu blieb, hielten sie es nicht mehr für möglich, gemeinsam hauszuhalten. Sie gingen aus einander, aber in Frieden, und nahmen auch später an den Religionskriegen in der Schweiz keinen Anteil.

Es giebt nicht leicht einen lohnendern Ausflug als eine Fußpartie durch das Appenzell; denn in drei Tagen kann ein rüstiger Fußgänger das Ländchen durchkreuzen, und dann hat er eine wahre Vorschule für eine rechte Schweizerreise gemacht. Im katholischen Inner-Rhoden blicken wir noch in die stillen Hallen der Nonnenklöster, und aus einem andern Kloster tritt uns der ehrwürdige Kapuziner entgegen; in Gonten, Weißbad und Gais treffen wir Badegäste aus halb Europa und lustiges, gesellschaftliches Leben. Auf den Bergwanderungen kehren wir in den Sennhütten ein, um uns zu erquicken; die Hütte ist roh aus Balken und Steinen zusammengefügt, die Fugen sind mit Moos verstopft. Stühle zum Niedersetzen giebt es nicht überall, außer dem Melkstühlchen mit einem Fuße. Doch auf der Eben- und Meglisalp ist für die Einkehrenden schon besser gesorgt durch Tische und Bänke. In der einen Ecke hängt der große Käsekessel über dem Feuer, dessen Rauch zur Thür hinauszieht, oder durch Ritzen und Spalten Nebenwege sucht. Auf der andern Seite endet die Hütte in einen kleinen Stall, dessen Bewohner sich durch Grunzen zu erkennen geben. Auf der Decke des Stalles ist Heu ausgebreitet, ein paar grobe leinene Tücher oder Säcke verraten bald ihre Bestimmung — hier ist das Bett des Sennhirten. Dieser holt aus einer Höhle, die im Hintergrunde der Hütte in den Berg gegraben ist, Milch, Butter und Käse, und ermahnt tapfer zu essen, denn beim Bergsteigen bekommt man Hunger — und daß er Recht hat, beweisen wir. Aber welcher Wohlgeschmack, diese Milch und diese Butter! Wer noch nie in den Bergen gewesen ist, kann es gar nicht glauben, daß sie so ganz anders schmecken als in den Ebenen. Da wachsen freilich auch ganz andere Futterkräuter, als im Thale; betrachte einmal den Rasen der Alp (so nennt der Senne seine Bergweide), wie dunkelgrün, wie dicht, unter dem Fußtritte anschwellend wie ein grünes Sammetpolster; da sieht man keine hochgeschossenen dürren Halme, keine Disteln und Herbstzeitlosen, aber verschiedene Arten von Klee, mit roter, gelber und weißer Blüte, und andere würzige Kräuter, welche die Ebene nicht kennt.

Schon im Anfang Mai ziehen die Sennen mit Ziegen und Schafen auf die Alp; vier Wochen später langen dann auch die Kühe an, gewöhnlich in Zügen von 24 Stück mit einem Stier, welches man ein Senntum heißt. Gemeiniglich befinden sich dabei auch 2—3 Schweine und 4—6 Ziegen. Von einem Senntum besitzen oft verschiedene Bauern einen verhältnismäßigen Anteil, und dies ist die einzige übliche Art der Gesellschaftssennereien. Wo mehrere Senntume zusammenkommen, kämpfen die Stiere um die besten Weideplätze, und die schwächern müssen den stärkern weichen. Als solche Plätze bezeichnet man namentlich die, wo das duftende Mutteri (Meum mutellina) und das Adelgras oder Rüz (Plantago alpina — Alpenwegerich) reichlich gedeiht.

Der Senne bleibt bis in den September auf seinen Bergeshöhen, kommt während der ganzen Zeit vielleicht nicht ein einzigesmal in sein Dorf herab, wird nur besucht, wenn man den Käse abholt, oder wenn eines seiner An-

gehörigen ihm Brot oder irgend ein Werkzeug bringt. Seine Nahrung ist Milch und magerer Käse, und er behilft sich oft wochenlang ohne Brot; zeigt aber ein Reisender, der bei ihm einkehrt, Schinken, kalten Braten oder gar eine Weinflasche, so sieht man den sonst so genügsamen Mann vor Begierde zittern, so sehr verlangts ihn nach jenen gaumenreizenden, pikanten Nahrungsmitteln, und er giebt gern Butter, Käse und Milch die Fülle für den ihm überlassen Anteil.

Die Kleidung des Sennen ist so einfach als möglich; zwillichene Hosen, die bis über die Kniee reichen, und eine blaue Blouse, hier Fulterhemd genannt; er geht barfuß oder auf hölzernen Sohlen, auf dem Kopfe sitzt ein schwarzes ledernes Käppchen, und eine kleine Pfeife läßt er selten aus dem Munde; schon die Buben rauchen, und sollten sie die Pfeife mit dürren Heublumen füllen müssen. Man trifft unter den Sennen häufig große Männer von kräftigem Körperbau, in der Regel aber ist der Appenzeller mehr untersetzt gebaut, stark geschultert, braun- oder blondhaarig; aus den grauen Augen, dem breiten Gesicht spricht Schalkheit und trotzige Derbheit. Er ist stolz auf seine Heimat, seinen Beruf und selbst auf seine Lebensweise; der Fremde, der ihn meistern oder gar seiner spotten will, wird mit einem Hagel von beißenden Witzen bombardiert und nicht allzu sanft heimgeschickt. Die Appenzeller sind durch ihren Mutterwitz in der Schweiz sprichwörtlich, und ihre Lustigkeit ist nicht geringer; eine Gesellschaft Appenzeller, besonders innerrhodischer Hirten, macht mehr Lärm, als zehnmal so viel Norddeutsche. Da heißt es laut sprechen und schnell sprechen, und das geschieht in sehr hohen Noten mit einem eigentümlich hüpfenden Accente, so daß einzelne Worte fast geschleudert werden. Schauplätze solcher Lust, wohl auch der Ausgelassenheit, sind an schönen Sonntagen einzelne Punkte, die wegen ihrer herrlichen Fernsicht von dem Wanderer aufgesucht werden. An solchen Punkten hat das kleine Land einen unglaublichen Reichtum, und von der Erhabenheit einer Aussicht in das Gebirge der Alpen, in die tiefen Flußthäler, über den Bodensee hin bis in die bläuliche Ferne des deutschen Hügellandes kann man sich gar keine Vorstellung machen; da reicht keine Beschreibung zu, selbst der Pinsel giebt nur schwache Vorstellung dieser Herrlichkeit.

Wir machen von Gais einen Ausflug an den Stoß, einen Paß nach Altstätten im Rheinthal; dort steht eine Kapelle, zu welcher alle Innerrhoder einmal im Jahr in feierlicher Prozession wallfahrten, weil da ihre Väter am Fronleichnamstage 1405 die Feinde siegreich zurückschlugen. Dem Fremden aber läßt die Aussicht nur wenig Zeit zur Erinnerung an die alten Heldenthaten. Da schaut er hinab in das breite tiefe Rheinthal, durch welches er den Fluß wohl 10 Meilen raschen Laufes daherströmen sieht. Zu beiden Seiten liegt ebenes, wohl angebautes Gelände, besäet mit Dörfern und Städtlein. In gewaltigen Massen steigt das Gebirge des Vorarlbergs und Tyrols empor, nicht allmählich, sondern plötzlich, nur wenige Stunden von dem Beschauer entfernt. Man sieht die Umrisse des Gebirges so deutlich, die Fluhen, Felsen, Schnee- und Eismassen liegen so klar da, daß man

glaubt, man müsse die Gemse sehen können, die zufällig über Fels und Eisstöcke hinwegsetzte. Und wie mannigfaltig ist die Beleuchtung dieser Landschaft! Wie dunkel der Fichtenkranz, der die untere breite Seite der Berge gürtet, wie hell strahlt Fels und Gletscher im Sonnenlicht, wie zittert das von den Bergwänden des Rheinthals vielfach zurückgeworfene Licht über dem breiten Thale tief unter uns, wie schimmert der Strom in seinen fernsten Windungen!

Von Weißbad machen wir einen Ausflug auf die Ebenalp und das Wildkirchlein; in 2 Stunden sind wir dort. Die Ebenalp ist eine Felsplatte mit schwacher Neigung gegen Norden; sie ist schön begrünt und reicher an Alpenpflanzen als der Rigi; eine trichterförmige Vertiefung von 15 m im Umfange, das Wetterloch, enthält das ganze Jahr hindurch Schnee und Eis. Die Aussicht ist herrlich; sie erstreckt sich über den Bodensee, die östliche Schweiz mit den zahllosen Alpenfirsten und einen bedeutenden Teil des südlichen Baden, Württemberg und Bayern. Durch eine Felshöhle, 100 Schritte lang, 18 m breit, mit einer Wölbung von 20 m, von welcher Kalkwasser tropft, gelangt man zum Wildkirchlein, einer natürlichen Grotte in Kalkfelsen, die in eine Kapelle verwandelt ist. Ein Glockentürmchen ist daneben angebracht worden, und ein bärtiger Einsiedler verkündet mit hellem Glöcklein die Tageszeiten über die reizende Gebirgsöde entlang. Er bewohnt eine kleine Hütte; eine Felsengrotte dient ihm als Keller, aus dem er den Reisenden Speise und Trank herbeiholt. Da sitzen wir 1500 m über dem Meere, an hoher Felsenwand, und betrachten mit Entzücken die reizende Gebirgswelt. Da möchte man Tage lang weilen und scheidet mit schwerem Herzen von diesem erhabenen Schauspiele.

Wir wollen aber noch höher, auf die Säntishöhe von 2504 m, um von diesem erhabensten Punkte des Appenzell in die weite Welt zu blicken. Diese Bergfahrt dauert 6 Stunden. Gegen Abend brechen wir unter Leitung eines kundigen Führers auf, steigen vier Stunden rüstig bergan und übernachten in einer Sennhütte. Ans Schlafen ist nicht viel zu denken, und es macht Freude, das lustige Feuer von dürrem Tannenholz wohl anzuschüren. Mit dem ersten Tagesgrauen steigen wir wieder bergan, um den Gipfel vor Sonnenaufgang zu erreichen. Oder noch besser, wir steigen durch das Seealpthal über die Meglisalp schon am Abend zur Säntisspitze empor und übernachten im — Hotel Säntis, einem komfortabel eingerichteten Wirtshäuschen, das gute Betten hat. Man kann dann den Sonnenunter- und Sonnenaufgang genießen. — Schon glühen die Alpenhörner Tyrols in rosiger Pracht, immer weiter schreitet das purpurne Licht über die Berggipfel der gegen Süden und Südwesten gelagerten Alpen, während der Fuß der Berge und die Thäler noch vom nächtlichen Grau umschleiert sind. Plötzlich hebt sich die Sonne empor über die östlichen Berge, ihre Häupter mit Licht überflutend; jetzt glänzen die Firsten silberhell, das Dunkel in der Tiefe verschwindet, und eine unermeßlich weite Welt liegt ausgebreitet vor dem erstaunten Blicke. Vor allem stellt sich das Alpengebirge in seiner Groß-

artigkeit dar; von den steierischen, Salzburger und Tyroler Alpen gleitet das Auge über die Bündtner zu den Glarner und die Alpen von Uri bis zu den Riesen des Berner Oberlandes, dem Finsteraarhorn, Schreckhorn und der Jungfrau — eine Strecke von mehr als hundert Stunden! Wenn das Weltmeer Wogen von Tausenden von Metern auftürmte, und diese plötzlich überstürzend und Flammen gleich wieder aufsteigend, gebrochen und gerundet im Augenblicke zu Eis erstarrten, so möchte das einen ähnlichen Anblick gewähren. Ein Schauer überkommt uns, wenn wir auf diese zertrümmerte Welt blicken, und die Seele erbebt, indem sie die Allmacht Gottes schaut.

Wenden wir nun das Auge nach andern Richtungen, so sehen wir den tiefen Einschnitt des Rheinthals bis Graubündten, das Thal der Ill, das wie eine dunkle Kluft aus dem Gebirge tritt, und den Spiegel des Bodenseees, der die Breite eines Stromes zu haben scheint. Über die oberschwäbische Hochebene von Württemberg und Bayern hin sehen wir bis an die Alp und die Donau, und westlich bis an die Berge des Schwarzwaldes und die nordöstlichen Ausläufer des Jura, und südlich erblicken wir noch etwas vom See bei Zürich. Aber wie klein erscheinen die Städte und Dörfer! Es kostet Mühe, die ferneren mit dem Tubus zu erkennen, und doch können wir es nicht lassen, von dieser hohen Warte aus nach Deutschland zu schauen. So vergehen Stunden wie Augenblicke; wir haben uns nicht satt gesehen, aber die Luft ist empfindlich kalt, es türmen sich Wolkenschichten um den Gipfel herum, und der Führer prophezeit Gewitter und Sturm, die oft in dieser Höhe toben, während in dem Thale unten kaum ein leichter Regen fällt. Rasch geht es abwärts; munter schreiten wir über das Schneefeld und den Gletscher, den nördlichsten der ganzen Alpenkette; es freut uns, die scheue Gemse fliehen zu sehen, denn diese schönen Tiere sind wieder zahlreich am Säntis, seitdem eine durch das Gesetz vor den sonst schonungslosen Jägern geschützte Kolonie derselben hingewandert ist. Wir sind glücklich wieder in die Dörfer hinuntergelangt; unsere Seele ist von einem mächtigen Gefühle ergriffen, das dem ähnlich ist, welches wir empfinden, wenn wir Zeugen einer großen Begebenheit geworden sind.

Inner-Rhoden verlassend, wandern wir nun nach Außer-Rhoden; da ist die Bevölkerung so dicht, wie in wenigen Gegenden Europas, denn es kommen über 10,000 Seelen auf die □Meile, und der Reisende, welcher gewohnt ist, in den Berggegenden hölzerne Häuser mit armen Bewohnern zu treffen, erstaunt über die herrlichen Dörfer, durch welche ihn sein Weg führt: man trifft da Gebäude, welche einer großstädtischen Residenz wohl anständen. Tausende von Häusern liegen wie herumgesäet an Berg und Bühel, auf Anhöhen und in Gründen, welcher Anblick jeden in Erstaunen setzt, der etwa auf dem Bodensee von Constanz nach Friedrichshafen fährt. Alle Häuser, auch die kleinsten, sind zierlich gebaut, von vielen Fenstern freundlich glänzend, besonders auf der Mittagsseite. Das Dach ist nie so hoch, als man es in dem benachbarten Schwaben findet, die Thür groß, mit schöner Schwelle, messingener Klinke und mit Ölfarbe angestrichen; ein gewöhnlich mattgrün

angestrichener Schindelschirm*) schützt gegen den scharfen Wind und gegen die Nässe, wenn Nordost und West Schnee und kalten Regen gegen die Wohnung schlagen. Fast vor jedem Hause ist ein laufender Brunnen von klarem, kühlem Bergwasser, denn das ganze Ländchen ist außerordentlich quellenreich. Auch im Innern sind alle Häuser sauber und zierlich, die Stuben ausgetäfelt, die Geschirre blank. Und doch sind viele dieser netten Häuser und Hütten bloß aus Holz gebaut, wie in den Gebirgsgegenden überhaupt. Dort sind sie aber oft rauchig und rußig, in Außer-Rhoden schmuck, ich möchte fast sagen, so hübsch, wie ein angemalter Vogelkäfig. Freilich flammen diese hölzernen Häuser bei Brandunglück wie Fackeln auf und sind dann selten mehr zu löschen. — Auch die Menschen sind sauber und reinlich angezogen, und der Mann, welcher eine Kuh am Horne über die Gasse führt, läßt einen schneeweißen Hemdärmel sehen. Die Nahrung der Außer-Rhoder ist einfach. Das Frühstück besteht fast in jedem Hause aus Kaffee und gerösteten Kartoffeln, bei Wohlhabenderen wird noch Butter und Käse dazu gegeben; das Mittagsmahl bietet in guten Zeiten Fleisch- oder Mehlspeise, wobei Obstmost oder Wein nicht fehlen darf; am Abend aber kommt wieder Kaffee mit Kartoffeln, und in armen Häusern oder wenn der Verdienst stockt, hat man tagaus tagein Kaffee mit Kartoffeln. Die Bäcker liefern ein schneeweißes Brot, denn die Appenzeller essen kein Roggen- oder gar Gersten- und Haferbrot; der schwäbische Bauer aber, der das Korn gebaut hat, würde das Brot bewundern, aber schwerlich in die Länge seinem Schwarzbrote vorziehen, weil es etwas trocken und fade schmeckt, wenn man an Roggenbrot gewöhnt ist.

Die Nettigkeit der Häuser, die musterhafte Reinlichkeit, wohl auch die übrige Lebensweise erklärt sich aus dem Umstande, daß die Außer-Rhoder zum nicht geringen Teil von ihrem Kunstfleiße leben; von 50,000 Einwohnern beschäftigen sich wenigstens 15,000 mit der Fabrikation von Baumwolle- und Seidewaren. Man webt Mousseline in glatten Stücken zu Vorhängen und Halstüchern, verziert sie mit mannigfaltigen Stickereien aus weißer Baumwolle zu Chemisetten, Hauben, Röcken, oder aus gefärbter Baumwolle zu Schürzen, Turbanen, Tapeten, Chorhemden, Manschetten, Bettdecken, Tauftüchern, Shawls, Schleiern und Flor. Zu ähnlichen Stoffen wird die Stickerei auch gehöhlt, festoniert oder mit dem Plattstich verbunden. Es giebt Fabrikanten, die einige Hundert Weber und mehrere Hundert auswärtige Stickerinnen beschäftigen. Die besten Stickerinnen sind in Inner-Rhoden, und sie verdienen jährlich von den Fabrikanten Außer-Rhodens eine Summe, die zu 60,000 Frcs. berechnet wird. Da kann man kunstreiche Finger sehen, die auf dem weißen Grunde Blumen entfalten, welche an Farbenschönheit und zarten Umrissen ihren lieblichen Schwestern auf Wiesen und Auen nichts nachzugeben streben. Jetzt hat aber die Maschinenstickerei bereits die Handarbeit sehr in Schatten gestellt. Man trifft in Außer-Rhoden nicht bloß

*) Die Häuser sind mit ganz kleinen Schindeln wie mit einem Schuppenpanzer umgeben.

große Fabriken, sondern es wird hauptsächlich familienweise gearbeitet, daher in jedem Hause ein Webkeller, Webgaden, ist. Die Arbeiten der Appenzeller gehen in die ganze Welt, besonders aber „übers Meer“, wie die Stickerinnen sagen, wenn man sie fragt, wer denn die Mousseline kaufe. New-Yorker Handelshäuser haben ihre Kommanditen in St. Gallen und machen in Stickereiwaren sehr bedeutende Geschäfte. Der Handelsverkehr dieses Industriezweiges beläuft sich jährlich auf 3—4 Mill. Francs.

Ich habe die schmucken Häuser mit Vogelkäfigen verglichen, auch ihre Bewohner geben den Vögeln an Gesangslust nichts nach. Da jodelt der Hirte, wie überall, wo Matten grünen; aber außerdem trifft man wohl nirgends auf der Welt so viele Dörfer, wo man einen so schönen vierstimmigen Gesang hört, und man kann Außer-Rhoden mit vollem Recht ein Sängerland nennen. Seine Chöre sind daher auch bei allen Gesangfesten in Schwaben und der Schweiz, in Lindau und Ravensburg, in St. Gallen und Zürich willkommen, und bei Wettgesängen tragen sie stets einen Preis davon. Es giebt viele Familien, in denen nach vollbrachter Tagesarbeit abends Mann und Frau, Söhne und Töchter zusammensitzen und sich den Rest des Tages mit Gesang erheitern.

Das Hauptfest ist aber die Landsgemeinde, die jährlich regelmäßig einmal in Hundwyl, einmal in Trogen im Frühjahre abgehalten wird. Eine solche Landsgemeinde ist für den Fremden sehr anziehend, und wäre in Frankreich, England und Nordamerika ein Außer-Rhoden, so würde man in Deutschland viel mehr darüber lesen. Die Feier ist in folgender Weise:

Schon am Samstagabend, denn es wird immer am Sonntag landsgemeindet, finden sich die ferner wohnenden Appenzeller in Trogen,*) Speicher und den umliegenden Ortschaften ein, wo sie bei Gastfreunden wohnen oder die Wirtshäuser füllen; hier und dort läßt sich einer mit einem tüchtigen Jodler hören, zwischendrein knallen Schüsse und die Buben lassen Frösche springen oder Petermännchen sprühen. Die ernsteren Männer sitzen beim Glase Wein beisammen und besprechen dies und das, die Fabrikation, den Verdienst und vor allem die Landsgemeinde. Jeder hat das gedruckte Memoriale in der Hand, in welchem der Landrat die Gesetzesvorschläge, welche in der Landsgemeinde zur Entscheidung kommen sollen, 4 Wochen vorher öffentlich vorgelegt hat. Man spricht bescheiden, wie es ehrbaren Männern geziemt, deren Stolz ihre Landsgemeinde ist, und wenn der Fremde Auskunft über diesen oder jenen Artikel verlangt, so wird sie bereitwillig und vollständig erteilt; nur hüte man sich, von der Landsgemeinde vornehm abzuurteilen oder spöttisch zu sprechen, wenn man nicht unwillkürlich das Feld räumen will. Hat man so dem Gespräche der einen oder der andern Gesellschaft aufmerksam zugehört, so kann man den Gesetzesvorschlägen so ziemlich ihr Schicksal voraussagen, denn es werden keineswegs alle angenommen. Der Appenzeller will nicht gern etwas Neues und ist gegen die

*) Die Landsgemeinde, welche hier abgehalten wird, ist die interessanteste.

Herren, besonders gegen die „Studierten", mißtrauisch; er fürchtet nämlich, daß am Ende so viele Gesetze gemacht würden, daß der gemeine Mann gar nicht mehr daraus klug werden könne und alle Einsicht darein verliere, so daß zuletzt die Beamten thun könnten, was ihnen gefiele. Darum wird z. B. in Appenzell kein Advokat geduldet, weil man von diesen Leuten nur Verwirrung in Recht und Gericht befürchtet. So konnte es der Landrat nicht durchsetzen, daß Bürger, die 600 Frcs. Grundbesitz haben, vom Staate auch nur mit einer geringen Steuer belegt werden; die Männer meinen, mancher Fabrikarbeiter stehe durch seinen täglichen Verdienst besser, als so ein armer Grundbesitzer, und da jener nicht besteuert werden könne, dürfe es auch dieser nicht werden.

Endlich wird es Sonntag Mittag; von allen Seiten ziehen jauchzende Truppen heran; jeder ist mit einem Seitengewehr versehen; dieser hat einen Infanteriesäbel, jener einen Galanteriedegen, ein anderer einen Hirschfänger ꝛc. Wenn es schönes Wetter ist, wird die Waffe über die Schulter gelegt und daran Jacke oder Rock getragen. Doch macht sich die neue Zeit auch darin bemerklich, daß dieser primitive Aufzug mehr und mehr abkommt. Endlich ist alles auf dem schönen großen Platze in Trogen versammelt, wohl 8 bis 10,000 Männer, vom achtzehnjährigen Jünglinge bis zum Greise. Im Vordergrunde steht eine Bühne und auf ihr der Landammann im schwarzen Frack, einen aufgeschlagenen dreieckigen Hut auf dem Haupte, den Degen an der Seite; neben ihm steht der Landschreiber und der Landweibel, dieser im schwarzweißen Wappenrocke,*) kurzen schwarzen Hosen und weißen Strümpfen. Auf einer andern Bühne seitwärts haben die andern Landesobrigkeiten Platz genommen. Der Landammann eröffnet mit einer kurzen Rede die Landsgemeinde, und die Geschäfte nehmen ihren Anfang. Zuerst wird der neue regierende Landammann gewählt und auf die Bühne geführt; zwei Pfeifer und zwei Hellebardiere begleiten ihn; jene spielen einen alten Marsch auf ihren Pfeifen, die mit silbernen Denkmünzen behangen sind, ein Geschenk des jeweiligen Landammanns; diese machen langsam voranschreitend Platz durch die Menge. Eine gleiche Ehre widerfährt jedem Landrate, der auf die Bühne gerufen wird. Endlich werden die Gesetzesvorschläge des Memoriale Paragraph nach Paragraph vorgenommen: der Landweibel, das Sprachrohr des Landammanns, ruft: „Wem's wohlgefällt, daß — — (jetzt wird der betreffende Paragraph wörtlich wiederholt) — der hebe die Hand auf!" Augenblicklich fliegen die rechten Hände in die Höhe, wie es scheint, fast alle. Das sind aber zarte, kleine, weiße Hände, denen man es ansieht, daß sie nur das Webschifflein oder den Baumwollenfaden handhaben. Kämen da zufällig deutsche Bauernhände darunter, so würden sich diese ausnehmen wie aus knorrigen Eichen geschnitten. Doch es ist seit dem ersten „Mehr" (so heißt die Abstimmung durch die erhobene Rechte) kaum eine

*) Auch die Tamboure und Pfeifer tragen einen Frack, der auf der einen Seite weiß, auf der andern Hälfte schwarz ist.

Minute vergangen, so ertönt es wieder von der Bühne herab: „Wem's aber nicht so gefällt, sondern wem's besser gefällt, — — —, der hebe die Hand auf!" und zu unserm Erstaunen erheben sich mehr Hände, als das erstemal, und der Vorschlag ist verworfen. Sind über einen und denselben Gegenstand mehrere Anträge vorgelegt, so wird einer nach dem andern ins „Mehr" genommen, was gewöhnlich lange dauert, und oft damit endet, daß alle verworfen werden. Auch dem geübtesten Auge wird es oft schwer, zu entscheiden, für welchen Antrag das Mehr ergangen ist; dann ruft der Landammann zwei Landräte auf die Bühne und läßt noch einmal abmehren. Getrauen sich auch diese nicht, zu entscheiden, welchesmal das zahlreichere gewesen, so werden noch mehrere Räte gerufen und die Hände müssen längere Zeit in der Höhe bleiben; wenn aber das Mehr immer noch nicht entschieden würde, müßte die Landsgemeinde in zwei Parteien aus einander treten und Mann für Mann abgezählt werden, wie es vor einigen Jahren in Schwyz geschah, in Appenzell aber noch nicht vorgekommen ist. Nun könnte freilich dieser oder jener einwenden, die Herren auf der Bühne könnten leicht das Mehr als das überwiegende erklären, das ihnen gerade zusagte, denn wer will sie beaufsichtigen? Aber die Männer auf der Bühne haben einen Eid abgelegt, nach Gewissen und guter Treu zu sprechen. Verlöre das Volk sein Vertrauen zu den beeidigten Vorstehern, dann wäre es auch mit der ganzen Landsgemeinde vorbei.

Zuletzt werden auch noch die andern Landesobrigkeiten aus den vorgeschlagenen Männern gewählt, und am Ende wird allen Anwesenden ein feierlicher Eid abgenommen; sie heben die Schwurfinger in die Höhe und geloben bei Gott, die Gesetze und Satzungen des Landes zu halten. Dann geht alles aus einander, die angenommenen Gesetzesvorschläge bilden fortan einen Teil des Landbuches, und noch lange Zeit nachher ist die Landsgemeinde ein Gegenstand des Gesprächs der Männer.

---

3. Sitten und Sagen im Kanton Glarus.

Allgemeine Freudentage sind Altjahrabend und Neujahr, Fastnacht und Kilbi. Am Altjahrabend findet man im ganzen Lande, in den Häusern der Reichsten wie in den Hütten der Armen, die Familien um einen Nidel (geschwungenen Rahm) und selbstgebackenes Birnbrot (außer getrockneten fein geschnittenen Birnen noch Kirschen und dergleichen, nebst allerlei Gewürz enthaltend) versammelt; bei vielen wiederholt sich diese Brösolete auch am Neujahrstage, den man auch wohl durch Auswechselung von kleinen Geschenken feiert. In mehreren Ortschaften ziehen in der Neujahrsnacht Sängergesellschaften von Haus zu Haus und singen Neujahrslieder. Die Fastnachtsmummereien sind jetzt durch strenge Verbote untersagt, da manches Unglück dabei vorgefallen. Es ist nur noch unter jungen Leuten

die Sitte geblieben, ihren Bekannten wo möglich das Gesicht zu brämen (schwärzen), und am sogenannten schmutzigen Donnerstage dem unvorsichtigen Nachbar, der seine Küchenthür nicht sorgfältig verschlossen, das Fleisch aus dem Topfe zu holen. Im Hinterland wird von den Reformierten die alte Fastnacht (Bauernfastnacht), von den Katholiken die neue (Herrenfastnacht) gefeiert. Fastnachtsküchli und Tanz findet man da überall. Die Gemeinde Matt hat aber das Eigentümliche, daß die jungen Leute am Fastnachtabend an einem Bergabhange, meistens oberhalb eines großen Felsens, Feuer anzünden und dünne, buchene, eckig zugeschnittene, in der Mitte mit einem runden Loche versehene Stücke Holz (Schibe) an lange Haselstöcke stecken, so am Feuer anzünden, dreimal in die Luft schwingen und dabei ausrufen:

„Schibe, Schibe überribe, die sol mi und N. N. (hierbei wird die Person genannt, der man sie dedizieren will) blibe!"

und sie dann auf einem schiefgestellten Brete abschlagen. Die feurige Scheibe fliegt dann weit durch die Lüfte, und in dunkeln Nächten gewährt dies „Schiebefleuge" ein recht interessantes Schauspiel. Diese uralte Sitte ist vielleicht noch ein Überbleibsel aus alt-rhätischer Zeit, auch erinnert die Gemeinde von Matt in mancher Beziehung an die (rhätische) Bevölkerung von Graubündten. *)

Die Alpfahrt ist ein Festtag für die Älpler. Eine oder zwei der stärksten Kühe ziehen mit großen Glocken (Vorschellen) behangen und nicht selten mit Blumensträußen geschmückt der Herde voran; die Hirten, welche den Zug leiten, lassen ihr fröhliches Juchheien oder Jodeln ertönen, und die Kinder der Dörfer singen ihnen zu:

„D'Rafausle, d'Rafausle, die wachsed uf der Alp,
Und wenn der Schnee zergange ist, so fahret Bura z'Alp!"
(Rafausle = Alpenröschen, Bura = Bauer.)

— und freuen sich nicht wenig der munteren Herden, die an ihnen vorbeiziehen. Im Sommer kommt es nicht selten und in allen Ortschaften vor, daß die jüngeren Leute an schönen Sonntagen die Alpen besuchen. Schon mitten in der Nacht brechen sie in fröhlichen Scharen auf, um bei Sonnenaufgang einen Berggipfel zu erreichen, der eine weit ausgedehnte Aussicht gewährt.

Der größte Freudentag des Jahres ist aber die Kirchweih (Kilbi), auf die sich die Kinder schon Monate lang vorher freuen. In der Kilbiwoche zieht der Vater auf die Alp und holt da ein Kilbiböckli oder Kilbischäfli, das größtenteils in dieser Festwoche aufgezehrt wird; **)

---

*) Die Rhätier, ein Volk von eigener Sprache und nicht zum deutschen Stamm gehörig, wohnten im Stromgebiet des Po, weit nach Italien hinein, wurden aber von den Galliern (Kelten), die von der Rhone her vordrangen, aus ihrem ruhigen Besitze verdrängt und flüchteten zum großen Teil in die unwirtlichen Teile des Gebirges. — Der Kanton Glarus ist (außer Matt) fast rein deutsch, das Volk stammt von den Alemannen und hat das deutsche Gepräge entschieden gewahrt.

**) Wir werden hier unwillkürlich an den beliebten Vers der deutschen Bauernjugend erinnert:

dazu kommen noch **Ankenbrüt** (Butterbrot) mit **Hunig** (Honig) und **Chriesiemuß** (Kirschsaft), ohne welche keine Kilbi gefeiert werden kann. Getanzt wird gewöhnlich von Montag bis Mittwoch Tag und Nacht, beinahe ununterbrochen. Auch „Schießet" werden immer mit der Kilbi verbunden. Von Ende August bis Anfang November ist fast alle Sonntage in einer Ortschaft des Landes Kilbi, und gar viele feiern nicht bloß die ihres Dorfes, sondern ziehen von einem zum andern.

* *
*

Interessant ist jenes vielleicht älteste Kinderlied, das durch die ganze Schweiz verbreitet ist und wahrscheinlich aus der Alemannenzeit stammt: „Rite, rite, Rößeli — det obe stat es Schlößeli — det obe stat es guldig Hus — lugen dri Jungfrauen drus. — Die erste spinnt Side — die ander schnetzlet Chride (auch: spinnt Goldwieden) — die drit gat ins Sonnenhus — und lat die guldig Sonne us" u. s. w. Man deutet diese drei Jungfrauen auf die drei Schicksalsschwestern der deutschen Altvordern, die **Nornen**, welche in der nordischen Sage als spinnende Jungfrauen vorkommen.

Die meisten Sagen der Glarner beziehen sich auf die Alpen und suchen eigentümliche Naturerscheinungen derselben zu erklären, z. B. warum in den Hochalpen statt milchreichen Grases ungenießbare Flechten und Moose, statt grüner Triften ausgedehnte Gletscher und Schneefelder sich finden. Da die Urväter aus den deutschen Ebenen in diese Gebirgsländer kamen, mußte ihnen diese Natur sehr fremdartig vorkommen und die Entstehung solcher Sagen begünstigen. Die Sage, welche die Verwilderung der Alpen erklären will und in einzelnen Fragmenten sich in allen Gebirgskantonen der Schweiz wiederfindet, tritt im Glarner Lande in zwei Formen auf.

„Vor alte Zyte — so erzählt man — ischt e prächtiges melchs Gresli bis uf die höchste Grät ufe gewachse. Jetzt find't mes nu noch wyter unde. Worum ächt? Darum, daß es d'Pure z'guet händ g'ha derby und übermüethig worde sind. Wenn sie an de—n undere Stäfle gsi sind, so sind sie viel nidsi g'gange zu tanze—n—und zu wüest thue. Ab de—n obere—n —abe hets es aber nüd möge g'gi. D's Gras ist so guet gsi, daß sie drüe Mal heid müese welche z'Tags; drum heid sie müese dobe blibe. Das het ne gar nüd g'falle, und sie heid mängmal g'seit: wenn nu der Tüfel das Gras nähm. Weget dem ist d's best Gras, das Mutteri in der Höchi obe vertüret, und es het Fideri drus g'gi."

„Vor alten Zeiten ist ein prächtiges Milchgras bis auf den höchsten Gebirgsrücken hinauf gewachsen. Jetzt findet man es nur noch weiter unten. Warum eigentlich? Darum, weil es die Bauern dabei zu gut gehabt haben und übermütig geworden sind. Wenn sie auf den unteren Stufen gewesen sind, so sind sie auch viel hinunter gegangen, um zu tanzen und zu toben.

„Wenn's Kirmße wird, wenn's Kirmße wird, da schlacht mei Vater 'nen Bock,
Da tanzt meine Mutter, da tanzt meine Mutter, da wackelt ihr der Rock."

Auf den oberen (Stufen) hat es aber keine Feste gegeben. Dort ist das Gras so gut gewesen, daß sie dreimal des Tages haben melken müssen; darum mußten sie oben bleiben. Das hat ihnen gar nicht gefallen, und sie haben manchmal gesagt: Wenn nur der Teufel das Gras holen möchte! Darum ist das beste Gras, das „Mutteri", in der Höhe oben vertrocknet und „Fideri" daraus geworden."

Nach andern haben die Älpler, durch unbarmherzige Behandlung eines alten Weibleins, die Verwandlung der milchreichen Kräuter der Hochalpen verschuldet. Dieses habe, die Älpler verwünschend, ausgerufen: „Milcherchrut und Cypriu — sölled ebig dürre stu" (Milchkraut und Cypergras sollen ewig dürr stehen!) — worauf die Verwandlung erfolgt sei. „Cypriu" nennt man hier zu Lande die auf der Erde sich ausbreitenden Flechten, besonders das isländische Moos; „Fideri" dagegen die mehr staudenartigen, mit fein zerteilten Ästen (Farnkräuter).

---

4. Der Genfersee.*)

Die Rhone, dieser herrliche, westlich vom Gotthardsknoten dem Furkagletscher entquellende Strom, stürzt sich zunächst zwischen den beiden Hochketten der Alpen, die nach Westen und Südwesten streichen, in das Thal Wallis, wo sie nicht weniger als 80 Zuflüsse erhält. Dann biegt sie fast ganz nördlich ins Waadtland und rauscht eng zusammengezwängt durch das riesige Felsenthor, das die Dent de Morcles mit der gegenüberstehenden Dent du Midi (Mittagshorn) bildet. Die Ebene, welche die Rhone nun von der Walliser Grenze bis zu ihrer Mündung in den See durchfließt, ist 6 Stunden lang und von ungleicher Breite. Je nach den Windungen der Berge rückt sie bald vor und tritt bald zurück, trifft hier auf Marmorfelsen, dort auf Weinberge und Kastanienwälder. Auf mittlerer Bergeshöhe erscheinen und verschwinden zahlreiche Dörfer, über diese erheben sich dunkle Wälder, dann grüne Weiden und einzelne Sennhütten. Auf der Walliser Seite kann sich das Auge nicht satt sehen an der schönen Form und der Großartigkeit der Gebirge, an der Anmut ihrer Krümmungen und an der Fruchtbarkeit ihrer vom schönsten Baumwuchse beschatteten Abhänge; hier an der auf einer Halde ruhenden Kapelle, dort am geheimnisvollen Thale, und überall an dem Reichtum und der Farbenpracht der Natur. Es scheinen die Alpen einen Gefallen daran gefunden zu haben, dem majestätischen Strome ein würdiges Bette zu bereiten, und bei seiner Annäherung zum See schmücken sie sich vollends, gleichsam um seine Ankunft zu feiern, mit neuer Pracht und Größe. In zwei Arme geteilt wälzt sich die Rhone durch die breiter gewordene Ebene fort und ergießt endlich ihre brausenden und schlammigen

*) Nach L. Vulliemin: „Der Kanton Waadt."

Fluten in den Leman,*) der zurückweicht, als hätte er Furcht, daß bei diesem Zusammentreffen der tiefblaue Kristall seines Gewässers befleckt werden möchte. Doch widersteht er, und es kommt zwischen ihnen zum Kampf. Der schäumende Strom und der blaue See werden handgemein, und eilt der Nordwind dem Leman zu Hilfe, so fahren die Wellen empor und stürzen von vorn und von der Seite auf den feindlichen Strom, setzen ihm hart zu und treiben ihn in die Enge. Man glaubt zwei kämpfenden Heeren zu begegnen; darum haben die Uferbewohner diesem Streite auch den Namen „la batailère“ beigelegt. Fährt ein Nachen über die wogende Fläche, so verspürt er an den heftigen Stößen den Zorn der Fluten. Noch eine Viertelstunde weit vom Ufer ist der Aufruhr fühlbar. Endlich ergiebt sich der Strom in die Notwendigkeit, in das blaue Grab hinabzusteigen, aus dem er 20 Stunden weiter unten reiner und schöner wieder hervortritt.

Der See bespült den Fuß des Jura und der Alpen, das Savoyerland und den Schweizer-Kanton Waadt; sein heller Halbmond biegt sich von Genf nach Neustadt (Villeneuve). Von der geringen Breite bei Genf erweitert er sich zu der ansehnlichen zwischen Evian und St. Sulpice von 3 Stunden. Am nördlichen Ufer mißt seine Länge 19 Schweizer Stunden, am südlichen (französischen) Ufer 15 Schweizer Stunden. Der Flächeninhalt beträgt $11\frac{1}{2}$ geogr. □Meilen, also 2 □Meilen mehr als der des Bodensees. Die Höhe des Leman über dem Meere beträgt 355 m.**) Die Tiefe des großen Seees, am Ufer noch unbedeutend, nimmt plötzlich zu. Bei Chillon beläuft sie sich auf 150 m; Meillerie gegenüber auf 240—270 m; nördlich von Evian auf 300 m. Der See bildet also einen großen Trichter, der in seinem von oben nach unten abnehmenden Umkreise bis auf $1\frac{1}{2}$ Stunden sich verengt. Der Boden dieses Trichters liegt nicht viel höher als der Wasserspiegel des Meeres; er entspricht fast der Höhe der Rhone in der Nähe von Montelimar, derjenigen des Po unterhalb Pavia, der Seine oberhalb Paris, und der Donau an der niedrigsten Stelle der ungarischen Ebene.

In der Eiszeit war der See nur ein Teil, ein Riesenblock des großen Rhonegletschers, der sich von Lyon bis Solothurn erstreckte und sich mindestens 600 m über die Schweizer Ebene erhob, während heutzutage die durchschnittliche Dicke der Gletscher 50—60 m nicht übersteigt. Wie sehr haben seitdem Eis und Wasser abgenommen!

Der Wärmegrad beträgt in einer Tiefe von 50 m $4\frac{1}{2}$ ° R., wie dies bei den vorzüglichsten Schweizerseeen überhaupt der Fall ist,***) und Som-

---

*) Der Waadtländer nennt, mit einem gewissen Stolze, den See, von dem er den größten Teil des Ufers besitzt, nicht Genfersee, sondern Leman — Lacus Lemanus der Römer, im Mittelalter Lac Losannete, Mer du Rhone (Rhone-Meer), jetzt Lac de Genève (Genfersee).

**) Der Bodensee liegt 398 m ü. d. Meere, ist von Bregenz bis zur Mündung der Stockach 14 Stunden lang, gegen 3 Stunden breit und am tiefsten (zwischen Friedrichshafen und Arbon) 313 m.

***) De Saussure.

mer und Winter bleibt dieser Wärmegrad unverändert. In den Jahren 762 und 805 soll der See zugefroren sein, welcher Fall seitdem nicht wieder vorgekommen ist.

Der Wasserstand des Seees ist von einer Jahreszeit zur andern, ja von einem Tag zum andern verschieden. Man hat berechnet, daß das Seebecken im Sommer 18,000 Mill. Kubikmeter mehr Wasser enthält, als im Winter. Die Zeit des höchsten Wasserstandes fällt gewöhnlich in die Mitte des August; jedoch sieht man denselben auch im Juli und September. Der Zuwachs hängt fast ganz von der Rhone und vom Schmelzen des Schneees in den hohen Alpen ab. Abgesehen von diesen jährlich wiederkehrenden Veränderungen des Wasserstandes bemerkt man im Sommer bisweilen ein kleines Steigen und Fallen, das sich in einem Tage oft mehreremale wiederholt und einige Stunden anhält. Von den Anwohnern des Genferseees wird diese Bewegung seiches, von denen des Bodenseees „Ruhß" genannt. Die seiches gehen aber viel höher, $1\frac{1}{2}$ m, während die Rußh am Bodensee nur wenige Centimeter beträgt. Diese Schwankungen sind um so stärker, je näher die Ufer einander sind, und wo sie am weitesten von einander abstehen, ist die Verschiedenheit verschwindend klein. Dieselbe Erscheinung wird auf allen Seeen bemerkt, die bei hinreichender Länge eine ungleiche Breite haben, und man schreibt sie der durch die Elektricität erzeugten Änderung im Gewichte der Luftsäulen, die über dem See stehen, zu. Mitunter zeigen sich auch Wasserhosen; bei heiterer Luft hat sich plötzlich eine Wolke gebildet, die sich trichterförmig auf den Seespiegel senkt und in schneller heftiger Drehung das Wasser emporzieht. Ferner zeigt der Genfersee Strömungen (Ladières), die mitunter so stark sind, daß die Ruder vergebens ihnen entgegenarbeiten, und die in ganz verschiedenen Richtungen gehen. Sie werden wohl durch die unterirdischen Zuflüsse hervorgerufen, welche dem See zur Sommerszeit ein Drittel, im Winter die Hälfte der Wassermasse zuführen, die er an seinem Ausfluß abgiebt.

Unaufhörlich führt die Rhone Schlamm, Grus und Gerölle in den See und drängt ihn durch ihre allmählichen Ablagerungen immer weiter zurück; auch die savoyischen Gewässer setzen bedeutende Ablagerungen darin ab. Der dadurch eingeengte und oft vom Sturme angeschwollene See wirft sich auf das waadtländische Ufer, frißt es an und nötigt so durch seine steten Angriffe zur Erbauung von kostbaren Widerlagen und Dämmen.

Obgleich der Leman weniger fischreich ist als alle andern Schweizerseeen, so besitzt er doch 21 Arten Fische, worunter sich besonders die Weißwölfchen (Salmo fera), See-Forellen (Salmo lacustris) und Kaulquappen auszeichnen. Unter den Vögeln, welche die Seeufer bewohnen, bemerkt man verschiedene Arten von Möwen, Tauchern und Enten. Im Winter lassen sich auch Züge von Schwänen sehen, und was die durchreisenden geflügelten Gäste betrifft, so sieht deren wohl kein Land so viel, als das Waadtland. Indem es nämlich im Westen vom Jura, im Osten von den waadtländischen und freiburgischen Alpen, im Süden von den savoyischen Gebirgen, welche

bei Neustadt und Genf einen Ausgang nach Mittag gestatten, eingeschlossen ist, und sich nur im Norden durch den Neuenburger, Bieler und Murtener See nach dem Aarthale zu öffnet, welches in das den Quellen der Donau nahe liegende Rheinthal mündet; so kann dieses Becken als der Mittelpunkt angesehen werden, wo die von Norden, von Süden, ja selbst von Osten herkommenden Vögel zusammentreffen.

Den verschiedenen Winden, welche auf dem See herrschen, haben die Schiffsleute besondere Namen gegeben. Die Bise oder der Nordostwind braust laut anschwellend im östlichen, aber nicht im westlichen Teile des Leman. Die Vaudaire, die aus dem Wallis kommt, ist wieder im kleinen See nicht fühlbar. Dieser heftige Wind treibt die Wellen oft zu einer bedeutenden Höhe, ja er hat sogar schon Gebäude umgeworfen. Der furchtbarste von allen ist aber der Vornand, der plötzlich und unerwartet aus den savoyischen Schluchten hervorbläst. Der Joran kommt über den Jura. Der Genfer Wind (aus Süd) bringt Regen. Der Rebat ist der sanfte Wind, welcher zur Sommerszeit um Mittag weht; er kommt bald von Nordost, bald von West, und dann bedeckt sich der See mit Rauten und rechtwinkeligen Vierecken. Noch ein anderer Wind aus Süden, der Sechard — Austrockner — wird schon durch seinen Namen bezeichnet. Alle diese Winde ringen miteinander auf dem See, indem sie bald scherzend über dessen Fläche hinstreichen, Furchen ziehen, oder andere stets wechselnde Gestalten darauf zeichnen, bald grimmig einander anfallen und den Sturm erzeugen. Am 1. Juli 1841 waren die Wellen so gewaltig, daß sie einen 6000 Pfund wiegenden Block aus der Stelle hoben und einige Meter weit forttrugen. Zuweilen treibt der Joran die Wellen gleich jener grünlich schäumenden Brandung, welche sich an dem steilen Meeresgestade bricht; manchmal auch, wenn die letzten Windstöße des Sirocco über die Alpen hereindringen, wütet der See und reißt die Barken mit einer Schnelligkeit fort, als wenn Möwen mit ihren leichten Schwingen auf der Wasserfläche hinstreiften. Schnell ist jedoch die Windsbraut vorüber, und der See spiegelt in seinem stillen, ruhig klaren Gewässer wieder den Frieden und die Majestät seiner Ufer ab. Kaum kräuselt dann der Abendwind seine durchsichtige Fläche, und bricht die Nacht herein, so hüllt er sich in Schweigen, und alle Sterne des Himmels strahlen wider in seinem Spiegel.

Eine Menge von Kähnen und kleinen Schiffen belebt die Wasserfläche; seit der Errichtung von Dampfschiffen besteht zwischen den Hauptorten des Seees eine regelmäßige alltägliche Verbindung. Im Jahre 1823 hat ein Amerikaner, Herr Church, das erste Dampfschiff, Wilhelm Tell, erbaut; darauf sind mehrere nachgefolgt, und jetzt dampft es allerorten. Von Nordosten führen zwei Eisenbahnarme, der eine von Bern über Freiburg, der andere von Neuenburg (Neufchatel) am Westrande des Neuenb. Seees hin an das Ufer des Leman. Bei Lausanne zusammenkommend, gehen sie dann einerseits nach Osten zur Einmündung der Rhone und nach Westen zur Ausmündung derselben, und der ganze See ist diesseits mit der Eisenschiene wie

mit einem Gürtel umgeben. Vermittelst des Dampfes ist bereits Genf mit Genua, Marseille und Havre in Verbindung gekommen.

Genf ist der mächtige Anziehungspunkt, der eigentliche Brennpunkt für alles Reise-, Handels- und Industrieleben, das sich am Leman bewegt, aber auch für das wissenschaftliche und künstlerische Leben der Südwestschweiz. Genf ist die erste und reichste Stadt der Schweiz mit dem Charakter einer echten Großstadt. Seine herrliche Lage an beiden Rhoneufern mit Aussichtspunkten, wie sie nur wenige der europäischen Großstädte bieten, die Bequemlichkeit und Eleganz, die es nebst allen geistigen Hilfsmitteln dem Reisenden bietet, bewirken, daß alljährlich 20—25,000 Fremde in seinen Mauern zusammenkommen. Genf zählt gegenwärtig 68,000 Einwohner, ist als Handels- und Industrieplatz eine europäische Stadt und namentlich durch seine Uhrenfabrikation und Bijouteriewaren berühmt. Wie klein erscheint dagegen die Rheinstadt des Bodenseees, Konstanz, mit der Einwohnerzahl von 10,000!

Oft, und besonders in den neuesten Zeiten, ist das Bild des Genferseees, seiner Ufer und seines Amphitheaters entworfen worden. „Der Ozean," sagt Boufflers, „hat einmal dieses Thal besucht, und da er sich in dasselbe verliebte, ließ er ihm sein Bildnis zurück." „Es ist etwas Schönes," sagt Pezay, „um ein Land, wo es keine Gärten giebt, weil es selbst einer ist." Wirklich vereint der Genfersee die Großartigkeit einer breiten Wasserfläche, wie sie sonst nur der Bodensee bietet, mit der reizenden Uferbildung der italienischen Seeen und der reichen Kultur der Ufer des Züricherseees, indem er zugleich in herrlichster Alpenscenerie mit dem Vierwaldstättersee wetteifert. Durch Rousseau sind die Namen Clarens und Meillerie von ganz Europa wiederholt worden. Matthisson bat (in seinem „Genfersee") den Himmel nur um eine Hütte, ein Gärtchen am Leman, ein Grab an seinem Gestade, und als Denkstein nur das Moos, die Rose, die Trauerweide und eines Freundes Thräne. Chenedolle hat (in seinem „Génie de l'homme") sehr schön die Anmut besungen, womit der Wechsel des Tages- und Nachtgestirns den Genfersee schmückt:

— — — — —

Bald strömet auf den See von hoher Himmelsbahn
Der Lichtquell reichlich seine Fluten nieder,
Bald sanft sich neigend zu dem schimmervollsten Plan,
Bewegt er sich in goldnen Wogen hin und wieder.

— — — — —

Und bald mit Silber säumend das Gewand der Nacht,
Verklärt der stille Mond des Lemans Wasserauen.
Gleichwie die Täuschung und der süßen Träume Macht
Noch freundlich scheidend auf den Lebensabend schauen.
Seht, ohne Regung schlummert hier im weichen Gras
Der Glanz, der dort auf schwanken Wogen sanft sich wieget,
Und Luna sieht ihr holdes Bild im feuchten Gras,
Um das sich Zephir schmeichelnd bald, bald zürnend schmieget.
Wie gerne seh' am Sommerabend ich des See's Krystall,
Woraus die Silberscheibe mir entgegen strahlet,
Und diese Zauberufer, jener Berge Wall,

Des Firnen-Kron' im Wasserspiegel tief sich malet,
Und dort den Stern mit gold'ner Stirn, mit Flammenschein,
Und hier der schwanken Weiden ungewisse Schatten.*)

Wo ist in der neuesten Zeit ein Dichter, der nicht vom Leman in seinen Liedern irgend eine Erinnerung zurückgelassen hätte? Byron, Lamartine und Viktor Hugo haben sein Lob gesungen — aber wer vermöchte je die Pracht dieses Gemäldes zu schildern? wer die Reinheit des Seees, die Schönheit seiner Windungen, die Kühnheit, Größe und Harmonie seiner Ufer darzustellen? wer mit Worten den Eindruck wiederzugeben, den der Anblick der Savoyer Alpen mit dem Riesen Montblanc gewährt? Diese Savoyer Riesenpyramiden stehen da, um vom schweizerischen Ufer aus betrachtet und bewundert zu werden, während letzteres, von Savoyen aus gesehen, ganz unscheinbar erscheint. Zwischen den beiden Ufern herrscht ein durchgreifender Gegensatz: auf der einen Seite der Friede, auf der andern das unruhvolle Leben; hier der Protestantismus, dort der die heilige Jungfrau feiernde Priester; hier das zerstückelte Land, dort das Erstgeburtsrecht; in der Schweiz der Reichtum, in Savoyen die Armut. Aber auf beiden Seiten waltet die Natur in ihrer Größe und Anmut, ein mannigfaltiger Reichtum an ernsten und heitern Farben, scharfe Umrisse und geheimnisvolle Tiefe: überall Reiz, Zauber — überall Gott, den die Seele wohl zu empfinden, aber das Wort nicht auszusprechen vermag.

O heller Leman, König du der Seeen,
O schön gelegne himmelblaue Flut,
Bezeug's, die oft mein nasses Aug' gesehen,
Er pries dich höher, als mein Sang je thut.

---

*) Tantôt l'astre du jour, du haut de sa carrière
Disperse sur le lac des torrents de lumière;
Et tantôt sur son sein, plus radieux encore
A plis étincelants traine des vogues d'or.
— — Et tantôt de la nuit argentant les rideaux,
De la clarté paisible elle enchante les eaux.
Ainsi l'illusion, de doux songes suivie,
Jette un regard mourant sur le soir de la vie.
Voyez sur le gazon dormir sans mouvement
Ces feux qui sur les eaux flottent si mollement,
Phoebé s'y réfléchit, et le Zéphyr volage
Caresse tour à tour et brise son image.
O combien j'aime à voir, dans un beau soir d'été,
Sur l'onde reproduit son croissant argenté,
Ce lac aux bords riants, ces cimes élancées,
Qui dans le grand miroir se peignent renversées,
Et l'étoile au front d'or et son éclat tremblant,
Et l'ombrage incertain des saules vacillants.

5. Eine epochemachende Bergfahrt.*)

Der Montblanc, die höchste Spitze des Alpengebirges und zugleich die höchste Erhebung des europäischen Kontinents, gehört den West-Alpen, und zwar dem jetzt französischen Savoyen an. Etwa einen Längegrad westlich vom Monterosa und fast unter gleicher Breite mit demselben erhebt sich sein silberweißes Haupt noch 200 m höher, bis zu 4810 m Meereshöhe. Die Montblancgruppe, nicht die ausgedehnteste, aber die kompakteste und großartigste in dem Riesenwall, der sich in einem Halbbogen vom Meerbusen von Genua bis an die Ufer der Donau hinzieht, besteht vorherrschend aus jenem Alpengranit, dem grüne Talkblättchen beigemischt sind, welche ihm die charakteristische Färbung geben. Als Herr von Saussure den Montblanc zuerst umwanderte und dann bestieg, glaubte er vor dem ältesten Gebirge der Erde zu stehen und nannte diesen Gneis-Granit Protogyn, d. h. Erstgeborner.

Die aus granitischem Gestein aufgebauten Central-Stöcke der Alpen sind zugleich von höchster vertikaler Erhebung und mit den mächtigsten Firn- und Gletschermassen umgürtet; in ihnen konzentriert sich die wilde Pracht und erhabene Schönheit des Hochgebirges.

Vorgelagert sind ihnen Berge der Kalk- und Schiefer-Formation. So ist der Protogyn der Montblancgruppe von schwarzen Kalksteinen und Schiefern der unteren Juraformation eingefaßt, und nördlich vom Montblanc lagert sich die Kalksteinkette der Alpen des Chablais, nach dem Genfersee hin abfallend.

Die Montblancgruppe hat drei Zugänge. Von Süden her führt aus der Lombardei ein Weg ins Thal der Dora baltea über Aosta nach dem piemontesischen Städtchen Courmayeur in das wildromantische, fast 11 Stunden lange Hochthal der Allée Blanche, mit wundervollen Blicken auf die Gletscherreihe des Südabhanges der Montblanckette. Die zweite Straße führt vom St. Gotthard oder von Mailand her über den Simplon ins Rhonethal (Wallis) nach Martigny, von dort südlich über den Col de Balme oder den Bergpaß der Tête-noire. Der dritte bekannte und beliebteste Eingang führt von Genf ins Thal der Arve über Bonneville nach St. Martin und Salenches. Dort erscheint in kolossaler Größe und schon ganz nahe, mächtig über die Vorberge in den blauen Äther aufragend, das blendend weiße Schneehaupt des „Monarchen", wie ihn die Thalleute genannt haben.

Schon wer dies Haupt von der Rhonebrücke in Genf, die „Montblancbrücke" genannt, erblickt, bleibt wie betroffen stehen — und welcher Mensch des 19. Jahrhunderts möchte dann nicht von Sehnsucht ergriffen werden, sich die Berg-Majestät, ihren Hof und Thron und ihr Schloß näher anzuschauen und trotz aller reizenden Schönheit des Leman weiter hinaufzudringen in die Bergwildnis des Savoyer Hochlandes!

In früherer Zeit und bis durch die ganze Hälfte des vorigen Jahr-

*) „Alpenwanderungen". Vom Herausgeber. (Zürich 1876.)

hunderts hindurch verspürte freilich niemand etwas von solcher Sehnsucht; der Anblick von Schnee und Eis im warmen Sommer wirkte mehr abstoßend als anziehend; der ästhetische Sinn für die Wildnis des Hochgebirges war noch nicht erschlossen. Seit der Gründung der Benediktiner-Abtei (le Prieuré) durch den Genfer Grafen Aimon war das Hochthal von Chamouny, eingerahmt von der Montblancmasse im Süden und von den Aiguilles rouges („roten Nadeln") im Norden, nur den Bewohnern der nächsten Umgebung bekannt, und wenn die Nachbarn einmal eine Wallfahrt nach der Abtei unternahmen, dann pflegten sie sich wohl zu rüsten, insbesondere auch mit Waffen zu versehen, denn die Bewohner des Chamouny-Thales standen im Ruf, es mit dem Leben und Eigentum der Fremden nicht eben genau zu nehmen. Die erschrecklichen Bergkolosse, Steintrümmer und Eisströme ringsum galten aber für so häßlich und „wüst", daß man sie les montagnes maudites (die verfluchten Berge) nannte, denen zu nahen nicht ratsam sei.*) Auch fehlte es so sehr an gangbaren Wegen, daß es in der That wie eine heldenmütige That oder vielmehr wie eine freiwillig übernommene Marter erschien, als der ehrwürdige Genfer Bischof Franz von Sales zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Fußreise nach Chamouny unternahm und glücklich ausführte. Diese Reise verbreitete weithin seinen Ruf und mag sogar das Ihre zu seiner späteren Heiligsprechung beigetragen haben.

Doch keinem gebildeten Menschen und insbesondere keinem Einwohner des schönen Genf kam der Gedanke in den Sinn, in die Fußtapfen des wanderlustigen Bischofs zu treten; für das große Reisepublikum blieb das Chamounythal ein ebenso unbekanntes als uninteressantes Land, und erst im Jahre 1741 wagten zwei Engländer, die sich vor dem Abenteuer nicht fürchteten, eine Wanderung in diese fremdartige Gebirgseinöde. Es waren der Ritter Wyndham und der berühmte Reisende Pococke, welche ins obere Arvethal hinaufdrangen und am Montanvert hinaufstiegen, bis auf die mer de glace oder „das Eismeer", wie der obere Teil des glacier de bois oder „Holzgletscher" genannt wird. Um die Entdecker eines der großartigsten und schönsten Alpenthäler auf dem Erdenrund zu ehren, hat man ihre Namen in einen Felsen an der mer de glace eingehauen. Der Vorsicht halber hatten sie sich nicht nur selber gut bewaffnet, sondern auch einen Trupp wohlbewaffneter Diener mit sich genommen, welche abends und nachts vor den Zelten, die sie mitgebracht hatten, Wachtfeuer unterhalten mußten, um die vermeintlichen Barbaren, welche die Abhänge des Montblanc bewohnen sollten, abzuschrecken.

Die Erzählung von den Naturwundern, die sie gesehen, regte wohl einige kühne englische Landsleute an, auch eine Reise ins Arvethal nach Chamouny zu unternehmen — sie übernachteten in dem gastfreundlichen Hause des Pfarrers — doch kam der Besuch des Arvethales erst seit dem

*) Noch heißt der zweithöchste Gipfel des Montblanc Mont Maudit. Seine Höhe beträgt 4771 m.

Jahre 1760 besonders durch die Schilderungen und Forschungen der Genfer Naturforscher de Saussure, de Luc, Pictet und Bourrit in Gang.

In genanntem Jahr begab sich Herr von Saussure, nachdem er am Jura und in der Umgebung von Genf bereits mit Eifer Gebirgsstudien getrieben, allein und zu Fuß von Genf aus in das Thal von Chamouny. Seine Seele ward freudig erregt beim Anblick des Riesendomes und der scharfen und spitzen Granitnadeln an seinen Flanken, die aus ungeheuren Eis- und Firnmeeren hervorragten. Ein glühendes Verlangen ergriff ihn, auf den Gipfel des weißen Berges zu gelangen; allein das schien ihm wie allen ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. „Bei meinen ersten Ausflügen nach Chamouny“ — erzählt er in seinen berühmten Voyages dans les Alpes — „hatte ich in allen Kirchspielen des Thales bekannt machen lassen, jedem eine ansehnliche Belohnung geben zu wollen, der einen gangbaren Weg zum Gipfel ausfindig machen würde. Ich wollte auch für die Tage zahlen, an welchen man vergebliche Versuche angestellt haben würde.“

Doch alle diese Versprechungen hatten keinen Erfolg. Peter Simon, ein guter Bergsteiger, versuchte das einemal auf der Seite des Taculgletschers (auch glacier du géant „Riesengletscher“ genannt, an der 3175 m hohen Aiguille du Tacul), das anderemal auf der des Buissons-Gletschers emporzuklimmen; er kam aber ganz entmutigt zurück. Fünfzehn Jahre später (1775) versuchten vier kühne Führer aus Chamouny über den Berg La Côte, der einen mit dem Buissons-Gletscher fast parallel laufenden Grat bildet, zu gelangen und sich dem Gipfel zu nähern. Sie überwanden die ersten Hindernisse und kamen dann in ein enges Schneethal, von dessen Wänden die Sonnenstrahlen dermaßen zurückgeworfen wurden, daß bei völliger Windstille eine erstickende Hitze entstand. Ermattet und erschöpft kehrten sie um.

Im Jahre 1783 machten drei andere Führer aus dem Thal abermals einen Versuch, auf demselben Wege — über La Côte — vorzudringen. Sie brachten die Nacht auf diesem Berge am Rande des Gletschers zu und setzten am andern Morgen, wiederum bei sonnig heiterem Wetter, ihren Marsch fort. In ansehnlicher Höhe angelangt, klagte plötzlich der rüstigste von denen über unwiderstehliche Schlafsucht. Er wünschte, daß die beiden auch ohne ihn ihren Marsch fortsetzen möchten; doch diese wollten ihn nicht verlassen und meinten, er sei vom Sonnenstich getroffen. Sie verzichteten auf ihr Unternehmen und stiegen zusammen wieder nach Chamouny hinunter. Sobald sie in tiefere Luftschichten gelangten, hob sich die Übelkeit und Schlafsucht von selber. Der eine dieser Führer sagte zu Saussure in allem Ernst, es sei ganz unnütz, auf den Montblanc Lebensmittel mitzunehmen, denn essen könne man doch nichts, und sollte er den Weg noch einmal wagen, so würde er nur einen Sonnenschirm und ein Fläschchen mit wohlriechendem Wasser mitnehmen! Wenn das Komische darin besteht, gewisse Vorstellungen verbinden zu sollen, die sich doch nicht gut zusammen reimen wollen, so stelle man sich, um das Gefühl des Komischen zu erzeugen, den kräftigen Gebirgs-

sohn vor, wie er über die hohen Gletscher schreitet, den Parasol in der einen Hand, das Riechfläschchen in der anderen.

Trotz alledem versuchte der Naturforscher Bourrit aus Genf noch in demselben Jahr eine Besteigung. Er schlug auf dem Rücken von La Côte gleichfalls sein Nachtlager auf, wurde jedoch von einem Hochgewitter überfallen und mußte zurück.

Nun kam man von dem Gedanken ab, den Weg über La Côte zu nehmen. Unterdessen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß zwei Gemsjäger aus dem Dorfe Grüe über verschiedene Felsenkämme bis nahe an die Spitze vorgedrungen seien, ohne von der gefürchteten Hitze belästigt worden zu sein. Bourrit begab sich sogleich zu den beiden hin, und noch am selben Abend brachen sie auf und erreichten in der Morgendämmerung den Fuß der Felsennadel, welche erklettert werden sollte. Bourrit und einer der Führer waren jedoch von Kälte und Anstrengung schon so matt geworden, daß sie zurückbleiben mußten, während die beiden andern bis an den Fuß der höchsten Spitze kamen, sie jedoch nicht zu erreichen vermochten, da eingestürzte Eismassen ihnen den Weg verlegten.

Der regnerische und kalte Sommer des Jahres 1785 schreckte von einer Montblancfahrt zurück, doch als sich der Herbst besser anließ, rüstete Bourrit sich zu einer dritten Expedition, auf der ihn sein Sohn und Saussure begleiten wollten. Herr Bourrit hatte die glückliche Idee, zwei Tage vor dem Abmarsch drei Männer von Chamouny vorauszuschicken, welche am Fuße der Aiguille du Gouté eine Hütte aus Backsteinen erbauen mußten. Die Auffahrt begann am 12. September 1785 vom Dorfe Bionassay aus um 8 Uhr vormittags, es waren zusammen 16 Mann. Sie erreichten die Hütte schon um 1½ Uhr. Die Naturforscher hatten Muße genug, Beobachtungen anzustellen, da man hier übernachten wollte. Zwei der Führer stiegen aufwärts, um den besten Zugang zu der Nadel zu erkunden. Die Hütte stand 1700 m über der Thalsohle; der Blick nach Chamouny hinab und in die Gebirgswelt hinauf, der heitere Abend und schöne Sonnenuntergang — alles stimmte heiter und hoffnungsvoll. In der Nacht wurde ein Feuer angezündet und unterhalten; doch blieb die Luft mild, und nur gegen Sonnenaufgang ward es kalt. Als die Morgensuppe verzehrt war, begann der Angriff der Nadel. Sie fällt auf beiden Seiten sehr steil ab, und die Vertiefungen in den Felswänden sind mit Eis und Schnee gefüllt. Solche Runsen oder couloirs, wie sie in der Landessprache heißen, sind sehr gefährlich zu überschreiten. Zuerst mußte man über einen Gletscher gehen, um an den Fuß der Nadel zu gelangen; dann führte der Weg über ein steiles couloir. Um sich vor dem Fallen und Ausgleiten zu schützen, nahmen je zwei Führer, das Ende eines langen Alpenstockes fest haltend, einen der Herren in die Mitte, der sich auf den Stock stützen konnte und an demselben eine mit ihm sich fortbewegende Barrière hatte. Der Felsgrat, den man erreichte, war so steil, daß der Fuß des vorangehenden Führers immer gerade über dem Kopfe des ihm nachfolgenden Wanderers stand. Das Auf-

steigen ward noch mehr erschwert durch den vor zwei Tagen frisch gefallenen Schnee, der die glatten Eisflächen verdeckte. Es waren schon 5 Stunden verflossen, und noch hatte man den Gipfel der Aiguille du Gouté nicht erreicht. Die Hänge wurden immer steiler, der frisch gefallene Schnee häufte sich, und Peter Balmat, der vor Herrn von Saussure ging, gebot Halt, da er erst rekognoscieren müsse, ob weiter oben fortzukommen sei. Nach einer Stunde kehrte er zurück mit der Nachricht, die Felsspitze sei nicht zu erreichen, der lockere Schnee sei anderthalb Fuß tief!

Auf ein weiteres Vordringen mußte Verzicht geleistet werden; die erklommene Höhe bestimmte Saussure barometrisch auf 11,442 par. Fuß (= 3520 m). Er war überzeugt, daß eine Erklimmung des Gipfels wohl noch gelingen werde: doch müsse es ein Jahr sein, in welchem wenig Schnee fiele.

Noch einmal thaten sich im Juni des Jahres 1786 sechs Thalbewohner zusammen, um auf der Westseite des Montblancgipfels den ihm nahe stehenden Dôme du Gouté zu erreichen und von dort aus den Gipfel zu gewinnen. Doch auch hier stellten sich ihnen unüberwindliche Hindernisse entgegen; der Raum zwischen beiden Kuppen war durch breite Gletscherspalten zerrissen und der Grat so scharf, daß niemand ihn zu überschreiten wagte. Da faßte ein mutiger, eisenharter, gewandter Chamounyard, Jacques Balmat, als Gemsjäger mit allen Schrecknissen des Hochgebirges wohl vertraut und mit feinem Ortssinn begabt, den Entschluß, es koste was es wolle, das Haupt des Monarchen zu erreichen. Seine Gefährten bemühten sich vergebens, ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Auf sich allein angewiesen und seiner Kraft vertrauend, ohne Leiter und Seile, drang er, kriechend und rutschend, über die Eisschründe und vergletscherten Firnkanten fort, während die andern nach Chamouny zurückkehrten. Nach unbeschreiblichen Anstrengungen mußte sich aber der kühne Balmat überzeugen, daß es unmöglich sei, von dieser Seite die Montblanckuppe zu gewinnen. Er mußte sich, zum Teil rückwärts kriechend, über den gefährlichen Eiskamm wieder zurückziehen und entschloß sich, auf das 3780 m hohe „große Plateau" hinabzusteigen, um dort die Nacht zuzubringen und am folgenden Morgen einen neuen Angriff auf die Spitze des Gewaltigen zu unternehmen.

Um auf der Schneefläche nicht zu erfrieren, durfte er sich gar nicht setzen, geschweige niederlegen; er unternahm allerlei „lächerliche" (wie er selber nachher erzählte) gymnastische Übungen, um seine Glieder geschmeidig zu erhalten. Aber damit erschöpfte er auch seine Kraft und obwohl er mit Tagesanbruch noch einmal vorrückte, gelang es ihm doch nicht, die höchste Spitze zu erklimmen, doch von der Zugänglichkeit derselben hatte er sich überzeugt. Er mußte sich zum Rückzuge entschließen, nahm sich aber noch im schwierigen gefahrvollen Herabsteigen fest vor, den von ihm über das große Plateau eingeschlagenen Weg zu beendigen, sobald das Wetter günstig sei.

Unverletzt kehrte er zu den Seinigen zurück, aber auch völlig erschöpft. Er sank aufs Krankenlager und dem Dr. Paccard, der ihn behandelte, vertraute er sein Geheimnis des entdeckten Weges an mit dem Versprechen, er

wolle ihn, wenn er wiederhergestellt sei, selber auf den Gipfel des Montblanc führen. Dr. Paccard war hoch erfreut, das langersehnte Ziel unter den Ersten erreichen zu können. Am Nachmittag des 7. August 1786 verließen die beiden Männer die Abtei von Chamouny, vor Einbruch der Nacht erreichten sie die Höhe des Berges La Côte und übernachteten in der von Bourrit erbauten, noch wohl erhaltenen Hütte. Das Wetter war günstig. Am 8. August mit Tagesanbruch setzten sie ihren Marsch fort und kamen um $6^{1}/_{2}$ Uhr abends wirklich auf dem domartig gerundeten Gipfel des Montblanc an. Eine halbe Stunde verweilten sie oben, dann stiegen sie mit Lebensgefahr, aber ohne zu stürzen, von der luftigen Höhe herab, vom hellen Mondschein begünstigt, und um 9 Uhr morgens am folgenden Tage, am 9. August, trafen sie wieder in der Abtei ein. Ihre Gesichter waren geschwollen und tief gerötet; Dr. Paccard war schneeblind geworden und konnte erst nach einigen Tagen wieder ordentlich sehen. Ihre Ankunft auf dem Gipfel des Montblanc hatte man von Chamouny aus mit dem Fernrohr gesehen.

Es war eine Heldenthat, welche die beiden Männer vollbracht hatten, und schnell und weithin verbreitete sich ihr Ruf. Jacques Balmat wurde so zu sagen geadelt, denn er erhielt vom König von Sardinien den Beinamen Balmat „Montblanc“, auf welchen seine Nachkommen noch stolz sind. Ein Alpenfreund und Naturforscher in Sachsen, Herr von Gersdorf, war so bewegt von der Kühnheit und Ausdauer des Chamounyarden, daß er ihm 17 Friedrichsdor (damals eine ansehnlichere Summe als jetzt) als Ehrengabe übersandte, die er für ihn gesammelt hatte.

Man kann sich denken, daß es nun auch Herrn von Saussure keine Ruhe mehr ließ; er gedachte, seine längst geplante Ersteigung des Montblanc noch in demselben Jahre auszuführen, allein die ungünstige Witterung hinderte ihn daran. Das nächste Jahr sollte und mußte sie aber unternommen werden. Im schönen Monat Juli traf er in Chamouny ein — doch wiederum wechselte das Wetter, und er mußte volle vier Wochen sich gedulden, bis die Führer erklärten, nun sei der Zeitpunkt günstig.

Am 1. und 2. August 1787 wagte er die Besteigung, begleitet von seinem Diener und 18 Führern, die seine physikalischen Instrumente und alles Gepäck trugen, dessen er bedurfte. Der Hauptführer war natürlich Jacques Balmat du Montblanc. Nachdem die Karawane am ersten Tage auf dem Gipfel vom La Côte-Gebirge übernachtet, begann sie den zweiten und viel beschwerlicheren Tagemarsch. Man muß zuvörderst den Gletscher von La Côte überschreiten, um den Fuß einer kleinen Felskette zu gewinnen, die aus den Schneefeldern des Montblanc hervorschaut. Dieser Gletscher ist schwierig und gefährlich zu begehen, weil er von breiten, tiefen und unregelmäßigen Schründen durchschnitten ist, über welche man oft nur auf Schneebrücken gelangen kann, die mitunter sehr dünn sich über tiefen Abgründen wölben. „Einer meiner Führer, berichtet Herr von Saussure, wäre beinahe in einer solchen Spalte umgekommen. Um den Weg zu erkunden,

war er am Abend zuvor mit zwei Begleitern vorausgegangen. Zum Glück hatten sie die Vorsicht gebraucht, sich durch ein Seil zu verbinden; eben als er eine Schneebrücke überschritt, brach diese zusammen, und er hing über einem tiefen Abgrunde, gehalten von seinen Kameraden. Wir kamen ganz nahe an der Öffnung vorbei, die sich unter ihm gebildet hatte, und es schauderte mich beim Anblicke der Gefahr, der er entronnen war. Die Überschreitung des Gletschers erforderte wegen der vielen Biegungen, die wir machen mußten, viel Zeit, so daß wir vom La Côte-Gipfel bis an den Fuß des isolierten Felsgrates 3 volle Stunden brauchten, obwohl die Entfernung in grader Linie nur eine Viertelstunde beträgt.

Nachdem wir die Felsen erreicht hatten, entfernten wir uns wieder davon, um in Schlangenlinie in einem Schneethale aufzusteigen, das sich von Nord nach Süd bis an den Fuß des höchsten Gipfels hinanzieht. Die Firnfelder sind ab und zu von ungeheuren Schründen durchfurcht, deren Durchschnitt die horizontalen Schneelagen zeigt, wie sie in den einzelnen Jahrgängen sich gebildet. Wie breit oder schmal auch die Spalten sein mögen, man kann nirgends bis auf den Grund sehen.

Meine Führer wünschten, daß wir unser Nachtlager an einem der Felsen aufschlagen möchten, denen man auf dem Emporstieg begegnet; allein da die höchsten doch noch 600—700 Toisen (1080—1260 m) unter der Spitze des Montblanc lagen, so wollte ich noch etwas höher steigen. Freilich mußten wir nun mitten im Schnee kampieren, und dazu meine Gefährten zu bestimmen, war nicht ganz leicht. Sie bildeten sich ein, daß auf dem Hochfirn während der Nacht eine geradezu unerträgliche Kälte herrsche, und fürchteten in allem Ernst, da zu erfrieren. Endlich faßte ich mich kurz und erklärte ihnen, daß ich fest entschlossen sei, hinaufzusteigen, und zwar mit denen unter ihnen, auf die ich mich verlassen könne. Wir würden uns tief in den Schnee eingraben, die Aushöhlung mit dem mitgenommenen Zeltdache überdecken, ganz nahe aneinander rücken und so jeder Kälte trotz bieten, wie grimmig sie auch sei. Dieses Arrangement beruhigte sie, und wir wanderten weiter.

Um 4 Uhr nachmittags erreichten wir das zweite von den drei großen Schnee-Plateaus, die wir zu überschreiten hatten. Und dort in einer Höhe von 2530 m über Chamouny und von 3690 m über dem Meere hielten wir Rast. Wir gingen nicht bis auf das letzte Plateau, weil man dort den Lawinen ausgesetzt ist, und das erste Plateau, das wir schon überschritten hatten, ist auch nicht frei davon. Wir mußten über zwei Lawinen klettern, die seit der letzten Reise Balmats herabgekommen waren, und deren Trümmer das Thal in seiner geringen Breite bedeckten.

Meine Leute begannen zuvörderst den Platz auszugraben, auf welchem wir die Nacht hinbringen sollten; aber sie merkten gar bald, daß es ihnen an Luft fehlte. Das Barometer stand nur 17 Zoll 10 Linien. Diese kräftigen Männer, für welche ein Marsch von 7—8 Stunden so viel wie

nichts ist, hatten kaum 5—6 Schaufeln von Schnee fortgeschafft, als sie schon wieder einhalten und Atem schöpfen mußten. Einer von ihnen, der zurückgegangen war, um in einem Fäßchen Wasser zu holen, das wir in einer Spalte bemerkt hatten, fühlte sich plötzlich so unwohl, daß er ohne Wasser zurückkam und den Abend unter peinlichster Herzbeklemmung zubrachte. Ich selbst, der ich doch an die Gebirgsluft gewöhnt bin und mich darin am wohlsten fühle, wohler als in der dicken Luft der Tiefebene, fühlte mich beim Beobachten der meteorologischen Instrumente gänzlich abgespannt. Wir verspürten alle einen brennenden Durst und konnten uns doch auf keine andere Weise Wasser verschaffen, als durch Schmelzen des Schneees. Denn wenn auch jemand nach dem Wasser zurückgegangen wäre, das wir unterwegs bemerkt hatten, so würde er es in der späten Abendstunde zu Eis erstarrt gefunden haben. Die kleine Kohlenpfanne, die ich hatte mitnehmen lassen, konnte 20 durstigen Seelen nur sehr langsam zu Hülfe kommen.

Am nächsten Morgen begannen wir das dritte und letzte Plateau hinaufzusteigen, dann hielten wir uns links, um auf den höchsten Grat im Osten von der Spitze zu gelangen. Der Abhang ist außerordentlich steil, und wir brauchten 2 Stunden, um diesen 500 m hohen Abhang zu erklettern. Nachdem wir beim letzten Felsen angelangt waren, nahmen wir unsere Richtung wieder rechts nach Westen, um den letzten Abhang zu ersteigen, dessen senkrechte Höhe ungefähr 300 m beträgt. Dieses Gehänge bietet keine Schwierigkeit; aber die Luft ist hier bereits so dünn, daß sich die Kräfte sehr bald erschöpfen. Nahe am Gipfel konnte ich nur 15—16 Schritte machen und mußte dann Atem schöpfen; ja, ich bekam hin und wieder Anwandlungen von Ohnmacht, die mich zum Niedersitzen zwangen. Doch sobald die Atmung sich wieder herstellte, fühlte ich auch die Rückkehr meiner Kraft, und indem ich mich wieder in Marsch setzte, meinte ich in einem Zuge den Gipfel des Berges erreichen zu können. Alle meine Leute waren, nach Maßgabe ihrer Rüstigkeit, in derselben Lage. Wir brauchten 2 Stunden vom letzten Felsen bis zur Kuppe, und es war 11 Uhr, als wir auf derselben anlangten.

Nun konnte ich das große Schauspiel genießen, das sich vor meinen Augen ausbreitete. Ein leichter Dunst in den tieferen Luftschichten raubte mir freilich den Anblick der am tiefsten und entferntesten gelegenen Gegenstände, also der Ebenen Frankreichs und der Lombardei; doch ich bedauerte diesen Verlust nicht allzusehr in Anbetracht dessen, das ich wirklich sah. Und was ich in vollkommener Klarheit anzuschauen das Glück hatte, das war das Miteinander aller der Hochgipfel, nach deren Bekanntschaft ich so lange mich gesehnt hatte. Ich wollte zuerst meinen Augen nicht trauen, es erschien mir wie ein Traum, als ich zu meinem Fuße diese hocherhobenen majestätischen Gipfel, diese schrecklichen Nadeln: die Aiguille du Midi, d'Argentières, du Géant — erblickte, an deren Fuß zu gelangen mir schon so schwierig und gefährlich geworden war. Ich erfaßte ihre Verhältnisse, ihre Ver-

bindung, ihren Aufbau und ein einziger Blick löste Zweifel, welche jahrelange Arbeit nicht zu beseitigen vermochte.

Unterdessen hatten meine Führer das Zelt aufgeschlagen und richteten unter demselben den kleinen Tisch zu, auf dem ich meine Experimente über das Sieden des Wassers anstellen wollte. Doch als ich mich anschickte, mit meinen Instrumenten zu hantieren, mußte ich jeden Augenblick meine Arbeit unterbrechen, um wieder Atem zu schöpfen.

Nachdem wir 4½ Stunden auf dem Gipfel verweilt hatten, begannen wir den Abstieg, der viel leichter von statten ging, als wir gehofft. Am anderen Tage auf dem Bergrücken von la Côte angekommen, traf ich Herrn Bourrit, der einige meiner Führer sogleich in Dienst nehmen wollte, um mit ihnen auf der Stelle nach dem Gipfel zurückzukehren; allein sie fühlten sich zu sehr angegriffen und verlangten erst nach Chamouny zurückzukehren, um sich dort auszuruhen. So stiegen wir denn alle vergnügt zur Abtei hinunter, wo wir zum Mittagessen anlangten. Ich hatte die Freude, alle meine Leute gesund und wohl zurückzubringen; Gesicht und Augen hatten nicht gelitten, da wir sie mit schwarzem Krepp geschützt hatten. Diese Vorsicht hatte uns vor dem Schicksal der ersten Besteiger bewahrt, die halb blind, mit verbranntem und aufgesprungenem Gesicht zurückgekehrt waren."

In Chamouny wurden bei der glücklichen Rückkehr der Karawane die Glocken des Kirchspiels geläutet und auch ein kirchliches Dankfest gefeiert; hatte doch der Himmel ein Werk gesegnet, an welchem menschliche Kraft und Geschicklichkeit scheitern konnte. Es feierten aber nicht bloß menschlicher Mut und fester Wille, menschliche Ausdauer und Beharrlichkeit einen Triumph, auch die Wissenschaft hatte einen ihrer schönsten Siege erfochten, sie hatte in der Person Saussures das Chamounythal und den Montblanc erobert und ein Ideal für alle künftigen Bergfahrten aufgestellt, dem die besten Naturforscher nacheiferten. Die Geologie hat ihre Heimat in den Bergen.

Für das arme Chamounythal wurde die Saussuresche Expedition, von der man in der ganzen gebildeten Welt erzählte, das größte Ereignis, denn das Hochthal wurde fortan der Magnet für zahllose Reisende, die seine Wunder mit eigenen Augen sehen wollten.

---

6. Der Vierwaldstätter-See und das Grütli.*)

Was der Vierwaldstätter-See vor allen europäischen Seeen voraus hat, ist außer seiner großartigen und romantischen Uferscenerie seine reiche Gliederung, in welcher ihm nur der Luganersee, der auch in seinen pittoresken

*) Über den St. Gotthard. Reiseskizzen vom Herausg. (Berlin, 1872).

Ufern mit ihm wetteifert, nahe kommt, ohne ihn zu erreichen. Diese Gliederung macht aus dem einen See sieben unter einander verschiedene, mit eigentümlichem Charakter begabte Seebecken. Nordnordwestlich die Luzerner, nordnordöstlich die Küßnachter Bucht; in der Mitte der Kreuztrichter und die Partie zwischen der Zinne und den beiden Nasen — man könnte sie die Wäggiser Bucht nennen; südöstlich die Hergiswyler Bucht und — den Südfuß des Pilatus bespülend — die fast einen besonderen See bildende Alpnacher Bucht. Dann von Westen nach Osten gedehnt die Buochser Bucht, zwischen Gersau und Beckenried, und endlich ganz nach Süden umbiegend der Urner See, in dessen Tiefe das Reußbett plötzlich abfällt. Da darf man es den alten Autoren wie den alten Anwohnern nicht verdenken, wenn sie, bevor die Eidgenossenschaft der vier Waldstätte: Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern sich gebildet hatte, diesen See den „großen" (lacus magnus) nannten und den Namen noch lange neben dem neueren des Vierwaldstätter-Seees beibehielten.

Der See erscheint seiner vielen Buchten wegen viel größer, als er ist, und man erstaunt, wenn man erfährt, daß er im ganzen nur $1^{7}/_{10}$ □Meilen messe. Und doch beträgt, wenn man sich eine Schnur von Luzern bis Flüelen gezogen denkt, die Länge desselben volle 10 (deutsche) Stunden, und wenn man die Linie von Alpnach bis Küßnacht als Breite betrachten will, diese Entfernung volle 5 Stunden! Indem man die Linie von Luzern nach Brunnen als den Stamm und die Alpnacher und Küßnachter Bucht als die beiden Arme betrachtet, gewinnt man die Figur eines etwas verschobenen Kreuzes, dessen Mitte der bekannte „Trichter" ist, der die überraschendsten und mannigfaltigsten Ausblicke gewährt.

Nur die Luzerner Bucht ist weniger tief; sie bildet einen durch allmähliche Auswaschung (Erosion) entstandenen See, während das entgegengesetzte Ende des Vierwaldstätter-Seees, die Urner Bucht, eine tiefe Felsspalte zum Becken hat, die nach unten zu unter spitzem Winkel zusammenläuft. Doch kann man eigentlich nie von bloßen „Erosions-Seeen" reden, da das Wasser, um ein größeres Becken auswaschen und erweitern zu können, doch immer schon eine Vertiefung des Bodens vorfinden muß. Und diese ist am Ausgange der Hochgebirge entweder durch Einsturzthäler gebildet oder durch bloße Einbiegung der Gesteinsschichten oder durch Querrisse derselben, wie sie die Urner Bucht zeigt.

Die Luzerner Bucht ist nur das Ende einer Einbiegung. Der Buochser-See hingegen zeigt eine tiefere Mulde, deren Nordwand (gebildet durch die Wand des Bürgensteins, der ganz nahe an den Vitznauerstock der Rigigruppe herankommt) er durchbrochen hat. Dann wird derselbe Bürgenstein wieder zum Südrande der Bucht von Wäggis, und hier ist die bedeutendste Tiefe des Seees von 320 m; der Urner-See hat nur eine Tiefe von 240 m.

Eine Hauptaxe, wie beim Boden-, Genfer-, Thuner- oder Brienzer-See läßt sich beim Vierwaldstätter- und Luganer-See nicht ziehen; die Luzerner- und Küßnachter-Bucht, der Buochser- und Urner-See stoßen fast unter rechten

Winkeln zusammen, so daß sich eigentlich verschiedene Becken verbunden haben, die nun ein und derselbe Hauptstrom erfüllt.

Daher ist denn eine Fahrt vom Ausfluß der Reuß bis zur Einmündung derselben so wunderbar wechselvoll, überraschend, das Interesse nicht nur fortwährend in Spannung erhaltend, sondern es steigernd. Denn ehe man sichs versieht, hat man die anfänglichen Ufer verloren, ganz neue gewonnen und damit ganz neue Durchblicke und Perspektiven, d. h. Fernblicke erhalten. Aber auch die Effekte steigern sich, werden immer großartiger und schlagender. In der milden, freundlichen Luzerner-Bucht glauben wir uns noch halb in der Ebene, die Bergwelt steht noch in einer gewissen ehrfurchtgebietenden Ferne wie eine zusammengedrängte Masse vor uns. Wir nähern uns dem Kreuztrichter, und nach allen Seiten hin dehnt sich, groß und frei, der Wasserspiegel, die Berge engen ihn nicht ein, sie bilden nur seinen reich geschmückten Kranz. Wir steuern gegen Wäggis weiter nach Vitznau und sehen dort in steil ansteigenden Kurven, die an tiefer Kluft kühn den Weg gesucht und gefunden haben, die Eisenbahn zur Rigihöhe aufsteigen. Mehr und mehr empfinden wir die Wucht der Felswände auf beiden Seiten; der See verengt sich zur Breite eines Stromes, wir passieren ein Felsthor (zwischen den beiden „Nasen"), fahren wieder in ein großes, aber von allen Seiten umschlossenes Becken und schauen auf Beckenried und die herrlichen Bergspitzen des Stollens und Oberen Bauens (1960 m), deren rechte Flanke die üppig grüne Musenalp bildet.

Das Schiff wendet sich nach Südwest nach dem Unterwaldner Dorf Buochs, bei welchem die Engelberger-Aa mündet. Wir schauen in die Thalweite nach Stans hinauf, der Hauptstadt des Halbkantons Nidwalden: dann gehts wieder am grünen Fuße des Buochser Horns östlich nach dem sonnigen Beckenried und wieder nordöstlich quer über den See auf Gersau zu. Hoch oben blickt über die steilen Felswände des Rigi-Abhangs das Gasthaus von Rigi-Scheidegg herab auf das schmucke Kirchlein, das, auf dem äußersten Uferrande stehend, von den Wellen des Seees umspült wird. Einen neuen Blick nach rechts in das Muotta-Thal, auf die Rote Fluh, den großen und kleinen Mythen, von denen Schillers Berglied singt:

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft
Hoch über der Menschen Geschlechter.

Die nackten kahlen Spitzsäulen stellen ein pittoreskes Gegenbild dar zum Ufer von Beckenried, auf das wir von Gersau weiterfahrend noch einen Rückblick werfen. Es ist, als tönte von dorther Alphornklang, um uns auf die grünen Terrassen, auf die mattenreichen hohen Pyramiden zu locken, während die Schwyzer Haken und Spitzen uns wie drohend zurückschrecken.

Wir fahren an der Kindlismord-Kapelle vorbei — wo nach einer Sage ein Spielmann sein Kind, das nach Brot schrie, an dem Felsen zerschmettert haben soll —; abermals verengt sich der See zu einem schmalen Durchgange. An der „Treib" tritt der Seelisberg mit einer Landspitze

vor, gerade der Muotta-Mündung gegenüber. Wir blicken tief in dies nach Norden hin die Gebirgsmassen durchbrechende Thal, das uns mit einem ganz neuen und eigentümlichen Bilde überrascht. Am Fuße der kahlen Mythenstücke liegt mit seinen weithin zerstreuten weißgetünchten Häusern der Hauptort des Kantons Schwyz, welcher der ganzen Eidgenossenschaft den Namen gegeben.

Näher, gleichfalls hinter Brunnen, das freundliche Dorf Ingebohl.

Brunnen ist der Hafen von Schwyz, wie Flüelen der Hafenort von Uri. Das Thal, in das die weit von Osten her kommende Muotta einmündet, ist eigentlich die Fortsetzung des Urner Seebeckens; es biegt bei Seeven nach Westen um zum Lowerzer-See und weiter über Goldau nach Arth zum Becken des Zuger-Seees.

Die Gotthardbahn schlägt diesen Thalweg, der die Rigigruppe im Nordosten umzieht, ein; es ist der Landweg, der von Brunnen nach Küßnacht führt. Diesen Weg läßt die Sage auch Geßler ziehen und ihm vorauseilend Wilhelm Tell.

Es lag warme Luft auf See und Thal und warmes Sonnenlicht auf den nackten Felshöhen, so daß sie einen rötlichen Anflug des Lebens gewannen, und dennoch erschien mir die Bergscenerie streng und ernst. Der Blick konnte bis auf die aus dem Muottathal aufsteigende Höhe des Pragelpasses und auf die Silberen, grauweiße öde Karrenfelder, die im Sonnenlicht wie weißer Firnschnee glänzten, hinübergreifen. Aber schnell war die Fernsicht verschwunden, eine kleine Wendung des Schiffes und zwischen der steil abfallenden Felswand des Axenberges und den nicht minder schroff absteigenden Terrassen des Seelisberges streckte sich in majestätischer Ruhe und erhabener Schönheit der Urner-See.

Ja, in majestätischer Ruhe! — wie ein schlafender Löwe, den man freudig anstaunt, aber doch nicht ohne eine gewisse Bangigkeit betrachtet, weil man sein Erwachen fürchtet! Wohl strahlte ein sonniger blauer Himmel herab auf dieses grüne Gewässer, dessen heller Spiegel nur durch einen leisen Windhauch gekräuselt wurde und dessen Wassermasse in der mächtigen Felsenumarmung fest und sicher zu ruhen schien. Aber eben diese Bergriesen, die seine Ufer bilden, treten so nahe, so trotzig heran, als wollten sie dem Nachen jedes Anlanden, dem Menschen jede Ansiedelung wehren; sie steigen so senkrecht herab, daß der Blick unwillkürlich an diesen schroffen Uferwänden auch hinab zur Tiefe gleitet und eine Ahnung gewinnt von dem furchtbaren Anblick, wenn der Sturm diese Tiefe aufwühlt. Wie uns auf hohen Alpengipfeln schwindelt und ein unwiderstehlicher Zug in die Tiefe erfaßt, so ziehen uns die Dämonen der Wassertiefe hinab, wenn wir ihnen von oben zuschauen und ihrem Reize uns überlassen.

Mit wunderbarer Pracht und Naturtreue hat uns Schiller im Eingang zum Tell ebenso den verlockenden, sinnumstrickenden Reiz der Seenixe gemalt — „es lächelt der See, er ladet zum Bade“ — wie den heranziehenden

Sturm der Leidenschaft, den schrecklichen Zorn und das fürchterliche Wüten desselben Seees. Ruodi, der Fischer, spricht zu seinem Buben:

Mach hurtig, Jenni. Zieh die Naue ein.
Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mytenstein zieht seine Haube an,
Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch;
Der Sturm, ich mein', wird da sein, eh' wir's denken.

Der „graue Thalvogt" ist der Föhn, der über den Gotthard durch das Reußthal hinunter stürmt, der mit grauem Höhenrauch Fels und Thal überzieht, den Flanken der Berge lange Wolkenschwerter anhängt und dann mit souveräner Willkür Tannen entwurzelt, Alpenhütten einstürzt, auf den Hochalpen Lawinen rollt und unten auf dem See das Schifflein in das Wogengetümmel jagt und in die Tiefe stürzt.

Eine Schiffersage vom Kreuztrichter berichtet, daß, wenn der Föhn im Anzuge sei, mitten auf dem Spiegel des Seees ein schwarzer Nachen erscheine; in demselben stehe aufrecht eine weißgekleidete, totenbleiche Jungfrau und winke nach allen Seiten den noch auf der Fahrt befindlichen Nauen. In die Felsspalte des Urner-Seees wirft er sich zuerst —

Wehe dem Fahrzeug, das, dann unterwegs,
In dieser furchtbar'n Wiege wird gewiegt!
Hier ist das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm ist Meister, Wind und Welle spielen
Ball mit dem Menschen. — Wenn der Sturm
In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubtiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt!
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens:
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.

Weil Wind und Wetter den See für größere Militärtransporte oft unsicher machen, hat man vor mehreren Jahren*) am schroffen Abhange des Fron-Alpstockes und des Axenbergs hin die neue Militärstraße angelegt, die von Brunnen bis Flüelen wie der See-Arm selber eine Länge von $2^3/_4$ St. hat. Ich hatte das Dampfschiff verlassen, um sie zu Fuß zu durchwandern. Schon war es 5 Uhr nachmittags; ich konnte in Brunnen nicht lange verweilen, ging schnell an dem alten Susthause vorüber, an dessen Giebelwand etwas grell, doch weithin sichtbar, zwei Bilder al fresco gemalt sind:

Die drei ersten Eidgenossen, ihre Hände zum Schwur erhebend — zum Andenken an den 19. Dezember 1315, an welchem Tage die Urkantone, nachdem sie in der Schlacht am Morgarten glücklich für ihre Freiheit gestritten, den Bundesschwur erneuerten. Das andere Bild stellt zwei schwedische Männer, Swen und Swito, dar, die nach alter Überlieferung, die

*) 1863 und 64.

freilich nicht volle Glaubwürdigkeit hat, aus ihrem nordischen Vaterlande bis an den Vierwaldstätter=See gezogen und die Ansiedelung von Schwyz begründet haben sollen. (Vergl. die Rede Stauffachers in Schillers Wilhelm Tell, II, Rütli=Scene.) Indessen so ganz aus der Luft gegriffen, wie man neuerdings meint, ist sie auch nicht, denn die Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, daß von den geschlagenen Cimbern und Teutonen sich Reste in diesen entlegenen Thälern festsetzten.

In Aegidius Tschudis helvet. Chronik (S. 276 ff.) ist die Brunner Urkunde zu lesen, und heißt es an deren Schluß:

„Und durch das, daß die vorgeschribene Sicherheit, und die Gedinge ewig und stäte beliben, so hant wir die Vorgenannten Landt=Lüte und Eidgenossen von Uri, von Schwiez und von Unterwalden unsere Sigele gehenckt an disen Brief, der ward geben zu Brunnen, da man zalt von Gottes Geburte drüzechen hundert Jar, und darnach in dem fünffzehenden Jare, am nächsten Zinstagg nach Sant Niclaus=Tag.

Sigillum Communitatis Vallis Uraniae.
Sigillum Universitatis in Swites.
Sigillum Universitatis Hominum de Stannes.
Vallis superioris & inferioris“ *)

Wenige Bündnisse und Eidgelöbnisse haben so gut und so lange sich bewährt wie dieses! Zwar hat es, nachdem die Kämpfe gegen Angriffe von außen nachließen, nicht an Reibungen der Kantone unter einander, selbst nicht an Bürgerkriegen gefehlt. Und die Schwyzer, welche die Fahne der Freiheit im Kampfe gegen das Haus Habsburg so mannhaft vorantrugen, sind später oft genug selber Störenfriede geworden — „die Landlüte von Schwiez“ wurden rechte Aristokraten, ein so eigensinnig stolzer privilegierter Stand, wie es nur das Junkertum in einer Monarchie sein kann. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts waren unter den 38,000 Seelen, welche das Schwyzer Volk zählte, kaum 15—16,000 staatsbürgerlich frei; diese nannten sich die „gefreiten Landleute“, ihre Wohnsitze das „abgefreite Land“; die Insassen hingegen, die man kastenartig auf gewisse Gewerbe beschränkte und von den Staatsämtern ausschloß, hießen die „neuen Landleute“, waren und blieben homines novi, mochten sie auch mehrere Jahrhunderte schon im Kanton ansässig sein. Erst als im Jahre 1798 die Franzosen ins Land brachen und man ohne Hilfe der „neuen Landleute“ ihnen keinen Widerstand leisten konnte, beschloß die Landsgemeinde, daß sie fortan auch als „gefreite Landleute“ angesehen werden sollten.

Mit dem Sturz Napoleons erhob auch die aristokratische Partei in Schwyz wieder ihr Haupt und wollte die Rechte der „sechs äußeren Bezirke“ nicht anerkennen; sie widersetzte sich, als im Jahre 1830 die Verfassung aller Schweizer Kantone im freiheitlichen Sinne verbessert wurden

*) Ob und nid dem Walde.

und brachte im Jahre 1833 sogar 600 Mann auf die Beine, die einen Angriff auf die „äußeren Bezirke" machten. Da schickte die Tagsatzung eine Truppenmacht von 10,000 Mann ins Land und die „Herren"-Landlüte fügten sich. Doch wie in Luzern, so gewannen auch in Schwyz die Jesuiten wieder die Oberhand, bis auch hier die Waffengewalt der liberalen Kantone den sonderbündlerischen Geist, der ein Geist des Rückschrittes war, dämpfte. Und schließlich ist aus all den Wirren und Kämpfen eine neue Schweiz erstanden, gesund und tüchtig in ihrem staatlichen, kirchlichen, gesellschaftlichen und industriellen Leben — ein Freistaat, der die Einheit des Ganzen mit der Freiheit der Einzelnen zu verbinden wußte. In der neuen Bundesverfassung ist die Eigenherrlichkeit der einzelnen Kantone zum Besten aller beschränkt, der Militärdienst, das Zoll-, Post-, Münz-, Maß- und Gewichtswesen ist einheitlich geordnet, das Recht der freien Niederlassung unter gesetzlichen Formen gewährleistet, jeder Schweizer Bürger gleichberechtigt und sein Anteil an der Wahl des Bundesrats, der die höchste vollziehende Gewalt, und des Bundesgerichts, das die höchste richterliche Gewalt ausübt, gesichert.

Die Schweizer Republik wäre längst zerrissen, ein Tummelplatz für die Intriguen der Nachbarn, eine Beute der großen Militärmächte geworden — wie der polnische Freistaat, wenn sich der Einzelwille nicht immer wieder dem Gesamtwillen gefügt und das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht alle Sondergelüste überwunden hätte. Die alte schweizerische Sitteneinfalt und patriarchalische Einfachheit ist längst dahin, — doch der patriotische Geist der alten Eidgenossen ist von ihren Nachkommen nicht gewichen, darum hat sich ihr Staatswesen behauptet, darum wird es von den Nachbarn geachtet, — darum durften auch die Urkantone mit gutem Gewissen, und noch mehr, mit edelster Begeisterung die hundertjährige Gedächtnisfeier unseres großen deutschen Dichters Friedrich Schiller begehen, der in seinem letzten und schönsten Drama die Heldenthaten ihrer Väter gefeiert, den echten, lauteren Freiheitssinn der Schweizer verherrlicht und sein unsterbliches Freiheitslied den Völkern ins Herz gesungen hat, die gleich den Eidgenossen nach Freiheit streben, nach einer Freiheit, die auf Recht und Sitte beruhet, die durch Einheit Stärke giebt und dem einzelnen die Unabhängigkeit seines Vorwärtsstrebens sichert.

Drüben am Eingang des Urner-Seees, Brunnen gegenüber und in gleicher Linie der Mythenstöcke, ragt hart am Ufer ein einzeln stehender, etwa 25 m hoher Fels, der Mythenstein genannt. Daran steht in großen vergoldeten Lettern aus Gußeisen die einfache, weithin sichtbare und lesbare Inschrift: Dem Sänger Tells, F. Schiller, die Urkantone 1859. Schöner und sinniger ist wohl noch keinem Dichter ein Denkmal errichtet worden, als es hier geschehen! Aber kein Dichter ist auch so wie Schiller ein Dichter des Volkes im höchsten Sinne des Wortes, ein Lehrer, Priester und Prophet gewesen, für alles, was in deutscher Zunge spricht.

Ich ging raschen Schrittes zur Axenstraße hinauf, die, nicht hoch über dem See, in die Felswand der Wasiflue hineingesägt ist. Auch hier, wie

ich's früher an den Abhängen des Rigi bemerkte, finden sich erratische Blöcke in Menge, von den Granithöhen des St. Gotthard durch den Gletscherzug herabgeschleift. Gern hätte ich mir noch das auf grünsaftigen Wiesen zwischen üppigen Nußbäumen versteckte Dörfchen Morschachen näher angesehen und lieber noch wäre ich zum Axenstein, dem neuen schloßartigen Kurhaus aufgestiegen, von dessen Terrasse der Blick auf beide Seearme, den Urner- und Buochsersee bis zum Pilatus hin und in Vorblick links auf den Uri-Rotstock und Blackenstock von so überwältigender Schönheit sein soll, daß mich verschiedene Besucher versicherten, sie hätten am ganzen See nichts Prächtigeres und Großartigeres gesehen und dieses Bild sei ihnen unvergeßlich. Aber wenn ich noch vor dem Dunkelwerden in Flüelen eintreffen und unterwegs zur Tellplatte hinabsteigen wollte, durfte ich nicht säumen. War doch der Uri-Rotstock auch von der Axenstraße gesehen eine landschaftlich so herrliche Erscheinung, daß vor diesem König des Urner-Seees selbst das Bild des Pilatus, der den Vierwaldstättersee bis Brunnen beherrscht, in den Hintergrund trat. Schon auf meiner Rigifahrt hatte ich diesen Uri-Rotstock lieb gewonnen und den Blick auf ihn für den schönsten Genuß der Rigi-Aussicht erklärt. Obwohl er nicht die Höhe der Häupter des Berner-Oberlandes erreicht — er ist 2710 m ü. M. — so ist er durch seine kompakte, gewaltige, scharf aufsteigende Masse, durch die vielen Zacken seiner Krone, zwischen denen in schön geschwungener Wellenlinie ein großes Becken für die Schnee- und Gletscherfelder, die auf seinem Haupte ruhen, sich eingebogen hat, einer der schönsten Berge, die ich kenne.

Leider hielt das ganze Hochgebirge nach dieser Seite hin die Wolken, welche die Gipfel umlagerten, fest, und der Blick senkte sich nun um so öfter nach unten zur Wiege der schweizerischen Freiheit, dem Rütli oder Grütli,*) der grünen Wiese, die wie eine kleine Oase am unwirtlichen steilen Ufergelände erscheint, heimlich und anheimelnd. Sie schauet nach Brunnen und den Schwyzer Bergen hinüber und am selben Ufergelände, in das sie sich einbuchtet, auf den Mythenstein, der als ihr Wächter und Schildhalter am Eingange des Seees steht. Es ist die geweihte Stätte, auf der — nach der Sage — in der Nacht vom 7. zum 8. November 1307 Walther Fürst aus Attinghausen in Uri, Werner Stauffacher aus Steinen in Schwyz und Arnold ab der Halden aus dem Melchthal in Unterwalden mit dreißig Gesinnungsgenossen den Bundesschwur leisteten, den Schiller so kurz und bündig als markig und eindringlich durch den patriotischen Pfarrer Rösselmann langsam feierlich vorsprechen läßt und den die Versammelten mit aufgehobenen drei Fingern wiederholten:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen noch Gefahr —
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,

*) Diminutivform von Rüti, Reute; das G ist nur eine Verstärkung des Anlautes.

Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben —
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott,
Und uns nicht fürchten vor der Macht des Menschen.

Drei Quellen rieseln aus der Bundeswiese hervor — nach der zartsinnigen bedeutende Stätten heiligenden Sage dort, wo die drei Eidgenossen standen. Noch im Jahr 1859 veranstaltete die schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft eine Subskription bei der gesammten Schweizerjugend, welche reichlich und wetteifernd beisteuerte, so daß nun die Bundeswiese als unveräußerliches Nationaleigentum angekauft, mit bequemen Wegen und auch einem Gasthause versehen ist.

---

7. Der St. Gotthard-Tunnel.

Vom Herausgeber.

Ein neues Wunder ist der Welt beschieden,
Ein Friedenswerk im Schweizer Alpenland!
Es tönt der Wagen mit dem Feuerbrand
Im Gotthard, einend, was bis jetzt geschieden!
Müller v. d. Werra.

Der Vierwaldstätter-See mit seinem Ufergebiet wird nun, da der riesige Granitwall durchbohrt ist, der die deutsche Schweiz von der welschen Schweiz und von Italien trennt, verdoppelte Anziehung erhalten, aber auch, anstatt für viele das Endziel zu sein für eine Schweizerreise, in eine Durchgangsstraße sich verwandeln, deren Endpunkte in Mailand und Florenz, am Adriameer und am Busen von Genua liegen. Nordsee und Mittelmeer, Deutschland und Italien sind sich um das Zehn- und Zwanzigfache näher gerückt. Die rauhe Jahreszeit wird nicht mehr wie früher den Güterverkehr hemmen, und selbst für den Personenzug werden die Jahreszeiten nicht mehr so scharf markierte Scheidungslinien bilden. Der Strom der Vergnügungsreisenden, die von den Ufern des herrlichen Seees zu den klassischen Punkten des Berner Oberlandes eilten, brach sich gleichsam an den nördlichen Abhängen der Centralalpenkette; es kostete den meisten zu viel Mühe, Zeit und Geld, um die über den Kamm des Hochgebirges führenden Straßen zu passieren, die italienische Schweiz und weiter die Gefilde des schönen Italiens zu besuchen. Lawinen und Schneestürme im Winter und Frühling, Glatteis im Herbst, und oft schon im September Schneewehen und rasende Stürme machten die Reise über den Gotthardpaß nicht nur für den Fußgänger, sondern auch für den im Postwagen und Schlitten wohlverpackten Passagier zu einem lebensgefährlichen Unternehmen. Wie ein reißender Fluß, oder ein stürmisches Meer mit Felsenriffen, oder die wasserlose heiße Sandwüste forderte der St. Gotthard alljährlich seine Opfer an Tier- und Menschenleben ein. Die

gefährlichsten Stellen des Passes waren und sind die Felsenschlucht der Schöllinen bis zu der merkwürdigen Stelle sich hinaufziehend, wo die Reuß aus dem Urserenthal durch einen schmalen Felsspalt hervorbricht und die alte und neue Teufelsbrücke über das wild aufschäumende in die Tiefe hinabstürzende Gewässer sich wölben; ferner der steile Aufstieg vom Hospenthal an der Roduntalp vorüber zur Paßhöhe, ein Tummelplatz für die „Guxete“, jene schrecklichen Schneestürme, die bei Nordwind an der Südseite, bei Südwind an der Nordseite des Paßsattels am heftigsten toben und die feinen Eis- und Schneekristalle in einen so unwiderstehlichen Wirbeltanz versetzen, daß Menschen und Tieren Hören und Sehen vergeht; und drittens die vom jungen Tessinfluß durchrauschte Felsenge. Der steile Absturz vom Gotthardhospiz nach der Südseite des Gebirges ist zwar durch kühn übereinandergemauerte „Kehren“ und Schlangenwindungen überwunden, dann aber kommt ein Engpaß, der von beiden Seiten durch Lawinenstürze bedroht ist, die von den steilen Felshängen herabdonnern und die Straße verschütten. Das ist das schon in seinem Namen abschreckende Val tremola (Thal des Zitterns), vom deutschen Schweizer auch „Trümmelnthal“ genannt.

Von Flüelen, dem Anfangspunkt der Gotthardstraße, bis nach Göschenen hinauf fährt man noch bequem genug; dann aber beginnen die wilden Berggeister den Menschen und Tieren ihre Schwäche fühlbar zu machen. Wenn alles gut ging, brauchte der wohlbespannte Eilwagen von Göschenen bis nach Airolo, der ersten Station am Südabhang des Gebirgs, 5 bis 6 Stunden; jetzt fliegt die Lokomotive in 30 bis 35 Minuten durch den Tunnel. Warm genug ist's in der Tiefe, ja auch schwül; während oben in den Thalschluchten und auf den Felsenhöhen eisige Sturmwinde toben und meterhohe Schneemauern auf der Poststraße den Weg absperren, schließt der in gerader Linie tief unten dahin eilende Insasse des Dampfwagens behaglich die Augen, um von der Sonne Italiens, von den Myrten- und Lorbeerstauden am blauen Lago maggiore zu träumen. Wie tanzende Irrlichter huschen die brennenden Lampen an ihm vorüber, das feuchte Steingewölbe, an das die Rauchmassen der Lokomotive anrennen, wie gefangene Bestien an die Gitterstäbe ihres Käfigs, glitzert unheimlich und der Gedanke an die furchtbare Möglichkeit, daß ein Stein aus der Wölbung sich lösen und den ganzen Zug verschütten könnte, beengt die schwerer atmende Brust. Doch schon dringt in das blinzelnde Auge ein tröstliches Dämmerlicht, ein lichter Punkt zeigt sich in der Ferne, rückt näher und wird größer, eine kleine Biegung und die Ätherwellen des holden Himmelslichtes umfangen den Reisenden, sein Herz mit neuer Hoffnung und frischem Reisemut erfüllend.

Der Bahnhof von Airolo, an der Südmündung des Riesentunnels, etwas höher als das Portal von Göschenen gelegen (1145 m über dem Meeresspiegel — Göschenen 1109 m), ist erreicht und nun geht es mit dem thalabwärts zum Langen-See eilenden Tessin um die Wette und seine Schnelligkeit weit überholend durch das enge aber reizende Livinenthal (Val Leventina) mit seinen malerischen Felswänden, grünen Matten und wilden

Sturzbächen, über kühne Felsgalerieen und Dämme, durch zahlreiche kleinere Tunnels nach Bellinzona, wo die Bahn sich teilt, einerseits zum Langensee (Magadino, Luino mit Zweigbahn nach Locarno) andrerseits zum Luganersee sich wendend.

Die ebenso großartige als reizende und liebliche italienische Schweiz ist nun dem Vierwaldstättersee, diesem Centrum der deutschen Urkantone, so nahe gerückt, daß selbst zur Winterszeit, wenn auf der Nordseite rauhe Nord- oder Ostwinde über die schneebedeckten Fluren stürmen, Vergnügungsfahrten an die oberitalienischen Seeen unternommen werden können; man wird Extrazüge nach den borromäischen Inseln und Belaggio mit Retour- und Rundreisebillets veranstalten, und mancher Brustkranke, der die Fahrt über den Alpenpaß nicht wagen durfte, wird nun vorzugsweise zur Winterszeit der milden Luft Italiens sich erfreuen können. Ein italienischer Rigi, der Monte Generose, wird Tausende von Touristen auf seinen Felskuppen versammeln, von denen man die große Alpenkette nordwärts in einem vom Montblanc bis zum Ortles ausgespannten Bogen überschaut, während zu den Füßen die Spiegel der oberitalienischen Seeen erglänzen und südwärts das „Maienland“ der Vorfahren, die lombardische Ebene — die fruchtbare, aber auch blutgetränkte — sich dehnt.

Jahrhunderte lang sind auf der ganzen Gotthardlinie blutige Kämpfe ausgefochten worden. Noch an der Scheide des vorigen Jahrhunderts tobte hier der Kampf zwischen Russen und Österreichern einerseits und Franzosen andrerseits, die um den Besitz des Passes rangen. Vor vier Jahrhunderten stürmten, um die ins Livinenthal vordringenden Herzöge von Mailand zurückzuschlagen, die kampflustigen Herren Bauern aus Uri und Unterwalden und Schwyz über den rauhen Gotthardpaß, ließen aber auch die Befreiten hart genug die Obmacht der sieghaften Eidgenossen empfinden und erst durch die französische Revolution und Napoleon ward der Kanton Tessin seinen früheren Herren ebenbürtig. Jetzt, da ein einiges Italien erstanden ist, zieht es die italienischen Schweizer wieder südwärts. Das Opfer aber, das die deutschen Kantone durch Erbauung der Gotthardbahn brachten, ward nicht zum kleinsten Teile bestimmt durch die Hoffnung, daß die Eisenschiene ein neues festes Band werden möge zwischen deutscher und welscher Schweiz, wie sie ja auch die beiden Großmächte, Italien und Deutschland, die durch große Ereignisse der letzten Jahre näher zusammengeführt wurden, durch den friedlichen Handelsverkehr fester verbinden wird.

Freilich wird auch die Eisenbahn zu einem lockeren zerreißbaren Bande, wenn sich die Herzen der Völker entfremden; die Eisenschiene trägt ebenso willig die Kanone wie den Güterwagen. Dennoch aber hilft sie mächtig dazu, daß wie die räumlichen Entfernungen schwinden, so auch die Nationen sich finden lernen und lieber freundlich als feindlich miteinander verkehren.

Nicht unbesonnen und zwecklos haben Italien und das deutsche Reich ihre Millionen beigesteuert, ohne welche die Gotthardbahn nimmer zustande gekommen wäre. Lag es in ihrem politischen Interesse, eine von Frankreich

und Österreich völlig unabhängige Linie zu gewinnen, so sprechen nicht minder gewichtige industrielle und Handels-Interessen zu Gunsten der durch die Mitte der Schweiz und das Centrum des Alpengebirges führenden Gotthardbahn, welche die Häfen der Nordsee, die industriellen Rheinprovinzen, Baden und Württemberg in jenen größten Strom des Handelsverkehrs faßte, der über Basel und Zürich in die lombardische Tiefebene, nach Mailand und Genua, dem größten italienischen Mittelmeerhafen führt. Hätte man statt des Gotthard den Lukmanier gewählt und durch diesen den Durchbruch bewerkstelligt, so hätte wohl die Ostschweiz, namentlich das gewerbfleißige St. Gallen und das weniger bedeutende Chur, auf deutschem Boden Augsburg und Ulm gewonnen; aber die Rheinlinie, welche recht eigentlich die des Gotthard ist, umfaßt im Norden nicht nur Holland und Belgien, Bremen und Hamburg, durchzieht dann die Rheinlande, die großen Handelsemporien: Köln, Frankfurt, Mainz, Mannheim berührend, sondern sie stößt auch in der Schweiz auf die bedeutendsten Plätze: Basel, Bern, Zürich, sodann Schaffhausen, Winterthur, Luzern und schließlich wird sie die bedeutendste Handelsstadt Italiens, Genua, in den Stand setzen, die Konkurrenz mit Marseille zu bestehen.

Merkwürdig, und doch wieder aus der günstigen centralen Stellung der Gotthard-Einsattelung leicht erklärlich: kein Paß hat wie der St. Gotthard den Zugang der Menschen von Norden wie von Süden her so sehr erschwert, und keiner hat es schließlich allen seinen Mitbewerbern so zuvorgethan. Die Römer mögen ihn immerhin gekannt und unter den vagen Namen „Adula" und „lepontische Berge" die Region desselben bezeichnet haben; doch sie benutzten ihn nicht, weil der Auf- und Abstieg zu viel Schwierigkeiten bot. Ihnen diente der Julier und Splügen als Übergang zum Rheinthal, nach Vindelicien und in die nördliche Schweiz, und diese Pässe waren auch im Mittelalter eine vielbesuchte Heerstraße. Nach Germanien zogen die Römer über den Brenner, und diese wenig hohe, von Lawinen nicht gefährdete Brennerstraße bildete auch im Mittelalter die große Verbindungslinie zwischen Venedig und den deutschen Reichsstädten. Im Westflügel der Alpen gehörte der Cenisius (Mont Cenis) zu den besuchtesten Pässen. Über den mons cenisius zog Pipin mit Heeresmacht nach Italien, um dem Papst Stephan III. gegen den Longobardenkönig Aistulph beizustehen. Der zweite Zug, den Pipin unternahm, ging über den Lukmanierpaß. Daß aber auch der Gotthard nicht unbekannt und unbenutzt war und schon von den Longobarden zu Einfällen nach Italien benutzt wurde, dafür scheint der bei Hospenthal nahe der Reuß auf einem Hügel erbaute Turm zu sprechen, gleichwie auf der Südseite unterhalb Airolo am Engpaß von Stalvedro Ruinen des longobardischen Marmorturmes — casa dei pagani (Heidenhaus) genannt — sich finden, welche die freilich ganz unverbürgte Sage auf den König Desiderius (774) zurückführt.

Die alte Gotthardstraße war sehr holpricht und blieb es auch, als man, nachdem sich der Bund der vier Waldstätte zum Bunde der acht alten Orte

(1353) erweitert hatte, einen 3—5 m breiten Saumpfad anlegte, der an vielen Stellen gepflastert ward. Die Warenballen und Fässer wurden auf starkknochige, eigens dazu geübte Packpferde oder auch Maultiere geladen, über deren Rücken ein langer hölzerner Sattel gelegt war, auf dessen beiden Seiten man das Gepäck im Gleichgewicht aufhing. Die Last von 3 Centnern hieß ein „Saum", das damit beladene Tier „Saumtier" oder „Saumroß", der Eigentümer derselben, welcher deren sechs bis zwölf hielt, der „Säumer". Wegen der geringen Breite der Straßen gingen die Saumtiere einzeln hintereinander und wegen der an einer Seite oft überhängenden Felsen hielten sie sich, um mit ihrer Last nicht anzustoßen, hart am Rande des Weges, wo dann ein kleiner Fehltritt, namentlich bei schlüpfrigem Wege, das Tier in den Abgrund stürzte. Um an engen gefährlichen Stellen das Zusammentreffen zweier von entgegengesetzter Seite kommender Karawanen zu verhüten, war jedes Saumtier mit einem Glöckchen versehen.

So poetisch ein solcher hoch im Nebel der Wolken daherkommender Zug von Saumrossen, die mit ihrem Geläut die erhabene Stille des Hochgebirgs belebten, den von ferne zuschauenden Reisenden berühren mochte: so war doch das Leben der Säumer ein ebenso wüstes als rohes. In stetem Kampf mit den Hindernissen und Gefahren, die ihnen eine übermächtige Natur entgegensetzte, wurden sie unwirsch und jähzornig, gewöhnten sich ans Fluchen und an den Trunk und brachten ihr Leben selten hoch. Bei günstigstem Wetter brauchten sie, um von Flüelen nach Bellinzona zu gelangen, vier Tage! Doch gehörte der Gotthardpaß zu den besuchtesten und am Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen zogen alljährlich etwa 16,000 Reisende und Amtspersonen über den Gotthard und 9000 Saumtiere. Die Zolleinnahmen Uris auf seinen drei Zollstätten betrugen durchschnittlich im Jahr 20,000 Gulden.

Das neue Jahrhundert brachte aber auch für die Alpenübergänge eine neue Zeit. Das Genie und der starke Wille Napoleons brach den Kunststraßen der Alpen die Bahn, wenn auch nur zu kriegerischen Zwecken. Die prächtige, im Jahre 1801 begonnene, 1806 vollendete Simplonstraße machte den Anfang; dann folgten die zu breiten Straßen ausgebauten Linien über den Splügen und Bernhardin (1818 und 1819); unter Kaiser Franz von Österreich ward 1822 die solide und bequeme Straße über das hohe Stilfserjoch gebaut zur Verbindung Tyrols mit der Lombardei. Da sank schnell der Handelsverkehr der Gotthardlinie und nötigte die Kantone Uri und Tessin, mit dem Bau einer breiteren, auch von den schwersten Frachtwagen sicher zu befahrenden Kunststraße nicht länger zu zögern. In den Jahren 1820—24 und 1828—30 ward das große Werk vollendet, ein ehrendes Denkmal für die Thatkraft und Opferwilligkeit der wenig bemittelten Bürger Uris, denn die 19 großenteils armen Gemeinden des Bergländchens hatten die Summe von 1,260,000 Franken aufzubringen.

Im Jahre 1830 spannte man, 32 m über den Sturzwellen der aus dem Urserenthal hervorbrechenden Reuß, den kühnen Brückenbogen ob der

alten „Teufelsbrücke“, die, obwohl geringer, doch dem Volke so wunderbar erschienen war, daß sie nur mit Satans Hilfe fertig geworden sein konnte. Die neue Teufelsbrücke erhielt einen bequemen Zugang durch die an der Felswand aufgemauerten Rampen. Wenige Schritte aufwärts gelangt man an jenen Spalt zwischen Kilchberg und Teufelsberg, durch den die Reuß ein Ausfallsthor gewonnen hat. Da am senkrecht abstürzenden Felsen keine Straße erstellt werden konnte, hing man in Ketten einen Balkenweg über den Strom, die „stäubende Brücke“ genannt, weil sie der Wasserstaub des Reußfalles immer naß erhielt. Aber noch mehr! Um festen Boden für den Durchgang zu gewinnen, hatten die Bewohner des Urserenthals durch den ausgezeichneten Straßenbaumeister Peter Moretini im Jahr 1707, als anderwärts noch niemand an solche Felstunnels für Straßenanlagen gedacht hatte, den Kilchberg in einer Länge von 66 m durchbohrt. Dies ist das berühmte „Urner Loch“, die Eingangspforte aus der wilden Schlucht der Schöllinen in das grüne obere Urserenthal mit dem Hauptorte Andermatt.

Dieses Felsthor wurde nun auf 6 m Breite erweitert. Ähnliche kühne Bauten wurden auch am Südabfall des Passes in den Felsschluchten des Tessinflusses ausgeführt und erregten die Bewunderung der Reisenden, deren Zahl sich schnell wieder hob, so daß die Gotthardstraße es im Verkehr am weitesten brachte. Im Jahr 1874 passierten etwa 72,000 Postreisende den Gotthard. Am Fuße des Berges, in Andermatt, unterhielt die Posthalterei 150 Pferde. Oftmals wurden 50 Pferde zu einer einzigen Post benutzt. Die Warenballen mußten aber fast 9 Monate im Jahr auf Schlitten verteilt werden, und wenn diese nicht mehr fahren konnten, ward die Post von Menschen befördert, die Gefahr liefen, in den Schneemassen umzukommen.

Doch das moderne Kulturleben schreitet mit Siebenmeilenstiefeln! Was heute noch neu, ist im nächsten Jahre vielleicht schon veraltet oder doch durch neuere Erfindungen in den Schatten gestellt. In demselben Jahr 1830, als die obere Teufelsbrücke am Gotthardpaß vollendet ward, befuhr Georg Stephenson mit der von ihm erfundenen Lokomotive die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester; bald, nachdem Fürth-Nürnberg und Leipzig-Dresden den Anfang gemacht, hatte die Eisenschiene in den Ebenen Deutschlands, Österreichs und selbst der Schweiz den Sieg über die Kunststraße (Chaussee) davon getragen, und je leichter man auch die Steigungen und Senkungen des Hügellandes überwand, desto näher trat der Gedanke, es auch mit Alpenbahnen zu versuchen. Österreich machte den Anfang im Ostflügel der Alpen mit der Überschienung des Semmering (975 m) an der Grenze der Steiermark, im Jahr 1853, deren kunstvoller Bau noch bei weitem durch die Brennerbahn in Tyrol übertroffen wurde (1367 m). Sie ward am 24. August 1867 eröffnet. Aber die Pässe der Centralalpen und Westalpen steigen viel höher auf — die Paßhöhe des Gotthard beträgt 2114 m —, und an eine Überschienung konnte wegen der Schneemassen im Winter, der höheren Kämme und steileren Abstürze nach Süden nicht gedacht werden. Mit kleineren Tunnels war da nicht mehr zu helfen; an die Stelle des Über-

fahrens (Überschienens) mußte das Unterfahren treten. Es galt den Gebirgskamm selber zu durchbohren und vor der Sprengung eines meilenlangen Riesentunnels nicht zurückzuschrecken. In den Westalpen Savoyens ward zuerst das Wagnis unternommen und glücklich ausgeführt. In der Christnacht des Jahres 1870 sank die letzte Scheidewand des Mont-Cenis-Tunnels, der im Jahre 1857 im September an beiden Enden mit Handarbeit begonnen, dann aber durch Bohrmaschinen gefördert, nach 13 Jahren und 3 Monaten zur Vollendung kam. Seine Länge beträgt 12,200 m, die Breite 8 m, die Höhe 6 m; er ist fast ganz ausgemauert. In 25 Minuten fährt die Lokomotive ihre Wagenzüge hindurch.

Die reichen technischen Erfahrungen, die man bei diesem Wunderbau gesammelt, sollten einem noch größeren Unternehmen zu statten kommen. Sobald Deutschland den großen Kampf mit Frankreich glücklich beendet und Italien auch mit Österreich Frieden geschlossen hatte, ward der längst gehegte, reiflich erwogene, zwischen den drei Staaten Schweiz, Italien und Deutschland vereinbarte Plan einer Gotthard-Eisenbahn zur Ausführung gebracht. Das Centrum und Hauptstück dieser Bahn, von dessen glücklicher Vollendung Sein oder Nichtsein des ganzen großen Baues abhing, ward 1872 in Angriff genommen; in Airolo begannen die Bohrarbeiten am 1. Juli, in Göschenen schon am 4. Juni und trotz erheblichen Störungen — durch Wasserzudrang und ein lockeres Gesteinsfeld in der Mitte des Tunnels, durch den Aufstand der italienischen Arbeiter in Göschenen (27. und 28. Juli 1875), wobei das Urner Militär einschreiten mußte, sodann durch den Brand von Airolo (17. Sept. 1877) — konnte schon am Schalttage des Jahres 1880 der Telegraph aller Welt die frohe Botschaft verkünden, der Durchstich sei gelungen; die Richtstollen von Airolo und die von Göschenen trafen sich am 29. Februar, mit einer seitlichen Abweichung von nicht ganz $^2/_{10}$ m, während die Abweichung im Niveau nicht einmal $^1/_{10}$ m betrug, nach einer Arbeitszeit von 7 Jahren und 5 Monaten, also fast der Hälfte der Zeit, welche der Cenistunnel gekostet hatte. Und doch übertraf die Länge des Gotthardtunnels diesen um 2700 m, denn er hatte 14,920 m.

Täglich waren an dem Bau 3412 Arbeiter beschäftigt gewesen; die Handbohrung betrug für den Tag 0,65 m, die Maschinenbohrung dagegen auf italienischer Seite 2,05 m, auf schweizerischer Seite 2,56 m.

„Die für die Beschleunigung der Arbeit wirksamsten Gründe — so äußert sich ein gewiegter Physiker und Techniker, der sich um die Verbesserung der Bohrmaschinen und Ventilatoren die größten Verdienste erworben, Prof. D. Colladon in Genf — waren die außerordentlich glücklichen Kombinationen für die Eindämmung der Wildbäche und die Ausbeutung des in Wasserleitungen gesammelten Wassers als Bewegungskraft für die Turbinen, welche sehr hohen Fall benützten; die Erstellung von Luftkompressoren nach einem neuen System, die mit großer Schnelligkeit arbeiteten; die Erkältung der Luft, welche im Augenblick, wo sich diese durch Zusammenpressung in den Cylindern erhitzte, mittelst Einspritzung pulverisierten Wassers erziel-

wurde; die Anwendung des Dynamits als Sprengstoff; die zahlreichen und höchst wichtigen Verbesserungen an den Bohrmaschinen und ihren Gestellen; der von Anfang an vom geschickten Unternehmer L. de Favre aus Genf festgehaltene Entschluß, die Richtstollen in der First vorwärts zu treiben, sein praktischer gesunder Menschenverstand, seine hohe Einsicht, Erfahrung und unerschütterliche Energie — das waren die wesentlichen Grundlagen, welche gestatteten, die Arbeiten im Tunnel des Gotthard mit einer Schnelligkeit vorwärts zu treiben, welche diejenige im Mont Cenis um mehr als das doppelte übertraf."

Der edle Favre sollte die Vollendung seines Werks leider nicht erleben; er starb wie ein Krieger auf dem Schlachtfelde, mitten in seiner Arbeit im Tunnel, am 19. Juli 1879 vom Schlage getroffen. Noch manches Menschenleben mußte den Mächten der Tiefe geopfert werden; bleich und abgezehrt kehrte mancher Arbeiter aus der Tiefe zurück, der frisch und munter sein heißes Werk begonnen hatte. Die Ausdünstungen von Menschen und Tieren, die Schwefelgase des Dynamits, die nach der Mitte der Galerie sich der Art steigernde Hitze, daß den fast nackten Menschen der Schweiß vom Leibe rann, konnten in ihrem verderblichen Einfluß auf die Gesundheit nur mühsam durch stete Luftzufuhr vermittelst der Kompressionscylinder gemildert werden.

Noch bevor der Tunnel völlig ausgebaut war, beförderte man schon die Post auf seinen Eisenschienen. Die erste Postfahrt ward am 21. Dez. 1880 versucht und glücklich ausgeführt. Sie dauerte freilich noch volle 4 Stunden. Die N. Z. Z. berichtete darüber wie folgt. „Voran fuhr ein mit Briefen und Wertstücken (Valoren) beladener, eigens zu diesem Zweck konstruierter Rollwagen, dann folgten auf gewöhnlichen Rollwagen etwa 30 Ctr. Fahrpoststücke. Um $2^1/_2$ Uhr wurde in den Tunnel eingefahren. Allmählich, wie der Zug durch die düstere und nicht enden wollende Höhlung vorrückte, nahm die Hitze zu und drückte auf den Atem. Da indessen der Nordwind vorherrschte, war es zu ertragen, bis ungefähr in die Mitte des Tunnels, wo Hitze und Rauch gleichsam kondensiert waren, ganz besonders da, wo man zu Fuß ungefähr 600 m der Calotte durchschreiten mußte. Hier brachten der Rauch, die Dynamitdünste, die Anstrengung und auch die Aufregung des Neuen eine physische Mattigkeit hervor, die auch auf den Seelenzustand zurückwirkte. Zum Glück dauerte dieser Fieberzustand nicht lange: die Luft wurde besser, der Mut hob sich wieder, und stolz, zufrieden, glücklich setzte man die Fahrt in den Eingeweiden des kolossalen Berges fort. Keinerlei Gefährdung war zu bestehen: man brauchte nur die Augen offen und den Lichtern nahe zu halten und sich der Führung des mit dieser Höhle der Arbeit und des Unwetters vertrauten technischen Personals zu überlassen. Je mehr man gegen Süden vorrückte, um so mehr läuterte sich die Luft, um so geringer wurde die Hitze, um so weniger spürte man die Miasmen von den Dynamitexplosionen. Angelangt beim Ausgang in Airolo, um $6^1/_2$ Uhr abends, schlürfte man mit Behagen die frische Luft ein, die nun gewaltig ein=

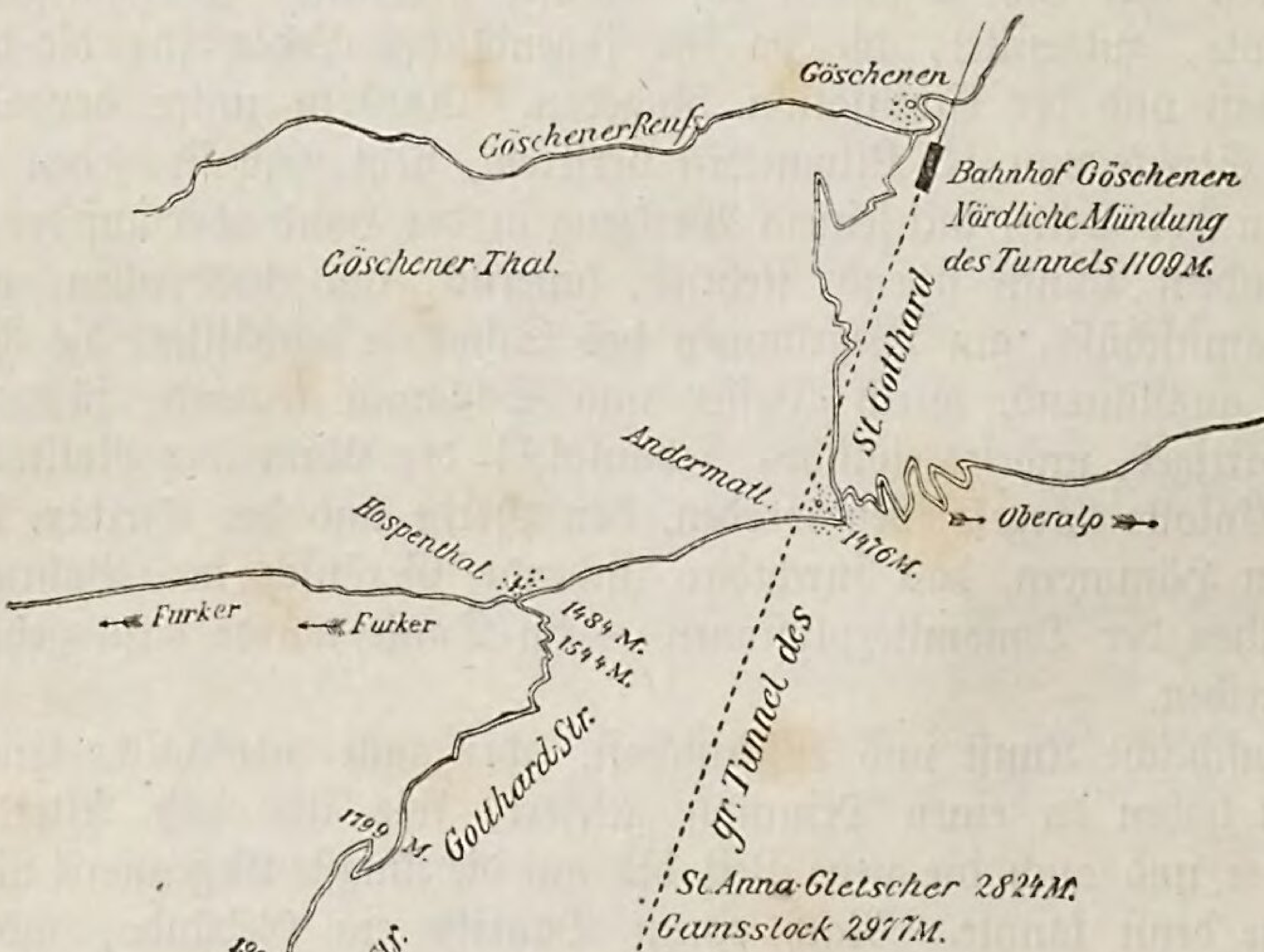
strömte, und vergaß der ausgestandenen Mühen und Beschwerden. Diesmal hat man vier Stunden gebraucht; von Woche zu Woche wird diese Zeit sich reduzieren, und in Bälde wird in zwei Stunden der Weg zurückgelegt werden. Der innere Anblick des Tunnels erfüllt die Seele mit einem beklommenen Staunen. Kein Panorama der Welt bietet etwas dem, was man jetzt in der Mitte dieses ungeheuren Durchgangs sieht, Vergleichbares. Nur der Pinsel eines Goya könnte diese Eindrücke festhalten: diese halbnackten Arbeiter, von Schweiß bedeckt, mit ihren leidenden, blassen gelblichen Gesichtern, ihren geschwärzten, krampfhaft angestrengten Händen, ihrem mühsamen Atemholen, die Tag für Tag seit vielen Wochen, vielen Monaten, ja seit Jahren ihre acht Stunden im Tunnel arbeiten! Im ganzen sind es brave Leute, gutgesittet, die da ihr jugendliches Leben für die Werke der Wissenschaft und der Civilisation hingeben. 2000 m unter der Oberfläche, auf eine Strecke von 15 Kilometern verstreut, sieht man sie, jeden mit seiner Lampe an der Seite, mit seinem Werkzeug in der Hand oder auf der Schulter, in drückendem Dunste sitzend, stehend, kauernd, am Ausbrechen, am Laden der Dynamitschüsse, am Wegräumen des Schuttes beschäftigt, die Rollwagen ein- und ausführend, durch Wasser und Schlamm watend; fürwahr es ist ein großartiges, unbeschreibliches Schauspiel! der Lärm der Rollwagen, die auf der Calotte vorgeschoben werden, der Pferde und der Treiber, der Tausende von Hämmern, das furchtbar zischende Geräusch der Bohrmaschinen, das Krachen der Dynamitexplosionen — ein Dante würde dazu gehören, das zu beschreiben." —

Menschliche Kunst und Wissenschaft, aber auch menschliche Energie und Thatkraft haben da einen Triumph gefeiert, wie ihn das Altertum, das Mittelalter und auch die neue Zeit bis auf die jüngste Gegenwart nicht ahnte, geschweige denn kannte. Nach einem Baurisse ein Gebäude, mögen seine Dimensionen auch die großartigsten sein, auf der Oberfläche der Erde zu bauen, bleibt immer die leichtere Arbeit gegenüber einer Durchbohrung mächtiger Bergrücken. Schon der Aufriß eines solchen Tunnels, obwohl es nur aus ein paar geraden Linien auf einem Blatt Papier besteht, muß dem Nichteingeweihten wie ein Wunder erscheinen. Zwei Punkte auf entgegengesetzten Seiten eines Gebirgszugs werden fixiert, nach ihrer Meereshöhe gemessen; dann einige wenige, weithin sichtbare Bergspitzen oder Felswände auserwählt, auf die man ein farbiges Fähnlein pflanzt, das zum Visierpunkte dient. Mit Hilfe eines sehr einfachen Instruments, des Theodoliths,*) werden einige Dreiecke verzeichnet, es wird die Grundlinie gezogen und das Perpendikel gefällt und nun bestimmt man genau die Richtungslinie des Stollens nach ihrer Länge und ihrer horizontalen Hebung oder Senkung. Um von der geraden Richtung nicht abzuweichen und zugleich eine etwa nötige Kurve genau bestimmen zu können (vor Airolo geht der Tunnel in einer nach Osten

---

*) Er besteht im wesentlichen aus einem Fernrohr, das um die Achse eines senkrecht gestellten Kreises gedreht werden kann, auf dem die Winkelgrade verzeichnet sind.

abbiegenden Kurve aus) — trieb man in Göschenen dem Tunneleingang gegenüber einen kleinen Stollen in den gegenüberliegenden Felsen. Indem man von dort aus vermittelst des Theodoliths nach einem im Tunnel befindlichen Licht visierte, erhielt man eine Linie, deren Endpunkte im Drehpunkte des Theodoliths und im Lichte lagen. Tag für Tag mußten die Berechnungen und Vermessungen fortgesetzt werden, um die durch den Aufriß bestimmte Linie genau einzuhalten, nicht tiefer, nicht höher das Gestein abzusprengen, als der Riß vorschrieb. Von oben, dem Firststollen, ging man dann nach unten, zur Sohle des Tunnels und arbeitete ihn zur normalen Tunnelweite aus.



Der St. Gotthard-Tunnel.

Die Bohrmaschinen, von der zusammengepreßten Luft in Bewegung gesetzt, hieben mit ihren Stahlmeißeln so wuchtig in das harte Gestein, wie ein Röhrenbohrer in den Tannenstamm. Das harte Urgestein des Gotthardstocks, bestehend aus Granit, Gneis, Glimmer, quarzführendem Schiefer, erwies sich für die Bohrung viel günstiger, als die weicheren Schichten. Die oben erwähnte „böse Stelle", auf welche die Arbeiter Ende 1879 stießen, war glücklicherweise nur von geringer Mächtigkeit. Ihr Druck war anfangs so furchtbar, daß die stärksten Verbolzungen (meterdicke) zermalmt wurden. Hier und da stürzten aus Felsspalten sich kreuzende Wasserstrahlen mit solcher Gewalt, daß sie die Arbeiter niederwarfen! Am Südhange fanden sich zerklüftete Glimmerschiefer mit Latteneinlagerungen, welchen das Wasser entströmte, so daß die Arbeiter oft knietief im Schlamm stehen und waten mußten und häufig erkrankten.

Die Zahl der Bohrlöcher, in welche die sprengende Dynamitpatrone gesteckt wurde, wird auf 320,000 berechnet, die der verbrauchten Bohrer auf 1,650,000 und des verbrauchten Dynamits auf 490,000 Kilogramm. Eine Million und 450,000 Wagen führten das Ausbruchsmaterial zu Tage.

Die Baukosten des Riesentunnels belaufen sich auf 50 Millionen Francs; er hat also trotz seiner größeren Länge 25 bis 30 Proz. weniger gekostet, als der Tunnel des Mont Cenis. Wie dieser trägt er ein Doppelgleis. Seine Auswölbung wird mit größter Sorgfalt ausgeführt; große Strecken sind mit keilförmigen Granitstücken gewölbt. In die Tunnelhöhle ist ein Kanal geschnitten, welcher etwa eindringende Wasser abzuleiten bestimmt ist.

In schnurgerader Linie zieht er von Göschenen bis nahe vor Airolo, wo er zum Bahnhof hin den kleinen südöstlichen Bogen macht. Diese Linie teilt sich in zwei Hälften, eine größere aufsteigende, eine etwas kleinere absteigende; nur der Scheitel hat eine Horizontallinie in der kurzen Strecke von 180 m. Er geht unter Andermatt, dem St. Annagletscher und Gemsstock (2977 m) der höchsten Erhebung über dem Tunnel hindurch, läßt die Gotthardstraße rechts, den Blauberg links.

Die Straße wird nun still genug werden! Kein Rollen des vollbesetzten Postwagens, kein Peitschenknall des Frachtfuhrmanns, kein Schellenklang der Saumrosse wird sich mehr hören lassen! Die Wirte von Andermatt, Hospenthal und vom Hotel Monteprosa am Hospiz oben werden bitter genug die Konkurrenz empfinden, die ihnen der Tunnel tief unter ihnen macht. Das Hospiz selber, das Hunderten armer Arbeiter eine warme Suppe und ein Nachtlager bot,*) ist nun unnötig geworden, denn auch der Arme wird lieber durch den Tunnel fahren — die 14 Kilometer lange Strecke von Göschenen nach Airolo kostet ja nur 1 Franken Fahrgeld —, als den hohen Paß zu Fuß durchwandern.

---

*) Vom 1. Oktober 1879 bis 1. Oktober 1880 wurden an 18,024 arme Reisende aller Nationen 70,395 Rationen samt verschiedenen Kleidungsstücken unentgeltlich verabreicht.

Für die ganze 80 Kilometer lange Gotthardbahn, die sich von Flüelen am Vierwaldstättersee bis nach Biaska im Tessinthal erstreckt, bildet der große Tunnel den Scheitel. An diese Bergbahn schließen sich die Anschlußbahnen, welche ihre Verbindung mit den Linien der Schweiz und Italiens herstellen. Sie eröffnen den Fahrenden die schönsten Landschaftsbilder. Auf der nördlichen Rampe berührt der Zug Arth und die reizenden Ufer des Zugerseees, fährt (über 3 Brücken und durch 2 Tunnel) nach Goldau, kreuzt das Trümmerfeld des Bergsturzes von 1806 und die Bergbahn Arth=Rigi, dampft im Anblick der beiden Mythen=Pyramiden am Lowerzersee vorbei über Schwyz nach Brunnen an den prächtigen Urnersee, der ihm eine Bergumgebung eröffnet, wie sie in solcher Herrlichkeit nur einmal vorhanden ist. Mit Hilfe von 9 Tunnels und 4 Viadukten, bald über, bald unter der Alpenstraße, gelangt er nach Flüelen, in die Thalsohle der Reuß. Im ganzen mußten außer dem Scheiteltunnel noch gebaut werden: 9 Viadukte, 48 Brücken, 8 Galerieen (die längste von 275 m bei Biaska), 7 Kehr= oder Schraubentunnel (der längste von 1557 m bei Fiesso) und 52 geradlinige Tunnels, darunter 6 von mehr als 1000 m Länge. Wahrlich, ein Bauwerk, auf das unser an ähnlichen Wunderwerken so reiche Jahrhundert stolz sein darf.

Schließlich sei noch erwähnt, daß, um die Telegraphendrähte vor zu rascher Oxydation zu schützen, die Telegraphenlinie durch den Tunnel mittelst Kabels hergestellt worden ist. Eine Kölner Fabrik hat 15 Kabel geliefert von je 1000 m Länge, jedes 7 mit Guttapercha isolierte Leitungsdrähte enthaltend, zusammen 15,000 m.

---

8. Über den Splügen nach Chiavenna.*)

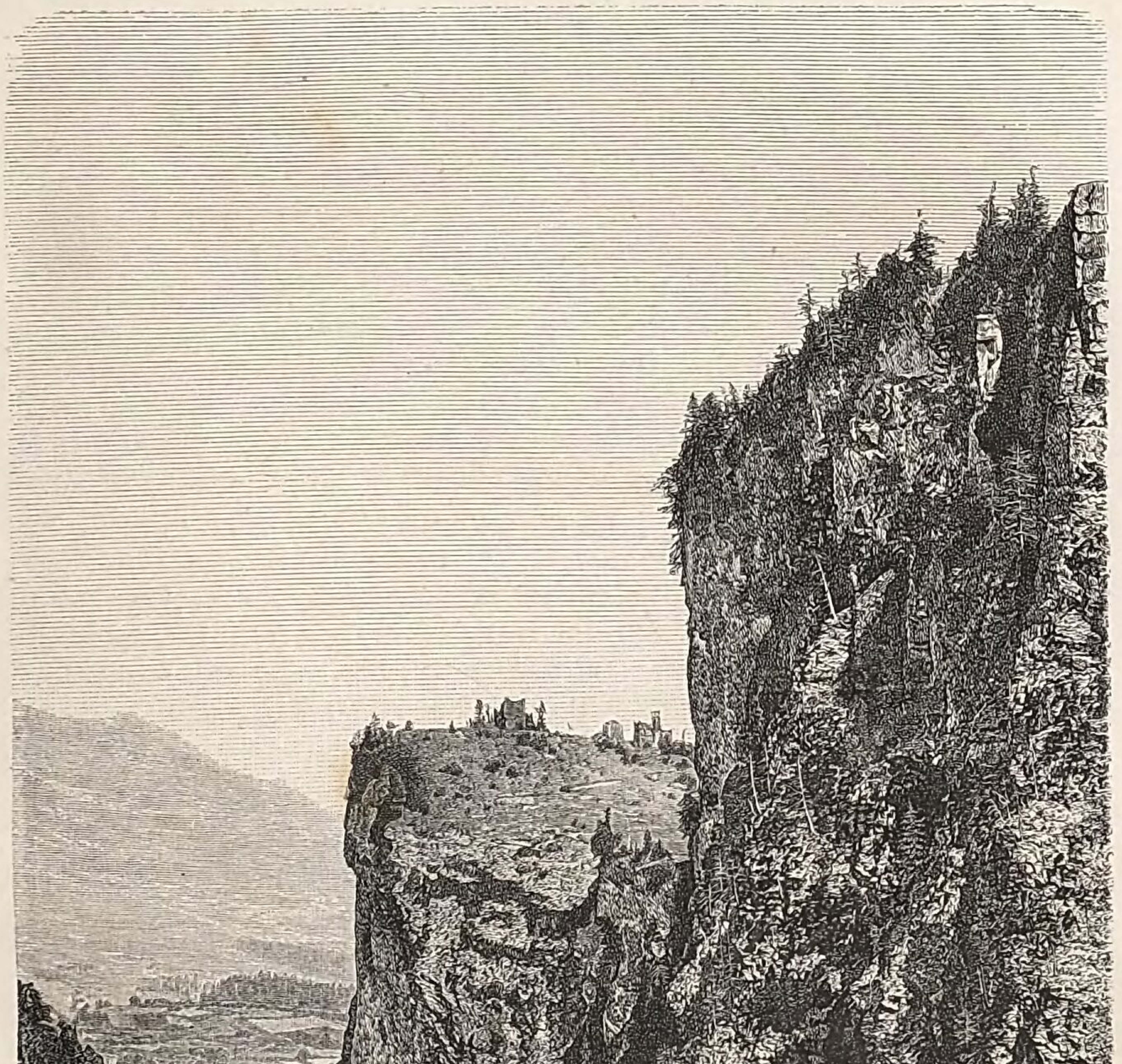
(Charakteristik eines Gebirgspasses.)

Da, wo das Domleschger Thal durch die mit ihren Stirnen zusammenstoßenden Ausläufer des Mutner Hornes und des Piz Beverin abgeschlossen wird, liegt Thusis. Wir fanden diesen kleinen uralten Ort nur so eben erst wieder aus der Asche, wie einen Phönix, neu erstanden. Eine Feuersbrunst hatte ihn vor kurzem vernichtet, und alle Häuser und Straßen waren neu. Gott weiß, wie oft ihm dies seit der Auswanderung aus Etrurien schon geschehen ist, und wie oft er in Zukunft wohl dieses Schicksal noch erdulden wird. Er scheint schon wieder ganz darauf gefaßt. Denn bei den neuen Wohnungen war mehr Holz als Steine verwendet.**)

---

*) „Alpenreisen" von J. G. Kohl, 2. Teil.

**) Nach dem vierten Brande ward der Ort 1845, der fast nur eine große Straße bildet, schön und massiv wieder aufgebaut. Nur oberhalb am Ende des Fleckens stehen noch ältere Holzhäuser.



Thusis.
(Von der Via mala aus gesehen.)

Den mächtigen Gebirgswall, der sich hier vorschiebt, hat der Rhein — vielleicht haben unterirdische Feuerkräfte ihm dabei vorgearbeitet und geholfen — in einer gewaltigen Spalte durchsägt. Diese Spalte ist fast eine Meile lang, nur gewandte Fußgänger konnten ehemals in ihr neben dem Rheine fortkommen. Der Hauptstraßenzug führte, das Rheinthal verlassend, hier über die Höhen am Piz Beverin vorbei in den Schamser Gebirgskessel von Schams hinauf. Alle Warenzüge des Mittelalters, alle Pilger und Kreuzfahrer, die nach dem Süden zogen, alle unsere deutschen Kaiser mit ihren Rittern auf ihren Römerfahrten mußten sich hier bei Thusis an den schroffen Bergwänden erheben, um über den riesenhaften Felsenriegel hinweg zu den oberen Thälern zu gelangen. Sie nannten dies „den guten Weg". An den Bergen hinaufblickend, erkannten wir noch Partieen und Spuren von dieser uralten ehrwürdigen Straße. Den Gemsjägersteig aber unten im Thale fort durch das Bohrloch des Rheins nannten sie „den schlechten Weg" (Via mala) und den ganzen Spalt selbst, der fast gar nicht benutzt werden konnte, „das verlorene Loch".

Der Zug über die Höhen führte natürlich allerlei Unbequemlichkeiten mit sich, zunächst das steile Anliegen, das nur durch lange Zickzackwege sich hätte vermeiden lassen, dann im Winter die dort sich anhäufenden Schneemassen. Allmählich ließ sich daher der Verkehr in die Tiefe hinab. Im Laufe von Jahrhunderten wurden wiederholte Versuche angestellt, einzelne Teile des Thalbodens wegbar zu machen. Unser Jahrhundert brach auch hier mit einer wundervollen Straße durch, die, so gut sie ist, doch noch innerhalb der schlimmsten Strecke den Namen „Via mala" beibehielt.

Der Rheinstrom selbst hat sich zuweilen so tief in die Felsen hinabgegraben, und dabei ist er stellenweise zwischen so steile und eng zusammenstehende Wände eingeklemmt, daß er mehrmals ganz darunter verschwindet. Es ist daher unmöglich gewesen, mit der Straße eben so weit in die Tiefe hinabzugehen, wie der Fluß selbst. Und eigentlich schlängelt sie sich daher in der Mitte der Höhe der Schlucht längs der Wände des Spaltes hin, bald auf dieser, bald auf jener Seite des Flusses sich anhängend, bald auf wundervollen Brücken über den Abgrund, in dessen versteckten Tiefen der Rhein braust, hinübersetzend, bald durch Felsenriegel sich Thore und Höhlengänge grabend, bald auf Vorsprünge und Absätze frei hinaustretend, bald auf künstlichen Mauergewölben am Abhange schwebend. Der grüne Rhein ist unten 90—120 m tief auf den Boden der Spalte versteckt. Zuweilen sieht man frei bis auf seine schäumende Oberfläche hinab, zuweilen kann man selbst auf den Brücken stehend zwischen allen den vortretenden Felsenköpfen, die sich von beiden Seiten her in einander verzahnen und verkeilen, nur ein grünes oder weißes Streifchen von ihm erkennen. Man fährt nahe an 2 Stunden zwischen den wundervollsten Scenen, die weder ein Autor beschreiben, noch ein Maler darstellen kann, aufwärts, bis dann auf einmal der Rhein sich aus der Tiefe wieder hervorhebt, die Schlucht sich rechts und links erweitert, und ein flacher Thalboden sich herbeiläßt, auf dem man dann

bequemlich hineinrollt in das weidenreiche Schamser Thal durch die Dörfer Zillis, Andeer und andere. Die alten Kaiser und Ritter aber blieben immer oben auf dem Bergplateau, auf ihrer „guten Straße“, und durchzogen die Reihe der oberen Schamser Dörfer Lohn, Motton und Donat, da sie einmal oben waren und es nun zu unbequem fanden, erst wieder ins Thal hinabzusteigen, mit dem ihr Weg sie allmählich ganz von selbst wieder zusammenführte in dem wilden Paß der Roflen oder la Rofla.

Diese Rofla, durch die man aus dem Schams ins Rheinwaldthal hinaufgeht, ist etwas Ähnliches wie die Via mala zwischen dem Domleschg und dem Schams, ein Gebirgsriegel-Durchbruch von einer Thalstufe zur andern.

Der Rhein setzt zuweilen in schönen Kaskaden, zuweilen in tiefen Klüften schäumend, zuweilen ungesehen, aber überall gehört, hindurch. Es türmen sich hier Massen auf Massen, die Wildnis ist unsäglich. Was die Natur nur Schreckliches oder Erhabenes in Felsenformen und Felsenfratzen hervorbringen kann, das hat sie hier in hundert und aber hundert Scenen dargestellt. Wie auf einer Blumenwiese unerschöpflich im Anmutigen und Nützlichen, so scheint sie hier unerschöpflich sein zu wollen im Wilden und Unnützlichen. Blickt man in die Tiefe, so steigen hier schaurige Gründe, der eine noch tiefer als der andere, hinab. Schaut man in die Höhe, so überbietet ein kahler Felsenkopf den andern, eine öde Wand hängt über der andern. Manche dieser Wände sind auf weite Strecken hin mit zerstörten Wäldern bedeckt, sei es, daß ein Waldbrand hier aufräumte, oder daß ein Wirbelwind die Bäume umknickte. Niemand kann hier den Waldbränden Einhalt thun: ja keiner giebt sich auch nur einmal die Mühe, die Holzernte, welche der Wind fällt, zu sammeln. Modernde Baumstämme, chaotisch durch einander geworfen, hängen oft stundenweit an allen Abhängen über einander.

Zuletzt kommt man noch durch ein Felsenthor, Sasaplana genannt, und schreitet dann endlich wieder in einem obern Thale fort, dem alten Thal der „Freien am Rhyn“. So nannten sich die deutschen Bewohner dieses alleräußersten Rheinthales (Val Rhin), des sogenannten R h e i n w a l d e s. Sie wohnen bis zu den Quellen des Rheins, bis zum Hinterrheingletscher hinauf, und ihr Hauptort ist S p l ü g e n. Sie sollen von einer uralten Kolonie Deutscher abstammen, welche ein deutscher Kaiser, man sagt Friedrich der Rotbart, hier am Splügen als treue Wächter des Passes ansiedelte. Diese Deutschen des Rheinwaldes bilden in ihren Dörfern Suvers, Splügen, Medels, Henterrhein u. s. w. ein kleines Staatswesen für sich und sind rundherum durch romanische Thäler von den übrigen Deutschen gesondert und isoliert. Sie kommen aber als die „Freien am Rhyn“ schon sehr früh in der Graubündtner Geschichte vor und werden auch mit unter denen genannt, welche die ersten Bündnisse der „Grauen“ mit beschworen, Bündnisse, die dauern sollten „so lange als Grund und Grat stehen“.

Wenn man mich mit verbundenen Augen in den Rheinwald brächte, ohne mir zu sagen, wo ich wäre, so würde ich doch nachher sofort erkennen, daß ich mich 1000—1200 m über dem Meere in einem jener kleinen Hohl-

kessel befände, die sich längs der Seiten eines Passes hinziehen, entweder im Rheinwald, oder im Urseren-Thale, oder im Thale von Airolo, oder in dem von Simpeln (Simplon), oder in dem von Worms. Denn diese hohen Passagethäler sehen sich alle gleich wie Zwillinge. — Ihre kahlen Gründe, ihre spärlichen Tannen, ihre grauen hölzernen Dörfer, ihre öden Berggehänge und starren Gipfel, ihr kleines, mit Waren und Reisenden Tag und Nacht gefülltes Hauptdorf, dies ist überall dasselbe.

„Splügen" oder „Speluga" soll seinen Namen von dem lateinischen „specula" (Wachtturm) haben. Manche deuten dies auf einen dicken, alten Turm, der noch auf der Höhe des Passes steht, und der, wie viele ähnliche alte Hochalpen-Gemäuer, aus der Lombardenzeit herstammen soll, den aber andere für ein Römerwerk halten. Auch im Thale selbst, nahe beim Dorfe Splügen, liegen Überreste eines alten Schlosses, welches nun die letzte Ritterburg in dem ganzen an Ritterburgen so reichen Rheinthale ist. Ganz in der Nähe von Splügen, wenige Stunden weiter westwärts, erblickt man die Höhen von Adula, den Piz Val Rhin und das Moschelhorn, aus deren Eishöhlen die Quellen des Rheins hervorrauschen. Ich ließ von hier aus meine Gedanken längs der weit sich hinstreckenden Thal- und Landschaften des großen Stromes hingleiten, gedachte aller der schönen großen und kleinen Städte, deren Mauern er bespült, und war froh, daß ich einst auch das andere Ende dieses Stromes gesehen hatte in Holland, wo er sich in den Dünen verliert. Von dieser eisigen Gletscherurne in Rheinwald bis zu der hölzernen Schleuße innerhalb der holländischen Dünen, welche lange Perlenschnur von Städten, welche schöne Kette anmutiger Landschaften, welche Kontraste der Natur, die batavischen Marschen und die rhätischen Alpen!

Das Zurüsten zu dem bevorstehenden Alpenübergange, das Abschirren der ankommenden, das Anschirren der abgehenden Packpferde, die Beförderung der Posten und Diligencen, das Schreien der Fuhrleute und Postillone, die Abfütterung der erfrorenen Passagiere, das Hin- und Herzerren des kleinen Häufleins von Warenballen — das alles nimmt in einem solchen kleinen Alpen-, Handels- und Passageort, wie es Splügen ist, gar kein Ende, und diese lebhafte Wirtschaft eines solchen Hochalpen-Hafens bildet einen merkwürdigen Kontrast zu der ernsten und wilden Natur des Thales. Tag und Nacht, Sommer und Winter, Jahr aus Jahr ein geht es hier so fort.

Graubündtner Offiziere in fremdländischen Diensten, mit langen Bärten und martialischen Gesichtern, die auf Urlaub einige Zeit in ihr Vaterland zurückkehren; Kapuziner, die zu Fuß aus einem Alpenthale ins andere wandern; Spekulanten, denen die Reis- und Maissäcke, welche aus der gesegneten Lombardei herüberkommen, am Herzen liegen; romanische Fuhrleute, die als Mitglieder der alten eigensinnigen, privilegierten, bündtnerischen „Porter" (Fuhrleutegesellschaften) ein scharfes Auge darauf haben, daß niemand ihnen ins Handwerk pfusche und keine Warenballen durch andere als ihre Hände spediert werden; italienische Viehhändler, die mit den deutschen Herdenbesitzern schachern und hantieren; Straßenarbeiter aus dem Schams,

Domleschg oder Rheinwalde, die man auf bündtnerisch „Rutner" oder „Ruter" nennt, und die mit ihrem Romanischen allerlei deutsche Worte mischen und besonders deutsche Spott= und Fluchwörter aufgenommen haben, z. B. „Quest umaun (Mensch) è un Esel, un verfluchter," oder „ègli è un simpler Taglöhner!" — solche Elemente ungefähr bilden die Gesellschaft, unter der man sich gewöhnlich hier an den Quellen des Rheins befindet, und unter der auch wir uns herumbewegten.

In lang sich streckendem Zickzack durch öde Thäler und Felswüsteneien, mitten zwischen hochaufgetürmten Berggipfeln führt die Straße dann allmählich vom Dorfe Splügen aus auf die Höhe des Passes selbst. Alle die Berggehänge und Einschnitte und auch die Gipfel, die man hier sieht, können zu weiter nichts benutzt werden, als hier und da zur Weide für Schafe. Fast überall sind es die Bergamasker Schafhirten (Leute aus der italienischen Provinz Bergamo), welche den Bündtnern die Weide abgepachtet haben. Seit uralten Zeiten kommen diese Bergamasken mit ihren Herden; sie haben sehr große Schafe mit langer grober Wolle, mit denen sie im Frühling alle die nach Graubündten führenden Thäler, das Misox, das Bergell, das Puschlaw u. s. w. empor wandern, um die ganze Reihe der bündtnerischen Schafweiden längs der rhätischen Alpenkette im Rheinwald, im Oberwald, im Engadin, in den Bergen von Avers und Stalla abzuweiden, oder — wie es heißt — ihre Tiere da sömmern zu lassen. Sie pachten dazu den an sonstigen Alpenwiesen reichen Rhätiern die schlechtesten und dürftigsten Grasstriche ab, und die Graubündtner selbst versichern, daß die Bergamasken die Schafzucht, Schafkäsebereitung und Molkenwirtschaft mit einer Industrie und Sparsamkeit betreiben, wie sie die Einheimischen selten in Anwendung bringen.

Der höchste Rücken des Passes findet sich etwa 1890 m über dem Meere. Noch jetzt (im Sommer) lagen hier überall große Schneehaufen, und stellenweis fuhren wir noch lange Strecken zwischen zwei Schneemauern von 6 m Höhe hin. Der Weg war dazwischen tief ausgegraben. Die Leute erzählten mir, daß sie voriges Jahr beim Weggraben des Schnees erstarrte Frösche darunter gefunden hätten, die unter dem Schnee überwintert und die, nachdem sie ins Wasser geworfen und da erwacht wären, sich ganz lebendig gerührt hätten.

Die italienische Grenze geht mitten über den Rücken der Paßhöhe hin, und wir erreichten bald die Dogana, wo in dem ewigen Schmutze und Schnee eine zahllose Menge von Last- und Personenwagen, von Rinderherden und Passagieren versammelt war. Der österreichische Adler hielt noch scheinbar ruhig und kräftig seine Flügel über diesen Höhen. Wer hätte es ahnen können, daß er sie so bald schon einziehen sollte!

Chiavenna.

Der Abfall der Alpen ist bekanntlich im ganzen auf der Südseite schroffer als auf der nördlichen. Die Höhenzweige und Arme, welche sich von ihrem mittleren Hauptrücken nach Norden ausstrecken, sind länger, die

nach Süden kürzer. Das ganze Land, welches sich im Norden längs ihres Fußes hinstreckt, die obere Schweiz, das obere Plateau von Bayern, ist fast um 300 m höher als die ebene Lombardei, die sich nur wenig über das Meer erhebt. Die Seeen auf der Südseite, der Comersee, der Lago maggiore, der Gardasee, sie alle haben ein Niveau, das etwa 200 m niedriger liegt, als die Niveaus der Schweizer Seeen, des Genfer-, des Züricher-, des Bodenseees. Alle Thäler, welche aus dem Süden zu den Alpenhöhen führen, steigen rascher empor, als die, welche aus Norden kommen, und alle Bergpässe und Einsattelungen haben auf der Nordseite einen langgedehnten Rücken, auf der Südseite einen rascheren und kürzeren Abhang. Bei Splügen z. B. ist man beim Campo Dolcino auf der Südseite schon 1000 m gefallen, während man vom Dorfe Splügen her, das auf der Nordseite eben so weit vom Gipfel entfernt liegt, wie Campo Dolcino, nur 500 m zu steigen hatte. Bei Chiavenna, in einer Entfernung von 3 Meilen vom Passe, hat man schon eine Tiefe von nur 310 m über dem Meere erreicht, während man im Norden noch nicht einmal am Bodensee so tief herabgekommen ist.

Auf der Südseite sind daher die meisten Scenerieen noch wilder, die Thäler tiefer ausgegraben, die Bergwände länger, die Klüfte und Spalten entsetzlicher, die Straßenbauten daher auch schwieriger und die Wunder, welche der chausseebauende Ingenieur vor unsern Augen entfaltet, größer.

Das italienische Thal, in das man hier zunächst hinabrollt, heißt Valle di S. Giacomo (St. Jacobsthal). Wie erhält hier sofort die ganze Natur ein anderes Aussehen! Gleich werden die Berge baumlos und kahl fast bis auf den Boden hinab, nur in den tieferen Gründen ziehen sich reizende, frischgrüne Kastaniengehölze längs des Flüßchens Maira hin. Diese verhältnismäßig außerordentliche Waldlosigkeit, der man überall, sobald man einen Alpenpaß nach Süden hin überschritten hat, begegnet, ist zum Teil eine Folge klimatischer Einflüsse, erklärt sich aber auch aus dem Laufe der Flüsse, denn Holz, als eine schwerfällige Ware, bedarf zu seinem Transporte notwendig der Flüsse, und die Waldgegenden werden daher um so mehr gelichtet werden, je mehr Holz die Länder bedürfen, zu denen ihre Waldbäche hinabführen. Auf der Südseite der Alpen liegt das alte Kulturland Italien, das schon seit Jahrtausenden so vieles Holz verbraucht hat. So weit seine Flußläufe und Bergstromadern gehen, soweit fraß es die Alpenländer weg und machte alle Berge kahl, bis zu den höchsten Höhen der Bergpässe hinauf. Den großen Waldreichtum jenseits der Bergpässe konnten sie aber nie antasten, weil die schwerfälligen Stämme und Balken sich nicht wohl über die Gebirgsrücken weg transportieren ließen. — Jenseits der Alpen im Norden lag das waldreiche Deutschland, das noch nicht nötig hatte, in dem Grade wie Italien die Wälder auszurotten. — Aus diesem Umstande erklärt sich zum Teil das Phänomen, daß die waldigen Regionen der nördlichen Alpenthäler mit den kahlen Bergen der südlichen Thäler überall so schroff absetzen und wenigstens überall da, wo die Flüsse nach verschiedenen Weltgegenden laufen, so stark mit einander kontrastieren.

Die Hinabfahrt in das St. Jacobsthal bietet eine Fortsetzung der bewunderungswürdigen Straßenbau-Konstruktionen, deren lange Reihe bei der Via mala im Domleschg beginnt und sich bis Chiavenna fortsetzt. Es ist ein größeres Werk von einem gewissen Ingenieur Baumgartner „über die neuesten Kunststraßen der Alpen" erschienen. Dies ist eines der interessantesten Themen, das ein Schriftsteller zu bearbeiten sich vornehmen kann. Denn in der That, Napoleon und Kaiser Franz I., der König von Savoyen und die kleinen helvetischen Völkerschaften haben hier miteinander gewetteifert, sich um die Menschheit verdient zu machen und sich selbst hier in den Alpenwildnissen Monumente ihrer Ausdauer und Energie zu setzen, und die Betrachtung dieser Kunstwerke, der Anblick dieser Straßen und außerordentlichen Gegenden, durch welche sie führen, machte mir so viel Genuß und Freude, daß ich wohl begreife, wie ein Mann sich mit Begeisterung ihrer Untersuchung und Darstellung hingeben, wie er über das Stilfser Joch, über den Splügen, über den Bernardino, über den Simplon und Brenner hinüber und herüber reisen kann, um die Sensationen und Seelenerregungen, welche solche Übergänge aus dem Norden nach dem Süden und aus der Höhe in die Tiefe und umgekehrt uns einflößen, recht oft zu genießen, und alle die mannigfaltigen Scenen und Beobachtungen, welche sie darbieten, vergleichend zusammen zu stellen.

Die Natur hat vom Splügen herab einen tiefen Schlund ausgegraben, den sogenannten „Cardinel", der auf dem kürzesten Wege in das Thal führt. Statt, wie bei der Via mala, in diesen Schlund hinab zu steigen, hat man es aber vorgezogen, die Straße über die Berge zu führen und erst später in das Thal Giacomo hinabzugehen. Wie gewöhnlich haben auch die Berge hier oben sanftere Abhänge, erst weiter unten gegen das Thal zu werden die Wände schroff, und hier haben daher die Straßenbauer alle ihre Kräfte zusammennehmen müssen.

Oben giebt es mehrere Stellen, die von Lawinen bedroht werden, und hier hat man denn die Straßen durch lange Galerieen geführt, die sich wie Festungswerke ausnehmen. Diese berühmten Galerieen bestehen nämlich aus solidem Quaderstein-Gemäuer, das sich dicht an den Berg anschließt und mit diesem verwächst. Oben sind sie mit einem schrägen Dache versehen, das mit dem Abhange des Berges ausgeglichen ist, so daß die Lawinen, die von oben herabfallen, leicht über das Dach hinwegrutschen. In der Mauer der Galerieen sind große, meistens runde Licht- und Luftlöcher angebracht, die wie Kanonenlöcher aussehen. Im Winter helfen sie freilich nicht viel, da sie sich mit Eis und Schnee vollsetzen. Wir fanden auch jetzt die Löcher einiger Galerieen verstopft. Die Chausseewächter, die in den sogenannten „Cantonieren" wohnen, sind daher mit Laternen versorgt, die sie im Winter in den Galerieen aufhängen. Dieser Cantonieras oder Zufluchtshäuser giebt es mehrere am Wege. Es sind dickmaurige Häuser, die wie Soldaten-Kasematten aussehen. Hier oben, wo Stürme, Lawinen und polternde Felsen

einen ewigen Krieg führen, müssen alle Menschenwerke ein kriegerisches, festungsartiges Ansehen gewinnen.

Durch eine Reihe solcher Galerieen, auf allerlei künstlichen Unterbauten, Gewölben und Brücken, auf zahllosen Zickzackwegen, die überall mit Brustmauern geschützt und garniert sind, rollt man auf diesen Höhen von einer Stufe zur andern hinab. Am außerordentlichsten und ergreifendsten ist der Anblick da, wo man an die steilste Wand des Thales gelangt. Hier blickt man in den genannten Schlund Cardinel hinunter. Ganz in der Tiefe, als läge es in einer natürlichen Katakombe der Erde, sieht man das winzige Dörfchen Isola. Wie ein Blitz, der sich an den Boden anlegt, wie der Faden der Ariadne, führt die herrliche, zuverlässige Straße in dieses Labyrinth hinab. Bei jedem Schritt scheint die Natur ein „Nicht weiter!" gesprochen zu haben, und bei jedem Schritte siegte der Mensch mit festem Ausrufe: „Vorwärts!" Bei jeder Wendung glaubt man ängstlich, direkt in unermeßliche Abgründe hinabzuschießen, und bei jeder Wendung erhält man von neuem die angenehme Zuversicht, daß man ohne Gefahr und ganz bequem hier schreiten, traben, galoppieren kann, wie in einer Reitbahn. Man sieht die kühne Linie der Straße auf einer Reihe über einander getürmter Terrassen fast zehnmal verschwinden und zehnmal wieder erscheinen. Auch oben hinauf sieht man Bruchstücke der Straße und die durchfahrenen Galerieen und die Cantonieras an den Bergen sich hinziehen. Wer dies nicht gesehen hat, der kann es vielleicht kaum begreifen, daß der Anblick eines solchen Werkes Thränen der Entzückung und Begeisterung auszupressen vermag, eben so gut, wie der Anblick jeder andern vollkommenen und großartigen Arbeit. Man glaubt hier den Finger eines Gottes vor sich zu sehen, der diesen Wegstreifen durch die Wildnis zog, und der hier den bedrohten Menschen vorsichtig Schritt für Schritt, wie die Vorsehung, mit Schutz und Hilfe umgab. — Wie ohne diesen Schutz und diese Hilfe die deutschen Kaiser mit ihrem Gefolge hier herabgekommen sind, begreift man kaum. Vermutlich hat in den Schlünden des Cardinel mancher deutsche Ritter sein Leben eingebüßt, so wie auch bei dem kühnen Übergange der französischen Armee unter Macdonald im Jahre 1800 mancher Reiter und Fußmann seinen Tod hier fand.

So wie man bei Campo Dolcino unten anlangt, findet man alles italienisch, die Menschen, die Bauart der Häuser, die Bäume und Pflanzen. Italien stößt hier dichter mit Germanien zusammen, als an anderen Alpenpunkten, als z. B. im Ticinothale, wo noch ein hochgelegener hinterer Thalteil, das Thal von Airolo, eine Art von Mischung zwischen deutscher und italienischer Wirtschaft, deutschen und italienischen Sitten herbeiführt. Der Hauptbaum des Thales, wie überhaupt aller dieser nach Süden geöffneten Thäler, ist die Kastanie. Die mehlige, nahrhafte Frucht dieses überall hier verbreiteten Baumes ist, glaube ich, die vornehmste Ursache der Erscheinung, daß sich die Italiener dem Kartoffelbau viel weniger ergeben haben, als wir Deutschen. Fast überall und in allen Fällen, wo wir Kartoffeln

speisen, essen sie Kastanien, die bei Geringen und Vornehmen fast ganz die Stelle der Erdäpfel einnehmen.

Man rollt noch durch zwei Kastanienhaine hindurch. Endlich erweitert sich das Thal, und da, wo sich die Gewässer des Jacobsthales mit der aus dem Bergell hervorrauschenden Maira verbinden, da liegt das erste italienische Städtchen, das seine ersten Anbauer vermutlich, und zwar mit Recht, als einen Schlüssel zu jenen beiden Thälern betrachteten, da sie es „Chiavenna" (Schlüsselburg) nannten. Ich erinnere mich, daß in meiner Jugend der Zeichenlehrer immer große Landschaften und Ansichten von Städten oder Bergscenen an die Wandtafel malte. So wie sie unter seiner Hand und Kreide sich gestalteten, so mußten wir sie in unseren Büchern nachzeichnen. Darunter kamen auch italienische Ansichten vor, Häuser mit flachen Dächern, mit einzelnen kleinen Fensterlöchern, hohe, durchweg gleich dünne, viereckige Glockentürme, untermauerte Terrassen, auf denen die Gebäude sich über einander erhoben, lange Reihen von Logengängen, terrassierte Gärten, irgend ein fremdes Gewächs zwischen den vielen steinernen Gemäuern. Ich fand diese Bilder sehr eigentümlich und reich, und glaubte sie aus der Umgegend von Neapel oder Sicilien hergeholt. Wie erstaunte ich aber, schon jetzt in den Alpen bei Chiavenna die vollständigsten Modelle zu diesen Gemälden zu finden. Schon dieses Chiavenna ist in allen Punkten eine so eigenartige italienische Stadt, wie es nur eine in Sicilien sein kann. Man betrachtet mit Begierde alle diese ganz neuen und fremdartigen Formen und Scenen, die sofort einen ganz neuen Geist offenbaren. Man kann behaupten, daß auf dieser südlichen Seite der Alpen alles ganz anders ist, als auf der nördlichen. Die Straßen haben eine andere Physiognomie, die Häuser und Mauern sehen anders aus. Die Menschen sind nicht nur anders gekleidet, sondern sie stehen und gehen auch anders. Alles hat eine andere Form, Figur und Farbe.

Fünfter Abschnitt.

(Charakterbilder aus der germanischen Tiefebene.)

1. Auf der Schelde zum Rhein. — 2. Neue holländische Errungenschaften. — 3. Vergleich der Niederlande am Rhein und an der Schelde mit denen an der Weser und Elbe. — 4. Der Holländer. — 5. Bremerhaven, Bremen und die Bremer. — 6. Hamburg.

1. Auf der Schelde zum Rhein.*)

Die Schelde ist, wie die Themse bei London, der Tiber bei Rom, der Jordan bei Jerusalem, der Skamander bei Troja — ein sehr kleiner, aber doch weltberühmter und höchst bedeutungsvoller Strom. Obgleich sie kaum so lang ist, wie mehrere Zuflüsse der Seine, und obwohl das Ländergebiet, das sie bewässert, kaum so groß ist, wie eine der zahlreichen Provinzen des Rheins: so ist dennoch ihr Name in der Geschichte so groß und auf dem Erdboden so weit bekannt, wie der des Rheins, der Donau, der Elbe und anderer gewaltiger Ströme, mit welchen verglichen die Schelde nur zwergartig erscheint.

Die kleine Schelde verdankt ihre Berühmtheit und Bedeutung zum Teil der Fruchtbarkeit der Landstriche, welche sie bewässert und deren Ergiebigkeit sie selbst noch erhöht, zum Teil ihrer geographischen Lage und Weltstellung. Während die Maas mit ihren Armen das malerische, aber zum Teil sterile Gebirgsland der Ardennen in vielen Richtungen durchbricht, fließt die Schelde fast von ihren Quellen an mit sämtlichen Nebenflüssen entweder in völliger Ebene oder doch in einem anmutigen und fruchtbaren Hügellande. Fast die Hälfte des Scheldegebietes ist angeschwemmtes Deltaland, während sonst bei andern Flußgebieten der Delta- und Marschboden sich zu ihrem ganzen Körper nur wie der Rahm zur Milch verhält.

Während im Maasgebiete, so weit es Belgien angehört, fast durchweg der minder begabte Volksstamm der Wallonen sich verbreitete, machte die

*) Von J. G. Kohl.

viel begabtere, energischere und thätigere Nation der Flamänder die Schelde zu ihrem Hauptstrom. Man kann in dieser Beziehung sagen, daß ganz Belgien in zwei Hauptstücke zerfällt, in das Belgien der Maas und in das der Schelde. Jenes entspricht dem wallonischen, dieses dem flamändischen Belgien.

Der niederländische Volksstamm der Flamänder hat nun die Scheldelandschaften mit der schönsten Bodenkultur, mit sehr dichter Bevölkerung bedeckt, und an den Ufern ihrer Wasseradern die berühmtesten und volkreichsten Centralpunkte der Kultur und Bevölkerung Belgiens angelegt. Während an der Maas nur Namur und Lüttich als solche zu nennen sind, finden wir dagegen im Gebiete der Schelde fast alle andern großen Städte des Landes: Löwen, Brüssel, Mecheln, Antwerpen, Gent, Mons, Kortryk, Doornik, und noch dazu in Frankreich in nächster Nachbarschaft: Valenciennes, Arras, Douay und Lille.

Man begreift danach, welche Wichtigkeit und Bedeutung selbst die kleinsten Zweige dieses Flußsystems gewinnen mußten, wie gleichsam jeder kleine Faden dieses Flußgespinstes kostbar und unschätzbar werden mußte. Seine Fluten cirkulieren, reinigend und durstlöschend, beständig durch hunderttausend Haushaltungen jener reichen Städte: sie dienen zur Speisung von hundert nützlichen Kanälen in den Städten und zur Verbindung der Länder; an jeden Faden heften sich Tausende von wertvollen Äckern, die aus ihm Lebenskraft und Reichtum beziehen. Alle Wellen dieses kleinen Flusses thun also mehr Arbeit und Werk, spenden mehr Reichtum und Fülle umher, als viele andere große Ströme, welche thatenlos unbewohnte Wüsten durcheilen.

Schon diese angeführten Verhältnisse hätten hingereicht, den Scheldegewässern eine sehr hohe Bedeutung zu geben. Mehr aber als alles andere trug die Beschaffenheit des Mündungsstückes des Flusses zur Erhöhung dieser Bedeutung bei. Obwohl so klein, erlangt doch die Schelde schon bei Antwerpen eine so große Breite, Tiefe und Wasserfülle, wie sie gewöhnlich nur großen Strömen eigen zu sein pflegen. Zur Flutzeit ist sie schon bei Antwerpen 12—15 m tief und besitzt dabei eine Breite von 600 m, die sich allmählich nach dem Meere zu in beständiger Steigerung meerbusenartig erweitert. Von dem genannten Punkte an hat also die Schelde beinahe das Ansehen, die Beschaffenheit und Brauchbarkeit eines Meerbusens. So wie die Hälfte ihres Gebietes Delta ist, so gestattet ein Drittel ihres ganzen Laufes Meeresschiffahrt. Die Meeresströmungen und Fluten, welche in die Mündungen des Flusses eindringen, mögen hier das Flußwasser so aufgestaut und auch selbst bei Ebbe und Flut so breit um sich gegriffen haben, daß daraus diese großartigen Proportionen hervorgegangen sind. Von der Schelde aus weithin nach Südwesten giebt es keinen Punkt, der zugleich so tief im Innern des Landes läge und von dem aus so bequeme Seeschiffahrt so gut möglich wäre, wie Antwerpen. Und auch im Nordosten sind die Flußarme des Rheins minder mächtig, weil mehr zersplittert und zerspalten, wodurch eine solche Konzentrierung der Handelskraft, wie sie bei Antwerpen

stattfindet, verhindert wird. Alle die reichen Landschaften des ganzen innern und südlichen Belgiens werden auf Antwerpen, als ihren nächsten und natürlichsten Seehafen, hingeführt, und eben so auch, wie schon oben angedeutet worden ist, sogar ein Teil der oberen Rheinlande.

Die Schelde fließt zuerst aus Südwesten, bis sie 12 Meilen vom Meere auf einmal in einem rechten Winkel nach Nordwesten umwendet. Bis zur Spitze dieses Winkels geht die Hauptflut des Meeres, bis dahin geht die große Tiefe des Flusses, von da an werden alle seine Proportionen anders. Und eben in dieser Winkelspitze haben sich die Warenmagazine, Märkte und Comptoire Antwerpens angesetzt.

Am besten läßt sich die Schelde, und namentlich ihr unteres Stück, mit der Themse vergleichen. Auch bei diesem kleinen Flusse findet eine ähnliche, plötzliche und sehr nutzbare Ausweitung und Austiefung statt; auch bei ihr ist ein so tiefes Eindringen der Meeresflut und der Seeschiffahrt möglich; auch durch sie ist ein wundervoller Seehafen bis in die Mitte des Landes verlegt; wie auch hier ist im innersten Busen dieses Hafens eine Welthandelsstadt entstanden, mit der zur Zeit ihrer Hauptblüte nur wenige andere rivalisieren konnten. In den Zeiten, als Antwerpen blühte, im 14. und 15. Jahrhunderte, als es von Tausenden von Schiffen aller Nationen in seinem Hafen wimmelte, mochte auch in Bezug auf Handelsleben die Schelde der Themse gleichen. Jetzt freilich steht die Schelde hinter der Themse sehr zurück.

Es ist ein Unglück für die kleine Schelde, daß sie mit so gewaltigen Konkurrenten, wie es Maas und Rhein sind, in ein und dasselbe Meeresbecken fällt, und daß sie sich mit ihnen bei der Mündung vermischt. Sie ist dadurch mehr oder minder in Abhängigkeit von ihnen geraten. Gäbe es zwischen den Rhein- und Scheldemündungen etwa in der Richtung der Insel Schouwen ein tüchtiges Gebirge, so hätten sich gewiß die nördlichen Niederländer, die Bataver, hinter diesem Gebirge gehalten, und die südlichen Niederländer, die Flamänder, hätten ihre Scheldemündungen bis ans Meer bevölkert und beherrscht. Statt dessen ist aber nun hier ein Archipelagus von Inseln, die, alle ganz flach, sich sämtlich unter einander sehr ähnlich sind, und an deren Küsten die Gewässer der Schelde, der Maas und des Rheins sich der Art mit einander mischen, daß man zuweilen kaum erkennen kann, was dem einen oder dem andern gehört.

Wir sehen daher alle diese Inseln, die wir zusammen unter dem Namen Seeland befassen, zu allen Zeiten und noch jetzt von Niederdeutschen bewohnt, welche leibliche Brüder der Holländer sind und sich eben so wie diese von Flamändern unterscheiden. Und eben so sehen wir diese „Seeländer", diese Zeeuws", wie die Niederländer sie nennen, bei allen politischen Bewegungen mehr den holländischen Brüdern folgen, während die mehr binnenländischen Flamänder von den Wallonen sich hinreißen ließen. Mit den Holländern fallen die Zeeuws vom Katholizismus und von der spanischen Herrschaft ab, so wie sie mit ihnen dem König Wilhelm treu bleiben. Mit den Wallonen

hingegen bleiben die Flamänder bei Spanien und Rom, so wie sie sich mit ihnen vom König Wilhelm in neuester Zeit trennten.

Aber war das Zusammenhalten aller Insulaner des Rhein-, Maas- und Schelde-Archipels vom Vorgebirge De Helder im Norden bis nach Kadzand im Süden natürlich, so war es doch auch wieder eben so natürlich, daß die flamändischen Schelde-Anwohner einen Teil dieses Archipels, der hauptsächlich als das Zubehör oder Produkt ihrer kleinen Schelde betrachtet werden konnte, für sich in Anspruch zu nehmen trachteten, und aus dieser Verschmelzung und Verwirrung der Naturverhältnisse entstanden denn auch zu allen Zeiten politische Wirren und Reibungen. Wie Napoleon, wie Joseph II. im Namen Belgiens die Freiheit und Öffnung der Scheldemündung verlangten, sogar auch Seeland als ein natürliches und daher auch politisches Zubehör von Flamland erklärten: so hatten schon vor ihnen die Herzöge von Burgund und die Grafen von Flandern Ähnliches gethan. Daraus erklären sich denn die vielen Kriege und Streitigkeiten, welche zwischen den Römern und Batavern, den Grafen von Flandern und denen von Seeland und Holland, zwischen den spanischen und österreichischen Beherrschern von Belgien und der Republik der sieben Staaten um den Besitz der seeländischen Inseln und um die Öffnung der Schelde geführt wurden.

Die großen Wasserstraßen und Eisenbahnen von der holländischen Städtegruppe (Amsterdam, Rotterdam, Leyden) streben der Hauptsache nach von Westen nach Osten nach Deutschland zu. In eben der Richtung und mit ihnen parallel gehen die großen Bahnen der belgischen Städtegruppe (Brügge, Antwerpen, Gent, Brüssel). Sie ziehen auch nach Osten landeinwärts. An Bahnen, die beide Gruppen mit einander verbinden, hat man erst in jüngster Zeit gedacht. Es erklärt sich dies sehr natürlich aus der rivalisierenden Thätigkeit der Schelde- und der Rheinmündungslande, welche beide die eine Hand der See, die andere dem Binnenlande reichen, unter einander aber nicht so großen Austausch und Verkehr pflegen mochten. Es sind hier ähnliche Verhältnisse wie zwischen der Weser- und Elbmündung, zwischen Bremen und Hamburg, die auf diese Weise mit einander rivalisieren, und daher mit dem Binnenlande längst durch flüssige Eisenbahnen verknüpft waren, während von einer Nachbarstadt zur andern noch vor kurzem schlechte Pflasterstraßen nach uraltem Schnitt führten.

Der hauptsächlichste Verbindungsweg zwischen dem flamändischen Süden und dem holländischen Norden ist die Schiffahrt auf den Schelde- und Maasarmen zwischen den seeländischen Inseln hindurch. Und zwar geht der belebteste aller Verbindungswege zwischen Süd- und Nord-Niederland die Schelde hinab, dann durch die Oster-Schelde weiter im Osten der Insel Schouwen vorbei, in den Maasarm, der das Volke-Rack heißt, in den andern Maasarm des sogenannten Butter-Vliet und den Bies-Bosch, durch einen kleinen Querarm bei Dortrecht vorbei in die Merwe nach Rotterdam. Die Waren zwischen Nord und Süd gingen schon immer diesen Weg, seit der

Einrichtung der Dampfschiffahrt thun es auch die Personen. Und seitdem sind die wenigen Chausseeen und Poststraßen, die durch Nordbrabant nach Holland hinüberführen, ziemlich verlassen.

Es ist eine der interessantesten Fahrten, die man machen kann, da sie durch ein höchst eigentümliches Land führt, das von einem eben so eigentümlichen Volke bewohnt ist. Seinen Namen „Seeland" trägt es mit vollem Recht. Denn es ist so gut wie historisch ausgemacht, daß es erst in jüngerer Zeit durch die Reaktion der See gegen die ausströmenden Flüsse entstanden ist. Im Innern von Brabant und Flandern weist man noch heutigen Tages eine weitstreichende Linie von Sandhügeln oder Dünen nach, welche die ehemalige Grenze des Meeres bezeichnen, und über welche dann das Seeland hinausgewachsen ist. Jetzt und eben so vielleicht schon seit einigen tausend Jahren, streicht die Linie der äußersten Dünen etwa 12 Meilen von diesem Binnenstrich entfernt vorüber. Von dieser neuen Dünenkette hat jede der äußersten Inseln des ganzen Archipelagus ein Stück bewahrt. Die Inseln Walchern, Nord-Beveland, Schouwen, Ober-Flakkee, sie sind alle auf ihren nach dem Meere zugekehrten Seiten mit kleinen halbmondförmigen Dünenketten eingekantet, die gegen das Meer hin ihre Hauptmassen vorschieben und sich dann an den Enden landeinwärts umkrümmen, erniedrigen, abschmälern und verlieren. Die Insulaner suchen diese Dünen als ihre Hauptschutzwälle auf alle Weise zu erhalten und haben an einigen, wo Lücken in diesem Sandwalle entstanden, zur Ausfüllung derselben bewundernswürdige Erdbauten hineingekeilt. So hat z. B. namentlich die Insel Walchern an ihrem Westende eine solche Lücke in der Dünenkette, welche durch die berühmten Dämme von West-Kapelle ausgefüllt werden. Solche Lückenausfüllungen verschlangen in einem Jahrhundert Millionen auf Millionen. An ihnen arbeiteten unausgesetzt im Ringen mit der Natur die Seeländer, die vornehmsten Vorkämpfer für die Sicherheit der weiter binnenwärts liegenden Inseln, die ganz ohne Dünenschutz sind und sich mit minder kostspieligen Werken begnügen, weil sie dem ersten Anlauf der Wellen nicht ausgesetzt sind. Es giebt hier wenigstens 20 größere und kleinere Inseln, die alle mit hohen Erddämmen eingezäunt und außerdem noch mit einem dichten Netz von Dämmen überzogen sind, deren Totallänge viele hundert Meilen beträgt, und deren Errichtung mehr Mühe, Geld und Menschenleben verschlungen hat, als sämtliche Pyramiden und babylonische Turmbaue der Welt zusammengenommen.

Trotzdem, daß der Mensch hier seit unvordenklichen Zeiten ringt, haben die gewaltigen Naturkräfte ihn doch häufig übermannt, und die Gewässer sind, alle menschlichen Anstalten und Gebote mißachtend, ihre eigenen Wege gewandelt — und haben den Menschen mit samt seiner Erdscholle, an der er haftete, begraben. Man hat die An- und Einwohner der Städte und Dörfer des Ätna und Vesuv bewundert, die es wagen, in einer so gefährlichen Nähe zu hausen, Gärten und Äcker zu bauen, Ehen zu schließen und fröhlich zu sein. Hier in Seeland aber zeigt ein ganzes Volk von mehreren

hunderttausend Menschen, dem Meere gegenüber, keine geringere Kühnheit. Die Ausbrüche des Ozeans in den Sturmfluten, und die Ströme, mit denen er zu Zeiten tief in die Länder eingebrochen ist, sind unvergleichlich viel zerstörender und unbarmherziger als die Lavaströme jener Feuerberge. Zu Zeiten sind hier ganze Länderstriche untergegangen. Das Meer streifte Bäume, Sträucher, Menschen, Häuser, Städte von der Insel ab, wie man die Farben von einem Schmetterlingsflügel streift, und ließ bei seinem Rückzug die blühende Landschaft entweder als eine öde Sandbank oder als einen Sumpf wieder emportauchen. Ganze Inseln scheiterten hier mit ihren hunderttausend Einwohnern, gleich wie Schiffe mit Mann und Maus untergehen. Zuweilen trieb das Meer einen ganz neuen tiefen Arm ins Innere des Landes hinein. Dieser Ast hatte eine zeitlang Bestand; der Mensch benutzte ihn sofort zur Schiffahrt — blühende Handelsstädte keimten an seinen Ufern auf, bis die Gewässer sich allgemach wieder verloren, bis der Arm vertrocknete und mit ihm auch das Leben, das er gebracht hatte. So etwas ist z. B. von der westlichen Schelde aus geschehen, wo das Meer im 13. Jahrhundert in der Richtung auf Brügge bei einer großen Flut einen tiefen Kanal ausgrub, der als tief ins Land gehender Hafen der Schiffahrt außerordentliche Vorteile darbot, eine zeitlang lebhafter befahren wurde, als die Schelde selbst, an dem die reichen Städte Damme und Sluis, die selbst mit Antwerpen rivalisierten, entstanden, der dann aber wieder versandete und auch die zwei Städte mit ihren Nachbarorten wieder in Unbedeutendheit sinken ließ. Das sogenannte „verlorene Ende" (het verloren Eynde) bezeichnet noch heutigen Tages diesen Vorgang. Noch größer sind die Veränderungen in der Oster-Schelde gewesen. Noch im 11. und 12. Jahrhunderte erscheint sie als ein kleiner Flußarm zwischen bebauten kompakten Ländermassen, während sie jetzt einem breiten Meeresarme gleicht, der über viele ehemals blühende Landschaften seine Gewässer dahinrollt.

* *
*

Man könnte denken, daß jene wilden Naturereignisse endlich einmal aufhören müßten, wenn das Land völlig organisiert wäre, daß sich ein Gleichgewicht herstellen müßte zwischen dem tobenden Angriff der Wogen und den Schutzwerken der Menschen. Allein dieses Gleichgewicht kommt wegen der steten Schwankung in der Meeresströmung und wegen der Ungleichheit in der Thätigkeit der Menschen niemals zu Stande.

Die Gewässer führen aus dem Innern des Landes immer neues Material herbei, das sie abzusetzen wünschen. Da, wo sie es niederschlagen, ist der Mensch bei der Hand, es mit Dämmen einzufangen und es zu seinen übrigen Acker- und Wiesenkapitalien zu schlagen. So ist z. B. im 17. Jahrhundert im Osten von Walchern eine ganz neue Insel von 5 Stunden im Umkreis entstanden, die zwischen den Jahren 1631 und 1671 stückweise dem Meere abgetrotzt und mit Dämmen umgeben wurde. — Dadurch schon veränderte sich die Gestalt der Inseln. Die Strömungen werden in Zukunft

an den Brüstungen der aufgeworfenen Dämme abgewiesen und müssen sich andere Auswege suchen. Sie werfen sich nun vielleicht auf die Ausläufer eines gegenüber liegenden Landes. Hier entsteht eine stärkere und tiefere Strömung, und kommt dann einmal eine außerordentliche Flut, so nimmt das Wasser das längst unterminierte Stück Landes hinweg. Es ist begreiflich, daß jede Veränderung in den Ufergrenzen auch eine Veränderung in der Bewegung des Meeres hervorbringen muß.

Im ganzen steigt zwar die Flut immer regelmäßig auf und ab, fließt in dieselben Thore landeinwärts und durch dieselben Thore wieder ab. Durch den Zusammenstoß mit den ihnen entgegenkommenden Flußgewässern entstehen große, mächtige, den Schiffen oft gefährliche Wirbel, die meistens Jahrhunderte lang genau an derselben Stelle sich drehen. Zuweilen stört wohl auch der Sturm diese regelmäßigen Bewegungen. Er treibt die Fluten und den Sand in eine Richtung, der sie bisher nicht zustrebten. Er legt den Grund zu einer Sandbarre, die bisher gar nicht existierte, aber sich bald entwickelt und einen Uferteil bedroht, der bisher gefahrlos war.

Den Wasserbewegungen ähnlich ist auch die Thätigkeit des Menschen schwankend. Die Bewohner haben zwar in ihrem sogenannten „Wasserstaate" ein bewundernswertes Beaufsichtigungs- und Leitungssystem aller Deich- und Uferbauten entwickelt. Demzufolge stehen alle diese Bauten unter einer gemeinsamen Kontrole, welche alle Arbeiten an den Ufern in Harmonie zu bringen sucht. Allein vollkommen läßt sich das noch nicht erreichen und durchführen. Es giebt Gemeinden, ja ganze Landstriche, in welchen die Deiche in schlechtem Zustande sind, andere, wo alles auf das vollkommenste und solideste ausgeführt ist. Auch täuschen sich oft die gescheitesten Direktoren des „Wasserstaates". Deichbauten, die man für zweckmäßig hielt, erweisen sich oft nach ihrer Vollendung als nicht zweckmäßig, da sie in den natürlichen Lauf der Gewässer störend eingreifen, und während sie die eine Gegend schützen, der andern den Feind auf den Hals ziehen.

Die meisten dieser Revolutionen und Umgestaltungen stellen sich freilich dem Auge des Reisenden nicht so interessant dar und nicht so malerisch, wie die Felsspaltungen, Bergzerklüftungen und Thalausgrabungen in den Gebirgsländern. Vielmehr erscheint hier dem Auge des Beschauenden alles einförmig, gleichgestaltet, ohne die historischen Narben und Runzeln, Monumente und Ruinen, wie wir sie z. B. in den Alpen sehen. Man sieht nur zweierlei Flächen vor sich, die eine bewegt, flüssig, glänzend; die andere fest, grün und grasig. Da ist nichts Majestätisches und Imponierendes. Und lagert sich ein ruhiger sonniger Tag auf die Fläche, so sollte man kaum glauben, daß dieser so unschuldig blickende Grasteppich so viel Stoff zum Nachdenken darböte, und auf Schritt und Tritt so viele Narben und Spuren einer an Zerstörungen und neuen Geburten unerschöpflichen Geschichte in sich trage. Nur wenn man einige dieser Inseln zu Fuß durchwandert und die hundert in der Ferne unsichtbaren Kunstwerke, die versteckten Schleusen, Dämme, gemauerten Ufer, Kanäle gesehen, nur wenn man einige dieser zahl-

reichen breiten und engen Stromarme durchschifft und ihre Verzweigung bewundert hat, und wenn man dann sich vorstellt, wie das Ganze auf viele Meilen weit eben so bearbeitet wurde: nur dann dämmert im Geiste ein Bild des Landes auf, das an Interesse und Mannigfaltigkeit fast noch alles übertrifft, was die Gebirgsländer dem leiblichen Auge darbieten und so zu sagen handgreiflich geben. So vieles ist hier schon unter dem Wasser versteckt, was die Phantasie gleichsam wie ein Taucher erst herausbringen muß. Einige von den langen Sandbänken, welche in doppelten und dreifachen Reihen im Westen vor der Küste von Seeland meilenweit ins Meer hinaus liegen, sind sich gestaltende Inseln, die Jahrhunderte lang unter dem Niveau des Meeres wachsen, sich langsam verbreitern und verlängern, denen Körnchen zu Körnchen hinzugefügt wird, bis einst ihr Rücken über dem Wasser hervortaucht, und sie unter dem erwärmenden und belebenden Strahl der Sonne mit Blumen und Kräutern ergrünen. Andere aber sind Ruinen und Trümmerfetzen ehemaliger und bewohnter Inseln, tote Rumpfe und Leichname von früher lebendigen Ländern, die einst die Schiffe in sicheren Häfen beherbergten, die jetzt aber die Fahrzeuge wie treulose Sirenen stranden lassen. Du siehst es nicht, aber es ist doch eine ausgemachte Wahrheit, welche die Geschichte bezeugt, daß fast überall, wo dein rauschender Kiel die Wellen durchfurcht, er über ehemalige Wiesen und Wälder und zerstörte Felder und Gärten dahin schwebt. Die Bäume dieser Wälder und die Kirchtürme der Dörfer liegen noch neben hundertfachen Schiffstrümmern unter unsäglichem Schlamme begraben. Auch die zahllosen Pfahlwerke und Gemäuer, die bei jedem kleinen Orte als die Grundfesten seiner Existenz und die Bollwerke seines Hafens im Boden verborgen sind, muß man im Geist sich vergegenwärtigen, um das Bild dieses Kunstlandes ganz zu haben, und das Ganze erscheint dir dann einer Spitzenklöppelei im großen ähnlich. Auf jeder der hundert kleinen und größeren Inseln, aus denen das Ganze besteht, haust ein kleiner in Pfahlwerken und Festungsmauern eingewickelter Ort wie eine Spinne in ihrem Netze; alle Gräben und Deichnetze dieser Spinne ziehen sich über die Inseln hin und greifen mit ihren Fäden in einander. Wenn man bedenkt, daß jeder dieser kleinen Orte auch wohlhabend ist und oft erstaunliche Reichtümer und Menschenkräfte birgt, so glaubt man eine Seidenkammer vor sich zu haben, wo zahlreiche Kokons in Seide gehüllt sitzen und mit Seide das Land überspinnen.

Aber auch dem leiblichen Auge bieten sich der merkwürdigen und interessanten Scenen in diesem sonderbaren Lande die Fülle dar, z. B. das täglich sich zweimal wiederholende Schauspiel der Ebbe und Flut des Meeres. Ganz Seeland mit allen seinen Nebenlanden und Nachbarinseln ist gleich einem großen Schwamme, der sich täglich zweimal bis zum Überlaufen vollsaugt und zweimal sich fast bis auf den Boden entleert. Wir waren vor Antwerpen mit der ausströmenden Ebbe abgefahren, und unser Schiff schoß rasch mit den wetteifernd ablaufenden Gewässern des Flusses und des Meeres zur Schelde hinaus. Da stürzten sich in eiliger Hast mächtige Ströme durch

die Oster- und Westerschelde und durch alle die andern Mündungen ins Meer hinaus. Alle Gewässer sind in Bewegung, aus allen Flieten, Kanälen, Gräben und Zweigadern des Landes strömt es heraus wie in den Straßen einer Stadt nach einem heftigen Regen. Es war ein Schauspiel, wie es Noah am Ende der Sündflut hatte. Überall wuchsen trockene Länder aus dem Grund hervor und nahmen zusehends an Umfang zu. Jede Insel, an der wir vorüberfuhren, umgab sich mit einem breiten Gürtel von Vorland, das sich sofort, wenn auch nur für einige Stunden, mit Menschen bevölkerte, die den Krabben und andern im Schlamme zurückgebliebenen Seetieren nachstellten. Als wir in die Oster-Schelde hineinsegelten, tauchten lange Strecken des einst untergegangenen Teils von Süd-Beveland wie Gespenster aus dem Grunde auf. Man bezeichnete uns die Stellen im Schlamme, wo einst die blühenden Orte Kreeck, Nieuwkerke, Skodde und andere lagen. Da die Ebbe hier das Niveau des Wassers gewöhnlich um 5 m, zuweilen auch um 6 erniedrigt, so kann man sich denken, wie die darauf folgende Erhöhung und Hervorsteigung aller Dämme, Ufer- und Sandbänke ebenfalls um 5 m die Physiognomie verändern muß. Die Seedeiche scheinen riesenhoch zu wachsen, die Bollwerke, Brücken und Pfahlreihen der Häfen steigen mit langen Piedestalen empor, die Schiffe sinken mit dem Wasser herab und verstecken sich in den hochuferigen Ruinen.

Die Fahrt in unserm Inselarchipel bis Rotterdam dauerte 12 Stunden. Wir wurden daher unterwegs auch wieder von der zurückkehrenden Flut erreicht, und hatten Gelegenheit, die umgekehrten Erscheinungen, die Phänomene der Flut zu beobachten. Zuerst entsteht eine Art von Stillstand in den Strömen. Es scheint, als wären alle während der Ebbe so rasch eilenden Flüsse plötzlich in stagnierende Seeen verwandelt. Allmählich aber kommt wieder Leben und Regsamkeit in die versiechenden Gewässer, die im niedrigen Schlamme dahin sterben zu wollen schienen. Doch kommt diese Bewegung nun von der entgegengesetzten Seite. Das Meer drängt erst leise rückwärts. Die süßen Gewässer, welche aus dem Innern des Landes her sich einen Ausgang erringen wollen, geraten mit ihm in Streit. Aus diesem Streit entsteht an vielen Punkten eine Menge von Wirbeln — „Walen", wie die Kinder des Landes sie nennen, — die erst klein sind, aber immer mächtiger sich schwingen, je größer der Andrang des Meeres wird. Endlich siegt Okeanos. Seine Schulter hebt sich gewaltig, und er zieht siegreich zu allen Thoren des Landes ein. Es ist, als wollte er seine ihm tributpflichtigen Flußnymphen zu Paaren treiben. Sie müssen weichen, und wie bei Aeneas Ankunft in Latium der Tiber

„rückwärts ebnete der Wellen Erguß",

so fliehen sie alle landeinwärts den Bergen zu. Alle kleinen und großen Kanäle des Landes füllen sich mit flüssigem Stoff, alle andern schwellen bis an den Rand. Man erinnert sich des Briefes von Plinius, wie er das allmähliche Zusickern und Wachsen des Wassers in einer periodischen Quelle am Comersee so interessant beschreibt, und man staunt, dasselbe interessante

Schauspiel hier auf eine großartige Weise und tausendmal vervielfältigt vor sich zu haben. Die weiten, kahlen Sandbänke schmiegen sich gemach wieder unter die feuchte Decke des Ozeans, zu dessen Gebiet sie gehören, zurück, wie Unterthanen sich den Armen ihres Herrschers fügen. Die Menschen, die Fischer-, Austern- und Krabbensucher, die Strandspaziergänger, die für ein paar Stunden dieses Terrain in Besitz nahmen, ergreifen die Flucht und verbergen sich hinter ihren Dämmen und Deichen. Die Inseln, deren Außen- und Vorwände verschwinden, schmelzen auf die Hälfte ihres Territoriums zusammen. Kleine Landesteile, die noch soeben mit dem Festlande zusammenhingen, lösen sich und werden zu Inseln. Die Hafenbäume der Städte, vorher riesengroß, schrumpfen fast zu nichts zusammen. Alle Gräben, Kanäle, alle Meeres- und Flußarme füllen sich bis an den Rand der Deiche. Unser Schiff hebt sich mächtig in die Höhe und scheint als dominierender Riese durch die Gegend zu fahren. Wir schauen über die Dämme hinweg ins Innere des tiefen und niedrigen Landes hinein, das allmählich untergehen zu wollen scheint. Da überall sich die Wassertiefen um 4—5 m vermehren, so werden Gräben, die einige Stunden zuvor kaum ein Boot zu tragen vermochten, selbst für große Fahrzeuge schiffbar. Alle Schiffe, welche die Ebbe auf den Sand setzte, und die, schief auf die Seite gebeugt, traurig dalagen wie Fische, die der Sturm ans Land warf, richten sich gemach wieder empor und erholen sich allmählich wie arme Kranke, die man der frischen Luft zurückgab. Endlich lösen sie sich völlig aus dem klebrigen Boden und schweben beweglich und schwankend empor auf dem klaren Elemente, wie flüchtende Enten, die vom unbequemen Festland auf den glatten Teich sich gerettet. Nun wird in allen Häfen und an allen Ufern gerüstet. Schiffe aller Größen und Arten spannen die Segel auf, lösen sich vom Strande und tragen ihre Reisenden, ihre Waren, ihre Botschaften von Ufer zu Ufer. Auch die großen Seefahrer, die vor den Mündungen der Ströme den Moment der Fluthöhe erwarteten, ziehen landeinwärts und schwimmen mit gebauschten Segeln und vollem Wasser in die sicheren Thore des Festlandes.

Viele niederländische Maler haben das Anregende und Ansprechende, das in diesem täglich sich wiederholenden Wechsel von Ebbe und Flut liegt, sehr wohl aufgefaßt und in zahlreichen Gemälden dargestellt. Es ist aber bemerkenswert, daß es weit mehr Ebbe- als Flutbilder giebt, und in der That ist die Ebbe auch viel ergiebiger in Erzeugung malerischer Scenen als die Flut. Die Ebbe ist poetischer, wie die Armut, das Unglück und die Not. Da liegt das arme Schiff gestrandet am Ufer und erweckt unser Mitleid. Da kriecht das Bettelvolk der Küstenstädte — die zerlumpten Kinder und die armen Muschelsammler und Krabbenfänger — hervor und schleicht an den Bollwerken der Häfen herum, an denen seine Ernte gereift ist, nämlich die Muschel, die das Meer hier säete und pflanzte. Mit der Flut ist nur der Reiche und Glückliche im Bunde, der seine stolzen Schiffe auf ebener Bahn entsendet. Die Ebbe enthüllt auch eine Menge Geheimnisse der Tiefe, welche die Flut mit dem einförmigen Teppich des Wassers gleichmäßig über-

zieht. Da kommen die hübschen Muscheln und die wunderlichen Ungetüme des Meeres zutage, die sich auf dem Grunde versäumten, da sieht man die versandeten Wracks und Balken des ehemals gestrandeten Schiffs, da zeigen sich im Sonnenschein die Korallen und Kräuter, die in der dunkeln Tiefe des Meeres wuchsen. Auch sonst ist die Ebbe viel reicher an Kontrasten der Lichter und Farben als die Flut, die alles mit einer Farbe überzieht. Selbst in der Luft herrscht zur Zeit der Ebbe regeres Leben, denn die Vögel machen sich heran, um der Ebbe zu folgen. Sie finden, wie das arme Bettelvolk der Küstenstädte, ihre Tafel auf den Sandbänken reichlich gedeckt. Die Strandläufer, die Möwen, selbst die Schnepfen und Störche flattern oder wandeln am Strome oder auf den entblößten Lagunen, um auf das Seegewürm Jagd zu machen. Während der Flutzeit, die ihnen einen Teil ihrer Nahrung entzieht, sitzen sie dann ruhig am Lande, auf den Wiesen, hinter den Deichen, mit dem unpoetischen Geschäfte der Verdauung beschäftigt.

Es ist wohl kein Zweifel, daß der Insel-Archipel von Seeland zu den am seltensten besuchten und am wenigsten gekannten Strichen der Niederlande, man könnte sagen Europas gehört. Sogar in Holland selbst ist Seeland eine ziemlich unbekannte und sogar etwas verrufene Gegend. Die Holländer sprechen von „Zeeland“ und von den „Zeeuws“ mit einer Art von Wegwerfung, etwa wie die Engländer von Irland oder die Kurländer von Semgallen. Und doch haben die Seeländer ihrem Vaterlande gerade viele seiner tüchtigsten Männer und Wohlthäter geliefert, die Ruyter und andere Admirale, welche die Seemacht Hollands auf den Gipfel der Blüte brachten, den Dichter und Großpensionär Cats, welcher der Reformator der holländischen Litteratur und Sprache war, und den in Holland allgemein verehrten Beukels, den Begründer der holländischen Heringsfischerei. Es scheint den Seeländern auf ähnliche Weise Unrecht gethan zu werden, wie bei uns den Schwaben. Dieses Unrecht scheint noch größer, wenn man bedenkt, daß auch der Ackerbau fast in keinem Teile von Holland in einem so hohen Grade blüht, wie in Seeland. Der beste und mehlreichste Weizen in den Niederlanden ist der seeländische. Hülsenfrüchte, Erbsen und Bohnen kommen vorzugsweise aus Seeland. Der Hauptsitz des Krappbaues ist wieder Seeland, das gleichfalls wegen seines Flachses und Hanfes in gutem Rufe steht.

Die Ursache von der geringen Schätzung der Seeländer liegt großenteils in der geographischen Lage ihres Landes, das wegen seiner vielen breiten Fluß- und Meeresarme wenig zugänglich, und dessen Bereisung höchst umständlich, kostspielig und zeitraubend ist. Um von einer Insel zur andern zu gelangen, muß man oft Tage lang auf Gelegenheit warten, und im Innern des Landes giebt es gar keine Chausseeen, Diligencen, Treckschuiten-Fahrten u. s. w. Auch fürchten dort die Holländer, wie alle Fremden, das Polderfieber, das nirgends gefährlicher ist als hier, und auch unter dem besonderen Namen des „Seeländischen Fiebers“ erscheint.

Und wenn Holland auch einen Teil seiner besten und tüchtigsten Genies aus Seeland bezogen hat, so sind doch diese Genies eben in Holland selbst

ausgebildet, und im ganzen genommen ist die Masse der Seeländer, eben infolge ihrer geographischen Isolierung, in Bildung und Intelligenz hinter den Festland-Niederländern zurück. Der größte Teil der Bewohner lebt in Dörfern und auf einzelnen Gehöften, und während es in der kleinen Provinz Südholland allein wenigstens ein halb Dutzend von weltberühmten Städten giebt, hat man deren auf allen den großen Inseln zwischen Rotterdam und Brügge fast keine, und selbst nur einige wenige solcher Lebens- und Bildungsmittelpunkte dritten Ranges, wie Middelburg auf Walchern, das schon zu der Römer Zeiten blühte, oder wie Zierikfee auf Schouwen, welches die alte Residenz der Grafen von Seeland war.

2. Neue holländische Errungenschaften.

Fort und fort muß der Holländer mit dem Meere kämpfen, auf daß es die Grenzen, die er ihm gezogen, nicht wieder durchbreche. Er läßt es aber nicht bei der bloßen Verteidigung bewenden, sondern geht mit ebenso viel Kühnheit als Ruhe und Besonnenheit zum Angriff über; er erobert vom Meere wieder zurück, was es ihm genommen hat und erwirbt auf seinem eigenen Grund und Boden neues Land. Alle Werke der letzten Jahrzehnte sind glückliche Eroberungen von Festland. In dem kurzen Zeitraum von 1840—52 ward das Haarlemer Meer, ein Landsee im Süden von der Stadt Haarlem, trocken gelegt und in fruchtbares Getreideland verwandelt; von 1844—50 ward die Austrocknung des Anna-Paulowna-Polders zu Stande gebracht. Jetzt ist die Austrocknung des Amsterdamer Y (sprich: Ei) und des Wyker Meeres im Werk, infolge der Anlage des Nordholland-Kanals, der 1819 begonnen und 1825 vollendet wurde.

Da nämlich die Schiffahrt durch die wegen ihrer Untiefen für größere Schiffe gefährliche Zuyder-See (spr. Seuder-See) immer unbequemer wurde, so zog man von der Nordspitze der Halbinsel Nordholland ab einen breiten und tiefen Kanal bis nach Amsterdam. Am Beginn dieses Kanals, der Insel Texel gegenüber, liegt die Stadt Helder, der stark befestigte Vorhafen von Amsterdam und Sammelplatz der Ostindienfahrer. Doch bald stellte sich heraus, daß für den immer steigenden Seeverkehr die Dimensionen des Nordholland-Kanals nicht genügten — in Amsterdam kommen jährlich über 2000 Schiffe an —, und man beschloß, sich von Amsterdam einen kurzen Weg nach Westen unmittelbar in die Nordsee zu bahnen, also die Dünenkette, welche das Y von der Nordsee trennt, zu durchstechen. Der neue Hafen mußte buchstäblich in das Meer hinein gebaut werden. Dagegen konnte der bisherige Zusammenhang des Y mit der Zuyder-See wegfallen und der betreffende Abschließungsdamm östlich bei Amsterdam-Schellingwoude ist samt den erforderlichen Schleusen bereits vollendet. Schon am 25. Sept. 1872 gelangte das erste Schiff — das Dampfboot Noordzee-Canal — auf dem

neuen Seeweg binnen $2^1/_2$ Stunden von Amsterdam in die Nordsee; dem Verkehr wurde der Nordsee-Kanal am 2. Nov. 1872 übergeben. Das angrenzende Wyker Meer ist schon nahezu trocken gelegt und der neue Hafenbau vollendet.

Mit der geplanten Zuydersee-Regulierung stehen noch manche andere Entwässerungsarbeiten in Verbindung. So die Abdeichung des Wieringer Meeres, eine Fortsetzung der Anna-Paulowna-Werke, dieses durch einen 14 Kilometer langen Sanddeich geschützten Polders, der nun eine weite Fläche des fettesten Ackerbodens bietet. Man verbindet nämlich nun die Zuydersee-Insel Wieringen südwestlich mit Anna-Paulowna und durch einen vom Ostrande der Insel geleiteten Damm bei Medemblik mit Nordholland; alsdann wird das eingeschlossene Seewasser ausgeschöpft und man gewinnt abermals 19,500 Hektaren Landes.



Ferner hat man bereits die Insel Ameland mit dem Festlande verbunden; sie erstreckt sich in ostwestlicher Richtung parallel mit der Nordküste von Westfriesland. Die dazwischen befindlichen Gewässer sind kaum eine Meile breit; sie werden kurzweg „die Wadden" genannt. Auf dem seichten Grunde bricht sich am Ostende die Strömung der Emsmündungen, am Westende jene der Yssel, in der Mitte neutralisieren sich beide Strömungen und gelangen zum Stillstand. Diese Stelle nun hat man gewählt, um von der friesischen Küste einen 8700 m langen Damm nach dem südlichen Ufer von Ameland zu leiten, wodurch die allmähliche Anschlammung der bisherigen Wasserstraße bewirkt und die Gewinnung von ca. 30,000 Hektaren Land in Aussicht gestellt wird.

Während auf diese Weise das Gebiet der Zuyder-See im Westen und

Norden dermaßen beschränkt wird, daß sie ähnlich dem Dollart nur als erweiterte Mündung der Yssel erscheint, geht man dem lästigen Eindringling noch energischer zu Leibe, indem man, bei Enkhuizen beginnend, vom westlichen Ufer über die Inseln Urk und Schokland bis zur östlichen Küste bei Kampen einen Abschließungsdamm zieht, der den ganzen südlichen Teil des Meerbusens von der Nordsee abschließt.

Dieser Abschließungsdamm wird etwas südlich von der Stelle, wo die wasserreiche Yssel dermalen in die Zuyder-See mündet, endigen, so daß den wechselvollen Stromfluten ihre Ergießung in den Meerbusen frei bleibt, dagegen das abgeschlossene, zur Ausschöpfung bestimmte Gebiet vor größeren unliebsamen Wasserfluten bewahrt wird.

Für die Trockenlegung selber sind außer einer Ringfahrt in drei Sektionen folgende Hauptkanäle projektiert: ein Busenkanal längs dem inneren Saume des Abschließungsdammes, ein Kanal in der Richtung von Enkhuizen nach Amsterdam, zwei Kanäle vom Y nach Edam, beziehungsweise Hoorn mit Einmündung in den Amsterdamer Kanal, ferner ein Seitenkanal von Amsterdam nach Kampen und zwei Kanäle durch die Insel Urk. An der nördlichen Spitze dieser Insel sollen die Leuchtfeuer angebracht werden, während bei Enkhuizen und Urk die Schleusen nach der Zuyder-See und innerhalb derselben große Bassins hergestellt werden sollen. Das sind die vorläufig in Aussicht genommenen Schifferstraßen; hat man erst das Land gewonnen, so werden auch die Eisenbahnlinien dazu kommen.

Die materielle Arbeit der Ausschöpfung soll durch eine Anzahl riesiger Dampfmaschinen besorgt werden, deren Gesamtkraft auf 10,550 Pferde veranschlagt ist. Wenn die Holländer planen, so ist auch die Ausführung so gut wie gewiß. In wenigen Jahren werden Hoorn, Edam, Harderwyk und viele andere Seestädte, die jetzt sich in den grauen Fluten der Zuyder-See spiegeln, in Binnenstädte verwandelt sein, und die Inseln Marken, Urk und Schokland werden keine Inseln mehr sein. Holland hätte dann zu seinen 11 Provinzen die zwölfte von 57 □Meilen Flächeninhalt gewonnen; sie würde den Boden des Königreichs um den 18ten Teil seiner gegenwärtigen Ausdehnung vergrößern.

3. Vergleich der Niederlande am Rhein und an der Schelde mit denen an der Weser und Elbe.*)

Wenn man um den äußersten nördlichen Fuß des Ardennerwaldes und seiner Ausläufer, die Belgien mit Hügeln erfüllen, und dann weiterhin eben so um die nördlichen Ränder der mittelrheinischen Gebirge, der Eifel und Hohen Veen, alsdann des Haarstrangs, des Teutoburger Waldes und endlich des Harzes eine Linie bis zur untern Elbe zieht: so stellt sich im Norwesten dieser Linie ein breites Flachland dar, das zwischen den genannten Gebirgsrändern und der Nordsee liegt. Es ist die nordwestliche Ecke des großen Germaniens, oder die westliche Hälfte der großen nordgermanischen Ebene, die ungefähr durch eine aus Jütland von Norden nach Süden in der Richtung der Elbe gezogene Linie von der östlichen Hälfte abgeteilt wird. Die bezeichnete Fläche enthält die Mündungen der Flüsse Schelde, Rhein, Ems, Weser und Elbe. Der ganze Verkehr der sie bewohnenden Völker ist hier gemeinsam der Nordsee zugewendet. Die lange Südküste dieses Meeres ist die große Straße, durch welche alle diese Völker von jeher mit einander verbunden waren.

Die gleiche Beschaffenheit der Küste von den Grenzen Frankreichs bis zu denen Jütlands hinauf, die überall sich bildenden Marschen, die überall ähnlichen Zerstörungen und Eingriffe des Meeres mußten die Menschen hier auf dieselben Erfindungen und Künste führen; die ebenfalls in dem ganzen Striche ähnliche Beschaffenheit des Klimas und Bodens, die großen Torfmoorstriche, die Sandstrecken, die Heidegegenden und die unvermischten fetten Niederungen (Marschen) mußten überall einen gleichen Ackerbau, gleiche Bodenprodukte, ähnliche Sitten, Gebräuche und ähnliche Gestaltung des Nationalcharakters und der Denkweise, soweit diese vom Klima und Boden abhängen, hervorrufen. Es ist in diesem bezeichneten Landstrich, der Flamland, Holland, Ostfriesland, Westfalen, Oldenburg, Hannover und das schleswig-holsteinische Nordfriesland umfaßt, die eigentliche Heimat der edeln niedersächsischen Volksstämme.

Diese mochten von Haus aus viel Ähnlichkeit mit einander haben. Durch die Gleichartigkeit des Landes, das sie besetzten, wurde jener Ähnlichkeit noch mehr Vorschub geleistet, und endlich auch durch den beständigen Austausch der Bevölkerung, der zwischen ihnen fast zu allen Zeiten stattfand. Schon Karl der Große führte aus den Elbe- und Wesergegenden große Massen von Kolonisten ins Scheldeland hinüber. Später hingegen, namentlich im 12. und 13. Jahrhundert, wanderten viele flandrische und holländische Kolonisten in die Weser- und Elbgegenden. Und wiederum jetzt finden noch viele Arten des Austausches in der Wanderung der Bevölkerung von Nordwestdeutschland nach den batavischen Niederlanden statt. Alle diese

*) Kohl a. a. O.

vielfachen Mischungen der Bevölkerung haben natürlich dazu beitragen müssen, alle moralischen Zustände und Verhältnisse in dem ganzen Nordwest-Germanien noch gleichartiger zu machen, als sie es von Haus aus und infolge der Naturverhältnisse schon sein mußten. Auch die ebenen Landstriche im Osten der Elbe sind um die Südküste des baltischen Meeres herum noch von Niedersachsen bewohnt. Doch ist dies alles bis nach Kur- und Livland hin nur niedersächsisches Kolonieenland. Die Niedersachsen haben sich hier vielfach mit den Slaven vermischt, und es haben sich andere Sitten und Nuancen des Nationalcharakters und Volksschlages ausgebildet, so wie in dieser Osthälfte, der nordgermanischen Ebene, auch schon ein anderes Klima und eine veränderte Bodenbeschaffenheit vorwalten. Im ganzen, kann man sagen, ist die westliche Hälfte zwischen Schelde und Elbe die bevorzugtere, mildere und reichere.

Von all den Stämmen, welche den bezeichneten Strich bewohnen, sind die Niederländer, die Anwohner der Rhein- und Scheldemündung, zur größten Blüte der Kultur und politischen Macht gelangt. Sie haben eine Menge der dem niedersächsischen Volksstamme eigenen Tugenden zur höchsten und vollsten Entwickelung gebracht, wobei sie von der Eigentümlichkeit und Größe ihrer Ströme, überhaupt von den großen Vorteilen ihrer geographischen Lage begünstigt wurden. Die Niederländer, die Flamänder und Holländer bilden also gleichsam die Krone und Centralmasse dieses nordwestlichen Germaniens. Sie dienten hier vielfach als Vorbild und Muster und gaben den Ton an. Von ihnen gingen unzählige Impulse für alle andern Niederdeutschen aus. Und demnach ist es kein Wunder, daß der, welcher Eigentümlichkeiten der Rhein- und Schelde-Niederländer untersucht, damit zugleich auch Eigentümlichkeiten der Nordwestdeutschen untersucht und findet. Fast jede holländische oder flandrische Frage, sei sie moralischer, politischer, ökonomischer oder klimatischer Natur, ist daher mehr oder weniger auch eine oldenburgische, westfälische, hannöverische, westfriesische, bremische und hamburgische — eine deutsche Frage.

Niedersächsische Eigenheiten, Sitten, Tugenden und Fehler sind in Friesland, Holland und Flandern am meisten und vollständigsten ausgebildet. Und jeder, der niedersächsische Zustände und niedersächsischen Volkscharakter recht erkennen will, sollte demnach vor allen zu den Friesen, Holländern und Flamändern pilgern. Er wird hier oft bis in die kleinsten Details hinab das Urbild dieses Volkscharakters erkennen, von dem die Zustände seines eigenen norddeutschen Vaterlandes nur ein Spiegelbild oder ein Analogon sind.

Ich selbst bin aus Bremen gebürtig und habe die Sitten und Denkweise, so wie die Luft und Natur dieses Weserlandes, in dem ich meine Kindheit verlebte, eingesogen und mir tiefer angeeignet, als die irgend eines andern Erdflecks; und ich habe in den rheinischen Niederlanden fast kein Verhältnis in der Natur- und Menschenwelt beobachtet, das mich nicht an ein ähnliches Verhältnis in meiner Heimat erinnert hätte.

Zunächst, wie viele gleiche Züge in der Natur des Landes! Wir haben

in Nordwestdeutschland wie in den Niederlanden dieselben Moor-, Sand- und Heidegegenden, denselben Überfluß an salzigem See- und trübem Flußwasser, denselben Mangel an klarem Quellwasser. Die Urbewohner, die sogenannten Torf- oder Moorbauern, die Heide- und Marschbauern sind sich überall ähnlich. Schon der Torf, der als vornehmstes Brennmaterial dient, hat bei den Leuten eine Menge ähnlicher Einrichtungen im Hauswesen bedingt. Die Heide bringt überall eine gleichartige Schaf- und Bienenzucht hervor, so wie sie auch sonst den Ackerbau vielfach uniformiert. Der fette Boden, welcher den menschlichen Fleiß so reichlich lohnt, und die Eingriffe der Flüsse und des Meeres, welche das menschliche Eigentum hier überall bedrohen, haben eine hohe und überall ziemlich gleichförmige Kultur in allen niedrigen Marschländern hervorgebracht. Die physikalische Geschichte ist an der ganzen nordgermanischen Küste dieselbe. Überall der Dünenkranz, überall, in der Zuyder-See, im Dollart, in der Jahde, in den verschiedenen nordfriesischen Meerbusen, an der schleswig-holsteinischen Küste — dieselben Einbrüche und Zerstörungen des Ozeans. Überall hat der Mensch durch Dünen und Deiche, durch Polderwirtschaft, durch Kanalisierung und Schleusenanlage, so wie durch künstliche Erhöhung des Landes sich dagegen zu schützen gesucht. Daher von Flandern bis zur Königsau in Jütland überall umdeichte oder umdünte Inseln, ummauerte Meeresküsten und in Erdwälle eingezwängte Flüsse und Kanäle. Am Rheindelta aber ist sowohl der Kampf der größte, als auch der Lohn der reichste gewesen. Daher zeigt sich hier die schönste Entwickelung der ganzen Volkskraft und Intelligenz.

Die Naturscenen, welche die Ländergebiete von der Schelde bis zur Königsau dem Maler und Naturfreunde darbieten, sind überall ähnlich: Hier und da große, schöne, fette Weiden, mit herrlichen holländischen, friesischen, bremischen oder holsteinischen Viehherden belebt; kleine und große Flüsse bis an den Rand des Ufers voll Wasser; Schiffe, die auf den Kanälen mitten durch die Wiesen zu segeln scheinen; auf künstlich erhöhtem Boden niedliche, reinliche, einstöckige Häuser von durchweg ziemlich gleicher Bauart. Im Winter und Frühling sieht man Dörfer und Städte, die in den Wasserüberschwemmungen zu ersaufen scheinen, mag es nun sein, daß bei Bremen oder bei Emden, bei Rotterdam oder Antwerpen die Gewässer ihre künstlichen Gehege durchbrachen. Die Torfmoore, ihre Birkengehölze, ihre wilden Einöden, mit hübschen angebauten Dorf-Oasen unterwebt, bieten sich überall den Menschen dar, und mit diesen verschwistert die Heidegegenden, deren gesellige Kräuter im Sommer lieblich erblühen und ganze weite Landstriche mit Duft und Rosenschimmer erfüllen, und deren Föhrenwälder und Eichengehölze anmutige Waldscenen dem einförmigen, melancholischen Heideteppich einfügen.

Wie die Anlage des Plans der Landschaft, so ist auch die innere Einrichtung und Bauart der Häuser überall sehr ähnlich. Bei den Landbewohnern sind sie durchweg nur einstöckig. Menschen und Vieh wohnen fast überall unter demselben Dach. Stroh ist die gewöhnliche Bedachung, und die roten

Ziegelmauern sind hier überall zu Hause. Selbst die holländischen Fliesenwände findet man bis nach Schleswig hinauf. Und wie in Holland, so findet man auch im Bremischen und Oldenburgischen die Mosaik bunter, kleiner Flußsteine, mit denen man die Flur des Hauses überzieht, sehr gebräuchlich.

Selbst Einzelheiten in der Einrichtung des Haushalts, in der Form der Hausgeräte u. s. w. korrespondieren auffallend mit einander. Die dumpfen Schlaflöcher des Landmanns an der Weser, die sogenannten „Dönsen", finden sich eben so in Holland. Der Herd des Hauses hat hier wie dort dieselbe Einrichtung. Die Hausfrauen in Bremen, Hamburg, Husum u. s. w. halten eben so auf blankgeputztes Kochgeschirr, mit dem sie ihre Küche prachtvoll ausschmücken, wie diejenigen niederländischen Wirtschafterinnen, welche den holländischen Malern die glänzenden Muster von messingenen Schüsseln, kupfernen Kesseln und zinnernen Tellern lieferten. Überhaupt ist Reinlichkeit, Nettigkeit und Ordnung in der Hauswirtschaft überall zu Hause.

Die Ansicht, daß für jede Familie ein eigenes Haus sein müsse, herrscht in Bremen und Hamburg, wie in Amsterdam und Antwerpen. Und die Abneigung, mehrere Familien in einem Hause zusammen zu pferchen, hat daher bewirkt, daß alle diese Städte wie London, wohin jene Ansicht von hier aus verpflanzt wurde, meistens nur aus sehr kleinen Wohngebäuden bestehen und sehr ähnliche Physiognomie darbieten. Selbst in Belgien unterscheiden sich die vom niedergermanischen Flamänder und vom romanischen Wallonen bewohnten Ortschaften und Städte dadurch, daß in jenen eine weit geringere Anzahl Individuen auf jedes Haus kommt, als in diesen. Auch die ganze äußere Physiognomie der Stadt hat viel Ähnliches. In manchen Straßen Hamburgs kann man sich einbilden, man sei in Amsterdam. Man kann sagen, daß es nach Osten bis über die Elbe hinaus eine Menge kleiner Amsterdams giebt, die eben so wie ihr Urbild von Kanälen durchschnitten sind, und deren Straßen einen ganz ähnlichen Anblick gewähren. Glückstadt in Holstein ist noch so ein Amsterdam im Nordosten.

Die Natur hat diese nordgermanischen Niederungen nicht mit so mannigfaltigen Arten von Pflanzen, Kräutern, Blumen und Gesträuchen erfüllt, wie die Wälder und Thäler des mittlern oder obern Germaniens, das mit der oben bezeichneten Reihe von Gebirgen beginnt. Die Gräser, die Heidekräuter u. s. w. leben in diesem Flachlande mehr in einförmiger Geselligkeit, wie aus gleichen Ursachen die Pflanzen in den russischen Steppen. Dagegen hat überall der Mensch sich bemüht, rings um sich her mit Fleiß und Kunst einen reichen Baumwuchs und einen Blumenflor zu versammeln, in Gewächshäusern, Gärten und auf den Äckern ihre Gattungen zu vermehren, und sie zu einer besondern Vollkommenheit zu bringen. Man findet überall in den Dörfern an der Weser, Ems, Elbe ein gutes Stück von der berühmten holländischen Blumen- und Obstbaumzucht wieder. Auch blühen hier und dort fast ganz dieselben Gattungen von Bäumen und Blumen. Die Gärten sind überall nach demselben Plan angelegt und mit derselben Nettigkeit gehalten. Die Obstgärten an der Elbe bei Hamburg liefern fast eben so

vollkommene und zarte Früchte, als die bei Amsterdam. Auch halten die wohlhabenden Kaufleute in jeder niederdeutschen Stadt fast mit derselben passionierten Liebhaberei auf eine anmutige Zimmerflora in ihren engen Häusern, wie die von Haarlem und Alkmaer. Haarlemer Tulpen= und Hyacinthenzwiebeln werden im Winter an allen Fenstern der Häuser von Emden, Hamburg und Bremen fast mit derselben Sorgfalt gepflegt, wie in ihrem Vaterlande selbst.

Wenn Hamburger, Bremer und Oldenburger Maler uns nicht eben solche Winterlandschaften, solche Schnee= und Eisscenen geliefert haben, wie die holländischen Landschafter, so ist der Grund anderswo zu suchen als in einem Mangel an Gelegenheit. Denn die Wiesen werden im Nordwesten von Deutschland im Winter eben so überschwemmt, wie an der Issel, Merve und Waal, und überfrieren hier wie dort mit einem eben so glatten und blanken Eisspiegel, der oft in weite Fernen reicht. Nur die auf erhöhtem Terrain gebauten Dörfer ragen daraus hervor, und die ganze Fläche belebt sich mit beschlittschuhten Menschengruppen, die beflügelten Schrittes dahingleiten. Nirgends sonst ist die Natur einer untadeligen Eisfläche so günstig wie hier. Im Nordosten von Deutschland machen die kalten Stürme und der viele Schnee die Eisfläche rauh, in der gebirgigen Mitte und im Süden bieten sich nicht solche bequeme Flächen überall dar. Die Eislaufkünste werden daher auch fast eben so eifrig betrieben wie in Holland; wie dort kommen hier und da selbst Weiber auf Schiebschlitten oder Schlittschuhen zu Markte, und die Wintervergnügungen sind hier wie dort dieselben. Klopstock mußte erst aus den Harzgegenden in die nordwestlichen deutschen Niederlande — zur untern Elbe — kommen, um von Begeisterung für den Schlittschuh erfaßt zu werden und ihn in seinem „Eislauf“ eben so poetisch zu verherrlichen, wie dies die niederländischen Maler auf vielen Gemälden gethan haben. Und wie diese winterlichen Naturscenen, so sind auch die Frühlings= und Sommerbilder und eben so die Herbstansichten in dem ganzen Landstrich, von dem wir reden, äußerst ähnlich.

Wie die Holländer in die Handelsbewegung der deutschen Hansa hineingezogen wurden, so wurden später die Deutschen in die holländischen Handelsunternehmungen verflochten. Die Gegenstände des Handels sind der geographischen Lage zufolge in den norddeutschen wie in den holländischen Handelsstädten fast immer dieselben gewesen, und schon daraus mußte manches Gemeinsame in dem Betrieb des Handels hervorgehen. Dieselben Schiffsformen, derselbe Charakter des Schiffsvolks, dieselbe Art in der Leitung der Schiffe herrschen von Flandern bis nach Nordfriesland in Schleswig=Holstein hin. An dem berühmten Heringsfang und an den Walfischjagden der Holländer nehmen auch die Nordwestdeutschen teil, und Heringsbuisen giebt es so gut in Bremen, Emden, Hamburg, wie in Rotterdam und Scheveningen. Überall an der germanischen Küste des Nordmeeres spürt man Thrangeruch und Walfischknochen. Und wenn wir keine holsteinische, keine stadische oder jeversche Malerschule haben, welche den „Blankeneser

Schellfischfänger", den „Helgoländer Hummerjäger", die „Hamburger Ewer, die Smack- und Heringsbuise", so wie Bremerhaven- und Fischmarktscenen, Nordseestürme und Ebbe- und Flutbilder mit Hilfe von Pinsel und Farbe eben so verherrlichten, wie der holländische Backhuysen und dessen Schüler dies gethan haben: so ist die Ursache davon nicht sowohl in einer gewissen Verschiedenheit der Entwickelung und Richtung der Thätigkeit der Leute zu suchen,*) die neben aller Gleichartigkeit ihrer Naturanlagen bestand. Heine hat die Nordsee besungen, so wie Klopstock den Eislauf; auch Voß hat uns in schöner Rede manches Nordseebild gemalt. Vielleicht, daß die Deutschen mehr in dem Worte darzustellen geneigt waren, was die Niederländer uns auf der Leinwand gaben.

Der Volkswitz, das Temperament, der Volksaberglaube, die Art der poetischen Anschauung sind bei dem niederdeutschen gemeinen Mann ganz dieselben wie in Holland und Flandern. Der Volkswitz hat überall denselben Anstrich von derbem, launigem Humor. Die flandrischen und holländischen Volkslieder tragen ganz dasselbe Gepräge wie die, welche Voß, Grimm u. A. uns aus den Elbe- und Wesergegenden gesammelt haben. Ja, auch die Musik und Gesangweise von der Lüneburger Heide bis zu den Scheldegegenden bei Antwerpen und Gent ist durchweg auf eine höchst auffallende Weise ähnlich. Ich hörte die Brügger und Genter Spitzenklöpplerinnen oft Lieder singen, die mich mit einem Zauberschlag in die Mitte meiner Heimat, ins Land der Chauker und Cherusker versetzten. Die Weisen, die Melodieen, selbst die Art des Vortrags schien mir ganz dieselbe zu sein. Dieser niedersächsische Volksgesang ist in seiner Art so eigentümlich, wie der tyrolerische und steierische, doch ist seine Charakteristik noch nirgends versucht. Selbst in den Spielen und unwichtigen Beschäftigungen des Volkes findet sich eine erstaunliche Ähnlichkeit. So ist z. B. die Kegelbahn in allen jenen Gegenden außerordentlich populär. Eben so sind hier vorzugsweise die niederländischen Ballspiele zu Hause, welche vermutlich zu den berühmten englischen Ballkünsten die erste Veranlassung gegeben haben. In Holland ist die „Kolfbahn" (wo der Ball mit einem Kolben geschlagen wird) ein sehr beliebter Erholungs- und Vergnügungsort des kleinen Bürgers. Dasselbe ist in Emden und Bremen das sogenannte „Kloppballspiel", das dort mit Eifer nicht nur von der Straßenjugend, sondern selbst von den Erwachsenen und Gebildeten geübt wird.

Wie die holländische Blumenzucht, so hat auch die niederländische Taubenzucht sich überall an der Weser und Ems den Elbemündungen verbreitet. Die Taubenzucht ist eine Lieblingsbeschäftigung der kleinen Bürger in Bremen wie in Brüssel. Man sieht hier wie dort Leute, welche halbe Tage damit zubringen, ihre Tauben in hohen und weiten Flügen zu üben, sie dabei zu

*) Die Blüte bürgerlicher Freiheit und des Kulturlebens überhaupt, wie sie in den Niederlanden hervortrat, erinnert an die mit dem Flor der italienischen Freistädte hervortretende schöne Blüte von Kunst und Wissenschaft.

beobachten, sie mit denen ihrer Nachbarn Wettflüge anstellen zu lassen, und die darauf raffinieren, hochfliegende Taubenrassen zu erzeugen oder sich Exemplare von solchen Rassen zu verschaffen.

Aber nicht bloß in ihren Spielen, auch in ernsteren Dingen gleichen sich Niederdeutsche, Holländer und Flamänder. Stiller, emsiger Fleiß, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, Sinn für das Echte und Solide zeichnet beide auf gleiche Weise aus. Über Religion denken alle diese Stämme so ziemlich gleich. Die Feier des Sonntags, die Stellung und Bedeutung der Prediger ist überall ähnlich. Bei allen hat man zu allen Zeiten einen echten, soliden, freimütigen Bürgersinn gefunden. Die hansischen Freistädte in Niedersachsen und die batavischen Republiken liefern dafür Zeugnis im großen.

Die alten Kommunalverfassungen dieser Landstriche gleichen sich so wie die Pläne und Grundrisse, nach denen ihre Dörfer und Äcker angelegt und gestaltet sind. Die Familienliebe und der häusliche Sinn, so wie eine starke Abneigung gegen öffentliche Vergnügungen ist hier überall zu Hause. Was Reisende über Kinderzucht, Elternliebe u. s. w. in Holland beobachtet und berichtet haben, kann man auch in Bremen und dessen Nachbarschaft gelten lassen. Sogar manche spezielle Gewohnheiten und Ausdrucksweisen gleichen sich oft in überraschender Weise. So ist es z. B. in den holländischen Geschwisterkreisen Sitte, den Familienvater „den Alten“ zu nennen, statt „mein Vater“, „mein Alter“ zu sagen. Diese nicht sehr gefällige Sitte besteht auch in Bremen und Hamburg, wo auch der Prinzipal von den Handlungscommis „der Alte“ genannt wird. Die ganze Art des Umgangs, des bürgerlichen und betriebsamen Lebens gleicht sich bis in die kleinsten Züge. So z. B. schleppen die Obsthändlerinnen, die Gemüseverkäufer, Fischfrauen u. s. w. ihre Waren von Haus zu Haus und bringen sie den Hausfrauen in die Küche.

Es ist wunderbar, daß eine so gleichartige Masse, wie die niedersächsischen Stämme sie darstellen, die in Bezug auf ihre äußere wie innere Welt so sehr mit einander harmonieren, in politischer Hinsicht stets so sehr geteilt war. Zu keiner Zeit hat es ein alle niedersächsischen Stämme umfassendes Staatswesen gegeben. Stets haben sie sich als eine Anzahl kleiner Republiken, Freistädte, Grafschaften und Fürstentümer dargestellt. Aus dem Koloniengebiet der Niedersachsen im Osten hat sich jetzt ein großes und starkes Staatswesen hervorgebildet, das immer mehr niedersächsische Stämme um sein Centrum vereinigt hat. Preußen ist der Kristallisationspunkt geworden, an welchen nicht nur alle Niedersachsen und Norddeutschen sich angelegt haben, sondern auch (1870) Bayern und Württemberger — es ist der Schwerpunkt für ganz Deutschland geworden.

4. Der Holländer.*)

Wer aus andern deutschen Landen nach Holland kommt, wenn er die Menschen und ihre Art und ihr Leben sieht, ihre Flüsse, Kanäle, Gräben, Schleusen und Deiche, ihre mächtigen Häfen, Werften, Landstraßen, Städte, Festen, Schlösser und Türme, die Tüchtigkeit, Kühnheit, Zweckmäßigkeit, Nettigkeit, Sauberkeit, Klarheit in allem: so steht er still, staunt und wundert sich. Wenn er es länger gesehen und ruhig betrachtet und genauer nach allem sich erkundigt hat und vollends die Geschichte dieser Menschen näher erforscht: so steht er still, lobt und bewundert. Denn alles dies, dieses reiche Land, diese prächtigen Städte, diese blanken, freundlichen, städtegleichen Dörfer hat der denkende und arbeitsame Mensch aus dem Schlamm hervorgehoben und zum Teil den Wogen des Meeres abgewonnen. Am meisten aber haben Holland und Seeland diesen Niederlanden das Gepräge aufgedrückt, und darum müssen die Niederländer es sich gefallen lassen, bei den Fremden durchweg Holländer zu heißen.

Aber diesen Menschen, wie soll man ihn beschreiben? Etwa wie ihn der Schwabe oder Thüringer ausschreit: ein Kerl mit Froschblut, mehr Wasser als Blut in den Adern, langsam, klotzig, steif, kalt, pedantisch und förmlich, kurz, nichts als Steifheit, Langweiligkeit und Förmlichkeit? So ist der Schein, und so ist das erste Aussprechen des Gefühls, welches er bei Fremden erweckt; aber du mußt tiefer hineinbohren, länger und aufmerksamer betrachten und wirst dann anders sprechen müssen. Denn wer darf wohl so hinfahren über ein Volk, das ein solches Land gemacht, einen solchen Zustand geschaffen hat, das eine so große Geschichte hinter sich hat, wie diese langweiligen, steifen Holländer? Aber bei alledem, wie sehr man auch die zurückweisen muß, die von den Holländern als einer wunderlichen oder gar lächerlichen Erscheinung reden, so sitzt und steckt in der holländischen Art doch etwas Unbeschreibliches. Man muß sie lange und viel sehen, um sie von innen heraus verstehen zu lernen. Wenn man so in die holländischen Städte und Dörfer kommt, oder in die einzelnen Häuser tritt, und die Menschen so still und langsam, und doch so nett und reinlich, als hätten sie mit Arbeit und Mühe sich nur leicht zu befassen, einhergehen sieht; wenn der Bauer langsam und bedächtig wie ein Storch in seinen hohen Holzschuhen einherschreitet und mit wohlbehaglicher Miene und langsamer, breiter Rede dir begegnet: so könnte dir einfallen, ein so stilles, bequemes Geschlecht könne dieses Land nicht gemacht, diese gewaltigen, herrlichen Werke nicht geschaffen haben, die alten Cyklopen, welche diese Mauern, Türme, Wälle und Deiche aufgetürmt, seien längst ausgestorben und ein matteres Geschlecht habe ihre Stelle eingenommen. Der Holländer steht aber da im Bewußtsein der Wohlhäbigkeit und Behaglichkeit, eben daß er der Schöpfer und Herr dieses Landes ist, wo nur Frösche, Möwen und Rohrdommeln ihre heisere Stimme

*) Nach E. M. Arndt, Versuche in vergleichender Völkergeschichte.

ertönen lassen würden, wenn der Mensch nicht hinzugetreten wäre und mit Spaten, Schaufel und Ruder in der Hand „Es werde!" gerufen hätte. Es ist der stille, zahme Seelöwe, der sich auf die trockenen Klippen in die Sonne gelegt hat. Wenn man diesen Menschen sieht, wie nett seine Kleider, wie wohl gesetzt seine Perücke, wie mit Blumen und Kräutern mancherlei Art sein Flur- und Vorhaus geziert ist, wie er in seinen zierlich geschnörkelten und mit Bildchen verzierten Wänden wochenlang spazieren gehen kann, ohne ein Spänchen zu verrücken; wenn man sieht, wie er seine Gärten mit allerlei bunten Muscheln und Steinen ausgelegt und die Bäume und Sträucher zu allerlei regelrechten Figuren geschnitzt hat; wenn man in seinen Kuhstall tritt, der so reinlich und nett gefegt ist, daß eine Prinzessin mit ihrem Schleppkleide hindurchgehen könnte, ohne daß sich etwas Ungebührliches daran hängte: dann begreift man den Inhalt des holländischen Wortes Moje, diesen Inbegriff alles Zierlichen, Bequemen und Wohlgeordneten. Dieses holländische Wort drückt ganz das holländische Wesen aus. Aber störe den Seelöwen auf, jage ihn von den Klippen der stillen, sonnigen Lage ins Wasser, da siehst du ihn spielen und plätschern, da hörst du ihn brausen, da bläst er das Wasser aus seinen Nüstern himmelan, da brüllt auch sein Zorn mitunter auf, daß dir vor Grausen die Haare zu Berge stehen. Der sonst so stille und ruhige Mensch wird ein ganz anderer, wenn er auf dem Meere schaltet und waltet, seine Hände und Füße regen sich geschwinder, wenn er den Wellen und Winden trotz bietet. Freilich ist er ruhig und besonnen und behaglich, aber in seinem Innern steht eine Hartnäckigkeit, eine Trotzigkeit, Festigkeit und Entschlossenheit des Willens, die der Teufel nicht beugen kann; wie sehr auch in vielen eine gewisse stumme Trockenheit und langweilige Einerleiheit sich zeigen mag, jeder Holländer ist doch ein voller Mensch für sich, mit vielem Eigenwillen versehen, und zwar nicht bloß mit dem Eigenwillen eines Pedanten. Die Sprache ist pedantischer und noch träger, als der Mensch, höchst eintönig und unmusikalisch, der einförmigen Tiefebene entsprechend.

Um der Einförmigkeit seines Landes gleichsam zu entgehen, hat sich der Mensch hier mit einem besonderen Schmuck des Lebens umgeben müssen. Die übertriebene Reinlichkeit und Sauberkeit, die uns andern Deutschen oft peinlich wird, Blumenliebe und Blumenpflege noch mehr als bei den belgischen Nachbarn, sie ist eine holländische Leidenschaft — eben so die Farbenfreude; daher hat hier die Malerei fröhliche Zeiten gehabt. In diesem Lande der Sümpfe und Heiden und Marschen, wo nur um die Dörfer und Kanäle einzelne Baumreihen sich erheben, und der Mensch hinter seinen Deichen und Wällen den Pflug und die Sense rührt; hier, wo die Nähe des Meeres und die fast immer nasse Erde eine feuchte, matte Luft und einen umnebelten Himmel erzeugt; hier, wo Torf- und Moorboden und Steinkohlenstaub alles in Schmutz verkommen lassen würde, wenn der Mensch sich nicht dagegen wehrte; hier mußte er sich in der Freude am Netten, Heitern und Bunten eine fröhliche Gegenwehr gegen das Graue und Trübe bereiten. Man muß

dies um so höher anschlagen, je mehr man Schmutzlande sieht, die ihre Bewohner ruhig Schmutzlande bleiben lassen.

Also der stille Seelöwe, der fest und ruhig waltet, der unter einem ruhigen, wie mit einem dämmernden Schlummer übergossenen Äußern einen trotzigen Mut und eine tiefe Leidenschaft verbirgt, das ist der Holländer! Denn rühr' ihn nur an, wo sein Leben sitzt, und wo er dieses Leben bedroht fühlt, und du wirst sehen, mit welchen Zornflammen er auflodert, und wie der geweckte Aufruhr seiner Natur alles um sich her niederwerfen will. Erinnere dich der Geschichten von Albas Tagen, oder als die Oldenbarneveld und de Witte als Opfer fielen; durchblättere die Geschichten von Brügge, Gent, Antwerpen, Dordrecht, Leyden und anderen Städten — durch das ganze Mittelalter, und du wirst an der Küste dieser Seelande immer noch ähnliche Erscheinungen finden. Ungestüm und unbändig, wenn dieser friesische Mann seine Art und seine Freiheit in Gefahr glaubt, fest und still in den gewöhnlichen Zuständen des Lebens.

Wie gesagt, er hat das Gefühl, — und wer wagt es ihm zu bestreiten? — daß dieses Land im eigensten Sinne sein Land ist, daß er selbst es sich geschaffen hat. Er hat im Kampf und in der Arbeit seiner Schöpfung alles, was Verstand, Mut und Besonnenheit heißt, zusammennehmen müssen; Zucht, Ordnung, Klarheit des Urteils, Nüchternheit der Überlegung sind auf solche Weise sein Wesen geworden, darum haßt er alles Verschwimmende, Unbestimmte, Übertriebene in Gefühlen und Gedanken und schilt es gern deutsche Krausköpfigkeit, deutsche Schwärmerei.*) In seinen Gesetzen wie in seiner Religion ist er daher gern auf dem Wege der Klarheit geblieben. Der Genfer Calvinismus war der einfachen, klaren Form seiner Verfassung angemessen, darum nahm er ihn an, als übereinstimmend mit dem Demokratischen seines Charakters. Der strenge, trockene holländische Calvinismus steht offenbar in einer gewissen Ähnlichkeit mit dem englischen Protestantismus, nur daß die englische Hochkirche das monarchische, ritterliche Element des Glanzes und der Pracht, gleichsam eine Darstellung der äußerlichen Herrschaft der Kirche, die dort besteht, beibehalten hat. Denn in dem ganzen englischen Volke, wie demokratisch wunderlich sich auch der einzelne gebärden mag, herrscht doch ein adeliger, aristokratischer Sinn vor. Es ist diese Ähnlichkeit und dieser Unterschied gleichsam das unterscheidende Bild der beiden Völker. Beide haben den Sinn und das Streben des Klaren, Festen und Bestimmten im Leben und in der Verfassung, beide fragen bei allem, auch bei dem Höchsten: was nützt es? wie steht und besteht es auf der Erde? Sie fliegen mit dem Deutschen nicht gern so hoch, daß ihnen der Boden unter den Füßen schwindet. Sie sind auch im religiösen Leben mehr auf ein Feststehendes, auf die Orthodoxie hingewiesen. Darum kommt der Holländer als ein mehr trockener und klarer Mensch auch mehr mit dem Engländer überein, als mit dem Deutschen.

*) Krollebol schilt er wohl den Deutschen, wenn er eine äußere Ziererei und eine nnere Verworrenheit der Gedanken bezeichnen will.

5. Bremerhaven, Bremen und die Bremer.*)

Bremerhaven ist jetzt im Verlauf der letzten Jahrzehnte ein hübscher blühender Ort geworden und giebt in der Schnelligkeit seines Wachstums, seiner Bauart und Anlage einen Vorgeschmack von Amerika und das treueste Bild einer neuen amerikanischen Stadt. Die Hauptstraße geht längs des Hafens, und an diese schließen sich dann, teils in parallelen Linien, teils unter rechten Winkeln, die übrigen Straßen an. Von dem schon fertigen Kern sieht man überall neue Straßen ausgesteckt und neue Häuser aufschießen, zwischen denen die Lücken sich bald ausfüllen werden. Auch das Wirtshaus, in welchem wir abstiegen, schien ganz so eingerichtet, wie eins in den neuen Städten des inneren Amerika. Es war halb Gasthof, halb Kaufhaus. Auf der einen Seite waren die Gastzimmer, auf der andern ein großer Kramladen, in welchem alle möglichen Dinge zu kaufen waren. Auch wurde hier überall von Amerika mehr gesprochen, als von Deutschland und Europa. Wirtshäuser, Straßen, Häfen, alles war gedrängt voll mit geschäftigen Menschen, unter denen viele Amerikaner und Engländer, auch schwarze Afrikaner, Matrosen eines nordamerikanischen Schiffes. Mit den Gästen, Schiffern und Auswanderern mögen hier im Sommer wohl 14,000 Menschen beisammen sein. Sonst hat der Ort jetzt über 12,000 bleibende Einwohner. Es ist der blühendste und geschäftigste Ort unter allen den kleinen Weser- und Elbestädten unterhalb Hamburg und Bremen.

Die Einwohner, welche sich hier allmählich angesiedelt haben, sind entweder Hafenarbeiter, Hafenaufseher und Beamte, oder Gastwirte und Krämer aller Art, oder zurückgezogene Schiffskapitäne, welche den Geruch der See lieben, oder Kommissionäre, Bremer Kaufleute, oder endlich auch selbständige größere Kaufleute, zum Teil ganz neue Etablissements, zum Teil solche, die von Brake und andern kleinen Hafenorten übersiedelten. Wenn gleich die Bremer nicht fürchten, daß dieser Ort ihnen über den Kopf wachsen könnte, so geht er doch offenbar einer größeren Zukunft entgegen. Seine ganze Bedeutung wird er dann erlangen, wenn erst die Eisenbahn von hier durch die hannöverschen Marschen und Heiden nach Hamburg, von der man viel spricht, ausgeführt sein wird. Es liegt in den natürlichen Verhältnissen der Umgebung, daß Bremerhaven dann auch ein Speditions- und Kommissionsort für Hamburg werden muß. Nach hundert Jahren wird man mehr von Bremerhaven hören als jetzt, und man wird dann dem Begründer dieses Orts, dem Bürgermeister Smidt von Bremen, vielleicht ein großartiges Denkmal setzen.

Bürgermeister Smidt hat hier ungefähr so verfahren, wie dereinst Dido an der Küste von Karthago. Wie diese hat er sich die Gestalt der Gewässer und des Ufers betrachtet, einen guten Punkt erwählt, dann den Meßriemen

*) Nach J. G. Kohl.

zur Hand genommen, ein Stück Land in der Nähe dieses Punktes abgemessen und nun auf kluge Weise mit dem Könige und Besitzer des Binnenlandes unterhandelt und ihm das Stückchen Uferland abgekauft. Auch Karthago wird in den ersten Jahrzehnten nicht viel größer als Bremerhaven, vielleicht nicht einmal so groß gewesen sein.

Die Gunst der Naturverhältnisse, mit Rücksicht auf welche die neuen Karthaginenser eben hier ihre Ochsenhaut ausspannten, kann man sich durch einen Blick auf die Karte klar machen. Die Weser mündet in einen weiten Meerbusen aus, der sich nach Südosten hinab trichterförmig zusammenzieht. Da, wo der kleine Nebenfluß, die Geeste, einmündet, ist etwa der Endpunkt dieses Trichters. Hier ziehen sich die Gewässer bedeutend zusammen, und der Fluß nimmt zugleich, einen Winkel bildend, eine andere Richtung, nämlich eine entschieden nördlich-südliche. Man kann daher hier die erste eigentliche Binnenmündung der Weser annehmen. Bis hierher ist die Weser so tief, daß Schiffe jeden Tiefganges hierher gelangen können. Auch sind dann die Schiffe hier im Innern des Trichters auf der Rhede von Bremerhaven vor allen Seestürmen gesichert. Die Geeste, welche eben hier einmündet, ist zwar nur ein kleiner Fluß, aber weil die Flut und Ebbe in sie eindringt, ist ihre Mündung sehr ausgetieft und zum Einlaufen großer Schiffe geeignet. Die Weserschiffe suchten daher auch schon seit alten Zeiten diesen Zufluchtsort auf, und es lag hier schon immer ein kleiner Hafen, Geestendorf, der für die Weser wichtig war.

Dazu kommt aber noch, daß diese rechte Seite der Weser im Winter von Eisgefahren freier ist als die linke Seite. In dieser Beziehung muß man folgendes bemerken: Zuerst ist die Mündung der Weser, als des südwestlichsten unserer großen Flüsse, die wir Deutschen ganz bis zu ihrem Ausgang beherrschen, — denn die Mündung des Rheines beherrschen wir nicht — weniger von Frost und Eis heimgesucht, als irgend eine andere. Die Weser hat in Bezug auf Klima und andere Verhältnisse etwas mehr von den holländischen Gewässern, denen sie benachbart ist. Unsere Ostseeströme starren noch lange von Eis, wenn die Weser längst frei ist. Ja es giebt Winter, in denen die Weser immer zugänglich bleibt; sie hat in dieser Beziehung sogar von der nahen, aber etwas weiter östlichen Elbmündung Vorzüge, bei der größere Eismassen herabkommen. Man kann in Bezug auf das Zufrieren der Weser drei Abteilungen machen. Die Weser bei Bremen und bis hinab nach Vegesack, bis wohin sie noch ein schmaler Fluß ist, friert fast alle Winter zu. Von Vegesack an bis Bremerhaven, wo sie einen mächtigen breiten Strom darstellt, in dem des Meeres Ebbe und Flut auf- und abzieht, friert sie nur bei sehr harten Wintern zu. Doch endet auch dann der Eisteppich immer eine Strecke oberhalb Bremerhavens. Von Bremerhaven abwärts, wo der Strom in einen breiten Meerbusen eintritt, friert sie fast nie zu. Dieser Umstand ist nicht nur für Bremerhaven, sondern auch für die amerikanischen Dampfboote von großer Wichtigkeit.

Der Hafen von Bremerhaven bot einen reizenden Anblick. Es lagen

so viele Schiffe vor Anker, als der Hafen nur fassen konnte, und außerdem noch viele auf der Rhede, lauter ausgezeichnete, große, treffliche Fahrzeuge, und zwar meistens Bremer, darunter auch einige Amerikaner, Engländer und Schweden. Die Kenner von Schiffen waren selber entzückt über den Anblick. „Nie in meinem Leben," sagte mir ein Newyorker Kapitän, „sah ich einen Hafen mit lauter solchen feinen, stattlichen Segelmaschinen."

Den Ruhm muß jeder den Bremern lassen: von allen Städten Deutschlands haben sie die größte, zahlreichste und schönste Handelsmarine, lauter solid gebaute, meist neue Schiffe, lauter gute Segler, fast durch die Bank die kundigste Schiffsmannschaft. Die den Hamburgern eigen gehörende Handelsmarine ist viel unbedeutender, als die der Bremer. Es kommen meistens englische Schiffe und Matrosen nach Hamburg. Die an den Weserufern wohnende Bevölkerung scheint also segeltüchtiger zu sein, und die schöne große Elbe, das reiche üppige Hamburg scheint mehr die Bequemlichkeit zu lieben. Die kleinere, mancher künstlichen Nachhülfe bedürftige Weser hat ihre Leute rühriger und spekulativer gemacht. Auch von den Weserlotsen an der Mündung der Weser sagte man mir, daß sie viel rühriger und wachsamer seien, als die Elblotsen. Sie gingen den Schiffen, die etwa in Verlegenheit wären, mit großer Aufopferung entgegen und paßten stets gut auf. Ein Schwede äußerte sich im Gespräch mit einem Engländer folgendermaßen: Zuerst demonstrierte er seinem Reisegefährten, daß die Bremer Kaufleute in hohem Grade ausgezeichnet wären durch Bildung und Solidität des Charakters, und sie genössen, sagte er, in aller Welt des besten Kredits. Am meisten aber zeichne sie, insbesondere im Vergleich mit den Hamburgern, ihr spekulativer Sinn aus. Der von der Natur mehr begünstigte Hamburger lasse es eher an sich kommen, er erwarte Kommissionen vom Auslande, die er alsdann ausführe. Auch sei sein Handel, obwohl dem Quantum und Werte nach größer, doch dem Handelsgebiete nach viel kleiner als der Bremer. Der Hamburger Handel sei hauptsächlich mit den Ländern um die Ost- und Nordsee herum, der Bremer dagegen ziehe in die ganze Welt hinaus. Der Bremer Handel sei mehr Aktivhandel als Kommission, er fahre mit eigenen Schiffen, auf eigenes Risiko, spüre selber den Handelsaufträgen nach. Die meisten überseeischen Ansiedelungen der Hansa rührten von Bremer Kaufleuten her. Die Bremer gingen schon als junge Leute in alle Welt, nach Baltimore, Havanna, Portorico, New-Orleans, Caracas, Rio-Janeiro u. s. w., etablierten sich da eine zeitlang, lernten die Lage des Ortes und seine Verhältnisse kennen und kämen dann nach Jahren mit mancher Kenntnis und einem kleinen oder großen Kapitale ausgerüstet nach Bremen zurück, um nun von hier aus mit dem fremden Lande weiter zu spekulieren.

Und wie der Schwede sagte, verhält sichs auch. Die jungen Bremer Kaufleute sind von allen am meisten auf Reisen. Die Stadt Bremen selbst ist ein so langweiliger Ort, daß jeder junge Mann froh ist, wenn er sie im Rücken hat. Kommt er dann wieder heim und heiratet, so weiß er wieder nichts anderes zu beginnen, als zu rechnen, zu spekulieren und zu sinnen,

wie er sein Geschäft vergrößern will; denn keine Zerstreuungen anderer Art ziehen ihn davon ab. Die Hauptunterhaltung des Bremer besteht im gewandten Rechnen, im Anhören der Sonntagspredigt und im guten Essen und Trinken. Wer hier kein Prediger, Kaufmann oder Feinschmecker ist, muß sich furchtbar langweilen, und gar ein Fremder, der nicht genaue Bekanntschaften unter den Bürgern hat, kann nichts Besseres thun, als in den Ratskeller zur berühmten Frau Rose und den noch berühmteren Aposteln zu pilgern, oder hinauszufahren nach Vegesack und Bremerhaven.

---

6. Hamburg.

Alle großen Städte greifen mit ihren äußersten Lebensfasern über ihr Weichbild hinaus. Man ahnt sie daher nicht bloß von ferne, man fühlt sogar ihre Nähe sehr deutlich. Auch Hamburg macht von dieser allgemein gültigen Regel keine Ausnahme. Wer sich von Lübeck her dieser mächtigen Metropole der Niederelbe nähert, bemerkt ihre Nähe schon hinter Wandsbeck. Die größere Lebendigkeit der Straße, die sich mehrenden Landhäuser, später das Entgegenrollen eleganter Gigs und Kabs, alles deutet auf die Nähe einer großartigen, starkbevölkerten Welthandelsstadt. Weniger bemerklich macht sich Hamburg für Reisende, welche auf der Berliner Eisenbahn ankommen, weil der Schienenweg von Bergedorf aus durch die Niederungen zwischen Elbe und Bille fortzieht, und in diese nur durch künstliche Vorrichtungen wasserfrei zu haltenden Gegenden der Hamburger seine Landhäuser nicht vorzuschieben wagte. Nur wenn die Nacht hereinbricht, bevor der Zug Hamburg erreicht, deutet der flutende Lichtschimmer in der Luft die Gegend an, wo es liegt, bis die weißen, scharfen Lichtpunkte seiner tausend Gasflammen uns die Umrisse des riesigen Stadtkörpers deutlicher erkennen lassen.

Wien und Berlin sind ungleich größer als Hamburg, aber lebhafter sind sie nicht. In jenen Städten konzentriert sich der große Verkehr, das Menschen-, Pferde- und Wagengewühl auf gewisse Punkte, die, mögen sie auch umfangreich sein, im Verhältnis zum Ganzen doch immer nur Punkte bleiben. Hamburg dagegen ist mit alleiniger Ausnahme eines Teils der Vorstadt St. Georg von einem Ende zum andern gleich belebt. Dies giebt ihm den scharf ausgeprägten Charakter einer ausschließlich von der größten und unbegrenztesten Handelsthätigkeit seiner Bewohner lebenden Stadt. Ich will nicht behaupten, daß dies für jedermann, namentlich für Nichtkaufleute, angenehm sei, wohl aber ist es interessant, weil der erste Eindruck der Stadt immer derselbe bleibt und immer von neuem, trotz einer gewissen Stereotypie, fesselt und anzieht.

Wer Hamburg kennen lernen will, darf es nicht von der Vogelperspektive etwa eines eleganten Hotelzimmers aus oder zurückgelehnt in die

purpurroten Sammetkissen einer Droschke betrachten. Hamburg ist an verschiedenen Orten ein anderes, obwohl derselbe Pulsschlag, der Handel all seine Teile belebt. Gegen Ost und Süd breitet sich auf niedrigem Sumpflande die Altstadt aus. Hier am Deichthore fällt ein schmaler Elbarm in die Stadt und ergießt sich, in mehrere Kanäle rinnend, durch das gewaltige Häuserkonvolut, um weiter unten, in der Mitte des großen Stadtkörpers, sich wieder mit dem mächtigen Strome der Vorderelbe zu vereinigen. Die Bauart der Häuser in diesem Stadtteile hat wenig Anziehendes, verrät aber sehr deutlich ihren Ursprung, den auch einzelne Straßenbenennungen, wie „holländischer Brook", „holländische Reihe", andeuten. Die Bauart ist holländischen Ursprungs, wie es denn überhaupt sehr begreiflich ist, daß just hier zwischen Wasser und halbem Sumpf Holländer auf den Einfall kommen konnten, Häuser zu bauen und Handel und Wandel zu treiben.

Ein Fremder, dem Hamburg vielleicht als eine schöne luxuriöse Stadt geschildert worden ist, findet sich in diesem Stadtteile, der allein schon eine recht umfangreiche deutsche Mittelstadt ausmachen würde, sehr getäuscht. Hier ist nichts schön, hier ist nichts, was Glanz und Luxus vermuten läßt. Die Häuser, großenteils auf einem Unterbau von Holz stehend, hocken krumm und schief nebeneinander und sehen nicht selten aus, als wollten sie sich mit ihren hohen Giebeln zärtlich umarmen. Vier, fünf bis sechs Stock hoch, ist jedes höhere Stockwerk über das niedrigere um mehrere Zoll oder Fuß weit vorgebaut, um auf solche Weise den karg zugemessenen Bodenraum durch Benutzung des steuerfreien Luftraums zweckmäßig zu ersetzen. Dies macht die äußerst belebten langen, gewundenen Straßen sehr düster, weil der Himmel oft nur als blaues Band, oder als grauer, dunstiger Nebelstreif zwischen den Spitz- und Stumpfgiebeln hereinflattert. Noch trauriger anzusehen sind die Kehrseiten vieler solcher Straßen. Wie nämlich an der Vorderseite der gepflasterte Weg fortläuft, so schlängelt sich an der Hinterseite ein bald breiterer, bald schmälerer Kanal durch das Häuserlabyrinth, in Hamburg Fleet genannt. Über diese Fleete neigen die Häuser ihre Giebel in oft wahrhaft bedenklicher Weise. Da jedoch eines das andere stützt und trägt, so hält das schreckhaft anzusehende Gerümpel doch aus und trotzt allen Stürmen der Elemente.

Beim Anschwellen der Flut, der Segenspenderin Hamburgs, füllen sich die Kanäle rasch mit lebendigem Wasser, auf dessen Wellen zahllose kleine Schiffe, Kähne, Flachboote, Schuten, und wie diese Dienerinnen der Schiffahrt alle heißen mögen, heranschwimmen, befrachtet mit allen möglichen Schätzen der Erde. Hoch oben aber an den schwarzen überhängenden Giebelenden der Hinterhäuser öffnen sich verschlossene Luken, ein Tau, eine Kette schnurrt oder klirrt herab zum Kanal, und tausend geschäftige Hände sind bemüht, hier die Erzeugnisse der nordischen Erdstriche, dort die Produkte der heißen Zone, die Schätze beider Indien emporzuheben auf die Lagerböden der geräumigen Speicher. Mag man ein Jünger Merkurs sein oder nicht, dieses ameisenartige Treiben tagaus, tagein, früh und spät, mit Ausschluß der

Sonn= und Festtage, welche der Hamburger streng heilig hält, bleibt immer interessant, wenn es auch, wie alles Stetige, an einer gewissen Monotonie leidet.

Es läßt sich leicht denken, daß der Kaufmann Wohnungen, die für seinen Geschäftsbetrieb so vorteilhaft gelegen sind, ungeachtet ihres wenig anziehenden Äußern, sehr hoch schätzt. Der Straße zugewendet ist sein Comptoir, oft genug ein unscheinbares, dunkles Zimmer; im Hinterhause, unmittelbar an dem Fleet, befindet sich der Speicher, auf dessen Böden die gefällige Woge ihm Waren aus allen Weltteilen geräuschlos, und ohne daß er sich viel darum zu bekümmern braucht, zuträgt. Was Wunder, daß er das alte, verbaute Haus, in dem es zahllose Treppen und Treppchen giebt, wo es zwar nicht an Fenstern, desto häufiger aber an einer festen Wand gebricht, doch nur ungern verläßt! Darum wimmelt es auch in diesem Straßenknäuel von geschäftigen Menschen, wie in einem Bienenkorbe. Es schwirrt und summt, es ruft und schreit, es knallt und lärmt ohne Aufhören auf Straßen, Brücken und in Gängen; ja selbst in die Erde hinein hat sich das Leben gewühlt, um halb unter der Straße, in gleicher Höhe mit dem Niveau des von der Flutwelle gefüllten Fleets, zu handeln und vom Gewinn dieses Handelns zu leben und selbst Reichtümer zu sammeln.

Man muß sich wundern, daß viele Tausende ihr ganzes Leben in diesen Kellerwohnungen verbringen, die keine andere Annehmlichkeit besitzen, als daß sie ihre Inwohner gut ernähren. Es fehlt in den meisten dieser Keller alles, was die moderne Welt unter dem Namen Komfort versteht. Der Raum ist unglaublich beschränkt, finster, modrig, feucht, und die Vergünstigung, in solchen Räumen wohnen zu dürfen, obendrein kostspielig. Beginnen aber im Frühjahr und im Herbst die Äquinoctialstürme, und rollen die ungeheuern Flutgebirge der Nordsee gegen die flachen Küstenlande der Niederelbe, dann stauen sich die Wassermassen des Stroms zur Flutzeit zurück, bäumen sich hoch auf und dringen durch die Fleeten in diese Kellerwohnungen, dieselben oft meterhoch mit trübem, schmutziggelbem Wasser füllend. Und dennoch verläßt der Inhaber des Kellers sein Haus nicht, es müßte denn infolge einer Springflut seinem Leben Gefahr bei längerem Verweilen drohen. Fälle dieser Art werden durch das Lösen der Lärmkanone angezeigt.

Die Häuser in diesem Stadtteile sind mit sehr wenigen Ausnahmen schlecht gebaut. Ein hölzernes Geripp, mit Ziegelsteinen ausgesetzt, ist so ziemlich die ganze daran verschwendete Architektur. Gewöhnlich fehlt es an sogenannten Brandmauern, welche die einzelnen Häuser von einander trennen und jedes Haus als ein für sich bestehendes von den Nachbarhäusern absondern. Hier lehnt sich Haus an Haus ohne solche Brandmauer, woraus großenteils die Verheerungen der Feuersbrunst von 1842 sich erklären. Brände in diesem eng und leicht gebauten Häusergewirr müssen, finden sie gleich beim Entstehen viel Nahrungsstoff, und treibt ein ungünstiger Wind die Flamme über die Satteldächer der Nachbarhäuser, immer gefährlich werden. Daß dennoch bei den sehr häufig vorkommenden Bränden in Hamburg selten wirklich bedeutende Feuersbrünste stattfinden, möchte nur darin seine

Erklärung finden, daß der überaus starken Bevölkerung wegen jegliche Feuersgefahr sogleich entdeckt wird. Nur einzelne Straßen, wie die große Reichenstraße, die Gröningerstraße, die Katharinenstraße ꝛc., sind besser gebaut und haben zum Teil Häuser, welche den alten stolzen Kaufmannshäusern Lübecks zwar nicht gleichkommen, aber doch ähneln.

Nicht viel besser gebaut ist der westlich gelegene Stadtteil, die Neustadt. Auch diese Region Hamburgs trägt den Stempel altholländischer Bauart, nur hat dieselbe ihrer höhern Lage wegen von den Flutbewegungen des Meeres und dem Hochwasser der Elbe nichts zu leiden. Der Verkehr ist eben so stark und auf einzelnen Straßen, wie dem alten und neuen Steinwege, der Fuhlentwiete, die sich schlangenartig durch dieses Stadtviertel windet, übertrifft er sogar noch den in der Altstadt. An Werkeltagen wogt auf diesen Straßenkanälen, welche den Verkehr mit Altona vermitteln, ein solcher Strom von Menschen, Pferden und Wagen, daß dieses ununterbrochene Gewühl hin und wieder Drängender nur etwa von dem Leben auf dem Toledo, der Hauptstraße Neapels, übertroffen wird.

Zwischen diesen beiden Städten — denn Städte muß man beide Hälften nennen — mitten inne liegt der Neubau, welchen die auflodernde Flamme des 5. Mai 1842 geschaffen hat. Drei Tage und eben so viele Nächte verwandelten genau den Kern der gewaltigen Stadt, und darunter die unbedingt schönsten Straßen, in einen glühenden Aschenhaufen. Dieser Neubau macht gegenwärtig Hamburg zur glänzendsten Stadt in Deutschland.

Man kann vielleicht Gegründetes an der Architektur dieses neuen Stadtteils auszusetzen finden, zugeben wird man immer müssen, daß der Totaleindruck dieser Stadt von Palästen großartig, überraschend, fesselnd ist. Die alten, seltsam gegiebelten Häuser Lübecks mit ihren bunten Ziegelreliefs, ihren bald verwischten, bald durch das Wetter zerstörten Zieraten sind malerischer und lassen uns glauben, es müsse in dieser steinernen Romantik auch ein wunderbar romantisch gesinntes Geschlecht wohnen. Hamburgs Prachtpaläste geben romantischen Gedanken keinen Raum, und dennoch liegt auch in ihnen etwas seltsam Fesselndes. Wenn man herabsieht auf diese Straßen, dann glaubt man eine Stadt von Burgen vor sich zu haben, so hoch getürmt steigen diese Häusermassen empor, und so mittelalterlich solid sind viele Fenster, Balkone und Giebelzinnen derselben aufgeführt. Ein bestimmter architektonischer Geschmack herrscht nicht vor, wohl aber läßt sich deutlich erkennen, daß Haltbarkeit, zweckmäßige Benutzung des vorhandenen Raumes und das Bestreben nach Komfort sich gegenseitig die Hände reichen. Ich denke mir Edinburgh ähnlich gebaut, nur daß in der schottischen Hauptstadt die terrassenartig am Berg emporsteigenden burgartigen Gebäude dieser ein ungleich imposanteres Äußere verleihen müssen. Die meisten Häuser des Neubaues haben bei einer Höhe von 4—5 Stockwerken platte Dächer, was uns bisweilen glauben machen kann, wir befinden uns in einer Stadt Südeuropas.

Den Glanzpunkt dieses von den Flammen verheerten und aus der Asche

seitdem wieder neu entstandenen Hamburgs bildet das Alsterbassin, das auf drei Seiten von den langen Palastfronten des Alsterdammes, des alten und neuen Jungfernstieges umrahmt wird. Dem schönen Jungfernstiege kann keine andere deutsche Stadt etwas Ähnliches an die Seite stellen. Namentlich des Abends, wenn tausend Lichter der nahen Paläste und Gasthäuser in der blauen Alsterflut sich spiegeln, wenn ringsum Gesang und Saitenspiel und frohes Leben erschallt und auf dem Wasser die Gondeln sich schaukeln: glaubt man nicht in einer norddeutschen Stadt, sondern in einem Venedig oder in einer noch lebhafteren süditalienischen Stadt zu sein. Allerdings würde dieser schönste Teil Hamburgs noch schöner sein, bildete er statt eines gegen Norden zu offenen Vierecks einen kolossalen Halbkreis, was vielleicht bei der neuen Anlage möglich gewesen wäre, hätten die Erbauer nicht Nützlichkeitsrücksichten vorwalten lassen.

Der Anblick dieser größten deutschen Handelsstadt ist wunderbar schön und märchenhaft, wenn man sie plötzlich des Nachts betritt und in ein Glanzmeer leuchtender Flammen fast eingetaucht wird.

Doch noch viel schöner und wahrhaft groß und erhaben ist der Anblick Hamburgs, wenn man von Harburg, im Glanz der Abendsonne, hinüberschifft; das höher gelegene Altona, das sich stolz zur Nebenbuhlerin der Königin der Hansastädte aufgeworfen hat, scheint mit Hamburg in ein großes Ganzes zusammenzufließen. Die Elbe ist ein Meer, übersäet mit grünen Inseln; Türme und Schiffsmaste starren empor, überall Leben und Wirken zu Wasser und zu Lande. Der Strom, durch einige Dutzend Inseln geteilt, die teils der Stadt, teils dem Königreich Preußen (Provinz Hannover) angehören — darunter der Billwerder, dessen 100 Windmühlen ihre Riesenarme in der Luft bewegen — mag hier immer 2 Stunden Breite haben; man hat also eine gute Strecke zu fahren, bis man hinüberkommt und kann in aller Muße des großartigsten Anblicks sich freuen.

Sechster Abschnitt.

1. Von Gravesend bis London.*)

Das ist die englische Küste! Durch den Morgennebel schimmern die Türme von Yarmouth. Ein gutes Stück Weges noch in der Richtung nach Süden, und die Themsemündung liegt vor uns. Da ist sie: Sheerneß mit seinen Baken und Tonnen taucht auf. Nun aber ist es, als wüchsen dem Dampfer die Flügel, immer rascher schlägt er mit seinen Schaufeln die hochaufspritzende Flut, und die prächtige Bucht durchfliegend, von der man nicht weiß, ob sie ein breiter Strom oder ein schmales Meer ist, trägt er uns jetzt, an Gravesend vorbei, in den eigentlichen Themsestrom hinein.

Alles Große wirkt in die Ferne: wir fühlen ein Gewitter, lange bevor es über uns ist; große Männer haben ihre Vorläufer, so auch große Städte. Gravesend ist ein solcher Herold, es ruft uns zu: „London kommt!" und unruhig, erwartungsvoll schweifen unsere Blicke die Themse hinauf. Des Dampfers Kiel durchschneidet pfeilschnell die Flut, wir haben noch 5 Meilen bis zur alten City, noch an großen, volkreichen Städten müssen wir vorbei und doch sind wir bereits mitten im Getriebe der Riesenstadt; Greenwich, Woolwich und Gravesend gelten noch als besondere Städte und doch sind sie's nicht mehr; die Äcker und Wiesen, die zwischen ihnen und London liegen, sind nur erweiterte Hyde-Parks; von Smithfield nach Paddington, quer durch die Stadt hindurch, ist eine schlimmere Reise, wie von London-Bridge bis

*) Theod. Fontane, Ein Sommer in London.

Gravesend; nicht mehr Milesend ist die längste Straße Londons, sondern der prächtige Themsestrom selbst: statt der Cabs und der Omnibus befahren ihn Hunderte von Booten und Dampfern, Greenwich und Woolwich sind Anhaltepunkte, und Gravesend ist die letzte Station.

Der Zauber Londons ist — seine Massenhaftigkeit. Wenn Neapel durch seinen Golf und Himmel, Moskau durch seine funkelnden Kuppeln, Rom durch seine Erinnerungen, Venedig durch den Zauber seiner meerentsteigenden Schönheit wirkt: so ist es beim Anblick Londons das Gefühl des Unendlichen, das uns überwältigt — dasselbe Gefühl, was uns beim ersten Anschauen des Meeres durchschauert. Die überschwengliche Fülle, die unerschöpfliche Masse: das ist die eigentliche Wesenheit, der Charakter Londons. Ob man von der Paulskirche oder der Greenwicher Sternwarte herab seinen Blick auf dies Häusermeer richtet, ob man die Citystraßen durchwandert und, von der Menschenmenge halb mit fortgerissen, den Gedanken nicht unterdrücken kann, jedes Haus sei wohl ein Theater, das eben jetzt seine Zuhörerschwärme wieder ins Freie strömt — überall ist es die Zahl, die Menge, die uns Staunen abzwingt, aber auch die Kraft und Energie, die all dem groß sich entfaltenden Leben zu Grunde liegt.

Gravesend liegt hinter uns; noch sehen wir das Schimmern seiner hellen Häuser, und schon taucht Woolwich, die Arsenalstadt, vor unsern Blicken auf. Rechts und links liegen die Wachtschiffe; drohend weisen sie die Zähne, hell im Sonnenschein blitzen die Geschütze aus ihren Luken hervor. Vorbei! Wir haben nichts zu fürchten: Altenglands Flagge weht von unserm Mast; friedlich nur dröhnt ein Kanonenschuß über die Themse hin und verhallt jetzt in den stillen Lüften der Grafschaft Kent. Weiter schaufelt sich der Dampfer an Ostindienfahrern vorbei, die jetzt eben mit vollen Segeln und voller Hoffnung in Meer und Welt hinausziehen; seht, die Matrosen grüßen und schwenken ihre Hütte! Wenn wieder Land unter ihren Füßen ist, so sind es des Indus oder Ganges Ufer. Glückliche Fahrt! Und jetzt ein Invalidenschiff sperrt uns fast den Weg. Alles daran ist zerschossen — es selbst und seine Bewohner. Ein Dreidecker ist's; seine Kanonenluken sind friedliche Fenster geworden, hinter denen die Sieger von Abukir und Trafalgar, die alte Garde Nelsons, ihre traulichen Kojen haben.

Aber lassen wir die Alten! das junge frische Leben jubelt eben jetzt an uns vorüber. Eine wahre Flottille von Dampfbooten, nur heimisch im Themsefahrwasser, kommt unter Sang und Klang den Fluß hinunter. In Gravesend ist Jahrmarkt oder ein Schifferfest. Da darf der Londoner Junggesell, der Commis und Handwerker nicht fehlen; die halbe City, scheint es, ist flügge geworden und will in Gravesend tanzen und springen und sich einmal gütlich thun nach der Melodie des Dudelsacks. Kein Ende nimmt der Festzug: bis hundert habe ich die vorbeifliegenden Dampfer gezählt, ohne zu Ende gekommen zu sein.

Nun taucht Greenwich auf, immer reger wird das Leben, immer bunter der Strom, wie wenn Ameisen arbeiten, hierhin, dorthin, rechts

und links, vor und zurück, aber immer rastlos, so lebt und webt es zwischen den Ufern.

Noch hat unser Fuß London nicht betreten, noch liegt es vor uns, und schon haben wir ein Stück von ihm im Rücken — auf hundert Dampfbooten eilte es an uns vorbei. Die Bevölkerung ganzer Städte ist ausgezogen aus der einen Stadt, und doch, die Tausende, die ihr fehlen, sie fehlen ihr nicht, es ist das gleiche unabsehbare Getümmel.

---

2. Englische Bauten.*)

Die Brücken in London.

Der Themsestrom teilt die etwa 4 Millionen Bewohner umfassende Stadt in zwei Hälften; die Stadtteile London und Westminster liegen auf der Nordseite der Themse, Southwark und Lambeth auf der Südseite. Beide Abteilungen sind durch 13 Brücken (unter welchen zwei Hängebrücken) mit einander verbunden, und diese 13 Brücken gehören zu den architektonischen Glanzpunkten Londons; keine Hauptstadt kann sich solcher rühmen, und Canova erklärte nicht mit Unrecht, der Anblick der Waterloobrücke allein sei schon eine Reise nach London wert. Paris hat mehr Brücken, aber die Seine ist viel weniger breit und tief, als die Themse, und diese noch überdies sehr der Ebbe und Flut des Meeres ausgesetzt.

Man kann sich des Staunens nicht erwehren, wenn man die Southwarkbrücke mit ihren 3 Riesenbogen, von denen der mittlere eine Spannung von 72 m hat, betrachtet. Aber das Staunen wächst, wenn man weiter stromabwärts gleitet und die London-Bridge, schwer und massiv wie ein Gebirgsstück, über den breiten Strom geworfen sieht. Es läßt sich nichts Solideres denken, und man bewundert zugleich die Kühnheit, die Ausdauer und den Reichtum der Mittel, der zu solchem Riesenbau erfordert wurde. Die Werke, welche auf das Praktische gerichtet sind, mögen sie auch noch so schwierig in der Ausführung sein, werden von dem Engländer mit einer Sicherheit und einem Eifer ausgeführt, wie es bei keiner andern europäischen Nation der Fall ist.

Die älteste war die Londonbrücke (London Bridge), 1176—1206 erbaut, 1831 aber abgebrochen und durch eine neue ersetzt, aus Granit mit 5 Bogen, von 294 m Länge und 20 m Breite. Die Southwarkbrücke ist von Gußeisen, hat 270 m Länge und wurde 1814—19 erbaut. Die Blackfriars-Bridge (Schwarzemönchsbrücke) ist 291 m lang, hat 5 Bogen und wurde 1864—69 an Stelle einer baufällig gewordenen alten Brücke geschmackvoll erbaut. Die Waterloobrücke (früher Strandbrücke genannt) ist die schönste; sie ward 1814—17 aus Granit er-

*) Erinnerungen an England und Schottland von Moritz v. Kalkstein (Berlin).

baut in einer Länge von 372 m mit 9 elliptischen Bogen zu 36 m Spannung. Sie gewährt eine malerische Aussicht auf den mittleren Teil der Stadt von Westminster bis St. Pauls. Die **Westminsterbrücke**, 1856—62 an Stelle einer früheren Steinbrücke erbaut, ist 335 m lang, hat 7 eiserne, von Granitpfeilern getragene Bogen und ist eine der elegantesten. Sie bietet eine treffliche Aussicht auf das Parlamentsgebäude. Sehr hübsch ist auch die **Vauxhallbrücke** mit 9 Bogen, 1813—16 erbaut und die neue Alberts-Bridge; Alexander- und Victoria-Bridge sind Eisenbahnbrücken. Es kostete die Erbauung der Londonbrücke 40 Mill. Mark, Southwarkbrücke 16½ Mill., Blackfriarsbrücke 7 Mill., Waterloobrücke 25 Mill., Westminsterbrücke 8 Mill., Vauxhallbrücke 5½ Mill. Mark.

Zur Londonbrücke führt jetzt eine prachtvolle Straße, die durch Abtragung der alten Häuser gebahnt wurde. Man hat von ihr, die gleichsam den Knotenpunkt auf der Themsestraße bildet, einen wahrhaft großartigen Blick auf das weit ausgespannte Panorama der Riesenstadt. Verfolgt man abwärts die Uferkonturen des Stroms, so treten im Osten die hochanstrebenden grauen Steinmassen des Tower dem Blick entgegen. Die zunächst liegenden Docks mit dem Mastenwald ihrer zahlreichen Schiffe schließen den Prospekt. Nach der entgegengesetzten Seite ragt die schöne, himmelanstrebende Kuppel der grandiosen Paulskirche empor. Weiterhin verschwimmen aber die Umrisse dieses architektonischen Bildes in der durch Kohlendampf und Nebeldunst getrübten Atmosphäre; selbst an sonnenhellen Tagen sind Fernsichten nur durch einen Schleier zu schauen.

Die Docks.

In der unmittelbaren Nähe des Tower bis Blackwall, in einer Ausdehnung von einer deutschen Meile, liegen die Docks. Wie alle Unternehmungen in England, so sind auch diese Docks aus Anlage-Kapitalien von Aktiengesellschaften hervorgegangen. Es sind künstliche Wasserbassins zur Aufnahme fremder Schiffe, mit 5—7stöckigen Warenhäusern umgeben. Alle zusammen umfassen einen Flächenraum von mehr als 700 englischen Acres,*) in denen einige Tausend Schiffe ganz bequem Platz finden. Die in den Warenhäusern und auf den Lagerplätzen dieser geräumigen Bassins aufgespeicherten Frachtgüter haben den Kapitalwert von wenigstens 20 Mill. Pfd. Sterling. Der ungeheure Verkehr auf der Themse, in deren Hafen oft an einem Tage 300 Schiffe einlaufen, hat die Anlage dieser Bassins notwendig gemacht. Ohne sie müßte der Strom wenigstens das Dreifache seiner Breite haben, um für alle angekommenen Fahrzeuge hinreichenden Raum darzubieten. Auch würde, da alle Schiffsladungen vor ihrem Absatz an die Londoner Handelshäuser einem Zoll unterworfen sind, die dadurch herbeigeführte Verzögerung oft mit den nachteiligsten Verlusten für die Schiffseigner verbunden sein. Diesem Übelstande wurde durch Anlage der Docks abgeholfen. Sie geben

*) 1 engl. Acre = 0,4 Hektar.

den einlaufenden Schiffen eine bequeme Gelegenheit, ihre Fracht entweder auf den weiten Lagerräumen vor ihren Bassins sofort zu versteuern, oder dieselbe unter Umständen unverzollt in den Warenhäusern bis zu einer passenden Gelegenheit liegen zu lassen. Da bei den fortwährenden Schwankungen des Großhandels häufig das schnelle Ergreifen des Momentes den Ausschlag giebt, so sind diese Anlagen für die Erleichterung und Förderung des Handelsverkehrs von nicht zu berechnender Wichtigkeit.

Von den unmittelbar an den Tower grenzenden St. Katharine-Docks gelangt man durch einige schmutzige, fast ausschließlich von Matrosentavernen eingenommene Viertel zu den London-Docks. Hier spiegelt sich die bewegliche Regsamkeit des britischen Welthandels in den wechselvollsten Formen ab. An den Lagerplätzen vor den Warenhäusern bilden hoch aufgetürmte Faßreihen lange Straßen, zwischen denen sich Handkarren, Wagen, Menschen in dem dichtesten Gewühl fortbewegen. An keiner Stelle des Londoner Hafens, von Gravesend bis London-Bridge, sind die Schiffe verschiedener Nationalitäten so dicht gedrängt. In dem buntesten Gemisch erblickt man holländische Schiffe, Brasilianer mit Kaffee und Farbhölzern, Dänen mit Schlachtvieh, französische Schiffe mit Obst, Gemüse, Eiern, Amerikaner mit Tabak und Zucker, deutsche Fahrzeuge mit Getreide, englische Schiffe mit Kolonialprodukten aus Indien, Australien, Canada und dem Kap.

Jeder Handelsgegenstand hat sein besonderes Viertel. Gleich beim Eintritt liegt das Ivory-House, in welchem ungeheure Vorräte von Elefantenzähnen und Schildkrötenschalen aufgehäuft liegen: ein anderes 5 Stock hohes Magazin, schon durch einen bläulich gefärbten Dunstkreis, der es einhüllt, wahrnehmbar, umfaßt das Indigolager. Daran reihen sich die Warenhäuser für die Theevorräte, die hier in vielen tausend mit chinesischen Etiketten versehenen Kisten in einer Massenhaftigkeit aufgespeichert liegen, wie nicht leicht an einer andern Stelle der Welt. Einer der umfangreichsten Artikel der Einfuhr ist der Tabak. Man veranschlagt die Vorräte desselben auf 600,000 Centner, mit einem Kapitalwert von 4,800,000 Pfd. Sterl. In einem der Warenhäuser „the queens warehouse“ fällt ein aus roten Backsteinen gemauerter, kugelartig geformter, stets brennender Ofen auf. Der Volkswitz hat denselben mit dem pikanten Namen der „Tabakspfeife der Königin“ (the queens Tobacco-Pipe) getauft. Alle verdorbenen oder wegen Einschmuggelung mit Beschlag belegten und wegen der Höhe des Straffatzes nach einem bestimmten Zeitraum nicht abgeholten Waren werden zu möglichst schneller und am wenigsten umständlicher Spedition der rastlos arbeitenden Esse dieser queens Tobacco-Pipe übergeben, und so groß ist die Quantität des hier der Zerstörung anheimgegebenen Stoffs, daß der Ofen nun schon seit Jahren seinen Vernichtungsprozeß vollzieht und sogar die daraus gewonnene Asche für Landwirte, Seifensieder und Besitzer chemischer Fabriken der Gegenstand einer einträglichen Spekulation geworden ist.

Von einem durch ihre Massenhaftigkeit in ganz eigentümlicher Weise anregenden Interesse sind die unterirdischen Weinlager der London-Docks. Man

steigt eine breite Treppe abwärts und gelangt in ein wahres Labyrinth von Weinfässern, das durch viele sich kreuzende Schienenwege, auf welchen die Fässer fortgeschafft werden, durchschnitten wird. Die Richtung dieser Kommunikationen ist durch Öllampen angedeutet, welche besonders an den Kreuzungspunkten eine ungewöhnliche Helle entwickeln und so ein anschauliches Bild dieses Riesenkellers zurücklassen, der wohl das umfassendste unterirdische Gewölbe unserer Zeit ist. Er hat einen Flächenraum von 12 Acres und seine Schienenwege sollen eine Länge von 13 engl. Meilen erreichen. Für die Zulassung in diese unterirdischen Weinlager bedarf es einer Karte, die, mit einer tasting-order versehen, gleichzeitig die Erlaubnis des Kostens der verschiedenen Weinsorten in sich schließt. Jeder Kaufmann, der in den Docks Weinvorräte liegen hat, kann dergleichen Ordres ausstellen. Mit einem solchen passe-partout ausgerüstet und mit einem Grubenlichte versehen, wird man von den Küfern durch die verschiedenen Quartiere der Unterwelt geführt, worin die Geister der verschiedenen Weingottheiten ihren Herrschersitz aufgeschlagen haben; aber schon halb berauscht durch das Einatmen ihrer duftigen Blume versetzen nur wenige Tropfen des Xeres oder Malvasier den Kopf in den Zustand eines Traumwachens, der uns aus jener von Wein- und Lampendunst verdickten Atmosphäre und den niedrigen mit Schimmel bedeckten Gewölben wieder hinausdrängt nach der dem menschlichen Dasein befreundeten Tageshelle.

Weiter gegen Osten liegen noch die West-India-Docks, die größten aller dieser Bassins, mit einem Flächenraum von 300 Acres, in welchem 500 Westindienfahrer gemächlich nebeneinander liegen können; dann folgen bei Blackwall die East-India-Docks für die Schiffe, die nach China und Ostindien gehen. In der Nähe dieser Docks liegt die Eisenbahnstation, welche eine bequeme und schnelle Verbindung mit der City bewerkstelligt. Aber damit ist das Gebiet der Londoner Docks noch nicht abgeschlossen. Auch auf dem rechten Ufer der Themse, den West-India-Docks gegenüber, giebt es deren zwei, die Commercial-Docks und Surrey-Docks, die vorzugsweise als Häfen für Holz- und Kohlenschiffe dienen.

Sämtliche Docks können durch Schleusen, welche den Abfluß des Wassers hemmen, auch bei niedrigem Wasserstande in gehöriger Tiefe erhalten werden.

Häuser- und Straßenbau.

London zählte 1861 2,803,034 Einw., 1867 schon 3 Millionen, 1870 betrug sie 3,215,000, im Jahre 1875: 3,445,160, 1878: 3,577,304, also über eine Million mehr als alle Großherzogtümer in Deutschland zusammengenommen oder als das Königreich Sachsen; es ist fast dreimal volkreicher als das Königreich Griechenland und doppelt volkreicher als das Königreich Norwegen. Die Stadt vermehrt sich täglich um 205 Personen, jährlich um 75,000. Jedes Jahr läßt 28 engl. Meilen neuer Straßen entstehen und 9000 neue Häuser. Auf je 4 Minuten rechnet man eine Geburt, auf je 6

einen Todesfall.*) — Es ist wohl das erste Mal in der Welt, daß eine solche Masse Menschen auf einer Fläche von 4 deutschen □Meilen zusammenwohnt. Man kann zwar kaum angeben, wo London eigentlich endigt, da es keine Art von einheitlicher Verwaltung hat und keine Behörde irgend einer Art sich auf die ganze Stadt erstreckt. Parlamentarisch genommen besteht London aus den Wahlbezirken City, Westminster, Marylebone, Finsbury, Tower Hamlets, Southwark und Lambeth, aber dies ist auch eine sehr fiktive Beschreibung der Stadt, indem eine Menge umliegender Orte nach und nach von dem wachsenden Ungeheuer verschlungen werden, jedoch ihre eigene Verwaltung behalten, und so kommt es auch, daß einzelne Angaben die Einwohnerzahl dieser Riesenstadt auf $4^1/_4$ Millionen schätzen, je nachdem man die Grenzen des Umkreises enger oder weiter zieht, weil sich schwer sagen läßt, wo London eigentlich aufhört. Die Post ist in derselben Verlegenheit über die Ausdehnung der Stadt und hat eigenmächtig dieselbe in eine innere und äußere geteilt, indem sie von dem General-Postamt aus einen inneren Zirkel von 3 engl. Meilen Radius und einen weiteren von 6 engl. Meilen Radius gezogen hat; der letztere bildet die äußere Stadt, enthält jedoch zum Teil mehr, zum Teil weniger, als man eigentlich zur Stadt zählt. Wollte man das, was gesetzlich zum Hafen von London gehört, zur Stadt rechnen, so würde sie noch viel ausgedehnter sein, denn jener geht von der Southwark-Brücke an 30 engl. Meilen am Fluß hinab; allein diese Teile gehören größtenteils nur so weit zur Stadt, als sie den Hafenbeamten und der Gerichtsbarkeit der Wasserpolizei der City unterworfen sind.

Die Größe der Bevölkerung von London und deren Zunahme erscheint im ersten Augenblick unbegreiflich, denn nicht nur ist es an und für sich ein fast unerhörtes Verhältnis, daß eine Hauptstadt den zehnten Teil der Bevölkerung eines Reiches enthalte, sondern noch mehr auch, daß sie die Hälfte der jährlichen Zunahme der Gesamtbevölkerung für sich anspreche. Es scheint um so sonderbarer, wenn man die Abneigung der Engländer gegen London kennt. In Frankreich ist es der erste Wunsch eines jeden Menschen, in Paris zu wohnen, und nur die Unmöglichkeit hindert ihn, diesen Wunsch auszuführen; in London ist es der erste Wunsch eines jeden, auf dem Lande zu wohnen; hat er sich bereichert, so kauft er einen großen oder kleinen Landbesitz und kommt nur zu Geschäften oder auf einige Wochen in der modischen Zeit im Frühjahre in die Stadt; hat er es aber noch nicht so weit gebracht, so sucht er wenigstens einige Stunden außerhalb der Stadt zu wohnen. Aber die Anziehungskraft des Reichtums und der Macht dieser unbegreiflichen Stadt, die Größe der materiellen und moralischen Interessen, die hier ihren Mittelpunkt finden, die Thätigkeit des Handels und die Leichtigkeit, Arbeiten aller Art hier obzuliegen, sind so übermächtig, daß sie notwendig viele Tausende von Menschen aller Art hierher führen. Dazu kommt, daß London nicht nur die Hauptstadt vom europäischen England, sondern von

*) Nach einer Berechnung im „Cornhill Magazine" zu Anfang 1879.

einem Kolonialreiche ist, aus dem jährlich Tausende von Familien zurückkommen, die keinen Familiensitz in England haben und es daher bei weitem leichter und wohlfeiler finden, sich in London niederzulassen, wo für Bedürfnisse aller Art gesorgt ist, als irgend wo anders in der Welt. So entstand vor einigen Jahren ein neues Quartier sehr schöner Straßen nördlich vom Park von Kensington, das den Namen Kleinasien erhielt, weil es größtenteils von ehemaligen Offizieren und Beamten von Indien bewohnt wurde, und in einem anderen neuen Quartier, das gegen Hammersmith hin gebaut worden war und sich vor kurzem bevölkerte, waren fast alle Häuser von den aus Australien zurückgekommenen Kolonisten gekauft worden. Es macht der englischen Selbstverwaltung die größte Ehre, daß für das Bedürfnis einer so zunehmenden Bevölkerung auf die natürlichste Art und wie von selbst gesorgt wird, ohne daß die Regierung oder selbst die lokale Munizipalität sich darein mischt. Wenn man bedenkt, mit welcher Gewaltthätigkeit und Verschwendung in Paris, mit welcher Langsamkeit und Schwerfälligkeit in Wien für eine unendlich kleinere Ausdehnung der Stadt gesorgt wird, so erstaunt man, zu sehen, wie in London die Dinge fast wie durch ein Naturgesetz vor sich gehen und aus dem Boden zu wachsen scheinen und überall neue Quartiere entstehen, die mit Wasser, Gas und allem versehen werden, und wie die Größe der Operationen einen Menschenverstand und eine Leichtigkeit dabei eingeführt hat, welche die Regierungsweisheit jener schreibseligen und viel geplagten Städte gänzlich zu Schanden machen. Denn das Resultat ist, daß in London der Bau der Häuser dem Bedürfnisse eher vorangeht, daß jeder in den neuen Quartieren leicht eine seinen Mitteln und Bedürfnissen angemessene Wohnung findet, daß die Straßen schöner sind als sonst irgendwo, und daß trotz der schwierigen Verhältnisse des Grundbesitzes die Wohnungen in London wohlfeiler sind als in jeder anderen großen Stadt. Der Mietzins kostet in London in dem größeren Teile der Stadt (mit Ausnahme der City) nur die Hälfte von dem, was er in Paris und in Wien (nicht nur in der inneren Stadt, sondern auch in den zugänglicheren Teilen der Vorstädte von Wien) kostet, während die Häuser bequemer und gesünder sind, als in diesen beiden Städten.

Die Häuser- oder vielmehr Städte-Fabrikation geht um den ganzen äußeren Umkreis der Stadt vor sich und das Verfahren ist überall dasselbe. Niemand oder wenigstens fast niemand baut selbst ein Haus, mit Ausnahme einiger sehr reicher Leute, deren Zahl in der Masse des hiesigen Bauwesens kaum in Betracht kommt. Es ist im Gegenteil so weit gekommen, daß es kaum noch der Mühe wert ist, eine Straße zu bauen, obgleich dies auch noch vorkommt, sondern ein rechter Bauunternehmer findet es vorteilhafter, *ein ganzes Quartier zu bauen, das Straßen für reiche, für wohlhabende, für mittlere und arme Leute enthält.* Jede Seite eines Straßenviertels stellt gewöhnlich ein architektonisches Ganzes dar, das eine Façade bildet und im Inneren in gleichförmige Häuser abgeteilt ist, mit der Ausnahme, daß die Eckhäuser gewöhnlich geräumiger sind. Häuser erster

Klasse bilden oft einen Square d. h. ein hohles Viereck, das in der Mitte einen Garten hat, zu dem die Anwohner des Square Schlüssel haben, oder sie bilden Halbmonde oder Terrassen, d. h. sie sind von der großen Straße durch einen Streifen von Gartenanlagen getrennt, hinter denen die Anfahrt zu den Häusern herumläuft. Häuser zweiter Klasse stehen meistens in kleinen Gärten, die zu ihnen gehören, die dritter Klasse haben zwischen sich und der Straße einen kleinen Garten, aber keine Anfahrt. In allen diesen giebt es keine Kaufläden. Häuser mit Buden bilden eigene Straßen, welche teils die großen Durchfahrten und Arterien der Stadt sind, wo sich die reichen Läden finden, teils kleinere Nebenstraßen für die ärmeren. Diese systematische Verteilung der Häuser nach Klassen ist dieselbe in allen neuen Stadtteilen, nur wechseln, je nachdem die Gegend mehr oder weniger modisch ist, die Zahlverhältnisse der Häuser erster und letzter Klasse; im Ost- und Südende der Stadt sind mehr Buden und Warenhäuser, im Nord- und Westende mehr Privathäuser erster und zweiter Klasse. Ein Quartier dieser Art ist daher eher wie die Stiftung einer Kolonie, bei der man darauf sehen muß, für alle Bedürfnisse zu sorgen und die Reichen und die Armen, die einander nötig haben, in gehörigen Verhältnissen zusammenzubringen, so daß sie einander ohne zu großen Zeitverlust finden können.

Nach einer gewissen Reihe von Jahren, jetzt gewöhnlich nach 99 Jahren, fallen sämtliche Häuser wieder dem Grundbesitzer anheim. Dabei wird immer ausbedungen, daß die Häuser in gutem Zustande zurückfallen müssen, und dies ist keineswegs eine bloße Formel, wie es wohl früher der Fall war, sondern wird jetzt streng eingehalten; denn gegen das Ende der Zeit kommt ein Baumeister von Seiten des Grundbesitzers, besichtigt die Häuser und läßt sie auf Kosten des zeitigen Besitzers reparieren, anstreichen u. s. w., und der Betrag dieser Reparaturen wird von dem Mietbewohner bezahlt, der es seinerseits an der Miete dem bisherigen Hausbesitzer abzieht. Die Zunahme an Vermögen und Einkommen, welches die Grundbesitzer um London herum im Verlaufe der Zeit und für die älteren Teile der Stadt schon seit langer Zeit an sich ziehen, übersteigt alle Berechnung. Es liegt ihnen daher auch daran, daß auf ihrem Grund und Boden die möglichst wertvollen Häuser gebaut werden, und sie lassen sich also, ehe sie einen Mietvertrag über Land eingehen, immer die Pläne vorlegen, verlangen so viel als möglich Häuser der besseren Klassen und möglichst soliden Bau.

Je mehr sich die Stadt ausdehnt, um so mehr gewinnen natürlich die schon gebauten Teile an Wert und dieser steigt im Inneren der Stadt, wie z. B. in der City, auf das Unglaubliche. Diese bildet nämlich nur einen sehr kleinen Teil von London und hat nur 600 engl. Morgen Oberfläche, und das Bedürfnis an Raum für Bureaus der Kompanieen, der Banquiers und Großhändler ist so groß, daß für ganz kleine Räume und oft nur für wenige Jahre unerhörte Summen geboten werden. So steht z. B. in der Nähe der Börse, in Cornhill, eine kleine Bude eines Obstverkäufers, die an die Bureaus einer Kompanie stößt, welche sich auszubreiten das Bedürfnis

hat; sie bot dem Obstverkäufer 1000 Pfd. Sterl. = 20,500 Mark jährlich für die noch übrigen Jahre seines Mietvertrages an, aber er verlangte 2500 Pfd. Sterl. jährlich und sie sind nicht handelseinig geworden. Der Advokat der City hat vor einiger Zeit bei Gelegenheit eines Prozesses erklärt, daß nach einem Durchschnitte von vielen Jahren die City, wenn sie Häuser gekauft habe, um öffentliche Verbesserungen anzubringen, wie beim Durchbruch neuer Verbindungsstraßen, den Grundbesitz zu 360,000 Pfd. Sterl. für den Morgen bezahlt habe, und es ist der Fall vorgekommen, daß ein ganz kleines Stück Land in der City zu einem Preise verkauft wurde, zu dem ein Morgen 1 Mill. Pfd. Sterl. gekostet hätte. Die Folge ist natürlich, daß die City sich nach und nach entvölkert, indem die Magazine und Bureaus den Platz einnehmen, der zu teuer zum Bewohnen geworden ist, die Kaufleute außerhalb der Stadt wohnen und niemand mehr in den Häusern schläft, als wer zu ihrer Bewachung nötig ist.

Ist der Grund und Boden von den Körperschaften (z. B. der Universität Oxford) oder von den großen Landbesitzern angekauft, so fängt der Unternehmer seine Bauten damit an, daß er die Straßen zieht und ebnet und dann den ganzen Grund und Boden, der ein Häuserviereck bildet, so wie den, welchen die Trottoirs an den Straßen hin einnehmen sollen, etwa 3 m ausgräbt. Hierauf baut er an der Chaussee hin eine fortlaufende Reihe von Gewölben aus Backsteinen, die nach dem Innern des Vierecks hin sich öffnen, etwa 2 m tief und ebenso breit, und zu Kohlenkellern für die künftigen Häuser bestimmt sind; sie werden oben mit Erde zugedeckt, geebnet, mit Steinplatten belegt und bilden das Trottoir mit einer Öffnung im Gewölbe, deren Mündung in dem Trottoir mit einer eisernen Platte geschlossen ist, durch welche die Kohlen eingeschüttet werden. Die Thür des Kellers ist natürlich gegen das Innere des Vierecks gewendet und geht in den kleinen unterirdischen Hofraum (area), der das Haus von der Straße trennt und bestimmt ist, der unterirdischen Küche Licht und Luft zu geben. Diese Area ist 1—2 m breit und gewöhnlich von der Straße aus durch eine Treppe zugänglich, welche in die Küche hinabführt und für Lieferanten und die Dienstboten bestimmt ist; die Area ist vom Trottoir durch ein eisernes Gitter getrennt, das mit einer Thür versehen ist, die auf die herabgehende Treppe führt. Sobald die Keller unter dem Trottoir gebaut sind, wird mit den Häusern angefangen und die ganze Straße erhebt sich zu gleicher Zeit; die Küche, Speisekammer u. s. w. sind unter der Erde oder vielmehr unter dem Niveau der Straße, denn sie sind nirgends von Erde umgeben. Das Erdgeschoß in einem bürgerlichen Hause enthält immer das Speisezimmer und das Arbeitszimmer des Hausherrn; der erste Stock wird von der Frau bewohnt, der zweite enthält Schlafzimmer, der dritte Kinderstuben u. s. w., der letzte Schlafzimmer der Dienerschaft, und die Bauart ist so einförmig, daß man nur bei größeren Häusern, die drei und mehr Zimmer auf jedem Stockwerk haben, einen Augenblick in Zweifel sein kann, wozu jede Thüre führen müsse. Für den inneren Ausbau der Häuser haben die großen Bau-

unternehmer eigne Fabriken, in denen alle Holz- und Metallarbeit im großen und vortrefflich gemacht wird. Das Holz zu Thüren, zu Treppengeländern, Böden, Fenstern u. s. w. wird mit Dampfsägen und Hobeln bearbeitet und Tausende von jedem Gegenstande in absolut gleicher Größe und Qualität angefertigt; so mit Schlössern, Angeln, Schrauben, Thürheben, Riegeln aller Art, die je nach Größen und Klassen so gleich produziert werden, daß jedes Exemplar in jedem Hause einer gleichen Klasse ohne weiteres angebracht werden kann. Diese Fabrikation im großen mit Maschinen aller Art macht es den großen Bauunternehmern möglich, alle diese Artikel gut und wohlfeil zu geben, neue und bequeme Einrichtungen leicht einzuführen, und man findet auch in den neuen Häusern die Verteilung des Raumes sehr zweckmäßig, die Holz- und Metallarbeit sehr solid und gut und die Wasserbehälter und Röhren mit größter Sorgfalt und Berechnung der Bequemlichkeit und Reinlichkeit angelegt.

Sobald eine Straße angelegt wird, macht der Bauherr einen Vertrag mit einer der Wasserkompanieen, welche die großen Röhren durch die neue Straße legt, und im Bau jedes Hauses wird am Anfang dafür gesorgt, daß alle Stockwerke mit Hähnen versehen werden, durch welche man eine de facto unbeschränkte Masse von Wasser entweder durch den direkten Druck aus den Hauptröhren, oder durch einen Behälter oben im Hause, der alle Morgen von den Hauptröhren aus gefüllt wird, abziehen kann. Dieser Überfluß an Wasser ist es vor allem, dem London verdankt, die gesündeste Stadt in Europa zu sein, denn die Sterblichkeit beträgt gegenwärtig nur noch 25 vom Tausend jährlich. Es giebt in den älteren und ärmeren Teilen der Stadt noch etwa 90,000 Häuser, die keinen Wasserzufluß von außen erhalten und auf Brunnen angewiesen sind, aber etwa 300,000 werden von 8 Wasserkompanieen mit täglich 60 Millionen Gallonen Wasser versehen, und man muß in London gewohnt haben, um zu begreifen, wie groß der Einfluß dieser Wassermasse auf alle Lebensgewohnheiten, auf die Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Gesundheit ist, und um das Grausen zu teilen, mit dem Engländer von dem pestilenzialen Geruch sprechen, der in den Häusern in Paris, Wien und Berlin herrscht und den man auch in London in alten und vernachlässigten Quartieren findet, wo ewiges Fieber weilt. Wenn eine Straße fertig ist, so beeilt sich der Unternehmer, die Häuser zu vermieten und wo möglich zu verkaufen, denn es liegt ihm vor allem daran, sein Kapital wieder zu erhalten, um dieselbe Operation von neuem anzufangen, und gewöhnlich verkauft er sie in nicht langer Zeit, da jeder lieber in einem eigenen Hause wohnt und man wohlfeiler kauft als mietet, weil der Verkäufer ein Häuserhändler und nicht ein Häuservermieter ist, im großen, also wohlfeil, fabriziert hat und sein Kapital zu neuen Bauten braucht. Die Spekulation ist im allgemeinen glücklich; viele der Bauunternehmer haben ein großes Vermögen erworben und die meisten gedeihen, selbst wo sie unter ungünstigeren Bedingungen arbeiten. Es geschieht nämlich bisweilen, daß ein Maurer, ein Tischler und ein Schlosser sich associeren, um eine Straße zu bauen, daß

sie mehr unternehmen, als ihr Kapital erlaubt und genötigt sind, auf die halbgebaute Straße Geld aufzunehmen; aber auch diese Spekulationen gedeihen gewöhnlich, wenn sie mit nur gewöhnlichem Verstande in der Wahl der Gegend und der Klasse der Häuser gemacht werden.

Das Resultat der großen Freiheit, die man hier im Hausbau genießt, hat eine Konkurrenz herbeigeführt, welche mit der schnellen Zunahme der Bevölkerung völlig gleichen Schritt hält und die neueren Teile von London zu der schönsten und gesundesten Stadt von der Welt gemacht hat, wo man mehr Raum, breitere Straßen, mehr Bäume und Bequemlichkeit hat als irgendwo, und das alles um einen Preis, der im ganzen die Hälfte von dem nicht überschreitet, was man in Wien und Paris für ungesundere Logis bezahlt. Da die Stadt sich nicht in die Bauten gemischt hat, so entgeht sie aller der Gewaltthätigkeit und Verschwendung, die man in Paris sieht; sie bricht nicht selbst neue Straßen durch und braucht die Leute nicht zu zwingen, ihre Häuser deshalb zu verkaufen; sie hat keine Schulden und daher kein Octroi, um sie zu bezahlen und das Leben zu verteuern, und die Folge ist, daß das Leben in London sehr beträchtlich wohlfeiler ist, als in Paris. Wir sprechen hier von allem, was wirklich zum Leben nötig ist, von Wohnung, Feuerung, Nahrung, Kleidung und Bedienung, und wenn das Leben in London wirklich teurer und zwar viel teurer ist, als in Paris oder Wien, so kommt dies einzig von dem größeren Luxus her, den der allgemeine Reichtum eingeführt und so allgemein gemacht hat, daß ihm auch die nicht entgehen können, die ihn gern entbehren und deren Mittel ihn schwer erlauben. In reichen Häusern in der Stadt und auf dem Lande geht das Raffinement des Luxus in Equipage, in Meublen, in Bedienung, im Essen bis zur Abgeschmacktheit und dieses Beispiel wird von Stufe zu Stufe herab so viel als möglich nachgeahmt, so daß nach und nach die Bedürfnisse und Gewohnheiten von jedermann gesteigert worden sind.

Verschönerungen und unterirdische Bauten in den zwei letzten Jahrzehnten.*)

Die unterirdische Eisenbahn (Underground-Railway).

Die letzten zwanzig Jahre — man kann sie vom Krimkriege datieren — sind von außerordentlichem Einfluß auf das englische Leben überhaupt gewesen und haben namentlich in der Hauptstadt des Landes vielfache Veränderungen vor sich gehen sehen.

Durch die gesteigerte Berührung mit dem Festlande, vor allem mit Frankreich, und durch den Vergleich mit Paris, wurde der Wunsch nach Verschönerung hervorgerufen und allgemein laut. Unaufhörlich hat seitdem mit dem äußeren Wachstum Londons der innere Umbau gleichen Schritt gehalten. Die Themse-Quais haben einen großartigen Anblick auf den Strom

*) J. Rodenberg, Ferien in England (Berlin, 1876).

eröffnet, und wo einst zur Ebbezeit zwischen morschem, in Morast halb versunkenem Holz- und Mauerwerk der Schlamm an die Häuser schlug und bei Hochwasser die Boote ruderten, da rollen jetzt Equipagen auf festem Granit. Die steilen Abhänge bei Holborn-Hill — einst der heavy hill genannt wegen der traurigen Wagen, welche diesen Berg hinan aus dem Gefängnis von Newgate die Opfer der Gerechtigkeit nach dem Galgen von Tyburn schleppten — und Snow-Hill, welche den Eintritt in die City von Oxford-Street her einst so sehr erschwerten und gefährdeten, sind teils abgetragen, teils durch mächtige Viadukte überbrückt; neue, weite Durchgänge sind gebrochen, in den engen Winkelgassen ist aufgeräumt worden und wenn auch manch ein gutes Stück vom alten London dabei hat geopfert werden müssen, welches der Freund der Vergangenheit ungern vermißt, so ist doch noch genug übrig geblieben, um ihn den Verlust des altertümlich Beschränkten weniger empfinden zu lassen, dagegen den Gewinn an großartigen Neuschöpfungen um so mehr schätzen zu lehren.

Diejenige Neuerung, welche zu den bedeutendsten gehört und den Fremden am meisten überraschen wird, obwohl sie wenig an der Oberfläche Londons verändert hat, dürfte die sogenannte „Unterirdische Eisenbahn“ sein. Nirgends, in keiner andern Stadt der Welt, wird man ähnliches finden, das sich an Kühnheit des Entwurfs und Sicherheit der Ausführung mit diesem Werke vergleichen ließe; die Bewunderung, welche schon die bloße Thatsache verdient und ein flüchtiger Überblick hervorruft, wird noch gesteigert, wenn man bedenkt, unter welchen unermeßlichen Schwierigkeiten dies alles zustande gebracht wurde. Aber in allen Dingen, welche die Verwertung der Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung für das praktische Leben bezwecken, oder welche die Kunst des Ingenieurs voraussetzen, ist England nun einmal das führende Land. Es ist, trotz seiner Richtung auf das unmittelbar Nützliche, doch ein stark idealer Zug, und trotz des stark ausgesprochenen und ausgebildeten Sinnes für das greifbar Wirkliche zugleich eine Beimischung phantastischen Elements im Wesen des Engländers, welches nicht nur in seiner Litteratur und Dichtung, sondern eben so sehr in diesen Anlagen rein technischer Natur zum Vorscheine kommt. Bei keinem zweiten modernen Volke herrscht ein so glückliches Gleichgewicht zwischen dem einfachen gesunden Menschenverstande und den höheren geistigen und moralischen Eigenschaften, welche vor der Größe solcher Aufgaben nicht zurückschrecken, sondern von dem Schwierigen, ja selbst Abenteuerlichen nur um so mehr angezogen werden und ihm mit ruhiger Geduld und männlicher Ausdauer begegnen. Das ist in höchstem Maße der Fall bei dem unterseeischen Kabel, das durch den atlantischen Ozean gezogen ward; es ist in einem bemerkenswerten Grade auch bei der unterirdischen Eisenbahn der Fall.

London ist in seiner ganzen Ausdehnung unterminiert und durchzogen mit hundert und aber hundert Meilen von Röhren und Leitungen, von Kanälen und Tunnels. Da sind zuerst die Röhren der Wasserleitung, welche dem Riesenkörper Londons alltäglich eine Masse von 46 Millionen Gallonen

zuführen, d. h. ein Volumen, das einem Flusse gleicht von 3 m Breite, 1 m Tiefe, mit einer Geschwindigkeit von 2 engl. Meilen die Stunde. Da sind ferner die Gasröhren, welche die 360,000 Flammen, die sie allein auf den Straßen zu speisen haben, während des Verlaufs von 24 Stunden mit 13 Mill. Kubikfuß Gas versorgen. Da sind endlich die Drainage-Röhren, welche in einer Gesamtlänge von 85 engl. Meilen die täglichen Effluvien — dieses Wort ist ja nun seit der Kanalisation Berlins und anderer großen Städte Deutschlands auch uns ohne Kommentar verständlich — in einem Betrage von 14 Mill. Kubikfuß, 14 Meilen unterhalb London-Bridge, in die Themse ausleeren.*) Man kann daher seit der Neugestaltung dieser kolossalen unterirdischen Bauten von der Themse sagen, daß sie in ihrem oberen Laufe der Brunnen und in ihrem unteren die Kloake Londons sei, deren Inhalt übrigens, 12 engl. Meilen weiter, ans Land gespült und dazu benutzt wird, wüstes Land urbar zu machen.

Zu diesen vorhandenen drei Systemen ist in der Tiefe von London als viertes die unterirdische Eisenbahn getreten, wegen der Nachbarschaft, in der sie sich befindet, mit einem populären Ausdruck auch die „Eisenbahn der Ratten" genannt. Sie hat dem Publikum das Reich der Nacht geöffnet, welches bisher von dem eigentümlichen Reiz des Geheimnisvollen und Schauerlichen umgeben war. Allein noch immer, so angenehm man auf ihr fährt, und so geschäftsmäßig alles zugeht, wird derjenige, welcher nicht daran gewöhnt ist, sich seltsam angeweht fühlen von dem kühlen Atem und Erdgeruch, von der Finsternis, die jäh mit Sonnenschein und Helligkeit wechselt, welche ihrerseits ebenso rasch wieder von der vorigen Dunkelheit verschlungen werden. Nun verkündet ein lautes Gepolter über unserm Haupte, daß ein anderer Eisenbahnzug über uns dahin rollt; oder dumpfes Getöse, daß wir unter den Straßen der City; nun tiefe Stille, daß wir unter den grünen Spaziergängen eines Parks, einem fashionablen Square des Westends oder einem Gefängnis oder einer Kirche sind. Nun blitzt der Strom zu unseren Füßen, nun fahren wir in einem Tunnel zwischen zwei anderen Tunnels dahin, der eine unter uns ist für die träge Masse des Stoffwechsels, der über uns für Wasser, Gas und Telegraphendrähte.

Alle diese Kanäle der Ernährung und Ausscheidung im Körper von London mußten von der unterirdischen Eisenbahn-Kompanie überall in Betracht gezogen werden; sie durfte dieselben nicht verletzen, mußte also bald über, bald unter ihnen, bald mit ihnen parallel in einer Linie sich einen Weg suchen. In der City mußte der alte Fleet-Graben in einer wasserdichten eisernen Leitung, und in Chelsea die große Kloake von Ranelagh auf eisernen Säulen quer über die Linie geführt werden. Die Kosten, selbst nach englischen Begriffen hoch, sind nach kontinentalem Maßstabe fabelhaft, die

*) Nach einem vorliegenden Berichte über Straßenreinigung wird die Masse des täglich auf den Straßen Londons abgelagerten Pferdedüngers auf 20,000 Centner angegeben; und Londons „Waschzettel" auf mehr als 90 Mill. Mark jährlich geschätzt.

Schwierigkeiten nicht minder. Aber englisches Kapital und englischer Unternehmungsgeist nahmen das Werk in die Hand und heute ist es fertig, die ganze Peripherie Londons von unten her umzirkelnd. Hervorgerufen durch das Bedürfnis, die Straßen Londons zu erleichtern, hat die unterirdische Eisenbahn doch nur wesentlich dazu gedient, den Personenverkehr von seinen früheren Hindernissen zu befreien und ihn demgemäß zu beschleunigen, so daß, während nun auf der Oberfläche sich die Lasten und Wagen in unverringerter Anzahl drängen, gleichzeitig unter der Erde Hunderttausende von Menschen den ganzen Tag lang sich hin und her bewegen.

Die unterirdische Eisenbahn bildet den inneren Zirkel jenes dreifachen Schienengürtels, von welchem London umspannt ist. Sie besteht aus der Metropolitan- und Distrikt-Eisenbahn, die sich von Norden nach Süden ringförmig aneinander schließen, und der London-Eisenbahn, welche den Kreis nach Westen hin erweitert. An einigen Stellen läuft sie direkt unter der oberirdischen Eisenbahn, an andern wird sie von derselben gekreuzt, überall aber stehen die beiden nicht bloß unter sich, sondern auch mit allen in London mündenden Linien in Zusammenhang, so daß man von jedem beliebigen Punkte der einen zu jedem beliebigen Punkte der andern in Stadt und Land gelangen kann.

Wenn man eine neuere Karte von London vor sich hat, auf welcher die Schienenwege unter der Erde rot und die über der Erde schwarz angegeben sind, so gewinnt man einen deutlichen Begriff, wie kunstvoll die Maschen dieses eisernen Netzes gewoben sind, wie die Stränge hier einander schneiden, dort zu kaum entwirrbaren Knäueln sich verflechten, gleich den Blutgefäßen in einem lebendigen Organismus; wie sie hier senkrecht auf einander stoßen, dort in schön geschwungenen Kurven einander ausweichen, hier über ganze Strecken von Häuserdächern fortlaufen, dort plötzlich wieder in die Tiefe zurücktauchen unter die Grundmauern der Häuser.

Die Welt hat nichts Ähnliches aufzuweisen, weder an Großartigkeit des allgemeinen Planes, noch an Bequemlichkeit für den einzelnen. Gewisse Züge, wie der City-Zug, welcher Southall in der Frühe des Morgens verläßt, gehen unmittelbar von der Hauptlinie auf die unterirdische Bahn über. Plötzlich verschwindet das Tageslicht, und alle Wagen werden erleuchtet von dem transportablen Gas, welches jeder Zug in großen Behältern mit sich führt. Kein Kohlendunst macht sich bemerkbar; die Maschinen brennen Kochkohlen (coakes) und verzehren ihren eigenen Rauch. Und nun, in Zwischenräumen von 4 zu 4 Minuten, rasselt Zug um Zug vorüber. Die Stationen, welche den Hauptadern des Verkehrs entsprechen, sind zahlreich und ganz wie die Stationen über der Erde, mit großen Plakatentafeln und Aushängeschildern der Firmen, mit einem Büffet, an welchem man Bier, Sherry und Sandwichs verabreicht und mit einem Gestell, das verschiedene Zeitungen darbietet. Alles aber ist in ein unheimliches fahles Zwielicht gehüllt. Breite Steintreppen führen nach der Oberfläche hinauf und von dort herunter. Das Gefühl, mit welchem man den Sonnenschein und die Wärme des Tages

wieder begrüßt, ist nicht minder überraschend, als das entgegengesetzte. Der Londoner freilich ist an diese Art des Reisens schon so gewöhnt, daß er in einem unterirdischen Eisenbahnwagen sitzt wie in einem Omnibus. Aber etwas Anderes ist es für einen Fremden, der eben noch grüne Wiesen, Felder und Bäume um sich sah und nun auf einmal sich mitten im Schoße der Erde befindet. Der Wechsel ist jäh und fast unvermittelt. Und welch seltsame, bisher unbekannte Empfindung, die Namen der Straßen und Plätze ausrufen zu hören, die sich über unserem Haupte befinden und von denen man nichts sieht; denn unten sieht eine Station so aus wie die andere — graue Mauern mit einem Streifen bleichen Tageslichts und dann wieder undurchdringliche Nacht!

Endlich heißt's: St. James-Park-Station! das Ziel meiner Fahrt. Ich steige aus, eile die Treppe hinauf und — bin fast geblendet von dem Glanz und der Helligkeit des lieblichen Mittags. Ein Duft und ein Zauber umfangen mich, wie wenn ich alles zum erstenmale sähe und empfände. — Fast bläulich schimmern die Bäume, die Seespiegel bewegen sich mit tausend flimmernden Flämmchen und dort hinten, aus der dichten Masse von Laub und Schatten, erhebt sich das ehrwürdige Gemäuer der Kathedrale von Westminster, zu welcher aus dem Park kleine stille Seitengassen führen.

Die Stationen des Londoner Bahnnetzes.

Es war im vorigen Jahrzehnt, als in einem echt englisch gebauten Kopfe der Gedanke auftauchte, man könne dem englischen Gesetze, welches alle Kreuzungen von Bahnen mit Bahnen oder anderen Wegen auf gleicher Ebene verbietet und deswegen unaufhörliche kostspielige Schüttungen und Einschnitte nötig macht, sowie den großen Auslagen für den Ankauf des Baugrundes dadurch ein Schnippchen schlagen, daß man ganz und gar unterirdisch in Tunnels vorgeht, deren Herstellung seit der Anlage der Themse-Tunnels immer leichter und billiger geworden ist. Jeweilig könne man schon Öffnungen für Luft und Licht anbringen; die hauptsächlichsten müßten die ohnehin nahe bei einander liegenden Stationen sein.

Die erste Eisenbahn nach diesem Prinzipe, „Hauptstädtische Eisenbahn" — metropolitan railway — genannt, ward von der City aus unter dem Fahrdamm der City-Road und New-Road angelegt, eine Art von breitem Boulevard, welcher die nördlichen Vorstädte von der inneren Stadtregion trennt — und ward dann wieder im Kreise zur City zurückgeführt.

Diesem Unternehmen folgte das ganz ähnliche der hauptstädtischen Bezirks-Eisenbahn — metropolitan district railway — gleichfalls von der City auslaufend und zu ihr zurückkehrend, nachdem die Stadtteile am oberen Themse-Ufer, an den Brücken, und die westlichen Vorstädte bis weit hinaus von den Stationen dieser Eisenbahn dicht bedeckt sind.

Nun aber erwachte das Verlangen, zahlreichere kleinere Stationen neben den Hauptstationen im Innern Londons anzulegen, bei allen Eisen-

Fahrgäste steigen ein, ohne daß jemand nach der Fahrkarte fragt. Die Engländer stecken dieselbe in den Hutband, die Frauen etwa in den Gürtel. Erst nach dem Aussteigen wird die Karte auf der Brücke, die nach dem Ausgang auf der andern Seite führt, wieder abgenommen.

Die Zahl derer, welche mit einer Jahreskarte oder ihrer Photographie fahren, ist schon jetzt ungeheuer, denn die Stadtbahnen sind bereits eng mit den Wohnungsverhältnissen verbunden, so eng, wie früher die Omnibus und Penny=Dampfer auf der Themse.*)

3. Die englischen Parks und Villen.**)

Die Obst= und Gemüsegärten und die Treibhäuser liegen mit allen zur inneren Ökonomie des Hauses gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrschaftlichen Hause, werden aber durch allerlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Diese Bezirke sind es, was der Engländer eigentlich Gärten (gardens) nennt, die aber nicht mit zum Park im engeren Sinne gerechnet werden. Auch der Blumengarten, ebenfalls in der Nähe des Herrenhauses, wird nicht zum Park im engeren Sinne gerechnet. Dieser vorzugsweise zur Fußpromenade bestimmte Teil, pleasure-ground genannt, hat am meisten Ähnlichkeit mit unsern deutschen Parks; man trifft da geschmackvolle Blumenbeete, Gänge, die sich bald durch dichte Schatten, bald mehr im Freien hinschlängeln; Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektonischen Reichtum der neueren Gartenkunst. Hier blühen und grünen die vielen einheimischen Gesträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die stark genug sind, den Winter im Freien zu ertragen. Obstbäume sind aus dem pleasure-ground verbannt.

Der eigentliche Park umfaßt die zum Wohnhaus oder Schloß gehörigen Ländereien, zu seinem Bereich gehören Äcker und Wiesen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchschnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren; auch einzelne Wirtschaftsgebäude stellen sich hier und da dem Auge dar, von gefälliger, aber doch ihre Bestimmung andeutender Form. Der unvergleichlich schöne Rasen, dann die prächtigen Bäume, vornehmlich Eichen und Buchen, überall in Gruppen verteilt, bilden eine Hauptzierde der englischen Parks. Enge, durch dichte Schatten und Gebüsche sich hinschlängelnde Gänge findet man in keinem Parke; auch große Gehölze sind, wie überall in England, selten. Ein mehrere Quadratmeilen großer Wald, wie der in seiner Art einzige von Fontainebleau, ist in ganz England nicht zu finden. Man möchte sagen, es fehle Schatten, wenn nicht ge=

*) Vergleichende Kulturbilder rc. von Jul. Faucher (Hannover, 1877).
**) Reisen durch England und Schottland von Johanna Schopenhauer.

rade in diesem Lande, wo bei sehr milder Luft dennoch die Sonne selten recht heiß und hell scheint, der Schatten entbehrlicher wäre als anderswo. Dagegen darf es an Wasser nie fehlen. Künstliche Wasserfälle kennt man nicht, und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein Fluß oder nur ein Bach in der Nähe einer solchen Besitzung, so muß er, wenn auch mit großen Kosten, herbeigeführt, sich in mannigfaltigen Krümmungen hindurchschlängeln. Fehlt es an lebendigem Wasser, so sucht man wenigstens einem stehenden Kanale den Schein davon zu leihen. Man giebt ihm eine leichte natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhangendem Gebüsch, wirft schöne Brücken darüber und täuscht so das Auge; oder man verwandelt die Ufer eines Teiches in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen Seees; überall strebt man nach dem Schönen, und flieht das Gesuchte, Steife.

Die verständige Weise, mit welcher alle Bäume in Rücksicht auf Höhe, Wuchs, dunklere und hellere Farbe ihres Laubes geordnet sind, giebt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne sich ihn gleich erklären zu können. Alles ist zur schönsten befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird sogar in Hinsicht der Entfernung eines Gegenstandes auf die angenehmste Art getäuscht. Die englischen Gärtner sind wahre Landschaftsmaler im großen, ja, wir möchten sie fast für die einzigen eigentlichen Künstler der Nation erklären. Jeden Vorteil, den Optik und die Regeln der Perspektive ihnen bieten, wissen sie vortrefflich zu benutzen, ohne doch dabei ins Kleinliche zu fallen.

Die Staffage vollendet den Reiz dieser lebendigen, zum Gemälde erhobenen Landschaft. Hunderte von halb zahmen Hirschen und Rehen weiden auf den grünsten Wiesen der Welt, mit ihnen die schönsten Pferde, Kühe und Ziegen; besonders in der Nähe des Hauses, wo sich die Wiesen ringsumher wie ein weicher grüner Teppich ausbreiten. Die schönen Gestalten dieser Tiere, ihre leichten, freien Bewegungen und ihr Wohlsein geben dem Ganzen einen unbeschreiblichen Reiz.

Der Haupteingang zum Park, ein oft sehr prächtiges Thor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Thorhüters und seiner Familie, bei welchem sich jeder Einlaß Begehrende vermittelst einer Glocke meldet. Dieses Thor mit seinen Gebäuden, the lodge genannt, ist eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons sind bald in gotischem, bald in ägyptischem Geschmack aufgeführt; sie stellen Türme, griechische Tempel oder auch nur nette Gartenhäuschen vor, je nach dem Geschmack des Erbauers. Immer hat der Thorhüter eine freundliche Wohnung darin, mit Küche, Keller und allem, was er bedarf, wohl versehen, und manche angesehene Familie in Deutschland würde zufrieden sein, einen solchen Sommeraufenthalt zu besitzen.

Das Wohnhaus liegt meist auf einer sanften Anhöhe, alle Bäume sind aus seiner Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hindernis finden. Dennoch ist es nicht heiß in den Zimmern, teils weil es überhaupt in England nicht heiß ist, teils wegen der wenigen Fenster, die aber

so verständig angebracht sind, daß jeder Teil des Gebäudes sein hinlängliches Licht hat.

Die äußere Ansicht der englischen Landhäuser ist aus unzähligen Kupferstichen bekannt genug. Selten herrscht ein ganz reiner Geschmack darin, oft sind sie schwer und mit Verzierungen überladen. Die Hauptfaçade ist gewöhnlich mit Säulen geziert. Sind diese gleich in ihren Verhältnissen nicht immer die richtigsten, scheinen sie oft müßig da zu stehen, so gewähren sie doch immer ein angenehmes, schattiges Plätzchen vor dem Hause, von welchem man recht behaglich ins Freie über den grünen Wiesenplan hinaussieht. Unter und vor diesen Säulen stehen unzählbare fremde Gesträuche und Blumen in Vasen, teils auf schönen Gestellen über einander getürmt, teils auf den Stufen des Eingangs und den Geländern zierlich geordnet. Der Luxus, den man mit diesen Pflanzen treibt, ist unglaublich. Täglich müssen die verblühten hinweggeschafft und andere an ihre Stelle gesetzt werden.

Höchst reizend ist der Anblick dieser Shrubberys. Floras Schätze werden aus allen Ländern der Welt hierher gezaubert. Doch auch über diese schönsten Kinder der Natur herrscht in England das eiserne Scepter der Mode.

Die innere Einrichtung der Häuser richtet sich hier, wie überall, nach dem Reichtume und Geschmacke des Erbauers, des Bewohners und des Zeitalters, in welchem sie entstand. Die meisten Häuser haben große, vollkommen erleuchtete und hohe Souterrains, in welchem sich die Küche, die Gewölbe zur Bewahrung der Vorräte und die Bedientenzimmer befinden. Letztere sind durchaus gut möbliert, ja die der Haushälterin und des Haushofmeisters (in England butler genannt) sogar elegant zu nennen, hübsch tapeziert, mit Mahagonimöbeln und guten Fußteppichen versehen. Auch bei den Bedienten wird die englische Sitte beobachtet, daß sie außer ihren Schlafzimmern noch Wohn- und Speisezimmer haben.

Aus dem Garten tritt man gewöhnlich zuerst in eine große, hohe, öfters von oben beleuchtete Halle, die mit Gemälden oder Statuen, Basreliefs oder Vasen geziert ist. Zu beiden Seiten liegen die verschiedenen Putz- oder Wohnzimmer; ein langes Zimmer enthält die Bibliothek, deren schöne Schränke und zierliche Einbände sie zu einem der elegantesten Zimmer des Schlosses machen. In vielen Häusern ist es Sitte, daß die Familie sich hier zum Frühstück versammelt. Sonst giebt es auch noch besondere Frühstückszimmer, Arbeits-, Musik-, Gesellschaftszimmer (Drawingrooms), Wohnzimmer (Parlours), Speisezimmer, Spielzimmer in Menge, doch selten von ausgezeichneter Größe. Überall einfache Pracht, Fußböden, Treppen und Vorplätze mit schönen Teppichen belegt.

In vielen Häusern wechselt man im Sommer die warmen Winterteppiche mit kühlen von gemalter Wachsleinwand, welche von beträchtlicher Dicke, eigens dazu fabriziert wird. Mahagoniholz sieht man meistens nur an den Treppengeländern, großen Eßtischen, Bettstellen; die Möbel in den herrschaftlichen Zimmern sind von fremden, kostbaren oder kunstreich lackierten Hölzern.

Man findet es bürgerlich, unmodisch, lächerlich, die Möbel an den Wänden hinzustellen, wie es in Deutschland gebräuchlich ist; in den Wohn- und Gesellschaftszimmern stehen alle in einem großen Kreise umher, so daß noch ein beträchtlicher Raum zwischen den Stühlen, Sofas und Tischen und den Wänden übrig bleibt. Die Schreibtische sowohl als die Pianofortes sind immer mitten im Zimmer, wo eben das Licht am günstigsten fällt, und man nicht von der Hitze nahe am Kamin oder vom Zuge nahe am Fenster leidet. Noch müssen wir der Kamine gedenken, die, künstlich in Marmor gearbeitet, oder mit brillantiertem Stahl geschmückt, eine der größten Zierden der Zimmer ausmachen. Schöne Vasen und prächtige Kandelaber prangen auf ihren Gesimsen. Der zweite Stock enthält die Schlafzimmer, welche indessen den Fremden nur selten gezeigt werden. Diese sind ein Heiligtum, in welches kein sterbliches Auge dringen darf; besonders gilt dies von den Schlafzimmern der Damen. Oft hörten wir die Engländerinnen mit wahrem Grausen von der Sitte der Französinnen sprechen, welche gerade ihr Schlafzimmer zum allgemeinen Besuchszimmer vorzugsweise erwählen.

---

4. London.

Ein Gang durch die Straßen von London.

Man erzählt von einem der unzähligen kleinen Souveraine des weiland heiligen römischen Reichs, er habe, da er spät abends in London seinen Einzug hielt, geglaubt, die Stadt sei ihm zu Ehren illuminiert. Wäre er bei Tage durch die volkreichsten Straßen der City, etwa durch Ludgate-Hill oder den Strand gekommen, er hätte eben so leicht wähnen können, ein allgemeiner gefährlicher Aufruhr setze die Einwohner alle in Bewegung. Niemand, der es nicht mit eigenen Augen sah, kann sich einen Begriff machen von dem ewigen Rollen der Fuhrwerke aller Art in der Mitte des Weges, von dem Wogen und Treiben der Fußgänger auf den an beiden Seiten der Straße hinlaufenden etwas erhöhten Trottoirs. Nicht die Leipziger Ostermesse, nicht Wien, selbst nicht Paris können hier zum Vergleich dienen. Dennoch geht es sich nirgends besser zu Fuß, als in London, sobald man sich in die Art und Weise der Eingeborenen zu finden gelernt hat. Dies gewährt den Fremden, besonders den reisenden Damen, einen großen Vorteil, um alles zu sehen und zu bemerken. Wenn man, wie in andern großen Städten, immer in seinem Wagen festgebannt bleiben muß und keinen Schritt gehen kann, lernt man den Ort kaum zur Hälfte kennen; auf den schönen Quadersteinen der Londoner Trottoirs aber kommt man vortrefflich fort, selbst wenn das Wetter auch nicht ganz günstig wäre. In den Hauptstraßen sind diese breit genug, um sechs, acht und mehr Personen bequem neben einander hinwandeln zu lassen; in den engen winkeligen Gassen der eigentlichen

City ists freilich nicht so bequem, weil die Fußpfade dort auch schmäler sein müssen. Fremde kommen indes auch wenig in jene Ameisenhaufen ähnliche Stadtviertel, wo Handel und Wandel so ganz im eigentlichsten Sinne ihr Wesen treiben, und Mode und Luxus noch wenig Eingang fanden. Die prächtigen Läden, welche die schönsten Ausstellungen darbieten, trifft man größtenteils in den breiten Straßen, die die Mitte halten zwischen der arbeitsamen City und dem vornehmern, nur genießenden Westminster. Die Gewohnheit der Engländer, immer zur Rechten den Entgegenkommenden auszuweichen, erleichtert das Gehen sehr und verhindert fast alles Stoßen und Drängen. Den Damen läßt man immer die Seite nach den Häusern zu, sie mag zur rechten oder linken Hand sein. Anfangs kommt es der Fremden wunderlich vor, wenn der sie führende Londoner, so oft man eine Straße durchkreuzt, ihren Arm losläßt und hinter ihr weg auf die andere Seite tritt; doch gar bald wird man von dem Nutzen dieser Nationalhöflichkeit überzeugt. Auf dem Mittelwege, wo Hunderte von Wagen sich ewig durchkreuzen, ist freilich die Ordnung nicht so leicht zu erhalten, als auf den Fußpfaden. So breit die Fahrwege im Durchschnitt auch sind, so entsteht dennoch oft eine Stockung, die mehrere Minuten dauert, und durch die Mannigfaltigkeit der Wagen, der Pferde, der Beweglichkeit des Ganzen einen recht interessanten Anblick gewährt, wenn man dem Lärme aus dem Fenster gelassen zusehen kann. *)

Etwa 50,000 Cabs oder Droschken und 1400 Omnibus vermitteln den innern Verkehr nebst zwei riesigen Eisenbahnnetzen, deren Frequenz geradezu verblüffend ist. Das eine zieht unter den Kellern, das andere über den Dächern hin. **) Hat jemand eine Entfernung von 2 Stunden zu durcheilen, so verschwindet er bei der nächstgelegenen Station unter der Erde und kommt in 25 Minuten nahe am Ziel wieder ans Tageslicht.

Die Pferde sind in einem außerordentlich guten Zustande, wenn man bedenkt, daß sie täglich über 12 Stunden auf dem Pflaster bleiben. Auch werden sie sehr gut verpflegt; sobald sie einen ruhigen Augenblick haben, bindet ihnen der sorgsame Kutscher einen langen, schmalen, genau um den Kopf passenden Beutel voll Hafer um, aus welchem sie sich gütlich thun. Die Polizei hält strenge Aufsicht über die Wagen; alle sind numeriert. Wehe dem Kutscher, der sich beigehen ließe, den festgesetzten sehr billigen Preis zu überschreiten. Man kann sich zu jeder Stunde der Nacht, mit den größten Schätzen beladen, einem Cab sicher anvertrauen, wofern nur jemand aus dem Hause, wo man einsteigt, die Nummer so bemerkt, daß es der Kutscher gewahrt.

Von der Pracht der Läden und Magazine ist schon zum Überfluß ge-

---

*) Ohne Gefahr ist das Wagengedränge nicht, denn schon nach der Statistik von 1864 werden in den Straßen Londons jährlich 252 Personen getötet, meistens überfahren, folglich in jeder Woche fünf.

**) Von der „Neuen Londonbrücke“ geht die Eisenbahn über die Häuser von Southwark nach Greenwich.



London.

schrieben worden. Wahr ists, nichts setzt den Fremden mehr in Erstaunen, als der Reichtum und die Eleganz derselben. Die kostbaren, glänzenden Ausstellungen der Silberarbeiter, die schönsten Drapierungen, in welchen die Kaufleute, welche mit Mousselinen und anderen Zeugen handeln, ihre Waren hinter großen Spiegelfenstern dem Publikum zeigen, der feeenhafte Schimmer der Glasmagazine, alles blendet und reizt.

Aber auch viele geringere Gegenstände werden auf eine dem Auge gefällige Weise zum Verkauf ausgestellt. Die Kerzengießer z. B. wissen ihre Lichter recht zierlich hinter den Fenstern aufzuputzen. Die Apotheker, hier Chemisten genannt, verzieren ihre Läden mit großen gläsernen Vasen, angefüllt mit Spiritus oder Wasser in allen möglichen schönen und glänzenden Farben; dazwischen prangen große künstliche Blumensträuße. Abends, wenn hinter allen diesen farbigen Gläsern Lampen brennen, schimmern diese Läden wie Aladdins Zaubergrotte.

Nichts Lockenderes kann man sehen, als einen der vielen großen Obstläden, in welchen die Früchte aller Jahreszeiten und Zonen, von der königlichen Ananas bis zum kleinen sibirischen Staudenapfel, in zierlichen Körben mit Blumen und Orangerie geschmückt, prangen. Die Kuchenläden, in welchen es Ton ist, morgens einzusprechen und einige kleine Törtchen heiß von der Pfanne weg zum Frühstück einzunehmen, präsentieren sich auch recht hübsch. Alles, was Kuchenbäcker und Konditoren nur erfanden, steht lockend angerichtet, auf schneeweiß behangenen Tischen, dazwischen Blumen, Gelées, Eis, Liqueurs, Dragées von allen Farben und Arten in zierlichen Kristallvasen. Bald fesseln uns wieder die Kupferstichläden, in welchen täglich neue Gegenstände dargeboten werden, oft wahre Kunstwerke, öfters Ergüsse satirischer Laune, oder Porträts berühmter Menschen, auch wohl Tiere, wie es kommt. Immer umlagert ein Kreis Neugieriger diese Fenster. Fast ists unmöglich, vorbeizugehen, ohne wenigstens einige Augenblicke von der Schaulust festgehalten zu werden. Die Magazine der Buchhändler gewähren ebenfalls täglich neuen Genuß. Bald sinds Neuigkeiten, bald schöne Prachtausgaben älterer Schriftsteller, bald kostbare Kupferwerke, die man ungehindert betrachten kann. Andere Kaufleute, sogenannte Stationers, die mit allen möglichen zum Schreiben und Zeichnen brauchbaren Dingen handeln, zeigen täglich tausend neue, uns Deutschen fast unbekannte Papparbeiten, Verzierungen, Kupferstiche, Vergoldungen und dergleichen; wieder andere haben in ihren Läden Brieftaschen, nichts als Brieftaschen, von der riesenmäßigsten Mappe an bis zum winzig kleinen zierlichen Necessaire. Dazwischen flimmern Magazine, wo die herrlichsten Stahlarbeiten im Sonnenglanze das Auge blenden. Die Miniaturmaler stellen ihre oft sehr schönen Arbeiten dem Publikum vors Auge; gewöhnlich sinds sehr ähnliche Porträts bekannter Personen, Schauspieler und Redner, um die Lust zu erwecken, auch sein eignes wertes Ich so täuschend vervielfacht zu sehen.

Schon der Anblick der vielen Inschriften unterhält, welche an den Häusern mit vollkommen schön gezogenen goldenen Buchstaben glänzen. Welche

Menge Bedürfnisse, die der genügsame Deutsche kaum kennt, werden hier als unentbehrlich ausgeboten! Besonders fällt es auf, daß die königliche Familie so viel Kaufleute und Handwerker beschäftigt. Aber jeder derselben, bei dem einmal zufällig für ein Mitglied des königlichen Hauses gekauft wird, jeder Schuster oder Schneider, der einmal so glücklich war, für einen Prinzen einen Stich zu thun, hat das Recht, sich auf der Inschrift seines Hauses dessen zu rühmen und die Gunst des Augenblicks für dauernd auszugeben. So prangt denn auch der Name eines mit allerhand Geheimmitteln Handelnden in der Inschrift seines Hauses am Strand mit dem prächtigen Titel: Bug destroyer to Her Majesty, the Queen, Wanzenvertilger Ihrer Majestät der Königin. Gewiß, ein Titel, der noch auf keiner Hofliste gefunden ward!

Wunderbar abstechend ist der Kontrast, wenn man aus dem Gewühl der City in die andern Teile der Stadt tritt. Hier deutet alles auf bequemes, ruhiges Genießen; kein rauschender Erwerb, kein Gedränge der arbeitenden Menge. Alles hat Zeit, alles scheint einzig bedacht, diese aufs angenehmste hinzubringen.

Die Magazine und Läden bieten dar, was nur der raffinierteste Luxus verlangt, weit teurer als in der City, aber auch schöner, moderner, eleganter. Der Schuhmacher in der City verkauft z. B. seine Waren im Laden hübsch aufgeputzt, und nimmt in seiner, an denselben stoßenden, reinlich möblierten Stube das Maß; in Bond-Street aber wird man in ein elegantes, mit Divan, köstlichen Lampen und seidenen Gardinen geschmücktes Boudoir zu diesem Zwecke geführt, und schwerlich würde der „Artist“ (Künstler) einen Fuß berühren, der nicht aus einer Equipage gestiegen wäre. Dafür kostet aber auch sein Kunstwerk zwei Guineen. Nach diesem Maßstab geht alles.

Nichts ist schöner als die großen Plätze in diesem Teile von London; zwar umgeben sie keine Paläste, denn deren giebt es ohnehin hier wenige, aber schöne, große Häuser, alles glänzend rein, alles solid prächtig. Dazu kommen noch die hübschen Bosketts in der Mitte der Plätze, zu welchen jeder Bewohner der umliegenden Häuser für eine Guinee einen Schlüssel haben kann.

Glänzende Equipagen rollen, Mohren, bunte Livreeen, geputzte Herren, und Damen beleben die Trottoirs, ohne Gedränge, ohne Lärm. Der Fremde aber, dem es darum zu thun ist, das englische Volk kennen zu lernen, kehrt bald gern zurück aus diesem vornehmen Quartiere, wo es wie überall in der großen Welt zugeht, und sucht das neue, nirgends gesehene Leben der eigentlichen Stadt London auf.

Wohnungen in London.

Eigentlich wohnt man im Durchschnitt nicht sonderlich in London. Da der Eigentümer eines Hauses sich hier großer Vorzüge im bürgerlichen Leben zu erfreuen hat, so strebt jeder, eins zu besitzen. Daraus entsteht denn, daß London fast aus lauter kleinen, schmalen Häusern zusammengesetzt ist. Wer

auch kein eigenes Haus hat, will doch gern sich als eigener Hausherr fühlen und für sich allein wohnen. So strebt jeder nach dem Erdboden, und die größten Häuser werden in kleine Streifen zerteilt.

In Paris schweben vier Städte über einander, in London sind sie neben einander geschichtet. An eine Reihenfolge mehrerer Zimmer ist in gewöhnlichen bürgerlichen Häusern nicht zu denken; selten, daß man zwei an einander stoßende findet, selbst bei den reichen Kaufleuten; jedes Stockwerk enthält gewöhnlich nur zwei Zimmer, eins nach der Straße, eins nach dem oft sehr engen Hofraume zu. Überall enge Treppen, wenige und kleine Zimmer. Die Küchen- und Bedientenwohnungen sind in Souterräns angebracht, die Thüren alle auffallend eng und hoch, sowohl die Hausthüren als die in den Zimmern. Jene sehen bei größeren Gebäuden oft nur wie eine enge Spalte aus; in diesen findet man fast niemals Flügelthüren. Auch die Fenster sind schmal, die Spiegelwände zwischen denselben dagegen sehr breit. Die schönen Teppiche aber, die selbst bei wohlhabenden Handwerkern nicht allein die Fußböden der Zimmer, sondern auch Treppen und Vorplätze von der Hausthür an bedecken, die zierlichen Möbel, das schöne Mahagoniholz mit seinem bescheidenen Glanze, die Reinlichkeit überall geben diesen kleinen Wohnungen einen eigenen Reiz. Alles sieht sauber, bequem, elegant aus, und ist es auch.

Die Kamine, die oft mit Marmor, Stahlarbeiten u. dgl. geschmückt sind, bilden eine nicht geringe Zierde der Zimmer; schöne Vasen aus Wedgewoods Fabrik und kristallene Kandelaber zieren den Sims; der stählerne Rost, auf welchem das Feuer brennt, Zange, Schaufel und alles Metallgerät glänzen hellpoliert; Kupferstiche schmücken die Wände, schöne Vorhänge die Fenster. Nichts in der Welt ist gemütlicher als ein englisches Wohnzimmer.

Das Schlafzimmer kann selten mehr als ein Bett fassen. Die englischen Bettstellen sind alle sehr groß, drei Personen fänden bequem darin Platz. Federdecken sind ganz unbekannt, nicht so Unterbetten von Federn; seit einiger Zeit kommen letztere sehr in Gebrauch, doch sind Matratzen gewöhnlicher. Die Decke ist auf dem Unterbett befestigt und läßt nur eine Öffnung zum Hineinschlüpfen. Betten ohne Gardinen, sowie Zimmer ohne Teppiche kennt nur die bitterste Armut.

Die Familien der meisten wohlhabenden Kaufleute, Advokaten, Richter, Beamten wohnen den größten Teil des Jahres, oft das ganze Jahr hindurch, auf dem Lande, in sehr zierlichen Landhäusern, die sie Cottages, Hütten, nennen, obwohl sie einen vornehmeren Namen verdienten. Hier genießen Frauen und Kinder die freie Luft, halten gute Nachbarschaft und erfreuen sich ganz gelassen und anständig, vielleicht etwas langweilig, des Lebens, während das Haupt der Familie den Tag in London auf seinem Comptoir zubringt und sich dann abends auf den herrlichen Wegen zu Pferde oder zu Wagen oder bei weiterer Entfernung mittelst der Eisenbahn zu den Seinigen begiebt.

Die Großartigkeit der Verkehrsmittel, namentlich der Eisenbahnen, hat

es dahin gebracht, daß die „innere Stadt" zu einem großen Geschäftslokal geworden ist und der Umkreis von London zur Wohnung, da heutzutage jeder stundenweit von seinem Comptoir, Büreau, seiner Werkstatt oder Börse wohnen kann, sicher, sein „Heim" um 2 oder 4 Pence in wenigen Minuten zu erreichen. Die Arbeiter werden täglich durch eigene Züge um einen Penny in die Stadt und nach Hause befördert. Das ist ein großer Gewinn für die Gesundheit dieses Völkernestes.

Ein Wochentag in London.

Wer spät zu Bette geht, steht spät auf, das ist in der Regel; daher hat die goldene Morgenstunde nirgends weniger Verehrer als in London, wo doch sonst das Gold nicht zu gering geachtet wird. Vor 9—10 Uhr wirds nicht Tag. Anständig gekleidet versammelt sich dann die Familie in dem zum Frühstück bestimmten Zimmer, die Herren in Stiefeln und Überröcken, die Damen unbeschreiblich reizend gekleidet, schneeweiß, verhüllt bis ans Kinn mit zierlichen Häubchen. Das Negligé ist der Triumph der Engländerinnen; mit der geschmackvollsten Einfachheit vereinigt es die höchste Eleganz; der volle Anzug hingegen fällt oft steif und überladen aus.

Nichts Einladenderes in der Welt giebt es als ein englisches Familienfrühstück, auch wird die dabei hingebrachte Stunde durchaus für die angenehmste des ganzen Tages gehalten, und man verlängert sie gern. Auf dem hellpolierten stählernen Roste lodert die stille Flamme des Steinkohlenfeuers, selbst im Sommer, wenn das Wetter feucht ist. Das elegante Theegerät steht in zierlicher Ordnung auf dem schneeweiß bedeckten Tische, daneben frische, ungesalzene, in Wasser schwimmende Butter, das weißeste Brot von der Welt, Zwieback, hartgekochte Eier, auch wohl nach schottischer Sitte Honig und Marmelade von Pomeranzen; hotrolls, so heißen Rollen, eine Art warmer, mit Butter bestrichener Semmel, und toasts, Brotschnitte, welche, von beiden Seiten mit Butter bestrichen, langsam am Feuer geröstet sind, dürfen nie fehlen; letztere stehen auf einem dazu verfertigten silbernen Gestell im Kamin, der Theekessel braust und siedet gesellig daneben.

Mit allem diesen wäre dennoch das Frühstück ohne die neuesten Zeitungsblätter sehr unvollständig, sie sind ein Hauptstück dabei. Ein selten vermißtes Stück des deutschen Frühstücks, die Tabakspfeife, ist, zum Lobe der Londoner sei es gesagt, bei ihnen ganz verbannt; dies schmutzige Vergnügen wird der letzten Klasse des Volkes überlassen; höchstens ergötzt sich noch zuweilen ein alter ausgedienter Seemann oder ein kaum halb civilisierter Landjunker in seinen einsamen vier Pfählen daran.

Die Dame des Hauses bereitet den Thee, zwar viel umständlicher, aber auch viel besser als wir. Die Tassen werden erst sorgfältig mit heißem Wasser ausgewärmt, der Thee wird abgemessen, das heiße Wasser nach gewissen Regeln darauf gegossen, und um für alle diese Mühe den gehörigen Ruhm zu ernten, wird der Reihe nach gefragt, ob der Thee nach jedes

Wunsch geraten sei. Alles geschieht langsam und mit einer feierlichen Ruhe, welche die Engländer gern ihren Mahlzeiten geben, denn sie mögen dabei keinen andern Gedanken aufkommen lassen außer den des gegenwärtigen Genusses. Nur die Zeitungsblätter machen beim Frühstück hiervon eine Ausnahme, und Herren und Damen beschäftigen sich eifrig damit, denn nicht nur politische Neuigkeiten werden darin aufgetischt, auch Theater- und Familiennachrichten, und vor allem die neuesten Stadtgeschichten, frohe und traurige, erbauliche und skandalöse, wahre, halbwahre und ganz erdichtete. Alles wird gelesen, alles besprochen. Daß bei solchen Quellen das Gespräch seltener stockt, als sonst wohl geschieht, ist natürlich.

Nach dem Frühstück begeben sich die Männer an ihr Geschäft, ins Comptoir oder wohin der Beruf sie treibt. So viel als möglich wird den Vormittag über alle Arbeit abgethan, und trotz des späten Anfangs ist er lang genug dazu, da niemand vor 5 oder 6 Uhr zu Mittag speist. Nach Tische feiert jeder gern, wenn ihn nicht gerade ein hartes Schicksal zur Arbeit zwingt.

Viele Herren besuchen bald nach dem Frühstück ihr gewohntes Kaffeehaus, wo sie einen großen Teil ihrer Geschäfte abthun; eine Menge Briefe aus der Stadt und andere Bestellungen harren ihrer schon dort; dorthin verlegen sie auch gewöhnlich ihre Zusammenkünfte mit Fremden, um über wichtige Dinge sich mündlich zu besprechen und Verabredungen zu treffen. Die Wirtin des Hauses nimmt auf ihrem erhöhten Sitze unten am Eingang alles an und bestellt es mit pünktlicher Treue an ihre Kunden, die sie alle persönlich kennt, weil sie fast nie verfehlen, sich zur nämlichen Stunde einzustellen.

Diese Gewohnheit, sich täglich an einem bestimmten Orte finden zu lassen, ist in dieser ungeheuren Stadt von dem größten Nutzen; eine Menge unnützer Gänge und viele sonst verlorene Zeit werden dadurch erspart. Obendrein gewinnt der häusliche Friede dabei, denn nächst der fleckenlosen Reinheit ihres eigenen Anzugs liegt einer Engländerin nichts so sehr am Herzen, als die Reinheit ihres Hauses, ihrer Treppen, ihrer Fußteppiche; wie sehr ist für alles dies dadurch gesorgt, daß so manches außer dem Hause abgemacht wird, was sonst in demselben Unordnung oder doch wenigstens Unruhe erregen müßte.

Die Ladies gehen nun auch an ihr Geschäft. Sie greifen zu den Morgenhüten, denn jede Tageszeit hat ihr eigenes Kostüm, und selbst im Wagen würde es auffallend erscheinen, wenn sich eine Dame in den Vormittagsstunden ohne Hut wollte sehen lassen. Wäre sie auch in siebenfache Schleier gehüllt, alles würde sie anstarren, gleich etwas nie Gesehenem. Wollte sie es vollends wagen, ohne Hut, selbst nur wenige Schritte zu Fuß über die Straße zu gehen, sie wäre ganz verloren, unbarmherzig würde sie der Pöbel verfolgen, als hätte sie die größte Unanständigkeit begangen.

Wohlversehen also mit großen Hüten, mit Halstüchern, Shawls wandern wir nun aus, denn die Mode will, daß man sich in den heißesten

Stunden des Tages am sorgfältigsten verhülle. Visiten haben wir nicht viele zu machen, der Kreis unserer eigentlichen Bekannten ist klein, man schränkt sich zum nähern Umgange auf wenige Häuser ein, wie in allen großen Städten. Das Visitenwesen wird überdies in London fast immer mit Karten abgemacht. Indessen einen Wochenbesuch haben wir doch abzustatten, denn diese sind hier wie überall unerläßlich; nur werden sie später als in Deutschland angenommen.

Wir finden die Damen in dem glänzenden Schlafzimmer. Vor allem prunkt das große Bett. Die Kissen, die Decken sind mit Spitzen und feiner Näharbeit verziert, in zierlichen Falten schwebt die weiße mousselinene, mit grüner Seide gefütterte Draperie vom thronartigen Baldachin herab, so daß man die schönen Säulen von Mahagoni oder anderm noch kostbareren Holze kaum erblickt. Das Negligé der Damen ist über und über mit den teuersten Spitzen geschmückt und gekräuselt; alles ist fein und erlesen, alles zeigt Reichtum.

Den Hauptgegenstand des Gesprächs gewährt die auf einem Seitentisch ausgestellte Garderobe des neuen Ankömmlings. Er selbst ist nicht sichtbar, sondern in der Kinderstube mit seiner Amme, denn das Selbststillen der vornehmeren Mütter ist in England nicht so allgemein wie in Deutschland.

Es giebt hier bedeutende Läden, wo nichts anderes verkauft wird, als Kinderzeug, und zwar zu sehr hohen Preisen. Alle Waren dieser Läden prunken dann in dem Wohnzimmer verschwenderisch angehäuft. Selbst ein großes Nadelkissen in der Mitte ist nicht zu vergessen, auf welchem man mit Stecknadeln von allen Größen Muster steckt, die einer schönen reichen Silberstickerei gleichen. Wahrscheinlich werden diese Dinge selten oder nie gebraucht, denn sie sind ihrer Natur nach zu zart und vergänglich, sie dienen nur zum Prunk.

Sind wir mit dem Besehen und Bewundern endlich fertig, so wandern wir weiter a shopping, d. h. wir kehren in zwanzig Läden ein, lassen uns tausend Dinge zeigen, an welchen uns nichts liegt, kehren das Unterste zu oberst und gehen vielleicht am Ende davon, ohne etwas gekauft zu haben. Die Geduld, mit der die Kaufleute sich dieses Unwesen gefallen lassen, kann nicht genug bewundert werden; keinem fällt es ein, nur eine verdrießliche Miene darüber zu zeigen. Sehr vornehme Damen f a h r e n a shopping. Ohne sich aus dem Wagen zu bemühen, lassen sie sich den halben Laden in die Kutsche bringen, zur großen Beschwerde der Kaufleute sowohl als der Vorübergehenden auf dem Trottoire.

Die mannigfaltigen Ausstellungen von Kunstwerken sowohl als von Naturseltenheiten bieten uns angenehme Ruhepunkte, wenn wir es endlich müde sind, die Kaufleute in Bewegung zu setzen. Wir gedenken ihrer hier, insofern die Mode sie begünstigt, welche stets eine oder zwei davon ihres besonderen Schutzes würdigt, wo man dann sicher sein kann, immer elegante Gesellschaft zu finden.

Die Promenade im St. James-Park könnte auch eine Abwechselung

gewähren, doch wird sie im ganzen wenig besucht, so reizend sie auch ist. Zwar fehlt es nie an Spaziergängern darin, aber nur bei sehr seltenen Gelegenheiten findet man sie so bevölkert, wie es die Terrassen der Tuilerien alle Tage sind. Es giebt der müßigen Männer weit weniger in London, als in Paris. Die englischen Damen gehen nicht so viel aus, als die Pariserinnen, und wenn sie es thun, so ziehen sie eine Shoppingpartie allen anderen Promenaden vor.

Die Kuchenläden, deren wir früher gedachten, liegen gleich anderen frei und offen unten an der Straße; daher können Damen recht anständig allein dort einkehren. Nur in den berühmtesten dieser Etablissements, bei Mr. Birch, in der Nähe der Börse, geht dies nicht wohl an; hier kann man sich nicht ohne männliche Begleitung blicken lassen. Das nicht sehr geräumige Frühstückszimmer befindet sich hinten im Hause, am Ende eines langen Ganges. Kein Strahl des Tageslichtes wird darin geduldet, Wachskerzen erleuchten es, und wenn die Sonne draußen noch so hell schiene. Die übrige Einrichtung des Zimmers ist anständig, ohne sich besonders auszuzeichnen. Immer findet man Gesellschaften von Herren und Damen darin, die gewöhnlich schweigend ihre Schildkrötensuppe und ein paar warme kleine Pastetchen verzehren. Weiter wird in diesem Hause nichts zubereitet; aber die Pastetchen sollen die besten in der ganzen Welt sein, und nun vollends die Schildkrötensuppe, darüber geht nichts. Nirgends weiß man sie so gut zuzubereiten, wie hier, so behaupten die Londoner. Uns aber kam die Gelassenheit, mit welcher die Herren und Damen das von Madeirawein und Cayennepfeffer glühende, uns Zunge und Gaumen verbrennende Gemengsel genossen, weit bewundernswerter vor, als die Suppe selbst.

Der vorige Besitzer dieses Hauses, Mister (Mr.) Harton, brachte indessen bloß mit diesen Pastetchen und der Suppe in nicht gar langer Zeit ein Vermögen von 100,000 Pfd. Sterl. zusammen, und sein jetziger Nachfolger ist auf gutem Wege, es ihm nachzuthun. Dennoch sind die Preise in diesem Hause sehr billig, und wie überall ein- für allemal festgesetzt; was jeder verzehrt, ist eine Kleinigkeit, aber die Menge der Verzehrenden giebt eine ungeheure Einnahme.

Gegen 5 Uhr wird es Zeit, nach Hause und an die nötige Toilette vor Tische zu denken. Heute sind wir zu einem Diner geladen, aber wenn wir auch ganz en famille den Tag zu Hause zubrächten, so wäre es doch höchst unschicklich und bei gesunden Tagen unerhört, im Morgenkleide zu bleiben. Selbst die Männer ziehen den Börsenrock aus und mit ihm alle Gedanken an Geschäfte, um in einem eleganteren Anzuge (Frack) zu erscheinen.

Schön und etwas steif geputzt fahren wir nun um halb 7 Uhr zum Mittagsessen. Gastfrei sind die Londoner eben nicht; sie scheuen nicht sowohl die große Teuerung aller Dinge, als vielmehr die hier von allen geselligen Zusammenkünften unzertrennliche Etiquette, welche einen solchen Tag für die ohnehin Ruhe liebende Hausfrau zu einer schweren Last macht. Daher werden gewöhnlich solche Diners nur durch äußere Anlässe herbeigeführt,

wie etwa die Gegenwart von Fremden, denen man eine Ehre anthun zu müssen glaubt. Sonst führt der Londoner seinen Freund lieber in eine Taverne, als daß er ihn bei sich aufnimmt; dort, tête-à-tête, oder in einem größern, doch immer geschlossenen Cirkel, thun sie sich bei Wein, Politik und lustigen Gesprächen gütlich. Zu Hause ängstigt sie die Gegenwart der Frauen, denen man zwar die größte Hochachtung im Äußern erweist, aber ihnen auch, wie allen Respektspersonen, eben deshalb so viel als möglich aus dem Weg geht.

Doch wieder zu unserm Diner. In dem Besuchszimmer finden wir die Gesellschaft versammelt; es faßt höchstens 12—14 Personen. Nach den herkömmlichen Begrüßungsformeln nehmen die Damen zu beiden Seiten des Kamins in Lehnstühlen Platz, die Herren wärmen sich am Feuer, und nicht immer auf die schicklichste Weise. Schläfrig, einsilbig, langsam wankt die Konversation zwischen Leben und Sterben, bis endlich der willkommene Ruf ins Speisezimmer ertönt. Dieses liegt oft eine Treppe höher oder niedriger als das Besuchszimmer, weil, wie wir schon früher bemerkten, die Wohnungen, selbst sehr reicher Leute, nichts weniger als geräumig und bequem sind.

Die Tafel steht fertig und serviert da, bis auf die für das Dessert bestimmten Weingläser und Servietten, die erst auf den Tisch gesetzt werden, wenn die Tafel abgeräumt ist. Das Tischtuch hängt bis auf den Erdboden herab. Die Dame vom Hause thront in einem Lehnstuhl am obern Ende der Tafel, ihr Gemahl sitzt ihr gegenüber unten am Tisch, die Gäste nehmen auf gewöhnlichen Stühlen zu beiden Seiten Platz, so viel als möglich in bunter Reihe, nach der Ordnung, die ihnen vom Herrn des Hauses vorgeschrieben wird. Alle Gerichte, welche zum ersten Gang gehören, stehen auf der Tafel.

Die englische Kochkunst hat auch in Deutschland ihre Verehrer, wir gehören aber nicht dazu. Uns graute vor dem blutigen Fleisch,*) vor den ohne alles Salz zubereiteten Fischen, vor dem im Wasser halb gar gekochten Gemüse, den Hasen und Rebhühnern, die, wie alle anderen Braten, ungespickt, ohne alle Butter, bloß in ihrer eigenen Brühe zubereitet werden.

Die Dame serviert die reichlich mit Cayennepfeffer gewürzte, übrigens ziemlich dünne Suppe, nachdem sie jeden Tischgenossen namentlich befragt hat, ob er welche verlange. Des Fragens von seiten der Wirte und des Antwortens von seiten der Gäste ist an einem englischen Tische kein Ende. Eine große Verlegenheit für den fremden Gast, der, wenn er auch der englischen Sprache sonst ziemlich mächtig ist, dennoch unmöglich alle diese technischen Ausdrücke wissen kann. Er muß Rede und Antwort von jeder Schüssel geben, ob er davon verlangt? ob viel oder wenig? mit Brühe oder ohne Brühe? welchen Teil vom Geflügel, vom Fleisch? ob er es gern stärker oder schwächer gebraten hat? eine Frage, die besonders oft die Fremden in

*) Andere Reisende können wieder nicht genug das mürbe, saftige Fleisch des Bratens rühmen, das auch in England, wo die Viehmast in so hohem Flor steht, erklärlich ist.

Verlegenheit versetzt. Man sagt nämlich: much done or under done? „viel gethan oder wenig gethan."

Diese Fragen ertönen von allen Seiten des Tisches zugleich, denn ein paar Hausfreunde helfen dem Herrn und der Frau vom Hause im Vorlegen der Schüsseln. Alle werden nach der Suppe zugleich serviert, nicht wie in Deutschland nach der Reihe. Die Gänge bestehen aus einem großen Seefisch, einem Lachs, Kabeljau, Steinbutte oder dergl., der, beim Kochen gesalzen, vortrefflich wäre, so aber dem Fremden fast ungenießbar bleibt; aus Puddings, Gemüsen, Tarts und allen Gattungen von Fleisch und Geflügel, ohne Salz, Butter und fremde Zuthat in eigener Brühe geröstet, gedämpft, gebraten oder gekocht, nur der Pfeffer ist nicht daran gespart. Hat man über eine solche Schüssel einen dünnen, trockenen Butterteig gelegt, so beehrt man sie mit dem Namen einer Pastete.

Die halbrohen Gemüse müssen ganz grün und frisch aussehen, erst bei Tafel thut jeder auf seinen Teller nach Belieben geschmolzene Butter dazu. Kartoffeln fehlen bei keiner Mahlzeit, sie sind vortrefflich, bloß im Wasserdampf gekocht. Die Puddings aller Art wären auch sehr gut, nur sind sie oft zu fett, fast nur aus Ochsenmark und dergl. zusammengesetzt. Die Tarts, der Triumph der englischen Kochkunst, bestehen aus halbreifem Obst, in Wasser gekocht und mit einem Deckel von trockenem Teige versehen. Die Pickles, welche den Braten begleiten, eigentlich alle Arten Gemüse, Mais, unreife Walnüsse, kleine Zwiebeln u. s. w., mit starkem Essig und vielen Gewürzen eingemacht, sind vortrefflich. Mit diesen, sowie mit der Soja und andern pikanten Saucen, die hier im großen fabriziert und verkauft werden, treibt London einen großen Handel durch die halbe Welt. Die Saucen, Senf, Öl und Essig, stehen in zierlichen Plattmenagen zum Gebrauch der Gäste da, sowie auch immer für zwei Personen ein Salzfaß.

Der Salat wird von der Dame des Hauses über Tische mit vieler Umständlichkeit bereitet und klein geschnitten; er besteht aus einer sehr zarten, saftigen Art Lattich, dessen Blätter schmal, aber wohl eine halbe Elle lang sind; außer England sahen wir sie nirgends, dafür aber ist auch unser Kopfsalat dort unbekannt. Unermüdet bieten die Vorlegenden alle diese Dinge den Gästen an; dafür müssen diese wieder alles pflichtschuldigst loben und versichern, sie hätten in ihrem Leben kein besseres Kalb- oder Hammelfleisch gesehen, und es wäre auch alles ganz vortrefflich zubereitet.

Der Ceremoniell beim Trinken ist, besonders den fremden Damen, noch viel beschwerlicher und versetzte uns oft in wahre Not. Während wir betäubt und ängstlich von alle dem wunderlichen Wesen dasitzen, erhebt plötzlich der Herr vom Hause seine Stimme und bittet eine Dame — aus Höflichkeit die fremde zuerst — um die Erlaubnis, ein Glas Wein mit ihr zu trinken, und zu bestimmen, ob sie weißen Lissaboner oder roten Portwein vorziehe. Denn die französischen, sowie die Rheinweine kommen erst zum Nachtisch. Verlegen trifft man die Wahl und mit lauter Stimme wird nun dem Bedienten befohlen, zwei Gläser Wein von der bestimmten Sorte zu

bringen; die übrigen Gäste sehen schweigend der Verhandlung zu. Zierlich sich gegen einander verneigend, sprechen die beiden handelnden Personen wie im Chor: „Sir, Ihre gute Gesundheit — Madame, Ihre gute Gesundheit!“ trinken die Gläser aus und geben sie weg. Nach einer kleinen Weile tönt dieselbe Aufforderung von einer andern Stimme, dieselbe Ceremonie wird wiederholt, und immer wiederholt; — keine kleine Aufgabe für die, welche des starken Weins ungewohnt sind. Abschlagen darf man es niemandem, das wäre beleidigend; obendrein muß man noch mit dem ersten Glase den Wunsch für die Gesundheit jeder einzelnen Person an der Tafel wenigstens durch ein Kopfnicken andeuten und auch genau acht geben, ob jemand der andern Gäste uns diese Ehre erzeigt.

So hat man denn mit Antworten auf die Einladungen zum Essen und Trinken, mit Gesundheittrinken und mit Achtgeben, ob niemand die unsere trinkt, vollauf zu thun. Kein interessantes Tischgespräch kann aufkommen, es wird sogar für unschicklich gehalten, wenn jemand den Versuch macht, eins aufzubringen; der Herr des Hauses fährt gleich mit der Bemerkung dazwischen: „Sir, Sie verlieren Ihr Mittagsessen; nach Tische wollen wir das abhandeln!“ Die Damen sprechen ohnehin nur das Notwendigste aus lauter Bescheidenheit. Die Fremden können sich nicht genug vor zu großer Lebhaftigkeit des Gesprächs hüten; es gehört hier gar nicht viel dazu, um für ungeheuer dreist — monstrous bold — zu gelten.

Ist der erste beschwerliche Akt des Essens überstanden, so wird der Tisch geleert, die Brotkrumen sorgfältig vom Tisch abgekehrt, und es erscheinen verschiedene Arten von Käse, Butter, Radieschen und wieder Salat, letzterer wird ohne alle Zubereitung, bloß mit Salz zum Käse gegessen.

Dieser Zwischenakt dauert nicht lange; er macht einem zweiten Platz. Jeder Gast bekommt nun ein kleines, schön geschliffenes Kristallbecken voll Wasser zum Spülen der Zähne und Händewaschen und eine kleine Serviette. Man verfährt damit, als wäre man für sich allein im Hause. Die ganze so versammelte Tischgesellschaft erinnert uns oft an einen Kreis Tritonen, wie man sie Wasser speiend um Fontainen sitzen sieht. Die Damen ermangeln nicht, große Zierlichkeit im Abziehen der Ringe und Benetzen der Fingerspitzen anzubringen; die Herren gehen schon etwas dreister zu Werke.*)

Nach dieser Reinigungsceremonie ändert sich die ganze Dekoration. Das Tischtuch mit allem was darauf stand, verschwindet, und der schöne hellpolierte Tisch von Mahagoniholz glänzt uns entgegen. Jetzt werden Flaschen und Gläser vor den Herrn des Hauses hingestellt, das Obst wird aufgetragen, und jeder Gast erhält ein kleines Couvert zum Dessert, ein Glas und ein kleines, rotgewürfeltes oder auch ganz rotes, viereckig zusammengelegtes Tuch. Dies darf man aber nicht entfalten; man benutzt es nur, um das Glas darauf zu stellen. Das Obst wird nicht herumgereicht, sondern wie vorher

*) Gegenwärtig ist diese Sitte abgekommen, doch wollte ich den Absatz, worin die ehrenwerte Verfasserin das von ihr Erlebte so lebendig schildert, nicht unterdrücken.

die andern Gerichte vorgelegt und mit vielen Fragen ausgeboten. Haselnüsse, die Lieblingsfrucht der Engländer, welche sie Jahr aus Jahr ein knacken, fehlen nie dabei; süße Konfituren und Bonbons sind wenig in Gebrauch.

Jetzt fangen die Flaschen an die Hauptrolle zu spielen. Jeder schiebt sie seinem Nachbar zu, nachdem er sich selbst etwas eingeschenkt hat, viel oder wenig, wie man will; nur darf das Glas nicht leer bleiben, und bei jedem Toast muß das Eingeschenkte ausgetrunken werden. Den Damen sieht man indes durch die Finger, wenn sie bloß ein wenig nippen. Der Wirt bringt nun einige Toaste aus, er läßt seine Freunde leben, die sich dann wieder durch ein Gegenkompliment an ihn und die Dame vom Hause revanchieren; die königliche Familie wird nie bei dieser Gelegenheit vergessen.

Diese Gesundheiten, Ermunterungen zum Trinken, Ermahnungen, die Flasche weiter zu schieben, sind alles, was man jetzt hört. Bald nachdem man der Königin die gebührende Ehre erzeigt hat, erhebt sich die Dame des Hauses aus ihrem Lehnsessel; mit einer kleinen Verbeugung giebt sie den übrigen Damen das Signal, alle erheben sich und trippeln sittsamlich hinter ihrer Führerin zur Thür hinaus. Sogar wenn Mann und Frau tête-à-tête allein essen, geht Madame fort und läßt den Eheherrn allein hinter der Flasche. Ob er dann auch Toaste ausbringt, ist uns nicht bekannt.

Jetzt, da die Frauen fort sind, wird es den Herren leichter ums Herz, aller Zwang ist nun verbannt, sie bleiben unter sich allein bei Wein, Politik und manchem derben Spaß, den sie während der Damen Gegenwart mühsam zurückhalten mußten. Ihr lautes Sprechen und Lachen verkündet dem ganzen Hause, daß ihnen gar wohl zu Mute sei. Die Frauen aber, die Armen, was wird aus ihnen? Da sitzen sie wieder am Kamin und sehen sich an und gähnen mit geschlossenem Munde. Nicht einmal Kaffee giebt es, um sie einigermaßen munter zu erhalten; Handarbeit in Gesellschaft wäre auch unerhört; der gegenseitige Anzug ist leider zu bald durchgemustert. In der trostlosesten Stimmung sitzen sie und sind alle des Lebens herzlich überdrüssig. Wie gern schliefen sie ein! Aber das schickt sich nicht.

Endlich ist eine Stunde so jämmerlich hingeschlichen. Sie haben vom Wetter gesprochen, vom Theater; das ist hier aber kein so gangbarer Artikel, als in anderen Orten, denn man geht viel seltener hin. Die Fremde ist zehnmal gefragt worden, wie ihr London gefalle, und sie hat zehnmal pflichtschuldigst geantwortet: ganz ausnehmend wohl. Da macht denn endlich die Frau vom Hause dem Jammer dadurch ein Ende, daß sie die Herren zum Thee bitten läßt.

Man sagt, die schnellere oder langsamere Befolgung dieses Winkes sei das sicherste Zeichen, wer im Hause herrsche, ob der Mann oder die Frau. Indessen, wenn sie auch zögern, sie kommen doch, die Herren, — ein wenig heiter, ein wenig redselig; aber, zur Ehre sei es gesagt, betrunken haben wir bei solchen Gelegenheiten keinen gesehen.

Die Dame macht jetzt den Thee sehr umständlich. Die Fragen, wie man ihn findet, wie man ihn wünscht, ob süß, ob mit viel Milch oder

wenig, werden auch hier nicht unterlassen. In einigen Häusern wird er draußen serviert und vom Bedienten herumgereicht; doch dies sind Ausnahmen von der Regel; die englischen Ladies lassen sich ungern den Platz am Theetisch nehmen, den sie so ehrenvoll behaupten. Neben dem Thee wird auch sehr schlechter dünner Kaffee geboten.

Die Konversation geht nun ein wenig rascher, indessen die Herren haben sich bei der Flasche rein ausgesprochen, die Damen sind müde und sprechen überhaupt wenig, es wird selten ein munteres, erfreuliches Gespräch daraus. Nach dem Thee fährt man nach Hause, denn fürs Theater ist es zu spät, oder man bleibt zum Spiel, je nachdem man eingeladen ist.

Whist ist das einzige übliche Spiel in Gesellschaft; von unsrer Art zu spielen, weicht man darin ab, daß man nur Partie simple oder double zählt, kein triple oder quadruple. Auf diese Weise kann man höchstens sieben Points in einem Robber verlieren, deren man immer drei spielt, nie mehr oder weniger. Die Karten sind sehr groß und teuer, aber ungeschickt. Dies ist wohl das einzige Fabrikat, in welchem die Engländer anderen Nationen nachstehen. Kartengeld ist nicht gebräuchlich, ebenso wenig Trinkgeld an die Bedienten.

Daß die Engländer sehr gut, sehr ernst und schweigend dies ihr Nationalspiel spielen, ist bekannt, nicht aber, daß keineswegs die Spielenden, sondern der Herr des Hauses zu bestimmen hat, wie hoch seine Gäste spielen sollen.

Nach dem Spiele setzt man sich noch zu einem kalten Abendessen von Austern, Hummern, Tarts und dergl.; dies wird sehr schnell abgethan. Froh, das Vergnügen des Tages überstanden zu haben, fährt man spät nach Mitternacht durch die noch immer von Menschen wimmelnden Straßen nach Hause. Alle Läden sind noch offen und erleuchtet, die Straßenlaternen brennen ohnehin immer, bis die Sonne scheint.

Es giebt noch eine Art geselliger Zusammenkünfte, welche die erste Klasse des Mittelstandes, von dem wir hier sprechen, dem vornehmern aus den ersten Familien des Reichs bestehenden Zirkel abgelernt hat. Sie heißen Routs, gleichbedeutend mit unseren Assembleeen in Deutschland. Mit dem Worte assembly verbindet man in England immer die Idee einer auf Unterzeichnung gegründeten Zusammenkunft an einem öffentlichen Orte.

Die Frau vom Hause macht die Honneurs dieser Routs und ladet dazu ein. Schon mehrere Tage vorher werden allen Bekannten Karten zugeschickt, und zwar ungefähr dreimal so vielen Personen, als das Lokal gemächlich fassen kann. Es versteht sich von selbst, daß man zu einem solchen Feste eine bessere Wohnung als die gewöhnlichen haben muß, die doch wenigstens eine Reihe neben einander fortlaufender Zimmer enthält.

Um 10 Uhr, oft auch noch viel später, fängt man an sich zu versammeln, drängt sich durch, um die Wirtin zu begrüßen, die gewöhnlich unfern der ersten Thür im Zimmer Posto gefaßt hat, und nimmt dann Platz an einem der vielen Spieltische, die dicht zusammengedrängt den ganzen Raum

erfüllen. Thee und andere Erfrischungen werden herumgereicht, so lange die Bedienten durchkommen können. Wird es zuletzt so voll, daß niemand mehr atmen kann, daß vor allgemeinem Geräusch kein Wort mehr zu verstehen ist, daß es an Stühlen und Raum fehlt, welche zu stellen, ja daß die zuletzt Kommenden auf Treppen und Vorplätzen stehen bleiben müssen, so hat das Vergnügen den höchsten Gipfel erreicht.

Um 2, 3 Uhr gegen Morgen entwickelt sich der Menschenknäuel langsam, wie er anschwoll. Man fährt nach Hause und hat einen deliziösen Abend im großen Stil hingebracht. Die Dame vom Hause zieht sich in ihre Zimmer zurück, zwar betäubt von dem Lärm, wie zerschlagen an allen Gliedern von dem ewigen Stehen und allen Begrüßungsformeln, aber doch mit dem stolzen Bewußtsein, die höchste Glorie des geselligen Lebens erreicht zu haben.

Der Sonntag.

Welch ein Tag für die arbeitende Klasse auf dem festen Lande! Die Greise freuen sich schon Sonnabends auf den Ruhepunkt, wo sie nach sechs mühevollen Tagen die Ihrigen reinlich und festlich gekleidet in Freude und Lust um sich sehen; die Kinder rechnen schon Montag, wie lange es noch zum Sonntag sei, dann ist keine Schule, dann können sie frei und frank herumlaufen und spielen nach Herzenslust, und vollends den jungen Leuten öffnet sich ein Himmelreich bei Musik und Tanz, unter der Linde und in der Schenke.

Von den Vornehmen in den Städten haben freilich viele alle Tage Sonntag, wenn sie wollen; dennoch ist für alle Stände der Tag des Herrn nicht nur ein Ruhetag, sondern auch ein Tag der Freude, dem geselligen Vergnügen und vor allem den Familienzusammenkünften geweiht. Wenige giebt es, die nicht diesem Tage, so oft er erscheint, mit irgend einer frohen Hoffnung entgegensehen, und wäre es nur die, einmal ins Schauspiel zu gehen, nachdem man die ganze Woche alle Abende bei der Arbeit war.

Ganz anders ists in London. Musik und Tanz sind hoch verpönt, ans Theater ist gar nicht zu denken erlaubt; alle Läden, alle Ausstellungen sind dicht verschlossen. Die fanatische Pedanterie, mit der man hier für die Heilighaltung des Sabbaths wacht, übertrifft noch die der Juden, welche doch nur die Arbeit untersagen, aber das Vergnügen erlauben.

Einige der vornehmsten Familien des Reichs wurden vor kurzem fast namentlich in den Kirchen als Sabbathschänder und schreckliche Sünder abgekanzelt und in allen öffentlichen Blättern mit Schmähreden überhäuft, weil sie Sonntags unter sich Liebhaberkonzerte gaben, und weil es bisweilen vorkam, daß die Gesellschaften, welche sie Sonnabends bei sich versammelten, bis nach Mitternacht bei Tanz und Kartenspiel verweilten, und dadurch den Tag des Herrn entheiligten, ehe er noch recht erschienen war.

„Ists wirklich wahr, daß man in Deutschland am Sonntage Karten spielt?“ hörten wir eine Dame fragen. „Keinen Tag lieber, als Sonntags, wo man doch nichts zu thun hat!“ war die Antwort. „Good Lord!“

seufzte die zweite Dame; „aber“, setzte sie belehrend hinzu, „man kann's ihnen nicht verdenken, sie werden nicht besser gelehrt“, und dabei blickte sie mitleidig auf uns Heiden. „Aber sie spielen doch nicht um Geld?“ fragte eine dritte. „Freilich um Geld, um viel Geld!“ Alle fuhren schaudernd zurück. „God bless us all!“ (Gott segne uns alle!) sagte die vierte; „ich habe nur einmal Sonntags, und um gar nichts, Karten gespielt, und ich kann mir's noch heute nicht vergeben.“ Alle vier hatten vorher bitterlich über den Sonntag geseufzt, der ihnen nicht erlaubte, einen Robber zu machen; man war auf dem Lande, bei abscheulichem Wetter, und hatte die schrecklichste Langeweile, während die Herren bei der Flasche wie angemauert blieben.

Der echte Engländer teilt den Tag zwischen öffentlichem Gottesdienst, häuslicher Betstunde und der Flasche; seine Frau bringt die Zeit, welche ihr die Andacht übrig läßt, mit irgend einer Frau Gevatterin zu und läßt den lieben Nächsten eine scharfe Revue passieren, denn das ist Sonntags erlaubt. Die Kinder sind gar übel daran, seitdem man eigene Schulen für die Sonntagsabende errichtet hat, in welche sie prozessionsweise getrieben werden, nachdem sie den Tag über zweimal in der Kirche und einmal zu Hause die sinn- und geistlose Liturgie des englischen Gottesdienstes haben herbeten müssen.

Aber wie noch erbärmlicher geht's dem des Zwangs ungewohnten Fremden! Du öffnest das Klavier, die Wirtin knickst ins Zimmer herein und bittet, den Tag des Herrn nicht zu vergessen. Du ergreifst ein Buch, da kommt ein Besuch, sieht, daß du einer weltlichen Lektüre dich überlassen hast, und hält dir eine wohlgemeinte Ermahnungsrede. Ärgerlich setzest du dich ans Fenster, ergreifst, ohne daran zu denken, ein Strickzeug; da versammelt sich der Pöbel vor dem Hause, mit Schimpfen und Schelten kommt die Wirtin abermals herbei und drückt sich in ihrem heiligen Eifer diesmal weniger glimpflich aus als das erstemal. Beschäftigst du dich fern von dem Fenster in deinem Zimmer, so äußern die Bedienten, so oft sie hereintreten, ihren heiligen Abscheu, wenn nicht durch Worte, doch durch Mienen. Wolltest du mit deinen eigenen Landsleuten eine Partie Whist in deinem Zimmer spielen, so hat dein eigener Bedienter das Recht, dich beim nächsten Friedensrichter zu verklagen, und du entgehst der Strafe nicht.

Was fängt man aber mit dem Tage an, der zweiundfünfzig Mal im Jahre wiederkehrt? Man macht kleine Reisen, wenn die Jahreszeit es erlaubt, und achtet es nicht, daß die Weggelder am Sabbath zur Ehre des Herrn doppelt erlegt werden müssen. Im Winter bei schlimmem Wetter faßt man sich in Geduld — und langweilt sich.

Eine Londoner Schneiderwerkstätte. *)

Die größte Schneiderwerkstätte der Welt ist wohl die königl. Militärmonturanstalt: Royal Army Clothing-Depot in Pimlico, einer westlichen

*) Weltindustrieen. Studien von Dr. K. v. Scherzer (Stuttgart, 1880).

Vorstadt von London. Sie übertrifft an Ausdehnung, Arbeitskombination und Leistungsfähigkeit alle zu ähnlichen Zwecken gegründeten Institute und bekleidet mit ihren Erzeugnissen die Grenzwächter in Ost- und Westindien, die Polizei in London wie im Kaffernlande. Das Etablissement von Pimlico zeigt von neuem, daß bei gewissenhafter Leitung gewisse Arbeiten unter staatlicher Obsorge zweckentsprechender und besser, gleichförmiger und regelmäßiger, dauerhafter und minder kostspielig hergestellt werden, als dies erfahrungsmäßig im Wege der Privatindustrie der Fall zu sein pflegt. Als auf den Schlachtfeldern des Krimkrieges im Jahre 1855 die Energie der englischen Truppen unter dem damaligen elenden Verpflegungssystem zusammenzubrechen drohte, faßte die Militärverwaltung den Entschluß, die Anfertigung von Monturen versuchsweise in die eigene Hand zu nehmen und die Arbeitsstätten mit allen Vorrichtungen auszustatten, welche die moderne Technik für Werkstätten dieser Art zur Verfügung gestellt hat.

In einer Ausdehnung von 200 m ziehen sich zwei Reihen dreistöckiger Gebäude hin, in denen die verschiedenartigen Arbeiten ausgeführt und die fertigen Vorräte aufgespeichert werden, welche letztere aber keineswegs so enorm sind, als man anzunehmen versucht sein möchte, weil von dem praktischen Grundsatz ausgegangen wird, daß durch lange Lagerung die Haltbarkeit der Stoffe vermindert und gleichzeitig der Zinsenverlust für das totliegende Kapital unnötigerweise vermehrt wird, während doch die Arbeitskräfte und Maschinen imstande sind, die größten Bestellungen in kürzester Zeit auszuführen. Wenige Tage reichen gegenwärtig hin, ein ganzes Armeecorps vom Kopf bis zu Fuß zu equipieren, ohne zu dem berüchtigten Lieferungssystem seine Zuflucht nehmen zu müssen.

Der Hauptarbeitssaal ist 78 m lang, 12 m breit und 21 m hoch, mit doppeltem Glasdach eingedeckt, das auf einer ebenso kühnen als geschmackvollen Eisenkonstruktion ruht. An den beiden Längsseiten befinden sich je 3 Galerieen übereinander, eben so lang wie der Hauptsaal, jedoch nur 8 m breit und 5 m hoch. Diese Räume werden gleichfalls zu Arbeitsstätten benutzt. In dem ebenerdigen Teile des Saales sind in zwei Reihen 58 Maschinen aufgestellt, an deren jeder eine Maschinistin mit 8 Handarbeiterinnen beschäftigt ist. Den Maschinistinnen, die in gleicher Farbe wie ein Teil der englischen Armen, nämlich in Jacken aus rotem Tuch, gekleidet sind, fällt die Hauptarbeit zu; sie führen die Oberaufsicht in ihrer Gruppe und veranlassen die Zusammenstellung der Teile zu fertigen Stücken. Außer diesen befinden sich 188 andere Nähmaschinen für besonders schwere Stoffe in Gang, sämtlich mittelst Dampfkraft in Bewegung gesetzt. Alle Equipierungsstücke der Armee: Wäsche, Kleidung, Hüte, Helme, Sattelzeug und Sporen haben dieses Depot zu passieren, wo sie mit den unter Siegel befindlichen Mustern verglichen werden, bevor sie an die Truppenabteilungen in alle Welt versandt werden, nach Hongkong, zu den Bermudas-Inseln, in die Kapkolonie 2c., tausende von Meilen.

Es werden wöchentlich im Durchschnitt 11,000, in manchen Jahren

wohl auch mehr als 600,000 Stück Röcke angefertigt, von welchen die billigeren auf nur 15 Shilling*) (für Fußtruppen), die kostspieligeren aber, wie die goldverbrämten Galakleider der königl. Stabstrompeter, auf 36 Pfd. Sterl. (740—800 Mark) zu stehen kommen. Von Röcken allein werden in dieser Kleiderfabrik etwa 200 verschiedene Sorten angefertigt, mit steter Rücksicht auf die Größenverhältnisse. Für die Artillerie z. B. existieren 38 Zuschnitte, für Linientruppen hingegen nur 20 Mustergrößen, wahrscheinlich weil bei der ersteren Truppengattung nicht so viel auf gleichmäßige Körperkonstitution gesehen zu werden braucht. Auch Offiziere lassen dort ihre Uniformen, meist jedoch nur nach Maßabnahme, anfertigen. Einzelne Waffengattungen, die in Spezialuniformen glänzen, wie einige Kavallerieregimenter und die Schotten (Hochländer), besorgen die Uniformierung durch Regimentsschneider, doch muß wenigstens der Stoff zu den Kleidern das General-Depot passiert haben.

Das Zuschneiden der Stoffe (je 30 Stück auf einmal) geschieht durch die Maschine. Für die kaum daumenlangen Tuchabschnitte wurden im letzten Jahr nicht weniger als 8500 Pfd. Sterl. gelöst. Die Totalspesen der Anstalt beliefen sich im Jahre 1878 auf 1,215,435 Pfd. Sterl., wovon etwas über 1 Million für Anschaffung der Stoffe, der Rest für Arbeitslöhne, Maschinenbetrieb und Direktionsspesen verausgabt wurden. Doch kamen andererseits mehr als 400,000 Pfd. Sterl. zu Gute, die von jenen Departements, welche die Kleidungsstücke aus diesem Institut beziehen (die Londoner Polizei, die Postanstalten, die englischen Freiwilligen, indische Truppen 2c.) zurückgezahlt wurden.

Die Anstalt beschäftigt im ganzen etwa 2000 Arbeiter, worunter 300 Männer und Knaben und 1700 weibliche Personen. In der Regel wird nach Stückarbeit gezahlt; die Frauen verdienen 20—25 sh in der Woche, was bei der Stetigkeit und Regelmäßigkeit des Verdienstes ein gesichertes Jahreseinkommen von 1000—1200 Mark ausmacht. Wie in allen größeren Fabriketablissements haben die Frauen auch hier ihre besonderen Kranken-, Sterbe- und Unterstützungskassen; außerdem erfreuen sie sich einer gemeinschaftlichen Kaffee- und Theeküche für eigene Rechnung, aus welcher sie früh und abends die gewünschten Erfrischungen zum Preise von 1 penny die Tasse beziehen können. Es werden täglich etwa 1300 Pints Thee in einem, ihnen zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellten Nebensaale serviert, und die Ersparnisse aus der in eigener Regie besorgten Küche waren so beträchtlich, daß aus der bezüglichen Kasse im Jahr 1877 noch die Unkosten für 27 nach Seebädern geschickte invalide Arbeiterinnen, sowie die Spitalkosten für 18 andere Patientinnen des Instituts bestritten werden konnten.

*) 1 Shilling = 1 Mark. 1 Pfd. Sterl. à 20 Shilling à 12 Pence = 20½ Mark.

Zeit ist Geld.*)

„Zeit ist Geld", das prägt sich in der ganzen Geschäftsführung des englischen Industriellen und Handelsmannes aus. Bleibt man bei London stehen, so ist der größte Feind der nutzbar zu verwendenden Zeit die Größe der Stadt selbst, das weite Auseinanderliegen ihrer Teile, die großen Entfernungen, in denen die Geschäftsfreunde wohnen. Zur Besiegung dieser örtlichen Schwierigkeiten führen 15 Brücken über die Themse, die, wie die Westminster- und Hungerfordbrücke, nur um einige hundert Schritt von einander entfernt liegen. Um der Mühe überhoben zu sein, die aus dem europäischen Kontinent und anderen Weltteilen einlaufenden Schiffe einige englische Meilen unterhalb der City ausladen zu müssen, was bei dem Bau einer steinernen Brücke notwendig war, baute man den Tunnel (1843 eröffnet), um einen Durchgang unter der Themse zu erhalten und den Schiffsverkehr nicht zu belästigen. Derselbe dient jetzt als Eisenbahnverbindung. Ein zweiter Tunnel für Fußgänger, subway genannt, wurde kürzlich oberhalb des Towers gebaut. Er ist aus großen eisernen Röhrenstücken konstruiert, die wasserdicht auf einander passen. Nicht genug, daß in der Stadt diese beispiellose Gewerbsthätigkeit herrscht, auch in dem Tunnel selbst hat sie ihre Buden aufgeschlagen: Orgeln und Panoramas stehen am Eingange und Ausgange, eine ungeheure Halle im Tunnel ist zum Tanzsaal eingerichtet, alles um Gelegenheit zur Zeitersparnis zu geben, und in kürzester Zeit darzubieten, was Bedürfnis oder Laune fordert. Um die weitgehenden Straßenlängen in Minuten zu durchfliegen, bewegen sich an 1400 Omnibus in mathematischer Regelmäßigkeit und Bestimmtheit so rasch und sicher, wie es nur bei englischen Pferden und englischen Kutschern möglich ist. Da ist keine Unordnung, kein Zanken, kein unnötiger Aufenthalt, kein Wetteifer im Herabdrücken der Preise. Wie eine wohlgegliederte Maschine bewegt sich dieser große Verkehrsapparat; jeder einzelne Wagen durchläuft in der festgesetzten Zahl von Minuten seine Strecke, stellt sich zur Minute an seinem Ziele ein und schließt sich an die mit ihm in Verbindung stehende Fahrt pünktlich an. Auf allen öffentlichen Plätzen stehen Droschken bereit, um zu feststehenden Preisen mit größter Geschwindigkeit nach jedem Ziele zu fahren. Wer die große Oxfordstraße, den Hauptkanal der Bewegung gegen die Börse, diesen Ausgangspunkt aller Handels- und Verkehrsthätigkeit Londons, hindurchgeht, der staunt über die zahllose Menge von Wagen, über diese beständige Überfüllung derselben, über die Hast und Emsigkeit, die auf jedem Gesichte zu lesen, über die Ordnung und Regelmäßigkeit, über die Ruhe und den Ernst inmitten dieses Gewühls. Um Zeit zu sparen und Regelmäßigkeit in das Gewirre zu bringen, bewegen sich die nach einer Richtung fortströmenden Menschenmassen auf dem einen, die nach entgegengesetzter Richtung hinsteuernden auf dem anderen Trottoir; dieselbe Ordnung wird unter Wagen und

*) „Vereinsblatt für deutsche Arbeit", 1852, S. 14 ff.

und Kutschen eingehalten. Tritt man in die Börse oder in die Bank, wo täglich für so viele Millionen Geschäfte gemacht werden, so merkt man nichts von dieser riesenmäßigen Größe der Handelsbewegung. Wenige Worte der Verständigung reichen hin, und in Minuten ist ein Geschäft abgeschlossen, zu dessen Erledigung anderwärts Tage gehören. Verweilt man einen Augenblick vor einer Werkstätte, die ihre Erzeugnisse mit allen ersinnlichen Mitteln ausgestellt hat, um die Kauflust der Vorübergehenden an sich zu ziehen: so ersieht man wieder die höchst praktische Richtung, den Käufer in den Stand zu setzen, mit einem Blicke das Ganze zu überschauen und die festen Preise zu erfahren. Von einem Feilschen ist da keine Rede. Tritt man in die Werkstätte, so erstaunt man über die ins Kleinste durchgeführte Arbeitsteilung. Wie die Teile einer Maschine arbeiten sich hier die Arbeiter gegenseitig in die Hände, jede Bewegung ist geregelt und geschieht in kürzester Zeit. Diese streng gegliederte Arbeitsteilung findet sich von der größten Fabrik herab bis in die Werkstätte eines Schusters.

Um den Kauflustigen Zeit zu sparen, die Adressen der Verkäufer zu suchen und die Güte und Preise ihrer Waren zu erfragen, senden die einzelnen Handelshäuser, Gastwirte, Kaffeehäuser, Kramläden und Werkstätten ihre dienstbaren Geister aus, beladen mit Adressen jeder Art, die dem Vorübergehenden in die Hand gedrückt, dem Vorüberfahrenden in den Wagen geworfen werden. Andere tragen große Tafeln auf Brust und Rücken, mit mächtigen Buchstaben beschrieben; noch andere hohe Stangen, an deren Spitzen große Tafeln, auf beiden Seiten bedruckt, zur Schau gestellt werden. An passenden Straßenplätzen werden hölzerne Wände angebracht und mit Plakaten bedeckt; ja, große Wagen fahren durch die Straßen, an deren großem, viereckigem Kasten Ankündigungen aller Art zu lesen, die mit Figuren und Zeichnungen überzogen sind, und die namentlich Abendunterhaltungen betreffen. Sogar mehrere Wagen mit derselben Ankündigung fahren hinter einander, — alles, um den Vorübereilenden in kürzester Zeit die nötige Kenntnis zu geben. Eine bedeutende Spekulation macht die Gesellschaft, welche den Wagenverkehr durch Omnibus und Droschken in London besorgt, dadurch, daß sie die einzelnen Fensterchen der Wagen vermietet, um darauf Plakate anzubringen; eine den Mitfahrenden trefflich zu statten kommende Einrichtung.

Um Zeit zu sparen, um das Hauptnahrungsmittel — Fleisch — nicht in den einzelnen Fleischhäusern aufsuchen zu müssen, hat die City ihren Fleischmarkt. In Smithfield new meat market sind die großartigsten Fleischhallen errichtet, die unmittelbar mit der unterirdischen Eisenbahn in Verbindung stehen, so daß aus allen Teilen des Landes die Fleischsendungen ohne Umladung direkt bis an den Markt kommen. Man erstaunt, wenn man gewahrt, wie unter den Fleischhallen sich ein großer unterirdischer Güterbahnhof befindet, speziell für den Zweck des Fleischhandels angelegt. Eine fast zur Kreislinie sich windende, allmählich ansteigende Straße gestattet die Abfuhr der angekommenen Fleischmassen. Der Fischmarkt ist wieder ein Markt

für sich und bietet den Zoologen oft mehr Merkwürdigkeiten dar, als die meisten zoologischen Kabinette. Um die Geschäfte kürzer abzumachen, erhebt sich unmittelbar am Fischmarkt hart am Ufer der Themse die „Fischbörse", Billingsgate Market.

Glaubt man, daß bei der riesigen Handelsbewegung sich auch riesenmäßige Geldsummen im Verkehr befinden müßten, so irrt man. Die Art der Zahlung ist darauf berechnet, ohne Mühe und Kosten, in kürzester Zeit und ohne verwickelte Buchführung, die Zahlung zu bewerkstelligen. Barzahlungen erfordern allzuviel Zeit zum Zählen des Geldes, daher gleicht man seine gegenseitigen Forderungen nicht in Geld aus, sondern wieder durch Anweisung (cheque genannt) auf die Bankiers, die unter sich die cheques täglich im clearing-house verrechnen. Jeder vermögliche Engländer bis auf den Krämer hinab hat ein Bank-Conto und kommt durch cheques seinen Zahlungsverbindlichkeiten nach, welche Einrichtung noch den Vorteil hat, daß der eingelöste cheque, den er später von seinem Banquier kassiert zurückerhält, ihm als Quittung seiner abgetragenen Schuld dient. So lassen sich mit den verfügbaren Fonds ungeheure Unternehmungen machen, da das Betriebskapital nicht in Monaten, sondern in Wochen umgesetzt wird.

---

5. Greenwich.

Mitten im Geräusch der in ewiger Arbeit sich bewegenden City, an der Londoner Brücke, schifften wir uns auf einem der Boote ein, die auf der Themse, sowie die Cabs in den Straßen, numeriert und unter polizeilicher Aufsicht dem Publikum zu Gebote stehen.

Unabsehbar erstreckt sich in einer langen Reihe, viele Meilen weit, der Wald von Masten, durch den wir schifften. Der Strom wimmelt, wie die befahrendste Landstraße, von Barken und kleinen Fahrzeugen aller Art; eben ankommende oder abgehende große Schiffe bewegen sich majestätisch durch sie hin, von allen Seiten ertönt das Rufen des fröhlichen Schiffsvolkes, Lebewohl und Willkommen tönen durch einander; die mit Auf- und Abladen beschäftigten Arbeiter an den Schiffen, die Schiffswerfte am Ufer — alles verkündigt hier den Markt der Welt.

So wie wir uns von London entfernten, boten uns die Ufer des Stromes von beiden Seiten die mannigfaltigsten, lachendsten Aussichten. Endlich, 5 engl. Meilen von der Stadt, breitete sich prächtig und groß vor unseren Augen das Invalidenhospital von Greenwich aus, mit seiner schönsten Terrasse und allen seinen reizenden Umgebungen.

Diese Freistatt, welche die Nation dem vom Kampfe mit den wilden Elementen endlich ermüdeten Helden darbietet, ist mit Recht ihr Stolz; denn die Welt hat dessengleichen nicht. Eigentlich sind es vier von einander ganz

abgesondert liegende Gebäude, die aber, von der Wasserseite gesehen, sich ausnehmen wie ein einziger großer Palast, geziert mit Säulen, Ballustraden und aller Pracht der neuern Architektur. Eine große Terrasse, die eine entzückende Aussicht nach London zu bietet, zieht sich davor hin, bis an den Strom, zu welchem man auf breiten steinernen Treppen hinabsteigt. Hier bestieg Georg I. zuerst das Land, über welches er herrschen sollte. Mit welchen Erwartungen mag er nach St. James gefahren sein, wenn er vom Hospital auf die Residenz der Könige schloß.

Das ganze Gebäude ist aus schönen Quadersteinen erbaut. Vorzüglich bewundert man die mit fast verschwenderischer Pracht geschmückte Kapelle. Sie prangt mit Marmorsäulen, einem gut gemalten Plafond und jeder einem solchen Orte geziemenden Zierde. Einige schöne, große Hallen dienen bei schlechtem Wetter zum Spazieren, besonders zeichnet sich die größte mit einer Kuppel versehene Halle aus; sie ist 32 m lang und hat einen gut gemalten Plafond, schöne Säulen und Malereien. Ein angenehmer Park mit einer auf einem Hügel erbauten Sternwarte umgiebt das Gebäude von der andern Seite.

Es war ein schöner, menschenfreundlicher Gedanke, diese Ruhestätte am Ufer der Themse zu erbauen, im Angesicht aller ankommenden und auslaufenden Schiffe. Die abgelebten Helden haben hier den Tummelplatz ihres ehemaligen Lebens noch immer vor Augen; sie leben gleichsam noch darin, und dem in die See stechenden Schiffer giebt der Anblick dieses Ruhehafens Trost und Mut. Nahe an 3000 Veteranen ruhen hier von ihrem mühevollen Leben aus. Sie wohnen fürstlich, werden gut genährt und gepflegt, alle zwei Jahre neu, anständig, bequem gekleidet und erhalten wöchentlich ein gar nicht unbedeutendes Taschengeld zu ihren kleinen Bedürfnissen und Vergnügungen. Erkranken sie, so finden sie sorgfältige Pflege. Sie sind nicht, wie in andern Verpflegungsanstalten, von allem, was ihr Leben bedeutend machte, geschieden; sie leben und weben noch darin und kämpfen mit allen Kampfgenossen nochmals alle ihre gewonnenen Schlachten in froher Erinnerung vor Gemälden, welche diese vorstellen und die Wände ihrer Speise- und Wohnsäle schmücken.

Besonders gut eingerichtet fanden wir die Schlafstellen. In langen, hohen, luftigen Sälen, welche zur Winterszeit von mehreren großen Kaminen erwärmt werden, sind auf der den Fenstern entgegenstehenden Seite eine Reihe den Schiffskajüten ähnlicher Kabinette dicht aneinander angebracht. Jedes derselben hat neben der nach dem Saale ausgehenden Thür zwei Fenster und ist groß genug, um ein geräumiges Bett, einen Tisch, einen Stuhl und einen Koffer zu enthalten. Es giebt nichts Netteres und nichts Sauberes, als diese kleinen Zimmerchen; jedes hat einen Teppich; Fenster und Betten sind mit reinlichen Vorhängen versehen, an den Wänden auf dazu angebrachten Leisten stehen die zierlichen Tabaks- und Theekästchen, Gläser, Tassen und dergleichen in gefälliger Ordnung. Kupferstiche zieren die Wände. Jeder hängt daran, nach Gefallen, Bildnisse des Königs, der

Königin oder berühmter Seehelden auf; dazwischen Seeschlachten, Häfen und wohl auch manche lustige Karrikatur.

Hundert und vierzig Witwen verdienter Seemänner wohnen ebenfalls im Hause; sie verrichten darin alle weiblichen Arbeiten, pflegen die Kranken und werden in aller Hinsicht eben so gut gehalten, als die Veteranen selbst. Auch für die Waisen der gebliebenen Seemänner ist hier gesorgt; denn einige hundert Knaben werden in einem abgesonderten Teile des Hauses zum Gewerbe ihrer verstorbenen Väter erzogen. Noch 3000 Invaliden, die im Hause nicht Platz finden, erhalten außer demselben Pension.

---

6. Ausflug nach Edinburgh. Pferderennen.

Von Berwick nach Edinburgh, 54 engl. Meilen weit, fuhren wir fast immer im Angesicht des Meeres. Wir erblickten bis dicht an die Wellen hinab die Küste wie einen Garten angebaut; Kornfelder, Wiesen mit Herden bedeckt, Obst- und Gemüsegärten, alles in der Pracht der üppigsten Vegetation. Dazwischen kleine Gehölze, duftende blühende Hecken und in ihrer Mitte Dörfer, die um so malerischer erschienen, da sie nun ein wirklich ländliches Ansehen trugen, und nicht den englischen kleinen Städten glichen.

Das Land ist nicht bergig, aber auch nicht flach; wellenförmig erhebt es sich zu kleinen Anhöhen und sinkt wieder zu lieblichen Gründen hinab. Freundliche Landhäuser liegen überall zerstreut, ehrwürdige epheubewachsene Ruinen der Vorzeit erheben ihre alten Mauern und zeugen von vergangener Größe. Und nun noch der Anblick des Meeres, dieses ewig wechselnden Elementes, das jeder Gegend, auch der ödesten, Leben und Pracht giebt.

Je mehr wir uns der schottischen Grenze näherten, desto mehr fiel uns der Unterschied zwischen dem englischen und schottischen Volke auf. Freundliches, gutmütiges Zuvorkommen, Treuherzigkeit, verbunden mit großer, aber stets fröhlicher Armut — das erinnerte uns an die Bewohner deutscher Gebirge. Schuhe und Strümpfe, ohne welche man in England keinen Bettler antrifft, sind hier schon großer Luxus. Die arbeitende Klasse und die Mehrzahl der Kinder, selbst wohlhabender Eltern, laufen Sommer und Winter barfuß umher, vielleicht geschieht dies fast eben so oft aus Gewohnheit, als aus Armut, aber es fällt sehr auf, wenn man aus England kommt, wo dies unerhört ist.

Edinburgh hat viele schöne Gasthöfe, aber wir konnten in keinem unterkommen, denn es waren die letzten Tage des Pferderennens, wo alle Häuser von Fremden vollgepfropft sind. Wir fanden indessen bald ein artiges Logis bei einem Kupferstichhändler und freuten uns, das Volk einmal in seiner Nationalfreude zu sehen.

Die Stadt Edinburgh, von beträchtlicher Größe, ist eine der schönsten

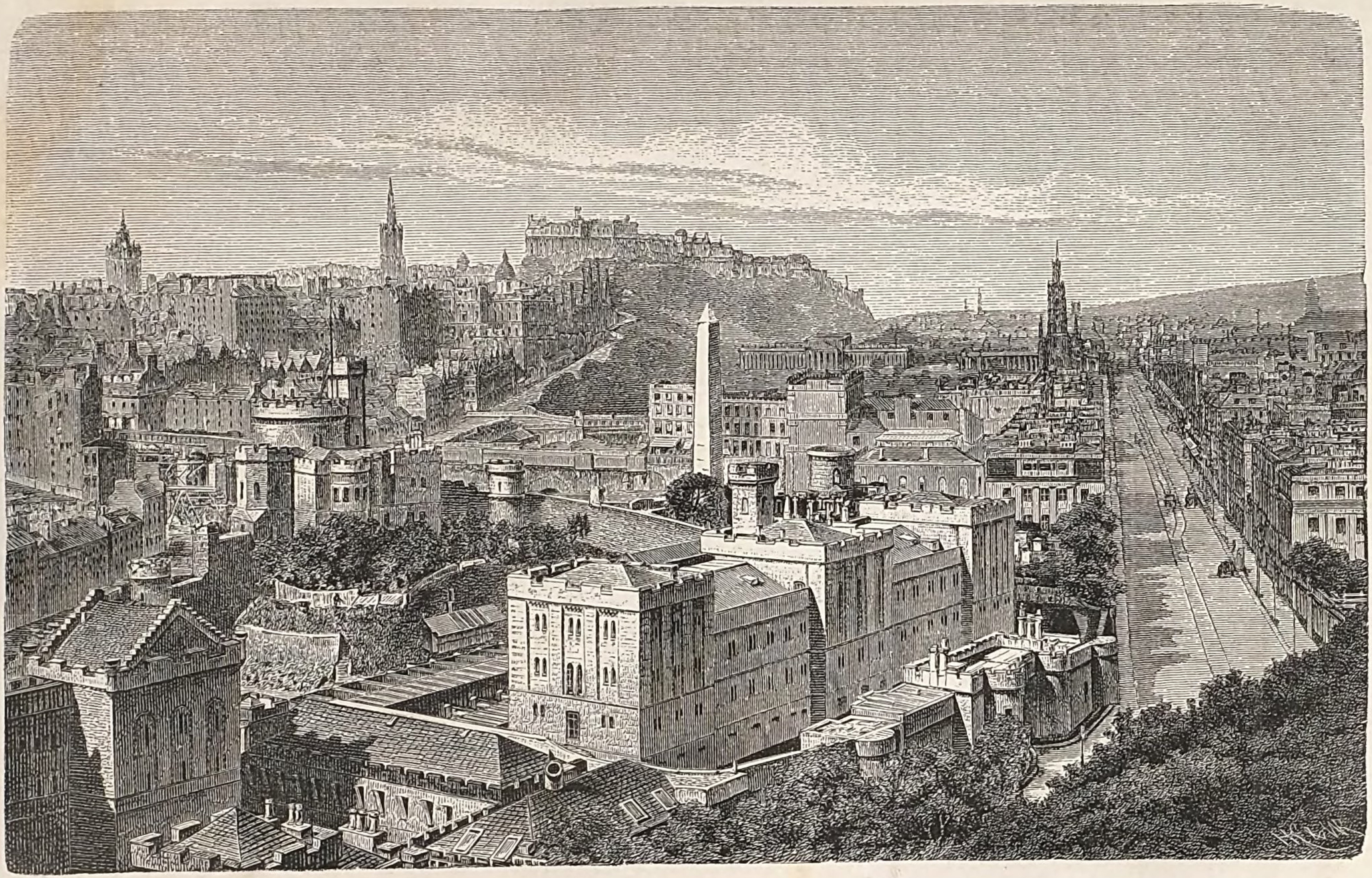
und häßlichsten Städte zugleich und verdient in dieser Hinsicht mit Marseille verglichen zu werden. Die Altstadt, ein Grauen und Ekel erregender Klumpen alter, schmutziger, den Einsturz drohender Häuser, die ohne Ordnung in engen, winkeligen Straßen an und übereinander geworfen zu sein scheinen; die Neustadt dagegen wetteifernd mit den schönsten Städten Europas. Edinburghs ganze Lage ist einzig in ihrer Art, von hoher romantischer Schönheit.

An den Seiten eines hohen Felsens, der sich an eine lange, majestätische Reihe anderer Felsen anschließt, liegen die Häuser der alten Stadt, wie Schwalbennester angeklebt, unter und über einander; einige dieser Häuser haben, von der Straße aus gesehen, zehn Stockwerke, während sie von der andern Seite deren nur zwei oder drei zählen, und man aus dem vierten oder fünften Stock der niedriger liegenden Seiten auf der hohen entgegengesetzten geraden Fußes ins Freie geht. Wie krumm, wie eng und winklig der größte Teil dieser Straßen ist, läßt sich gar nicht beschreiben. Einige derselben führen die steilsten Anhöhen hinauf und hinab auf die allerbeschwerlichste Weise. Auf dem höchsten Gipfel dieser Felsenkette thront die uralte Wohnung der schottischen Könige, das Kastell, hoch über den Häusern der übrigen Einwohner. Eine tiefe Kluft, aus welcher jene Felsen steil, fast senkrecht emporsteigen, trennt die alte Stadt von einer Anhöhe, auf welcher die neue Stadt erbaut ist. Einige schöne steinerne Brücken führen hinüber und vereinigen beide Städte. Von einer dieser Brücken sieht man tief im Abgrunde Straßen wie im Erebus verborgen, denen Sonne und Mond fast nie scheinen, und deren Dächer noch lange nicht bis zur Grundmauer der Brücke hinanreichen. Die Menschen, welche dort wandeln, erscheinen wie Gnomen. Nur ein Teil dieser Kluft ist bebaut, der übrige wird zum Teil als Viehweide benutzt, zum Teil liegt er steinig und unfruchtbar da.

In der neuen Stadt sind alle Straßen regelmäßig, breit, wohlgepflastert, auf beiden Seiten mit breiten Fußwegen versehen; in Hinsicht auf Schönheit, Solidität und Geschmack der aus Quadersteinen erbauten Häuser übertrifft dieser Stadtteil vielleicht jede andere Stadt.

Wie in London, giebt es auch hier große Plätze, umgeben von schönen Gebäuden und in ihrer Mitte einen mit eisernem Geländer eingefaßten hübschen Garten oder einen schönen Grasplatz. Fast alle Straßen bieten die Aussicht aufs Meer. Dieses große, ewig wechselnde, ewig neue Schauspiel erhält hier noch durch eine Menge kleiner, zerstreut liegender Inseln einen neuen Reiz. Ferne kleine Berge begrenzen von der einen Seite die große Perspektive, die von der andern Seite ins Unendliche sich ausbreitet.

Unvergeßlich bleibt uns ein Abend, den wir in Princes-Street bei einem unserer Bekannten zubrachten. Diese eine englische Meile lange Straße besteht nur aus einer Reihe sehr schöner Häuser, gegenüber begrenzt eine eiserne Ballustrade die Kluft, welche die alte Stadt von der neuen scheidet, und welche gerade hier unbebaut Kühen und Ziegen zur Weide dient. Senkrecht steigen daraus die ganz nackten Felsen empor, wild, zackig, in schönen wech-



Edinburgh.

selnden Formen. Hoch liegt die alte Königsburg und andere altertümliche Gebäude; sie alle überragt, von blauen Nebeln umwoben, König Arthurs Sitz, ein wunderbar geformter Fels, fast wie ein Thron gestaltet. Von ihm erzählt sich das Volk manche schauerliche Sage der Vorzeit. In seiner Nähe erblickt man auf einem andern Felsen die Ruinen eines alten Schlosses, in welchem die unglückliche Maria Stuart von ihrem eigenen Volke gefangen gehalten wurde, ehe sie nach England in den Tod ging. Das Meer begrenzt die Aussicht am Ende der Straße. Hier sahen wir die sinkende Sonne die Spitzen der Felsen röten, später den Mond die Wellen des Meeres versilbern, und schieden mit der Überzeugung, daß nicht leicht eine andere große volkreiche Stadt uns ein ähnliches Schauspiel darbieten werde.

Die dritte Abteilung von Edinburgh ist Leith. Eigentlich eine Stadt für sich, aber fast mit Edinburgh zusammenhängend, kann sie noch dazu gerechnet werden. Tiefe Lage, hart am Hafen, sumpfig und unangenehm. Hier sind die Schiffswerfte, Magazine, Comptoire und die Wohnungen derer, die es mit dem Handel und der Industrie zu thun haben. Hier ist viel Gedränge, Stoßen und Treiben; wir waren froh, bald dem Gewühl zu entkommen.

Das schönste Gebäude in Edinburgh ist das Register-Office; es dient zu mancherlei Zwecken des öffentlichen städtischen Lebens. In einer durch eine Kuppel von oben erleuchteten Rotunde sahen wir hier die marmorne Statue des Königs. Mrs. Damer, eine vornehme Dame in London, hat sie der Stadt geschenkt, und was das Merkwürdigste dabei ist, sie hat sie selbst verfertigt. Man muß ihren guten Willen ehren; die Statue selbst ist ein unförmliches Machwerk.

Das Kastell selbst ist ehrwürdig durch seine ehemalige Bestimmung, sein Alter und seine imposante Lage, hoch auf dem Gipfel des Felsens. Holyroodhouse, die Residenz des Herrschers von Großbritannien, wenn er einmal nach Edinburgh kommen sollte, ist ein großes, ganz gewöhnliches altmodisches Schloß, welches sich auf keine Weise auszeichnet, aber immer noch hübscher ist als St. James in London. Verschiedene begünstigte Privatpersonen bewohnen es jetzt; auch war es die Residenz des Grafen Artois. Die Wohnungen im Schlosse und in dem zunächst liegenden Bezirke haben das Vorrecht, daß niemand Schulden halber darin arretiert werden kann. Sie werden deshalb sehr gesucht, besonders — wie man uns versicherte — vom schottischen Adel.

Der Graf Artois*) machte notgedrungen von diesem Vorrechte Gebrauch und ging, wie die übrigen Bewohner dieses kleinen Freistaats, nur Sonntags aus dem Bezirke, wo man es mit aller Sicherheit kann. Übrigens lebte er hier so viel als möglich wie weiland in Versailles. Zweimal die Woche speiste er öffentlich, und zwar allein, wie es die Etikette vorschreibt.

*) Der jüngere Bruder Ludwigs XVI., nachmaliger König Karl X. von Frankreich. Der ältere (Graf von Provence) war Ludwig XVIII.

Dreimal die Woche hielt er vor einem Hofe von Emigranten, die er um sich versammelte, Lever u. s. f. Wir sahen seine Zimmer; sie sind so ganz bürgerlich einfach, daß sie ihn doch an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge erinnert haben müssen.

Bei aller romantischen Pracht und Schönheit eignet sich die Lage Edinburghs doch wenig zu Spaziergängen. Es fehlt in der Nähe an Schatten, an ländlicher Lieblichkeit; doch findet man auch diese, wenn man sich die Mühe nehmen will, sie eine oder zwei Stunden weit aufzusuchen.

In den ersten Tagen unseres Hierseins erfüllte während des Pferderennens, des Karnevals der Briten, ungewöhnliches Leben die ganze Stadt. Die Vergnügungen jagten einander in dieser Woche. Sonst lebt man hier stiller, einfacher, mehr ein Familienleben auf deutsche Weise als in London. Die Kinder werden nicht, wie es dort durchaus gewöhnlich ist, in Pensionen erzogen, sie wachsen im Hause unter den Ältern heran.

Die äußere Frömmigkeit und besonders die Feier des Sonntags wird aber hier noch strenger beobachtet als dort. Einer unserer Bekannten, welcher uns eines Morgens am Sonntage zu einer Spazierfahrt abholte, schloß sorgfältig die Jalousieen an seinem Wagen, so lange wir in der Stadt fuhren, weil er sich scheute, den Leuten, die in die Kirche gingen, zu zeigen, daß er in einer Stunde spazieren fahre, welche eine andere Bestimmung hat. Am Sonntagmorgen werden alle musikalischen Instrumente, alle Bücher, die nicht religiösen Inhalts sind, alle Spielkarten, alle Handarbeiten, auch die unbedeutendsten, sorgfältig weggeschlossen, damit selbst ihr Anblick nicht störend wirke. Jedermann geht in die Kirche und hält Andachtsübungen zu Hause, wobei alle Hausgenossen bis auf den geringsten Bedienten erscheinen müssen. Jede Ergötzung ist hoch verpönt; den Herren bleibt nur die Flasche, bei welcher sie diesen Tag möglichst lange verweilen, und den Damen der Theetisch.

Zuvorkommende, gutmütige Freundlichkeit und ein gewisses treuherzig-fröhliches Wesen unterscheidet den Schotten merklich vom Engländer. Man achtet hier die Fremden mehr als in England, ist bekannter mit ihren Sitten und Gebräuchen, denn die Armut zwingt den Schotten oft, in der weiten Welt ein Fortkommen zu suchen, und er sucht es lieber recht fern, als in England, wo man sein geliebtes Vaterland mit einer gewissen Verachtung betrachtet. Die in Deutschland und andern Ländern angesiedelten Briten sind zum größten Teil Schottländer.

Frömmigkeit, Ehrlichkeit, Arbeitsamkeit ist der Charakter des Volks im allgemeinen; dazu eine ungemessene Liebe zu ihrem Lande, zu ihrer vaterländischen Litteratur. Mit ihr, wie mit den Alten, ist jeder bekannt, der nur einigen Anspruch auf Bildung macht. Sie hegen hohe Ehrfurcht für alles, was auf ihre ehemaligen besseren Tage hindeutet. Maria Stuart hat hier noch unzählige warme Verehrer, und jede Reliquie, die von ihr übrig geblieben, wird wie ein Heiligtum betrachtet und sorgfältig aufbewahrt.

Die bildende Kunst will unter britischem Himmel nicht recht gedeihen;

doch daß sie wenigstens nicht immer dort nach Brote geht, davon fanden wir den Beweis bei einem wirklich ausgezeichnet guten Künstler, Namens Reaburn. Wir besuchten ihn in seinem eigenen, elegant gebauten und möblierten Hause, in welchem er mit seiner Frau und vier Kindern auf einem sehr angenehmen Fuß lebt. Ein ähnliches Landhaus besitzt er vor der Stadt, und alles dies erwarb ihm sein Pinsel, denn er war ohne Vermögen. Freilich hat er einen Kunstzweig erwählt, der wohl nirgends so belohnt werden würde, als in Großbritannien: er malt Pferde, aber so wunderschön, mit solcher Wahrheit, daß selbst ein nichtenglisches Auge davon entzückt werden muß. Auch menschliche Porträts gelingen ihm gut, aber die Conterfeis der vierfüßigen Lieblinge manches reichen Lords haben eigentlich doch seinen Ruhm gegründet.

* *
*

Pferderennen.

Das Pferderennen, welches so viel Fremde in Edinburgh versammelt hatte, konnten wir nicht unbesucht lassen; wir wohnten noch den beiden letzten und wichtigsten bei. Gewöhnlich werden sie in andern Orten auf einer dazu eingerichteten großen Wiese gehalten; hier aber hat man, wunderlich genug, das Ufer des Meeres bei Leith dazu gewählt, den Strand, welchen das Meer zur Zeit der Flut bedeckt. Darum muß die Stunde genau abgepaßt werden. Uns schien die Expedition nicht ganz ohne Gefahr. Sollte den alten Poseidon einmal eine Laune anwandeln, und er schickte seine Wogen etwas früher zurück, so möchte wohl die Katastrophe des Königs Pharao im roten Meere nochmals wiederholt werden, und Edinburgh wäre mit einemmale verödet, denn niemand bleibt bei diesem wichtigen Feste zu Hause, wenn er nicht muß.

Auf dem nassen, pfützenreichen Sande, wo es unbegreiflich ist, wie die Pferde festen Tritt haben können, und der noch obendrein wie ein Fischmarkt riecht, ist ein Platz mit Schranken von Stricken umgeben. Alte invalide Soldaten stehen rings umher und halten auf Ordnung. An einem Ende dieses Platzes sitzen die Kampfrichter, auf einem hohen, mit Fähnchen verzierten Gerüste, gravitätisch wie Rhadamant mit seinen Kollegen; die Helden des Tages, die Pferde, stehen daneben.

Eine unzählige Menge Menschen umgiebt den Platz. Auf den Dächern, an den Fenstern der benachbarten Häuser von Leith, auf den Mauern, auf eigens dazu erbauten Gerüsten, auf dem Quai des Hafens, überall, wo nur ein Plätzchen zu finden ist, haben neugierige Fußgänger sich hingestellt. Diese bunte, fröhliche Menge giebt, vom Rennplatz aus gesehen, einen hübschen Anblick. Die Glücklichen, welche über ein Fuhrwerk oder Pferd disponieren können, tummeln sich, in Erwartung des großen Schauspiels, lustig auf der Rennbahn herum und geben selbst dem Beobachter einen sehr belustigenden Anblick. Prächtige, mit Wappen und Grafenkronen verzierte Equipagen, je

mit vier stolzen Rossen bespannt, und Karren mit einem alten lebensmüden Gaul, Reiter und Reitpferde aller Art, Whiskies, Kurrikles, alle möglichen Fuhrwerke, welche der Luxus und die Lust zu fahren nur erfinden konnten, fahren und reiten unter einander herum im bunten Gewühl. Alles patscht ohne Zweck und Ziel die Kreuz und Quer im Schlamme und nassen Sande lustig darauf los.

Während der Zeit wird alles genau von den Kampfrichtern untersucht, damit kein Betrug irgend einer Art beim Rennen vorgehe. Die Jockeys, welche schon geraume Zeit vorher sich durch strenge Diät auf diesen großen Tag vorbereiten mußten, werden sorgfältig gewogen; keiner darf schwerer sein als der andere, deshalb wird dem leichtern das fehlende Gewicht durch Blei in den Taschen ersetzt.

Die wettlustigen Zuschauer schließen indes ihre Wetten. Ein Trommelschlag wirbelt durch die Luft, und alles eilt, sich an den Seiten zu rangieren; jeder strebt einen guten Platz zum Sehen zu bekommen, viele Männer steigen aus den Kutschen heraus oben auf die Imperiale, einige Frauenzimmer setzen sich auf den hohen Kutschersitz neben den Kutscher; alles ist in der gespanntesten Erwartung. Mit dem zweiten Trommelschlag laufen die Renner aus, man hält den Atem an vor Begierde, sie zu sehen; man sieht sie fast nur einen Moment mit Blitzesschnelle vorüberjagen und hernach auf der entgegengesetzten Seite ganz in der Ferne. Sie nahen wieder, sie stürmen zum zweitenmale vorbei, sie nähern sich zum zweitenmale dem Ziele, und nun reiten alle alten und jungen John Bulls, auf die halsbrechendste Weise, und ohne auf irgend etwas zu achten, hinterdrein, um bei der Entscheidung gegenwärtig zu sein. Die Pferde durchlaufen zweimal, ohne anzuhalten, die Bahn, und das, welches zum zweitenmale am ersten das Ziel erreicht, hat gesiegt.

Der Weg, den die Renner zurücklegen, beträgt, genau gemessen, 4 engl. Meilen, von denen man fünf auf eine deutsche rechnet: die Zeit aber, in welcher sie diesen Raum durchmessen, ist unglaublich kurz. Sowie das erste Rennen vorüber ist, fährt und reitet alles wieder auf dem Platze durch einander, wie zuvor, bis ein neuer Trommelschlag verkündet, daß andere Pferde zum Laufen bereit sind, und die Zuschauer wieder zur Ordnung verweist. Jeden Morgen während der Woche des Pferderennens werden drei solche Wettläufe gehalten. Nach dem dritten eilt alles sehr befriedigt nach Hause.

Es ist nicht erfreulich, die Pferde am Ziel anlangen zu sehen; ermattet, mit Schweiß bedeckt, atmen sie kaum noch, und das Blut strömt aus ihren von den Sporen zerrissenen Seiten. Auch die Jockeys sinken fast hin vor Ermattung; das pfeilschnelle Rennen benimmt ihnen den Atem, sie müssen unaufhörlich mit der einen Hand vor dem Munde die Luft zu zerteilen suchen, um nicht zu ersticken.

Die übrige Zeit des Tages, welche Toilette und die Freuden der Tafel frei lassen, wird in dieser Woche auf mannigfache Weise hingebracht. Zerstreuung ist genug vorhanden. Wachsfiguren, Seiltänzer, Panoramas u. s. w.

unterhalten die Menge. Abends wechseln Bälle, Konzerte und Assembleeen in den eigens zu diesem Zweck bestimmten schönen Sälen.

Das Theater wird stark besucht, und das Publikum darin ist laut, ungestüm und souverän herrschend, wie in London; das Haus nicht groß, aber hübsch dekoriert, gut erleuchtet und zweckmäßig eingerichtet. Nur die Schauspieler zeichnen sich auf keine Weise aus, und die Schauspielerinnen sind nicht einmal mittelmäßig.

In dem freundlichen Konzertsaale wohnte ich einem echt schottischen Konzerte bei. Es war ein Vokalkonzert angekündigt und bestand nur aus drei Singstimmen, begleitet von einem Pianoforte. Die Sänger gaben den ganzen Abend nur leichte Romanzen, Lieder und dreistimmige Kanons, hier Glees genannt. Diese Art Musik ist in England, noch mehr in Schottland sehr beliebt. Musik und Text waren ganz schottisch, letzterer oft aus Ossian entlehnt, erstere durchaus sanft und klagend, durch Molltöne sich hinwindend. Manche uralte Melodie ertönte hier und wurde mit heißer Vaterlandsliebe aufgenommen. Das Ganze wäre für eine Stunde recht angenehm gewesen, aber es hatte den Fehler aller Ergötzlichkeiten in Großbritannien, es währte zu lange. Das Auditorium war indessen aufmerksam bis ans Ende; nur einige ältliche Herren, die sich wahrscheinlich bei Tische das Wohl der Nation zu sehr zu Herzen genommen hatten, verfielen in süßen Schlummer und schnarchten überlaut den Grundbaß zu dem etwas mageren Accompagnement des Pianoforte. Die Singstimmen waren gut und sangen diese einfachen Melodieen, wie sie gesungen werden müssen, schmucklos, richtig und ausdrucksvoll.

Die lärmende Woche war nun vorüber, die Sehenswürdigkeiten wurden eingepackt, die Assembleesäle geschlossen, die Fremden reisten fort, die Einheimischen zogen zum Teil auf ihre Landhäuser, und alles kehrte zur gewohnten Ordnung und Stille zurück.

7. a. Manchester und seine Baumwollenspinnerei.*)

Nach London kenne ich in ganz Großbritannien keine Stadt, die auf den Fremden einen tieferen Eindruck macht als Manchester. Nie, so lange die Weltgeschichte rinnt, gab es auf dem Globus eine Stadt, welche Manchester ähnlich war, in ihrer äußern Erscheinung, in ihrer merkwürdigen Thätigkeit, in ihrer Warenfülle, in ihrer Masse wundersamer Erfindungen, in ihren moralischen und politischen Phänomenen. Da der Leser, der Manchester nicht kennt, ein allgemeines Bild von dieser Stadt nicht verstehen kann, wenn er nicht die einzelnen Züge und Teile, aus denen dieses Bild zusammengesetzt ist, etwas näher betrachtet hat, so lade ich ihn ein, zuerst

*) J. G. Kohl.

mit mir diejenigen einzelnen Gegenstände zu besehen, welche mir dort zu sehen Gelegenheit gegeben wurde (ich muß bedauern, daß es im Vergleich zu der Menge vorhandener Dinge so wenig sind), und dann auf das Ganze dieser Stadt einen überschaulichen und umfassenden Rückblick zu thun. Wenn man in einer so außerordentlichen Stadt wie Manchester ankommt und von dem ganzen Meere neuer Dinge überschwenglich angeregt wird, so wagt man es anfangs kaum, einen Schritt und einen sichern Blick zu thun. Man scheut sich gewissermaßen, diesem Riesen gerade ins Angesicht zu blicken, bis man erst einige Stücken verstehen und dann allmählich ganze Teile und endlich das Ganze überschauen lernt. Da es im Grunde einerlei ist, in welcher Reihenfolge ich diese Beiträge gebe, so will ich diese Dinge so geben, wie sie sich mir bei meinen, wie gesagt, schüchternen Spaziergängen in dieser gewaltigen Stadt darboten.

Unter den verschiedenen bewundernswerten Dingen, die man in Manchester sehen kann, nehmen ohne Zweifel die Baumwollenfabriken mit ihren Arbeits- und Maschinenwundern den ersten Rang ein; denn sie sind es, um welche sich hier das Interesse aller Menschen dreht. Es ist schwer, alle die außerordentlichen und zuvor in der Geschichte der Menschen unerhörten Erscheinungen, welche der Kattun herbeigeführt hat, anzugeben. Die Welt hatte noch vor hundert Jahren keine Ahnung davon, daß ein solcher Riese, der die Staaten so mächtig verbinden, der so gewaltige Geldkräfte schaffen, der ein Reich wie England so enorm aufregen sollte, geboren werden würde, und jetzt steht er schon wie ein unvergleichlicher Gigant da.

Durch die Erfindungen, die in Bezug auf die Baumwolle gemacht sind, erscheint der Mensch wie mit tausend Händen gewappnet. Viele jetzt errichtete „Mules“ (Spinnräder) haben 1100 Spindeln und mehr. Im Jahre 1875 rechnete man im ganzen 441,000 Webstühle. Trotz der bedeutenden Zunahme von Baumwollspinnereien in allen übrigen Ländern, war die Zahl der Spindeln in England im Jahr 1879 noch immer viel größer als die der ganzen übrigen Welt zusammengenommen, nämlich 36,600,000, während das übrige Europa um diese Zeit circa 19½ Millionen zählte, wovon im Deutschen Reich 5,000,000, in Frankreich 4,800,000 thätig waren. In den Vereinigten Staaten waren nach neuester Zählung im Jahr 1880 10,921,000 Spindeln und 230,233 Webstühle im Betriebe.

Unter den verschiedenen Maschinen, welche für die Behandlung der Baumwolle erfunden wurden, giebt es keine, die den Wohlstand der Vereinigten Staaten so enorm gefördert hat, wie die Baumwollenreinigungsmaschine des Herrn Whitney, welche im Jahre 1793 erfunden wurde und ermöglichte, daß man gewisse Arten von Baumwolle, die bisher nicht verwendbar waren, gebrauchen konnte. Diese Erfindung allein gab den Anstoß zu der Entwickelung und dem Aufschwung dieser gewaltigen Industrie, denn während der Import von Baumwolle in England sich im Jahre 1741 auf 1,600,000 Pfund belief, im Jahre 1801 56 Millionen Pfund erreichte, wuchs er nach 100 Jahren um das 300fache, nämlich auf 490 Millionen im

Jahre 1841, und erreichte das Maximum im Jahre 1871 durch Import von 1678 Millionen Pfund, eine Zunahme, die wohl selbst der kühnste Projektenmacher des vorigen Jahrhunderts sich nicht träumen ließ. Inzwischen ist ein kleiner Rückgang eingetreten, aber der Import von 1880 erreichte immerhin die Höhe von 1578 Millionen Pfund.

Durch den Riesengeist der englischen Erfindungen, der in der Baumwolle thätig war, sind neue Länder in europäische Interessen gewissermaßen hineingesponnen, die wir früher mit gar keiner Ware gewinnen konnten. China und Ostindien, diese kunst- und warenreichen Länder, in denen Baumwollenzeuge die gewöhnliche Kleidung sind, und die uns sonst vorzugsweise baumwollene Waren sandten, haben wir, die uralte Warenströmung aus ihrer Richtung werfend und sie umkehrend, mit ihren eigenen Waffen angegriffen. Wo haben die Baumwollenfabrikate, deren Preis die englischen Erfindungen in 20 Jahren auf den vierten Teil herunterbrachten, uns gelehrt, was uns keines unserer Kunstprodukte lehren konnte, jene Völker des fernen Ostens an europäische Waren zu gewöhnen und so von uns abhängig zu machen?

Herr M'Culloch berechnet, daß in England nicht weniger als 1,200,000 bis 1,400,000 Personen bloß mit der Fabrikation der Baumwollenwaren beschäftigt sind. Jetzt denke man an die Hunderttausende, welche mit der Verhandlung, der Transportierung und Verschiffung dieser Stoffe sich beschäftigen; man denke an solche, mit der Entwickelung der Baumwollenfabrikation schwindelnd emporgestiegenen Städte, wie Liverpool, man denke an die Meere, die von Schiffen mit Baumwolle beladen wimmeln, an die Millionen, die in Nordamerika als freie Pflanzer oder Neger, in Ägypten als Sklaven des Pascha, in Brasilien als Sklaven der Plantagenbesitzer an der Produzierung der Baumwolle arbeiten und dadurch ihr Leben fristen: man denke ferner an alle Nationen des Erdballs, die samt und sonders jetzt zwei-, drei-, zehnmal mehr Baumwollenstoffe tragen als früher: und deren Sitten und Gewohnheiten dadurch zum Teil wesentlich verändert worden sind, und man erstaune über die Resultate, welche diese merkwürdige menschliche Thätigkeit, deren Mittelpunkt Manchester ist, herbeigeführt hat.

Man sagte mir, daß ich nicht in Manchester selbst, sondern in der benachbarten Stadt Stockport die besten und vollkommensten dieser merkwürdigen Fabriken, die auf eine so dominierende Weise an dem Schicksale so vieler Millionen Menschen arbeiten, sehen könnte; ich fuhr daher eines Morgens mit der Eisenbahn zu dieser Stadt hinaus.

Ich erinnere mich, daß ich einmal in meinem Leben, ich weiß nicht mehr, in welchem Jahre, nachdem ich meine Schulzeit längst vollendet hatte, nicht wußte, wo die bekannte Stadt Burg (im Süden von Berlin) liege, und daß ich mir dadurch einen großen Tadel von seiten eines Freundes zuzog, der mich sogar über meine Unwissenheit erröten machte. „Ei, ei! Schämen Sie sich, mein Bester, Sie kennen Burg nicht, und es ist doch eine Stadt mit 12,000 Einwohnern? Das nimmt mich Wunder!" Nun, reist man ein wenig in der Welt herum, so wird man allmählich gegen solche

Vorwürfe abgehärtet, besonders hier in Lancashire, wo des Errötens kein Ende wäre, wenn man sich über jede einem unbekannte Stadt, die mehr als 10,000 Einwohner hat, schämen sollte.

Man hat berechnet, daß in einem Umkreis von 12 engl. Meilen um das Börsengebäude von Manchester herum außer Manchester nicht weniger als 280 Städte und Dörfer liegen, die auch alle mehr oder weniger mit der Baumwollenmanufaktur in Verbindung stehen, und die in Summa von mehr als einer Million Menschen bewohnt sind.

Für die meisten ist Manchester der große Marktplatz, und seine Börse ihre Gebieterin. Man nennt in Manchester diejenigen Fabrikanten, welche aus den umliegenden Distrikten zur Stadt kommen, country manufacturers, attending the Manchester market (welche den Markt von Manchester besuchen).

Die Fabrik, welche mir als die besteingerichtete aller jetzt existierenden bezeichnet wurde, war die der Herren Orell in Stockport, „Orells Mill“. (Es ist sonderbar, daß die Engländer alle ihre großen Maschinenwerke auch Mühle nennen, obgleich in ihnen an das Mahlen irgend einer Sache nicht im geringsten gedacht wird.) Bei Herren Orells „Mühle“, sagte man mir, würde ich alle neuesten Verbesserungen der Welt sehen können. Bis auf die neuesten Tage herab ist nämlich die Verbesserung der Spinn- und Webemaschinen noch immer fortgegangen; und seit der Zeit Hargreaves, Arkwrights, Cromtons, Whitneys und Watts, Herren, die alle ein wesentliches Stück in das große Räderwerk einer Baumwollenmaschine hineinfügten, hat noch jedes Jahrzehnt irgend eine unerwartete, außerordentliche und folgenreiche Erfahrung gebracht. Eins der letzten dieser außerordentlichen Dinge aus dem Jahrzehnt der dreißiger Jahre ist die sogenannte „selfacting mule“, nämlich ein Spindelwagen, der sich von selbst, d. h. durch die Maschinerie getrieben, ein- und auszieht. Bisher mußte dies Ein- und Ausziehen durch Menschenhände geschehen, und jetzt haben diese nun weiter gar nichts mehr beim ganzen Spinnen zu thun, als das Einschütten und Verteilen der rohen Baumwolle und das Anknüpfen der zerrissenen Fäden. Sämtliche andere Operationen, das Reinigen der Baumwolle, das Kämmen, das Spinnen, das Zwirnen, das Aufrollen, das Abhaspeln und noch mehrere andere nicht genannte Manipulationen werden samt und sonders von der Maschine übernommen. Es wäre vielleicht möglich, daß man in Zukunft auch das Magazin für rohe Baumwolle und das zur Aufbewahrung der fabrizierten Baumwollenwaren so mit der Fabrik in Verbindung setzte, daß die letztere die rohe Baumwolle auf der einen Seite von selbst, ohne Zuthun der Menschen, empfinge und auf der andern die fertige Baumwolle auch von selbst wieder packetweise in das Magazin niederlegte. Vollkommen undenkbar aber scheint es, daß man je eine Maschine so empfindlich machen könne, daß das Reißen eines der kleinen Baumwollenfäden einen Einfluß auf sie üben, und daß eine Vorrichtung dabei getroffen werden könnte, die diese kleinen Unregelmäßigkeiten wieder auszugleichen vermöchte. Das Anknüpfen der besagten

Fäden scheint also das einzige Geschäft zu sein, das immerfort in den Händen der Menschen bleiben wird.

Sogar das Füttern des Ofens in der Dampfmaschine mit Kohlen hat man jetzt den Menschen entwunden. Auch dies geschieht vermittelst Maschinen, die man „self-feeders“ (Selbstfütterer) nennt. Ich hatte schon in einer Fabrik in Leeds einige solche self-feeders, die sich jetzt mehr und mehr in den englischen Fabriken verbreiten, gesehen. Den vollkommensten sah ich in der Orellschen Fabrik, wo es darauf ankam, eine ungeheure Dampfmaschine von 240 Pferdekraft regelmäßig mit der ihr nötigen Quantität von Kohlen zu versehen. Man kann sich von dieser interessanten Maschinerie ungefähr folgende Vorstellung machen: Von dem Kohlenboden gehen große hölzerne Trichter in den Raum hinab, in welchem sich die Ofenmündungen befinden; vor jeder Ofenmündung kommt das enge Ende eines Trichters herab. Die Kohlen sind in lauter kleine Stücke zerschlagen und werden oben in den Trichter hineingefüllt. Unten fallen sie in eine kleine eiserne Kapsel, und zwar auf ein rasch sich drehendes Rädchen mit Flügeln, das mit der Dampfmaschine selbst zusammenhängt und von ihr in Bewegung gesetzt wird; die Flügel die Rades ergreifen nun die Kohlenbrocken und werfen oder spritzen sie immer in gleichen Quantitäten in den Ofen hinein, und zwar ist die Sache so eingerichtet, daß sie sich nirgends im Ofen auf einer Stelle anhäufen, sondern daß sie sich, in einem gleichmäßig verteilten Regen heranfliegend, darin verteilen. Auch können die Leute das Rad so stellen, daß dieser Kohlenregen entweder stärker oder geringer wird. Die Leute haben nichts weiter dabei zu thun, als die Kohlen oben immer nachzufüllen und die Maschine zu Zeiten zu stellen. Auch geht auf diese Weise durch beständiges Öffnen und Schließen des Ofens keine Hitze verloren.

Die meisten andern großen Mills sind erst allmählich zu ihrer Größe angeschwollen, und die verschiedenen neuen Erfindungen und Verbesserungen sind erst von Zeit zu Zeit nachgetragen. Diese Orellsche aber hat den Vorzug, daß sie gleich in ihrer jetzigen Größe und mit Benutzung aller neuen Erfindungen auf einmal von einem und demselben Baumeister in einem Gusse und nach einem einzigen Plane errichtet ist. Es ist eine vollständige Baumwollenfaktorei, d. h. es wird die Baumwolle roh, wie sie aus Amerika, Ostindien oder Ägypten kommt, in Arbeit genommen, gereinigt, gesponnen und gewebt. Sie haben nicht weniger als 1300 Looms (Webestühle). Diese waren alle in einem und demselben Raume, dem weaving room (Webezimmer), und 650 Mädchen dabei beschäftigt. Das schnurrende Getriebe in dem weiten Raume eines solchen Zimmers schlug uns mit einem Geräusch wie die Brandung des Meeres entgegen.

Der power-loom, der von Dampfkraft getriebene Webstuhl — unsere Fabrikanten sollten dieses kurze Wort übersetzen und annehmen: der Kraft-Webestuhl — arbeitet nicht nur zehnmal so rasch, als der hand-loom (Handwebestuhl), sondern auch viel besser. Das Gewebe wird viel gleicher, da jeder Schlag von der Maschine viel gleichmäßiger ist als der, den die mensch-

liche Hand giebt. Jeder power-loom bringt in einem Tage ein Stück Kaliko zu Wege. Die ganze Fabrik stellt also an einem Tage 1300 Stück Kaliko oder in einem Jahre zu etwa 300 Tagen (bei Abrechnung der Festtage) 390,000 Stück Kaliko fertig. In dem obern Raume des Hauses wurde auch noch so viel gesponnen, als etwa 50,000 Spinner sonst mit den gewöhnlichen Spinnrädern zu stande bringen konnten. Es giebt Prozesse in der Baumwollenbearbeitung, bei denen die menschliche Schaffungskraft durch die Maschinen auf das Zweihundertfache gesteigert ist.*) Allein nimmt man auch nur eine hundertfache Steigerung im Durchschnitt für alle jene Prozesse an, so würde daraus hervorgehen, daß jene eine Million Menschen, die sich, mit Maschinen bewaffnet, in England mit der Baumwollenfabrikation beschäftigen, jetzt so viel ausrichten, als in früheren Zeiten 100 Mill. Menschen ausrichteten. Es haben dieselben seit 50 Jahren wahrscheinlich so viel Baumwolle gewebt und gesponnen, als das gesamte frühere Menschengeschlecht in einer Reihe von Jahrhunderten.

Die Fabrik hat ihre eigene von Dampfkraft betriebene Wasserspritze, die das ganze, 6 Stock hohe Gebäude beherrscht und es von oben bis unten in wenig Augenblicken sogleich mit einer enormen Quantität Wasser überschütten kann. Diese Leute wollten die Spritze, um uns ihren Erfolg zu zeigen, spielen lassen; kaum war aber das Wasser in die Pumpe eingetreten, so sahen wir eine Menge Menschen zu den Fenstern hinauswinken und schreien. Wir hörten auf zu pumpen, und als wir hinaufkamen, fand sich, daß in wenigen Augenblicken eine halbe Etage überschwemmt war. Die Öffnung der oberen durch das ganze Gebäude laufenden Röhren war nicht verschlossen gewesen und hatte zu unserm Schrecken zwischen der Baumwolle eine arge Sündflut veranlaßt.

Wie gesagt, diese Fabrik war eine der besteingerichteten. Nichtsdestoweniger fand ich die Luft in den Räumen abscheulich und zum Ersticken. Dabei erschreckte mich die ungemeine Enge der kleinen schmalen Gänge zwi-

---

*) Dies behauptet fürs Spinnen einer der besten Kenner in dieser Sache, Herr Kennedy, im Jahre 1813. Jetzt gilt dies ohne Zweifel in einem weit höhern Grade. In der Grafschaft Lancaster wird jährlich zu Kalikos so viel Baumwollengarn verwebt, als 20 Millionen Spinnerinnen mit der Spindel nicht zu produzieren vermöchten, und die Zahl der Spinner und Weber, die vor Anwendung der Dampfmaschinen sich nur auf 50,000 belief, ist jetzt in England auf $1\frac{1}{2}$ Millionen gestiegen. Abgesehen von dem, was England ausführt, ist schon der heimische Verbrauch des Garns so bedeutend, daß bereits in der älteren Geschichte der britischen Baumwollenmanufaktur nachgewiesen wird, wie die Länge des jährlich in England versponnenen Garns 51 Abstände der Erde von der Sonne erreicht, also das 51fache von 20,682,000 geographischen Meilen! Um von der **Ausfuhr** der Baumwollenwaren von England eine Andeutung zu geben, mögen hier folgende Angaben stehen:

	1862:	1872:	1880:	
Gewebte Waren	1681 Millionen,	3538 Millionen,	4467 Millionen	Yards
Garne	93 „	212 „	213 „	Pfund
Strümpfe	888,000	1,183,000	1,227,000	Dutzend Paar.

Der Totalwert sämtlicher Baumwollenwaren betrug 1880: $63\frac{1}{2}$ Mill. Pfund Sterl.

schen den gefährlichen Maschinen und den rollenden Rädern; der Fußboden war so glatt wie eine Eisfläche, infolge des Ölens der verschiedenen Maschinenteile, wodurch nach und nach auch der Fußboden mit Öl getränkt wird, wahrscheinlich damit sich kein Schmutz darauf festsetze. Die Körbe oder Kasten, in denen die gesponnene Baumwolle durch die Etagen weiter befördert wurde, bestanden aus Büffelhäuten, die auf dem schlüpfrigen Boden glatt dahinglitten. Ein 60 m hoher Schornstein stand auf einer kleinen Anhöhe neben der Fabrik und führte alle ihre Dämpfe in die hohen Lüfte.

Die Arbeit, ihre Dauer, die Bestimmungen über das Alter der in den Fabriken beschäftigten Kinder, kurz alle Bestimmungen über die Fabriken sind in dem sogenannten Factories-Regulation-Act (Faktorei-Regulierungs-Akt) enthalten. Und Auszüge aus diesem Akt waren in einem Vorraume der Fabrik angeschlagen, wie z. B. solche Bestimmungen, daß Good Friday, „der gute Freitag" (Charfreitag), und Christmas-day Feiertage seien, und daß es außerdem noch 8 half holy-day (Halbfeiertage) gebe, — daß Kinder unter 9 Jahren gar nicht in den Fabriken beschäftigt werden dürften, Kinder zwischen 9 und 13 Jahren nur 9 Stunden am Tage, die über 13 Jahre aber bis 12 Stunden.

Die Verteilung dieser 12 Stunden über den Tag ist natürlich dem Fabrikbesitzer selbst überlassen. In dieser von mir besuchten Fabrik war die Abteilung und Ordnung folgende: Winter: die Maschine beginnt (Engine starts) um 6 Uhr morgens. Die Maschine hält an (Engine stops) um 8 Uhr, Frühstück. Engine starts 8½ Uhr — stops 12 Uhr, Mittagsessen — starts 1 Uhr — stops um 4 Uhr (Thee) — starts 4½ Uhr — stops 8 Uhr abends. Sommer: Engine starts 5½ Uhr. Das Andere wie oben. Diese Dinge wiederholen sich in allen Fabriken auf dieselbe Weise. Ein sehr kompliziertes und weitläufiges Kapitel darunter nehmen immer die Bestimmungen über „time recovered" (über nachzuholende Arbeit und Zeit) ein, wenn die Arbeiter nämlich zu spät gekommen sind, oder sonst Zeit und Arbeit versäumt haben, so können sie diese Arbeit, wenn sie dem Lohnabzuge entgehen wollen, nachholen. Da die Maschine von 240 Pferdekraft nicht für jeden Nacharbeiter sich besonders bewegen kann, so macht dies natürlich einige Schwierigkeit. Daß alle diese Dinge auch gehörig ausgeführt werden, dazu sind die Manufakturgegenden in gewisse Distrikte abgeteilt, und jeder Distrikt hat seinen eigenen Faktorei-Inspektor. Das Fabrikwesen ist so eigentümlicher Art, und es giebt so viele Gewalt über so viele Menschen in die Hände eines einzigen, daß die Engländer, die sonst so viele Abneigung gegen die Regierungseinmischung haben, sich genötigt gesehen haben, hier eine Ausnahme zu machen und eine Inspektion in Privatangelegenheiten zu dulden. Damit den armen Fabrikleuten, wenn sie sich beschweren wollen, die Sache erleichtert werden möge, stand in demselben Vorzimmer mit großen Buchstaben folgendes geschrieben: Any person desirous writing to the Inspector of the District, must address his letter in the following way: Her Majesty's secretary of state. Home Departement. Factory-Inspector.

London. Leonard Hooner, Esq. (Jede Person, die da wünscht, an den Distrikts-Inspektor zu schreiben, muß ihren Brief so adressieren u. s. w.)

Es wäre sehr wünschenswert, daß dieses Beispiel der englischen Faktoreien auch in manchen andern Fällen Nachahmung fände. Wie oft wäre es gut, wenn das ungewisse Publikum in den Vorzimmern oder an den Straßenecken benachrichtigt würde, wo und wie es sich über diesen oder jenen beschweren könne. Wissen doch die meisten Leute nicht einmal, auf welche Weise sie es anzufangen haben, um eine Beschwerde an den Fürsten über seine Statthalter gelangen zu lassen.

Gäbe es nicht so viele ähnliche Dinge in England, so würde ich sagen, der Anblick von Stockport sei einzig in seiner Art. Es liegt an dem hohen Ufer eines Flusses. Das Thal dieses Flusses ist tief, und die Häuser ziehen sich auf beiden Seiten ins Thal hinab. Über das ganze Thal hinweg von einem hohen Ufer zum andern brückt sich ein riesengroßer Viadukt, der auf 22 prachtvollen Bogen die Eisenbahn nach London hinüberführt. Die 22 Bogen sind 30 m hoch, groß und weit und sie wölben sich über die Häuser und über alles, was im Thale liegt, hinweg. Unter dem einen dieser Bogen fließt der Fluß hindurch. Obgleich ähnliche Werke in England gewöhnlich sind, so zeichnet sich doch, glaube ich, der Stockporter Viadukt selbst in England unter der Zahl der übrigen aus.

Man kann alle die in Manchester fabrizierten und für den Handel bestimmten Baumwollenwaren in drei Hauptabteilungen bringen: erstlich Twist oder Garn, zweitens weiße, ungefärbte Baumwollengewebe (white cottons), drittens gedruckte und gefärbte Kattune (printed and dyed cottons).

Das Spinnen des Twists und das Weben der white cottons hatte ich in Stockport und in andern Fabriken zur Genüge gesehen, ich war daher nun begierig, ein bedeutendes Färbewerk zu besichtigen. Sie drucken jetzt hier fast durchweg mit messingenen Cylindern, auf welche die Muster eingraviert sind. Nichtsdestoweniger fand ich in einer Abteilung der großen Druckerei auch noch einen Raum, in welchem noch einige alte Blockprinters (Blockdrucker) saßen, die mit hölzernen Blöcken nach der alten Manier druckten und diese Blöcke schnitzten. Ihr altes Geschäft, auf das sie allein eingeübt sind, wird immer unbedeutender, und bald werden alle armen Blockdrucker dem Hunger und der Vergessenheit übergeben werden.

Dieses printing work arbeitet, wie viele Fabriken in Manchester, schon seit mehreren Jahren nur die halbe Zeit, d. h. es beschäftigt seine Arbeiter jeden Tag statt 12 Stunden nur 6. In mehreren Räumen dieser Druckerei fand ich daher mehrere arme unbeschäftigte Arbeiter „out of employment“ neben den Kaminen sitzen und, in traurige Stummheit versunken, sich an dem Feuer wärmen. „Es ist herzbrechend, Herr,“ sagte der Aufseher des Werks, der mich herumführte, „diese armen Leute zu sehen, die gern arbeiten möchten, die wir aber, wenn wir nicht Bankerott machen wollen, mit dem besten Willen nicht beschäftigen können. Da wir ihnen erlauben, sich hier in der kalten Jahreszeit am Feuer zu wärmen, so kommen sie denn hierher

und sitzen da unthätig an dieser Stelle, wo sie sonst fleißig waren, und blicken neidisch die andere Hälfte ihrer Mitgenossen an, denen wir Arbeit geben können. Auch haben sie hier doch ein besseres Dach als in ihrer eigenen Hütte."

Wäre es nicht um dieser armen Leute willen gewesen, so hätten uns die vielen interessanten Prozesse und Verrichtungen dieses Werks viel Vergnügen gemacht; wie die weißen Zeuge unter den geschäftigen Cylindern mit Blumen bestreut rasch sich hervorwickeln, wie die Farben erst matt und dunkel sind, und dann, durch verschiedene Prozesse gehend, allmählich hell und glänzend hervortreten, und bald das ganze 60—70 m lange Tuch in 5—6 verschiedenen Farben und in den geschmackvollsten und prächtigsten Blumengewinden strahlt. Man sagte mir, daß bei der jetzigen Schnelligkeit des Verkehrs durch die Eisenbahnen und bei der energischen Thätigkeit der Dampfmaschine Fälle, wie folgender, nicht nur vorkommen könnten, sondern in geschäftigen und dringenden Zeiten auch vorgekommen seien. Eine Partie rohe Baumwolle wurde an der Mittagsbörse von Manchester aus durch den Telegraphen in Liverpool bestellt, wo der Mäkler den Ankauf noch im Laufe des Nachmittags besorgte. Die Verladung erfolgte noch an demselben Abend und bereits am andern Morgen 7 Uhr lieferte die Eisenbahn die Ware in der Faktorei ab. Die Ballen wurden geöffnet, ausgepackt und der Maschine übergeben, welche sie mit zauberischer Geschwindigkeit zerpflückte, auflockerte, reinigte, stäubte, dann erst in breite, zarte Schleier verwandelte, diese Schleier in konzentrierte schmale Bänder, und diese losen Banden zu dünnen, feinen Fäden, 30 Hanks auf ein Pfund (ein Hank hat 500 m), mit 1000 kleinen, durch Dampfkraft schwirrenden Röllchen auszog. Um 11 Uhr wurde das gesponnene Garn den Powerlooms übergeben, und diese brachten noch so viel davon zur rechten Zeit vor dem Abgange des letzten Trains nach Hull fertig, daß man den Herren so und so in Hull noch eine Probe von dem Zeuge schicken konnte, das diejenigen Qualitäten besaß, die sie bei ihrer gestrigen Bestellung gewünscht hatten. Da am andern Morgen von Hull Nachricht zurückkam, daß das Zeug gefiele, und daß man die Bestellung noch etwas erweitere, so ließen nun die besagten Herren in Manchester alle ihre Powerlooms arbeiten, und gaben noch an demselben Tage eine Partie des indes fertig gebrachten Zeuges in die Printingworks. Daselbst wurde es gedruckt, getrocknet, geglättet, façonniert und verpackt; und den dritten Abend nach der Bestellung ließen sie die ersten 1000 Stück fertigen Kalikos nach Hull abgehen; die übrigen folgten in den nächsten Tagen nach.

Unter den verschiedenen kleinen und großen neuen Maschinen, die ich wiederum in diesem Werke sah, interessierten mich nicht wenig die sogenannten hydraulic extractors (hydraulische Extraktoren) zum Ausziehen des Wassers aus den Kattunstücken. Es sind dies kupferne Büchsen, deren Seitenwände überall durchlöchert sind. Die feuchten Tücher werden in Büchsen hineingepackt, 20—30 Stück auf einmal, und die Büchsen dann verschlossen und durch Dampfkraft in schwingende Bewegung gesetzt. Diese schwingende Be-

wegung ist so rasch und stark, daß die Tücher in der Büchse durch die Centrifugalkraft mit großer Gewalt gegen die kupfernen Wände gedrückt werden. Die herausgepreßte Feuchtigkeit fließt aus den Löchern ab. Natürlich befinden sich diese Büchsen wieder in andern Kapseln, damit das Wasser nicht herausgeschleudert werde. Ich erfuhr, daß man diese Maschine erst seit zwei Monaten habe, daß es die das Zeug am wenigsten angreifende und die unschädlichste Manier der Pressung der feuchten Tücher sei. Nach sehr kurzer Zeit wurden die Tücher wunderbar getrocknet aus der Büchse herausgenommen.

Eine der interessantesten Abteilungen der Druckerei war ihr pattern room (Modellzimmer). Es waren in demselben nicht weniger als 3000 kupferne Cylinder mit verschiedenen eingravierten Mustern aufgestellt. Man sagte mir, es stecke bloß in diesen Cylindern ein Kapital von 50,000 Pfd. St., was ziemlich mit den andern Angaben harmonierte, daß jeder Cylinder so fertig und graviert, wie er daliege, 10, 15, 20 Pfd. St. koste, je nach der Größe und Schwierigkeit der Gravierung.

In der Regel steht ein Pattern nicht länger als 12 Monate, und nur wenn das Muster dem Publikum besonders gefällt, und wenn es einen großen Schwung durch die Welt bekommt, steht es wohl zwei Jahre. Dies, sagten sie, wäre das Höchste. Die Zeichner und Kupferstecher, welche diese Pattern ausdenken, zeichnen und eingravieren, werden am höchsten von allen Arbeitern bezahlt: denn sie müssen nicht nur Leute von origineller und unerschöpflicher Imagination sein, sondern sie müssen auch eine genaue Kenntnis von den ihre Arbeit betreffenden chemischen Wissenschaftszweigen haben; denn wenn sie letztere nicht mit ihrer Imagination verbänden, würden sie oft Zeichnungen liefern, die der Färber wegen der Unvereinbarkeit zweier nachbarlich zusammengestellter Farben gar nicht ausführen könnte.

An der Kenntnis fehlt es den Engländern nicht, aber wohl zuweilen an Phantasie und Geschmack. Es sind daher in den englischen Seiden- und Baumwollendruckereien und Webereien sehr oft Franzosen angestellt. Wo man keine Franzosen haben kann, da sucht man sich wenigstens die neuesten französischen Muster zu verschaffen, und es soll eine Menge von Leuten ihren Lebensunterhalt dadurch finden, daß sie sich kleine Proben von den in Frankreich neu erscheinenden Dessins schnell und in dem Augenblicke ihres Erscheinens zu verschaffen wissen und dieselben an die Manchesterschen Calicoprinters (Kattundrucker) oft zu teuern Preisen verhandeln.

---

7. b. Ein Abend des Sonnabends in Manchester.*)

Von allen Abenden der Woche sind die arbeitenden Klassen im allgemeinen an dem des Sonnabends am meisten beschäftigt; es handelt sich als-

*) Aus dem Edinburgh Journal.

dann um die Verwendung des Wochenlohnes, und vielen macht die Art und Weise, wie dies am vorteilhaftesten geschehen soll, größere Schwierigkeiten, als die Erwerbung gemacht hat. Die Anreizungen zu Ausgaben sind aber auch am Sonnabend weit mannigfaltiger und stärker, als an irgend einem andern Tage. Lebensmittel jeder Gattung, Bekleidungsgegenstände, Luxusartikel sind zu den verführerischesten Preisen ausgestellt, und ihre etwaigen Unvollkommenheiten sind oft beim Glanz des Gaslichtes nicht zu bemerken. Am Sonnabend erscheinen alle Annoncen billiger Waren. Die Schaufenster und die Läden der Buchhändler sind mit vom Druck noch feuchten Blättern angefüllt, die, großenteils mit Holzschnitten verziert, Wunder versprechen, und in deren Lektüre die jungen, in den Fabriken beschäftigten Leute beiderlei Geschlechts ein Hilfsmittel gegen die Langeweile des folgenden Tages, dessen sonntägliche Stunden vielen von ihnen zu langsam verstreichen, zu finden hoffen. Auf allen Seiten bieten sich Vergnügungen zu niedrigsten Preisen dar. Der Arbeiter, dessen Ohren die ganze Woche hindurch von dem ununterbrochenen und monotonen Geräusch der Maschinen ermüdet worden sind, beeilt sich, Vokal- und Instrumentalmusik anzuhören, die für ihn doppelt anziehend wird durch das Trinken und Rauchen, welche eine obligate Begleitung dazu bilden.

Für die arbeitenden Klassen in Manchester ist der Sonnabend ein fast eben so wichtiger Tag, als es für die Prinzipale der Dienstag ist, an welchem der große Baumwollmarkt abgehalten wird. Die Magazine und Comptoire schließen Sonnabends gewöhnlich um ein Uhr, und die Commis, die Arbeitsleute u. s. w., deren Zahl allein zur Bevölkerung einer Stadt von mittlerer Größe hinreichen würde, sind bis zum Morgen des Montags frei. Die Fabriken und die anderen großen Etablissements schließen gegen 4 oder 5 Uhr, und eine Bevölkerung, die sich mindestens auf 100,000 Seelen beläuft, findet sich jetzt frei nach einer ganzen Woche Arbeit. Es giebt wenig Straßen, welche einen finsterern Anblick gewähren, als am Sonnabend-Abend eine Straße in Manchester, in der Magazine oder Spinnereien sich befinden. Die stillstehende, schweigende Dampfmaschine ist nichts mehr als eine träge Metallmasse, der hohe Schornstein stößt nicht mehr seine Rauchströme aus, die Werkstühle sind stumm und unthätig, die Thüren geschlossen, die Lichter ausgelöscht. Man fühlt, daß die Seele der Industrie nicht mehr vorhanden ist; der letzte Tag der Woche ist gekommen und die Arbeiter dieser großartigen Bienenkörbe haben sich nach allen Seiten zerstreut, um ihre individuellen Bedürfnisse zu befriedigen.

Thut man einige Schritte, um in die benachbarte Straße zu treten, so verändert sich die Scene wie durch einen Zauberschlag. Hier wird man von einem lauten Getümmel empfangen und von Vorübergehenden, ohne viele Umstände, hin- und hergestoßen. Jedes Haus ist ein Laden, und jeder Laden strahlt von Licht. Man trifft hier eine Unzahl Bäckereien, in denen große Etiketten von verschiedenen Farben die Preise der Brotsorten anzeigen, während offiziöse Anzeigen das Publikum benachrichtigen, daß eine neue

Preisherabsetzung dieses ersten aller Nahrungsmittel stattgefunden habe, und das „beste Mehl zu Muffins“ (kuchenartiges Brot, das zum Thee gegessen wird) außerordentlich billig sei. Die günstige Lage der Fabrik-Industrie hat den Arbeitern gute Löhne geliefert, und die Lebensmittel sind niedrig im Preise, daher fehlt es den Bäckern nicht an Kunden. Man sieht ferner Fleischbänke, an der Vorderseite ganz offen, wo das Gas frei unter jedem Luftzug flackert und raucht; die Fleischniederlagen tragen gleichfalls Preisanzeigen zur Schau, und der Schlächter, der herkulische Opferpriester mit dem kupfrigem Gesicht, geht, mit der Schürze bekleidet und sein Küchenmesser an der Seite, vor seinem Laden auf und ab, mit den Händen in den Taschen, von Zeit zu Zeit schreiend: „Hier, meine Damen, machen Sie ihre Einkäufe! Kaufen Sie ein, meine Damen!“ Und jene „Damen“ säumen nicht, der Einladung folge zu leisten. Seht dort den Ehemann mit seiner Gemahlin, beide sehr jung und dem Anschein nach ziemlich fein, welche ihre Einkäufe machen; der Mann trägt einen Säugling, der sorgfältig eingehüllt ist und fest schläft, während die Frau einen Korb und den Schlüssel der Wohnung in den Händen hält. Wahrscheinlich bewohnen sie ein kleines Häuschen in einer Straße, wo die Mieten nicht teuer sind; sie haben keine Dienstboten, die Frau kann nicht eher auf den Markt gehen, bis der Ehemann seinen Lohn erhalten hat, und da sie das Kind nicht allein zu Hause lassen können, so nehmen sie es mit. Bis 11 Uhr abends begegnet man Hunderten solcher Gruppen. So wenig zuträglich die Folgen einer solchen Lebensweise für die Gesundheit des Kindes auch sein mögen, so sind sie gering in Vergleich zu den Leiden der Kinder, deren Mütter in den Fabriken arbeiten, welche daher den Tag über der bezahlten und stets sehr ungenügenden Pflege überlassen sind. Die Anzahl von Kindern, welche sich in Manchester in den Straßen umhertreiben, ist unglaublich. Während des Jahres 1848 z. B. sind 4715 Kinder der Polizei als verloren angezeigt worden; alle wurden jedoch wiedergefunden, und zwar 1681 durch die Bemühungen der Polizei. In Liverpool, dessen Bevölkerung fast eben so beträchtlich, aber welches keine Fabrikstadt ist, belief sich die Zahl der in den Straßen verirrten und durch die Polizei ihren Eltern wieder zugestellten Kinder während desselben Zeitraums nur auf 360.

Jene Straße aber, in der sich die Menge drängt, wird nicht ausschließlich von Käufern und Verkäufern eingenommen. Man sieht dort eine große Anzahl junger Männer und junger Mädchen in guten Arbeitskleidern, welche sich um die Bedürfnisse des Sonnabend-Abends sehr wenig zu bekümmern scheinen. Sie schlendern an den Buden vorüber, indem sie die Mützen und Hüte, die modernen Paletots, kurz, alle den Blicken des Publikums ausgehängten Bekleidungsgegenstände prüfen. Gewöhnlich sind die Preise aller dieser Artikel durch Zahlen bezeichnet, allein es ist notwendig, dieselben in der Nähe zu betrachten, um nicht durch irgend eine mikroskopische Zahl getäuscht zu werden, welche der in die Augen fallenden verräterischerweise beigefügt ist. Das Aussehen jener so sorglosen und so heiteren

Jugend kontrastiert auffallend mit den vorhin erwähnten Individuen, welche nicht viel älter sind, die aber sich schon niedergelassen haben und einen Hausstand besitzen, für den sie sorgen müssen.

Während im Innern der Läden die Käufe und Verkäufe ohne viel Geräusch vor sich gehen, wird auf den Straßen ein ununterbrochenes Geschrei durch die Verkäufer hervorgebracht, welche ihre Waren dort feilbeiten und die Beschaffenheit, die Vorzüge und den Preis derselben ausrufen. Die hauptsächlichsten dieser auf der Straße zum Kauf gebotenen Artikel sind Apfelsinen; an einem ziemlich frequenten Punkt in Manchester sind vor kurzem Sonnabend-abends zweiundzwanzig Apfelsinenverkäufer auf einer Seite der Straße allein gezählt worden. Zuweilen haben sie sich in irgend einem Mauerwinkel niedergelassen und diesen vermittelst einer Papierlaterne erleuchtet, die Verkäuferin kann also Strümpfe stricken oder sich einer ähnlichen Beschäftigung überlassen. Gewöhnlich aber tragen sie die Apfelsinen in einem Korbe, die Verkäuferin geht längs dem Trottoir auf und ab mit dem Rufe: „Apfelsinen, vier für einen Penny! — vier für einen Penny!" Es muß in Manchester sehr viel von diesen Früchten verzehrt werden, denn wo man sich auch befinden mag, sei es im Theater, im Cirkus, in dem Omnibus oder auf der Eisenbahn, wird man zum Kauf von Apfelsinen aufgefordert und sieht man das Publikum solche genießen. Ferner sind in den Straßen die Verkäufer alter Regenschirme sehr zahlreich anzutreffen, doch ist diese Industrie von der hygrometrischen Beschaffenheit der Atmospäre abhängig; arme Frauen bieten Hauben zum Verkauf an, mit deren Anfertigung sie vielleicht die ganze Woche beschäftigt waren; Kolporteure handeln mit Schreibpapier, Siegellack und Briefkouverts zu sehr billigen Preisen, mit Kalendern und illustrierten Broschüren. Hier und da sind Glücksräder für die Kinder aufgestellt, nach deren Umdrehen die Kinder eine Hand voll Nüsse als Gewinn erhalten. Doch inmitten dieses Lärmes giebt es auch eine Klasse Leute, die nur durch Stillschweigen die Börsen in Anspruch nehmen. An anderen Tagen trifft man sehr wenig Bettler in Manchester an, aber des Sonnabends sind sie desto zahlreicher. Nichts ist schwieriger, als die wahren Ansprüche dieser stummen Sollizitanten richtig zu beurteilen. So bemerkte ich an zwei oder drei auf einander folgenden Abenden ein Bild des Elends, welches den entschiedensten Feind der Bettler zum Mitleid bewegt haben würde. In einer der besuchtesten Straßen der Stadt saß am Rande des Trottoirs eine ärmlich, aber reinlich in Trauer gekleidete Frau auf einem Stuhl. Sie hielt auf ihren Armen zwei Kinder, augenscheinlich Zwillinge, und vier andere befanden sich an ihrer Seite. Keines von ihnen sprach ein Wort, sie begnügten sich damit, ergebungsvolle, aber sprechende Blicke auf die Vorübergehenden zu richten. Unfern von ihnen waren zwei oder drei Branntweinpaläste, um die sich eine halbberauschte Menge drängte, deren grobe Manieren und cynische Sprache sonderbar gegen die achtungswürdige Dürftigkeit jener armen Frau abstachen. Es war schwer, hier vorüberzugehen, ohne ein Almosen fallen zu lassen, und dennoch lag in der Zusammenstellung dieser

Gruppe etwas Verdächtiges. Beispiele dieser Art sind in Manchester gewöhnlich, aber nur Sonnabend-abends anzutreffen.

Es giebt in dieser Stadt eine gewisse Anzahl öffentlicher Märkte, von denen der bedeutendste Smithfield heißt. Dies ist ein großer Platz, auf dem Zelte und Buden errichtet sind, welche regelmäßige Alleeen bilden und diesem Markte das Ansehen eines Jahrmarktes geben. Außerdem findet man dort Sehenswürdigkeiten jeder Gattung, Menagerieen, Wachsfiguren, Seiltänzer u. dergl., jede mit ihrem Orchester und einem Haufen vor ihr versammelter Müßiggänger. Hier sieht man lange Gänge, in denen alte Kleidungsstücke verkauft werden, andere, wo frisches und gesalzenes Fleisch, sowie verschiedene andere Lebensmittel feilgeboten werden. Das Gedränge ist auf diesem Punkt nicht so dicht, wie man glauben sollte, denn man zieht in Manchester die Läden den Märkten vor. Geht man aus Smithfield heraus, so tritt man in Shude-Hill ein, welches eine andere sehr besuchte Straße ist, in der Antiquarbuden vorherrschend sind. Ferner befinden sich hier Vorrichtungen, vermittelst derer man für einen Penny sich messen und wiegen läßt und das Resultat, auf eine Karte geschrieben, erhält; weiterhin beschäftigt sich ein Künstler damit, „für einige Pence in einem Augenblick Portraits anzufertigen, für deren Ähnlichkeit er garantiert; in einer andern Bude wird der „magische Spiegel“ gezeigt, in dem ein junger Mann seine zukünftige Frau und ein junges Mädchen seinen zukünftigen Gatten erblicken kann. Allen diesen Leuten, Messern und Wiegern, Künstlern und Magikern, fehlt es nicht an Kunden.

Aus diesem Viertel gelangt man nach dem alten, eben so einsamen als stillen Kirchhofe. Sein hoher, viereckiger, vom Rauch der Schornsteine Manchesters geschwärzter Turm erhebt sich gleich einem stummen Riesen über alles Geräusch und Getümmel dieser großen Stadt. Geht man quer über den Kirchhof, steigt eine Anzahl Stufen herab und überschreitet einen andern Markt, so gelangt man nach Deans-Gate, einer der ältesten und bevölkertsten Straßen Manchesters. An einem Sonnabend-Abend sah ich dort in dem Zeitraum von drei Minuten 155 Personen an mir vorübergehen. Die in den Fabriken arbeitende Bevölkerung ist hier nicht so zahlreich, als in den andern Stadtteilen, aber die Trunkenheit und das Laster zeigen sich hier in ihrer ganzen Nacktheit. Es gewährt einen betrübenden Anblick, zu sehen, wie diese Menge von Individuen beiderlei Geschlechts sich um die Schenklokale drängt, während man im Innern derselben, wenn die Thür geöffnet wird, eine noch bei weitem größere Anzahl erblickt. Der Theetotalismus hat große Fortschritte gemacht, die Missionäre in den Städten haben sich harten Arbeiten unterzogen, neue Schulen sind zu Hunderten und Tausenden gegründet worden, und dennoch hat es den Anschein, als hätten alle diese Bestrebungen keinen Einfluß auf eine zahlreiche Klasse der Bevölkerung, auf jene Klasse, deren Existenzmittel häufig sehr verdächtig sind, welche durch die Polizei im Zaume gehalten wird, bei einer Emeute aber plötzlich, zum großen Erstaunen der ehrbaren Leute, sich zeigen würde, ohne daß

diese je eine Ahnung hatten, mit ähnlichen Wesen so nahe zusammen gelebt zu haben.

Die Musik bildet am Sonnabend-Abend die hauptsächlichste Erholung der Bevölkerung Manchesters. Jenes große Plakat an der Mauer enthält oben die Worte: „Konzerte am Sonnabend-Abend", und zeigt an, daß im Handwerker-Institut „ein musikalisches Divertissement, aus ernsten und launigen Liedern bestehend", ausgeführt wird, zu dem die Abonnenten für 3 Pence Zutritt haben, das übrige Publikum aber für 6 Pence. Das Programm ist sehr einladend, und der Eintrittspreis scheint mit dem Verdienste der arbeitenden Klassen im Einklang zu stehen. Das Institut liegt in einem inneren Stadtteile; der zu den Aufführungen benutzte Saal ist groß und bequem und enthält eine schöne Orgel; dennoch ist das Auditorium nicht zahlreich, der wohl mehr als tausend Personen fassende Saal ist kaum zur Hälfte angefüllt, und vergeblich würde man in dieser Versammlung gut gekleideter Leute nach „Handwerkern" suchen. In Manchester haben diese Sonnabends-Konzerte nicht denselben Erfolg gehabt, als in Liverpool; das Institut hat infolge dieser Unternehmung sogar Verluste erlitten. Daraus geht deutlich hervor, daß die arbeitenden Klassen ihre Sonnabends-Vergnügungen anderswo suchen.

Nicht weit von dem Handwerker-Institut befindet sich ein Gebäude, „Kasino" genannt, das nach den öffentlichen Anzeigen ein „Tempel für Poesie und Gesang" sein soll, zu dem der Eintritt frei ist. Dieses Kasino liegt in einem sehr ansehnlichen Stadtteile; in seiner Umgebung finden sich vier Kirchen und Kapellen, so wie das Museum der naturhistorischen Gesellschaft, eines der besten Etablissements dieser Art in England; ferner der berühmte Freihandels-Saal, das königliche Theater und der Cirkus. Auf derselben Seite der Straße, nur wenige Schritte vom Kasino entfernt, liegt der Konzertsaal, in dem die Elite der Bewohner Manchesters sich versammelt, so daß die höchsten und niedrigsten Klassen sich auf demselben Punkt zur Befriedigung ihrer Vorliebe für die Tonkunst versammeln können. Vor dem Kasino ist stets eine Anzahl junger Leute stationiert, die beim jedesmaligen Aufgehen der Thür lüsterne Blicke in das Innere werfen; ein Polizeibeamter befindet sich da zur Aufrechthaltung der Ordnung, und ein gedruckter Anschlag zeigt an, daß man nur mit Konsumtionsbillets zugelassen wird. Diese Billets werden entweder zum Parterre oder zur Galerie, das Stück für 2 oder 3 Pence, verkauft. Der Wert eines jeden Billets wird in „Erfrischungen von der besten Beschaffenheit", welche in Äpfeln, Apfelsinen, Kuchen, Ingwerbier, Ale, Porter und Cigarren bestehen, erstattet. Der mit einem ziemlich großen Orchester versehene Saal bildet ein langes Rechteck; an dem einen Ende ist ein Theater mit Dekorationen errichtet, um die andern drei Seiten läuft eine schmale Galerie, und zur Rechten und Linken des Theaters sind zwei besondere Logen angebracht. Sowohl die Wände der Galerie als die Dachbalken sind im Theaterstil dekoriert; oben und unten befinden sich die Büffets, wo man die erwähnten „Erfrischungen" als Austausch für die Bil-

lets oder gegen Bezahlung erhält; die Bänke sind so angebracht, daß Fläschen, Gläser u. dergl. darauf gestellt werden können; auf der Galerie ist ein freier Gang zur Promenade, zwischen dem Geländer und den längs der Wände befindlichen Privat-Kabinette. Das Ganze ist glänzend mit Gas erleuchtet, und von den Lampen hängen kleinere Gasröhren herunter, in der Art wie man sie in den Apotheken findet, die aber hier zum Anzünden der Pfeifen und Cigarren gebraucht werden. Dieser Saal kann wohl 1500 bis 2000 Personen aufnehmen, und an dem Sonnabend-Abend, als ich ihn besuchte, befanden sich über 1000 dort. Die Mehrzahl bestand aus jungen Leuten, selbst Kindern beiderlei Geschlechts. Man sah hier Frauen, welche ein Glas Porter vor sich hatten und junge Kinder säugten. Die ganze Gesellschaft schien nicht zur arbeitenden Klasse zu gehören, denn auf der Galerie erblickte man Commis aus den Schreibstuben oder den Magazinen. Die meisten von den Männern hatten ihre Hüte auf dem Kopfe; alle waren mit Essen, Trinken, Rauchen oder Plaudern beschäftigt. Das Ingwerbier schien sehr beliebt zu sein; von Zeit zu Zeit wurden der Lärm des Auditoriums und die Accorde des Orchesters vom Knallen der moussierenden Getränke und dem Geschrei der Kellner unterbrochen, welche mit ihren Körben voll Erfrischungen umherliefen. Der aus dem Parterre des Saales emporsteigende Tabaksqualm und die durch die Ausdünstungen dieser Menge und der zahlreichen Gasflammen, so wie durch den Mangel einer vollständigen Ventilation verdorbene Luft machten die Atmosphäre auf der Galerie besonders unangenehm und ungesund; die Anwesenden schienen jedoch diesen Übelstand nicht zu empfinden, denn alle Welt war sehr lustig. Zuweilen verursachte ein zu unruhiges Individuum die Dazwischenkunft der Kellner oder sogar eines Polizeibeamten, aber im ganzen fand sehr wenig Unordnung statt, und ich bemerkte keinen Berauschten. Man verkaufte weder Wein, noch Spirituosen, und das Ale und der Porter, von denen sehr viel konsumiert wurde, schienen von keiner anderen Wirkung zu sein, als die Leute in gute Laune zu versetzen. Während der ganzen Zeit spielte das Orchester, doch waren die Melodieen inmitten des allgemeinen Geräusches nicht zu erkennen. Aber plötzlich ertönt eine Klingel, und der Lärm läßt ein wenig nach, alle Augen richten sich nach dem Theater, wo eine Dame in Kostüm erscheint, irgend eine volkstümliche Arie singt und sich zurückzieht; nach kurzer Zeit erscheint sie abermals und trägt eine zweite Piece vor, hierauf beginnt der Lärm und die Instrumental-Musik von neuem, bis ein Sänger auftritt, der seine Leistungen hören läßt. Hin und wieder giebt es Dialoge, eine wenig Gebärden- oder Theaterspiel, selbst Tanz; im allgemeinen ist der Charakter des Vorgetragenen anständig, mit Ausnahme einiger Zweideutigkeiten, welche mit Pfeifen oder auch Lachen aufgenommen werden.

Dieses Kasino ist in Manchester eines der größten Lokale der Art, und das eben Gesagte gilt von allen anderen. Manche derselben stehen auf einer weit geringeren Stufe und besitzen statt des Orchesters nur ein Piano oder eine Orgel; andere machen Anspruch darauf, kleine dramatische Vorstellungen

oder plastische Darstellungen zu geben. In vielen sind die Wände mit wirklich merkwürdigen Ölgemälden ausgeschmückt; die meisten sind an allen Wochentagen, mehr als ein Drittel Sonntag-Abends geöffnet, doch wird in letzterem Falle nur religiöse Musik aufgeführt, zu der man sich alsdann tragbarer Orgeln bedient. Um sich einen Begriff von der Anzahl dieser Lokale zu machen, bedenke man, daß es in Manchester allein, ohne Salfort hinzuzurechnen, 475 Kaffeehäuser und 1143 Kneipen giebt, wo man nur Bier verkauft; in 49 der ersteren und 41 der letzteren Sorte werden musikalische Vorstellungen gegeben; 26 der ersteren und 10 der letzteren haben Sonntags Musik. Die in derselben ausgegebene Geldsumme läßt sich auf wenigstens 1000 Pfd. Sterl. wöchentlich taxieren, wovon ungefähr ein Drittel auf den Sonnabend-Abend zu rechnen ist.

Gegen 11 Uhr sind alle Konzerte beendet; die Zuhörer begeben sich nach ihren Wohnungen, einige derselben kaufen unterwegs billige Flugschriften, hier und dort trifft man auf einen an die Mauer gelehnten Betrunkenen, die umherziehenden Verkäufer sind verschwunden, die Buden beginnen sich zu schließen, die Lichter erlöschen nach und nach, die Kutscher führen ihre ermüdeten Rosinanten nach den Ställen, und wenn der Sonntags-Morgen anbricht, so liegt ganz Manchester mit seinen riesigen Maschinen, seinen unermeßlichen Vorräten an Rohstoffen und fabrizierten Waren, seinen Hunderttausenden von Bewohnern in tiefem Schweigen, welches allein von Zeit zu Zeit durch das Pfeifen einer Lokomotive und das donnerähnliche Rollen des nachfolgenden Güterzuges unterbrochen wird.

---

8. Die schwarzen Diamanten Englands.*)

Wer hat nicht die Beschreibung und abenteuerliche Geschichte der „berühmten Diamanten" gelesen, auf deren Besitz gewisse Potentaten der Erde so stolz sind? Man hat diesen strahlenden Juwelen einen fabelhaften Wert verliehen, vor dem die Einbildungskraft zurückschreckt, über deren Nutzen aber hat niemand ein Wort gesagt, und der Grund hiervon ist sehr einfach. Gestehen wir es ein, daß wir unsererseits jenen anderen bescheideneren und gewöhnlicheren Diamanten, welche unser Boden in seinem Schoße einschließt, bei weitem den Vorzug geben. Zwar haben sie weder die Klarheit, noch die Durchsichtigkeit der ersteren, ihre Seltenheit verleiht ihnen keinen idealen Wert, aber gerade ihrem wirklichen Nutzen und ihrem häufigen Vorkommen verdanken sie ihren positiven Wert; wenn auch ihre Bestimmung nicht die ist, auf gekrönten Stirnen zu prangen, eine höhere Geltung verschafft es ihnen, daß sie materielles Wohlsein in die Hütte des Armen sowohl, wie in die Wohnung des Reichen bringen, daß sie zum Fortschritt der Wissenschaften

*) Nach Charles Dickens Household Words.

und industriellen Künste, mit einem Worte, zum Gang der Civilisation mächtig beitragen.

Unter der Regierung Eduards I. wurde die Steinkohle als Brennmaterial zuerst in London eingeführt, zum großen Verdruß der Städter und zum allerhöchsten Mißfallen Sr. Majestät. Hören wir die Geschichte — nicht des Königs, sondern dieser Hauptbegebenheiten seiner Zeit, welche nur wenige Geschichtschreiber einer Erwähnung gewürdigt haben.

Als man zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf den Gedanken kam, die ersten Steinkohlenblöcke von Newcastle nach London zu schicken, so geschah dies nur, um an den Schmieden, Brauern und zwei oder drei anderen Industriellen, denen Brennmaterial unumgänglich nötig ist, einen kleinen Versuch zu machen — einen anderen Zweck beabsichtigte man nicht. Ein dicker, schwarzer Rauch begann aus einer geringen Anzahl von Schornsteinen aufzusteigen.

Sogleich erhob sich ganz London wie Ein Mann, indem es lautes Geschrei ausstieß. Im Jahre 1316 richtete das Parlament eine Bittschrift an den König, worin es hieß, daß, wenn er den Reiz eines frischen Gartens, den Vorzug eines reinlichen Antlitzes oder die Annehmlichkeit weißer Wäsche schätze; wenn er nicht wolle, daß seine loyalen Unterthanen ersticken oder mindestens gleich schlechten Schinken geräuchert werden sollten — er inständigst gebeten werde, den Gebrauch dieses neuen pestilenzialischen Brennmaterials, genannt „Steinkohle“, gänzlich zu untersagen.

Der König, die Wahrheit und Gerechtigkeit dieser Vorstellungen anerkennend, erließ unverzüglich eine Verordnung, durch welche allen seinen getreuen Unterthanen anbefohlen wurde, sich fortan des Gebrauchs jener lästigen und ungesunden Substanz zu enthalten.

Die Schmiede, die Brauer und die anderen Industriellen, welche bei der Verwendung der Steinkohle großen Vorteil gefunden hatten, hielten Rat und beschlossen, ungeachtet der königlichen Verordnung, damit fortzufahren, jedoch gewisse Vorsichtsmaßregeln zu beobachten; aber sie vergaßen jenen unglücklichen Rauch, welcher solch Geschrei verursacht hatte, oder dachten in ihrer Herzenseinfalt vielleicht nicht daran, daß dieser noch einmal sie verraten müsse.

Jener dichte Rauch hatte aber nicht so bald seine Erhebung und Ausbreitung über die Schornsteine begonnen, als derselbe von unzähligen Aufpassern bemerkt und dem Parlament die Kunde unter lauten Verwünschungen hinterbracht wurde. Hierauf erfolgten neue Petitionen des Parlaments, infolge deren Seine darüber sehr erzürnte Majestät befahl, daß alle Schmiede, Brauer und andere Schelme, die sich erlauben würden, trotz seines Verbotes Steinkohlen zu brennen, mit hohen Geldstrafen zu belegen seien, außerdem aber sollten ihre Herde und Öfen demoliert und vollständig weggeschafft werden.

Dieser Befehl wurde wirklich ausgeführt, aber dennoch hatten auch die strengsten Maßregeln keinen Erfolg; die Anwendung der Steinkohle hatte den

Konsumenten so ausgezeichnete Resultate geliefert, daß sie entschlossen waren, kein anderes Brennmaterial zu gebrauchen, möge daraus entstehen, was da wolle. Man sah demnach aus einer immer größeren Anzahl Rauchfänge schwarze Wolken aufsteigen, und die Behörde hatte noch mehr Herde und Öfen zu zerstören, die aber in demselben Maße wieder aufgebaut wurden, so daß die Dinge sich von beiden Seiten auf demselben Fuße erhielten.

Es stellte sich endlich bis zur Evidenz heraus, daß niemand erstickt, vergiftet oder eingeräuchert wurde, daß sogar niemand irgend welche Nachteile oder unangenehme Folgen erlitten hatte. Man sollte meinen, daß von dem Augenblicke an, wo die Vorteile der Steinkohle in ihrem vollen Umfang hervortraten, während die Nachteile sich als unbedeutend zeigten und die Gefahren verschwanden — die Anwendung derselben ohne Verbot, Kampf oder Erörterung bald ganz allgemein werden mußte.

Aber leider geht es nicht so in der Welt. Man kann die Menschen nicht zwingen, soziale Neuerungen, selbst wenn sie, wie in diesem Falle, materielle und augenscheinliche Verbesserungen darbieten, ohne weiteres zu acceptieren. Wer dies glaubt, kennt die menschliche Natur nicht und irrt sich eben so sehr, wie die Kinder, welche da glauben, daß es den Personen, die ihnen Vernunft predigen, nie daran fehlen könne. Statt demnach die Einführung der Steinkohle in die Hauptstadt durch alle möglichen Mittel zu erleichtern, setzten die Behörden den Verbindungen zwischen London und Newcastle jedes denkbare Hindernis entgegen, indem sie die abenteuerlichsten Steuern und Abgaben ersannen. So hatte das neue Brennmaterial — die künftigen schwarzen Diamanten Englands — um seine Freiheit zu kämpfen während einer Reihe von Regierungen, welche die Geschichte nichtsdestoweniger „weise und glorreich" nennt.

Bevor eine Ladung Steinkohle in London gelandet werden durfte, mußte die Erlaubnis des Lord-Mayors eingeholt werden. Wie erhielt man aber diese Erlaubnis? Es ist leicht zu vermuten, obgleich ein offizielles Dunkel uns in Unwissenheit über den genauen Betrag des Tributs läßt. Glücklicherweise ist dasselbe nicht der Fall mit den Emolumenten der Aldermen; wir finden, daß die Mitglieder dieser Korporation befugt waren, die Steinkohle zu messen und zu wiegen, entweder in Person und in ihrer Amtskleidung, oder, wenn sie es vorziehen würden, durch einen Bevollmächtigten, und daß sie für ihre Mühe eine Summe von 8 Pence für die Tonne im voraus zu entnehmen berechtigt waren. Dieses Prärogativ ward durch einen Erlaß vom Jahre 1613 bestätigt; der City entstand dadurch, zur großen Genugthuung des hochweisen Magistrats, eine jährliche Einnahme von 50,000 Pfd. Sterl.

Dieses Schutzsystem, während langer Jahre unter verschiedenen Formen und mit mannigfachen Variationen aufrecht gehalten, wurde über ganz England ausgedehnt und lastete, dem seit undenklichen Zeiten stattfindenden Gebrauch der Regierungen gemäß, vorzugsweise auf den ärmeren Klassen. Zwar kamen manche Einwohner Londons auf den Gedanken, darüber Klage zu führen, indem sie nicht nur keinen Schutz gegen die Steinkohlen von New-

castle nötig hatten, sondern im Gegenteil sich glücklich schätzten, sie bekommen zu können; wenn sie geschützt werden sollten, so war dies eher gegen den Lord-Mayor und den Magistrat notwendig, welche diesen unentbehrlichen Artikel mit allerlei Steuern und Auflagen belegten. Aber jene guten Leute wurden als Unwissende und Übelgesinnte verschrieen, und man bedeutete ihnen, daß sie nichts weiter zu thun hätten, als gutwillig zu bezahlen — zuerst den Schutz, dann die Steinkohlen. Sie mußten sich fügen. Allein, da die Wichtigkeit des Gegenstandes die Habgier des Magistrats überstieg, wurde der Gebrauch der Steinkohle unter der Regierung Karls I. allgemein.

Nicht früher als im Jahre 1830 wurden die lästigsten auf der Steinkohle ruhenden Abgaben aufgehoben; man ließ jedoch diejenigen bestehen, welche auf Kosten der Bewohner von London und von zwei bis drei Seehäfen erhoben wurden, die gleichfalls sich erlaubt hatten, zu reklamieren, und so für ihre Frechheit bestraft wurden.

Aber wie jede Reaktion die notwendige Konsequenz eines Druckes ist, so hat der Handel mit Steinkohlen, durch die Entwickelung des Dampfes, in unsern Tagen einen Aufschwung genommen, welcher mit dem so langsamen und peinlichen Gange der verflossenen Jahrhunderte in lebhaftem Kontraste steht. Man darf zwar nicht hieraus schließen, daß durch die schwarzen Diamanten zahlreiche Millionäre entstanden sind, oder daß es leicht sei, durch diesen Industriezweig große Reichtümer zu erwerben; die Ausbeutung der Steinkohlengruben gehört vielmehr zu den gewagten Spekulationen. Die Anlegung der Schachte ist sehr kostspielig, die Explosionen, das Eindringen der Gewässer sind ernste Gefahren, welche die Werkleute und deren Arbeiter unaufhörlich bedrohen; keine Versicherungsgesellschaft will sich auf Assekuranzen dagegen einlassen. Es ist wahr, daß die großen Eigentümer der Steinkohlenwerke an der Tyne, an der Wear und von noch anderen Distrikten eine Art Monopol ausüben, aber es ist nicht infolge dieses Monopols, daß die Steinkohle in London fast das Dreifache von dem kostet, wofür dieselbe am Eingang des Schachtes verkauft wird. Der wirkliche Grund dieser Thatsache liegt an den Kosten des Transportes, der oft dem Preise des Artikels gleichkommt oder ihn übersteigt, an dem Verluste beim Fortschaffen, an den Leichter- und Quaigebühren, an den Unkosten, welche das Löschen, die Wächter, Beamten, Träger, Karrenführer, Fuhrwerke, Pferde, Säcke u. s. w. verursachen, ferner an den langen Krediten und schlechten Schulden, an dem Gewinne der verschiedenen Agenten und Zwischenhändler, deren zahlreichste Klasse aus Individuen besteht, welche sich für Kohlenhändler ausgeben, während sie in der Wirklichkeit nur Mäkler sind, endlich an der Geldgier der Detailisten jeglicher Art.

Wie dem aber auch sei, der Steinkohlenhandel ist blühend, man hat ihm einen neuen Tempel in der Hauptstadt weihen müssen. Unweit des Zollhauses erhebt sich heutzutage die Kohlenhalle oder Kohlenbörse (Coal Exchange).

Es ist an einem Mittwoch, dem Markttage. Wir ersteigen einen Per-

ron, der uns zu einem kreisförmigen Vorsaal führt, in den wir durch eine große Flügelthür eintreten. Wir befinden uns im untersten Stock eines turmartigen Baues, an dessen Seitenwänden sich eine spiralförmige eiserne Treppe hinaufzieht. Über unserm Kopfe, dieser gewundenen Balustrade gegenüber, am Plafond des Turmes, erblickt man ein Gemälde in Rubensscher Manier koloriert, — obschon es sonst sehr wenig Analoges mit den Werken dieses großen Meisters besitzt — welches eine Dame vorstellt, die aus einem Füllhorn nicht etwa Kohlen, sondern die schönsten Südfrüchte über unser Haupt ausschüttet. Diese theatralische Göttin des Überflusses ist von kleinen Amouretten — oder wenigstens von kleinen pausbäckigen Knaben — begleitet, welche umherflattern und sich belustigen.

Aus diesem Vorsaal kommt man in die sogenannte Halle, einen großen, kreisförmigen Saal, mit Eichenbohlen gedielt, die mosaikartig abwechselnd hell und dunkel sind, und deren verlängerte Winkel in ein gemeinschaftliches Centrum zusammenlaufen, in welchem ein kolossaler Anker dargestellt ist. Drei übereinander liegende gußeiserne Galerieen befinden sich um diesen Platz, der vermittelst einer großen Glaskuppel, dessen Mitte orangenfarbige Scheiben bilden, erhellt ist. Auf dem Fußboden sind in Zwischenräumen lange Schreibpulte aufgestellt, aus poliertem Eichenholze, mit eingelegten Schreibzeugen, zur größten Bequemlichkeit der Käufer und Verkäufer. Die Wappen der City auf einer Reihe kleiner Schilde bilden die einfache Verzierung der Balustrade um die drei Galerieen, über die man zuweilen schöne Damen sich neigen sieht, welche die dunkeln Konferenzen der mit schwarzen Diamanten Handelnden neugierig beobachten.

Übrigens beschränken sich die Verzierungen der Kohlenbörse nicht allein auf die Wappen der City, noch auf die Reize der Damen, welche sie mit ihrem Besuche beehren. Um das ganze Parket und um die Galerieen sind besondere Schreibpulte und Nischen angebracht; die zwischen diesen Bureaus befindlichen Wände sind mit gemalten Emblemen bedeckt, deren lebhafte Farben von dem hellen Grunde abstechen und dem Saale ein heiteres, man könnte sagen, kontinentales Aussehen geben, das weit mehr an ein Café in Paris, als an eine Kohlenbörse erinnert. Hier sieht man „die Wachsamkeit“ in Gestalt einer mit langer Robe bekleideten Dame, zu ihrer Seite eine Eule; der Fluß Severn ist mit einer poetischen Licenz durch Najaden und einen Delphin dargestellt. Weiterhin erblickt man „die Wohlthätigkeit“, ein paar Kinder tragend, und darunter die Themse, zwischen Schilf dahinfließend. An einer andern Wand sieht man den Fluß Avon und „die Ausdauer“, dargestellt durch eine Schnecke zu den Füßen einer brünetten Schönheit mit schwarzen Augen, wie sie der Künstler, Herr Sang, zu malen liebt. Auch die Trent und die Tyne figurieren in dieser Galerie der englischen Flüsse.

Kehren wir in den Vorsaal zurück, um von dort die erste Galerie zu ersteigen; auch hier sind die Seitenwände der Abteilungen in demselben Stil bemalt, nur die Themata bestehen größtenteils aus Scenen in Kohlenminen oder Seegegenden mit Kohlenschiffen in Sicht. Die Prosa dieses Sujets wird

durch die phantastischen Rahmen, welche weibliche Gestalten, Tiere, Blumen, Früchte u. s. w. enthalten, gemildert. Diese Galerie ist eben so, wie die anderen, aus gegossenem Metall.

In dem halbkreisförmigen Eingang der zweiten Galerie ist auf der einen Seite Newcastle mit seiner eisernen Brücke, in Verbindung mit seiner Eisenbahn, dargestellt, während seine alte steinerne Brücke darunter abgebildet ist. Dieses Gemälde, in finsterem und räucherigem Tone gehalten, giebt den Charakter des Orts vollständig wieder. Auf der andern Seite sieht man Durham mit seiner inmitten von Bäumen sich erhebenden Kathedrale; auch diese Abbildung ist voller Wahrheit. Die Zwischenwände dieser Galerie sind vorzugsweise mit Darstellungen von Bergleuten, die in der Ausübung der mannigfachsten Arbeiten ihres Berufs beschäftigt sind, geschmückt.

Die oberste Galerie bietet zwei Ansichten dar, die von Shields und von Sunderland: Shields im Mondlicht, mit Kohlenschiffen auf dem Flusse, mit trübem, blauem Himmel und Rauchwolken; Sunderland mit seiner eisernen Brücke, auf einem einzigen Bogen ruhend, unter welcher Kohlenschiffe durchfahren, ohne ihre Marsstangen umzulegen. Auch hier ist ein Nachteffekt, indem der rötliche Schein von Fackeln sich über einen Convoi kleiner Waggons ausbreitet, welche die Steinkohle aus der Grube nach dem Einschiffungsplatze bringen. Die Zwischenwände sind durchweg mit Abbildungen von gigantischen Farnkräutern und jenen antediluvianischen Bäumen und Pflanzen verziert, welche später der Steinkohlenbildung zur Basis dienten; hin und wieder wechseln diese Abbildungen mit denen von Werkzeugen und Gerätschaften des Bergbaues ab. Über die dritte Galerie erhebt sich die ungeheure Glaskuppel.

Beim Durchgehen dieser Galerieen bemerkt man nicht ohne Befremden, daß der größte Teil der Büreaus, welche doch in Hinsicht der Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Ruhe nichts zu wünschen übrig lassen, zu vermieten sind, also von niemandem benutzt werden. Eben so verhält es sich mit den im Erdgeschoß befindlichen, von welchen nicht der vierte Teil besetzt ist. Die Ursache dieser an einem Orte, wo sich der unermeßliche Steinkohlenhandel Englands konzentriert, mindestens sonderbaren Erscheinung liegt in den übertriebenen Mietspreisen, welche für diese Lokale gefordert werden. Obgleich dieselben mit den Mitteln oder dem Wohlstand der meisten Geschäftsleute und Kohlenhändler in keinem Verhältnis stehen, so weigern sich dennoch die Behörden der City, etwas von ihren Forderungen nachzulassen; sie ziehen es vor, lieber die Kosten der Heizung drei Viertel des Jahres hindurch zu tragen, als die Büreaus für einen geringeren Mietzins benutzt zu sehen. Auf diese Weise wachsen die Kosten für ein Etablissement, welches schon so viel gekostet hat, immer mehr an.

Einige der gesamten Steinkohlen-Industrie Englands und des Auslandes entnommene Ziffern werden die Wichtigkeit der an der Kohlenbörse gemachten Geschäfte zur Genüge herausstellen.

Im Jahre 1860 besaß England 3009 Kohlengruben, welche 84 Mill.

Tonnen zu Tage förderten;*) i. J. 1866: 102,630,593 Tonnen; i. J. 1878: 132,655,000 Tonnen. In Centnern zu 50 Kilogramm berechnet, gewann im Jahre 1877 England (Großbritannien und Irland) 2712 Millionen, das deutsche Reich 966 Mill., Österreich und Ungarn 266 Mill. Stein- und Braunkohlen.

Beiläufig bemerken wir hier, daß die vereinigten Staaten, welche den dritten Rang einnehmen, einen Flächenraum von 196,000 (engl.) □ Meilen Steinkohlenlager besitzen, vierzigmal so viel wie Großbritannien, welches 5400 (engl.) □ Meilen enthält; aber vorläufig beziehen die vereinigten Staaten noch Kohlen aus England, circa 285,000 Tonnen in den letzten Jahren. Bald aber werden sie England überflügeln.

Der außerordentlichen Leichtigkeit, mit der man zu Wasser nach den besten Steinkohlenlagern Englands, Schottlands und Wales gelangen kann, verdankt Großbritannien den Vorteil, so enorme Massen und zu solch niedrigen Preisen nicht allein für den inneren Verbrauch liefern, sondern auch nach fast allen Seegegenden Europas ausführen zu können. Es ist in dieser Hinsicht weit günstiger gelegen, als die Länder des Kontinents, welche ebenfalls dieses Brennmaterial produzieren, deren Steinkohlenlager aber vom Meere entfernt liegen.

Von Dünkirchen bis Bayonne, auf einer Küstenstrecke von 300 Lieues, giebt es nur zwei Steinkohlenlager in geringer Entfernung vom Meere. Frankreich ist gleichfalls, was die Güte des Artikels betrifft, minder begünstigt als England; denn mit Ausnahme der Gruben zu Anzin, zu St. Etienne und einiger anderen liefern die Steinkohlenwerke im Innern des Landes ein Produkt von nur untergeordneter Qualität. Diese beiden Umstände machen Frankreich hierin bis zu einem gewissen Punkt abhängig von England; die französische Regierung beschickt demgemäß alle Jahre die bedeutendsten Märkte zur Verproviantierung ihrer Dampfschiffahrts-Niederlagen mit englischen Steinkohlen. Belgien, dessen eigener Verbrauch im Steigen, dessen Produktionskraft aber geringer ist, und dessen Steinkohlenlager vom Meere entfernt liegen, ist nicht imstande, den Bedürfnissen Frankreichs Genüge zu leisten. Dieses hat darum neidische und sehnsüchtige Blicke auf das preußische Saarbrücken geworfen. Bei Spanien aber muß man abwarten, bis die vor kurzem in Asturien und an den Küsten des Meerbusens von Biscaya in Angriff genommenen unermeßlichen Steinkohlenlager in vollem Betriebe sind, um den Ertrag und die Güte der Ausbeute zu prüfen.

Die Steinkohlenlager Englands sind derartig gelegen, daß sie kaum 30 engl. Meilen von einander entfernt sind, und bilden demnach, von Schottland bis zum Süden von Wales und Somersetshire, eine Art Netz, von dessen Centralpunkten aus das Innere des ganzen Landes mit Hilfe der Eisenbahnen versorgt werden kann. Die Ost- und Westküsten sind nirgends mehr als 50 Meilen vom nächsten Steinkohlenlager entfernt, und dieser Abstand

*) Eine Tonne = 20 engl. Centner.

beträgt selbst bei den äußersten Punkten Englands, Schottlands und Irlands nicht mehr als 150 engl. Meilen.

Die Zahl der zum Transport der Steinkohlen nach London benutzten Fahrzeuge ist notwendigerweise dem Aufschwunge dieses Handelszweiges gefolgt. Vor 3 Jahrhunderten genügten zwei oder drei Schiffe zur Versorgung der Hauptstadt, im Jahre 1610 zählte man deren schon 200; i. J. 1848 aber brachten 2717 Schiffe 12,167 Ladungen, die sich auf fast $3^1/_2$ Mill. Tonnen beliefen. Im Jahre 1870 erhielt London 50 Mill. Centner! Die durchschnittliche Ladung eines Kohlenschiffes ist nicht weniger als 300 Tonnen; rechnet man 8 Mann Equipage auf jedes Schiff, so liefert der Steinkohlentransport von Norden nach London die Beschäftigung für ungefähr 32,000 Individuen. Die gesamte Steinkohlen-Industrie Englands ernährt nicht weniger als 500,000 Personen.

Heutzutage hat sich der Gebrauch der Steinkohle nicht allein über die ganze civilisierte Welt verbreitet, sondern erreicht in mächtiger Dampfgestalt die entlegensten Regionen. Die Dampfschiffahrt erstreckt sich schon über Suez bis Singapore, Australien, China und Japan und reicht über den großen Ozean hinüber nach San Francisko. Denn schon seit mehreren Jahren haben die amerikanischen Lokomotiven die Ufer des stillen Ozeans berührt, die amerikanischen Dampfschiffe regelmäßige Verbindungen mit China und dem indischen Archipelagus eröffnet, und mit der Durchstechung der Landenge von Suez ist der kürzeste Weg um die Erde vollendet. Kaufleute und Touristen werden diese Reise in weniger als einem halben Jahre zurücklegen, mit Inbegriff der Aufenthaltszeit an den hauptsächlichsten Stationen, um ihre Geschäfte auszuführen und alles ihnen Wichtige kennen zu lernen.

Ehre daher diesen Diamanten ohne Preis, wie auch ihre Farbe immer sein möge, — das natürliche Schwarz, das Rot der Flamme, das Weiß des Hochofens, das Grau der Asche — und welcher Gattung ihrer großen Familie sie auch angehören, in der es 70 Arten giebt, von der bituminösen Steinkohle erster Sorte an bis zur geringsten herab, welche man in früheren Zeiten nie zu gebrauchen pflegte!

9. Die Volkscharaktere*).

Der Süden Englands bis an den Humber ist von dem Volk der Angeln, Sachsen und Friesen bewohnt und bezeichnet bis heute die Art und das Gemüt dieser Stämme. Hier fließt das englische Vollblut des republikanischen, demokratischen Geistes, des Sinnes für echte Freiheit und Gleichheit; hier fließt auch das kühlste Blut der Besonnenheit und Verständigkeit,

*) Nach E. M. Arndt.

wodurch allein England ist, was es ist und sein wird. London ist das Herz der 8 Millionen Engländer, die in diesem Gebiete wohnen. Dieser Teil ist das erregende und belebende Element der englischen Bewegungen und Kämpfe für Erringung einer gesetzlichen Verfassung gewesen und war in den Bürgerkriegen unter der Regierung Karls I. der Mittelpunkt der puritanisch-republikanischen Partei. In der äußern Haltung, im Leibesbau, in den vielen Blondköpfen und Blauaugen u. s. w. zeichnet sich noch heute die Herkunft aus dem Nordwesten Germaniens, besonders im Aufschlagen der Augen und in Nasen- und Mundbildung und in der Brauenwölbung wird man bei dem Anblick der Engländer dieses Südgebiets noch jetzt an die sächsischen Bauern von Paderborn, Hoya und Oldenburg erinnert.

Neben diesem Süden, gegen Westen, liegen Wales und Cornwall, die Landschaften, wohin im 5. und 6. Jahrhundert das Gälische zurückgedrängt ward. Hier hat sich die gälische Art selbst unter der Herrschaft der Sachsen noch zum Teil behauptet, doch sind natürlich manche Sachsen auch unter sie gekommen, und sie haben viel Angelsächsisches annehmen müssen. Bei alledem sind sie immer noch ausgezeichnet durch viel größere Behendigkeit, Leichtigkeit und Reizbarkeit, durch kürzere, gedrungenere Leiber, durch dunklere Augen und Haare und mehr ausgesprochene Gesichtszüge. Der Sachse sieht übrigens den Walliser immer noch mit dem Gefühl der Überlegenheit an.

Nordengland oder das Land zwischen Humber und Tweed hat neben den Sachsen vorzüglich Skandinavier erhalten, die in dem Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert als Wikinger dahin kamen und zahlreich sich dort ansiedelten. Man bemerkt nun jetzt eben keinen auffallenden Unterschied zwischen den Bewohnern dieses Landes und Südenglands, außer daß in den Sitten und Gebräuchen, in dem Aberglauben und in den Märchen mehr Nordisches, und in der Art und Gebärde mehr Munteres und Lebendiges ist. Das aber ist eine eigentümlich merkwürdige Erscheinung dieses Teils von England, daß in den bürgerlichen Kriegen zur Zeit Karls I., Cromwells und Karls II. hier vorzugsweise die Königischen, die sogenannten Kavaliere lebten, im Süden aber die Rundköpfe. Sollte Ältestes so lange nachgewirkt haben? Die Skandinavier waren von jeher königlicher Herrschaft mehr gewohnt, die Sachsen und Friesen mehr freier Volksverfassung zugewandt. Oder hat im Süden die große Lebensader Englands, die Hauptstadt London, die Neigung und Richtung der Gemüter mehr bestimmt?

In Schottland scheint das Sächsische und Skandinavische sich völlig gemischt zu haben; doch ist der Schotte durch seine Verfassung, sein Klima und die Armut seines Landes ein von dem Engländer sehr verschiedener Mensch geworden, wenn man will, ein mehr königischer und dienerischer, ein mehr biegsamer, beweglicher, mitteilender Mensch, welchem gegenüber der Engländer eine festere, stolzere und demokratischere Haltung behauptet. Er hat mehr Leichtigkeit und Lebendigkeit, mehr Geflissenheit und Bestellsamkeit, mehr Anbequemung und Ergreifung des Fremden; auch hat er von jeher mehr geabenteuert und die Fremde mehr gesucht als der Eng-

länder. Der letztere hat erst seit einem halben Jahrhundert angefangen, den Schotten als einen ebenbürtigen Bruder zu achten und zu lieben; bei dem englischen Pöbel aber besteht noch manches Vorurteil gegen den nördlichen Stammesgenossen, z. B. er sei knechtisch, habsüchtig, listig, auf jedem möglichen Wege nach Glück jagend. Wie das Land des Schotten Skandinavien ähnelt, so neigt sich auch das Wesen des Volkes dem Skandinavischen zu, namentlich auch in der Stattlichkeit, Schönheit und Haltung der Leiber, in einer gewissen Freundlichkeit und Mitteilsamkeit.

Die westlichen Schotten, die Caledonier der Römer und die Gälen der Neueren, sind durch eine lange und nahezu tausendjährige Gemeinsamkeit des Landes und der Regierung mit den germanischen Schotten viel näher verbunden worden, als die Engländer mit den verwandten Brüdern derselben, mit den Irländern; aber zusammengeflossen mit ihnen sind sie noch nicht, obschon die sich immer mehr verbreitende englische Sprache und auch die Religion — da die meisten derselben Protestanten sind — sie näher zusammengezogen hat. Sie sind noch heute das lebhafte, muntere, fröhliche, treue Völkchen, das im Gegensatz gegen die schwereren, kälteren und besonneren Germanen heiße, bewegliche, geschwinde Völkchen, als welches ihre Väter sich immer offenbart haben. Doch ist vieles von ihrem Alten, Eigentümlichen in dem letzten Jahrhundert niedergerissen und eingesunken, und sie selbst sind durch die Veränderungen, welche in Ackerbau, Gewerbe, Schifffahrt und jeglichem Verkehr der Menschen sich begeben haben, immer mehr aus ihren eigentümlichen patriarchalischen Verhältnissen und aus ihrem ganzen eigenen Leben herausgetrieben worden, und die Macht und das Übergewicht des germanischen Elements ist auch in diesem Lande selbst ohne äußere Gewalt immer mehr Herr geworden, und nach einigen Jahrhunderten wird die Art und Farbe des gälischen Lebens wohl fast ganz mit dem germanischen zusammengeflossen sein.

Der Irländer sollte eigentlich dem schottischen Caledonier ähnlich sein, und das Leichte, Bewegliche desselben hat er auch mit dem fröhlichen Mute, aber sein reiches, ebenes, milderes Land hat ihn viel weicher gemacht, die stählende Bergluft des Caledoniers hat ihm gefehlt, und er ist stets beherrscht worden, während schon die Römer den tapferen Caledonier fürchteten. Der Irländer ist ein liebenswürdiger, poetischer Mensch voll hingebender Anhänglichkeit und Treue; aber es fehlt ihm die männliche Selbstbeherrschung und Selbständigkeit, die englische Thatkraft und Ausdauer und kühle Besonnenheit. Er ist anstellig, geschickt und gewandt, aber mehr im Dienst anderer als zu eigenem Vorteil. Das unstäte Wesen des Iren in Verbindung mit ihrer Trägheit und der katholischen Priesterherrschaft haben aus dem fruchtbaren, grünen Eilande eine Stätte des Hungers und Jammers gemacht, und es sind Tausende und aber Tausende nach Amerika ausgewandert, um in der neuen Welt eine Selbständigkeit zu erringen, zu der sie es in der alten nicht bringen konnten.

Der größte Teil des Grundeigenthums der Insel gehört teils der Geist-

lichkeit, teils einer verhältnismäßig geringen Anzahl großer Besitzer, deren Rechtsanspruch auf die Eroberung begründet ist, und die sich stets als Fremde betrachten, ihre ausgedehnten Güter nur von Zeit zu Zeit besuchen und den Ertrag derselben nicht in Irland, sondern in England oder im Auslande verzehren. Nur wenige irische Familien haben eigenen Grundbesitz: die große Masse des irischen Volks lebt eigentumslos im Lande der Väter, und glücklich ist, wer von den fremden Besitzern ein kleines Streifchen Land zu pachten vermag, um durch die Kartoffeln, die er darauf baut, sich gegen den Hunger zu schützen.

Das Fazit ist also: Großbritanniens Größe und Stärke sind in dem eigentlichen England, und zwar in dem sächsischen und skandinavischen Teil. Dieser macht jetzt in England etwa 12, in Schottland 2 Millionen Seelen aus. Dies ist das weltbeherrschende Volk. Schottland war bis auf ein halbes Jahrhundert noch sowohl an Hilfsmitteln, als an Menschen arm und unbedeutend, Irland hing bis auf das jüngst vergangene Menschenalter durch eigene und durch englische Schuld wie ein toter Hund an dem starken, gesunden Leibe Englands, und dieses hat also wohl ein Recht, mit stolzem Selbstgefühl auf seine eigene Kraft zu blicken.

Der Engländer steht da stolz, fest, still und entschlossen in seinem Dasein mit sicherem Blick und festem Tritt; er geht ruhig durch die Welt hin, ohne sich umzuschauen, wer und ob ihn jemand bemerkt. Darin ist er das Gegenstück des eitlen Franzosen; der Engländer ist nicht eitel, sondern stolz, aber der englische Stolz wird nicht lästig, — man kann ihn laufen lassen, weil er seinen eigenen Weg geht. Übrigens ist das, was uns als Stolz erscheint, oft nur Unbeholfenheit, Beklommenheit und Ungewandtheit, ein Teil der Gebrechen, welche der Engländer mit dem Deutschen gemein hat. Er ist sich als Mann und Bürger seiner Festigkeit und Würdigkeit vollkommen bewußt, und erscheint deswegen nicht gern in der Lage und Stellung eines Verlegenen oder Untergeordneten, spricht nicht gern die Sprache, worin er sich noch nicht bestimmt ausdrücken kann, weiß sich über Gegenstände, welche ihm unklar und kaum halb begriffen sind, nicht mit der Leichtfertigkeit eines Franzosen, ja nicht einmal mit der Leichtigkeit eines Deutschen auszudrücken. Er ist ein Insulaner, ein abseitiger, einseitiger Mensch, der das Seinige mit tüchtigem klaren Verstande erfaßt, der seine Eigentümlichkeit voll und stark ausbildet, in fremde Eigentümlichkeiten sich aber nicht so leicht hinein zu denken und hinein zu fühlen vermag, wie der weltbürgerliche Deutsche. Es ist viel Starres, Zähes, Zopfartiges im Engländer; aber gerade diese Zähheit, dieses strenge Festhalten an der Sitte, dieses gehorsame Sichunterordnen unter den Gebrauch bedingt wieder jene Liebe zum Heimischen, jene Achtung vor dem Gesetz, wie sie weder der Deutsche noch der Franzose besitzt. Der Engländer ist ein freier Mann, weil er nicht bloß verstanden hat, sich Gesetze zu geben, sondern weil er auch versteht, das Gesetz heilig zu halten. Er hat mit dem Deutschen den Trieb ins Weite, Ferne gemein (darum sind die Engländer die reiselustigste Nation), aber dieser Trieb entfremdet ihn

nicht den vaterländischen Interessen; er reist in die Fremde wie einer, dem die Erde gehört, er fühlt sich überall als Engländer, opfert nie (wie so oft der Deutsche) seine Art und Weise fremder Eigentümlichkeit auf. Er ist der tapfere, kühne Seemann, die vollendete Seemannsnatur, welche sich in ihm ausgeprägt hat, und wovon in jedem Engländer, selbst im Krämer, Schneider, Schuster, die leichte Färbung erscheint. Er steht so fest, schauet so klar in die Weltweite, als hätte er einen Fuß auf seinem Eilande, den andern auf dem Dreizacke Neptuns. Seine Flotten beherrschen die Meere, darum gehört ihm das Land; mit ihrem Handel und ihrer Industrie sind die Engländer auch die Herren Deutschlands geworden, und wir haben erst jetzt begonnen, von den Fesseln dieser Übermacht loszukommen durch eine Industrie, die sich anstrengt, mit der englischen zu wetteifern. Und mit der Flotte wird es uns auch gelingen, sobald Deutschland mit der politischen Einheit auch die politische Macht und Thatkraft gewonnen hat. Daß die norddeutschen Stämme von bester Seetüchtigkeit sind, wissen die Engländer am besten. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Deutschen auch als Nation den Engländern würdig zur Seite stehen werden. Wir waren bisher viel zu sehr bloß theoretische Menschen; die Engländer sind praktische Menschen. Indem sie alles auf praktische Zwecke ihres Landes, ihrer Macht und Größe beziehen, handeln sie freilich oft sehr egoistisch andern Völkern gegenüber, aber stets patriotisch und als freie Männer. Verstand und wieder Verstand und Besonnenheit und eine unermüdliche Ausdauer und Geduld in den schwersten Arbeiten und Thaten, das ist der Engländer, das ist England. Durch seinen hellen, klaren Blick, durch seine kalte, tapfere Beharrlichkeit, durch seinen Widerwillen vor allem Unklaren und Unfesten — dadurch hat dieser gewaltige Angelsachse England zur Herrin der Welt gemacht.

---

10. Eigentümlichkeiten des englischen Volks.*)

Das englische Volk repräsentiert, individuell betrachtet, das Willensvermögen, die praktische Thatkraft; es ist ein echtes Heldenvolk, insofern das wahre Heldentum seine Lorbeeren keineswegs bloß auf dem Schlachtfelde pflückt, vielmehr überall, wo sich dem Willen Hindernisse in den Weg stellen. Und da zum Handeln überhaupt Charakter gehört, wie zum Denken Vernunft, oder richtiger: da der Charakter nichts anderes ist, als der lebendig ausgesprochene Wille, so müssen wir den Engländern von allen andern Eigenschaften Charakter zuerkennen, jene elastische Stahlkraft des Willens, die wir an den alten Römern so hochhalten, diesem echten Brudervolk der Engländer.

*) A. Helferich. (Vgl. Morgenblatt 1852, 1. u. 2.)

Die nationale Expansivkraft, für deren zähen Mut und unbiegsame Ausdauer es keine andere Grenze giebt, als die den Erdball umschließende, die Frucht gediegenster Charakterstärke, die das Wort „unmöglich“ nicht kennt, verleiht den Engländern ihr festes, bis ins Einzelne gehendes Gepräge. Im Bewußtsein dessen, was sein Volk wert ist und zu leisten vermag, giebt der Brite sich überall als Engländer und nur als Engländer. Seine Individualität ist die seines Volks; er ist, was er ist, als lebendiges Glied an dem gewaltigen Organismus seiner Nation. Wenn er ganz und gar Engländer ist, dann und nur dann weiß und fühlt er sich als Mensch.

Für das Verhältnis des Ganzen zum Teil, des Staates zum einzelnen Staatsbürger hat dies die Wirkung, daß die Nation als solche sich nur um den kümmert, der dieselbe Expansivkraft aus sich entwickelt, wie sie selbst. Jedermann weiß, daß es in England allgemeine Sitte ist, bergab gegen das Ende der Senkung recht rasch zu fahren und die Pferde sodann auch bergan im Galopp zu erhalten. Nur ein starkes, wohlgebautes Tier hält dies aus; das schwache geht darüber zu Grunde, für jenes aber ist die augenblickliche Anstrengung der Beine eine wesentliche Erleichterung darum, weil der einmal in Schuß gebrachte Wagen durch seine eigene Bewegung eine gute Strecke aufwärts rollt, wobei das Pferd nur der raschen Bewegung zu folgen, oder diese durch schwaches Anziehen im Gange zu erhalten braucht. — Wie der englische Kutscher sein Pferd, so behandelt die englische Nation ihr Individuum. Wer es zu etwas bringen, ein Ziel erreichen will, der muß alle seine Kräfte zusammennehmen; bleibt er bei dem allgemeinen Wettrennen nach Geld und Ehre keuchend auf halbem Wege stehen oder stürzt er kraftlos zusammen, unbarmherzig eilen die Nachfolgenden über seinen Leib hinweg, und keiner fragt lange, was aus dem Unglücklichen werden soll. „Tummle dich, oder du bist verloren!“ lautet der englische Wahlspruch; ein Engbrüstiger mag lieber gleich ins Bettelhaus gehen. Hat aber einer sich einmal erst tüchtig in Lauf gesetzt und seinen Glückswagen auf die halbe Weghöhe emporgeschleppt, so ist er geborgen. Sein Fuhrwerk geht von selbst, weil die ganze Nation fortan ihre Kraft für ihn einsetzt, dem rastlos Voranstrebenden alle ihre Hilfsmittel zur Verfügung stellt.

Der Engländer, der sich überhaupt fühlt, d. h. sich eine Stellung im Leben erkämpft oder ererbt hat, fühlt sich ganz; er hat den Schwerpunkt nur in sich selbst; weil er das Bewußtsein, das Selbstgefühl der ganzen Nation mit sich herumbringt. Dies ist die preiswürdige Seite demokratischer Gesinnung, wie sie ganz unzweifelhaft, trotz aller aristokratischen Satzungen, bei dem englischen Volke sich vorfindet und Veranlassung gab zu dem geistreichen Worte, es gebe keine demokratischere Aristokratie und keine aristokratischere Demokratie als die englische. Es eignet der Nation eine so feste, gedrungene Solidarität der Gesinnungen und Interessen, daß angesichts der allen gemeinsamen Nationalität, bei aller Verschiedenheit der Stände im Grunde jeder dem andern gleich ist. Daher mag es kommen, daß die Engländer in äußerer Erscheinung auf so überraschende Weise sich ähnlich sehen.

Einer kleidet sich fast wie der andere, und der Schuster trägt die Stiefeln bloß darum nicht offen über die Straße, damit man ihn nicht als Schuster erkenne. Eben so ist die englische Küche mit geringen Abwechslungen überall dieselbe, und oft mußte ich, wenn das unvermeidliche Rostbeaf auf den Tisch kam, an die schwarze Suppe der Spartaner denken. Der Arbeiter, der sich gehörig nährt, kauft von demselben Ochsen, dessen Lendenstück auf der Tafel eines Herzogs duftet; lederzähes Kuhfleisch, wie in Berlin, oder in Hasen verwandelte Katzen, wie in Paris, bekommt man nicht. Wer wollte aber auch schlechterdings leugnen, daß Großbritannien durch das Rostbeaf, dem Altengland eine besondere Volkshymne gewidmet, groß geworden ist? Starke, wohlgenährte Leiber und ein eben so starkes Nationalgefühl, durch dieselben Substanzen genährt, können schon etwas ausrichten.

Selbst die englische Erbaristokratie trägt ein sehr bedeutungsvolles demokratisches Element in ihrem Schoß. Der älteste Sohn des Lords erhält den ganzen Grundbesitz seines Vaters, und es ist ihm die Zersplitterung des Erbguts durch gesetzliche Bestimmungen unmöglich gemacht. Im gleichen Falle befindet sich der Erstgeborene der Baronette und unbemittelte oder landbesitzende Gentleman. Es ist dies allerdings eine durch und durch aristokratische Einrichtung, aber ist sie nicht zugleich die Mutter der demokratischen Anordnung, daß die jüngeren Kinder ohne Unterschied in den bürgerlichen Stand zurücktreten und, nicht begünstigt durch Erbansprüche, wie andererseits, nicht belästigt durch unnütze Titulaturen und kostspielige Standesvorurteile, sich eine ehrenhafte Existenz zu erringen haben? Es mag manchem Ohre widerlich klingen, wenn den reichen Lord X., der eben behaglich an der Feuerseite seine Verdauung einleitet, sein ältestes Söhnchen fragt: „Vater, wo ist denn der Onkel?" und die trockene Antwort erfolgt: „In Kalkutta, oder auf dem Kap der guten Hoffnung, mein Kind, wo der Oheim tüchtig arbeitet, um reich zu werden, wie Du dereinst es werden wirst, ohne zu arbeiten." Aber ist dieses Mißverhältnis nicht ohne Vergleich besser, als wenn der deutsche Graf oder Baron einem halben Dutzend Knaben außer dem Wappen mit der Grafenkrone oder dem Baronstitel nichts hinterläßt, als ein verschuldetes Stück Land? Die englische Aristokratie hängt nicht, gleich dem deutschen Adel, zwischen Thür und Angel, zwischen Thron und Bürgertum mit halbem Einfluß und halbem Besitz; von Geschlecht zu Geschlecht verjüngt sie sich im bürgerlichen Blute, in das alle nachgeborenen Kinder eingetaucht werden, und die Bürgerstochter, die einen Lord heiratet, tritt vor ihre neuen Standesgenossen mit denselben Ansprüchen auf Achtung, als wenn ihr Urahn zur Tafelrunde König Arthurs gezählt hätte. Daher das hohe Ansehen und die bedeutende Macht, deren sich das englische Patriziat bis zu dieser Stunde erfreuet, unbeneidet von dem Bürgerstande und ein schützendes, nicht bloß verbindendes Mittelglied zwischen Thron und Volk. Scheint die Krone in ihren Vorrechten bedrohet, so hält der Adel seinen starken Schild den Pfeilen der Demokratie entgegen; zeigt aber der Thron Gelüste, die ihm von der Verfassung eingeräumten Befugnisse zu überschreiten,

dann stellt sich eben dieser Adel auf die Seite des Volkes und hilft dessen Rechte schützen und wahren.

Seinerseits hat der Bürgerssohn nicht nötig, scheu zu dem Adel als zu etwas Unerreichbarem hinaufzublicken. Der Weg steht auch ihm offen, und der Bürgerliche, der nicht von Geburt, sondern durch sein eigenes Verdienst eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einnimmt, tritt in das Haus der Lords und hat Sitz und Stimme neben dem ältesten Pair des Königreichs. Und nicht allein das: in England hat jeder das Recht, über freies Eigentum, sei es ererbt, sei es erworben, habe der Besitzer Kinder, oder habe er keine, unbeschränkt zu verfügen. Da nun des Briten Lieblingsstreben nach Gründung einer Familie geht, so wird derselbe, im Fall er auf irgend eine Weise in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gekommen ist, seinen ältesten Sohn begünstigen und dem Hauptstock seines Eigentums die Bestimmung geben, daß derselbe immer nur vom Erstgeborenen seiner männlichen Nachkommen, oder, falls diese fehlen sollten, von dem nächsten männlichen Verwandten ererbt werden kann. Der Vater Robert Peels, der durch Baumwollenspinnerei sich ein riesenhaftes Vermögen erworben, sowie der große Wundarzt Sir Astley Cooper können als sprechende Belege für die Richtigkeit des Gesagten dienen.

11. Engländer und Franzosen in ihrer Häuslichkeit.

Individuell, wie er sich fühlt und weiß, erscheint der Brite ganz besonders in seiner Häuslichkeit. In den Ländern, wo Germanen mit Slaven untermischt sich niedergelassen haben, wie namentlich in Sachsen, hat man die Bemerkung gemacht, daß bei den slavischen Völkerschaften neben der Hufeisenform der Dörfer die feldgemeinschaftliche Verteilung der Ländereien sich wesentlich von den germanischen Ansiedelungen unterscheidet. Der Slave liebt das Zusammensein, die Gemeinschaft; der Germane das Isoliertsein. Letzterem ist seine Hofreithe lieber als der Schutz, die Sicherheit und das gesellige Vergnügen, das er als Mitglied einer Dorfgemeinde findet. Bei ihren Wanderungen besetzten die Deutschen überhaupt gewöhnlich nicht zusammenhängende Ländereien in Masse, sondern ließen sich einzeln und zerstreut nieder, und noch immer giebt es in Schwaben und Niedersachsen Distrikte, wo die Bevölkerung großenteils auf einzeln stehenden Höfen lebt, wobei ich nur an den von Immermann so meisterhaft gezeichneten westphälischen Hofschulzen erinnern will. Zäh und ein Freund der harten Arbeit, empfand und empfindet der Deutsche gar keinen Widerwillen gegen die abgeschlossene Lebensweise; sein Acker und seine Familie genügen ihm vollkommen. Schon Tacitus bemerkt von unsern Voreltern: Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est, ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut ne-

mus placuit.*) Dem Römer, dem der alte Kunstfleiß der Griechen, der gartenmäßige Landbau des Italikers bekannt waren, mußte es auffallen, wie wenig Sorgfalt und Nachdruck der Germane auf die Bearbeitung der besseren Bodenteile, die gegen die undurchdringlichen Wälder und Sümpfe Germaniens gewaltig abstachen, verwendete. Gleichwohl waren es germanische Kolonisten, welche in dem sinkenden römischen Reich beides, seine verödeten Fluren anbauen und die Reihen seiner Heere ergänzen sollten. Ackerbau und Viehzucht waren von Hause aus das eigentliche Gewerbe der Germanen. Der germanische Staat ist auf den Agrarverhältnissen aufgebaut; die geordnete Benutzung der Mark, sowohl der wechselnden in Höfe geteilten Ackerflur, als der unterschiedslosen Nutzung der Almende, war die Hauptsache.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des bei weitem größten Teiles der großbritannischen Inseln, ihr mildes Klima, die alle Arten der Vegetation fördernde Feuchtigkeit der Luft, machten ihre Bewohner von den ältesten Zeiten an zu einem ackerbautreibenden Volk, dessen Zahl vom Mittelalter bis in die neueren Zeiten nur sehr allmählich wuchs. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus war die Volkszahl nicht viel höher als auf 7 Millionen gestiegen. Unter Heinrich VII. und VIII. nahm England so gut als gar keinen Teil an den amerikanischen Entdeckungs- und Eroberungsreisen; Heinrich VIII. bediente sich zu Seefahrten gemieteter Schiffe. Obwohl unter Cromwell, durch die Eroberung Jamaicas, der englische Handel sich erweiterte, blieb doch der größte Teil des Weltverkehrs bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in den Händen der Holländer. Der Engländer blieb bis dahin der altsächsischen Sitte des Ackerbaus getreu.

Wir haben etwas weit ausgeholt, um den Engländer in seinem Hauswesen kennen zu lernen; gewiß nicht mit Unrecht: sein Haus als Inbegriff der Familie ist für ihn das Wichtigste, so zu sagen die Summe seines geselligen Daseins, und insofern steht er seinem germanischen Ursprung vielleicht noch näher als der eigentliche Deutsche. Der Brite legt einen ungemeinen, uns anderen fast lächerlich vorkommenden Wert darauf, ein eigenes Haus zu haben und allein zu bewohnen. Daher in London die zahllose Menge von schmalen Häusern, hervorgegangen aus dem Streben nach Isolierung. (Vgl. oben „die Wohnungen in London".) Äußerlich gleichen sich diese Wohnungen wie ein Ei dem andern, der Backsteinbau, die Stacketeinfassung, die unterirdische Küche, die Thür 2c., alles ist nach ein und demselben Muster geformt. Nichts ist langweiliger, unerquicklicher für das Auge, als diese Monotonie: allein daran stößt der Engländer sich wenig, wenn er nur Herr, unbeschränkter, durch niemand behelligter Herr in seinem Hause ist.

In der Bequemlichkeit, Eleganz und Solidität der inneren Einrichtung seiner Wohnung übertrifft der Engländer alle anderen Nationen; das Wort

*) „Von den germanischen Völkerschaften ist es hinlänglich bekannt, daß sie keine Städte bewohnen, ja nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze unter sich dulden: sie bauten sich abgesondert und zerstreut an, wie ihnen eben der Quell, die Flur, der Hain zusagte."

„Komfort“ hat nur der Engländer, weil er die Sache hat. So unansehnlich in der Regel selbst die Wohnungen reicher Leute von außen erscheinen, so reich, glänzend, ja prachtvoll ist die innere Ausstattung. Was der Bequemlichkeit und dem Behagen dient, ist mit verschwenderischer Hand angebracht, und diese Sorgfalt erstreckt sich auf die geringfügigsten Gegenstände des Hausbedarfs, die man sonst keiner Beachtung für wert hält. Im englischen Hause fehlt es nicht an Teppichen, an glänzender Beleuchtung, trefflicher Küche, reich besetztem Keller, massivem Silbergeschirr; am vollkommensten aber ist das Schlafkabinett ausgestattet, das jedem Bedürfnis mit der größten Liberalität entgegenkommt. An schön gebundenen Büchern und sehr oft an wertvollen Kunstgegenständen ist kein Mangel. Was Wunder, daß der Brite gern zu Hause ist, seine Häuslichkeit über alles wert und in Ehren hält! Es hat dies den unschätzbaren Gewinn, daß aus diesem soliden Grunde ein echtes Familienleben erwächst, welches am häuslichen Herde zur vollkommenen Reife gelangt. Giebt es natürlich auch viele Ausnahmen, so wird man doch weit in den meisten Fällen sagen müssen, daß er ein echter und ganzer Familienmensch ist. Eine Sommerreise, ein Ausflug nach dem Festlande abgerechnet, weilt er fast beständig im Schoße seiner Familie und nimmt an öffentlichen Vergnügungen ohne Vergleich weniger teil als der Franzose. Treue, liebevolle Anhänglichkeit unter den Familiengliedern trifft man dort allenthalben, und was noch mehr wiegt, sehr oft auch jene sittliche Achtung, welche die Eltern den Kindern erweisen. Dadurch mag es erklärlich werden, warum man in England so viele ganze Männer und ganze Frauen findet. Man sieht wohl auf Reisen Väter ihren noch nicht ganz erwachsenen Töchtern mit einer Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit begegnen, die man bei uns bloß von Verlobten erwartet. Um so weniger läuft die elterliche Liebe Gefahr, in blinde Affenliebe auszuarten; sie trägt durchaus einen würdigen Charakter und flößt den Kindern schon von frühester Jugend an jenes Gefühl von Selbständigkeit und Selbstachtung ein, das fest ins Leben hinaustritt. Im Hause wie in der Schule ist die Erziehung die Hauptsache — denn diese bezweckt die Bildung des Charakters — der Unterricht mehr nur Nebensache, und wenn daher die englischen Unterrichtsanstalten in Betreff der Kenntnisse mit den deutschen nicht von fern den Vergleich aushalten können, so sind sie den unsrigen in den erziehlichen Leistungen überlegen.

Die „Feuerseite“ des englischen Familienzimmers, wie sie den Sinn für Häuslichkeit weckt und pflegt, so ist sie auch ganz besonders geeignet, durch das gesellige Mittel des Gesprächs die jüngeren Familienglieder zu erziehen und zu bilden. Die englische Geselligkeit ist ihrem Grundwesen nach eine häusliche, weshalb der Engländer so oft im Gespräch jene liebenswürdige Offenheit und Geradheit entfaltet, die er im Kreise der Seinigen sich angeeignet. Hier ist der Ort, der gegen die Engländer so oft erhobenen Beschuldigung eines ungeselligen, gegen Fremde unfreundlichen, wenn nicht gar unhöflichen Wesens tiefer auf den Grund zu sehen. Wer einen so überaus großen Wert auf das Familienleben legt, wie der Brite, dem kann es nicht

gleichgültig sein, die Umzäunung seines Familienglücks gewaltsam durchbrochen, die makellose Feuerseite verunreinigt zu sehen. Es ist ganz gewiß, daß in England Empfehlungsbriefe sehr oft den erwarteten Erfolg nicht haben, daß der Engländer ungastfreundlich erscheint, indem er die Schwelle zu seinen Penaten nicht durch den ersten besten überschreiten läßt, selbst wenn es dieser seinem inneren Werte nach vollkommen verdienen sollte. „Die erste Frage," äußert Venedey (Irland 1844), „die der Engländer einem Fremden, der ihm empfohlen wird, stellt, ist: Was kann ich für Sie thun? Wer ein Herz im Leibe hat, für den ist diese Frage überflüssig. Ich brachte 50 oder 60 Empfehlungsschreiben nach London, und ich machte zwei oder drei Bekanntschaften durch sie. In Irland dagegen habe ich nirgends angeklopft, wo man mir nicht aufgemacht hätte."

Dies mag sein, aber es beweist nur so viel, daß der Engländer jene Gutmütigkeit nicht kennt, die in einem Empfehlungsschreiben schon den Schlüssel erblickt, der das Heiligtum des Familienkreises aufschließt. Der Engländer empfängt nur den, von dem er die feste Überzeugung hat, daß er dasselbe Vertrauen in ihn setzen kann, wie in ein Mitglied der Familie oder in einen langjährigen Hausfreund. Der einmal Zugelassene genießt dann aber auch alles Recht der intimsten Freundschaft, und man begreift, daß ein solches Vertrauen nicht um den Preis eines gewöhnlichen Empfehlungsbriefes erkauft wird. Englische Sitte schreibt vor, gegen Unbekannte ein gemessenes Betragen zu beobachten, und auf dieselben ohne vorausgegangene Einführung wenig oder gar keine Rücksicht zu nehmen. Ist aber ein Fremder von guter Hand empfohlen und weiß er sich als Mann von Bildung und Erziehung zu betragen, so darf er darauf rechnen, als Freund des Hauses angesehen und mit einer Zuvorkommenheit, Urbanität und Herzlichkeit behandelt zu werden, die ihn sogleich heimisch und behaglich machen müssen.

Nur darum herrscht in England zwischen den Unverheirateten beiderlei Geschlechts eine Freiheit und Natürlichkeit des Verkehrs, wie wohl nirgend sonst: die Eltern rechnen mit der verdachtlosesten Zuversicht auf die vollkommenste Ehrenhaftigkeit der Eingeführten, versehen sich von ihrer Seite der Beobachtung eines rücksichtsvollsten Betragens und erwarten, daß sie auch nicht um eines Haares Breite die Grenzen der Schicklichkeit und des Zartsinnes überschreiten. Es liegt auf flacher Hand, daß ein derartiges Verhältnis zwar nicht der gelehrten Schulbildung, wohl aber der Charakterbildung des britischen Frauenzimmers ungemein zustatten kommt. Die Britin besitzt, außer einem feinen Gefühl für das Schickliche und einem geübten Sinn für die praktischen Verhältnisse des Lebens, einen tiefliegenden romantischen Zug des Charakters, der wohl bisweilen zu Übereilungen und Fehltritten verleitet, viel häufiger aber zur Quelle der edelmütigsten Handlungen und der hingebendsten Aufopferung wird.

Eine Erziehung, die es sich zur wesentlichen Aufgabe stellt, in dem Kinde das Gefühl eigener Würde und Liebe zur Unabhängigkeit möglichst

stark zu entwickeln und selbständige Menschen zu bilden, muß auch der Liebe und Ehre ihre ganze sittliche Würde und Freiheit lassen, daher die Eltern so rücksichtsvoll und zart bei den Heiraten ihrer Kinder sich zeigen, individueller Neigung einen so großen Spielraum gestatten, und in die persönlichste aller Angelegenheiten so wenig als möglich sich einmischen. Das englische Mädchen folgt ihrer Neigung auf eigene Verantwortlichkeit, und trifft den Mann ihrer Wahl ein harter Schlag des Schicksals, so erprobt sich die wahre Liebe, die Stärke des Charakters, die uneigennützige Gesinnung, die Hingebung und Aufopferungsfähigkeit der Gattin im glänzendsten Lichte.

In einem solchen häuslichen Kreise muß auch der Fremde sich wohl fühlen. Wo immer nur ein Dienst, eine Gefälligkeit zu erweisen ist, hält der Engländer sich nicht bloß bereit, sondern für verpflichtet dazu; die kostbarste Zeit ist ihm nicht zu teuer, um etwas zur Belehrung und Erheiterung beizutragen, und dieser Eifer, anstatt mit der Zeit zu erkalten, erhält sich ungeschwächt. Bekanntschaften, die man in England gemacht, dauern selbst in der Ferne Jahrzehnte lang mit der alten Innigkeit fort.

Indem der Engländer sich abschließt, gewinnt er die Mittel, in seinen Kreisen mit ungeschwächter Kraft zu wirken. Wie der englische Boden, so ist das englische Leben, zumal die englische Gesellschaft, von allen Seiten eingehegt. Diese Umzäunung (fencing) erstreckt sich selbst auf die Wirtshäuser, weil der Brite seine Häuslichkeit so über alles hochachtet, daß er wenigstens ein Abbild derselben auch außerhalb seiner eigenen vier Wände haben will. Ein Wirtstisch, an dem sich ohne Unterschied zu geselligem Verkehr Leute versammeln, die in ihrem Leben sich nie zuvor gesehen haben, ist dem Engländer ein Greuel, wenigstens ein Unbegreifliches. Gemeinschaft des Unbekannten versteht er nicht, und selbst wenn er betet, beansprucht er für sich und die Seinigen einen besonderen Kirchenstuhl — eine Art kirchlichen Komforts.

In den Klubs wird die Häuslichkeit fast vollständig ersetzt. Früher waren dieselben nur der Sammelplatz für Spieler, Politiker und Bonvivants; neuerdings haben sie einen höheren, zum Teil politischen, zum Teil wissenschaftlichen Charakter angenommen. Die Londoner Klubhäuser gehören zu den glänzendsten und besteingerichteten Palästen der Hauptstadt, und ihre Zahl ist fortwährend im Wachsen begriffen. In welchem Ansehen auch in England die Ehe stehen mag, und wie hoch häusliches Leben dort geschätzt wird, so fehlt es doch nicht an Junggesellen. Für Leute dieser Art ersetzt der Klub den eigenen Herd, das „Home“; und ein „single Gentleman“ kann mit einigen hundert Pfund jährlichen Einkommens als Mitglied eines Klubs sich eben so viel persönliche Genüsse verschaffen, als ein reicher Mann. Für seine 6 Guineeen jährlichen Beitrags kann er jahraus jahrein von morgens früh bis in die späte Nacht von eben so schönen Möbeln Gebrauch machen, eben so elegant ausgestattete Zimmer bewohnen, eben so weiche Teppiche betreten, an einem eben so komfortablen Kamin sitzen, eine eben so ausgewählte Bibliothek benutzen, noch mehr Zeitungen bei seinem Frühstück lesen,

eben so zahlreiche und elegante Gesellschaft sehen, als der Lord, der eine Rente von 50,000 Pfd. St. zu verzehren hat. Und legt unser Klubist zu diesen 6 Guineeen noch 2—300 weitere Goldstücke, so frühstückt, diniert und soupiert er alle Tage so vortrefflich, trinkt eben so guten Portwein und Claret, wird eben so aufmerksam und pünktlich bedient, als irgend ein Marquis oder Earl auf seinem Schlosse. Es giebt in den Klubhäusern sogar Ankleidezimmer, in denen sich alle Gegenstände der Toilette bis zur Stecknadel in größter Vollkommenheit vorfinden. Zum Briefschreiben kann das vortrefflichste Bureau zu Hause sich nicht besser eignen, als das Schreibepult im Klubhause. Das Reglement ist dabei bis ins kleinste vorgezeichnet, und genau der Strich gezogen, den der Cigarrenraucher nicht überschreiten darf. L. Bulwer versichert, die Wirkung, welche die Vermehrung des Klubs hervorgebracht, sei äußerst wohlthätig; sie habe dem Hang der Eingeborenen zur Isolierung entgegengearbeitet und einen freien Verkehr mit ausgezeichneten Fremden befördert.

In einem völlig abweichenden Sinne versteht der Franzose das Familienleben und was damit zusammenhängt.

Like blood, like goods and like ages
Make the happiest marriages*)

lautet ein englisches Sprichwort, ohne daß Mädchen und junge Männer sich besonders darnach richteten. Wie die Engländerin ihrer Neigung folgt, ohne auf das Geld zu sehen, so geschieht es wohl zum Teil durch den Einfluß der Klubs, daß namentlich Geschäftsleute sich erst in späteren Jahren verheiraten, wenn sie ein Vermögen gesammelt haben und eine Familie anständig ernähren können; sie nehmen dann oft junge, ganz unbemittelte Frauenzimmer. In Frankreich richtet sich das Hauptaugenmerk darauf, eine gute Partie zu machen; hier ist die Ehe mehr ein gewinnbringendes Geschäft. Das tiefinnerliche sittliche Moment fällt dabei mehr oder weniger weg, und insofern der Natur der Sache nach bei den Eltern eine bessere Geschäftskenntnis und eine richtigere Abwägung der in Betracht kommenden Umstände vorausgesetzt wird, liegt die Schließung der Ehe den Eltern ob. Die bloß konventionellen Rücksichten überwiegen so sehr, daß die kontrahierenden Teile es oft gar nicht für notwendig halten, diejenigen, deren Lebensglück dabei auf dem Spiele steht, um ihre Zustimmung zu befragen. Ehen aus Neigung werden nur ausnahmsweise geschlossen, und die meisten fügen sich geduldig in diesen Zwang, weil sie von nichts anderem wissen und rings um sich denselben Gang der Dinge wahrnehmen. So gleicht die Gewohnheit zwar manches Mißverhältnis aus, hat aber in ihrem Gefolge den großen Übelstand, daß, wo die jugendliche Leidenschaft ihren eigenen Weg geht, aus Übereilung insgeheim die abgeschmacktesten Ehebündnisse geschlossen werden. Um derartigen Emanzipationsgelüsten zuvorzukommen, zeigen die französischen Mütter gegen ihre Söhne in andern Punkten eine Nachsicht, die uns skan-

*) Gleiches Blut, gleiches Gut und Alter machen die glücklichste Ehe.

dalös erscheint, während die Mädchen in klösterlicher Abgeschiedenheit gehalten werden, und die mütterlichen Vormünder keine ernstlichere Sorge kennen, als ihre Töchter möglichst bald unter die Haube zu bringen.

12. Die Engländer als Handelsvolk.*)

England steht jetzt auf der Höhe des Welthandels und der Seemacht, der Industrie und des Nationalreichtums. Das ungeheure Übergewicht, welches dies eine Volk auf allen diesen Gebieten ausübt, läßt sich mit einem Überblicke kaum umfassen; es wird erst recht einleuchtend, wenn man sich die Thätigkeit und Herrschaft des englischen Volks in der Nähe ansieht. England beherrscht, bloß das nordamerikanische Gebiet ausgenommen, in der That fast alle Meere, Seehäfen und Küsten; seine Segel sind nicht allein in jedem Großhafen am zahlreichsten, sondern es hält auch rings um die Erde wohlgelegene Punkte besetzt, um Schiffahrt und Handel der andern Völker zu beobachten und nach Umständen hemmen zu können. Englands Kriegsmacht zur See brauchte nicht zu erschrecken, wenn alle andern Völker die ihrigen dagegen vereinten.**) Seine Kolonialherrschaft erstreckt sich über halbe Weltteile, und die Schätze, welche ihm von dorther zufließen, sind unberechenbar. Endlich besitzt England, bloß die eigentlichen künstlerischen Gewerbe ausgenommen, jeden andern Industriezweig, und in jedem produziert es riesenhaft.

Gleichwohl ist diese Übermacht nicht viel über ein Jahrhundert alt; sie ist freilich so groß und allerwärts sichtbar, daß man längst vergessen hat, wie armselig es um das englische Gewerbs- und Handelswesen noch vor 200 Jahren bestellt war. So rasch können Handel und Industrie eines Volkes in die Höhe steigen; sie bedürfen ihrer natürlichen Beweglichkeit und Schwungkraft wegen nicht so langer Pflege und Zeitigung, als Ackerbau und Kriegstüchtigkeit, als Künste und Wissenschaften. Die Handelsgeschichte zeigt mehrere überraschende Beispiele, wie das Genie eines einzigen Mannes, wie Pombal, Colbert, Friedrich der Gr., Joseph II., den industriellen Flor eines Landes hervorrief.

Die Engländer haben ihre jetzige Größe allerdings erworben erstens durch die germanische Tüchtigkeit ihres Nationalcharakters, durch die religiöse und politische Festigkeit im Hausstand und im Staatswesen, durch die Ener-

*) Nach Franz Löher (Im „Ausland").

**) Wenn Frankreich mit Nordamerika sich wider England verbündete, wäre Grund genug zum Erschrecken vorhanden; da bei der ausgebildeten Technik der Dampfschiffahrt nicht allein mehr die Seetüchtigkeit der Matrosen, sondern recht eigentlich die Zahl der Schiffe und ihrer Kanonen entscheidet, wird es für England immer schwieriger, sein Supremat zu behaupten. Anm. des Herausg.

gie und Klugheit, mit der sie unverdrossen und durch nichts wankend gemacht auf ihr Ziel hinarbeiten, durch das praktische Talent, womit sie Verbesserungen in der Mechanik aussannen und belohnten, und selbst da, wo sie über Staat und Weltall philosophierten, immer die handhafte Wirklichkeit vor Augen hatten, endlich durch ihren Nationalgeist und Nationalstolz, wodurch jeder Engländer angefeuert wurde, in des Landes Vorteil seinen eigenen zu suchen.

Allerdings kam zweitens die Gunst äußerer Umstände hinzu und die insulare Lage. Die Revolution erschütterte das Volk bis zu seinem Grunde, aber es ging aus diesen Kämpfen erfrischt und gereinigt hervor; jetzt begann der nationale Aufschwung, denn alle Kräfte im Volke waren angeregt, und die Staatseinrichtungen gaben jedem Bürger Geltung und freien Raum zur Thätigkeit. England hatte seine Revolution längst abgemacht, als sie die übrigen Völker des Kontinents zu erschüttern anfing und in endlose Kämpfe und Kriege stürzte. Das englische Volk konnte aber von seiner sichern Insel aus den Stürmen auf dem Kontinent sicher zusehen, kein feindliches Heer, kein Krieg im Innern unterbrach mit seinen Verwüstungen den stetig wachsenden Fortschritt in Landwirtschaft, Handel und Gewerben; jede Regierung setzte dem Erwerb der früheren etwas zu. England nahm an den Kontinentalkriegen teil, aber nur zu seinem Nutzen, denn während dort die Landheere sich bekämpften, eroberte es mit seinen Flotten die Kolonieen der anderen Völker und zerstörte eine Seemacht nach der andern. Selbst die Subsidiengelder, die es zahlte, flossen für Waren und Waffen in sein Land zurück und belebten dessen Industrie.

Die innere Einheit und praktische Klugheit des englischen Volkes machten drittens eine konsequente nationale Handelspolitik möglich. Hof und Adel, Städter und Bauern arbeiteten gleichmäßig im kaufmännischen Geiste, sich und dem Lande Reichtümer zu gewinnen durch Verbesserung der Landwirtschaft, der Schafzucht, des Bergbaues, der Gewerbe, der Straßen, Kanäle und Häfen, und durch Eroberung und Nutzbarmachung von Kolonialländern. Jene einheitliche Politik befolgte konsequent den oft bewährten Grundsatz, nur Rohprodukte einzuführen und Manufakturen auszuführen. Jeder einzelne Gewerbszweig wurde von Regierung und Volk gepflegt, und während die einheimische Industrie so sehr geschützt wurde, daß selbst Manufakturen aus den ostindischen Besitzungen der Eingang verboten und ihnen damit nur der fremde Markt angewiesen wurde, schlossen strenge Gesetze die ausländische Mit-Bewerbung von Rhederei und Fischerei aus. Statt dessen trug man Sorge, fort und fort die Einwanderung von Kapitalisten und Kaufleuten, Schiffsbauern, Tuch- und Metallfabrikanten und Gewerbverständigen aller Art aus Deutschland, Holland, Flandern und Frankreich anzuziehen. Während endlich andere Regierungen durch gewagte Geldoperationen ihren Ländern und Kassen einen Zufluß von Schätzen verschaffen wollten, machten die Engländer das ganze Geld in ihrem eigenen Lande zum Besten desselben thätig und zinsbar vermittelst ihres Anleihesystems.

Viertens griff aber diese nationale Handels- und Gewerbspolitik zugleich feindlich die Industrie jedes andern Volkes an, und zwar mit eben so viel Härte als Schlauheit. Die Engländer kennen dies Feld durch lange Übung schon so genau, daß sie nach System und Methode verfahren. Seekrieg und Kaperei, Überfall und Wegführung fremder Flotten unter allerlei Vorwänden, Schmuggelhandel im großen Maßstabe organisiert, Belästigung der Schiffahrt der Neutralen sind offene Mittel, welche die Engländer oft genug angewandt haben, um die See- und Handelsmacht anderer Völker zu zerstören. Schlimmer sind ihre geheimen Mittel, um die Manufakturkraft eines Landes zu lähmen und dessen Kapital in die Hände zu bekommen. Dahin gehören Unterstützung eines ihnen günstigen Handelssystems in fremden Ländern, Wirksamkeit in der dortigen Presse durch bezahlte Federn, Kapitalanlagen am rechten Orte, Begünstigung jeder Art von Druck, welche ein Land auf des andern Handel und Gewerbe ausübt, endlich Handelsverträge. Jeder englische Handelsvertrag lief am letzten Ende zum Ruin des davon betroffenen Landes aus, so vorteilhaft er auch anfangs sich darstellte. Es war immer ein Vertrag des großen schlauen Herrn mit dem kleinen, um diesen auszubeuten. Selbst bei anscheinend höchst humanen Maßregeln haben die Engländer ihre Hintergedanken. Ihre Missionäre und Schulen unter heidnischen Völkern machen Bahn für den englischen Handel, die Verbreitung von Kultur gewöhnt dort an englische Waren, die im Lande einheimische Manufaktur wird aber nach und nach zu Gunsten der englischen untergraben, und Gold und Schätze fließen nach England ab, ohne wiederzukehren. So verarmt das reiche Ostindien unter den Händen seiner englischen Beherrscher. Die englische Unterdrückung des Sklavenhandels erschwert den Anbau der Pflanzungen in Amerika, um in Ostindien desto bessere Ernten für den allgemeinen Markt zu bekommen.

Das sind Mittel, wie sie jedes Handelsvolk bei Gelegenheit mehr oder weniger anwendet, denn der Handel ist ein stiller Krieg gegen andere. Kein Volk aber hat jene Mittel so planmäßig und in so großem Maßstabe gebraucht, als das englische. Es ist daher wohl erklärlich, daß nächst den Russen keines bei andern Völkern so verhaßt ist, als das englische. Es mischt sich in diesen Völkerhaß nicht bloß der Neid, daß England so groß und gewaltig dasteht, nicht bloß das Gefühl, durch englische Überlegenheit auf allen Punkten gehemmt zu sein, sondern auch die Furcht vor der ränkevollen, unerbittlichen Zerstörungskraft, mit welcher England auf Handel und Gewerbe der andern Völker einwirkt. Auch der Stolz der Engländer hat seinen Anteil daran, jenen Haß zu schüren, denn in seines Herzens Grunde hält der Engländer jedes andere Volk für niedriger geartet als das seine; er bringt unter allen Zonen seine heimischen Sitten und Gebräuche mit und verhält sich kalt und abwehrend gegen das Fremde. Nur wo er herrscht, läßt er sich auf die Dauer nieder; in fremden Staaten und Kolonieen findet sich bloß der Schotte zahlreicher ein. Der Engländer weiß wohl, daß er nicht geliebt ist, läßt es sich aber wenig anfechten. Gestützt auf die Macht seines Volkes,

seine innere Tüchtigkeit und langjährige Erfahrung, tritt er überall als der Kaufmann in großem Zuschnitt auf. Es finden sich in London, Liverpool und Manchester auch mehrere Deutsche unter den ersten Großhändlern, Banquiers und Fabrikanten, aber sie haben eben von jenem englischen Geist angenommen. Der englische Kaufmann arbeitet im großen Stil, sein Blick fliegt über die ganze Welt, in seiner Geschäftsstube berechnet er den gesamten Staatshaushalt fremder Länder und betrachtet dort die Unternehmungen von Volk und Regierung nur wie Pläne eines Handlungshauses. Eigene Unternehmungen beginnt er nur auf solider Grundlage, nichts ist ihm fremder als windige Spekulationen. Im Verfolg seines Geschäftes geht er kühl, aber nachdrucksvoll auf sein Ziel los, nicht rechts, nicht links sehend, mit einer gewissen Herbe und Trockenheit des Gemüts, aber mit voller Verstandeskraft, die sich weder um schöne Gegenden, noch um Erwerb von allerlei angenehmen Kenntnissen kümmert, wenn sie nicht zu seinem Zweck dienen. Der englische Kaufmann hat in der Regel weniger allgemeine Bildung als der deutsche, aber jener besitzt mehr Kenntnisse in der Mechanik, Physik und Chemie. Er ist nicht mitteilsam, sondern abgeschlossen für sich, und eher schweren und beklommenen Geistes, als leichten und erfinderischen. Ehe er einen Entschluß fassen kann, muß er auf stiller Geschäftsstube die Sache für sich durchdenken und berechnen. Wenn er keinen festen Anhalt im Geschäft hat, ist er ein unglücklicher Mensch, weil ihm die inneren Springquellen versiechen. Sobald er jedoch irgendwie Fuß gefaßt, harrt er geduldig aus und arbeitet mit einer stillen Hartnäckigkeit. Man würde den Engländer zu hoch stellen, wenn man ihm eine besondere Genialität in Geschäften zuschriebe; dagegen hat er so viele männliche Eigenschaften der Klugheit, Energie und Ausdauer, daß diese ihm das Scepter des Welthandels verschafft haben.

Siebenter Abschnitt.

1. Frankreich. — 2. Bilder aus Paris. Zur Physiognomie der Pariser Straßen. Die Boulevards und die Zeitungs-Kiosks. Volksbelustigungen in den elisäischen Feldern. Paris und die Blague. — 3. Marseille (Charakterbild einer Handelsstadt.) Die Bastiden. Das Leben in Marseille. — 4. Griechisches Leben in Südfrankreich. — 5. Das Thal der Rhone. — 6. Blicke auf und von Lyon. — 7. Charakter und Organismus des Stadtlebens überhaupt.

1. Frankreich.*)

Frankreich bildet durch seine eigentümliche geographische Lage zwar keine so vollkommen und glücklich gestaltete Halbinsel als Spanien, aber doch eine Halbinsel im eigentlichen Sinne des Wortes, indem seine gute Hälfte vom Meere umspült ist. Wenn man aber die Hochgebirge mitrechnet, welche gewöhnlich als Naturgrenzen auch die Sprachscheidungen der Völker machen, so ist Frankreich eine sehr vollkommene Halbinsel; denn vom Genfersee bis Nizza, welche Inselung oder Scheidung von Italien gegen Osten durch die höchsten Alpen! und wieder von Perpignan bis Bayonne durch die Pyrenäen von Spanien im Süden! Nur der Osten bleibt zugänglicher und bildet keine so hohe Grenzscheide; dort sind der Jura, die Vogesen, die Ardennen mit mäßigen Erhebungen; die höchsten Höhen nur 1200—1500 m hoch über dem Meere, an der Somme fortlaufend nur geringere Erhebungen, endlich in einem kurzen Strich dem Meere näher nur Ebenen und Sümpfe. Dies ist die Halbinsel Frankreich, ein großes, schönes Land, reich an mannigfaltigen Gütern, 9600 □Meilen groß, mit 36½ Millionen Menschen. Dieses große Land zerfällt, außer wo die Hochgebirge im Nordosten ein kaltes, fast nordisches Klima hervorrufen, seiner natürlichen Beschaffenheit nach in zwei Teile. Das Land nördlich der Loire und Lyons und nördlich der Berge von Auvergne gehört schon dem Norden; es neigt sich schon sehr dem Klima von einem Teile Deutschlands und Englands zu; das Land südlich der Loire und Clermonts und Lyons bis an das Mittelmeer und die Pyrenäen spielt

*) Nach E. M. Arndts „Versuch in vergleichender Völkergeschichte“.

etwas zum Süden hin, und doch ist es noch nicht ganz Südland, wie der größte Teil Italiens und Spaniens. Frankreich bildet also ganz eigentlich die Mitte zwischen dem Norden und Süden Europas, es macht gleichsam einen Übergang. Frankreich hat auch zwei verschiedene Seelen in sich, eine nördliche und eine südliche Seele, die sich bis auf den heutigen Tag in mancherlei Hader und Zwietracht bekämpfen und das unruhige, wankelmütige, wechselvolle, wunderliche Treiben bilden, welches wir das französische Leben und Wesen nennen, und welches wie ein siedender Topf nach unserer deutschen Seite hin, wo der Rand am niedrigsten und hin und wieder abgebrochen ist, immer überschäumen und es mit seinem siedenden Brodem übersprühen und versengen will.

Dieses im ganzen fruchtbare und schöne Land mit zwei großen Meeren, dem atlantischen und mittelländischen, und dem unruhigen, sturm- und kriegvollen Kanal, und mit vortrefflichen Häfen an seinen Küsten, hat freilich nicht die hoch- und vielgestaltige Mannigfaltigkeit Deutschlands, Italiens und Spaniens, aber es ist reich an Wein, Getreide, Obstbau, Viehzucht und zieht im Süden schon den Ölbaum und einzelne Südfrüchte und den Maulbeerbaum mit dem Seidenwurme, ist auch durch Handel, Schiffahrt, Gewerbfleiß und Kolonieen ein gesegnetes und mächtiges Reich.

Werfen wir einige Blicke auf den Charakter des Volkes. Am auffallendsten und merkwürdigsten in dem französischen Nationalcharakter ist das Gepräge, das ihm die Hauptstadt des Landes aufgedrückt hat und fortwährend aufdrückt. Ganz Frankreich würde ein anderes Frankreich sein, wenn für Paris irgend eine Stadt an der Rhone, Loire oder unmittelbar am Ozean seine Hauptstadt geworden wäre. Mit Paris sind alle Franzosen zu sehr in das gallische Element ein und untergetaucht worden. Dieses Element mußte auf die Eingewanderten auf jeden Fall den größten Einfluß haben, aber sicher würde derselbe nicht so groß gewesen sein, wenn die große Hauptstadt nicht in dem gallischen Kern gelegen hätte. Es läßt sich ziemlich genau nachweisen, wie die nachbarliche normännische Windigkeit und Abenteuerlichkeit und die gallische Leichtfertigkeit und Lustigkeit zusammen dem Ganzen die Gestalt geben, die es jetzt hat. Von Paris aus, welches schon im Mittelalter ein allgemeiner Herd war, an welchem sich Kunst und Wissenschaft wärmte, ist alles Übrige des Reichs mehr oder weniger gemacht worden. Paris ist Frankreichs Hauptstadt wie keine andere Hauptstadt irgend eines europäischen Landes, und weil sie durch das Glück, daß ihre Sprache eine Weltsprache geworden, daß alles, was Feinheit, Schönheit, Anmut und Bildung im Sinne der jüngsten Vergangenheit suchte, daß wenigstens alles Freiherrliche und Fürstliche einige Jahre nach Paris gehen mußte, um sich dort den Firnis seiner Sitten überstreichen zu lassen, die stolze Einbildung gefaßt hatte, sie sei wirklich die Hauptstadt aller Bildung und Wissenschaft; so hat diese Einbildung das ganze französische Volk wie ein wahrer Zauber ergriffen und hält es immer noch fest, nachdem die Fremden großenteils von dem frühern Wahne erlöst sind. Paris ist darum auch ein Mittelpunkt

französischer Eitelkeit,*) welche allerdings berechtigt ist, sich auf ihr Volk etwas einzubilden, aber leider diese Einbildung nicht immer auf die edleren Eigenschaften legt. Denn auch die Herrschaft der französischen Sprache ist nicht bloß etwas Zufälliges, etwa allein durch das Übergewicht geworden, welches die Franzosen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts über die andern europäischen Völker bekamen: sondern die Leichtigkeit, Lebendigkeit, Witzigkeit des Volkes, seine Klarheit und Feinheit, sein leicht greifender Verstand der äußern Dinge, und das Talent, alles Geschaute, Empfundene, Gedachte leicht und bequem in klarer, netter Sprache auszudrücken, die gleich glatten Kieseln durch unaufhörlichen Gebrauch geschliffen, leicht über die Zunge hinweggleitet und fortlispelt, der im ganzen leichte, streng gesetzmäßig geordnete Bau machen sie wirklich zu einer Weltsprache sehr geeignet.

Merkwürdig, die Franzosen sind ihrem Wesen nach auf den Verstand angewiesen, sind durchaus ein feines, klares, verständiges Volk — aber so mächtig ist bei ihnen die Eitelkeit, daß diese sie alle Augenblicke von dem geraden, hellen Wege des Verstandes abbringt. Denn blind wird, wer in den Spiegel der Eitelkeit schaut, und sie halten sich diesen Spiegel immer selbst vor und zürnen, wenn ein wahrhaftiger Mann ihnen denselben wegnehmen will. Man vergleiche nur die Redner in den französischen und englischen Kammern. Der Engländer haut den geraden Schwerthieb des Wortes und der Gründe, worauf sein Wort ruht; er spricht frisch und gerade aus der Sache und Person heraus, um was es sich eben handelt. Der Franzose muß bei den meisten Sachen Quer- und Sche[illegible]hiebe thun, darf, damit er die zierlichen Nichtigkeiten der geselligen Gewohnheiten des Volkes nicht verletze, damit er die Eitelkeit nicht verwunde, kaum in halbverblümter Rede sprechen da, wo gerade die vollste Wahrheit gefordert wird. Welch ein Jammer, wenn ein wahrer, tapferer Biedermann, der den Schaden Israels wohl kennt, doch nimmer das Ding bei seinem wahren Namen nennen, daß

*) Unser A. M. v. Thümmel (Reise ins mittägige Frankreich — sämtl. Werke 1. T.) bemerkt treffend: „Die Eigenliebe dieser glücklichen Nation ist doch in der That nicht von gewöhnlichem Schlage. Sie belebt, bewegt und verbindet, gleich einer allgemeinen Eroberungssucht, jedes einzelne Mitglied des Staats zu dem gemeinschaftlichen Endzwecke, den Beifall und die Bewunderung aller Völker der Erde zu erbeuten. Sie ziehen öffentlich zu Felde und thun geheime Ausfälle darnach und halten sich — wodurch sie eigentlich unüberwindlich werden — niemals für geschlagen. Wenn der erste, dem du auf der Straße begegnest, auch noch so bettelarm ist, daß er dir weder tabac des fermes aus einer verschabten Dose anbieten oder dir unter einem zerrissenen Kittel wenigstens ein Paar Manschetten zur Schau geben kann: so ist doch zu wetten, ihr seid noch keine Viertelstunde mit einander fortgeschlendert, so glaubt er dir das Geständnis abgenötigt zu haben, daß kein Volk so mächtig, so reich, so witzig, so artig, so erhaben sei, als das seinige; und sollte sein Anteil an diesem Nationalvermögen auch noch so gering sein, so ist er doch gewiß mit seinem Lose zufriedener, als du mit dem deinigen. Die guten Leute wissen jede Einwendung, die wir dagegen merken lassen, so geschwind zu entkräften — glauben, daß jedes menschliche Auge so geformt sei wie das ihrige, und können nicht begreifen, wie ein Fremder unter ihren bunten Kleidern Armut, eine verdorbene Haut unter ihrer Schminke, und Elend und Verzweiflung in den Labyrinthen ihrer Hoffart entdecken könne.“

er die Gebrechen und Untugenden seiner „großen Nation" nicht öffentlich schelten und bekennen darf. Wie will man aber, wo diese Duldung der Wahrheit in den Ohren und Herzen eines Volkes fehlt, wie will man zur Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit gelangen, zu dem Zustande, welchen das unglückliche Volk, das sich des freiesten menschlichen Staates würdig glaubt, jeden Tag so lautschreiend begehrt?

So steht es denn fest: Leichtigkeit, Lebendigkeit, Heftigkeit, aber auch die gallische Unstätigkeit und Unruhe, der gallische Wankelmut und Wechsel, ein leichtes Fassen und Ergreifen, aber auch ein leichtes Loslassen. Sie sehen die einzelnen Dinge sehr geschwind, fassen das Einzelne, das Mannigfaltige auch leicht in ein bequemes Bündel zusammen, fertig für den Gebrauch des Augenblicks; darum nennt man sie auch die „praktische Nation", was sie auch sind, wenn man die leichte und bequeme Behandlung der gewöhnlichen Dinge des Alltagslebens meint. Aber beharrlichen Sinnes zu den Grundanfängen der Dinge hinabzusteigen, hier dauernde feste Knoten zu binden und ein großes Ziel unverwandten Blickes festzuhalten: dazu fehlt es ihnen an der Tiefe des Geistes und Gemütes.

Es ist merkwürdig, daß der Franzose in dem Maße schlechter wird, als er sich von Hause entfernt. Das Ding, was er bei sich honneur und honnêteté nennt, worunter er aber etwas ganz anderes versteht, als was wir mit unserm deutschen „Ehre" und „Ehrbarkeit" bezeichnen, hält ihn daheim noch in leidlichen Schranken der Ordnung und Tüchtigkeit. Es ist gleichsam, als bedürfe er immer der Augen von vielen und auch der Reizung durch viele, um zur Redlichkeit angehalten, zur würdigen Thätigkeit angespornt zu werden. Er ist der geselligste der Menschen, der Mensch, der durch das Gefühl der Masse und Menge gehalten und getragen wird; in kleinen Haufen verkümmert er, einzeln zerbröckelt er sich in der Welt und verweht wie Sand. Geh nach Petersburg und Stockholm oder London, ja geh in die gesittete Welt hinaus, so weit sie ist, was siehst du? Du siehst die Deutschen allenthalben neben und unter den Fremden als Herren, die Franzosen als Diener. In Petersburg und Moskau leben an 40—50,000 Deutsche, in Stockholm und London leben mehrere Tausende derselben; an denselben Orten gehen auch Franzosen zu Tausenden umher. Aber der Deutsche ist der große Kaufmann, der unabhängige, tüchtige Handwerker, der Arzt, der Künstler, der Gelehrte, welcher mitherrscht und mitentscheidet; der Franzose aber springt fast durchaus nur in den kleinsten Diensten des Lebens, in den untergeordneten Stellungen der bürgerlichen Ordnung herum: Sprachmeister, Tanzmeister, Haarkräusler, Käse-, Wurst- und Salbenkrämer, kurz Umherträger und Feilscher für den Schein und Putz und die Zierlichkeit des Lebens — aber kein Mensch der einzelnen Kraft, der persönlichen Selbständigkeit. Dies offenbart er sogar in dem Artikel, worin er es am weitesten gebracht zu haben meint, in dem Artikel des Kriegsmutes. Wer wollte diesen Mut dem ritterlichen, ungestümen Volke streitig machen? Aber wie-

der bleibt es wahr, dieser Mensch der Massen und der Menge, dessen Zeichen mit Recht der Bienenkorb ist, wohin Napoleon die Lilien oder Hellebardenspitzen der französischen Oriflamme ausgelegt hatte, dieser Mensch kann sich nur in Massen finden und empfinden, um in voller Kraft zu wirken und zu bedeuten, er muß selbst sein à la gloire! und à l'honneur! von tausend Kehlen tönen und wiedertönen hören, damit es ihn mit dem gehörigen Feuer treibe und entflamme; er ist kein Waghals im Einzelkampfe, er will gesehen werden, um sich sehen zu lassen.

Der Deutsche, Spanier, Engländer tritt auf mit dem stillen, unbewußten: „Ich bin"; der Franzose schaut um sich und scheint jedem zuzurufen: „Me voilà!" Er macht fast immer den Feurigen, Leidenschaftlichen, wie auf dem Theater für die Darstellung. Man sehe nur die verschiedene Leidenschaft und das verschiedene Feuer bei den Jungen. Sei auf einer Gasse, einem Markt in Paris oder sonst einer welschen Stadt — wie springt, braust, lärmt, tobt da die Jugend gegen einander! Hände und Füße in fliegender Bewegung, die Zungen nicht minder; drohende Gebärden, heftige Worte! Der Deutsche schaut zu und wartet auf den Kampf; aber sie können wie die Hähne so eine Viertelstunde lang auf einander loskrähen und springen, und dabei bleibt es. Und der deutsche Junge? O wie bald geht es da in Fäuste und in die Haare. Ja, heftig sind sie, die Franzmänner. Sie heben sich wie die Wellen im Topfe und sprühen Schaum, um wieder zurückzusinken; es ist mehr Sausen und Brausen, Schäumen und Wogen, als ruhiger, starker Wellenschlag auf der Tiefe der Wasser.

Was ihre gesellige Lebensbildung, die Kunst des Umgangs betrifft, die allerdings zu den liebenswürdigsten Künsten gehört, so gestehen wir ihnen da gern eine glückliche Leichtigkeit, eine gewisse Zierlichkeit, den Ton und Geschmack des äußern Lebens zu, welche wir durch Erziehung und Nachäffung uns angewöhnt haben, als etwas Unerreichbares zu bewundern. Aber es ist unendlich viel Leerheit und gemachte Steifheit und Nichtigkeit dabei. Der gebildete Mensch, der da redlich und tapfer ist, aus welcherlei Volk er auch sei, wird in den Sitten des Lebens das Einfache, Natürliche, Menschliche, jeder in der Art und Weise seines Volkes, anmutig und liebenswürdig darstellen; und der gebildete Franzose hat da allerdings eine ihm besonders eigene Leichtigkeit und Gewandtheit. Aber man glaube nicht, daß die angenehme Geselligkeit in Frankreich etwas so ganz Gewöhnliches sei. Weil der Franzose eine heftige und auflodernde, aber keine nachhaltige, tiefglühende Natur ist, so wird er viel früher als der Deutsche trocken und mager, er versteift sich viel früher als dieser. Es fehlt ihm der Reichtum des Gemütes. Trotz aller Lebendigkeit und Beweglichkeit des Volkes ist doch eine große Anlage zur langweiligsten Einerleiheit vorhanden, zu einem Chinesentum, das bei dem ersten Anblicke bunt genug erscheint, aber endlich in seiner stereotyp ausgeprägten Form durch die fürchterlichste Einförmigkeit ermüdet und tot macht. Bei allem Drange nach Freiheit ist der Franzose ein Sklave der Form, der Mode, der Meinung, des Scheins.

2. Bilder aus Paris.

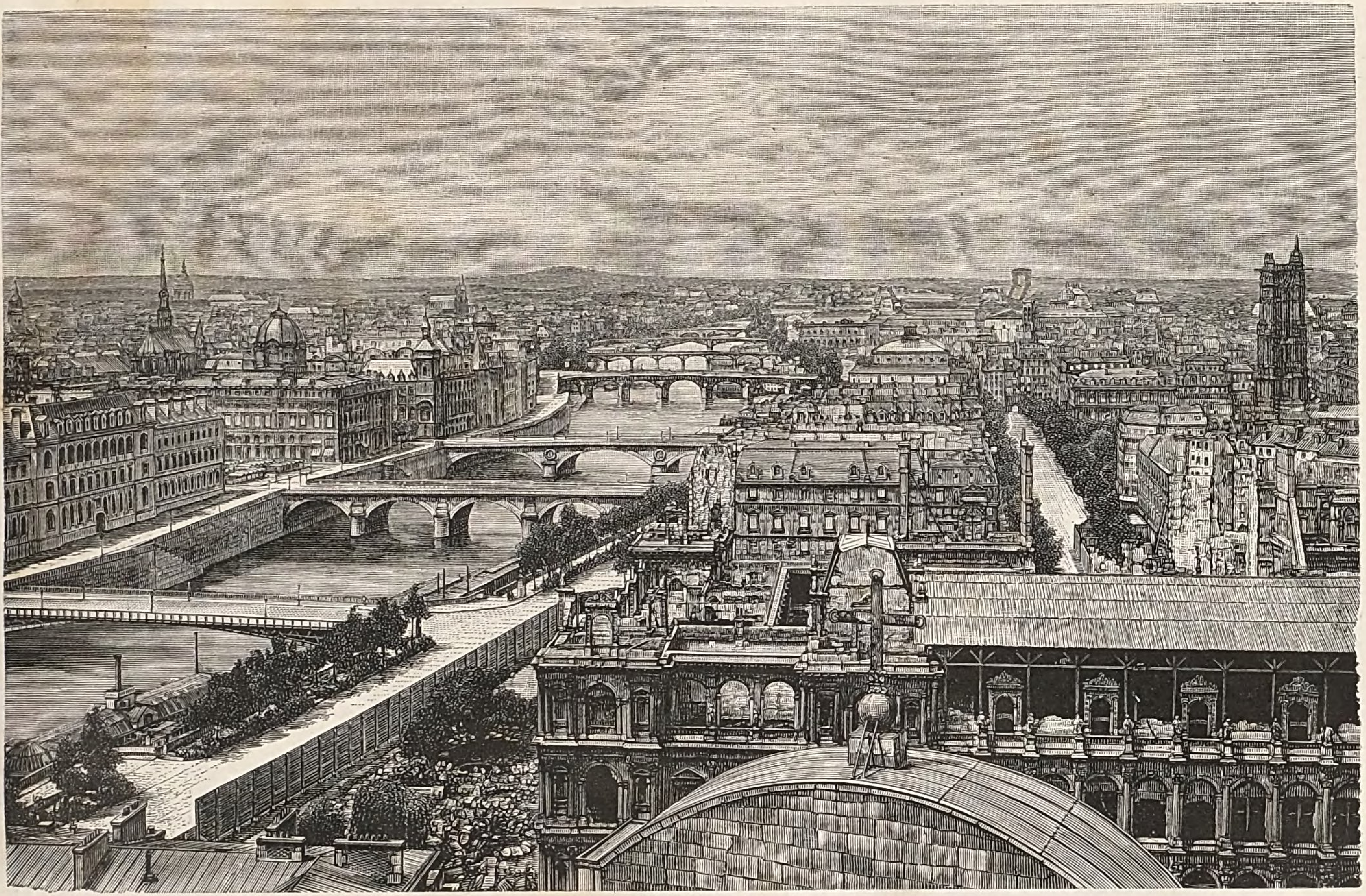
Zur Physiognomie der Pariser Straßen.*)

Das Eigentümlichste und Merkwürdigste von Paris bleiben stets seine Straßen und ihr Treiben. Sie sind eine große Weltausstellung, ein Theater und Gesellschaftssaal, so glänzend und bunt zumal dadurch, daß jedes Rez-de-chaussée eine Schaustellung bietet, Laden an Laden, Scheiben bis zur Erde die langen Häuserzeilen auf und nieder. Den Häusern verleihen wieder die hochgegiebelten, möglichst architektonischen Kamine, eine Stadt von kleinen Pyramiden auf den Dächern, eigenen Charakter. Es giebt einen Augenblick, wo man das Auge besonders gern in solche Gassenperspektive senden mag: wenn ihre dunkeln Linien sich hoch oben im noch etwas tagblauen Äther zeichnen, während unten schon im Kontraste die Flammenguirlanden spielen vor einer hingebreiteten Märchenpracht Arabiens.

Zur Physiognomie der Straßen von Paris gehört, daß wenigstens der dritte Laden unfehlbar der eines Friseurs ist, oder eines Dentisten mit Zähnen, Gebissen, Kiefern aller Art, aufgezogen wie Juwelen; oder eines Korsettmachers. Lebensgroße Puppen mit Seidenmieder, Nestel in der Hand, oder Wachsdamen mit Blumen und Federn in den Locken, in rotem Sammetgewande, sich vor dem Beschauer drehend und drehend, als tanzten sie nach der an jener Ecke geleierten „Orgue de Barbarie“. Ungerechnet den „Salon épilatoire“ mit den eingerahmten Bilderbogen, auf welchen „Mademoiselle Flore“ oder „Arabelle“ Haarschmuck besorgen. Ein anderes Wahrzeichen sind die Schuhmagazine. Jeder Schuh ein Meisterstück. Ein solcher unbeschreiblich leichter, graziöser Schuh ist eigentlich schon Paris, die ganze Pariserin. Man sieht ihren Fuß, ihren unnachahmlichen Gang. Noch mehr, dieser Schuh giebt den Rhythmus der französischen Beweglichkeit und ist historische Studie. Auch der Frauenhut ist für Paris charakteristisch; jeder ist so vollendet und doch so leicht, zum Davonfliegen. Das Schaufenster einer Modistin gleicht einer Schmetterlingssammlung. Doch wir dürfen den Handschuh nicht vergessen, der sich so verräterisch um die Finger schmiegt, denn meistens liest man: Gants sur mesure. Es versteht sich, daß man in den Kleidermagazinen alles fertig trifft, bis zum Puppengewande herunter. Es ist alles Modejournal, jegliches ein Typus der Eleganz; deshalb wird auch das eigentliche Modeblatt nirgends bemerkt — man bedarf seiner nur in der Provinz und im Auslande.

Besonders lustig sind die Läden voll Kinderspielzeug. Dies ist nach etwas weiterem Zuschnitt als bei uns, nicht so kleinlich, liebevoll; aber mehr Stil, launiger, mehr Luxus, mehr Karikaturen und komische Scenen. Es ist hier vorzugsweise bloß „amusement“, keine Beschäftigung, kein Still-

*) Aus dem heutigen Paris. Von Emma Niendorf (Stuttgart).



Paris.

leben; alles mehr äußerlich. Ein Kennzeichen der jetzigen Periode bilden jedoch die Massen von Soldaten- und Festungsspielen, unter ihnen eine ganze Schlacht von Algier. Selbst in den Konditoreien mit ihren unzählbaren Körbchen und Schatullen und Assietten voll Pasteten und Bonbons sieht man kleine Zelte mit der dreifarbigen Fahne, Erinnerungen an das Lager von Satory.

Eine Masse von Konfitüren, besonders der Aprikosen mit Kernen; denn wie zu Hamburg überall Fische, Schinken, Würste baumeln, so fällt der Blick hier neben Lebkuchen auf eingesottenes Obst in Näpfen von Porzellan. Paris hat immer das Beste aller Jahreszeiten beisammen: Erdbeeren, Kirschen, Weintrauben, Artischocken, Haufen von Blumenkohl, Rüben, Melonen und Blumen aller Art. Der Franzose ist ein Liebhaber von Geflügel; solches sieht man denn auch in goldener Bräune aufgetragen, das lebendige unter dem Budentische in kleinen Ställen, und im Hintergrunde brennt eine Hölle, in welcher sich die aufgespießte Kreatur fort und fort dreht.

Durch Reinlichkeit und einen gewissen, dieser Nation in allem nun einmal eigentümlichen Anstand, samt dem damit zusammenhängenden theatralischen Etwas zeichnen sich die Fleischerbuden aus. Sie breiten ihre Ware auf Tischplatten von weißem Marmor aus und den Hintergrund verhüllt ein Doppelvorhang — gleichsam als ob dort die Tragödie vor sich gehe. Für gebratene Hammelkeulen finden sich den Knochen bergende Handhaben von geschliffenem Holze, manche de gigot. An mehreren Bäckerfenstern, besonders der Boulevards, gewahrt man ein Schlangengeringel, das sich bei näherer Untersuchung als kolossale Kunstbretzel zu erkennen giebt. Auf dem Börsenplatze stolziert eine Spiegelscheibe: „Schwarzbrot mit und ohne Kümmel.“ Herz, was willst du mehr?

Dies ganze Schaustück kreist um uns bei dem Getöse einer betäubenden Ouvertüre. Denn wie im Chamounythale die Wasserfälle in einer Symphonie zusammenrauschen, zu welcher sich Lawinendonner mischt, so in den Straßen von Paris das unaufhörliche, zu einem Höllenkonzert schwellende Kreischen und Rasseln von Rädern. In das zermalmende, oft wie Kanonenwagen schwere Rollen gellen die Ausrufe hinein, mitten im Gewoge der Weltstadt, gleich Strandleuten an den Schrei von Seevögeln und Matrosengesang mahnend, weil allen Stimmen des Volks, wenigstens aus der Ferne eine Melancholie eigen ist.

Mit Einbruch des Abends wird es erst recht lebendig. Gleich Ungeheuern mit weißen, grünen, roten, blauen Augen funkeln die unablässig sich kreuzenden Omnibus durch die Nacht; für 6 Sous mißt man jede Entfernung in der Metropolis. Wissen Sie, was mon ver rongeur heißen will? Seinen „nagenden Wurm“ nennt der Pariser seinen Fiakre, der hier beständig Geld frißt, wenn auch die einzelne Fahrt billig genug ist. Kein seltsameres Widerspiel, als die Beduinen der Wüste mit ihrem weißen Burnus gespensterhaft im Fiakre.

Wer sollte glauben, daß man Personen begegnet, die lesen, in einem Buche lesen, durch die Straßen von Paris? Selbst der Blinde fühlt sich

noch längs den Häusern mit seinem Stabe, wie ein Schiffer im Kahn, durch die Menschenwellen, die vor ihm zurückweichen.

Plötzlich stockt alles. Man schweigt, nimmt die Hüte ab; es ist ein Trauerwagen. Unter dem schwarzen Wagenhimmel umhüllt eine weiße Decke den Sarg, hinter dem, an weißseidenen Streifen ihn haltend, wie mit Unschulds- und Liebesbanden, eine Schar halbgroßer Mädchen folgt; schneeigrein, den weißen Flor vom Haupte wallend — denn es ist ihre junge Gespielin, deren letzten Schlaf sie hüten; und hinter ihnen schlagen von neuem die Wogen über die Todesspur zusammen.

Ein anderer Kontrast. Unter launenhaften, üppigen Toiletten, totmüden oder abgespannten Physiognomieen — denn das Sein des Parisers fiebert zwischen steter Aufregung und Erschöpfung — stillgleitende Nonnengestalten, schwarze, weiße Schleier, auch blaue Ordenstracht; rosige, junge Gesichter voll heiteren Friedens mitten in dieser Welt voll Taumel, Genuß und Schein. Es folgt, wie auf einer Redoute, der Grieche in reichgesticktem Kleide, der Orientale mit schleppendem Talar, der bärtige Rabbi, der Mohr; schwarze Kohlenbrenner aus der Auvergne und Müllerknechte gleich Schneemännern. Das schöne Geschlecht zeigt die mannigfaltigsten Häubchen, meistens kokett, fein ausgenäht, denn alles stickt hier. „Celui-ci vaut 8 Francs; mais je l'ai brodé moi-même“, entgegnete die rotbackige Dirne, welche ich nach dem ihrigen fragte. Die kleinsten Mädchen, wenn sie kaum laufen, spannenlange Geschöpfe, tragen ihre Dormeuse, altklug und naseweiß. Koboldartig er-erscheinen die Blousenknaben. Sie haben etwas Phantastisches, vor allem aber Energie. Wenn diese Gamins mit ihren Stöcken als Schildwache vor den mit Baugerüsten umgebenen Häusern kommandieren, bramarbasieren, den Vorübergehenden schrecken, necken, gemahnen sie an Racketen oder Schwärmer, welche in den Straßen der Weltstadt aufprasseln.

Gar sehr verändert sich die Bühne an Regentagen. Wie „maussade“ plötzlich dieses Paris! Durch die Kamine heult der Wind. Außen ist's, als sei das Meer in die Straßen hereingebrochen. Mühsam schiebt sich auf den Trottoirs eine mit Kot übersäte, jeden Augenblick durch das Heer der eilig rasselnden Wagen gefährdete Prozession von Regenschirmen. Das Wachstuch und der Wachstaffet regieren. Alles macht böse Gesichter. Kein Mensch schaut den andern an, weil er selbst nicht angeschaut zu werden wünscht und mit sich selbst genug zu thun hat. Im Nu sind sämtliche Spiegelfenster der Magazine bis oben hinauf mit der schwarzen Lauge bespritzt, so daß einem nur die zarten Blumen und die tausend zierlichen Dinge hinter den schmutzigen Scheiben Mitleid einflößen. Die Pariserin feiert aber auch dabei einen Triumph; denn sie ist graziös bis auf das unnachahmliche geschickte Schürzen ihres Gewandes, ganz anders wie die Deutsche, mit einer so großartigen Anmut und Sicherheit; sie schwebt mit Leichtigkeit, fast ohne die Fußspitzen zu beflecken, durch den Schlamm, wenn schon die ältere Generation behaupten will, die jüngere verlerne das Gehen.

Man wird übrigens in Paris müßiggängerisch, vergnügungssüchtig,

äußerlich. Niemand bilde sich ein, daß man hier noch Zeit habe, etwas anderes zu denken, als eben nur Paris. Nirgends fand ich mich noch so schnell zu Hause. Auch das ist so bequem, daß man einen Schritt vor der Thür haben kann, was man nur wünscht. Dieser Weltmarkt muß in unserem Charakter entweder ruhigstes Entsagen oder flammende Begehrlichkeit erzeugen. Man sieht sich überall im Mittelpunkt. Deshalb fühlt sich aber auch jeder so sehr, weil er Mittelpunkt des Mittelpunktes ist.

Die Boulevards und ihre Zeitungskiosks.*)

Die Bahn von Elsaß und von Lothringen, die Ostbahn, ist ziemlich tief in Paris hineingeführt, und ihr Bahnhof liegt innerhalb der äußeren Boulevards, den alten inneren Boulevards nicht fern. Ich brauche hier den Ausdruck „Boulevard", der aus dem deutschen „Bollwerk" stammt, noch ganz in der älteren Bedeutung einer Ringstraße, welche an Stelle einer Umwallung entstanden ist. Später hat das Wort freilich eine viel umfassendere Bedeutung erhalten, indem es nun eine neuere, breitere, längs dem Fußwege mit kleinen Bäumen besetzte, meist gerade Straße bezeichnet, wie sie unter Haußmanns Stadtregiment in großer Zahl entstanden sind.

Die alten Pariser Boulevards, die „großen Boulevards", wie sie jetzt zur besonderen Unterscheidung heißen, haben durch die Konkurrenz der zahlreichen Boulevards, welche jetzt die Stadt auf beiden Seiten der Seine in allen Richtungen kreuzen, nicht das geringste von ihrem eigentümlichen Reize eingebüßt. Noch immer sind sie, und sie allein, die alles absorbierende Hauptader der Stadt, auf welcher sich das große Leben bewegt. Es ist besonders das Stück von der Magdalenenkirche bis zum Château d'eau, welches den täglichen Besuch jedes Fremden gebieterisch fordert, welcher Paris auskosten und in Paris pariserisch leben will. Es ist dies eine Strecke von etwa 50 Minuten, sanft gebogen und nirgends weniger als 30 m breit. Von der Magdalenenkirche aus folgen sich Boulevard des Capuzines, der Boulevard des Italiens, der Boulevard Montmartre, der Boulevard Poissonnière, der Boulevard Bonne-Nouvelle, der Boulevard St. Denis und schließlich der Boulevard St. Martin, welcher auf dem weiten Platze des Château d'eau anlangt, der, als Sammelplatz der östlichen Vorstädte, in allen Straßenaufständen eine so große Rolle gespielt hat. Auf den Boulevards du Temple, des Filles du Calvaire und Beaumarchais, welche dann noch bis zur Julisäule folgen, findet eine sehr merkliche Abnahme des Stromes der bloßen Boulevardspaziergänger und des Glanzes der Geschäftslokale statt. Schon früh am Morgen beginnt die Bewegung auf dieser ganzen Linie und nimmt unablässig zu bis zur strahlenden Abendbeleuchtung. Am Nachmittage ist das Rollen der Wagen auf dem breiten makadamisierten Fahrwege am lebhaftesten. Die Kaffeehäuser stellen Stühle und kleine Tische längs der Hauswand auf, und den ganzen Tag über sitzen

*) J. Faucher, vergl. Kulturb. 1877.

hier Leute und schlürfen Kaffee, Orgeade, Bavaroise oder jetzt auch deutsches Bier, zu welchem das Straßburger Bier nun ebenfalls gerechnet werden muß, und lesen Zeitungen. Aber in viel höherem Maße, als dies bei uns oder in Österreich der Brauch ist, suchen sie ihre Unterhaltung in Beobachtung des vorüberbrausenden Menschen- und Wagenstromes. Nur noch in Italien und Spanien gehört das tägliche Anschauen des Menschengewühles von Sitzen in freier Luft aus zum täglichen Bedürfnis des Volks und mag dort noch aus den Zeiten der antiken Formen stammen.

Die Bäume auf den Boulevards sind sämtlich jung, weil gewöhnlich, sobald sie älter werden, irgend ein Straßenaufstand dazwischen kommt, bei welchem die Bäume dem Barrikadenbaue zum Opfer fallen. Aber die Gemeindeverwaltung läßt sich die Pflege dieser Bäumchen sehr angelegen sein. Sobald ein Baum auch nur die leisesten Anzeichen von Erkrankung verrät, wird er herausgenommen und über Nacht ein anderer von gleicher Größe eingesetzt, in welcher Kunst man es heutzutage weit gebracht hat, jeder dieser Bäume steht in einer Art von riesigem unterirdischen Blumentopfe, und ein beträchtlicher Kreis um seinen Stamm herum wird von der Asphaltbelegung, welche durch den Luftabschluß den Pflanzen so schädlich ist, freigehalten und ist statt dessen mit gußeißernem Gitterwerk bedeckt, welches die Tritte der Vorübergehenden vom Erdreich abhält und doch der Luft erlaubt, in dasselbe einzudringen.

Mit den Bäumchen, die im Frühling im herrlichsten Grün prangen, wechseln die Bedürfnissäulen oder Vespasiennes und die Zeitungskiosks ab. Die Bedürfnissäulen werden innen und außen als Anschlagssäulen benutzt, wobei aber die Anzeigen, nicht wie bei unseren Litfaßsäulen darauf geklebt, sondern auf Feldern von verschiedener Farbe gemalt sind, also nur aus solchen Anzeigen bestehen, welche längere Zeit stehen bleiben können. Für die täglichen Anzeigen dienen die Zeitungs-Kiosks, welche mit den Vespasiennes auf allen Boulevards fast umschichtig abwechseln. In diesen Kiosks, die eine nicht unbedeutende Miete abwerfen, werden die Zeitungen des Tages verkauft. Auch in Paris wie in Wien und Petersburg hat der Einzelverkauf von Zeitungsnummern, der in England ausschließlich stattfindet, eine besonders große Bedeutung. Die kleinen Kiosks haben nach drei Seiten Glasscheiben und sind nur auf der vierten, nach dem Fußwege zu, wo sich das Verkaufsbrett befindet, ganz offen. Die öffentlichen Anzeigen werden auf ganz dünnes Papier gedruckt und dann ringsum auf die Scheiben geklebt. Bei Tage sind sie von weit her ebenso lesbar, wie die Anschlagszettel auf unseren Litfaßsäulen; sie bleiben es aber auch, wenn der Abend hereingebrochen ist. Denn nun werden sie im durchscheinenden Gaslicht aus dem Inneren des Kiosk lesbar. Der ganze Boulevard bekommt hierdurch ein ganz wunderbares, ungemein heiteres und festliches Ansehen. Er gleicht dann mit seiner ganzen Lichtfülle, die aus den Palästen, Kaffeehäusern, Verkaufsläden ꝛc. hervorströmt und die Bäumchen bestrahlt, fast einem Garten mit chinesischer Illumination.

Volksbelustigungen in den elysäischen Feldern.*)

Die elysäischen Felder sind die vom Konkordienplatz unterbrochene, aber von ihm bis zur Barrière de l'Etoile in gerader Linie eine volle halbe Stunde lange Fortsetzung des Tuileriengartens; eingerahmt zwischen der Vorstadt St. Honoré zur Rechten und dem rechten Seineufer zur Linken durchschnitten von der breiten Fahrstraße nach Neuilly und durchkreuzt von unzähligen Baumgängen. Selbst in der rauhen Jahreszeit unverödet, gewähren die elysäischen Felder im Frühling, Sommer und Herbst an warmen Abenden ein Bild so dichten, bunten und fröhlichen Treibens, als sei ganz Paris dort versammelt. Während die große Fahrstraße sich mit Wagen und Reitern füllt, welche dem Boulogner Gehölz zueilen oder aus ihm zurückkehren, füllen sich die Seiten-Alleeen mit Fußgängern jedes Alters, und während „die Welt" sich brüstet, geht das Volk seinen Vergnügungen nach. Gehütet von den Augen ihrer Mütter oder Bonnen rollen sauber gekleidete Kinder in Karrossen oder Omnibus, die mit vier, sechs, acht Ziegenböcken bespannt sind, auf und ab. Nebenher trabt der Führer. Auf dem Bocke sitzen gewöhnlich zwei Knaben, der eine die Lenkseile, der andere die Peitsche in der Hand, jener die Tiere zügelnd, dieser sie antreibend. Die gefahrenen Mädchen singen und lachen. Bei ihnen wie bei den Knaben kommt schon der leichte französische Sinn zum Durchbruch.

Dort, wo Soldaten aller Waffengattungen, Männer in Blousen und bürgerlichen Röcken, kleine und große Mädchen, große und kleine Jungen in enggeschlossenen Kreisen beisammen stehen, geht vielleicht ein Hanswurst auf dem Kopfe, oder balanciert eine Frau einen Stuhl, auf welchem ein Mann sitzt, der einen Knaben balanciert, welcher ein Kaninchen bei den Ohren emporhält; oder es wird ein Eiertanz aufgeführt, oder es machen Hunde wunderbare Kunststücke, oder eine Hellseherin sitzt mit verbundenen Augen auf einem Sessel und ein Mann legt ihr Fragen vor, welche die Zuschauer ihm schriftlich reichen und jene zu ihrem Erstaunen, doch nicht immer nach Wunsch, beantwortet; oder es kämmt sich ein Mann das Haar, und wie er es kämmt, knöpft er den Rock zu oder lüftet ihn, zieht das Gesicht bald breit, bald lang, fletscht die Zähne, blinkt mit den Augen und schielt, so daß man bald diese, bald jene Ähnlichkeit erkennt, Bravo ruft und aus vollem Halse lacht. Dort singt ein Mann Lieder, die ihm über dem Arme hängen und fleißig gekauft werden; hier arbeitet ein elektrischer Apparat, und der Schlag der umlaufenden Kette macht die einen schreien, die andern quieken. In Reihen auf Bänken und Stühlen vor einer niedrigen Schaubühne, deren Orchester zwei Geigen bilden, ergötzen sich Kinder und Erwachsene an der stündlich wiederholten Vorstellung eines Stückes, in welchem ein Polizeikommissär und ein Gendarm, ein Hanswurst und der Teufel, der sie alle holt, die Hauptrollen spielen. Auf einem Puppentheater hin-

*) Wahrnehmungen in Paris 1853 u. 1854 von W. Seiffarth.

wiederum erschlägt der winzige David den Riesen Goliath, eine Frau fliegt mit einem Luftballon auf, oder ein Esel, von einer Gans geritten, galoppiert über die Bretter. Dort drängt man sich hinter einen blauleinenen Vorhang zu einer Zauberlaterne, um für einen Sou die pièce curieuse zu sehen. Kühne Herzen, mehr Frauen als Männer, besteigen die russischen Schaukeln; andere kühne Herzen, mehr Männer als Frauen, besteigen Boote, die von Seilen getragen, Wellenberge erklimmen und von der Höhe in den Abgrund stürzen.

Hier wird Ball geschlagen, dort das Kugelspiel gespielt. Reiselustige besehen durch die Gläser der Guckkasten die Haupt- und Hafenstädte, die sie besuchen, die Seeen, die sie durchschiffen, die Alpen, die sie besteigen möchten. Karoussells mit und ohne Ringstechen, mit Hirschen, Schwänen und Pferden, mit Lehnstühlen und Wagen drehen sich pfeilgeschwind; aus Vogelflinten wird nach nahen und fernen Zielen geschossen; gegen den unsicheren Gewinn von Makronen und Glaszeug, aber gegen den sicheren Verlust von Soustücken schieben angehende Jünglinge auf ovalen Billardtafeln elfenbeinerne oder hölzerne Kugeln unter aufgestellte Kegel; Mütter lassen ihre Söhnchen, Väter ihre Töchterchen an den Tischen der Lebküchler hier das Glücksrad, dort den Glücksbecher schwingen, für die Hälfte des Einsatzes hätte man das Doppelte kaufen können, aber das Gewonnene macht Kindern und Eltern dreifache Freude. Zwischendurch wetten mehrere Männer aus dem Volke, welcher von ihnen ein gepolstertes, an eisernem Stocke in eiserne Rohre gefugtes Kissen durch die Gewalt des Faustschlags am weitesten hineinzwängt. Andere streiten, welcher am schwersten oder leichtesten wiege, und lassen sich der Reihe nach auf einem der vielen unter streifigen Baldachinen stehenden Wagsessel behaglich nieder. Hier sitzt ein blinder Flötenbläser, dort ein blinder Geiger auf niedrigem Schemel. Beiden hängt ein blechernes Büchschen vor der Brust. Der Flöte entschlüpft manch falscher Ton, und die Geige ist verstimmt; aber Kupfer und Silber fallen mit gutem Klange in die Näpfe, und die Ärmsten scheinen die bereitwilligsten Geber zu sein.

Es scheint immer Jahrmarkt zu sein, so groß ist die Zahl der Buden und Zelte. Nach der Seine zu macht die Schaulust der Eßlust Platz. Auf glühenden Kohlenbecken oder scharf geheizten Öfen werden papierdünne Waffeln und improvisiertes Krausbrot oder in Fett schmorende Kartoffeln und duftende Bratwürste oder die stets beliebten Koteletten zugerichtet, der kalten Speisen und des unentbehrlichen Salates zu geschweigen. Obst von allen Sorten und Gepäck in allen Formen, in Körben umhergetragen. Wein, Bier und Kaffee fehlen nicht. Doch begnügen sich viele mit Cocy, einem aus Wasser und Süßholz bereiteten Getränk, dem bisweilen ein Aufguß von Citronenschale beigemischt ist. Mit Einbruch der Nacht erscheinen überall Lichter und Lampen, nah gerückte Reverbères säumen beide Seiten der großen Fahrstraße ein. Kein Verkäufer ist so arm, er zündet ein Lichtchen an; auch vor dem Geiger und Flötenbläser brennt eins zu seinen Füßen. — Die Marionettentheater und alle Schaustellungen schmücken sich mit weißem

und buntem Lichte, je nach Verhältnis ihrer Größe und der Zahl ihrer Gäste. Die drei großen Cafés aber, die zugleich Restaurationen sind, hängen ihre prächtigen Lampenguirlanden auf, oder es erscheint ein gewaltiger Adler mit gebreiteten Flügeln in Brillantenschmuck, und aus den blumengeschmückten Pavillons erschallen lockend die Stimmen der Sänger und Sängerinnen, das Lachen und Geplauder der Menge einen Augenblick unterbrechend.

Paris und die Blague.

Ich schlug den Mantel fester um die Schultern, denn der Wind blies kalt aus Nordwest und fegte mir den Sprühregen ins Gesicht, da ich, um nach der Passage de l'Opéra zu gehen, den Pont au Change vom Palais de Justice her passierte. Nichts treibt mehr zur Eile an als solch feuchtes Januarwetter, dessen unbehagliches Zwitterwesen uns am Winter irre werden läßt; man möchte, wie der Meister in Maria Magdalena, zur Natur sagen: ich verstehe die Welt nicht mehr. Aber indem ich den Platz du Chatelet kreuzte, wurde unwillkürlich meine Aufmerksamkeit durch eine dichte Gruppe angezogen, die sich unweit der Siegessäule um ein mit zwei Schimmeln bespanntes Fuhrwerk drängte. Es war ein Wagen mit zwei Abteilungen, wie man ihn wohl im Gefolge von Kunstreitern sieht, der vordere Teil ein Mittelding zwischen einem Kutscherbocke und einer kleinen Tribüne, von der herab ein Mann im schwarzen Frack die Menge haranguierte. Oben, auf der Imperiale des Gefährtes, schlug ein kleiner, in eine Hanswurstjacke gesteckter Bube die Trommel und gab damit den Takt und Grundton für zwei erwachsenere Musikanten in ähnlichem Kostüm an, die auf ausgedienten Blechinstrumenten ohrenzerreißende Studien trieben. Ihre künstlerischen Bemühungen wurden mit glänzendem Erfolg gekrönt, denn sie machten, trotzdem daß die Luft mit Wasserdampf übersättigt war, also einen außerordentlich schlechten Schallleiter abgab, einen Lärm, daß man auf dem Platze sein eigenes Wort hätte nicht verstehen können, wenn das Hören dazu notwendig gewesen wäre. Der Mann auf der Tribüne, der Kapellmeister dieses Normal-Orchesters, sofern er es mittelst einer Klingel dirigierte, bald es dadurch zum Schweigen bringend, bald zu verdoppeltem Eifer anspornend, schonte auch seine Lungen, während dem Publikum solche euphonistische Genüsse geboten wurden, und ich war erst versucht, ihn für einen armen Stummen zu halten.

Dieser Herr trug zu Frack und weißer Kravatte eine Brille mit großen blauen Gläsern und eine mit Sternen und Goldtroddeln gezierte Kappe, auf der, wenn ich nicht irre, die Worte: Latraud, ci-devant attaché au service des hôpitaux militaires, in Silber gestickt waren. Aus dem Fond des Bockes nahm er nach und nach die einzelnen Teile zweier Skelette, von welchen bei dem einen die glänzend weißen Knochen durch Messingdrähte zusammengeheftet waren, bei dem andern die getrockneten Bänder und Muskeln selbst diesen Dienst versahen. Mit einem großen Aufwande von geheimnisvollen Gebärden und verdeutlichenden Fingerzeichen legte der ci-devant

attaché, jetzt chirurgien de l'Empereur de Maroc, die Knochen an die korrespondierenden Teile seines Körpers, und ließ die Glieder einzeln und verbunden spielen, dann zeigte er ein Dutzend hinter Glas und Rahmen befindliche Zeugnisse vor, bei denen es wenigstens an Stempeln nicht fehlte; dann präsentierte er einzelne Knochenmißbildungen und durchschnittene Gelenke; wies auf die korrespondierenden Teile hin, stellte mimisch Schmerzen, das Einreiben einer Salbe und endlich die vollendete Heilung dar. Wenn auf diese Weise die Menge gehörig vorbereitet und in die nötige Stimmung versetzt worden war, schwieg auf seinen Wink das Orchester, und er begann ungefähr in folgender Weise die Versammelten anzureden:

„Meine Herren! Wer von Ihnen hat Schmerzen? Keiner! Ach, dann wird er sie noch kennen lernen. Denn der Mensch ist zum Leiden geboren . . . Schmerzen erregen kann jeder, aber ich kann sie stillen. Wenn Sie leiden, kommen Sie zu mir, und sagen: Monsieur Latraud, ci-devant attaché au service des hôpitaux militaires, ich habe Schmerzen; gut, ich werde sie heilen, denn ich bin Arzt; ich bin ein großer Arzt. Ja, denn ich habe studiert, viel studiert. Ich habe geheilt in Algier auf dem Schlachtfelde. Sehen Sie hier diese Zeugnisse von den Herren Generalen unserer unüberwindlichen, ruhmbedeckten Armee . . . Ja, unsere brave Armee, sie schlägt Wunden, aber ich heile sie . . . Bloß 50 Centimes, meine Herren und meine Damen; ich heile beide, Frauen und Männer. Sehen Sie dieses Fläschchen, es enthält einen Balsam. Ah, ob es einen Balsam enthält! Wollen Sie riechen? Nicht? Es riecht schlecht. Gute Medizin riecht stets schlecht. Ich verkaufe kein Eau de Cologne. Wenn Sie Ihr Arm schmerzt, oder Ihr Kopf, oder Ihr Fuß, oder Ihr Leib, oder Ihr Magen, oder . . . nehmen Sie 5 Tropfen von meinem Balsam und reiben Sie damit die Stelle einmal des Tages: die Männer am Morgen, die Frauen am Abend. Das ist der einzige Unterschied, je nach den Geschlechtern; denn die Männer stehen unter dem Einfluß der Sonne und die Frauen unter dem des Mondes. Nur 50 Centimes! Ich bin ein Arzt des Volkes; ich will nichts mit den Reichen zu thun haben! . . .“

In diesem Tone ging es fort, unermüdlich, so lange der Atem ausreichte; dann fiel die Musik ein und verschaffte dem Arzt des Kaisers von Marokko Zeit, sich zu erholen, aber er benutzte sie nur, um seine Stimmorgane zu schonen; denn das stumme Spiel begann sofort mit dem ersten Trommelschlag wieder. Man sollte meinen, daß die Mühe die Ernte nicht lohnte, aber man würde sich irren; ich habe viele Fläschchen in wenig Augenblicken verkaufen sehen. Auch ist das kein vereinzeltes Beispiel, sondern man begegnet diesen wandernden Wunderdoktoren überall. Zahnbrecher, die unentgeltlich die Zähne ausziehen, kann man an jedem Feiertag in den Champs Elysées sehen. Der Vordersitz auf ihrem Wagen wird fast nicht leer, die Zähne fliegen nur umher, viele Tausende ausgerissener Kauwerkzeuge liegen meist vorn auf der Tribüne aufgeschüttet. Wenn der eine Patient hinabsteigt, steigt schon ein anderer wieder hinauf. Das alles ist nur, um irgend

ein Mittel gegen Zahnschmerzen oder ein Zahnreinigungsmittel an den Mann zu bringen. Die Suade dieser Leute ist oft wahrhaft großartig, sie können stundenlang sprechen, ohne sich zu wiederholen; je toller sie aufschneiden, je unverschämter sie lügen, desto besser geht ihr Geschäft. Vielleicht zweifelt ein Zuschauer an der ungeheuern Praxis des Wunderdoktors . . . „Ah," fährt er fort, „Sie glauben, ich bin hierher gekommen, bloß um Geld zu verdienen? Als wenn ich davon nicht genug hätte! Ich verkaufe ja täglich für viele tausend Franken; sehen Sie (und damit schüttet er einen Sack mit Geld in eine Schwinge und wühlt mit den Händen darin), das ist, was ich schon heute eingenommen habe. Sie glauben, es sind Rechenpfennige?' . . . Da, da, da, prüfen Sie, untersuchen Sie . . . Nicht? Es ist Gold, gutes Gold. Wollen Sie Silber, hier ist mehr, als Sie alle in der Tasche tragen!" 2c. Oder es entsteht ein Gelächter über die bodenlose Unverschämtheit, was ihn eben so wenig aus der Fassung bringt. „Sie lachen, Sie denken, welch ein Charlatan! Ja, meine Herren, ich bin ein Charlatan, ein großer Charlatan! Aber würden Sie mich anhören, wenn ich keiner wäre? Und was sind Sie denn? Was ist die ganze Welt? Überall finden Sie nur Charlatans! Sehen Sie dort die Frau mit den Erdbeeren, hat sie nicht die schönsten obenauf in den Korb gelegt?" u. s. w.

Dergleichen Bemerkungen verfehlen nie ihren Zweck; die Geheimmittel werden in Massen verkauft, und das Geschäft nährt offenbar reichlich seinen Mann. Die Wirkungen der Medizin sind erlogen, aber es ist wie beim Kaufmann, der einen geringeren Preis auf die Ware am Ladenfenster geschrieben hat, als den, wozu er sie verkauft. „Pour attirer le public." Ist man einmal im Magazin, so kauft man doch.

Es sind dies nur einige der extremsten Fälle „der Blague" von Paris; aber wenn man mit der Diogenes-Laterne die Stadt durchstreift, so findet man sie überall. Sie findet sich in der Presse wie im Kaufmannsladen, im Modemagazin wie im Atelier des Künstlers. Hier bietet jemand die abscheulichsten Stahlfedern von der Welt aus und schreibt, um ihre Güte zu beweisen, die schönst verschlungenen Buchstaben auf das Papier. Er sagt nicht: „Sehen Sie, so kann ich schreiben," sondern „sehen Sie, meine Herren, so schreiben diese Federn." Dort zieht ein armer Rattengiftverkäufer umher, und um die Wirksamkeit seiner Mittel zu erweisen, hat er ein Dutzend tote Ratten an eine Stange gebunden, mit der Überschrift: „Pas de pardon, guerre implacable aux rats." Lesen Sie einen Leitartikel in der Presse, hören Sie eine Vorlesung in dem Collège de France, wohnen Sie einer öffentlichen Sitzung der Akademie bei — überall wird Ihnen die Blague begegnen. Überall Übertreibung, Entstellung, Selbstvergötterung.

Derselbe Mensch, der sich von dieser Blague hinreißen läßt, sei es zum Ankauf eines Balsamfläschchens für 10 Sous oder zu lauter Beifallsäußerung oder zur Abgabe eines Oui-Votums, sagt gleichwohl: quelle blague!

Kein Volk der Welt hat so viel hochtönende und pompöse Namen für die allergewöhnlichsten Dinge als das französische; jeder Küchenzettel eines

Pariser Restaurateurs kann als ein Musterrezept für die Blague dienen. Hinter dem ungeheuren Wortschwall verbirgt sich ein Restchen Wahrheit, wie in gewissen Siegesbulletins.

Diese Charlatanerie ist ein Gemeingut, ein Bedürfnis aller geworden; das falsche Pathos, die Aufschneiderei findet sich hinter dem Ladentisch, wie hinter der Tribüne, der Kanzel und dem Lehrstuhl. Sie ist so deutlich und handgreiflich, so wenig auf Täuschung berechnet, daß man sie leicht erkennt; aber sie ist darum doch nicht ohne Einfluß. Jede große Stadt giebt mehr oder weniger Anlaß zu dieser „blauen Dunstmacherei“, denn es ist schwer, sich ohne dieselbe in dem ungeheuren Gewimmel bemerkbar zu machen, eine gewisse Charlatanerie findet sich daher auch in London wie in Berlin, aber die „Blague“ und die „Blagueurs“ sind spezifisch französisch. Zum Teil liegt das in der Sprache der Franzosen, deren konventioneller Bau viel zu künstliche und tanzmeisterisch vorgeschriebene Touren hat, um jemand zu gestatten, wirklich natürlich zu sein; zum größten Teil liegt es aber in dem Grundcharakter des Volkes. Die größte Unverschämtheit wird verziehen, wenn sie geistreich, witzig, rundweg vorgetragen wird. Man kann nicht leugnen, daß die Blague von Paris es an Eleganz der Form nicht fehlen läßt, denn ohne diese wäre sie verloren. Langweilig und plump darf sie nie werden, wenn sie wirksam sein soll. Jeder Blagueur hat daher irgend eine Richtung, in welcher er eine besondere Meisterschaft besitzt; vielleicht steht dieselbe in gar keinem Zusammenhange zu dem Gegenstand, über den er blaguiert, aber daran fängt er doch die Menge, damit lockt er sie an, wie der Rattenfänger von Hameln. Das moderne Virtuosentum ist ein Vorläufer oder ein Kind der Blague.

Wenn bei uns jemand durch eine Narrenjacke die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, so würde dadurch schon im voraus sein Ziel verfehlt sein; hier ist jedes Mittel recht, denn warum man beachtet wird, ist die Hauptsache. Die Pariser sind im Laufe der Zeit so an die äußern Reizmittel gewöhnt worden, daß ohne sie selbst der ehrliche Mann nicht mehr bestehen kann.*) Jeder verspricht mehr, als er zu halten vermag. Einer überbietet darin den andern; er rechnet darauf, daß das Publikum von selbst nur einen Teil davon für wahr und ihn nicht „beim Worte“ hält. Im großen wie im kleinen läßt der Blagueur sein Publikum nie zu sich selbst kommen, immer bietet er ihm etwas anderes dar; während er von dem einen spricht, deutet er schon auf das nächste. Ist er geschickt, so verfehlt er seinen Zweck nicht, denn erst, wenn er erreicht ist, tritt die Enttäuschung ein. Es liegt dies offenbar nur zum geringen Teil in der Leichtgläubigkeit der Pariser, vielmehr trägt dazu die schmeichelnde, pikante Form der Blague bei, die zugleich in den niederen Sphären an die individuelle, in den höhern an die

*) Leider ist dies hin und wieder auch schon im lieben deutschen Reich der Fall; wir treiben mehr und mehr jenem nordamerikanischen Wesen zu, das man „Humbug“ nennt und das mit der Pariser blague identisch ist.

nationale Eitelkeit appelliert; vorzugsweise gründet der Blagueur aber seinen Erfolg auf den Mangel an Vorsicht, der einen Grundzug des französischen Nationalcharakters bildet. Argwöhnisch, mißtrauisch, berechnend zu sein, ist der Natur des Volkes fremd; die Erfahrungen machen es nicht weiser; daß aber die Pariser Bevölkerung noch mit dem Leichtsinn der Jugend jedem ersten Impuls folgt, beweist, wie wenig die äußern Einflüsse die Grundzüge der Massen zu ändern vermögen.

---

3. Marseille.*)

(Charakterbild einer Handelsstadt.)

Zwischen Aix und Marseille liegt nur eine Station; denn beide Städte sind etwa 2 Meilen von einander entfernt. In der Nähe von Aix ist die Gegend sehr angebaut und freundlich, dann kommen wieder dürre, öde Felsen bis gegen Marseille, wo alles in blühendem Leben aufsproßt, weil die hohe Kultur des Landes den sonst unfruchtbaren Kalkstein besiegt. Ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt hielt der Postillon auf einer Anhöhe und machte uns auf die Vista aufmerksam. So heißt dieser Platz vorzugsweise mit vollem Recht, denn eine schönere Aussicht als die, welche jetzt im funkelnden Abendstrahle der Sonne vor uns lag, sahen wir nie. Zur rechten Hand erblickten wir das weite mittelländische Meer, belebt durch unzählige Segel, die hellglänzend zu uns herüber schimmerten; wunderbar gezackte Felsen bilden das Ufer; gerade aus liegt die große Stadt tief im Grunde, umgeben von einem Halbzirkel eben so schöner Felsen; und linker Hand eine weite Ebene, besäet mit mehreren Tausenden weißer, zerstreut liegender Landhäuser, den berühmten „Bastiden" der Einwohner von Marseille.

Der erste Eintritt in Marseille von Aix ist wirklich imposant. Gleich am Thore beginnt der herrliche breite Cours, welcher die ganze neue Stadt vom Aix-Thore an bis zum römischen Thore durchschneidet. Er ist eine gute Viertelmeile lang, und da er an den äußeren Enden höher liegt und gegen die Mitte sich allmählich hinabsenkt, so kann man ihn an beiden Thoren seiner ganzen Länge nach bequem übersehen; hohe, schattige Bäume bilden eine breite Allee in der Mitte, und ansehnliche Häuser umgeben ihn an beiden Seiten, deren unterer Stock fast durchgängig zierlich aufgeputzte Warenmagazine enthält, wie wir sie in London und Paris sahen. Die zum Hafen führende, mit schönen, ganz gleichförmig erbauten Häusern besetzte Straße Cannebière durchschneidet den Cours in der Mitte, und schon von hier aus erblickt man den Wald von Mastbäumen der im Hafen liegenden Schiffe.

---

*) J. Schopenhauer: „Reise von Paris durch d. südl. Frankreich bis Chamouny," 2 Tle.

Noch schöner beinahe ist die nahe liegende Straße Beauvau mit ihren palast-ähnlichen Gasthöfen und prächtigen Wohnhäusern. Wir wohnten dort im Hôtel des Ambassadeurs und hatten alle Ursache, sowohl mit der Bedienung als mit der Billigkeit des Wirtes zufrieden zu sein. Das große Theater liegt am Ende dieser Straße auf einem ganz freien Platze, mit der Hauptfronte gegen jene gewendet. Die Säulen und der übrige architektonische Schmuck daran machen einen sehr schönen Effekt. Im ganzen ist der neuere Teil von Marseille mit den schönsten Straßen und Plätzen des besten Teils von London zu vergleichen und übertrifft sie wohl noch durch die regelmäßige Schönheit der durchgängig massiv aus Quadersteinen erbauten Häuser. Das Straßenpflaster ist ganz vortrefflich, und die zu beiden Seiten sich hinziehenden breiten, mit Steinplatten belegten Fußpfade (Trottoirs) machen das Gehen in der Stadt sehr bequem und angenehm. Klares, frisches Wasser strömt in schmalen steinernen Kanälen durch alle Straßen; zwar muß man oft über diese Kanäle hinübersteigen, und dies macht sie ein wenig unbequem; dafür tragen sie aber auch sehr viel zur Reinlichkeit und Kühlung bei, namentlich aber zur Milderung des Staubes, welcher ohne sie in den heißen Sommermonaten, wo fast kein Tropfen Regen fällt, unerträglich werden würde. Die nächtliche Erleuchtung der Straßen ist vortrefflich, auch hält die Polizei sehr streng auf Reinlichkeit, so daß die Damen mit weißen Schuhen zu Fuß gehen können. Diese Reinlichkeit fiel uns besonders auf, und die schöne zierliche Stadt, in welcher sogar die Straßen zuweilen gewaschen werden, gefiel uns um so besser, je länger wir auf unserer Reise die Freude entbehrt hatten, alles um uns her sauber zu sehen.

Ganz von dem neuern Teile der Stadt verschieden ist der auf einer beträchtlichen Felsenhöhe erbaute ältere Teil derselben, und der Kontrast zwischen beiden erinnerte uns auf das lebhafteste an Edinburgh, wo man auch nur über eine Brücke zu gehen braucht, um in einem ganz andern Orte, unter ganz andern Menschen zu sein. Im alten Marseille fanden wir die hier zu Lande gewöhnlichen, engen, winkeligen Straßen, die alten hohen, düsteren Häuser wieder und eine durch die furchtbarste Unreinlichkeit verpestete, kaum zu atmende Luft. Das Pflaster der bald auf-, bald abwärts führenden Straßen ist abscheulich, und nicht ohne Gefahr, den Hals darauf zu brechen, kletterten wir herab, dem Hafen zu, zwischen elenden, mit Einsturz drohenden Hütten.

Die Menschen, welche diesen alten, an den Hafen grenzenden Teil der Stadt bewohnen, sind die ärmsten in Marseille, vielleicht in ganz Frankreich. Sie gehören zu einer eigenen Kaste, welche sich sowohl in der Sprache, als in der Sitte, Kleidung und den übrigen Gebräuchen von allen andern Franzosen unterscheidet. Die groben Lumpen, von denen sie notdürftig bedeckt sind, und ihre kümmerliche Nahrung, mit der sie ihr Leben fristen, erwerben sie einzig mit ihren Fischernetzen. Von den übrigen Bewohnern Marseilles wegen seiner Wildheit, die oft in Raub und Mord ausartet, gemieden, lebt dieses wunderliche Volk bloß für sich und verlangt nach keiner Gemeinschaft

mit seinen Nachbarn. Die dunkeln, düstern Gesichtszüge zeichnen es auf eine unverkennbare Weise aus. Manche wohnen des Fischfangs willen den größten Teil des Jahres hindurch fast ganz in den Höhlen und Klüften der Felsen, die den Hafen an dieser Seite begrenzen. In Marseille glaubt man, diese Leute wären Abkömmlinge der ersten Bewohner, der Phokier,*) die hier in grauer Vorzeit eine Art von Kolonie anlegten, und das Gepräge ihres Ursprunges durch alle Jahrhunderte hindurch rein und echt erhalten haben, da sie bloß Töchter ihres eigenen Stammes heiraten.

Der Hafen von Marseille ist einer der schönsten von der Welt; 900 Schiffe können darin, vor Sturm gesichert, liegen; hohe, schützende Felsen umgeben ihn und die Rhede, auf welcher mehrere Inseln den Eingang in das weite Meer zu bewachen scheinen. Täglich wandelten wir auf den den Hafen umgebenden Quais und ergötzten uns an der köstlichen Aussicht und an dem fröhlich-lebendigen Gewühle zu Wasser und zu Lande, ohne dessen müde zu werden. Bunte Flaggen und Wimpel der verschiedensten Nationen flattern hier lustig gegen den dunkelblauen Äther hinauf; kleine, sonderbar gestaltete Schiffe von der Küste des mittelländischen Meeres, beladen mit Orangen, Kastanien, sogar mit Blumen, ankern neben den gewaltigen großen Kauffahrteischiffen des fernen Nordens und den ganz fremdartig aussehenden Fahrzeugen der levantischen Küsten. Viele hundert Boote, Schaluppen und Fischernachen kreuzen lustig dazwischen herum, auch recht zierliche Gondeln, deren immer eine große Anzahl zur Lustfahrt auf den smaragdgrünen, oft kaum sich kräuselnden Wogen am Ufer bereit liegt.

Auf den mit ansehnlichen Häusern umgebenen Quais herrscht das mannigfaltigste Leben, wie auf dem Wasser daneben; alle europäischen Nationen versammeln sich hier neben den Bewohnern von Asien und Afrika; alle Sprachen ertönen, und die mannigfaltigsten Trachten und Nationalphysiognomieen aller gebildeten Völker sieht man vielleicht nirgends so auf einem Punkte vereint. Oft glauben wir uns auf einer großen Maskerade, wenn wir die vielen Türken, die Armenier und Griechen, die Afrikaner mit gelben maskenartigen Gesichtern, jeden in der Tracht seines Vaterlandes — unter den schönen geputzten Marseillerinnen umher wandeln sahen, dazwischen die schwarzen Gesichter der Neger und Negerinnen, und die Griechinnen, denen man überall begegnet. Diese stimmten indessen unsern Begriff von den berühmten Schönheiten ihres Landes gewaltig herab; Aspasia, Lais und die übrigen berühmten Frauen Griechenlands müssen denn doch ganz anders ausgesehen haben, als diese orangegelben, langnasigen Damen, deren geschmacklos bunte, mit Verzierungen überladene Kleidung ihre wirkliche Häßlichkeit ins grellste Licht stellt.

*) Marseille gehört zu den ältesten Städten Europas; sie war von einer vor Cyrus aus Kleinasien um 550 v. Chr. geflohenen griechischen Kolonie gegründet worden und war dann bis Cäsar eine Handelsrepublik, von den Römern unter den Namen Massilia gekannt und geachtet.

Der Quai an der Seite der alten Stadt sieht zum Teil wie ein orientalischer Bazar aus; er ist viel schmäler, als der ihm gegenüberliegende an der andern Seite des Hafens, aber auch viel lebhafter; denn der untere Stock der ihn umgebenden Häuser enthält Magazine, in welchen sowohl die seltensten, teuersten Waren, als auch die unbedeutendsten zum Verkauf ausgestellt sind. Türken und Griechen halten hier die kostbarsten Erzeugnisse des Orients feil, reiche Teppiche, prächtige orientalische Stoffe, echt türkische Shawls in den glänzendsten Farben, mit so grellen, wunderlichen Blumen, Palmen und Streifen, als man sie sich nur wünschen kann, damit jedermann von weitem sehe, daß diese bunte Hülle viel Geld kosten muß. Rosenduft strömt schon von weitem aus andern, mit den köstlichsten Essenzen angefüllten Magazinen. Aus einem Magazin daneben schauen Papageien, Kakadus und andere Vögel südlicher Zonen in der bunten Farbenpracht ihrer Federn gar fremd in die Welt hinein, während possierliche Affen neben ihnen den Vorübergehenden Gesichter schneiden. Alles ist hier zu haben. Juwelen und Perlen, Uhren und Heiligenbilder, Landkarten und Kupferstiche; die herrlichsten Früchte des Südens, Orangen, Granatäpfel, Kokosnüsse, Pistazien, fast frische Datteln, in langen Trauben noch an einander hängend, und die köstlichsten Blumen in Sträußen und Blumentöpfen.

An dem entgegengesetzten Quai nehmen große, verschlossene Magazine die Stelle jener glänzenden Herrlichkeiten ein. Sie sind mit Kaufmannsgütern aller Art, mit Holz, Hanf und allem, was zum Schiffbau gehört, angefüllt; deshalb verirren sich die bloßen Spaziergänger seltener hierher, obgleich der zum Fahren eingerichtete breitere Quai weit schöner ist, als der andere.

Zwei Citadellen, welche auf den Spitzen der den Hafen umgebenden Felsen sich höchst pittoresk ausnehmen, beschützen den Eingang desselben. Die an dem breiteren Quai ist zwar viel neuer, aber weit verfallener als die an der Seite der alten Stadt. Dieser gegenüber müssen alle der Gesundheit wegen verdächtigen Schiffe während der Zeit der Quarantäne vor Anker liegen, und das Verbot, vor Ablauf derselben nicht ans Land zu kommen, wird hier eben so streng als in Cette gehalten. Die Passagiere sowohl als die Schiffsmannschaft haben die Wahl, am Bord zu bleiben oder sich in die, in einiger Entfernung von der Stadt am Ufer der Rhede erbaute Quarantäneanstalt zu begeben; die Passagiere wählen gewöhnlich den Aufenthalt auf den Schiffen; oft sahen wir sie auf dem Verdeck, wenn wir fröhlich durch den Hafen schifften, wie sie mit langen Fernröhren sehnsuchtsvoll die Ufer und die glücklichen Menschen anblickten, welche dort frank und frei herumwandeln durften. Die Langweile eines solchen gezwungenen Aufenthalts, dem lange erwünschten Hafen gegenüber, muß entsetzlich sein, besonders nach einer Seereise von mehreren Monaten, mit der Sehnsucht nach dem Wiedersehen von Verwandten und Freunden im Herzen, die am nahen Ufer mondenlang harren. Dennoch hat jener Aufenthalt vor dem in den Quarantänehäusern viele Vorzüge. In diesen herrscht eine an peinlichen Zwang

grenzende Ordnung, um jeder möglichen Gefahr einer Ansteckung in dieser Anstalt selbst vorzubeugen. Und doch versicherte man uns, daß fast immer Pestkranke in einem Teil dieser Gebäude sich befänden. Selbst aus der Ferne war uns der Anblick dieser Gebäude immer grauenvoll, obgleich sie am Fuße hoher Felsen, dicht am Meere, recht angenehm zu liegen scheinen. Sie nehmen sich fast wie eine kleine Stadt aus, so viele Wohnhäuser, Magazine für Waren und Ställe für die mitankommenden Tiere sind dort neben einander erbaut.

Außer den vielen schönen Häusern schmücken auch noch zwei ansehnliche öffentliche Gebäude den Quai, nämlich das Rathaus und die Consigne. Die Front des Rathauses war ursprünglich recht schön, nur vielleicht mit Verzierungen, Basreliefs und dergl. etwas überladen. Diese wurden in der Revolution größtenteils heruntergeschlagen, und Jakobinermützen, schlechte Freiheitsbilde, republikanische Inschriften im Geiste jener Zeit kamen an ihre Stelle. Den untern Stock des Gebäudes nimmt die Börse ein, den obern ein großer Saal, zu Ratsversammlungen bestimmt, und mehrere Büreaus für öffentliche Angelegenheiten. Die zu ihm führende Treppe ist dicht neben dem Rathause in einem andern Gebäude angebracht, entweder aus Mangel an Raum im Hauptgebäude, oder weil man sie auf gut Schöppenstädtisch bei ersten Grundrisse vergaß. Sie wäre eine der schönsten, wenn nicht ein elendes hölzernes Geländer die breiten, kühn gewundenen Stufen entstellte; denn das eiserne, welches sonst sie schmückte, ward während der Revolution abgerissen und verkauft; auch dient ihr die marmorne Bildsäule eines in früheren Zeiten um Marseille hochverdienten Mannes, Pierre Libertat mit Namen, zu keiner besondern Zierde. Etwas Ungestaltetres und Geschmackloseres giebt es nicht leicht im Gebiete der plastischen Kunst; zum Überfluß hält Herr Libertat auch noch einen wirklichen Degen von Stahl in den marmornen Händen.

Auf dem Vorzimmer in dem Rathaussaale zogen zwei sehr große Gemälde unsere Aufmerksamkeit an. Sie enthalten eine gräßlich wahre Darstellung der Pest, die im Jahre 1720 Marseille zur Totengruft machte. Der Maler (Serres) erlebte jenes fürchterliche Elend dort selbst und wagte mit wahrem Heldenmute und äußerster Aufopferung sein Leben, um zu retten, zu helfen, zu trösten, wie es irgend möglich war. Und weil eben diese Gemälde treue Kopieen dessen sind, was er sah und erlebte, so ergreift ihre schauderhafte Wahrheit jeden, der sie erblickt, mit unaussprechlichem Grausen, obgleich sie als Kunstwerke keineswegs vorzüglich genannt werden dürfen. Eines davon stellt den Cours, ein anderes den Hafen vor, beide angefüllt mit Kindern, Müttern, Greisen in wilder Verzweiflung; überall erblickt man das hereindringende entsetzliche Elend in tausend verschiedenen Gestalten, überall den furchtbarsten Tod in all seiner Gräßlichkeit; dazwischen Ärzte und Geistliche gleich tröstenden, rettenden Engeln, die heldenmütig den Kranken beistehen. Die Köpfe sind zum Teil Portraits von edlen, zu jener Zeit lebenden Männern, besonders von Ärzten, welche in der allgemeinen Not

ihr Leben daran setzten; auch der Kopf des Erzbischofs, der sich damals besonders hilfreich erwies, ist Portrait.

Noch voll von schauderhaften Phantasiegebilden, welche diese Gemälde in uns aufriefen, gingen wir zur nahen Consigne. So heißt das Gebäude, vor welchem die Gesundheitspässe der Schiffe genau untersucht werden, ehe ihnen vergönnt ist, im Hafen vor Anker zu gehen und auszuladen. Diese wohlthätige Einrichtung, welche hier allein das Wiederkehren jener gräßlichen Scenen vielleicht von einer halben Welt abwendet, ist mit wenig Abänderungen dieselbe wie in Cette, nur das Gebäude hier ist größer und prächtiger als dort das Gesundheitsamt. Es enthält mehrere Säle, Archive, Magazine, welche die weit bedeutendere Anzahl der im Hafen von Marseille einlaufenden Schiffe notwendig macht. Von dem einen der beiden großen Balkone über dem Hafen werden die Schiffe examiniert, von dem andern ihnen frische Lebensmittel in die Schaluppen geworfen; ein Brunnen unter den Balkonen ist so eingerichtet, daß das frische Wasser gleich in die mitgebrachten Fässer geleitet werden kann. In einem Saale der Consigne sahen wir das berühmte Gemälde, welches der bekannte Künstler David, ein geborner Marseiller, in Rom zum Andenken jener seine Vaterstadt zerstörenden Pest malte. Es ist eine seiner früheren Arbeiten, noch frei von der theatralischen Manier, der er sich nachher ergeben hat. Der Farbenton ist weniger grell, die Beleuchtung weniger gesucht, die ganze Komposition einfacher und natürlicher als an allen seinen späteren Werken. Auf glänzenden Wolken thront die heilige Jungfrau als Himmelskönigin, der heilige Rochus knieet vor ihr, Erbarmen flehend für die leidende Stadt; ein Sterbender liegt im Vordergrunde; seitwärts, etwas höher, sieht man zwei Jünglinge eben verscheiden; der Kopf des heiligen Rochus ist besonders edel und ausdrucksvoll.

Nunmehr setzen wir unsern Spaziergang auf dem Wasser fort, d. h. wir machten ihn zu einer Spazierfahrt in einer Gondel, und ruderten den Hafen hindurch auf der Rhede hinaus, denn hier war ja das Herrlichste zu sehen, was Marseille den Reisenden zu bieten vermag. Die Aussicht von der oft spiegelglatten, smaragdenen Wasserfläche der Rhede auf die Inseln, die an ihrem Eingange liegen, und über diese hinaus auf das ewig bewegte Meer ist eine der erhabensten. Nicht minder herrlich ist es, wenn man sich rückwärts wendet. Da liegt der lebensreiche, große Hafen vor uns, die ihn umgebenden malerischen Felsen, mit ihren Citadellen, die schöne Stadt, welche um ihn her einen großen Halbkreis bildet, umschirmt von den weiter hinaus sich erhebenden zackigen Felsen, die Vista mit ihren Bastiden, und überall der reichste Überfluß der Gaben des günstigen Himmels. Marseille gewährt von diesem Standpunkte aus einen Anblick, den wohl nicht leicht eine Seestadt schöner aufzuweisen hat; auch benutzen die Einwohner die vielen Gondeln recht fleißig, um sich seiner zu erfreuen, und dann nach einer der Inseln zu fahren, wo sie Meerfrüchte frisch aus den Wellen kaufen. „Fruits de mer“ nennen sie alle die frisch aus dem Meere kommenden eßbaren

Muscheln, Austern und sonstigen Schaltiere, die hier im größten Überfluß von den Fischern gefangen werden.

Dem Hafen am nächsten liegt die malerische Felseninsel, auf deren Gipfel das bekannte traurige Château d'If erbaut ist, dieses fast unzugängliche fürchterliche Staatsgefängnis. Mehr seitwärts und etwas entfernter liegt die kleine Insel Ratonneau. Die Überbleibsel eines alten verödeten Schlosses und eine kleine Citadelle, in welcher ein paar Invaliden die Wache haben, sind die einzigen Gebäude; arme Fischer, die zuweilen in Felsenklüften und elenden Baracken dort hausen, die einzigen Bewohner dieses ganz unfruchtbaren Felsenklumpens, der dennoch einem ehrgeizigen Menschen den Kopf in so weit verrückte, daß er sich einbildete, als König desselben zu den wichtigsten Monarchen der Erde zu gehören. Es war ein alter Korporal, der vor mehreren Jahren dort die aus vier Invaliden bestehende Besatzung kommandierte und den erhabenen Plan faßte, von dieser als König von Ratonneau sich huldigen zu lassen. Aber die Unterthanen bezeigten sich widerspenstig. Da beschloß der König, sie samt und sonders zu verbannen; und da sie einmal alle vier nach Marseille gefahren waren, um Lebensmittel zu holen, ließ er sie bei ihrer Rückkunft nicht wieder landen, richtete das Geschütz auf sie und schoß, wenn sie den Versuch machten, die Insel zu besteigen. So blieb er eine Weile allein, als unumschränkter Herrscher in seinem Gebiete. In Marseille nahm man die Sache nicht ernstlich, sondern lachte über den neuen Monarchen und ließ ihn im ruhigen Besitz seiner Staaten, in denen er bald vor Hunger hätte sterben müssen. Er bat endlich die herankommenden Fischer um Lebensmittel; da aber seine Bitten oder vielmehr Befehle sich öfters wiederholten, ersannen sie eine List, um seiner habhaft zu werden. Sie kamen als Unzufriedene vom festen Lande zu ihm und verlangten, daß sie ihm als ihrem König huldigen dürften, was er denn auch in Gnaden gewährte; aber im Schlaf überfielen die Treulosen ihren Monarchen und brachten ihn gebunden nach Marseille, wo er als entthronte Majestät in ein Irrenhaus gesperrt wurde.

Die Insel Pomègue ist die größte und von Marseille am weitesten entfernt. Sie besteht aus einem einzigen großen Felsen, öde und unfruchtbar voll tiefer Spalten und Klüfte. Sie ist indessen mit verschiedenen Gebäuden geziert, denn die Quarantäneanstalten beginnen schon hier. Jedes von der Levante kommende Schiff muß auf Pomègue zuerst seine Pässe zeigen und erhält die Stelle angewiesen, wo es auf der Rhede oder im Hafen ankern darf. Mehrere kleinere Inseln liegen noch um die größere her, aber unbewohnt. Alle diese im Meere zerstreuten Felsenmassen gewähren trotz ihrer Öde doch einen höchst malerischen, die weite Meeresfläche belebenden Anblick; sie gleichen schwimmenden Festungen, von der mächtigen Hand der Natur mitten im wildesten Elemente erbaut.

Die übrigen Spaziergänge um Marseille sind zwar auch sehr angenehm, aber die eben erwähnte Wasserfahrt möchten wir doch allen andern vorziehen. Rings um die Stadt läuft der an die Stelle der abgetragenen Wälle ange-

legte Boulevard und gewährt manche erfreuliche Aussicht auf die nächste Umgebung. Die jungen Platanen und Sykomoren, welche ihn einfassen, wachsen lustig empor und werden bald einen der schattigsten Spaziergänge bilden, die in diesem heißen Lande eine wahre Wohlthat sind. Abends wird der Cours in der Stadt von unzähligen Spaziergängern besucht, so auch die an die Straße Cannebière grenzende, mit zwölf Reihen Bäumen bepflanzte und mit schönen Gebäuden umgebene Allee Meillan.

Interessant, aber auch beschwerlich, ist der Weg nach Notre dame de la garde, einem steilen Felsen, ebenfalls nahe an der Stadt, der sich 150 m hoch über die Meeresfläche erhebt. Eine Citadelle und eine kleine, der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle krönen die Spitze desselben; von letzterer trägt er den Namen.

Die herrliche Aussicht lohnte uns reichlich für den steilen, unbequemen Weg, der hinauf führt. Die ganze Stadt liegt zu unsern Füßen; die breiten, regelmäßigen Straßen und die großen Plätze der Neustadt sehen wie das mit bunten Steinen ausgelegte Parterre eines holländischen Gartens aus; in dem höher liegenden Häuserklumpen der Altstadt erkennt man jedes einzelne größere Gebäude; man könnte fast die Fenster darin zählen. Weit hinaus liegen all die tausend auf Höhen und in Thälern zerstreueten Bastiden mitten in den Gärten vor uns, die pittoresken Felsenufer mit ihren Citadellen, die Quarantänegebäude, der Hafen, die Rhede mit ihren Inseln und das weite Meer, dessen blaue Ferne einem Blicke in die Ewigkeit gleicht. Ganz klein erschien uns die Insel, auf welcher Château d'If steht, noch kleiner die vielen Eilande, welche um sie her zu schwimmen scheinen. Auf der Insel Pomègue konnten wir deutlich die von der Abendsonne geröteten Gebäude erkennen. Das Meer war still, glatt wie ein Spiegel und dunkelblau; unzählige Fischerboote kreuzten darauf umher und erschienen uns auf dieser Höhe wie kleine glänzende Punkte; großen majestätischen Schwänen ähnlich schwammen mächtige, dem ersehnten Hafen sich nähernde Schiffe mit vollen Segeln zwischen ihnen hindurch. Am herrlichsten ist der Blick von der Terrasse vor der Citadelle. Ein Wächter sitzt hier, so lange der Tag währt, vor einem großen Fernglase, um jedes am Horizont erscheinende Schiff zu beobachten und durch Signale dessen Ankunft und Flagge der Stadt kund zu thun. Ganz in der Ferne zeigte er uns ein englisches Kriegsschiff; am vorigen Abend hatte er dreizehn an der Rhede kreuzende Schiffe der englischen Flotte bemerkt.

Die Citadelle ist nicht bedeutend. Ihre Gewölbe umschlossen sonst viele unterirdische Gefängnisse, und noch vor wenigen Jahren mußte Orleans Egalité eins derselben mehrere Monate lang bewohnen, ehe er zum wohlverdienten Lohne seiner Unthaten nach Paris abgeführt ward. Durch eine kleine Öffnung in der Thür blickten wir in den hochgewölbten, feuchten Kerker, den nur ein matter Lichtstrahl durch eine ganz kleine, oben angebrachte vergitterte Öffnung erhellt.

Nahe an diesem Kerker ist die uralte, der Mutter Gottes geweihte Kapelle erbaut. Klein und dunkel steht das fromme Gebäude da, das sonst

ein wunderthätiges Marienbild von gediegenem Silber enthielt, welches aber die Carmagnolen in die Münze trugen, um seine Wunderkraft recht gemeinnützig zu machen. Das Bild ist fort, der Glaube ist geblieben; noch immer empfehlen sich die Schiffer dem mächtigen Schutz von Notre dame de la garde, die ihnen hoch vom Felsen noch lange entgegen leuchtet, wenn sie ihre gefahrvollen Reisen antreten, und die Kapelle hängt voll Dankopfer derer, die in Sturm, Schiffbruch und Sklaverei von ihr gerettet zu sein glaubten.

Die Bastiden.

Alle Einwohner von Marseille, reiche und minder wohlhabende, fühlen das Bedürfnis, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, oder doch wenigstens vom Sonnabende bis zum Montage sich im Freien von der Arbeit der andern Tage zu erholen und frische Luft zu atmen. Daher die Menge der in geringer Entfernung von der Stadt liegenden Landhäuser, hier Bastiden genannt, welche die Gegend umher beleben und ihr einen ganz eigentümlichen Reiz gewähren.

Man gab uns die Zahl auf 10,000 an; sie schien uns zuerst unglaublich; wenn man aber von irgend einer etwas beträchtlichen Anhöhe umher schaut und rings, so weit das Auge reicht, alle die großen und kleinen blendend weißen Häuser zwischen Myrten, Granaten und Pinien hervorschimmern sieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwischen Felsen und Klüften, von der Vista an bis hinab an das Gestade des Meeres; so fängt man an, die große Anzahl derselben wenigstens wahrscheinlich zu finden. Sie sind freilich an Größe und Schönheit sehr von einander verschieden, nur in der weißen Farbe stimmen alle überein; doch darf man auch bei den bedeutendsten derselben nicht an die schönen Landhäuser bei Hamburg, Amsterdam und andern großen deutschen und holländischen Städten denken, noch weniger an England, wo die Reichen nur auf dem Lande in ihren stolzen Villas Raum finden, ihre Pracht zu zeigen. Im Süden ist das ganz anders; da braucht man im Sommer nur die frische Seeluft, kühlen Schatten und höchstens eine Quelle; die Wohnung ist das letzte, woran man denkt, denn man bedarf ihrer nur zum Schlafen und zum Schutz gegen den sengenden Mittagsstrahl, nicht gegen Nässe und Kälte, die in unserm Norden uns auch mitten im Sommer ein bequemes, schönes Haus unentbehrlich machen, aus dessen Fenstern man wenigstens ins Grüne blicken kann, wenn es draußen unfreundlich regnet und stürmt. Der größte Teil der Bastiden ist daher sehr klein und enthält höchstens eine Küche und ein paar Wohnzimmer; die wenigen größeren könnten freilich überall für recht artige Landhäuser gelten, aber auch unter diesen würde man vergeblich das Feeenschloß suchen, welches die reiche Phantasie eines deutschen Reisenden (Herrn v. Thümmels) hier erbaute; keins ist zu finden, das nur die entfernteste Ähnlichkeit damit hätte. Jede Bastide hat ihren eigenen Garten, der aber nie von bedeutendem Umfange, noch weniger mit künstlichen Anlagen geschmückt ist. Man baut Gemüse und Obst und begnügt sich übrigens mit dem so unendlich reichen Schmucke,

welchen die Natur über Felder und Wiesen verbreitet. Die edelsten Bäume, die köstlichsten Pflanzen wachsen ja beinahe wild; da bedarf es nicht der Kunst des Gärtners, um sie mühsam zu pflegen, wie bei uns. Blendend weiße lange Mauern trennen die Gärten von den Landstraßen und geben diesen ein langweiliges Ansehen, wie die Weinbergsmauern in der Gegend von Meißen; aber viele dieser Gärten stoßen im Innern an einander, ohne merkbare Begrenzung jedes einzelnen Eigentums. Die ganze Nachbarschaft benutzt sie als Spaziergang ohne allen Zwang, und nur der Genuß des Ertrags bleibt dem Eigner, alles übrige ist gemeinschaftliches Gut der in der Nähe Wohnenden.

Einige auf Anhängen erbaute Bastiden gewähren eine ausgebreitete herrliche Aussicht auf Land und Meer, bei vielen scheint man einzig auf diesen Genuß bedacht gewesen zu sein, da man sie auf steilen, unwirtbaren Felsen errichtete, in deren Spalten nur Lavendel und andere stark duftende Kräuter wachsen, die fast keiner Nahrung bedürfen. Andere in Thälern erbaute erfreuen sich des Schattens der Felsen in dieser von Bäumen entblößten Gegend, wo nur Obstbäume, Reben, Maulbeerbäume gedeihen, die wenig Schatten geben. Unzählige würzige Kräuter, die herrlichst blühenden Blumen und Sträucher erfüllen die Luft mit einem Balsamdufte, der abends, wenn der Tau fällt, oft betäubend wird; aber die Buchen, die Eichen, die weithin schattenden Linden unsers Vaterlandes können hier nicht fortkommen, weil der sengende Mittagsstrahl sie schon im Keime zu Staub brennt.

Die provençalische Sonne ist ganz etwas Anderes als die unsrige. Hoch steht sie am dunkelblauen Himmel, und kein Nebel, kein Wölkchen hält ihren fast senkrecht herabblitzenden, alles versengenden Strahl zurück. Im Sommer regnet es fast nie, und alle Vegetation erliegt der glühenden Hitze, bis der Abendtau sie wieder einigermaßen erfrischt. In der Mitte des Sommers ist kein grüner Grashalm mehr zu erblicken, und das Laub an den Bäumen verdorrt. Schon am Ende des Monats April fanden wir es in Marseille fast so heiß, als bei uns in den wärmsten Sommertagen, aber die Hitze ist weniger drückend, weil die Luft ganz frei von Dünsten bleibt. Im Mai begann man schon die Fußpfade um den Hafen, den Cours und die besuchtesten Straßen mit Dächern von Leinwand zu bedecken. Die Strahlen der Mittagssonne sind hier im Sommer sehr gefährlich, oft tödlich. Eine aus Neapel gebürtige Dame, die Gattin eines sehr angesehenen Kaufmanns, beweinte noch den Tod eines ihrer Kinder, das in der Mittagsstunde in den Garten hinauslief, getroffen vom Sonnenstich sogleich niedersank und wenige Stunden darauf starb, ein Opfer der Pfeile des zürnenden Helios. Diese Dame versicherte uns auch, daß selbst in Neapel die Mittagsstunden des Sommers nicht heißer sind als hier, wo alsdann jede Regung des Lebens erschlafft und alles entnervt und ermattet niedersinkt. Zwar erhebt sich alle Tage ein sanfter Seewind, der regelmäßig von 10 Uhr morgens bis gegen abend anhält, aber in der Stadt wird man seinen erfrischenden Hauch kaum gewahr, darum flüchten die Marseiller zu ihren Bastiden, wo die Luft sie

freier umweht, wenngleich sie auch dort wenig erquickenden Schatten finden. Die Herrlichkeit der Sommernächte ist dagegen unbeschreiblich, besonders wenn der Vollmond vom reinen, beinahe schwarzblauen Himmel herniederstrahlt, mit einer Pracht, von der uns unsere kältesten Winternächte eine Vorstellung geben können. Auch eilt dann alles hinaus, und selbst angesehene Familien sieht man in den Straßen vor den Hausthüren sitzen, um der trefflichen Kühlung der wunderschönen Nacht zu genießen.

So wie der Abend des Tages, so ist auch der Abend des Jahres, der Herbst, die schöne Jahreszeit. Mild und segensreich herrscht er vom Oktober an bis spät in den Dezember; oft braucht man erst im Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regenzeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa drei Wochen. Auch während derselben bleibt die Luft mild, und selten merkt man morgens früh ein wenig Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee sind die größte Seltenheit. Der wunderschöne Frühling schließt sich so eng an den Winter, daß man kaum seinen Anfang, wohl aber sein Fortschreiten bemerkt; er wäre der herrlichste in der Welt, wenn nicht der schneidend kalte, alles austrocknende Mistral gerade in dieser Zeit am heftigsten wehete.

Die hohe pittoreske Schönheit des Landes um Marseille entzückte uns jeden Tag aufs neue. Obgleich es der Gegend ganz an ländlichem Reize frischer Wiesen und schattender, großer Bäume fehlt, so wurden wir es doch nicht müde, uns der prächtigen Felsen, des Meeres, der wunderbaren Pflanzenwelt zu erfreuen; die Marseiller hingegen konnten gar nicht begreifen, was uns an dem nackten Gestein entzückte. Ihr Ideal von Schönheit der Natur ist gerade das, was ihnen als das Seltenste erscheint. Wo sie nur ein frisches, grünes Plätzchen, von ein paar großen Platanen oder Ulmen beschattet, und eine kühle Quelle wissen, da wallfahrten sie hin, betrachten es als ein Wunder, und freuen sich darüber ohne Ende, und lachten über uns, die wir in der Begeisterung für ihre große Natur uns fast zu Asche verbrennen ließen.

„Schloß Borelly und Eygalades müssen Sie sehen, wenn Sie unsere Gegend in ihrer höchsten Schönheit kennen lernen wollen,“ war das ewige Lied unserer Marseiller Freunde; auch ruhten sie nicht, bis sie uns hingebracht hatten. Beide Orte sind in nicht sehr weiter Entfernung von der Stadt; wir kamen zuerst nach Eygalades und fanden zu unserm Erstaunen eine ganz deutsche Gegend. Eine kleine grüne Wiese, durch welche sich ein lustiges Bächlein windet, ein kleines Weizenfeld, dessen Ähren aber schon jetzt, im Anfange des Monat Mai, so groß waren, daß wir es kaum dafür erkannten, und einige herrliche Platanenbäume von ausgezeichneter Größe und Schönheit, daneben ein recht hübsches Landhaus, um das wir uns aber weiter nicht bekümmerten.

Im Schlosse Borelly fanden wir es ungefähr eben so; das Gebäude ist viel weitläufiger und in größerem, vornehmerem Stil erbaut, nach Art aller französischen Schlösser auf dem Lande. Es enthält sogar eine der Zahl

nach ziemlich ansehnliche Gemäldesammlung, durch welche wir aber von dem uns umherführenden Bedienten dermaßen gejagt wurden, daß wir wenig davon sahen. Der Schloßgarten ist unbedeutend, desto reizender ein von Weiden und Erlen dunkel beschatteter Fußpfad, der längs des kleinen Flusses Huveaune hinführt, bis dahin, wo dieser ins Meer fällt, welches beim Austritt aus dem Schatten der Bäume plötzlich in aller seiner Herrlichkeit vor uns liegt, ohne daß man es früher erblickt. Schloß Borelly gewährt übrigens gar keine Aussicht; hohe Felsen umgeben es von der einen Seite, an der andern ist die Gegend zu flach, um weit sehen zu können; aber die frische Kühlung der hohen, schattigen Bäume, die von silberhellem Wasser durchströmten Grasplätze erheben es in den Augen der Marseiller zu einem paradiesischen Aufenthalt, und wir stimmten ihnen gern an diesem heißen Tage bei. Einen Sommer hier zu verleben, muß freilich etwas Köstliches sein.

Das Leben in Marseille.

Man lebt in Marseille weit teurer als in Montpellier und andern Städten des südlichen Frankreichs, wahrscheinlich wegen der größern auf einem Punkte hier versammelten Anzahl von Menschen; denn das Land umher ist reich an allem, was man zum Leben eigentlich bedarf. Wir nehmen das Brot aus, da auf diesem felsigen Boden kein Weizen fortkommt. Dieser muß aus der Ferne herbeigeschafft werden, was indessen durch die Schiffahrt wieder sehr erleichtert wird. Gemüse ist das ganze Jahr hindurch im Überfluß zu haben, besonders mehrere Arten Blumenkohl, die in Deutschland nicht wachsen, und ganz vortreffliche Artischocken. Die köstlichsten Früchte stehen überall zum Verkauf; die Marseiller Feigen sind berühmt, aber auch alle andern Gattungen des ausgesuchtesten Obstes, Melonen, Trauben, Pfirsiche, Aprikosen, Granatäpfel und Mandeln bietet das Land im Überfluß. Kastanien wachsen nicht viel hier, aber sie werden aus benachbarten Provinzen und Ländern in solcher Menge eingeführt, daß sie beim Volk die Stelle der Kartoffeln vertreten. Hyères und die spanischen und italienischen Küsten schicken Orangen, Citronen und Arbusen; die Levante Datteln, Pistazienнüsse und viele andere Früchte; alle werden zu unglaublich wohlfeilen Preisen verkauft, und es ist eine wahre Freude, sie überall in großen Körben, malerisch gruppiert, in der höchsten Vollkommenheit zu erblicken. Bei der Nachbarschaft des Meeres fehlt es auch nicht an vortrefflichen Fischen aller Art; sie sind im Überfluß vorhanden, so auch Austern, Muscheln und alle Gattungen eßbarer Schaltiere. Die wunderbare Form, die glänzenden Schalen vieler dieser uns bis dahin unbekannt gebliebenen Tiere, die uns einst samt und sonders am Tische eines Freundes vorgestellt wurden, machten die ganze Tafel einem Konchylienkabinette gleich; aber die unscheinbare Auster behielt doch den Preis. Einige Molluskenarten, die auch gegessen werden, mochten wir gar nicht berühren, so sehr sie uns auch angepriesen wurden; sie sehen gar zu widerwärtig aus. Desto besser aber behagten uns die Krabben, die Taschenkrebse und die riesengroßen Hummern.

An wildem und zahmem Geflügel aller Art ist ebenfalls kein Mangel, aber Rindfleisch ist selten zu haben, noch seltener Kalbfleisch, weil das Rind in der Nähe von Marseille kein Futter findet. Man muß sich mit dem Fleische von jungen Ziegen, Schaflämmern und Hammeln begnügen, welche aber auf den mit würzigen Kräutern bewachsenen Felsen trefflich gedeihen. Viele Menschen in Marseille haben vielleicht in ihrem Leben keine Kuh gesehen, und in der Nähe der Stadt leben kaum zehn dieser nützlichen Tiere, die als eine Seltenheit mit großen Kosten erhalten werden müssen, da es keine Wiesen giebt. Eine Schweizerin, die Gattin eines Marseiller Kaufmanns, beschenkte uns zuweilen mit frischem Rahm und frischer Butter von den zwei Kühen, die sie auf ihrer Bastide mit großer Mühe hielt; sonst hätten wir beide Genüsse ganz entbehren müssen. Die Marseiller kennen nur die Milch von Schafen und Ziegen, woraus auch Butter bereitet wird, die aber sehr widrig riecht und ekelhaft weiß ist. Man macht fast gar keinen Gebrauch davon; die Speisen werden fast alle mit dem hier im Überfluß vorhandenen trefflichen Olivenöl bereitet. Sie schmecken deshalb nicht schlechter, und wir gewöhnten uns bald daran. Zum Braten, Backen, zur Bereitung der Gemüse fanden wir das Öl sogar vortrefflich.

Große Kleiderpracht wird in Marseille nicht getrieben, obgleich die Damen sich sehr geschmackvoll und vorteilhaft anzukleiden wissen. Der Hitze wegen werden viele leichte, seidene Zeuge getragen, die als Produkte des Landes nicht teuer sind. Viele Verzierungen daran würde die Wärme des Klimas beschwerlich machen, da man sich oft umkleiden muß und durchaus nichts Beengendes ertragen kann. Der Orient liefert schöne Shawls und leichte gedruckte Musseline, die man sehr schätzt; Italien die feinen Strohhüte und damit ist gewöhnlich der ganze Putz vollendet. Auch die Männer tragen im Sommer seidene Kleider und leicht überzogene Strohhüte.

Bei der Einrichtung der Häuser strebt man vor allem nach möglichster Kühlung. Tische und ähnliche Möbeln haben gewöhnlich marmorne Platten; die Stühle sind häufig von geflochtenem Rohr, die Fußböden der sehr hohen, geräumigen Zimmer mit zierlich glasierten Backsteinen belegt, seltener mit Marmor oder Stein, weil diese in der Wärme oft feucht werden. Die Treppen bestehen alle aus Stein, mit eisernen Geländern versehen, und die bis auf den Fußboden hinabreichenden Fenster haben außer den inneren Jalousieen noch von außen angebrachte leinene Schirme, um jeden Sonnenstrahl so viel als möglich abzuhalten. Die breiten, mit Matratzen belegten Bettgestelle sind immer mit leichten Vorhängen versehen, zum Schutz gegen Mücken und ähnliche Ruhestörer. Diese sind hier sehr grimmig und blutdürstig; auch schleichen sich zuweilen Skorpione ein, doch hält man gegen diese gefährlichen Feinde strenge Wache, eben so gegen die Schlangen, die wohl zuweilen in den Bastiden sich einfinden, aber doch nicht sehr giftiger Art sind. Überhaupt bringt hier die Sonne allerlei buntes Gewürm hervor: es ist ein ewiges Rauschen und Zischen und Rascheln in den Kräutern und Gebüschen, besonders während der Mittagszeit; ungeheuer große Eidechsen fahren oft

plötzlich hervor und erschrecken durch ihre Ungestalt, und ewig zirpen die Cikaden und klingeln wie mit silbernen Glöckchen.

Eigene Equipage ist in Marseille ein fast unbekannter Luxus; kaum mögen in der ganzen Stadt ihrer zwanzig gezählt werden können. Kein einziger der vielen angesehenen reichen Kaufleute hält sich Wagen und Pferde, und außer denen des Präfekten,*) der dort den kleinen Kaiser spielte, und einiger russischen Familien, die sich eben in Marseille aufhielten, haben wir während der ganzen Zeit, die wir dort zubrachten, keine gesehen. Selbst die wenigen Fiaker, die an einigen Plätzen halten, stehen ewig müßig da; denn es geht sich so angenehm auf den bequemen Steinplatten der reinlichen Straßen, daß niemand fahren mag. Auch den gewöhnlich sehr kurzen Weg zu den Bastiden legt man gern zu Fuß zurück, da kein Regen im Sommer das Gehen unangenehm macht, und man ohnehin nur abends und in den ganz frühen Morgenstunden sich hinauswagt. Bei vielen Bastiden wäre es sogar ihrer Lage wegen unmöglich, bis an die Thür derselben zu fahren. Zu weiten Landpartieen nimmt die Hitze den Mut; doch kann man recht gut Pferde und Wagen zur Miete haben, wenn man in einzelnen seltenen Fällen ihrer bedarf.

Zum geselligen Leben wäre in Marseille eine Equipage sehr überflüssig, denn es giebt dort eigentlich keine Gesellschaft. Alle die vielen angesehenen Kaufleute, welche diese dem Handel so günstig gelegene Stadt bewohnen, sowie auch alle anderen bedeutenden Familien leben für sich allein. Höchstens beschränkt sich ihr Umgang auf zehn oder zwölf Personen, die zuweilen des Abends einander auf eine Stunde besuchen. Das im übrigen Frankreich übliche Visitengeben findet in Marseille nur bei sehr seltenen Anlässen statt; Gesellschaften zu Mittag oder zu Abend, Thees, Soirees, wie in Paris, in Bordeaux und im übrigen Frankreich, existieren gar nicht; nur der damalige Präfekt machte hiervon eine Ausnahme und lud seine Erwählten zu sich ein. Als Fremde hatten wir mancherlei Empfehlungen an angesehene Familien, wurden von allen freundlich empfangen, und mehrmals bald in der Stadt, bald nach der Bastide von ihnen eingeladen; aber immer fanden wir sie allein, höchstens mit ein paar Hausfreunden oder Fremden, wie wir, und sahen aus allem, daß dies die allgemeine Lebensweise sei. Unsere Abende brachten wir deshalb nicht minder angenehm im Hause der früher erwähnten Dame aus Neapel zu und fanden bei dieser liebenswürdigen Frau immer einen zwar sehr kleinen, aber desto anziehenderen Kreis ihrer gewählten Freunde. Ihr ausgezeichnet musikalisches Talent, ihre Portefeuilles, angefüllt mit Zeichnungen von ihr selbst, auf ihren vielen Reisen geistvoll von ihr entworfen, das immer lebendige Gespräch gaben den Stunden Flügel, und es fiel uns nie dabei ein, größere Gesellschaften herbeizuwünschen.

Nicht Vorliebe für stilles, häusliches Glück ist der Grund dieses Mangels an Gesellschaft in Marseille, sondern der größte Hang der Männer zu

*) Die Würde e. Regierungspräsidenten in Preußen od. e. Kreishauptmanns in Österreich.

rauschenden Vergnügungen und zu ausschweifendem Leben. Die wenigen, welche hiervon eine Ausnahme machen, sind größtenteils Ausländer, und diese leben mit den Ihrigen ganz in der Stille, wie sie es müssen, wenn sie nicht mit dem Strome schwimmen wollen.

So wenig Reiz aber auch das gesellige Leben in Marseille dem an gute häusliche Sitte gewöhnten Deutschen bieten mag, der Aufenthalt in der schönen Stadt machte uns dennoch viele Freude. Überall ist munteres, frohes Leben zu schauen, dessen Details man nur vermeiden muß, um sich an der Außenseite desselben erfreuen zu können. Abends ist es ein Leben und Wogen in den Straßen; viele Leute sitzen vor den Häusern; die Läden sind erleuchtet; überhaupt wird das Leben im Süden weit öffentlicher betrieben als bei uns. Man ißt und trinkt im Freien; man geht in den Straßen spazieren, ohne Furcht, damit etwas Unschickliches zu begehen, und manche Handwerker arbeiten in offenen Läden dicht an der Straße.

Die Menschen sehen in Marseille ganz anders aus, als in der Gascogne; so häßlich das Volk dort ist, so schön ist es hier. In allen Klassen bemerkten wir im Durchschnitte große, herrliche Gestalten mit ausdrucksvollen, regelmäßigen Gesichtern, schwarzen blitzenden Augen, und weit weniger braun von Farbe, als man es in diesem Klima vermuten sollte. Unter den Frauen der höhern Stände sahen wir sogar viele blendend weiße Blondinen mit goldenen Locken und schwarzen Augen, überhaupt viele auffallend schöne Weiber, welchen die dem Süden eigene Lebhaftigkeit etwas unwiderstehlich Reizendes giebt. Diese Lebhaftigkeit des Volkes in Sprache und Bewegung ist nicht minder groß, als in der Gascogne, nur weniger unangenehm; die Leute sehen nicht immer aus, als zankten sie mit einander und wollten sich totschlagen, sondern als ob sie mit einander tanzen wollten. Überhaupt spielt der Tanz in Marseille eine große Rolle; das Schauspiel fanden wir sehr mittelmäßig, aber das Ballett vorzüglich, und daran ist den Bewohnern das meiste gelegen. Der volle schöne Klang des provençalischen Dialektes trägt auch viel dazu bei, ihr Thun und Treiben angenehmer zu machen. Doch darf man dem gemeinen Volk nicht sehr trauen; im Zorn ist es jeder Unthat fähig, und die Jahre der Revolution haben wenig Keime des Guten in der jetzigen Generation aufkommen lassen, manche Stütze der Sittlichkeit wankend gemacht.

Bei dem allgemein herrschenden Streben, sich zu vergnügen, vernachlässigen die Marseiller doch keineswegs ihr Interesse, und sie suchen durch Thätigkeit und Industrie sich die Mittel zu verschaffen, jeden Tag nach gethaner Arbeit auf ihre beliebte Weise zu beschließen. Handel und Fabriken blühen und werden eifrig betrieben; Spiel aber und ein ausschweifendes Leben thun dem Kredit des Kaufmanns hier keinen Abbruch, weil keiner in dieser Hinsicht eine Ausnahme macht, und fast jeder sich einbildet, daß man anders gar nicht leben könne.

4. Griechisches Leben in Südfrankreich.*)

Der Weg von Avignon nach Marseille, welchen man jetzt in 4—5 Stunden zurücklegt, früher in einer vollen Tagereise, zeigt uns die Provence von ihrer wenigst erfreulichen Seite. Rasch durchschneidet man die quer sich vorschiebenden, nackten Felsenrippen, die letzten Ausklänge der Alpen; Tarascon mit seinem hochragenden Schlosse, Arles lassen wir zur Seite, da beginnt jenes öde, kieselbedeckte Steinfeld (la Crau), das, fast 10 □Meilen im Umfange haltend, bis vor kurzem nur den Schafherden eine vollkommene Weide bot, jetzt aber von betriebsamen Lyonnesern zu bewässern und zu bebauen begonnen ist. Ich kenne kaum einen düstereren und unangenehmeren Anblick als diese wüste Strecke. In einiger Entfernung zieht sich allerdings eine Wasserfläche hin; schon begrüßt man freudig das ewig jugendliche Meer des Südens, doch bittere Täuschung: es ist ein kaum bewegtes flaches Haff, hinter den Sanddünen geborgen, mit dem Meere nur an einer Stelle in Berührung, eine reiche Salzablagerung und als solche wohl benützt. Es ist interessant zu hören, wie diese Naturbeschaffenheit des Landstriches, die man mit Recht wohl schon im Altertum als eine Versandung eines früheren Meerbusens durch die von der Durance und Rhone mitgeführten Kies- und Geröllmassen erklärt hat, schon frühzeitig von den Griechen bemerkt wurde und in griechischer Dichtung sich wiedergespiegelt hat. Bekanntlich werden solche gewaltsam verödete Gefilde meist als Schauplatz gewaltiger Götterkämpfe mit den untergeordneten furchtbaren Erdmächten, den Titanen, betrachtet; hier ist es der Sohn des Zeus, Herakles, welcher gegenüber der barbarischen Übermacht der Ureinwohner diese Mission erfüllt. Äschylus läßt Prometheus in einem Fragmente des für uns verloren gegangenen Stückes seinen Helden Herakles die Punkte der Wanderung zu den Säulen des Atlas, zu dem riesigen Geryoneus verkünden. Da heißt es:

> Dann wirst du kommen zu der Ligyer unerschrocknem Heer,
> den Kampf mißachten wirst du nicht, so groß dein Mut,
> das weiß ich; denn das Schicksal will, daß jed' Geschoß
> dir mangelt, und nicht einen Stein du lesen kannst
> vom Boden, ist doch schwellend weich ringsum das Land.
> Doch Zeus erbarmt sich dein, den ratlos er erblickt,
> in einer Wolke niederstöbernd rund Gestein
> läßt überschütten er das Erdreich, und mit dem
> vernichtest leicht im Kampfe du der Ligyer Heer.

Es kann die Lage einer Stadt bei ihrem Eintritte nicht leicht einen überraschenderen Anblick gewähren, als die von Marseille. Dumpf braust die Maschine in den Eingeweiden des Berges fort; fast scheint es, daß wir nie wieder diesem infernalen Aufenthalte entrinnen, immer noch neun lange Minuten reihen sich den bereits in der Dunkelheit zugebrachten an. Da tagt

*) Reisestudien aus Frankreich von K. B. Stark.

es, und wir treten auf einmal aus der öden la Crau in einen reich bebauten, großen Garten Gottes. Bastide reiht sich an Bastide, dichtgedrängt stehen die südlichen Fruchtbäume. Die Pinie wiegt sich auf den Anhöhen, ein Kranz gewaltiger Berge umschließt das rechte Bild, und siehe, rechts auf der bläulichen Höhe regt sich's und lebt es, wie ein Vogelschwarm mit weißem, glänzendem Gefieder: es ist das Meer mit seinen Schiffen, die alle einem Ziele zustreben oder von ihm ausgehen. Vor uns breitet sich die gewaltige Stadt, um die Seiten eines dichten, schmalen Mastenwaldes gelagert, nach drei Seiten aufsteigend und in die unzähligen Landhäuser allmählich sich auflösend.

Marseille, die erste Handelsstadt Frankreichs, am Mittelmeer in seiner Bedeutung für den südlichen und östlichen Verkehr nur von Triest siegreich bekämpft, macht, wenn irgend eine Stadt in Frankreich, den Eindruck eines thätigen, aber auch in dieser Thätigkeit ganz aufgegangenen Lebens. Welcher Menschenverkehr in den Straßen, wie rollen die Omnibus — es ist Sonntag vormittags — angefüllt die großen, breiten Straßen, so zur Pforte de Rome hinaus! Überall sind die Kaffeehäuser gefüllt, auf und nieder wandelt es auf dem Grand Cours und der Cannebière. Zwar ist die Alt- und Neustadt auf das schärfste geschieden, aber jene scheint mir ihr Alter in enge Gassen, schmutzige Wohnungen, oft wahre Höhlen der Armut und Verwilderung, zu setzen; nur die größere Zahl dunkler Klostermauern und Kirchen, unter denen aber keine an Größe und Baustil hervortritt, kündigt uns hier eine Vergangenheit an. Und diese, die Neustadt, hat allerdings gerade, breite, regelmäßig sich schneidende Straßen, unter denen die bergangehenden als verschiedene Caladen (unser Stieg) mit Zahlen bezeichnet werden; man ist wohl bedacht, schattige Alleeen anzupflanzen und so gleichsam mit mehreren Boulevards die Stadt zu umgürten, aber nirgends zeigt sich ein Bau, ein Palast, wie wir ihn in Genua oder Venedig als Zeugnis alten, merkantilen Reichtums finden, nirgendwo großartige öffentliche Gebäude; selbst die Börse, dieses pulsierende Herz der Stadt, muß sich noch mit einem provisorischen Bau begnügen. Kein hoher Glockenturm, keine Kuppel hebt sich aus der Masse empor. Die einzige öffentliche Statue, die ich gesehen, war die eines heiligen Bischofs, in Gips eilfertig gegossen und bronziert, um der neuen kaiserlichen Hoheit vor der kleinen Kathedrale einen Willkommen zu bieten und dieselbe der kaiserlichen Freigebigkeit zu empfehlen. Selbst die große Triumphpforte von Aix, erbaut zu Ehren der großen Siege des Kaisers bei Marengo, Austerlitz, Fleurus, Heliopolis, hat man geschwind jetzt dem Erben seines Namens durch eine große Inschrift geweiht. In der That wird dieser Eindruck einer allein im Geschäftsleben sich ausprägenden Gegenwart sich jedem Fremden aufdrängen, der nicht rein um des Geschäftes willen oder mit der nur des Dampfschiffes harrenden Ungeduld nach Marseille gekommen ist, um wie viel mehr dem, der mit Liebe und Interesse von Station zu Station sich dieser uralten Metropolis menschlicher Kultur genaht hat!

Verlassen wir das enge Straßenleben; dort am Hafen, dessen Mastenwald uns ganz in der Nähe winkt, weht uns frische See- und Lebensluft zu, dort liegt die jetzige Größe der Stadt, dort tritt uns unmittelbar das völkerverbindende, mit der Ware auch geistiges Leben austauschende Wesen des Handels vor die Augen.

Es ist Sonntag Morgen, nach längerem düsteren Sirokkowetter und nächtlichem Regengusse ein frischer Wind, ein tiefblauer Himmel. Bunt spielen die Wimpel der dicht gedrängten Schiffe, unter denen wir einige 20 Dampfschiffe zählen; an ihrem Bord ruht heute die dringende, vom einförmigen Gang begleitete Arbeit. Jedoch an Booten fehlt es nicht, die lustig zwischen den Kolossen umher sich schaukeln. Soeben kommt dort vom Schiff ein lustiger Schwarm kräftiger Matrosen herab, sie eilen jubelnd, ihren Tag zu genießen. Wie sahen sie frisch und reinlich in weißer Wäsche, in der kurzen blauen Jacke, in der Wachsmütze aus; es sind Mecklenburger, die eifrig plattdeutsch mit einander konversieren. Wie verschieden von jenen Griechen, denen wir hier so viel begegnen, mit ihrem scharf geschnittenen Gesicht, dem feierlichen orientalischen Gang im Fez und einer Kleidung, die den grellsten Kontrast zum nordischen Sonntagsstaat bildet. Und dann wieder Schwarze, einige aus dem feinsten europäischen Sonntagsstaate neugierig hervorschauend! Aber vor allem ist es die Nähe von Nordafrika, die einem hier, sowie besonders in Cette, als Hauptbeziehung sich aufdrängt. Bald sind es Auswanderer, die dort hinüber wollen, indessen oft schon in Marseille mittellos zurückbleiben, um hier mit den niedrigsten Arbeiten ihr Brot sich zu verdienen und besonders den deutschen Namen zur Bezeichnung jeder Armut, jeder Bettelei zu stempeln, bald eine neue Anwerbung zur Fremdenlegion, darunter wohl so mancher, der in Verzweiflung auf ein jüngst verlassenes Glück, auf glänzende Lebensverhältnisse zurückblickt, die er in einem eitlen Wahne von sich geworfen hat. Heiter und wohlgemut wartet der Chasseur d'Afrique, der mit uns auf der Eisenbahn angekommen, des rauchenden Dampfschiffes, das zu Mittag seine Anker lichten soll. Araber wandeln im weißen Burnus hier am europäischen Strande; leicht das Französische erlernend, fühlen sie sich nicht unbehaglich an dieser Stätte, wo ihre Vorahnen einst als Eroberer geherrscht und in Sitte und Namen, in Sage, ja auch in Schriftzügen, so auf einem Steindenkmale zu Aix, zahlreiche Spuren hinterlassen haben. Ich traf einen arabischen Jungen in Cette, der eben in die Heimat zu dem wandernden Zelte zurückkehrte, er hatte eine kleine Sottise gemacht, wie er meinte, und war dafür in das Gefängnis zu Montpellier gesteckt worden, er verließ es nun geläufig französisch sprechend.

Unter diesen und ähnlichen Bewegungen kommen wir unvermerkt den Hafen entlang, an Magazinen vorüber, über Nebenkanäle, die in kleinere Bassins münden. Schon läßt die Brandung sich vernehmlich hören, zwei Felsenmassen verengen von beiden Seiten den Hafen, rings sind sie mit Mauern umgeben, erhöht und geglättet. Aus der Felsenkaserne vom Fort St. Jean tönt uns lustige Hornmusik über das Wasser, während wir unter

St. Nicola dem schmalen Pfade zur Tête de More folgen. Noch wenige Schritte, und wir stehen an der vordersten Spitze des felsigen Vorsprunges und überblicken nun auf einmal eine weite, herrliche Bucht, in deren Hintergrunde Massalia sicher ruht. Ich sah wenige Wochen vorher die Nordsee von den Molen Ostendes, und so hat sich der Eindruck des nördlichen und südlichen Meeres scharf nebeneinander gestellt. Diese Bläue und Durchsichtigkeit, dieser kurze, muntere Wellenschlag, diese Verwandtschaft gleichsam, die das Wasser mit dem klippenreichen, schroffen Ufer, mit den zackigen, dunklen Felseneilanden, um die es schäumend spritzt, an der ganzen Küste des Mittelmeeres eingeht, ist total verschieden von jener ernsten, düsteren und doch immer gewaltigen Fläche, die ihre langen Wogen gegen das flache Gestade der Nordseeländer wälzt. Vor uns liegt eine Reihe kleiner Felseninseln, Ratonneau, Pomègue, Château d'If, weiter die Spitze von Maire, westlich St. Croix. Nach der Rhone zu fällt die Bergreihe sanfter ab, und eine Reihe der schönsten Villen ist dort am Gestade gelagert; nach Osten treten um so schärfer die grauen, dürren, aber von den würzigsten Kräutern überkleideten Felsenmassen in die See. Selten betritt ein menschlicher Fuß diese Höhen, aber in ihren Schluchten rauchen die Schlote thätiger Vitriol- und Sodafabriken. Ich habe einen Nachmittag, geführt von einem erfahrenen Alpensteiger, dort in dieser wahrhaft großartigen Einöde mit dem Blicke auf das rege Leben der fast übervölkerten Ebene und wieder auf das von Schiffen belebte Meer zugebracht, und werde diesen Eindruck nie vergessen. Unmittelbar aber hinter und über uns erhebt sich der Fels mit der uralten Kirche Notredame de la Garde, die von Bastionen des Forts jetzt überbaut ist. Da waltet die verehrte Schutzgöttin der Schiffer; noch öfter am provençalischen Gestade begegnet sie uns, die Herrin der Warten, zu der der Seemann gläubig Gebet und Gelübde sendet.

Während das leibliche Auge an dem weiten Panorama der Gegend sich allmählich orientiert, lassen wir hier vor unser geistiges in engem Rahmen das geschichtliche Bild zusammendrängen, das auf diesem Hintergrunde aus nicht unbeträchtlichen schriftlichen Überlieferungen, aus den zerstreuten Denkmalen der Kunst und des Verkehrs sich gruppieren läßt.

Selten wird eine Küstenstrecke durch ihre Naturbedingungen so prädestiniert sein zu einer bedeutenden menschlichen Anlage, die den Verkehr eines großen Binnenlandes mit den überseeischen weiten und benachbarten Ländern vermittelte und zugleich als wichtige Zwischenstation an einer langgestreckten Küste eines in sich ziemlich abgeschlossenen Meeres diente, als gerade dieser Teil der provençalischen Küste. Die Nähe der Mündung des größten Stromes, der aus Gallien seine Richtung hat, die Lage als letzte, größere Bai, die, durch natürliche Schutzmauern umgeben, neben jener westlichen, flachen Küste von der Rhone bis zu den Pyrenäen, die schutzlos und unnahbar ausläuft, und endlich in dieser Bai eine Bucht zwischen zwei Felswarten eingekeilt und so die Schiffe ruhig bergend — alles dies mußte fremde, unternehmende Seefahrer hier zur Niederlassung reizen, die bereits mit ihren

langen kriegsgerüsteten Fahrzeugen von der kleinasiatischen Küste aus den einst von Phöniziern beherrschten Weg in das silberreiche Spanien gefunden hatten, und andere, südlichere Zwischenstationen, wie Sicilien, Malta, Sardinien, besetzt sahen. Eine Reihe kleiner, roher Völkerschaften ligurischen Stammes wohnte hier östlich von der Rhone, meist auf die Gebirgsweiden und reichen Fischfang angewiesen, dem handelnden Fremdling gern die glänzende Münze oder die fremde Ware abtauschend. Die Ligurer verbreiteten sich einst von der gallischen Küste weit nach Oberitalien und das italische Küstenland tief nach Etrurien hinein, erscheinen aber geschichtlich als ein bereits zurückgedrängter, vielfach mit andern gemischter Stamm, so als Celtoligyer, gerade zwischen Avignon und Marseille, und haben vielleicht mit den Iberern, den Urbewohnern Spaniens, die auch auf Corsica wie in Sicilien saßen, die meiste Verwandtschaft. Unmittelbar hinter ihnen saßen mächtige keltische Stämme, wie die Karaves, Allobroger, dann südwestlich jenseits der Rhone die Volcä, Tektosagen bis über Toulouse hinaus. In mancherlei Künsten wohlerfahren, hatten sie bedeutenden Reichtum an edlem Metall in ihren Hauptstädten gehäuft, zum Teil auch die Beute kühner Züge, die sie, wie nach Süden, tief in die iberische Halbinsel, so später über die Alpen, weiter über den Balkan und den Hellespont führten.

Bei diesen Völkerverhältnissen ward es den kleinasiatischen Joniern aus der Stadt Phokäa, nördlich von Smyrna, die von Herodot als die ersten Hellenen bezeichnet werden, welche lange, große, zum Krieg gerüstete Fahrzeuge bauten und die Adria, sowie die tyrrhenische, also nördliche italische und die spanische Küste bekannt machten, vielleicht auch rhodischen Seefahrern, bereits um 600 v. Chr. nicht schwer, einzelne Faktoreien an dieser Küste, darunter Massalia, anzulegen. Aber erst die große Erschütterung, welche die persische Invasion unter Cyrus in den blühenden Städten Tauriens hervorrief, hat hier im Westen einen festen, wohlgeordneten, sittlich starken Sitz des Hellenentums geschaffen. Nicht wollten die seemächtigen Phokäer in der Heimat das Barbarenjoch auf sich nehmen. Weib und Kind, Hab und Gut, die Götterbilder und alle andern Weihgeschenke, nur nicht was von Stein, also Marmor und Erz, gearbeitet oder Gemälde war, also nicht das künstlerisch gerade Bedeutende laden sie auf ihre Fahrzeuge. Ein Schwur hat sie verbunden, für immer der Heimat Lebewohl zu sagen, doch die Liebe zum Boden ist stärker als das gegebene Wort: die eine Hälfte kehrt unterwegs zurück, der andere Teil, als sichtlich der unternehmende, mutige, entnimmt aus dem hochheiligen Tempel der Ephesischen Artemis Weihe und göttliche Leitung in einer jungfräulichen Priesterin und einem heiligen Schutzbild der Göttin mit. Sie erscheinen im italischen Meer; auf Corsica haben sie zuerst in der von ihnen 20 Jahre zuvor gegründeten Stadt Alalia Halt und Wohnort gefunden; sie gründeten Heiligtümer dort, und es scheint, als ob hier das neue Phokäa des Westens entstehe. Aber die größten Seemächte des Westens, Tyrrhener und Karthager, vereinigen sich gegen ihre weitgreifenden, die Küsten bedrohenden Unternehmungen. Aus mörderischer

Seeschlacht kehren die Phokäer als Sieger, aber sehr geschwächt zurück. Der Versuch, in Unter-Italien sich niederzulassen, wird nur von einem Teil gemacht, der andere Teil wendet seine Segel um das Jahr 537 der gallischen Küste, dem kleinen Landungsplatze und Handelsanlage Massalia zu. Massalia wird fortan die neue Heimat der Freiheit liebenden Phokäer; jetzt erst wird sie zur Stadt, zu einem städtischen, selbständigen Gemeinwesen und erblüht unter der strengen Zucht der väterlichen Gesetze zu einer mächtigen weitbekannten Metropolis.

Drei Perioden sind es, in denen diese kleine Welt, fast abgeschnitten von dem übrigen Hellas, ihre ideale Bestimmung gegenüber den keltischen und iberischen Stämmen bewährt. Zunächst gilt es, die eigene Existenz zu sichern, als Kaufmann zu herrschen, die Straßen des nördlichen Verkehrs in griechische Endpunkte zu leiten, das eigene Geld, Gewicht und Maß zur Geltung unter den Barbaren des Westens zu bringen, dazu vor allem an der ganzen Südküste Galliens Töchterstädte zu gründen. Hier wird noch um die ersten Lebensbedingungen gegen die vereinzelten gallischen Stämme oder um die merkantile Stellung gegen das eifersüchtige Karthago gestritten, und Tapferkeit, List und Vorsicht geübt, das Gemeingefühl im Innern bei allen Entwickelungskämpfen gestärkt. Die nationale Sage flicht manch romantischen Zug in die rauhe Wirklichkeit: es reicht die blonde Königstochter des gallischen Königs Nanus bei dem Festgelage, welches die gallischen Edeln als Freier versammelt, die Schale gemischten Weines dem fremden, griechischen Ankömmling und wählt ihn zum Gatten; da wird eine königliche Prinzessin in den Armen eines griechischen Jünglings zur Verräterin an der Sache ihres Volkes, das bereits durch Überlistung bei einem Feste seine gefährlichste Feindin, Massalia, erobert sah. Im Innern durchlebt die Stadt manch heftigen Verfassungskampf; hier wird nur die Oligarchie einiger wenigen Geschlechter zu einer gemäßigten Demokratie, die auf ein bestimmtes Vermögen und reine Herkunft sich stützte, mit dem lebenslänglichen Senate der 600, der Exekutive eines wechselnden Ausschusses, an dessen Spitze wieder eine Trias steht, erweitert. Ein Aristoteles hatte in seinem großen Werke über die griechischen Staatsverfassungen gerade Massalia einer besondern Aufmerksamkeit gewidmet. Und in der That war gewiß eine solche Verfassung für einen kaufmännischen Staat die einzig haltbare, sicherstellende Form eines Freistaates.

Die zweite Periode zeigt uns die reichen, stolzen Bürger desselben als große Grundbesitzer gallischen Gebietes, eine Anzahl von untergebenen Stämmen nimmt Sprache und Kultur von ihnen an; aber bereits wissen sich Gallier wie Massalioten unter dem gewichtigen Einflusse einer fremden Macht, der römischen Legionen. Das lange dauernde und innige Freundschaftsverhältnis zwischen Rom und Massalia tritt in dem großen welthistorischen Kampfe zwischen Rom und Karthago uns zuerst bedeutsam entgegen, und gegenseitige Dienstleistungen befestigen es mehr und mehr. Die blutigen, andauernden Vernichtungskriege gegen die Ligurer in Italien werden von den

Römern zugleich zur Sicherheit Massalias unternommen, und umgekehrt gab Massalia in seinen Kolonialstädten bis tief in die spanische Küste hinab eben so viele Haltepunkte der römischen Herrschaft in Spanien. Und selbst später, als die südgallischen Stämme von den Römern gedemütigt waren, ist es die freie, hochbefreundete Stadt, die man respektiert, der man Landesteile schenkt. Dieses Verhältnis mußte mit der Eroberung ganz Galliens sich ändern. Das Verlangen, auch da neutral zu bleiben, als die römische Welt in zwei große Parteien sich spaltete, mußte alle Rücksicht der Pietät, der Höflichkeit lösen. Man schlägt dem Cäsar den bewaffneten Eintritt in die Stadt ab, nimmt aber bald darauf von Pompejus gesendete Truppen an, Cäsars Glück endet siegreich den mit aller materiellen und sittlichen Anstrengung geführten Kampf. Massalia sah seine Kriegsschiffe aus dem Hafen, seine Waffenvorräte, seine Getreidemagazine sich entführen, und zum erstenmal ziehen bewaffnete Fremde in die Thore des Freistaates.

Wird seitdem auch von den römischen Kaisern die selbständige Form des wehrlosen Freistaates erhalten, die merkantile und politische Bedeutung schwindet mehr und mehr. Die Gunst der Augusteischen Familie wendet sich den altgallischen Städten oder neuen Militärkolonieen zu; der innere Verkehr verteilt sich mehr an die Städte im Rhonethal, der Seeverkehr folgt zum großen Teil dem politischen Zwang. Narbonne, das alte Narbo Martius, sieht seinen künstlichen Hafen, den zur Stadt führenden Kanal, sich mit Seeschiffen füllen, und Frejus, das Forum Julii, wird Flottenstation. Aber der Lauf der Zeiten hat alle Politik zu schanden gemacht und der griechischen Ansiedelung das Recht ihrer naturgemäßen Anlage zurückgegeben. Jetzt entdeckt man kaum von dem etwas höher liegenden Narbonne auf dem flachen, versandeten Etang eine Fischerbarke, während der große, alte Hafen Marseilles die Menge der Schiffe lange nicht mehr faßt, bereits schon lange ein zweiter, jetzt ein dritter Hafen außen vor mit ungeheueren Molen angelegt wird. Da, in der römischen Kaiserzeit, ist es, wo Massalia das, was den Griechen nach dem Verluste ihrer Freiheit immer noch blieb, ihre Bildung, ihre Wissenschaft, ihre Kunst zum Ziele des Ehrgeizes macht; wo es als ein westliches Athen in seinen Mauern die gallische Jugend und nicht diese allein, auch die Söhne Roms versammelte; wo von hier aus griechische Ärzte, wie in alle Teile Galliens, so nach Rom gerufen wurden; von wo der griechische Stock der gelehrten Bildung der Anstalten zu Lyon, Autun, Toulouse, Bordeaux entnommen wurde.

Dort, uns gegenüber, wo auf langer, spitz zulaufender Halbinsel die engen Straßen sich drängen, wo alle ältern öffentlichen Gebäude sich zusammenfinden, erhob sich die Phokäerstadt, von drei Seiten vom Wasser umspült, und bis 25, ja 30 m hoch ummauert und nach dem Festlande zu auf einer damals bedeutend schmälern Landenge durch starke Türme das einzige Eingangsthor schützend. Einfach und bürgerlich waren nach Vitruvs Zeugnis die Privathäuser im Gegensatz zu den stattlichen Gebäuden des Kultus, Staates und Handels. Auf einem felsigen, jetzt vielfach ausgeglichenen Pla=

teau an der Landseite ragte die Akropolis mit den Tempeln des Stammgottes der Jonier, des Delphischen Apollo und der großen Göttin von Ephesus. Diese als umfassende, allgebende dunkle Mutter der Erde von den Asiaten verehrt, ward im griechischen Glauben zur pfeilfrohen, Gebirge durchschweifenden Schwester Apollos, Artemis, aber ihr blieben charakteristische Züge der fremden Heimat genug. Der Stier, der Löwe sind ihr heilig; anspringend oder zur Verteidigung die Tatze erhoben, begleitet sie dieser, jener die Hörner zum Angriff gerichtet. Reichen Schmuck trägt sie als Ohrgehänge und Halsband, die Olive, das Gewächs, welches dem Boden der Provence, mit dem steinigen von Attika, Reichtum und Wohlstand entlockte, schlingt sich um ihr Haar. Sie ist die Schützerin des Hafens, wie dort am Strande von Ephesus; in ihrem Tempel hängen die Siegestrophäen mancher ruhmvollen Seeschlacht; der Dreizack und der Delphin schließen sich als weitere Symbole ihrer Darstellung an. Sichtlich haben sich im Dienste jener Notredame de la Garde Spuren ihrer Verehrung erhalten. Jährlich wird, so ward mir wenigstens aus glaubwürdigem Munde berichtet, im Sommeranfang das heilige Bild der Mutter Gottes vom Felsen geholt und durch die Straßen getragen. Ein bekränzter Stier mit einem kleinen Mädchen auf dem Rücken folgt mit in der Prozession; als eine zweite Europa scheint dieses dem Hafen, der Meeresflut sich zu nahen, bis zu dem die Prozession sich erstreckt, um Meer und Schiffahrt unter göttlichen Schutz zu stellen. An die Tempel der Artemis und des ebenfalls zur Meerfahrt in Beziehung stehenden Apollo Delphinos reihte sich eine Zahl anderer, vor allem der der bewaffneten, siegverleihenden Athene, die einst dem gallischen Heerführer als furchtbares Traumgesicht abweisend erschien, und von ihm mit Entsetzen auf der Akropolis wiedererkannt ward, dann der im Meerschaum erscheinenden, Schiffer beschützenden Leukothea, sowie des allgemein griechischen Heros Herakles, dessen Spuren hier auf gallischem Gebiete wir bereits begegnet sind. Spiele und Feste wurden gefeiert, im Stadion wetteifern die Gespanne zu Apollos Ehre, das Frühlingsfest vereinigt zu des Bacchos Feier die Bürgerschaft in ausgelassener Lust, und die Thargelien fordern zu ernster Zeit ihre Sühnopfer. Streng wird auf religiöse Sitte gehalten: man huldigt noch immer den alten Heiligtümern zu Ephesus und Phokäa, man holt feierlich von dort die Oberpriesterin, man legt für die schwer bedrohte Mutterstadt in Rom ein gewichtiges Wort ein. Es soll der Hellene rein die mitgebrachten Götter sich erhalten, aber dem fremden Kaufmann, der in dem selbständig ummauerten Hafen seine Niederlagen hat, wird der eigentliche Kultus gelassen. Genau ist von dem Schoffeten bestimmt, welcher Anteil an verschiedenem Opfertier den Priestern gegeben, welches Geld entrichtet wird für freiwillige, gelobte oder Sühnopfer. Bekanntlich giebt uns hierüber eine höchst wichtige phönizische Schrift, die hier in Marseille vor sechs Jahren gefunden ward, näheren Aufschluß. Und auch den Galliern wird in der Nähe der dunkel beschatteten Haine mit düsterer Quelle,

mit den von Menschenblut bespritzten Altären und unförmlichen Bildern, der Kultus nicht gestört.

Zu einer Zeit, wo die Römer bereits am Euphrat, Ararat, in Afrika, am Rhein standen, sahen sie sich im Bau, in der Gewandtheit und Kunst der Lenkung der Schiffe weit durch die Massalier übertroffen. Mit Staunen betraten sie die Schiffswerften am Hafen, die Arsenale, die großen Magazine; sie begriffen, wie immer von neuem eine einzige Stadt die herbsten Verluste ersetzen konnte. Von hier aus, mit diesen Mitteln hatten die Massalier den westlichen Verkehr des mittelländischen Reiches geleitet. Die Produkte Britanniens und der germanischen Küsten nahmen damals den Weg durch Gallien und über Marseille; Gallien selbst lieferte Getreide, Pferde und Vieh aller Art, treffliches Bauholz, auch edle Metalle, besonders Gold, dazu der Süden Öl und Wein; die Küste bot durch Fischreichtum, Korallen und Salz eine ergiebige Handelsquelle dar.

Vor allem galt es, alle günstigen Küstenpunkte zu griechischen Kolonisationen zu benützen. Die bedeutendste in Spanien war Tarrakona. Am Abfall der Pyrenäen lag die Stadt der pyrenäischen Aphrodite, Agde und Cette tragen noch heute ihre griechischen Namen: Agathe und Setion; in der öden Camargue, jetzt nur Weide für verwilderte Pferde, Esel und Stiere, schlug Rhodanusia seine Münzen; im engeren Gebiete von Massalia gab es eine Kyrene, ein Trözen und andere Städte; Apollo, Athene, Herakles, der Stier, auch sonst ein Symbol des Vorgebirges, gaben Anlagen bei Toulon ihre Bezeichnung; Hyères war bereits im Altertum eine Olbia, eine Hochbeglückte; Antibes, Nizza und Monaco schließen hier als Verstümmelung griechischer Namen: Antipolis, Nikäa, Monoikos den Reigen. Hatten die antiken Karten nicht recht, einfach auf diese Küste ihr „Graecia" zu setzen? Und gehen wir ins Innere der Provence, da begegnet uns Theline als griechischer Name für Avignon, Avenio; da ist Aëria, die Luftige, auf windigen Fels gebaut; da kennen wir Theopolis, die Götterstadt und andere.

Eben so interessant ist es, an den Münzreihen gallischer Städte und Völker bis über Toulouse an die spanische Grenze bei Roussillon die griechische Schrift, das griechische Gepräge zu verfolgen. In allen diesen Städten wohnten griechische Kaufleute, wurden griechische Götter oft mit gallischer Vermischung verehrt, wurden die Völkerverträge griechisch abgefaßt. Beweis sind ferner die griechischen Grabinschriften in Vienne, Aix, Avignon, Ehrendekrete, die griechische Schauspielkorporationen erlassen, die vielen griechischen Eigennamen auf lateinischen Inschriften. Cäsar versichert uns bestimmt, daß im allgemeinen die gallische höhere Bildung nur mündlich durch die Druiden fortgepflanzt ward, daß aber, wo Schrift angewandt ward, dies die griechische war.

Aber dadurch ist der Einfluß der hellenischen Massalia noch nicht begrenzt. Es hat als eigentliche Bildungsstätte, als Ausgangspunkt künstlerischen Lebens ihn weit und lange Zeit geübt. Wie war das möglich, wenn hier nicht bedeutende Menschen Zuhörer und Schüler an sich fesselten?

Fragen wir nur nach jenen Grabinschriften, die so zahlreich an der alten Begräbnisstätte bei St. Victor, beim Ausgraben des Bassins daneben gefunden wurden. Welch poetischer Zauber ist über jene einfachen, aber tiefen Klagen ergossen, die dem jugendlichen Schiffer, welcher nahe dem ersehnten Hafen untergegangen, ein Denkmal weihen, oder die dem Vater, der in seiner Lebenskraft dahingegangen, aus dem Munde des unerwachsenen Sohnes gelten! Und ist es nicht ein ehrendes Zeugnis der Stadt, daß sie aus der Heimat die Werke des Sängers von Troja mitgenommen und als Kleinod in einer hochgehaltenen, mannigfach selbständigen Recension bewahrte? Frühzeitig hat die Schiffahrt, der Verkehr an fremden Küsten die Beobachtung des Himmels und der Erde geschärft. Die erste genaue Bestimmung des Breitengrades eines Ortes ward von Pytheas für Massalia gegeben. Und die erste genauere Kunde über Britannien, die germanischen und wohl auch nordischen Küsten ward durch sein größeres Werk den Griechen gebracht, sowie ein anderer, Euthymenes, die Küsten Afrikas beschrieb. In den spätern Zeiten ist es Rhetorik, Philosophie und Medizin, welche hier blühten, und berühmte Namen, wie die Ärzte Krinias und Charmis, jenen, der systematisch die Arzeneien mit astronomischen Zeitbestimmungen in Verbindung setzte, diesen, den ersten fanatischen Verfechter der Kaltwasserkuren, wie Agrotas und Oskus, bildete. Und wo sind jene trefflichen Werke der Plastik, die in Vienne, Arles, Nismes u. a. gefunden worden, die zum Teil das Louvre von Paris schmücken, und welche so entschieden griechische Ideale in griechischem Stile uns vorführen, anders entstanden als hier? Jede Reinigung des Hafens hat Bronzen und Marmor zu Tage gefördert, und viele der Werke, die im Schutze der Kirchen sich erhalten hatten, sind nur in den wüsten Stürmen der ersten französischen Revolution untergegangen.

Auch das Christentum endlich ist in dem edeln und köstlichen Gefäß der griechischen Sprache und Bildung nach Südfrankreich getragen worden. Wunderbarerweise ist es fast von demselben Punkte ausgegangen, von dem einst jene Sprache und Bildung nach Südfrankreich getragen worden war; aus Smyrna und Ephesus von den Schülern Polykarps sind hier die kirchlichen Anlagen erst befestigt worden, und in lebendigem kirchlichen Verkehr standen diese länger mit ihren kleinasiatischen Mutterkirchen.

Jedoch es war nicht die Bestimmung des Griechentums überhaupt, noch weniger hier im Westen, unmittelbar überzutreten und aufzugehen in die Formen des mittelalterlichen Lebens, wie sie aus dem Wesen der germanischen Nationen entsprangen. Die Hellenen haben praktisch nur ein freistaatliches Sonderleben realisiert; die Universalität eines Weltreiches ist von ihnen nur auf idealem Gebiet angebahnt worden. Den Römern war es vorbehalten, in straffer Zucht und Ordnung die Elemente der alternden antiken Welt zusammenzufassen, immer neue und frische darin aufzunehmen und den praktischen Bedürfnissen im Rechtsleben, in der kriegerischen Wahrung der Selbständigkeit, im Verkehr der Länder in großartigster Weise zu genügen. So sind sie auch in der Provence aufgetreten seit ihren ersten entscheiden-

den Schlachten an der Rhone und Isère, so haben sie im ersten Jahrhundert bereits Südfrankreich zu einem Teile Italiens gleichsam umgestaltet. Dies war aber nur dadurch möglich, daß sie es trefflich verstanden, das griechische Ferment, das weithin die südgallischen Völker durchzog, zu schonen und es überzuleiten in die hochpulsierenden Adern des römischen Staatskörpers.

---

5. Das Thal der Rhone.*)

Auf der Südseite von Frankreich ist nur ein großes Thal, das Rhone-, oder richtiger zu reden, das Saonethal, denn die Bildung dieses Thales ist sicher weit älter als der Rhonefluß, der erst der Graniterhebung der Alpen seinen Ursprung dankt. Wenige Thäler sind durch ihre Struktur merkwürdiger und lehrreicher. Die Wasserscheide zwischen Rhein- und Saonethal ist gewiß älter als die Erhebung der Alpen. Als diese sich erhoben, und der südliche Teil des Juragebirges zugleich mit emporstieg, indem die Abflachung dieser Graniterhebung gegen Norden geht, bildete sich der seltsame Widerspruch des Wasserlaufs zwischen Doubs und Saone. Das Wasser, das sich von nun an zwischen den beiden Juraketten sammelte, floß wegen der im Süden geschehenen Emporhebung des Gebirges nach Norden, konnte aber doch die alte Wasserscheide nicht durchbrechen und wandte somit, sobald es in ebenes Land gekommen war, sich wieder gegen Süden und floß mit der Saone dem mittelländischen Meere zu. Alle von Westen her in dieses Thal einfallenden Flüsse sind unbedeutend und vergleichungsweise langsamen Laufs; die von Osten her einfallenden, nämlich vor allen die Rhone, dann die Isère, Drôme, Durance, sind lauter wilde Bergwasser.

Daß auch dieser Thalboden allmählich weiter ins Meer vorrückt, bestätigen alle Nachrichten aus dem Altertume und deren Vergleichungen mit dem jetzigen Zustande; indes hat dieses Vorrücken etwas Eigentümliches. Noch jetzt ist ersichtlich, wie Lagunen, Etangs, am Meere mehr und mehr versanden und ausgefüllt werden, während andere sich näher am Meere bilden. Das Thal muß eine beträchtliche Strecke herauf aus solchen Etangs bestanden haben, denn die Römer, welche doch bei ihren Straßenbauten gewiß nicht leicht Schwierigkeiten scheuten, führten die Straßen von Ungernum nach Beziers über Nemausus, ein unnatürlicher Umweg, zu welchem sie aber gezwungen wurden. Übrigens bietet der Lauf der Rhone selbst den deutlichsten Beweis, daß das Land vorrückt, denn die Marseiller bauten, schon nach Strabos Angabe, wie auch noch jetzt Türme zu beiden Seiten des Flusses, um die für Schiffe fahrbare Mündung zu bezeichnen; solche Türme findet man jetzt weit ins Land hinein, auf beiden Ufern vier bis fünf. Auch hat sich die Anzahl der Flußarme seit Plinius, der sie genau aufzählt, vergrößert, denn damals spaltete sich der östliche Hauptarm noch gar

---

*) „Die Ströme der Erde.“ Nach dem „Ausland“.

nicht, während seit jener Zeit vor dieser Mündung eine Sandinsel entstanden ist, wodurch sich jetzt der östliche eben so wie der westliche Arm in zwei Unterarme teilt.

Schließt man von diesen noch in stetem Fortschreiten begriffenen Erscheinungen zurück, so wird der oft für das Rhonethal gebrauchte Ausdruck „Meerbusen von Lyon“ gar nicht unzweckmäßig scheinen.

Von den Hyères bis zum Kap Crëus sind es 3 Längengrade, innerhalb dieser beschreibt die Südküste Frankreichs einen Bogen von etwa 120 Graden. Dieser Winkel war früher viel spitziger: aber wie die Rhone in größerm Maßstabe, so streben jetzt sämtliche von den Sevennen herabkommende Flüsse hier das Land auszudehnen, in das Meer hinein. Es entstehen Nehrungen, und die dahinter befindlichen Lagunen werden immer seichter und am Ende ganz ausgefüllt. Nach mehreren Beobachtungen, namentlich im Hafen von Cette, rückt das Land an der Mündung Hérault jährlich fast 2 Meter vor.

6. Blicke auf und von Lyon.

Lyon ist bekanntlich die zweite Stadt Frankreichs, das industrielle Herz des Reiches, dem die Adern der Gewässer in ihrem natürlichen Lauf und in der durch menschliche Hand ihnen angewiesenen Bahn, sowie die der Eisenbahn, die Rohstoffe des Südens, Westens und Nordens zuführen, so die Kohlen des Loiregebietes, das Eisen, die Bleimassen der Sevennen, der Auvergne und Voralpen, die Früchte der Provence, das Getreide, den Wein der Bourgogne, die Wolle, vor allem die Rohseide aus allen Städten und Städtchen des Rhonegebietes, wo über 32,000 Webstühle tagtäglich in Bewegung sind, um die reichsten Seidenstoffe in aller Form, zu allem Gebrauche zu liefern, wo eine Menge von künstlerisch gebildeten Zeichnern immer neue Dessins für Teppiche und Shawls, andere dergleichen für Gold- und Silberarbeiten aller Art entwerfen, wo ein ganzer Stadtteil, von Eisenbahnen durchschnitten, nur Kohlenlager und Maschinenwerkstätten aufweist. Jedoch suchen wir für die wenigen uns noch gebliebenen Stunden des Nachmittags nicht die Arbeitervorstädte, wie Croix Rousse oder la Guillotière auf, oder die großen, regelmäßigen Anlagen von Louis XVI., oder etwa den unserm Hotel auf der Place des Terreaux gegenüberstehenden Palais des Arts mit seinen Schätzen — nein, wir betreten eine der stattlichen Brücken, welche die Ufer der Saone verbindet; schon hier ist der Blick die Saone aufwärts zu den das Thal schließenden Höhen mit seinen Häusermengen, Türmen, der Kuppel der Kartäuserkirche und Befestigungswerken ein großartiger. Ein steiler Weg führt uns am Dom St. Jean vorbei zu der hochliegenden Vorstadt Fourvières, der die Städte des h. Justus und Irenäus sich anschließen. Hohe Mauern hemmen jede Aussicht in das Thal, nur hier und da lockt eine halb geöffnete Hausthüre zur Beschauung des weinumrankten

Bildes. Ein immer noch abschüssiger freier Platz ist endlich erreicht, jetzt gerade durch ein lebendiges Gewühl von Menschen und Schweinen als Marché au détail seine Bestimmung erfüllend, einst das Forum urbis, das noch jetzt seinen Namen dieser Bergstadt gelassen. An dasselbe stoßen die hintern Räume des großen Hospice de l'Antigualle, die Stelle des einstigen Kaiserpalastes, in dem die Glieder der Augusteischen Familie so oft geweilt, wo Claudius geboren ward. Noch gilt es einige Anstrengung, die hohle Gasse zu der Spitze des Berges zu erklimmen, in welcher, Bude an Bude gedrängt, heilige Bilder, Kerzen, Blumen, Gipsfiguren, die Pilger zur Madonna weisen, welche hier eine uralte, hochverehrte Kultusstätte hat, unter deren Schutze Tausende da oben auf freier Höhe ihre letzte Ruhestätte finden. Noch wird der Turm ihrer Kirche von dem hohen Observatoire überragt, aber schon arbeiten geschäftige Hände genug, um den Himmelsweiser über die Stätte menschlicher Neugier und Erdenfreuden zu erheben. Und dies Observatoire, einst von einem reichen Liebhaber schöner Aussicht erbaut und mit einem stattlichen Fernrohr ausgestattet, macht jetzt, wo es als einziger Erwerb eines Restaurants dient, innerlich einen traurigen, verfallenen Eindruck. Doch nur getrost die enge Treppe hinauf zu dem hohen Glaszimmer oder noch höher, zu der freien, offenen Galerie.

Die Aussicht von Fourvières ist eine der großartigsten, die ich überhaupt, nicht allein in Frankreich, kenne, und sie ist es, die den vollen Eindruck der gewaltigen, natürlichen wie geschichtlichen Scheidung gewährt, auf deren Grenze Lyon gleichsam liegt, jenes von Nord- und Südfrankreich. Wo eilt das Auge in dem ungeheuern Panorama wohl zunächst hin, als nach Osten zu jener von Wolkenschichten umlagerten, in scharfen Spitzen und gezackten Formen weithin gedehnten und allmählich niedersteigenden Alpenkette? Eben erglänzt im Licht der Abendsonne der Schneegipfel des Montblanc, und das Fernrohr führt uns fast unmittelbar zu den scharfen Felsengraten, an die Schneeflächen, in die tief beschatteten Spalten des über 30 Meilen in gerader Linie entfernten Berges. Und weiter folgen wir dem Wechsel der Spitzen zum kleinen St. Bernhard, zum Mont Cenis, vor deren Reihe die dunkeln Kalkalpen bei Grenoble sich über einander aufbauen. Zwischen den Alpen und uns liegt eine ungeheure Ebene voll einzelner Weiler und Maulbeerbaumanlagen, durchschnitten von der schnurgeraden, nach Turin führenden Straße. Im Norden begrenzt sie die in vielfachen Windungen sich nahende Rhone. Mit frischer, nordischer Färbung blicken uns von Nordwest die grünen, weidereichen Gipfel des Montd'or und der ganzen das Loiregebiet abscheidenden Bergkette an, die im Südwest zum hohen Mont Pila sich gipfelt, und weiter schon an die schwarzgrauen vulkanischen Massen der nördlichen Sevennen sich anschließt. Welcher Reichtum der herrlichen Gärten, unterbrochen von Klostergebäuden und Fortifikationen, ist über die westliche Hochebene gebreitet, die wir erblicken! Aber unwillkürlich wendet sich das Auge dem Rhonelauf wieder zu, da ist die Brücke der Mulatière, weiter tritt in einzelnen Spitzen der villenreiche, von Weinreben bedeckte, felsige Thal-



Lyon.

rand hervor, bis von beiden Seiten die Höhen das Thal verschließen. Dort liegt das nächste Ziel der Reise, dort in jenen Thalebenen, zwischen dem zackigen Gebirge, unter dem Grün des Maulbeerbaumes und der rebenumschlungenen Ulme, weiterhin des ernsten, einförmigen Ölbaumes ist das Südfrankreich, wo einst Griechen ein neues Hellas sich schufen, wo ein Julius Cäsar sich schon so heimisch und sicher fühlte, als jenseits der Alpen, wo die griechisch-römische Kultur eine Fülle von Werken schuf, völlig ebenbürtig in ihren Resten der Trümmerwelt Italiens. Dort liegen die seligen Thäler der Provence, von denen der Dichter singt:

Üppig blühend war't ihr immer,
Aber eure reichste Blüte
War des Minneliedes Schimmer.

Allerdings, diese Blüte ist längst gewaltsam geknickt, die Strenge der römischen Kirchenzucht, der aufstrebenden, nordfranzösischen Monarchie, die verzehrende Glut des religiösen Fanatismus des neuen Ordens hat sie unter den rauchenden Trümmern der stolzen Burgen, in Strömen des Blutes vergraben. Aber noch ist dem Volke, wie in seinem äußeren Erscheinen die edlere Form, die freie Haltung, so in seinem Munde die Sprache der Väter geblieben. Sie begegnet uns hier in Lyon bereits vielfach und umgiebt uns bis über Narbonne, wo bereits im französischen Roussillon die spanische Sprache herrscht. Noch walten und bewegen sich hier in einzelnen Städten und in ganzen Teilen der Landbevölkerung an dem südwestlichen Abhange der Sevennen die religiösen Grundsätze, die seit 700 Jahren schon sich thätig gezeigt; neben dem Eifer für evangelische Einfachheit und Strenge, für calvinistische, strenge Kirchenform oder auch mystische, formlose Erbauung ist um so schärfer katholischer Eifer gestellt, angeschlossen an die hier wunderbar gedrängten Stätten von Märtyrern und Heiligen der ältesten Kirche. Man kann nicht leugnen, hier, wo so viel Blut geflossen zwischen den Bewohnern derselben Städte, zwischen dem vielfach protestantischen Adel, der so gewaltsam bekehrt oder aus den Grenzen des Landes vertrieben ist, sind die Wunden, welche dem materiellen Wohlstand und der Freudigkeit des Volkslebens geschlagen wurden, noch nicht vernarbt; sie brechen unter andern Bezeichnungen oft wieder los: allen politischen und socialen Kämpfen hier im Süden war auch in jüngster ein religiöses Element beigemischt. Aber dennoch ist das von Nordfrankreich aus begründete Nationalgefühl des Franzosen, als eine Gemeinsamkeit seiner Kultur und einer unabhängigen, einflußreichen Stellung dem Auslande gegenüber lange durchgedrungen; bildet doch ein Besuch von Paris, ein längerer Aufenthalt daselbst eine Art Ideal auch für den kleinsten Bürger einer südlichen Stadt, und trägt die Klasse eines Proprietaires, die meist in Paris oder sonst an einem größeren Platze sich ein mäßiges Vermögen erworben und in ihren besten Jahren sich auf einen Landbesitz — das Ziel eigentlich eines jeden Franzosen — in ihre erste Heimat oder auch sonst in Frankreich zurückziehen, um hier oft in sehr sparsamer Weise mit einer Familie zu leben, zur Verbreitung dieser von provinzieller Besonderheit

losgelösten Kultur bei. Und endlich ist die Bedeutung der südfranzösischen Küste seit der Eroberung Algeriens bedeutend gestiegen. Afrika bildet schon einen sehr bedeutenden Zielpunkt des französischen, besonders des Pariser Verkehrslebens, und für dieses werden die Häfen von Südfrankreich deren notwendige Ausgangspunkte; es werden so ganze verödete, vernachlässigte Landstriche im Süden neu beachtet, und der nordfranzösische Verstand, das unmittelbare Gefühl für Maß und Ordnung, das Kapital, wenden sich hier größeren Kulturunternehmungen zu.

---

7. Charakter und Organismus des Stadtlebens überhaupt.*)

Die einfachste Organisation des Lebens findet unter uns bei den Landbauern statt. Bei ihnen genügt noch jeder Haushalt weit mehr sich selbst, es hat noch nicht der eine den andern so unabweislich nötig, da jeder auf seiner Wiese, seinem Felde, in seinem Stalle und Hause fast alles besitzt, dessen er bedarf. Obgleich freilich auch bei ihnen ein Zusammenbauen der Wohnungen nicht ohne Vorteile und sogar im ganzen gewöhnlich ist, so ist doch eine innige, rasche und leichte Kommunikation im Innern nicht so sehr Bedürfnis wie bei den Bürgern der Städte. Die Bewohner des freien Landes bauen daher ihre Häuser nicht so nahe auf- und aneinander, sondern legen sie vielmehr der Länge nach an die Bäche oder Landstraßen, damit jeder vom Wasser oder von der Landstraße Vorteil ziehen und doch zu gleicher Zeit seinen Gärten und Äckern nahe sein kann.

Die D ö r f e r haben daher eine sehr einfache Organisation und ein geringes Streben zur Konzentration. Sie sind oft meilenlang und dabei wenig breit, so daß sie bei viel geringerer Bevölkerung einen vielfach größeren Raum einnehmen, als die Städte.

D i e S t ä d t e w e r d e n m e i s t e n s a u c h a l s S t ä d t e g e b o r e n, und in der Regel findet kein Übergang vom Dorfe zum Flecken, vom Flecken zur Stadt u. s. w. statt, weil die Städte ganz andere Bedürfnisse haben, ganz andere Lagen suchen und daher mit jenen Ansiedelungen in vieler Hinsicht gar nicht unter eine Regel gehören. Ja, es giebt sogar geographische Verhältnisse, unter welchen eine Stadt vortrefflich gedeiht, da an derselben Stelle ein Dorf unmöglich wäre. Man denke an Gibraltar, an Malta, an dürre Meeresküsten, auf denen große Städte blühen. Jedoch mag häufig genug jener Übergang von einem Dorfe zu einem Flecken und einer Stadt wirklich stattgefunden haben. In solchen Fällen kann man die Dörfer als Keime zu Städten betrachten, die erst eine einfache Längenausdehnung

*) Nach J. G. Kohl: „Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen.“

zeigen und allmählich Seitenäste und Glieder hervortreiben. Bei den weiter entwickelten Dörfern, den Flecken, die schon mit städtischen Elementen gemischt sind, tritt sogleich in Ausbildung zweier und dreier Nebenstraßen ein Streben nach Konzentrierung hervor. Je mehr der Flecken sich einer Stadt nähert, desto ausgerundeter erscheint er, und die Stadt selbst stellt, wo es die Umstände erlauben, ein völlig kreisförmig entwickeltes Gebilde dar.

Die kreisrunde Fläche ist die einzige, in der jeder Punkt einer Ansiedelung allen andern möglichst nahe ist, und in welcher allein die innigste Gemeinschaft und rascheste Mitteilung stattfinden kann. Eben so ist die Kreislinie die einzige, welche sich mit den geringsten Mitteln, der kleinsten Mannschaft und Mauer verteidigen läßt, denn sie ist die Linie, welche den größten Flächenraum umschließend, doch die kleinste ist. Diese beiden Rücksichten auf innigsten Verkehr und leichteste Verteidigung treiben die Städte zur Form der Kreisfläche hin.

Die künstliche Ausbildung des Stadtlebens, die Vervielfältigung der Bedürfnisse, die außerordentliche Teilung der Arbeit, die Unbehilflichkeit jedes einzelnen für sich allein, dann die den städtischen Geschäften eigentümliche und notwendige Schnelligkeit der Betreibung: dies alles hält die Stadthäuser auf engem Raume zusammen. Jeder Bürger wünscht mit allen seinen Mitbürgern in möglichst nahe Berührung zu treten, denn er hat sie alle mehr oder minder nötig. Dieser Wunsch kann aber nie vollkommen erfüllt werden; am vollständigsten geschieht es in der Kreisfläche.

Jedoch sind die Umstände der Lage selten so günstig, daß die Städte den Kreis, nach dessen Erfüllung sie streben, wirklich erfüllen und vollkommen darstellen. Oft ist es ein Sumpf, der, weil die Stadt noch nicht Kraft und Mittel hat, ihn auszutrocknen, ihr nicht erlaubt, auf der einen Seite sich weiter auszudehnen; oft sind es Berge, zwischen denen sie eingekeilt liegt, und von denen sie in eine längliche Form gepreßt wird. Zuweilen drängen sich die Städte keilförmig zwischen zwei sich einigende Flüsse oder Meere, wie z. B. das prachtvollste Stadtdreieck Constantinopel. Andere haben vielleicht in ihrer Nähe ein günstigeres Terrain entdeckt und ergießen sich nach einer Seite hin, hier unförmlich anschwellend, indem aller neue Anbau an dieser günstigeren Stelle geschieht.

Die größte Abweichung von der Kreisfläche, welche sich die Städte freiwillig, ohne von ihrer Umgebung gezwungen zu sein, erlaubt haben, ist die quadratische Form. Babylon erfüllte nach Herodot ein Quadrat, und Peking nach Timkowskys Plan ein dem Quadrat nahe kommendes Parallelogramm. Eine von den Städten, die ganz besonders schön die kreisförmige Gestalt erfüllt haben, ist Moskau, welche Stadt, fast ganz sich selbst überlassen, im Lauf der Jahrhunderte naturgemäß sich ausbilden konnte.

Das Centrum der Stadt ist gewöhnlich ihr Anfangspunkt (z. B. ein Tempel, ein Schloß, ein Markt). Dieser Mittelpunkt wird daher vorzugsweise begehrt, erstlich weil er allen Teilen der Stadt so nahe als möglich ist, und dann auch, weil er für den Handel, wenn die Stadt eine Handels-

stadt ist, für den Schutz, wenn dieselbe sich um ein Schloß anlegt u. s. w., die meisten Vorteile bietet.

Es folgt daraus die entscheidende Regel: Je näher dem Mittelpunkte der Stadt, dem eigentlichen Sitze der Seele ihres Lebens, desto stärker die Anziehung, desto größer das Gedränge der Häuser und Menschen, desto kostbarer der Boden. Aus dieser Regel ergiebt sich alles andere von selbst.

Aber weil der Boden, je näher an dem Centrum, desto kostbarer ist, so sind auch hier die Straßen desto schmäler und kürzer, desto mehr die Häuser auf allen Seiten beschränkt und darum desto mehr in die Höhe gedrängt. Ferner: je näher dem Centrum, desto mehr schaulustige und bewundernde Augen, daher auch desto mehr Prachtgebäude, die in den Enden der entfernten Vorstädte nicht vergebens glänzen wollen. Auf der andern Seite: je entfernter vom Mittelpunkte, desto billiger der Boden, desto unbeschränkter die Räume, desto breiter und größer die Straßen, desto weitläufiger die Häuser, zugleich aber auch desto einfacher und desto mehr ärmliche Hütten.

Ferner: je näher dem Centrum, desto näher ihrem Anfangspunkte, desto älter die Gebäude, daher im innersten Ringe die mittelalterlichen Häuser, und im äußersten Ringe die meisten neuen Wohnungen.

Was nun die öffentlichen Gebäude anbetrifft, so gehören zuvörderst die Kathedralen und Hauptkirchen in den innersten Ring, wo das meiste Leben und das größte Bedürfnis nach einer gottesdienstlichen Erquickung und Herzensergießung ist. Die Städte sind aber in viele Quartiere und Gemeinden abgeteilt, jede Gemeinde will ihr Gotteshaus in ihrer Mitte haben, und so finden sich denn auch in den anderen Ringen noch Kirchen. Die Nebenkirchen liegen jedoch mehr im zweiten und dritten Ringe und die Kapellen und Bethäuser in den Vorstädten.

Wenn irgend etwas sich in der Mitte finden muß, so sind es die für den Staats- und Gemeindedienst bestimmten Gebäude, die fürstlichen Residenzschlösser, die Gouvernements- und Gerichtshäuser, von denen alle abhängen, und denen ein jeder nahe sein will. Man sieht sie daher auch meistens entweder an den Märkten — wie bei den deutschen Städten — oder auf den Stadtburgen — wie bei vielen griechischen und römischen Städten.

Minder stark ist der Zudrang nach der Mitte bei den Schulgebäuden, Museen, Bibliotheken u. s. w., deren Geschäfte nicht so dringlich sind.

Noch geringer ist das Bedürfnis der Mitte bei den Wohlthätigkeitsanstalten, bei den Armen-, Kranken-, Findel- und Arbeitshäusern. Ja, man könnte sie zum Teil als centrumfliehend bezeichnen. Sie stehen mit dem Leben der Stadt nicht in raschem und innigem Verkehr, da sie vielmehr manches aus dem Stadtleben Ausscheidende enthalten, wie Krankheit, Armut, Verbrechen. Sie sind eine Art von Klöstern, die ein eigenes Leben für sich haben wollen und dazu viel Raum, Ruhe und Unabhängig-

keit in Anspruch nehmen, welches alles in den inneren Ringen der Stadt nicht wohl zu haben ist, und sich dieses da verschaffen zu wollen eine sinnlose Verschwendung wäre.

Was die Wohnungen der vornehmsten Bürger der Stadt betrifft, der obersten Beamten, des Adels, der Kapitalisten, der Banquiers und ersten Kaufleute, so legen sie sich gern in den inneren Ring der Stadt, wo die Häuser kostbarer sind, die Mieten höher werden, wo man den Sitzen der Könige und Behörden, oder dem Sitze des Verkehrs und Handels näher wohnt, wo die Häuser und das Blut der Bürger älter und die Klassen privilegierter werden. Man kann indessen unter den ersten Bürgern füglich einen Unterschied machen: man kann sie in die thätigen und müßigen Reichen einteilen. Zu letzteren gehören die in die Stadt der Vergnügungen willen gezogenen Vornehmen, die großen Rentiers und Kapitalisten, zu jenen die Geschäftsmänner, die obersten Beamten, die großen Kaufleute, Banquiers u. s. w. Sie werden in der Regel sehr verschiedene Quartiere in der Stadt inne haben.

Die thätigen Reichen findet man durchaus immer im Centrum der Stadt, wo sie ihre Bureaus und Comptoire besitzen. Die müßigen Reichen hingegen haben nicht gern etwas mit dem Lärm der Geschäfte zu thun und ziehen sich aus der Mitte derselben zurück. Sie legen daher gewöhnlich neben dem eigentlichen alten Centrum der Geschäfte ein Centrum des Vergnügens und der vornehmen Welt an. Man kann dies bei vielen Städten beobachten, z. B. in London, wo einige Teile der City das eigentliche uralte Centrum der Stadt bilden, und der Sitz der Geschäfte sind, dagegen die Teile von Westminster, als Sitz der vornehmen Welt, sich jenen zur Seite legen.

Das Quartier der Vornehmen ging aus dem der Geschäftsleute hervor, denn erst mußte die Stadt arbeiten, bevor sie reich wurde, und zuvor mußte sie reich und mächtig werden, ehe sie eine Klasse müßig gewordener Reichen haben konnte. Sie bauten sich in den Vorstädten der alten Stadt auf den Bauplätzen der gekauften und eingerissenen Häuser der armen Leute an, indem sie so die Vorstädte zu inneren Ringen der Stadt machten und die Gärtner, Handwerker und andern kleinen Bürger hinausschoben.

Das Quartier der Thätigen arbeitet stets für die Bevölkerung des Quartiers der Müßigen, und es finden fortwährend Übertritte der Reichgewordenen und Genießenwollenden aus jenem in dieses statt.

In neuester Zeit ist eine ganz eigentümliche Veränderung mit dem Quartier der Vornehmen in vielen Städten Deutschlands vorgegangen. In Bremen, Hamburg, Braunschweig, Dresden, Leipzig u. s. w. sind nämlich infolge der großen Veränderungen in den politischen und geselligen Zuständen und Bedürfnissen die mittelalterlichen Gewänder der Mauern und Wälle geschwunden und an ihre Stelle die schönsten und anmutigsten Gartenanlagen getreten. Diese haben nun wieder ihrerseits den an ihnen liegenden Bauplätzen einen hohen Wert verliehen, und viele reiche Leute, welche jetzt

mehr als früher wieder Freude an der Natur finden, wurden aus den innern Ringen der Stadt herausgelockt. Sie machten die kleinen, ärmlichen Maueranwohner verschwinden und umgaben die Städte mit einem herrlichen Kranze freundlicher Boulevards und prächtiger Gebäude.

Die reichen Bürger, sowohl die thätigen als die müßigen, bilden den eigentlichen Kern der Stadt; bei Handelsstädten also die großen Kaufleute und Kapitalisten, bei Manufakturstädten die Fabrikherren und bei Residenzstädten der Adel und die hohen Beamten. Die Mittelklasse, die Krämer, Schenkwirte, Handwerker u. s. w., sind nur ihre hilfreichen Hintersassen. Die meisten von diesen müssen freilich überall bei der Hand sein und sind daher überall zerstreut. Dennoch aber wird man nie in Masse ihnen den innern Ring anweisen. Die Schneider, Schuster, Tischler u. s. w. sind immer nur sekundäre Formationen, die sich an irgend eine Urformation anlegen. Man kann ihnen daher im ganzen genommen nur den zweiten Ring anweisen.

Die Halbbauern endlich, die Gärtner, die Armen, die alten Leute und die Witwen sind durchgängig in die äußersten Ringe zu verlegen, wo billige Räume, mehr Ruhe und Gärten zu finden sind.

Von den Fabriken und Manufakturen gehören manche, die für ständige Bedürfnisse arbeiten, ebenfalls in den zweiten Ring, die meisten aber werden mit Recht in die äußersten Ringe der Vorstädte hinausgeschoben, entweder, weil sie zu große Räume erfordern, oder zu gefährlich sein würden oder schädlich, um in der Stadt geduldet zu werden.

Was endlich die Vorratshäuser, Packhäuser, Magazine und Warenhäuser betrifft, so scheinen die Handelsstädte, bei denen sie fast allein von Wichtigkeit sind, ein zweifaches Verfahren beobachtet zu haben. Sie haben entweder die Packhäuser mit den Wohnungen vereinigt, zuweilen aber auf besonderen Plätzen am Markte oder Wasser zusammengebaut. Das erste findet meistens in den hanseatischen und holländischen Handelsstädten statt, wo die Kaufleute eigentlich in ihren Packhäusern wohnen, indem nämlich die ganzen Räume der Häuser mit Waren angefüllt sind, und nur hier und da auf höchst unbequeme Weise ein Wohn- und Schlafzimmerchen angebracht wurde. Letzteres findet sich bei den englischen Docks, den orientalischen Bazars und den russischen Kaufhöfen.

Wenn wir eben so leicht Häuser über einander bauen könnten, als neben einander, wenn alsdann die Kommunikation auf einer in die Höhe gerichteten Straße, d. h. auf einer Leiter oder Treppe, eben so leicht wäre, als auf einer horizontalen, und wenn man endlich die Souterrains in beträchtlicher Tiefe eben so leicht mit Licht und frischer Luft versehen und zwischen ihnen und den oberen Stadtschichten einen eben so leichten Verkehr herstellen könnte, so würde jede Stadt ihre Kugelgestalt erfüllen und wie eine Baumkuppel nach allen Seiten ihre Straßenzweige ausschicken.

Da aber auf der einen Seite schon überhaupt das Übereinanderbauen der Häuser große Schwierigkeiten hat, dann aber doch wenigstens nur in lotrechter Richtung stattfinden kann, da auf der andern Seite das Unter-

einanderbauen der Häuser vom Boden in die Tiefe abwärts, wenn auch nicht größere Schwierigkeiten, so doch größere Unannehmlichkeiten für den Menschen als ein Luft- und Lichtwesen hat, so bleiben die Städte in diesen Richtungen immer sehr unentwickelt und stellen immer nur höchst zusammengedrückte Ellipsoiden vor.

Wir finden besonders in einigen mittelalterlichen Städten Deutschlands, Frankreichs und Englands außerordentlich hohe Häuser. Es sind oft 5 Stockwerke über einander gesetzt, und außerdem noch mehrere Bodenräume im Dache. Wir können indessen drei über einander gesetzte Häuser als die gewöhnliche Höhe, welche die Städte erreichen, und noch dazu das Dach als viertes aufgetürmtes Gebäude betrachten, und auf diese Weise wenigstens drei über die unterste Häuserschicht sich legende andere Häuserschichten annehmen: 1. Rez-de-chaussée (unterste Schicht). 2. Die Schicht der bel étage. 3. Die Schicht des zweiten Stockwerks. 4. Die Schicht des dritten Stockwerkes.

In dem Rez-de-chaussée ist man der handeltreibenden Wasserfläche, den verkehrenden Straßenkanälen und dem Centrum der Stadt, das allemal unmittelbar auf der Erde zu suchen ist, näher. Es ist daher Nr. 1 offenbar die Region der Geschäftsleute und der Geschäfte, also der Comptoire, Bureaus, der Kaufläden, Butiken, Börsen, Audienzzimmer, Krämer und Entreezimmer.

Die vornehme Welt (oder auch die Geschäftswelt, wenn sie vornehm und vergnügt sein will) liebt nicht, an Geschäfte erinnert oder durch ungebetene Besuche gestört zu werden. Die Kaufleute und selbst die Handwerker wollen doch einmal ihren Sonn- und Feiertag haben. Die vornehme Welt und überhaupt die des Vergnügens willen versammelten Gesellschaften meiden daher das an Störungen reiche und geschäftige Rez de-chaussée und wählen Nr. 2, die bel étage, mit Recht so genannt, schon weil sie sich über den Schmutz und die Feuchtigkeit des Erdgeschosses erhebt. Diese ist die Gegend der Tanz-, Prunk- und Gesellschaftssäle, die Region des Reichtums und der Freude. Weiter nach oben, in den Kreisen der dritten und vierten Stockwerke, nehmen dann die Bevölkerungselemente eben so mehr und mehr an Bedeutsamkeit ab, wie in den äußeren Ringen des Stadtorganismus. Die Wohnung der Nr. 4 im innersten Ringe der Stadt wird daher ungefähr so viel kosten als Nr. 3 im zweiten Ringe, Nr. 2 im dritten Ringe, Nr. 1 im vierten Ringe. Die armen Handwerker, Künstler und Schreiber, die im ersten Ringe unter dem Dache wohnen, können im dritten Ringe am Boden in der Nähe eines Gärtchens leben, und die am schlechtesten besoldeten Beamten haben nur die Wahl, entweder vier Treppen hoch im Innern der Stadt zu steigen, oder vier Straßen lang vom dritten Ringe in den Mittelpunkt zu laufen.

Wie im Innern der Stadt sich einiges anzieht, anderes abstößt, so machen sich auch in der Umgebung der Stadt von der Stadt ausgehende Einflüsse geltend, welche teils anziehend, teils abstoßend wirken.

Die Anziehung, welche eine Stadt ausübt, erklärt sich aus den ungeheueren Vorteilen vereinter Kraft und geteilter Arbeit.

So lange jede Familie noch in ihrer Hütte einzeln wohnt, muß sie sich selbst genügen. Jeder muß dann alles sein und alles können. Die Gewerbe, Handwerke, Künste und alle Geschäfte des Lebens werden daher bei zerstreuter Bevölkerung nur in ihrer Kindheit, und viele ganz unentwickelt bleiben.

Mehrere Familien, die auf den Einfall kommen, ihre Häuser neben einander zu bauen, haben dadurch sogleich vieles vor den vereinzelten voraus. Sie können mit Rat und That sich einander beistehen. Sie sind stärker gegen ihre Feinde. Sie machen nun gleichsam ein einziges verdoppeltes Haus, und da sie mehrere Acteurs haben, so können sie in ihrem Haushalte auch mehrere Rollen verteilen. Diese Vorteile locken andere zum Anschluß an sie, und es wird sich allmählich eine Gemeinde ausbilden, in welcher dieses Geschäft dem einen, ein anderes dem andern übertragen werden kann.

Was man bei vereinzelten Wohnungen auf weiten Strecken suchen muß, findet man in der Stadt auf kleinem Raum vereinigt. Die größere Wohlfeilheit der Arbeit, die durch Konkurrenz gesteigerte Güte und Eleganz und die schnellere und bequemere Besorgung geben dem Stadthandwerker mehr zu thun. Das Zusammenströmen der Waren macht sie billiger. Die Häufigkeit der Nachfrage macht eine großartige, fabrikmäßige Betreibung der Handwerke und dadurch selbst billigere Preise möglich. Die Geschäfte des Groß- und Kleinhändlers sondern sich und werden auf diese Weise besser betrieben. Die vermehrten Verkäufer und Fabrikanten locken mehr Einkäufer und Konsumenten herbei: die neu eingeführten Bürger zwingen neue Handwerker und Krämer zur Ansiedelung.

Auf diese Weise zieht jede Ansiedelung vieles von außen in sich herein; vieles aber lockt sie nur aus der Ferne in die Nähe heran.

Eine Stadt ist in dieser Hinsicht ganz so zu betrachten, wie ein Mensch. Dieser hat eine Menge von Hilfsmenschen nötig, um seinen Leib zu kleiden, zu nähren, unter Dach und Fach zu bringen. Eben so hat eine Stadt viele Hilfsorte nötig, um alle ihre ungeheueren Bedürfnisse zu befriedigen. Hierher gehören vor allem die Ackerbau und Viehzucht treibenden Dörfer in der Nähe der Städte, dann die Hafen- und die Lotsenorte, die Überfahrtsplätze an Flüssen der Hauptstadt gegenüber, gewisse Speditonshandelsorte u. s. w.

Aus verschiedenen Ursachen legen sich die großen Seehandelsstädte nicht immer unmittelbar ans Meer, sondern oft mehr oder weniger tief ins Land, so namentlich die Städte an Flußmündungen mit Ebbe und Flut, so ebenfalls oft die Städte an einem halbgeschlossenen Meerbusen, wenn sie in der innern Bucht oder an der Spitze desselben liegen. Aus dieser Entfernung vom Meer entstehen nun mancherlei Übelstände. Die großen Schiffe können wegen zu seichten Wassers oder wegen eintretender widriger Winde nicht so-

gleich bis zu ihrem eigentlichen Bestimmungsorte hinaufgelangen, oder sie können nur so weit in das Innere des Landes sich hineinwagen, wenn sie von den des Fahrwassers Kundigen geleitet werden.

Unmittelbar also an der Mündung des Flusses, des Haffs oder des geöffneten Binnenwassers werden mancherlei Bedürfnisse fühlbar, die hart am Meere einen Ort wünschenswert machen und einen Hafen entstehen lassen zum vorläufigen Einlaufen und auch zum teilweisen Löschen der Schiffe, einen Lotsenort, der den Schiffen des Fahrwassers kundige Männer entgegenschickt. Dieser Ort entwickelt sich daher aus den nötigen Hafen-, Pack- und Wirtshäusern und sammelt innerhalb seines Weichbildes Lotsen, Aufseher über das Fahrwasser und seine Regulierung, Leute, welche die Baken, Wachtschiffe, Leuchttürme u. s. w. besorgen und inspizieren, Mautbeamte und noch manche andere Handelsgehilfen.*)

Wie ausgezeichnete Handelscommis wohl mit dem Geschäfte, das sie für ihren Prinzipal betreiben, auch noch ein kleines Geschäft für eigenes Konto verbinden, so treiben dann solche „Nebenorte" oft auch Handel und Verkehr auf eigene Rechnung und entwickeln sich so zu selbständigen Handelsplätzen. Ja sehr oft geschieht es sogar, daß der Diener dem Herrn über den Kopf wächst. Dies haben die größeren Handelsstädte von den für sie arbeitenden kleinen Hilfsorten zu befürchten, und auch erlitten.**)

Den Schiffern sind in der Regel diese sekundären Hafenorte weit besser bekannt, als die eigentlichen Hauptorte, denen sie angehören. Namentlich sind z. B. La Guayra, Cette, Yarmouth weit berühmter auf den Meeren, als ihre Prinzipale Carracas, Montpellier, Norwich.

Wenn die großen Handelsstädte unmittelbar am Meere liegen, so versehen sie natürlich neben ihrem Hauptgeschäft auch selbst jene vorläufigen Nebengeschäfte. So erscheint z. B. bei Venedig, Genua, Marseille und den meisten Mittelmeerhäfen kein solcher Trabant.

Fast jede Flußstadt, die nur auf der einen Seite des Stromes liegt, hat einen Überfahrtsort sich als Gehilfen gegenüber auf der andern Seite des Stroms placiert, zuweilen nur einige Häuser, zuweilen ein Dorf

*) Hilfs- und Nebenstädte von diesem Charakter sind z. B. folgende: Kuxhaven und Blankenese für Hamburg, Ostia für Rom, Kronstadt für Petersburg, Travemünde für Lübeck, Ostende für Brügge, Tong für Nanking, Cette für Montpellier, La Guayra für Carracas, der Piräus für Athen, Weichselmünde für Danzig, Dünamünde für Riga, Friedrichsort für Kiel, Schleimünde für Schleswig, Greenrock für Glasgow, Perth für Dundee, Kittnosh für Limmerick. London hat sehr viele solcher Handelsgehilfen, Häfen, Lotsenorte u. s. w. an der Themse zerstreut, so Greenwich, Woolwich, Gravesand, Sheerneß u. s. w. Für Stettin sind, wenigstens zum großen Teil, thätig: Peenemünde, Wolgast, Swinemünde an der Swine, Kamin, Wollin an der Dievenow.

**) Bremen befürchtete in alten Zeiten von der kleinen an der Geeste (einem Nebenflusse der Weser) angelegten Karlsstadt so viel, daß es diese Stadt aus Neid über die selbständige Blüte, die es zu entwickeln im Begriff stand, zerstörte. Jetzt ist auf derselben Stelle von Bremen selbst ein neuer Hafenort, Bremerhaven, angelegt. Havre de Grace ist von einem Hilfsorte Rouens zu ähnlicher Blüte gelangt. Ein ähnlicher Fall ist mit Ostende und Brügge.

oder ein eigenes Städtchen; in andern Fällen eine Vorstadt, die endlich wohl als Neustadt gänzlich mit der Hauptstadt verschmilzt.*)

Eben so, wie das Bedürfnis des Verkehrs und der Zufuhr, begründet auch das Bedürfnis der Verteidigung und Befestigung Hilfsorte in der Nähe von großen Städten.

Es ist nicht immer passend, um so weniger, je größer die Stadt ist, diese selbst mit dem Panzer der verteidigenden Wälle, Gräben und Mauern zu umgeben. Dieses enge Kleid, obgleich trefflich und brauchbar im Kriege, geniert doch im Frieden die freie Bewegung der Stadt vielfach. Sie beauftragt daher häufig einen besonderen kleinen Ort in ihrer Nachbarschaft mit der Veranstaltung der zur Verteidigung nötigen Vorrichtungen, und es entstehen so die Citadellen, Brückenköpfe und Hilfsfestungen, in die sich die Bürger zur Zeit der Bedrängnis flüchten können, die freilich auch ihre Plage werden, wenn sich der Feind ihrer bemächtigt.

Die am häufigsten vorkommenden Fälle dieser Art sind befestigte Orte an Hafen-, Fluß-, Meerbusen- und Meerengenmündungen, bei Übergängen über Flüsse u. s. w. So verteidigen die Dardanellen, hilfreich dienend der Stadt Constantinopel, die Thore ihrer Häfen. So schützt Dünamünde als Dienerin Rigas die Mündung der Düna. So hat Petersburg als Wächter seines Hafens Kronstadt mit dem Nötigen versehen. So zeigt sich Praga bei Warschau, Castel bei Mainz, Deuz bei Köln.

Die Neigungen, Moden, Launen, Gewohnheiten u. s. w., von denen Städte eben so gut beherrscht werden, wie jedes Einzelwesen, werden teils durch die Lage und Umgebung der Stadt hervorgerufen, teils aber locken sie auch umgekehrt allerlei Talente und Produkte in ihrer Umgebung zum Leben. Nach dem Sprichwort panem et circenses kann man alle hierher gehörigen Bedürfnisse der Städte in solche nach Brot und in die nach Vergnügen, und eben so alle Orte in die Brot gebenden und Vergnügen gewährenden einteilen.

Nahe und fern sind um jede Stadt herum viele kleinere und größere Ortschaften mit der Erzeugung und Herbeischaffung des Holzes, des Mehles, des Fleisches, der Butter u. s. w. beschäftigt.

Man sehe nur die Verzehrungstabellen einiger Städte nach, um sich zu überzeugen, welche ungeheueren Bedürfnisse sie haben. So verzehrt London jährlich über 500,000 Stück Rindvieh, und Paris etwa die Hälfte dieser Quantität. Wie viele wirtschafttreibende Orte gehören dazu, diese Fleischmenge zu liefern, und wie viele müssen deren nicht in der Nähe der großen Städte gestiftet werden. Wie viele kleine Fischerorte muß nicht London an der Meeresküste ernähren, um sein Bedürfnis zu so vielen

*) Als Hilfsorte dieser Klasse kann man beispielsweise nennen: Kehl bei Straßburg, Bettingen bei Basel, Sachsenhausen bei Frankfurt, Castel bei Mainz, Harburg bei Hamburg u. s. w. Als Vorstadt stellt sich die gegenseitige Ansiedelung dar bei Constantinopel, Galata, Pera auf der einen Seite des goldenen Horns; Klein-Riga bei Riga auf dem linken Ufer der Düna.

Millionen Dutzend Austern zu befriedigen, als Paris Stücke ißt, und um sich so viel Schiffsladungen Fische zu verschaffen, als Paris Wagenlasten haben soll.

Alles, was sich auf einem kleinen Raume gut ausführen läßt, das besorgt sich in der Regel die Stadt selbst am besten. Was dagegen größere Räume und besondere Umstände, welche die Stadt nicht darbietet, nötig hat, läßt sich durch andere benachbarte Orte liefern. Und selbst bei jenem, das sie wohl an und für sich liefern könnte, hängt manches vom Zufall ab, das sich selbst in großen Städten nicht immer erzwingen läßt. Wie jede Lage ihre Eigentümlichkeiten, wie jeder Mensch sein hervorstechendes Talent oder besondere Konsequenzen hat, so hat auch jedes Städtchen sein Lieblingsgewebe, worin es excelliert, weshalb sich in der Nachbarschaft größerer Städte viele mannigfach thätige und industriöse Orte anhäufen.

Die eigentlichen Circenses (Menschen zur Unterhaltung) liefern die Städte selbst am besten. Die Schauspiele, die Bälle, die Prozessionen u. s. w. können sich wegen des Überflusses an Talenten und Personen in den Städten am besten darbieten. Doch giebt es noch viele Vergnügungen anderer Art, die wegen der Kostbarkeit des Raumes und aus andern Gründen in den Städten nicht gut ausführbar sind. Kegel- und Ballspiele, Kavalkaden, Schiffahrten, Spaziergänge und sonstige Naturgenüsse kann man sich in den übervölkerten, be- und überbauten Stadträumen schwer verschaffen.

Weil man in den Städten der freien Natur entbehrt, so entwickelt sich gerade hier eine ganz besondere Sehnsucht und Sehnsüchtelei nach der schönen Natur, den grünen Feldern und der unbestäubten Sonne des Landes. Die Städte sind die wahren Beförderer der Freude am Landleben und die Mütter der Sentimentalität für die Natur, die auf dem Lande selbst unbekannt ist.

Die Städte umgeben sich daher mit einer Menge ländlicher V e r g n ü g u n g s o r t e von verschiedenem Charakter, die ihnen das gewähren, was das Straßenpflaster, die Stadtluft und die hohen Mauern versagen.

Der Landmann hat die Natur in Fülle und kann sie in jedem Augenblick haben, ja muß sie sogar oft wider Willen nehmen. Der arme Städter dagegen, an seinen Arbeitstisch, seinen Kaufladen u. s. w. geschmiedet und zwischen seinen Mauern eingekeilt, muß viel raffinieren und künsteln, wie er sich ein Stückchen Natur verschaffe, das ihm zur Hand sei. Aus diesem Streben des Städters entsteht die Blumisterei und Gartenkunst. Beide sind zwei zierliche Töchter des Stadtlebens. Die zauberischen Gärten von Schiras und Damaskus liegen eben bei großen Städten. In dem ganzen großen Rußland hat noch keine Quadratmeile so bewundernswürdige Gartenanlagen aufzuweisen als Petersburg. Auf dem Lande wäre man nie, wie in Babylon, auf die raffinierte Idee gekommen, aus Raumersparnis den Garten selbst auf das Dach des Gartenhauses und der Gärtnerwohnung zu versetzen.

Achter Abschnitt.

1. Physiognomie des heutigen Rom. — 2. Die römische Campagna. — 3. Der römische Karneval. — 4. Die Karwoche in Rom.

1. Physiognomie des heutigen Rom.*)

Das heutige Rom streckt sich in Gestalt eines Fächers, dessen Griff die Porta del Popolo mit der vorstadtartigen Verlängerung nach Ponte Molle hin bildet, etwa bis in die Hälfte des von den Umfangsmauern eingeschlossenen Raumes hinein. Drei Hauptstraßen, die Via del Babuino, die Ripetta und zwischen beiden der Corso, bilden gleichsam die Gitterstäbe dieses Fächers, als deren Endpunkt von Porto del Popolo aus die Kirche S. Maria Maggiore, das Kapitol und das Judenghetto angesehen werden können. Von diesen drei Punkten abwärts in südlicher Richtung beginnt die Trümmerstadt, das alte Rom, dessen Überbleibsel, sämtlich der Kaiserzeit angehörig, aus den unabsehbaren Gemüsefeldern, Gärten und Weinpflanzungen hervorragen, welche jetzt wohl über zwei Dritteile des von den heutigen Umfangsmauern eingeschlossenen Areals bedecken.

In diesem Neu-Rom geht keine Straße in der Richtung irgend einer des alten Rom. Keine Phantasie reicht hin, sich die Vorstellung eines Platzes, wie etwa das alte Marsfeld war, aus dem wüsten Häusergewirr, welches jetzt seine Stelle einnimmt, zu erneuern. Es hat geradezu etwas Gespensterhaftes, wenn z. B. in der Nähe des schmutzig-engen Judenviertels oder unter den jämmerlichen Häusern am ehemaligen Forum des Nerva plötzlich die Reste eines alten Portikus oder ein halbversunkenes Säulenpaar vor uns aufsteigen.

Keine Stadt hat solche Erschütterungen, Verwüstungen, Umwandlungen erfahren, wie Rom. Die tiefste und durchgreifendste in unseren Tagen: Rom hat aufgehört, die weltliche Hauptstadt des päpstlichen Kirchenstaates zu sein, und ist zur Hauptstadt des Königreichs Italien, zur Residenzstadt des Königs geworden! Nachdem die schwache Militärmacht des Papstes Pio nono von

*) Nach Ad. Stahr, Ein Jahr in Italien (Oldenburg). Roma Capitale von Dr. Rud. Kleinpaul (Ausl. 1875, 14).

den piemontesischen Scharfschützen gesprengt war, zog Victor Emanuel am 20. Sept. 1870 zur Porta Pia ein — die Sehnsucht so vieler Generationen, die dahin gegangen, ohne diesen Tag zu erleben, war erfüllt: das einige Italien mit der Hauptstadt Rom war erstanden.

Aus seiner vorläufigen Residenz Florenz kam am 27. Novbr. 1871 Victor Emanuel abermals nach Rom, um das Parlament in der neuen Hauptstadt zu eröffnen und die glücklich errungene Einheit Italiens zu besiegeln. Da läutete die große Glocke des Kapitols, auf den Straßen wehten die Fahnen mit dem silbernen Kreuz im roten Felde; alle Korporationen eilten nach dem Bahnhof, den König zu empfangen, und ein tausendfacher Jubelruf erscholl bei seinem Einzug. Er fuhr nach dem Quirinal, seiner neuen Residenz in alten, durch Jahrhunderte geweihten Mauern. Auf dem Platze, wo die rossebändigenden Dioskuren wie Söhne einer heroischeren Zeit zum Himmel ragen, sammelte sich das Volk, ungeduldig, den König auf dem Balkon nochmals zu begrüßen. Von diesem Balkon aus verkündigte der Kardinal-Diakon den neugewählten Papst; von ihm aus spendete dieser selbst der Stadt und dem Erdkreis seinen ersten Segen. Wird der König erscheinen und als ein nicht minder gnadenreicher Fürst den altehrwürdigen Balkon betreten? Ja, er kommt. Ein purpurner Teppich wird ausgebreitet wie zuvor und der re galantuomo schwenkt den Hut unter dem Freudenruf der Patrioten: Viva Emmanuele re d'Italia! Den Namen Verdi, der die Anfangsbuchstaben jenes Rufes enthält, schreibt man, neckend, jetzt an die Thüren der päpstlich gesinnten Großen in Rom.

Eine neue Zeit ist hereingebrochen: Rom ist eine Residenzstadt geworden, wie es Turin, Neapel, Florenz waren. Die Abgeordneten des Volks, ein neues Militär, der Hofhalt des weltlichen Fürsten, die Menge von Beamten — alles das bringt einen neuen Zug in das alte und doch immer neue Stadtbild. Die ewige Roma hat nicht aufgehört, die Hauptstadt der katholischen Christenheit, die Residenz des heiligen Vaters zu sein; ihm ist der Vatikan zu unbeschränkter Verfügung geblieben mit seinen Palästen und Gärten, fast so groß wie die ganze piemontesische Hauptstadt Turin. Rom hat nicht aufgehört, die Ruine der Hauptstadt eines untergegangenen Weltreichs, der Wallfahrtsort der Gläubigen und — weltlicher Reiselust zu sein.

Neben dem Charakter einer uralten Residenz des geistlichen Oberhirten der Christenheit mit seinen zahllosen Kirchen — deren mehr als 300 vorhanden — und den Hofburgen und Schlössern seiner geistlichen und weltlichen Fürsten bietet es in seinen fashionablen Stadtteilen und ihren glänzenden Bazars den Eindruck eines modernen Badeorts im größten Stil. Und wiederum genügen wenige Schritte, um sich aus demselben hinaus in eine Stadt des buntesten, wenn auch nicht blühenden gewerblichen Treibens, und aus dieser wieder in die Stille und Einfachheit ländlicher Zustände zu versetzen. Und über dieses bunte Gemisch ragen die Trümmer der Ruinenwelt des alten Rom in ernster Einsamkeit zum Himmel empor, wie riesige Schattenbilder einer Jahrtausende alten Vergangenheit.

Diese Mannigfaltigkeit der Elemente ist es vorzüglich, welche hier jeden Fremden etwas für sich finden läßt und jeder Ermüdung durch gleiche Eindrücke vorbeugt. „Rom ist immer neu", sagen die Fremden, auch wenn sie Jahre lang hier heimisch sind. Dazu kommt, daß das Auf und Ab der zahlreichen Hügel, deren das heutige Rom über ein Dutzend zählt, von denen die Hälfte durch Ruinen entstanden, überall malerische Ansichten und Gruppierungen bildet. Rom ist auch darin unvergleichlich, daß es von jedem bedeutenden Höhenpunkt, vom Monte Mario oder dem Kapitole, vom Aventin oder Monte Pincio, von San Onofrio oder von Villa Ludovisi aus gesehen ein immer neues Panorama bildet, welches an malerischer Schönheit, Pracht und Großartigkeit für den Beschauer immer die früheren zu übertreffen scheint.

Wie die äußere architektonische Physiognomie Roms den Anblick buntester Mannigfaltigkeit gewährt, so ist auch die heutige Bevölkerung der Stadt aus den verschiedensten Bestandteilen zusammengesetzt. Altrömisches Blut ist schwerlich mehr vorhanden, selbst nicht unter den vornehmen Familien, die zum Teil nicht einmal italienischen Ursprungs sind. Eher vielleicht noch in dem Kerne des niederen Volks, den Montigiani und Trasteverini. Von dem wenig zahlreichen Mittelstande der Negocianti di Campagna, Kaufleuten und Angestellten ist es Thatsache, daß eine Familie, die vier in Rom geborene Generationen aufzuweisen hat, eine Seltenheit ist. Die Mehrzahl der Einwohner sind Einwanderer aus allen Teilen Italiens, vornehmlich aus dem Neapolitanischen, Genua, der Lombardei, Piemont und den Provinzen des Kirchenstaates, aber auch Franzosen, Deutsche und Engländer finden sich genug. Wollte man genauer nachforschen, so würde man alle europäischen Nationen hier vertreten finden, ungerechnet die Fremden, welche als solche sich in Rom aufhalten. Und doch, so wunderbar ist die Naturmacht, welche Klima und Boden, Lebensweise, Erziehung und Anschauungen der Umgebung ausüben, daß sich trotz aller Buntheit der Bevölkerung doch über dieselbe ein spezifisch- Gemeinsames, charakteristisch Eigentümliches breitet, welches ihr einen unverkennbaren Stempel aufprägt, selbst dem längere Zeit hier lebenden Fremden sich mitteilt und den Bewohner Roms von dem aller andern Städte Italiens in äußerer Erscheinung, Physiognomie, Behaben und Lebensführung wesentlich unterscheidet. Rom ist auch hierin wie in allem einzig in der Welt.

Schon die Umgebung Roms, die weite, menschenverlassene Campagna mit den Riesenbogen ihrer Aquädukte, ihren Gräbertrümmern, aus denen die Asche der Toten längst verstäubt ist, ihren mittelalterlichen Türmen, ihren halbwilden Herden und Hirten, die an eine amerikanische Prairie mahnen, nur von Jägern und bewaffneten Aufsehern durchstreift — alles, bis an die Thore Roms, ohne irgend eine Spur civilisierten städtischen Lebens. Dann in Rom selbst, welches von jeder Seite her dem Kommenden eine neue Physiognomie bietet, das bunteste Nebeneinander von Menschen und Dingen: der einem Wilden gleiche Bewohner der Abruzzen und der rußige Kohlen=

krämer der Meergestade neben dem Kirchenfürsten in seiner Prachtkarosse und dem fashionablen Dandy im Hydepark auf seinem Vollblutrenner; alle Geistliche aller Orden in ihren mannigfaltigen Trachten; lange Züge von Propagandisten,*) darunter alle Physiognomieen der Welt, vom wollköpfigen Neger bis zum flachshaarigen Nordländer; Künstler und Fremde aller civilisierten Nationen, eine ewig wechselnde Bevölkerung, immer neu und doch dieselbe. Dazu die Physiognomieen und Trachten des eigentlichen römischen Volks der Jackenmänner, der Montigiani und Trasteverini, die Scharen von Landvolk aus der Umgegend, vom ziegenbepelzten Hirten des rauhen Sabinergebirges bis zu der in Gold und Scharlach strahlenden Schönen von Nettuno, die leise einherschleichenden Jesuiten, die stolzen, nun kleinlaut gewordenen Dominikaner, die feinen Benediktiner, die braunen Kutten der Bettelmönche mit ihren Provianteseln, die altertümlichen Hellebardenträger an den päpstlichen Palästen, die modernen Uniformen des Militärs und der Hof des Königs, die Minister und das Parlament, das die politische Spannung stets rege erhält: das alles läßt die Langeweile nicht aufkommen. Man nehme dazu noch die Schätze der Bibliotheken aller Art, die Ateliers der zahlreichen Künstler, die Ruinen des alten, die Paläste und Kirchen des neuen Rom, und man wird zugeben, daß jedes Interesse, jedes Alter, jede Lebensrichtung in diesem Universum seine Rechnung findet.

---

2. Die römische Campagna.**)

Wenn man über die Villen hinaus ist, welche in der Nähe der römischen Stadtthore liegen, findet man nur wenige Spuren von Anbau. Gewaltige Strecken liegen ganz wüst. Nichts sieht man als Ruinen von Wasserleitungen, Tempeln und Grabmälern, vermengt mit mittelalterlichen Bauten, die zum Teil noch verfallener als jene alten sind; einsame Osterien (Schenken), deren Aussehen nicht einladender ist, als die Miene ihrer zerlumpten Bewohner; Monumente römischer Größe, bald zu gebrochenen Burgtürmen und Vesten benutzt und mit Zinnen und Außenwerken versehen, bald in formlosen, epheuumrankten Steinklumpen den Unterbau eines Winzerhäuschens, einer Hütte bildend, die zwischen schlanken Cypressen weit über die Gegend hinausschauen. Keine einheimische Bevölkerung ist hier ansässig:

---

*) Die Congregatio de propaganda fide (Gesellschaft zur Verbreitung des Katholizismus unter den Heiden und zur Ausrottung der Ketzerei) hat zugleich eine Pflanzschule für künftige Missionäre (Collegium de propaganda fide) aus allen Völkern, worin jährlich eine Prüfung angestellt wird, in welcher jeder Zögling in seiner Sprache einen Vortrag hält.

**) Alfr. von Reumont: Römische Briefe eines Florentiners. T. 2. (Vergl. Stahr a. a. O. II. S. 312 ff. und die Aufsätze von Dr. Siebmann u. Dr. Fr. v. Hellwald, Ausl. 1875, 31 u. 32.)

man begegnet nicht dem Landmann, welcher das Feld bebaut, das sein Vater anpflanzte; man findet nicht einen bewohnten oder bewohnbaren Ort, denn die wenigen Kastelle sind öde Brandstätten, es erschallt nicht aus den Ställen das Gebrüll des Zugviehes. Nur auf einem sehr kleinen Teile der Ebene wird Feldbau getrieben. Fremde ackern und säen in Eile, andere Fremde (meist Neapolitaner aus den Abruzzen) kommen zur Erntezeit und wohnen in Rohrhütten oder schlafen auf dem nackten Boden, den Todeskeim der Fieber in sich aufnehmend für die kärgliche Löhnung. Nur in den kälteren Monaten gewinnt die Steppe der Campagna etwas mehr Leben. Wenn die Herbstregen den dürren Boden etwas erfrischt haben und bald darauf mit dem Brande der Sonnenstrahlen auch die fiebererzeugenden Dünste verschwunden sind, so schießt innerhalb weniger Tage das üppigste Gras empor in den versengten Niederungen und deckt kürzeren Wuchses die allen Richtungen der Windrose folgenden Höhenzüge. Dann steigt der Hirt herab von den Abruzzen, wo ihn der Schnee vertreibt, vom Hochlande Umbriens und der Sabiner, und führt seine Herden in die Ebene. Lange Pfahlreihen bezeichnen die einzelnen Gebiete auf den ausgedehnten Weiden, dem Laufe der Ströme und Bäche, der Richtung der Straße oder der Bewegung des Bodens folgend, oft auch in gerader Linie das Land durchschneidend. Eine trockene Tuffsteinhöhle am Hügelabhange, ein ausgeräumtes, halb unterirdisches Grab, mit Spuren farbenreicher Arabesken auf der nun vom Rauch geschwärzten Wand, oder Reste eines mittelalterlichen Turmes sind die Wohnung des in Felle gekleideten Hüters, dessen ungewohnter Dialekt verrät, daß er von fern herkam, und dessen sämtliches Hausgerät in ein paar Näpfen und einigen Schaf- und Ziegenfellen besteht, welche ihm nachts als Lager dienen. Große, meist gelblich-weiße Hunde wachen und lauern und sind nicht selten der Schrecken des Reiters, der in das Gehege gelangt, indem er das Land durchstreift.

Der im Jahre 1782 aufgenommene Kataster über die 189 □ Meilen, welche die Grundstücke der Campagna einnehmen, ergab als Resultat, daß etwa zwei Dritteile des Landes sich in den Händen von nur 113 Eigentümern, das übrige Dritteil sich im Besitz von Kirchen, Klöstern und frommen Stiftungen befand. Pius VI. und VII. konnten trotz des besten Willens, mit dem sie sich der Sache annahmen, doch nicht bewirken, daß mehr als etwa der zehnte Teil dieses fruchtbaren Landes angebaut wurde, und selbst dies geschah nur zwangsweise und schlecht, und der Ertrag befriedigte wenig mehr als die Hälfte des Bedürfnisses der Stadt Rom. Ein Edikt Pius VII. schildert mit gründlicher Einsicht den Zustand der Campagna (1802) und spricht es unverhohlen aus, daß ohne Wiederbevölkerung derselben mit stabilen, durch Besitz und Erbpacht an den Boden gebundenen Bewohnern kein Heil für die Kultur des Landes zu erwarten sei. Dazu sei die Verteilung der ungeheuren Güterkomplexe (Latifundien) ein notwendiger Schritt, wenn die Entvölkerung und Verödung, und damit die Ungesundheit der Campagna nicht immerhin zunehmen solle.

Und sie hat zugenommen, und die Zahl der Besitzer hat sich noch mehr vermindert, denn weder Erbpacht, noch selbst Kolonieenverhältnisse haben bisher durchgesetzt werden können. Es blieb alles beim Alten. Die großen geistlichen und weltlichen Grundbesitzer verpachten ihre Besitzungen an wenige Generalpächter, die sogenannten Mercanti di Campagna, von denen im Jahre 1830 drei den fünften Teil des ganzen Bodens bewirtschafteten. Diese Mercanti di Campagna bebauen jetzt durchschnittlich etwa den zwölften Teil des Bodens mit Korn, Mais, Bohnen, Hafer u. s. w. Bestellung und Ernte besorgen Arbeiter aus den heimischen Gebirgen und dem angrenzenden Neapel gegen hohen Lohn, etwa 20—30,000 an der Zahl. Über 900,000 Mark unsers Geldes gehen allein für solchen Tagelohn jährlich außer Landes. Aufseher zu Pferde kommandieren diese geworbenen Scharen, deren Lagerstätte die fieberschwangere Erde ist, wenn nicht die Nähe Roms einigen das Asyl der Treppen und Vorhallen der Kirchen oder den Schutz von Ruinen und Gräbern bietet. Dazu die Gluthitze der römischen Julisonne am Tage und die feuchte Kälte der Nächte, welche große Reisigfeuer, im Kreise um die Lagernden angezündet, nur schlecht abwehren, die schlechte Kost, das schlechte Wasser und der erhitzende, oft verdorbene Wein. Daher ergreift denn das Fieber gegen Ende der Erntezeit einen nach dem andern. Dann füllen sich die römischen Spitäler. Manche werden in wenigen Tagen dahingerafft; die anderen schleppen sich siech und matt in ihre heimischen Berge zurück.

Neuerdings hat, auf Anregung des „volkstümlichen" Generals Garibaldi, der sich vorgenommen hatte, den Tiberfluß zu regulieren, die Campagna urbar zu machen und die Malaria zu bannen, der merkwürdige Landstrich abermals die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Der Boden der römischen Campagna scheint allen Versuchen, ihn zu verbessern, zu spotten. Er ist vulkanischer Natur, die sich sowohl in den tiefen Schluchten, von denen der Erdboden zerrissen ist, kund giebt, als auch in dem überall sich vorfindenden roten Tuff und den Lavabrocken, die man besonders auf der via Appia von dem Grabmal der Cecilia Metella an bis zu den Albanerbergen als Rest eines von den letzteren herabgeflossenen Lavastromes findet; — die Pflasterung der alten Straße ward hauptsächlich aus Lavastücken bewerkstelligt. Die vielen Seeen des Ciminischen Waldes und des Albanergebirges sind samt und sonders alte Krater von Vulkanen. Durch den vulkanischen Tuff sickert wie im Kalkgebirge das Wasser leicht hindurch und sammelt sich dann in den Schluchten. Das Verdunsten dieser unterirdischen Wasservorräte ist eine Hauptursache zur Erzeugung der Malaria. Da es in der Steppe an Bäumen fehlt,*) deren Wurzelgezweig die Feuchtigkeit der tieferen Erdschichten aufsaugen könnte, da der Anbau der Gegend im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr geschwunden ist, während im Gebirge die Aus-

*) Noch Papst Gregor III. ließ ein Pinienwäldchen vertilgen, damit es den Räubern nicht zum Schlupfwinkel dienen möchte.

rottung des Waldes ihren Fortgang nahm und so die Überschwemmung im Frühjahre und in der Regenzeit durch die von ihnen herabkommenden Flüsse sich steigerte: so mußte naturnotwendig auch die Fieberluft sich steigern und ein neuer Anbau der Campagna immer schwieriger werden. In richtiger Erkenntnis des Mangels haben die Franzosen versucht, die Steppe mit Bäumen zu bepflanzen. Ihre Anpflanzungen gingen zu Grunde, weil sie den richtigen Baum nicht kannten. Die Trappisten in der Abtei delle tre Fontane haben das Richtige getroffen, indem sie zunächst ihr Gebiet mit dem Baum bepflanzten, von dem man wußte, daß er die Fieberluft bannt; es ist der australische Gummibaum, Eucalyptus globulus. Er blüht zwar, aus der anderen Halbkugel unseres Planeten stammend, im Winter; das hindert ihn jedoch nicht, trefflich zu gedeihen. Die frischen Anpflanzungen dieses Baumes haben es bereits ermöglicht, daß die Mönche nicht mehr die Sommernächte in Rom zubringen müssen, sondern ruhig in ihrem Kloster bleiben können. Sie haben eine Baumschule angelegt und lassen gern Baumsetzlinge an benachbarte Gutsbesitzer ab.

---

3. Der römische Karneval.*)

Der diesjährige römische Karneval begann am 14. Februar, am Tage des heiligen Märtyrers Valentin, und endete Dienstags den 24. desselben Monats. Die dazwischen liegenden beiden Sonntage, sowie der Freitag, unterbrachen die Festlust und gaben sehr wünschenswerte Ruhepunkte. Das Wetter war höchst günstig, der Winter gar nicht zu spüren. Mit Entzücken begrüßte alles am Sonnabend den blauen sonniggoldnen Himmel, der seinen Baldachin über den allgeliebten Herrscher Karneval breitete, welcher heute nach so langer Trennung fröhliche Auferstehung und Wiedereinzug in seine allergetreueste Hauptstadt halten sollte!

Durch die kleine Straße der Ripresa dei Barberi — so geheißen, weil hier die von Porta del Popolo aus laufenden Rennpferde wieder eingefangen werden — traten wir auf den Platz vor dem Palast Venecia in den Korso ein.

Es mochte etwa gegen 3 Uhr sein, und schon war die ungeheure Straße mit Menschen gefüllt und zu einem einzigen riesigen Festsaale umgewandelt. Von allen Balkonen und Fenstern der hohen Häuser und Paläste strahlte die Pracht der bunten, besonders roten Teppiche hernieder. Schon die Heiterkeit dieses Farbenschmucks setzt uns gleich in die rechte Feststimmung, bei der einem, wie das gute alte Wort heißt, das Herz im Leibe lacht. Allmählich füllen sich die Fensteröffnungen, deren Glasthüren alle ausgehoben sind, und

*) Ad. Stahr a. a. O.

die Balkone mit Mädchen und Frauen im festlichen Putz. Die Forestieri (Fremden) eilen, ihre Plätze einzunehmen, welche schon lange vorher von ihnen zu hohen Preisen gemietet sind. Wer aber irgend rüstig genug ist, der benutzt, wie ich, den Balkon während des Karnevals nur als Zufluchtsort zum Ausruhen, wenn ihn das Schwimmen unten in dem Menschenstrome allzusehr ermüdet hat. Denn die rechte Hauptlust kann man doch hier, wie überall, nur dadurch genießen, daß man sich zum thätigen Teilnehmer und Mitspieler des bunten Faschingsdramas macht.

Schon hat die große Glocke des Kapitols das Zeichen zum gesetzlichen Beginne der Karnevalslust gegeben, und der Zug des Senators von Rom bewegt sich in den gold- und farbenstrahlenden Staatskarrossen langsam durch den Korso hinauf und hinab. Während aber der Senator, jetzt der Fürst Corsini, in den Korso einziehend, so die heiterste Weltlust eröffnet, begiebt sich seine Gemahlin, die junge schöne Fürstin Torlonia, Schwester des Don Alessandro, Herzogs von Bracciano, an der Spitze der frommen Schwesterschaft des Kolosseums, deren Haupt sie ist, in unscheinbarem Bußgewande in die einsamen Räume dieser zum Tempel geweihten größten Ruine der Welt, um in dieser menschenverlassenen Einsamkeit des alten heidnischen Roms mit frommen Gebeten die Verzeihung des Himmels für die weltliche Festlust zu erflehen, welche aus dem neuen christlichen Rom über das stille Forum hin wie das Geräusch ferner Wogenbrandung zu den frommen Beterinnen herüberklingt. Dieser Gegensatz, welcher sich an jedem der acht Karnevalstage wiederholt, giebt ein recht schlagendes Bild von dem Kontraste der beiden Weltanschauungen, welche der Katholizismus zu versöhnen sucht. Die Fürstin und ihre frommen Mitschwestern betreten nie den Korso zur Karnevalszeit. Aber sie verdammen auch nicht die Lust, welche auf ihm einherwogt, sondern bestreben sich nur, mit eigner Entsagung und frommen Gebeten für die Seelen jener den Genuß der Weltlust möglichst unschädlich zu machen.

Wird durch diese und ähnliche Veranstaltungen dem Religiösen zu genügen gesucht, so vergißt auch der Staat nicht, für die gute Ordnung Vorkehrungen zu treffen, und man hört von der Porta del Popolo her die Musikbande des päpstlichen Kriegsvolks. Die Dragoner haben den Dienst im Korso und in den angrenzenden Straßen, halten streng auf das Beobachten der Wagenordnung und wissen geschickt, ohne viel Aufhebens, Störungen zu beseitigen.

Ecco fiori! ecco fiori! ist jetzt der Ruf, der uns im ganzen Korso entgegentönt. Ecco fiori! Es ist aber auch, als wenn der junge König Karneval alle Frühlingsblumen der Welt in seinen Dienst genommen und nach Rom gezaubert hätte. An allen Straßenecken des Korso haben Blumenverkäufer ihre farbenstrahlenden und duftspendenden Vorräte aufgestellt. Der ganze spanische Platz und die Via Condotti wimmeln von Frauen und Mädchen, Knaben und Burschen aus dem Volke, welche uns ihre Blumenkörbe mit dem jauchzenden Rufe: Ecco fiori, Signor, fiori, fiori! fiori, freschi!

o che belle fiori! entgegenhalten. Hunderttausende von Blumensträußen, von den gering geachteten Feldblumen, den Primeln und Maßliebchen an, bis zu den kostbaren, im dunkeln Purpurrot glühenden oder in marmorner Weiße strahlenden Kamelien und den jungen Frühlingsrosen hinauf, werden von ihnen in kleineren und größeren Körben umhergetragen. Aber am beliebtesten sind mit Recht die süßen duftigen Veilchen, die Lieblingskinder des römischen Frühlings, deren Zauberduft schon lange die Villen der römischen Großen füllt. Die Menge dieser Veilchensträuße ist ungeheuer. Man begreift kaum, wo bei der Armut an eigentlichen Blumengärten in und um Rom diese Masse von Blumen eigentlich herkommt. Aber die Landleute an den nächsten Hügeln und Gebirgen helfen aus, und auch die Campagna liefert ihre Flora, welche anmutiger und mannigfaltiger ist, als die Touristen meinen. Diese Karnevalstage sind wahre Festtage für die povera gente von Rom und der römischen Campagna, welche die Blumen und Blümchen in römische Münzen umsetzt. Für ein paar Paoli bekommt man aber einen ganzen Vorrat von Veilchensträußen, und im nächsten Café füllt man eben so wohlfeil die Taschen mit Konfettis aller Art.

Die Wagenreihen sind bereits in den Korso eingerückt und fahren, die eine von Porta del Popolo langsam aufwärts dem venetianischen Palaste zu, die andere von dort zurück durch das immer stärker anschwellende Menschengewühl. Freunde und Bekannte begegnen sich, Sträuße und Konfetti wechselnd, und im Nu sind sie durch den unaufhaltsam flutenden Strom von einander getrennt. Jetzt gilt es nun, Bekanntschaften anzuknüpfen unter den Schönen, die alle Fenster und Balkone erfüllen. Aber die Blicke werden durch den Glanz geblendet, man müßte hundert Augen haben! Trotz des ewigen si guardi! si guardi! der Kutscher kommt man doch hundertmal in Gefahr, von Pferdehufen getreten, von Rädern gestreift zu werden oder gar einen noch gefährlicheren Deichselstoß zu erhalten, namentlich am ersten Tage, wo alles in einer Art von Trunkenheit umherschwankt.

Nachdem wir uns durch ein paarmal Auf- und Abwandern in den belebtesten Teilen des Korso bereits über die anmutigsten und schönsten Fenster und Balkone orientiert haben, beginnen die Vorbereitungen zu den kleinen Abenteuern, welche dem römischen Karneval einen so unglaublichen Reiz gewähren. Zuerst gilt es, durch mehrmaliges Wiederkehren und Zuwerfen von Blumen, Sträußen und Konfituren die Aufmerksamkeit zu erregen, seine Erscheinung, sei man nun maskiert oder nicht maskiert, zu einer bekannten zu machen. Der Balkon oder das Fenster dürfen dabei nicht zu hoch sein, weil sonst der Verkehr zu sehr erschwert wird. Da man endlich solcher kleinen poetischen Liebeshändel der unschuldigsten Art mehrere zu gleicher Zeit anzuknüpfen und fortzuführen hat, ist eine andere Vorsicht die, daß die schönen Kinder, deren Dienste wir uns für den Karneval zu weihen gedenken, nicht allzunahe bei einander sich befinden, damit keine aus der Illusion komme, sie allein sei die von uns in solcher Weise ausgezeichnete Herzenskönigin.

Man beginnt mit dem Zuwerfen geringerer Sträußchen, die meist so-

fort mit Antworten gleicher Art dankend erwidert werden. Nur einzelne, besonders verwöhnte stolze Schönheiten nehmen von solchen geringeren Aufmerksamkeiten keine Notiz. Nun aber steigert man dieselben. Dem Buchsbaum, Myrten, blühenden Lorbeer, den Maßliebchen und Anemonen folgen die allbeliebten Veilchen in größeren und kleineren, mehr oder minder zierlichen und kostbaren Sträußen. Kleine Kästchen mit verzuckerten Drageeen, gebrannte Mandeln, Bonbons und dergleichen Naschwerk steigen gleichfalls auf und nieder. Gemachte Blumen und kleine zierliche Arbeiten weiblicher Hand von Seide und Atlas, Stickerei und allerhand kleiner puppenhafter Scherzkram muß demselben Zwecke dienen. Allerlei kleine Zuschriften, gereimt und ungereimt, geschrieben und gedruckt, fördern das fröhliche und freie Entgegenkommen, und ehe man sichs versieht, wird man so bekannt und vertraut, als hätte man schon Monate lang mit einander verkehrt. Und dies alles, ohne daß — außer einigen Dankesworten, die nur zu oft vom Tosen des Jubels ringsumher verschlungen werden — irgend ein Wort gesprochen wird. Augen und Mienen reichen vollkommen aus, die Blumensprache, wo sie mangelhaft sein sollte, zu vervollständigen. Die freie Anmut und Schönheit, mit der die Römerinnen im Karneval jede solche Huldigung entgegennehmen, die verbindliche Grazie, mit welcher eine jede, auch das Mädchen der untersten Volksklassen, uns den Dank für diese auszudrücken weiß, sind wahrhaft bezaubernd. Man kann nicht aufhören, sich den Genuß immer wieder zu erneuern, dieses holdselige Grazia Signor! mille Grazie! aussprechen zu hören, und sich an der Zierlichkeit der Haltung und Neigung zu erfreuen, mit welcher sie uns dankend die Gegengabe, sei es im Vorübergehen, zureichen oder aus Fenster und Wagen, von Estraden und Balkonen herabwerfen. Die stolze Hoheit und das Selbstbewußtsein, welche im übrigen Leben den Grundzug der weiblichen Erscheinung in Rom ausmachen, sind im Karneval gemildert durch die allgemeine Freude und Fröhlichkeit, deren Rosenschein auf allen Gesichtern glänzt.

Schon ist der ganze Korso ein unabsehbar durch einander flutender Menschenstrom, in welchem sich die Wagenreihen, oft gänzlich stockend, nur langsam und mit Mühe gegen einander fortbewegen. Am dichtesten wogt aber das Leben in demjenigen Teile, welcher sich von San Carlo und der Mündung der Via Condotti in den Korso bis zur Piazza Colonna erstreckt. Wie müde Schwimmer dem Lande zustreben, suchen auch wir endlich den Ruhehafen unsers Balkons zu gewinnen, dessen Mitgenuß uns durch gute Freunde gesichert ist. Schon unten bei unserem Streben, die Fila der Sitzreihen zu durchbrechen, welche auf gemieteten Stühlen zu beiden Seiten die Trottoirs der Straßen einnehmen, begrüßt uns von oben herab ein neckender Konfettiregen zur Strafe für unser verspätetes Erscheinen.

Oben angelangt, überschaut man nun das bunte Treiben, und der Anblick erscheint völlig neu. Nun erst übersieht man die Tausende der lustigsten Masken, vom einfachen Domino bis zu den glänzendsten Kostümen in bunter Mischung und durch die in gewöhnlicher Kleidung Einhergehenden noch mehr

in Kontrast gesetzt! Griechen und Türken, Mohren und Perser, Pulcinellen beiderlei Geschlechts, rote, gehörnte Teufelchen, Doktoren, Advokaten und Quacksalber in altmodischer Tressentracht mit Puderzopf und Haarbeutel, riesige Klystierspritzen schwingend und fußlange Uhrschlüssel an den zolldicken Uhrketten: das alles rennt und springt, windet und drängt sich unter tausend Scherzen und Späßen neckend durch einander. Sehr oft haben unter den Masken die Geschlechter die Rollen gewechselt, manchmal mit solchem Geschicke, daß man das Wahre nur schwer errät.

Rom und das Gebirge sind reich genug, um durch die Tracht der verschiedenen Stände und Provinzen allein schon fertige, gern benutzte Masken zu liefern. So sieht man denn den Carretiero von Genzano und Velletri, den Maultiertreiber vom Gebirge, den Hirten der Campagna gern nachgeahmt. Es fehlt auch nicht an römischen Räubern und Banditenhauptleuten in der so äußerst malerischen, weltbekannten Tracht. Aber alle wirklichen Waffen sind aufs strengste verboten, und so sieht man sie denn mit hölzernen Stileten und Pistolen, die lange Flinte von Holz im Arm, mit der sie Blumensträuße auf ihre Schlachtopfer abschießen, durch die Straßen ziehen.

Verboten sind auch alle Masken geistlicher und Ordenstrachten; die Geistlichen vermeiden es selbst, sowohl Priester als Mönche, sich während des Karnevals auf dem Korso blicken zu lassen. Passiert einmal ein einzelner durch das Getümmel, so regnen hageldichte Konfettischauer auf ihn von allen Seiten, bis er entweder in eine Seitengasse entweicht, oder in irgend ein Haus schlüpft. An den Fenstern dagegen und auf den Balkonen sieht man die schwarzröckigen Kleriker zahlreich offen und frei an der harmlosen Lust teilnehmen.

Zur Physiognomie des römischen Lebens gehört wesentlich, daß man es auch dem ärmsten Lump ansieht, wie er seiner vollen Berechtigung sich bewußt ist, hier zu leben und wo möglich das Leben zu genießen, so gut wie der reichste und vornehmste Bürger von Rom. Dieser Zug freier bewußter Menschlichkeit macht einem vorzugsweise das römische Menschenwesen behaglich und das Leben in seiner Mitte wohlthuend. In unsern großen Städten sind die Reichen immer mehr von den Armen zurückgewichen. Sie haben sich für sich mit ihren Prachtwohnungen in besondere Stadtteile, Straßen, Quartiere, versteht sich die gesundesten, hellsten, zusammengethan; das arme Volk ist weiter zurückgedrängt und schaut nun aus seinen Spelunken mit Neid auf die Quartiere des Reichtums. Ganz anders in Rom, wo sehr oft in den Palästen selbst, neben und mit dem reichen Principe, alle Abstufungen der römischen Bevölkerung unter einem Dache wohnen. Der echte Römer findet jene Industrie und Geschicklichkeit des Lumpengesindels während der Karnevalszeit ganz natürlich, obwohl der Fremde sich oft darüber ärgert. Alles, was an Geschenken sein Ziel verfehlt, ist auf der Stelle die Beute dieser Schnapphähne; sie bringen dir deinen eigenen Strauß, der zu Boden fiel, mit der entzückendsten Unverschämtheit, und bieten ihn mit einem volete per un paolo zum Verkauf an. Ja, sie springen selbst

auf die Wagentritte, und nehmen aus dem Körbchen, was ihnen zugänglich ist, wenn man nicht aufpaßt.

Auf solche Kleinigkeiten achtet die römische Polizei nicht, und sie thut recht daran; aber desto strenger werden Vergehungen oder Verbrechen, namentlich Angriffe gegen Leben und Eigentum, geahndet; auch pflegt man kurz vor dem Beginn des Karnevals gefällte Todesurteile zu vollziehen, um das Volk an die Gerechtigkeit zu erinnern.

Die Römer haben größere Ausdauer für solche Lustbarkeiten, als wir Deutschen, die wir uns öfter durch Ruhe und Einsamkeit stärken müssen. So gingen wir an einem Nachmittage in die Villa Medici, ließen uns die Terrasse der Boccage aufschließen und bestiegen das Belvedère. Von diesem Punkte aus genießt man die erquickendste Aussicht, ostwärts über die ganze Campagna und das Gebirge, dessen höchste Spitzen schneebedeckt im hellen Sonnenglanze leuchteten, westwärts über die Stadt, aus welcher von Zeit zu Zeit in leisen Tönen das Gebrause des Karnevals wie fernes Meeresbrausen zu uns empordrang.

Gegen die Zeit des Pferderennens begaben wir uns wieder hinab auf den Schauplatz der Lust. Schon in den letzten beiden Tagen war der Zudrang der Kutschen ungeheuer gewesen. Einige Freunde, welche eine Fahrt zu Wagen durch den Korso machen wollten, hatten sich genötigt gesehen, nach mehrstündigem Warten in den Nebengassen auf die Ausführung ihres Vorhabens zu verzichten und den teuer bezahlten Wagen im Stich zu lassen. Heut nun schien die Fülle ihren Gipfel erreicht zu haben, denn während im Korso selbst die Wagenreihen nur selten und nach langen Pausen ein paar Schritte weit vorrückten, bildeten die in der Via dei Babuino haltenden Wagen einen Zug, welcher sich über den ganzen spanischen Platz durch Via dei due Macelli um die Propaganda herum wieder auf die Piazza di Spagna zurück erstreckte.

Auf das gegebene Signal haben die Wagen den Korso verlassen, der jetzt nur noch von Fußgängern eingenommen ist. Eine Kavallerie-Abteilung durchsprengt zu dreienmalen zuletzt im gestreckten Galopp den ganzen Korso, um für den Wettlauf die nötige Bahn zu machen. Aber nur auf einen Augenblick bildet sich eine Art von Gasse in dem dichten Menschenstrome, welcher sich unmittelbar hinter den weiter jagenden Reitern wieder zusammenschließt. Dann donnern die Kanonenschüsse, der Ruf i barberi, i barberi! geht von Mund zu Munde, ein immer mehr anschwellendes Hallo und Hussageschrei verkündet das Ablaufen der Pferde vom Obelisken des „Volksplatzes". Wie ein Blitzstrahl sausen die wunderlich aufgeputzten, mit Knistergold und allerhand buntem Flitter bedeckten Tiere an uns vorbei; wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, teilt sich die Menschenmasse immer eben nur so weit, um ihnen für die nächsten Sätze und Sprünge ihres wilden Laufes Raum zu geben, und schließt sich dann gleich hinter den letzten wieder zusammen. Aber da kommen noch einige Nachzügler, begleitet von dem Hohngeschrei der Menge; die Gasse öffnet sich aufs neue, und es regnet Würfe

und Hiebe auf solch eine arme Bestie, die dann gelegentlich auch scheu wird und Unheil anrichtet. Ein beliebtes komisches Intermezzo ist es jedoch, wenn einer von den vielen Hunden, welche die römische Straße bevölkern, in die vor dem Abrennen geöffnete Gasse gerät. Augenblicklich schließt alles fest an einander, und dem armen Tiere bleibt nach vielen vergeblichen Versuchen, die Menschenmauern rechts oder links zu durchbrechen, nur der Ausweg, in gestrecktem Lauf den ganzen Korso hinabzurennen.

Nachdem das Rennen der Barberi vorüber ist, rücken sogleich alle Wagen wieder in den Korso ein, auf dem sich nun alles bereitet, den Schlußakt des Festes würdig zu begehen. Ehe man sich dessen versieht, ist die nächtliche Dämmerung niedergesunken, rasch und plötzlich, wie im Süden der Tag abschließt. Da blitzt es auf aus dem Menschengewühle unter uns. Hier, dort, an den Fenstern, auf den Balkonen, von den höchsten Mansarden und Dachöffnungen herab zucken kleine Flämmchen empor. Sie mehren sich mit Blitzesschnelle, bald sind es Hunderte, bald Tausende. Wir eilen von unserem Balkone in die anstoßenden Zimmer, in welchen durch unseres Freundes Vorsorge zahlreiche Bündel und Päckchen der dünnen zerschnittenen Wachskerzen zum beliebigen Gebrauch neben den brennenden Lampen aufgestapelt sind, um uns mit den nötigen Moccoli zu versehen. In einer Minute sind wir wieder auf dem Balkon. Aber welche Veränderung ist unterdessen wieder vor sich gegangen! Das geblendete Auge ist kaum fähig, den ersten Eindruck eines Schauspiels zu ertragen, welches mir noch herrlicher erschien als Kuppelbeleuchtung und Girandola.*) Der ganze Korso in seiner vollen Ausdehnung hat sich in einen langen beweglichen Lichtstrom verwandelt, in eine Milchstraße von Lichtflammen, welche wie Sterne in der Luft zu wandeln scheinen.

Hunderttausende von Lichtern winken aus allen Fenstern, von allen Balkonen, schweben von den Schaugerüsten und selbst von den Dächern herab, schwanken auf 3—6 m langen Rohren, hoch über der Straße, mitten in der Luft. Oft trägt eine solche Canna deren über ein Dutzend, die auf derselben festgeklebt sind. Unten im Korso sind alle Wagen mit Lichtern und Wachsfackeln besteckt, alle Insassen tragen Lichterchen in den Händen, die sie durch Vorhalten der Drahtmasken oder in Papierlaternchen gegen den Angriff aller derer zu schützen suchen, welche sich von allen Seiten unermüdlich und oft mit Gefahr herandrängen, um ein Lichtchen auszulöschen. Der sternbedeckte Nachthimmel erscheint in tiefster Schwärze gegen das flammende Lichtmeer unten.

Die bunten Masken, die schönen Anzüge der Frauen, all die Farbenpracht und Schönheit, das Bunte, Blitzende und Glänzende des Schmuckes der prachtvollen Equipagen, in denen sich, vor Jubel und Lust strahlend, die schönsten Mädchen und Frauen in den entzückendsten Trachten dem Blick zeigen, die schnaubenden Rosse, das ganze farbenbunte Durcheinander der sich

*) Das berühmte Feuerwerk auf der Engelsburg.

auf- und niederdrängenden, springenden, tanzenden und rennenden Tausende und Abertausende, hier und da von wahrhaft bacchantischem Jauchzen durchtönt: das alles erscheint in diesem wogenden und flutenden Lichtmeer tausendfach gehoben und verschönt von den wunderbarsten Reflexen und Streiflichtern. Alle Farben treten kräftiger, alle Formen plastisch bestimmter hervor. Roms Karneval im Glanz des Moccoliabends ist, was der Vatikan und seine Marmorwelt bei Fackelbeleuchtung. Hier erlahmt jede Hand, welche eine Beschreibung versucht.

In dieser kurzen Stunde des Moccoliabends kann man mit vollem Rechte sagen, daß alle Römer, ja alle Anwesenden, seien sie sonst im Leben auch noch so ernsthaft, zu Kindern geworden scheinen. Denn es ist ganz unmöglich, sich der Ansteckung dieser allgemeinen Kinderlust zu entziehen, die in nichts mehr und in nichts weniger besteht, als seinem Nachbar, sei er befreundet oder wildfremd, alt oder jung, groß oder klein, das angezündete Moccolo, welches er in der Hand oder auf dem Stocke trägt, auszulöschen. Man verfolgt diesen Zweck mit einem Eifer, mit so kindischen Listen und Schlichen, daß sich der ausgelassenste Knabe deren nicht zu schämen hätte. Es ist, als ob alles, was von Jugend- und Kindheitserinnerungen in dem Erwachsenen schlummert, plötzlich wie durch einen Zauber von seinen Banden frei würde.

Es ist ein Krieg aller gegen alle; jeder ist zugleich Angreifer und angegriffen. Wo der stärkste Atemzug zum Ausblasen der Moccoli nicht zureicht, erfindet die List alle möglichen Arten von Löschmaschinen. Hüte und Taschentücher werden in Bewegung gesetzt, und nicht genug, daß man auf den Balkonen sich der nächsten Nachbarn zu erwehren hat, entspinnt sich auch zwischen den über einander befindlichen Stockwerken ein lustiger Kampf. Tücher, an lange Stöcke gebunden, werden von oben herab und von unten hinauf wie Fahnen geschwenkt, um die Moccoli auszulöschen. Man erwehrt sich ihrer so gut man kann, sucht sie mit Stöcken und langen Rohrstäben abzuparieren, oder mit den Händen zu erhaschen und abzureißen, und das Gelingen solcher Bemühung ist stets von dem lautesten Jubel begrüßt.

Ich versuchte es, mich auf einige Augenblicke in die Straße zu begeben, und stürzte mich mit einem Freunde in das brausende Getümmel. Aber um hier lange auszudauern und die Besinnung nicht zu verlieren, muß man ein Römer und an solche Dinge gewöhnt sein. Es war mir wie einem Schwimmer, der machtlos in starker Brandung kämpft.

Alle Wagen sind im Belagerungszustande. Die darin befindlichen, sitzenden oder auf den Sitzen stehenden Damen sind umgeben von beschützenden Herren, welche alle Angreifer von den Lichtern der ersteren abzuwehren und dabei zugleich ihre eigene Moccoli zu schützen unablässig bemüht sind. Man steigt auf die Tritte, erklettert die Räder, klimmt auf die Bedientensitze, und wo ein Angriff gelingt, ertönt das ewige senza moccolo! triumphierend durch die Nacht. Die Römer und Römerinnen bewegen sich in diesem elementaren Aufruhr wie Fische im Wasser, dem Fremden aber sind,

ehe er sich noch besinnen kann, seine Lichter ausgeblasen oder entrissen. Ich eilte einem heftig bestürmten Wagen zu Hülfe, und reichte einer Dame ein dem Nächsten schnell entrissenes Wachskerzchen zum Wiederanzünden des ihrigen. Sie lüftete die rosafarbene Drahtmaske mit einem reizenden mille grazie! Signor! und reichte mir einen Veilchenstrauß, den sie noch vom Karneval her trug. Aber in demselben Augenblick blies sie mir verräterisch mit einem fröhlichen o che vergogna, senza moccolo! (o welche Schmach, ohne Kerze) mein Moccolo aus.

Mitten in diese hellflammende Lust des reizenden Wahnsinns, mit welchem der fröhliche Held Karneval unter Fackelschein zu Grabe getragen wird, ertönt plötzlich das Ave-Marialäuten von den zahllosen Kirchtürmen der ewigen Stadt, und schnell, wie er begonnen, endet all der strahlende Glanz des heitersten Festes, „ausgelöscht wie eine Kerze mit einem Hauche!"

4. Die Charwoche in Rom.*)

Die Feier des Palmsonntags sollte in der Basilika**) der Peterskirche begangen werden. Auf dem Chore war für den Papst ein Thron errichtet zwischen der Kanzel und dem Hochaltare; zur rechten und linken Hand von dem Stuhle des Kirchenoberhauptes waren Bühnen und Bänke für die in Rom verweilenden Prinzen, für das diplomatische Corps und sonstige Fremde von hohem Rang hingestellt. Die erste Bank sollte von den Kardinälen, die zweite von den Bußbrüdern eingenommen werden. Zu beiden Seiten des Hochaltars und ganz um ihn herum waren erhöhte Sitze von mehreren Abteilungen für die Damen, die mit einer Einlaßkarte versehen waren, aufgerichtet. Eine Abteilung päpstlicher Miliz hielt den Zudrang der Menschen in gehörigen Schranken.

Bevor ich aber die Schilderung der Ceremonie unternehme, will ich einige merkwürdige Einzelnheiten über die Lieferung der Palmen mitteilen. Die Geschichte hat den Namen des jungen Seemanns aufbewahrt, der, als der Obelisk vor dem vatikanischen Palaste aufgerichtet werden sollte und der Papst Sixtus V. das strengste Stillschweigen bei Vermeidung der Todesstrafe den Zuschauern auferlegt hatte, den Mut besaß, zu rufen: Aqua alle funi! „Wasser auf die Stricke!" Ohne diese Erinnerung würde der Obelisk nicht zum Stehen gebracht worden sein, denn die Seile waren zu lang und konnten nur dadurch verkürzt werden, daß man sie anschwellen ließ. Sixtus V. ließ den jungen Schiffer vor sich kommen und gestattete ihm, sich eine Gnade zu erbitten. „Ich wünsche," antwortete der Fremdling, „daß mir ausschließ-

*) Nach M. Poujoulat: „Toscane et Rome." Vom Herausgeber.

**) Name sowohl für den Hauptteil der Kirche, wie für eine Hauptkirche selbst.

lich das Recht zu Teil werde, für den Palmsonntag die Palmen nach Rom liefern zu dürfen.“ Dieses Vorrecht ward ihm bewilligt. Sein Name war Breska, sein Heimatsort San Remo, eine kleine, an der Mittelmeerküste wenige Meilen von Nizza entfernte Stadt, in deren Gegend die Palmen in Überfluß wachsen; die Feldflur von Bordiguiera, zwei Stunden von Remo, ist wie übersäet davon. Seit jener Zeit hat die Familie Breska fortwährend dieses Privilegium behalten und besitzt es bis auf den heutigen Tag. Ich füge noch die Bemerkung hinzu, daß dieselbe Familie auch noch das Vorrecht inne hatte, nach Rom Schiffe, mit den verschiedenartigsten Waren beladen, ganz zollfrei einführen zu dürfen. Da aber diese Freiheit zu sehr gemißbraucht worden war, so setzte Pius VII. an ihre Stelle eine jährliche Pension von 120 römischen Thalern (scudi), ja er erteilte sogar dem Haupte der Familie Breska für immer den Rang eines Seekapitäns. Als dieser Kirchenfürst aus der Verbannung wieder in seine Hauptstadt zurückkehrte, ward er am „Thor des Volkes“ von einer Jungfrauenschar empfangen, die zum Zeichen des Sieges in den Händen Palmenzweige empor hielt. Es war der Ritter Breska gewesen (der in Rom seine Wohnung genommen hatte), welcher auf die schöne Idee eines so lieblichen Empfanges gekommen war. — Nun aber kehre ich zu der in Rede stehenden Ceremonie zurück.

Eine Bewegung der im Schiff der Peterskirche harrenden Volksmenge verrät die Annäherung des Oberhirten der katholischen Christenheit; voran gehen zu zwei und zwei und in feierlichem Schritt die Bußväter*) im Meßgewande und die Kardinäle im Chorrock, dann erscheint der Nachfolger des heiligen Petrus, auf einem Thronsessel getragen, der von einem Dache überdeckt und von zwei breiten Fächern mit weißen Federn zu beiden Seiten eingefaßt ist, so daß sich Se. Heiligkeit fast wie in einem Tabernakel oder einer Stiftshütte eingeschlossen sieht. An diesem Tage trug er nicht die dreifache Krone,**) sondern eine Bischofsmütze;***) in seinem Chormantel, der ihn bedeckte, glich er einer Bildsäule, die nur dann sich belebte, wenn sie den Gläubigen umher den Segen spendete. Der heilige Vater ward dem Hochaltare gegenüber niedergesetzt, verrichtete ein kurzes Gebet und bestieg dann den Thron, wo er die Palmen erst einsegnen und dann austeilen wollte. Die Palmenzweige sind ziemlich lang und sehr zierlich gewebt;†) derjenige, den der heilige Vater trug, hatte die Gestalt eines Kreuzes und war klein, damit er ihn mit Bequemlichkeit in der Hand führen konnte. Die Austeilung geschah unter dem Absingen frommer Lieder, mit ernster Würde und in feierlicher Ordnung, die Kardinäle, die Bußprediger und viele Herren in

---

*) Poenitentiarius heißt der vom Bischof beauftragte Priester, der die noch vorbehaltenen Sündenfälle erläßt und als geistlicher Strafrichter eine besondere Würde hat.

**) Tiara.

***) Mitra.

†) Das Volk empfängt Baumzweige. Die jungen Weiden-, Erlen- und Haselnuß-Kätzchen werden bekanntlich Palmen genannt und die Frühlingszeit, in der sie blühen, Palmenzeit. — Der Palmsonntag eröffnet die Charwoche — die letzte Woche vor Ostern.

Uniform oder Amtskleidung kamen zu zweien heran, um aus den Händen des heiligen Vaters die geweihte Palme zu empfangen. Jeder beugte seine Kniee vor dem Stellvertreter Jesu Christi und küßte dann das Kreuz auf seinem Pantoffel; die Kardinäle küßten die Palmen, welche sie empfangen hatten, die Hand und das rechte Knie des heiligen Vaters, und ließen, wenn sie zurückkehrten, den langen Schweif ihres Purpurmantels auf den Stufen des päpstlichen Thrones nachziehen. Es lag in diesem großen Feste der Palmen, in dieser Darlegung von Glanz und Triumph — inmitten einer unzählbaren Menschenmasse und unter den Gewölbebogen des schönsten Tempels der Welt, etwas, das auf eine großartige Weise den siegreichen Schritt der Kirche durch die Jahrhunderte hindurch ausdrückte.

Die Messe wurde von einem Kardinal abgehalten. Ich werde nicht bei den Einzelnheiten des Ceremoniels verweilen, was jederzeit dann in Anwendung kommt, wenn der heilige Vater dem Hochamte beiwohnt; ich begnüge mich, zu sagen, daß der Passionsgesang in Wahrheit schön und feierlich war; die Stimmen des Jesus, der Evangelisten und des Volkes waren wohl imstande, die Gemüter zu rühren und zu erschüttern. Indem ich von der Passionsfeier spreche, möchte ich wieder an den ganz verschiedenen Eindruck zwischen Jerusalem und Rom erinnern: auf Golgatha drang die volle Gegenwart des gekreuzigten Jesus auf mich ein, meine Seele war niedergebeugt in der Anschauung des leidenden Erlösers, ich fühlte seine Schmerzen nach; ich suchte jetzt dasselbe Gefühl wieder zu erwecken, aber der Anblick des christlichen Rom wirkte immer wie eine Zerstreuung auf mein Gemüt, wie eine Veräußerung meiner inneren Trauer.

Als ich in der Basilika der Peterskirche die Leidensgeschichte Jesu las,*) die so einfache und ergreifende Schilderung seines Todes, ward ich von dem Gedanken betroffen, daß diejenigen, welche den Heiland gerichtet und verurteilt hatten, Römer gewesen waren, und daß römische Soldaten es gewesen waren, welche den Erlöser zur Schädelstätte geführt und die Wache vor dem Kreuze gebildet hatten. Was würden jene Römer wohl dem geantwortet haben, der zu ihnen gesagt hätte: Ihr Bürger Roms, die ihr auf den sieben Hügeln eurer ewigen Stadt Tempel errichtet habt für alle Götter, und Paläste für eure Cäsaren, vernehmt es! Dieser Jesus, den ihr so eben den schändlichen Tod der Mörder und Bösewichter habt sterben lassen, wird dereinst allein in eurem Pantheon verehrt werden, wird allein in eurer Roma seinen herrlichen Tempel behaupten, wenn die Tempel eures kapitolinischen Jupiter, eurer Minerva und Venus zerstört, zertrümmert, in Staub zerfallen sein werden; man wird die Steine, die Säulen, das Erz eurer Heiligtümer nehmen und daraus demjenigen einen Tempel bauen, den eure Hände gegeißelt und ans Kreuz genagelt haben. Und jener Jünger, Simon

*) Während der Feier des Hochamtes, wo der Priester die Messe liest, und vom Chore die Stimmen der Sänger und die Töne der Instrumente erschallen, pflegen die Andächtigen in ihren Gebet- und Erbauungsbüchern zu lesen.

Petrus genannt, der schwach und furchtsam in vergangener Nacht seinen Herrn und Meister dreimal verleugnet hat, er wird zu Nachfolgern Päpste haben, die sich mit einer einfachen Krone nicht genügen lassen, sondern eine dreifache aufsetzen und das Recht in Anspruch nehmen, die Herren und Gebieter des Erdreiches zu sein!

Man würde den Menschen, der am Tage der Kreuzigung Jesu solche Worte geredet hätte, als einen Wahnsinnigen verlacht, oder als einen Gotteslästerer gleichfalls gekreuzigt haben.

Die „Feier der Totenmesse" am heiligen Mittwoch fand in der Sixtinischen Kapelle statt, der prächtigen päpstlichen Kapelle, worin die großartigen Schöpfungen des Michel Angelo sich befinden. Diese Kapelle vermag kaum 300 Personen aufzunehmen, und an diesem Tage wollten Tausende von Fremden hineindringen. So ward ich denn fast erstickt und hatte Mühe zu atmen, während man die Psalmen und Klagelieder (nach Jeremias) sang. Was hätte ich doch darum gegeben, dieser tief ergreifenden Feierlichkeit unbelästigt in einer von unsern einfachsten Kirchen mich hingeben zu können.

Doch ward ich des Gedränges ungeachtet bald zur Andacht gestimmt, als unter allen Anwesenden die tiefste, ich möchte sagen heiligste Stille eintrat, und die himmlischen Töne, wie von Engeln, die um ein verlorenes Paradies weinen, aber voll göttlichen Vertrauens der Liebe Gottes gewiß sind, in unsere Ohren und Herzen drangen. Die Sonne war schon untergegangen und warf einige letzte Strahlen auf die Fenster der Kapelle: da ertönte das Miserere*) des unsterblichen Allegri, und manches Auge floß über von Thränen, manche Seele ward von heiligen Schauern ergriffen.

Am grünen Donnerstag in aller Frühe strömte die Menge nach St. Peter, um hier der Ceremonie des Fußwaschens beizuwohnen, welche in einer von den Seitenkapellen der Basilika stattfinden sollte. Ein ganz einfacher Thronsessel war in der Mitte der Kapelle, etwas erhöht, für den Papst aufgestellt worden; ein langer Auftritt war für die 13 Apostel bestimmt, lauter Priester oder Diakonen, aber den verschiedensten Nationen angehörend. Auf beiden Seiten der Kapelle standen Bänke für die Damen, die Männer in Festkleidung drängten sich in den Umkreis, blieben aber stehen. Die Prinzen nahmen auf einer Tribüne Platz, unter dieser das diplomatische Corps. In dem Maße, als die Stunde der Ceremonie näher rückte, drangen auch die Wogen der Neugierigen — denn „der Gläubigen oder Getreuen", wäre nicht ganz richtig gesagt — in den reservierten Umkreis hinein; die Menge war überall. Wenn man die Augen zu der Kuppel erhob, wo abermals das Genie des Michel Angelo sich verewigt hatte, so bemerkte man im Umfange der Galerie einige Hundert schwarze Punkte; es waren Menschen, die, mit Ferngläsern bewaffnet, das Schauspiel aus der Vogelperspektive betrachteten. — Die 13 Apostel hatten sich auf den Bänken niedergelassen, welche

*) „Herr, erbarme dich unser!" Psalm 51.

auf einen Teppich gestellt waren, der die Nachtmahlsscene, nach dem Bilde des Leonardo da Vinci, in seiner Stickerei sichtbar machte. Sie trugen ein Oberkleid von weißer Wolle und eine Art viereckiger weißer Mütze; ihr rechter Fuß war entblößt, denn er sollte vom heiligen Vater gewaschen werden. Das Waschbecken war von Silber und reich vergoldet. Ein wahrhaft christlicher Anblick bot sich nun der Versammlung dar. Das Oberhaupt der katholischen Christenheit trat heran, nachdem er eine kleine Schürze vorgebunden, wusch den 13 Aposteln die Füße, trocknete sie und küßte sie dann. Jeder Apostel, nachdem sein rechter Fuß gewaschen worden war, empfing vom Prälaten-Schatzmeister zwei Medaillen, eine von Gold und eine von Silber, und von einem Kardinal einen Blumenstrauß. Alle diese Priester oder Diakonen zeigten auf ihrem Gesichte Empfindungen inniger Andacht; es schien, als litten sie bei dem Anblicke des dienstfertig vor ihnen sich neigenden Stellvertreters Jesu Christi.

Die Abendmahlsfeier, zur Erinnerung an die letzte Mahlzeit, welche der Herr mit seinen Jüngern hielt, als er mit ihnen das Osterlamm aß, folgte der Ceremonie des Fußwaschens sogleich nach. Der Tisch der 13 Apostel war aber nicht in derselben Kapelle zubereitet, sondern in einem Saale des Vatikans. Die Menge stürzte nach den Treppen hin, welche zu diesem Saale führten, und die Verwirrung und das Gedränge war groß. Man hörte das Schreien und Seufzen der Frauen; auch war der für die Ceremonie gewählte Raum viel zu klein, um alle die herandringenden Zuschauer fassen zu können. Man fragte sich, warum nicht dem unermeßlichen Schiff der Peterskirche der Vorzug vor einem einfachen Schloßsaale gegeben sei?

Über das Einzelne der Nachtmahlsfeier vermag ich kaum Bericht zu erstatten, da die Unordnung und das Gedränge nicht gestatteten, dem heiligen Mahle mit Aufmerksamkeit zu folgen. Der Papst im Chorhemde und der Stola segnete zuerst das Osterlamm ein, reichte dann den Aposteln das Wasser zum Händewaschen dar und bediente sie während des Essens, zur Erinnerung an die Worte: „Der Größte unter euch soll euer Diener sein; denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet." *) Schade, daß der Papst solche Demut nur in einigen Ceremonieen zeigt!

Die gottesdienstliche Handlung, welche man nur in der Basilika von St. Peter finden kann, hatte auch für den Nachmittag eine große Menge herbeigezogen. Der Kardinal Groß-Pönitentiar, der an der Hauptthür der Metropolis **) mit aller Feierlichkeit von einer Schar Priester und Chor-

*) Der heilige Vater pflegt in der Regel die ärmsten Priester sowohl für die Ceremonie des Fußwaschens, als auch für die darauf folgende Mahlzeit in jenem Palaste einzuladen.

**) Metropole = Mutterkirche, hieß ursprünglich diejenige Stadt und Kirche, die einen Bischof hatte.

knaben empfangen wurde, begab sich zuerst nach dem heiligen Grabe,*) um hier zu beten, und dann in seinen Beichtstuhl, um die Beichte aller derer zu hören, welche sie abzulegen wünschten. In seiner Rechten hielt er eine Rute, um damit einen leichten Schlag auf das Haupt derjenigen zu erteilen, die (oft aus weiter Ferne) herbeigeeilt waren, um den Sündenerlaß zu empfangen, der an diesen Akt der Demütigung geknüpft ist. Die katholische Kirche sichert den Gläubigen die Vergebung der Sünden durch die verschiedenartigsten Mittel.

Noch eine andere Ceremonie findet vor der Abendfeier des grünen Donnerstages statt, nämlich die Wallfahrt der armen Pilger, die in Begleitung der vornehmsten römischen Damen heranziehen, um vor dem heiligen Grabe niederzuknieen, und im Anblick der heiligen Hostie, die vor dem Grabe aufgestellt ist, als Sinnbild des göttlichen Lebens inmitten des Todes, ihr Gebet zu verrichten. Die römischen Prinzessinnen an der Seite der armen Fremdlinge gewähren ein wohlthuendes Gefühl des Christentums, das in die Welt gekommen ist für die Armen und Kleinen, wie für die Reichen und Großen.

Am Abend dieses Tages, als schon die Schatten der Nacht die Basilika erfüllten, ging ich von Kapelle zu Kapelle und war glücklich in der Sammlung meines Gemüts, die mir durch die Abwesenheit der Menge vergönnt war. Mitten im Schiff war ein großer Leuchter angezündet, denn die 112 Lampen des „Glaubensbekenntnisses des heiligen Petrus" durften in dieser Trauerzeit nicht angesteckt werden; nur noch von einem Punkte in dem großen dunklen Raume strahlte ein helles Licht: das kam von den vielen Kerzen am heiligen Grabe, vor dessen Altare Männer und Frauen auf die rührendste Weise niedergekniet waren und beteten. Diejenigen, welchen man um diese Stunde in der Metropole begegnete, waren keine Neugierigen, sondern fromme Gläubige. — Auch der Reliquiensegen ward dann noch an diesem Abend gespendet. Über der Bildsäule der heiligen Veronika war ein Kreuz von Wachskerzen angezündet, und auf einer kleinen Tribüne stand ein Priester, um die Umstehenden mit den heiligen Reliquien einzusegnen: ein Stück von dem Holz des echten Kreuzes Jesu, ein Splitter von der heiligen Lanze, der Schleier der heiligen Veronika — jede einzelne Reliquie war in

*) Um die Ruhe des gekreuzigten Heilandes am Grabe anschaulich zu machen ist in allen katholischen Kirchen das „heilige Grab" aufgebaut, besonders prächtig in den größeren Städten, doch wetteifern selbst die Dörfer in einer schönen Ausstattung des Grabes Jesu; der heilige Leichnam, aus Holz gebildet, liegt in der wie eine Felsengrotte gestalteten Höhle ausgestreckt; vor dem Eingange sitzen zwei römische Soldaten mit ihren Spießen, auf Holz gemalt oder aus demselben geschnitzt; in ähnlicher Weise sind die Engel dargestellt, welche über dem Grabe schweben. Das Ganze ist mit grünem Laubwerk und Blumen verziert. Die feierliche Beisetzung des heiligen Leichnams geschieht am Charfreitage, wo auch das „Allerheiligste" (die Monstranz) in feierlicher Prozession vor das Grab zur Anbetung hingestellt wird und bis zur Auferstehung da stehen bleibt.

eine silberne Sonne gefaßt, die ringsum in einer Strahlenhülle leuchtete und das schönste Lichtspiel bildete. Schweigend auf das Pflaster des Schiffes niedergestreckt, beteten die Versammelten sie an.

Der Schwarm von Fremden hatte sie in dem zerstreuenden Lärme der vorigen Tage müde gemacht, ja einige hatten sogar für ihre Neugier büßen müssen. So ging die Ceremonie der Kreuzanbetung in der Sixtinischen Kapelle um 10 Uhr früh des Charfreitags mit einer Stille vorüber, wie sie die ehrfurchtgebietende Würde der gottesdienstlichen Handlung an diesem Tage erheischte. Die Anbetung des Kreuzes von seiten des heiligen Vaters, der Kardinäle und Prälaten stellte mir ein erhabenes und zugleich rührendes Beispiel vor die Seele; es war ergreifend, den Kirchenfürsten, einen ehrwürdigen Greis, mit entblößtem Haupte und nackten Füßen, die Hände gefaltet, sich hinwerfen zu sehen vor dem Holze, welches das Werk der Erlösung uns vorhält; zu sehen, wie die obersten Priester der Kirche in tiefer Demut vor dem Kreuze sich beugten; in diesem Augenblicke war aller menschliche Glanz und Pomp und Rangunterschied verschwunden, jede andere Größe verblichen vor jener Größe, die das heilige Holz andeutet; und diese Anbetung des Kreuzes geschah zu Rom, in derselben Hauptstadt „der Welt", welche einst das Kreuz mit Feuer und Schwert verfolgte und seine Anbeter mit der größten Schande bedeckte! Während der Ceremonie ließ die Kapelle Gesänge von wunderbarster Einfachheit, aber tief ins Herz dringender religiöser Empfindung ertönen. Das Improperium von Palestrina drang in unser Ohr wie der zärtlich-schmerzliche Vorwurf des Erlösers, den er an das undankbare Israel richtete: „Ich wollte euch versammeln unter meine Flügel, wie die Henne ihre Küchlein — aber ihr habt nicht gewollt!" Die Worte des Heilandes klangen in jenen Tönen und sprachen zu der Menschheit, die unstät in ihrer Verblendung umherirrt und das auf Golgatha für sie vergossene Blut vergessen hat.

Bei dieser Feierlichkeit in der Sixtinischen Kapelle bot alles den Anblick der größten Trauer dar, mit Bezug auf den Sterbetag Jesu Christi. Der Thron des Papstes war ohne Behänge und ohne Baldachin; die Bänke der Kardinäle waren von ihren Teppichen entblößt; die geistlichen Fürsten hatten ihren Siegelring abgelegt, die ihnen vorgetragenen Scepter waren umgekehrt; ein Chorhemd von violetter Sarsche bildete ihren ganzen Schmuck. Auch der Papst hatte einen solchen Chorrock angelegt und gleichfalls seinen Siegelring abgestreift; der Vater der Christenheit erteilte heute keinen Segen — alle Gnaden, alle Schätze des Himmelreichs sind für diesen Tag aufgehoben und verschlossen, ein unendlicher geistiger Tod beherrscht den Erdkreis.

Über die Feierlichkeiten des heiligen Samstages kann ich hinweggehen, da sie in Rom wie in jedem andern katholischen Orte abgehalten werden. Eine Eigentümlichkeit dieses Tages ist übrigens die Taufe der Neubekehrten, die jedes Jahr im Lateran des heiligen Johannes stattfindet. Ich wohnte dieser Ceremonie bei und sah einen jüdischen Jüngling von etwa 20 Jahren,

der, mit einem weißen Kleide angethan, nach Art der Christen die Taufe empfing, nachdem er zuvor seinen Glauben, auf die ihm vorgelegten Fragen antwortend, abgelegt hatte.

Um die Mitternachtsstunde erfüllte ein allgemeines Frohlocken und Freudengetön die Hauptstadt der christlichen Welt; der Heiland hatte den Stein vor seinem Grabe gesprengt, dem Tode die Macht genommen und der Welt sich wieder gegeben. In allen Kirchen läuteten die Glocken, die Artillerie auf der Engelsburg löste die Kanonen, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen donnerten die Böller, und lauter freudige Bewegung war überall. Die Trauerwoche war zu Ende.

Der erste Ostertag ward mit der großartigsten und prächtigsten Ceremonie gefeiert. Der Papst selbst hielt in St. Peter das Hochamt, welches das „hohepriesterliche“ heißt. Es ist in der Wahrheit ein eigentümliches Schauspiel, den Nachfolger Petri, der sich den „Knecht der Knechte Gottes“ nennt, zu sehen, wie er unter dem prächtigen Thronhimmel herumgetragen wird, von schmetternden Trompeten begrüßt, von einer unzählbaren Menschenmenge umringt, die das große Schiff der Kirche erfüllt; zu sehen, wie die geistliche Armee, d. h. sämtliche religiöse Orden in ihrer verschiedenen Ordenstracht, wie der ganze päpstliche Hofstaat, alle Prälaten, alle Kardinäle in ihrem verschiedenartigen prächtigen Schmuck dem Kirchenoberhaupte voranziehen. Der Papst zeigt sich an diesem Tage in allem Glanze und aller Herrlichkeit, und sein Zug soll die Macht der ganzen katholischen Kirche veranschaulichen. Die dreifache Krone glänzt auf seinem Haupte; 4 einfache Kronen und 2 Bischofsmützen werden von Kaplänen in rotem Oberkleide ihm nachgetragen. *)

Was mich während der Feier des Hochamtes am meisten bewegte, war die Erhebung der Hostie und die Kommunion. Ein tiefes Schweigen herrschte im ganzen weiten Raume der Kirche; 30,000 Andächtige waren auf ihre Kniee gesunken, als (nach der Lehre und dem Glauben der Kirche) der Leib des Herrn in der Gestalt des Brotes sich offenbarte; der Papst allein stand aufrecht vor dem Altare und hielt die weiße Hostie empor unter dem laut schmetternden Posaunen- und Trompetenschalle.

Nachdem er mit der Hälfte der Hostie sich selber das heilige Abendmahl gegeben hatte, teilte er die andere Hälfte in zwei Teile und gab die Kommunion dem Kardinaldiakonus und dem Unterdiakonus, die er zuvor umarmte. Wie gewöhnlich trank der heilige Vater nicht aus einem Kelche, sondern aus einem goldenen Rohre.

Um die Mittagsstunde erteilte der Papst von der Höhe des an der Vorderseite der St. Peterskirche befindlichen Balkons herab der Christen-

*) Seitdem der Papst das weltliche Regiment des Kirchenstaats verloren hat und der König von Italien in Rom eingezogen ist, haben Pius IX. und sein Nachfolger Leo XIII. auf diesen Umzug verzichtet.

schar den Segen. Wer diesen Anblick nicht aus eigener Anschauung gehabt hat, macht sich schwer eine Vorstellung davon. Hunderttausende von Christen, aus allen Teilen der Erde herbeigeströmt, bedecken den Platz vor dem Vatikan; alle Glocken in Rom lassen ihre Töne durch die Lüfte erklingen; die Kanonen donnern von der Engelsburg herab; der Papst hält eine kurze Rede, und am Ende derselben macht er über das versammelte Volk drei Kreuze und erhebt die Hände gen Himmel, um den göttlichen Segen herabzuflehen. Hinter dem Segen kam aber auch gleich der Fluch und Bannstrahl, geschleudert auf alle Ketzer und Ungläubige, auf alle, die den Papst nicht für den Statthalter Gottes auf Erden halten.

Neunter Abschnitt.

1. Die alten Hellenen und die Neugriechen. — 2. Athen. Die Ankunft. Die Stadt. Die Akropolis (Burg).

1. Die alten Hellenen und die Neugriechen.*)

Zwischen Kleinasien, der griechischen Halbinsel und der Insel Kreta ist das viereckige Bassin eines kleinen Binnenmeeres, von der übrigen Masse der mittelländischen Wasserwelt abgeschlossen. Dieses Wasserviereck läßt sich als ein großer Salzsee mit verschiedenen Ausgängen, die nach größeren Meerespartieen führen, betrachten.

Das Innere des Beckens ist mit einer Menge bergiger Inseln vulkanischen Ursprungs bestreut und erfüllt, denen sich in Bezug auf Naturreize, Fruchtbarkeit und sonstige Vorzüge wenige andere Inselgruppen gleichstellen können. Ein glänzender Himmel wölbt sich über ihnen. Sie haben einen milden Winter und werden durch die Seeluft vor übermäßiger Hitze bewahrt. Sie sind sämtlich bewohnbar, bieten liebliche Thäler und zwischendurch bequeme Flächen zum Anbau für Traubengelände, Oliven- und Citronenhaine und von süßem Honig träufelnde Binnengärten dar. Und fast alle haben so sichere Häfen, wie man deren sonst selten so viele neben einander findet.

Wie die Inseln, so sind auch die Küsten des Festlandzirkels umher sehr bunt gestaltet. Von Norden, Osten und Westen her ragen die Länder mit vielen schönen Halbinseln in das Meeresbecken herab. Tiefe, schutzreiche Buchten und Busen und unvergleichliche Häfen dringen ins Innere des Landes und laden überall zur Schiffahrt ein.

Fast möchte man das ganze Ägäische Meer wegen seines Reichtums an Ankerplätzen und Rheden als einen einzigen großen Hafen betrachten. Und recht wohl könnte man das gesamte Griechenland ein Europa im Kleinen nennen. Wie Europa durch seine vielfache Gliederung, seine wunderbare Verkettung

*) Von J. G. Kohl.

des Flüssigen und des Festlandes allen anderen Teilen der Erde überlegen ist, so ist es Griechenland dem übrigen Europa. Und wie die europäischen Völker, nachdem sie einmal erwacht waren, es allen andern Völkern der Welt in Schiffahrt, Handel, Verkehr, Thätigkeit, Energie, Kultur und Wissenschaft zuvorthun mußten, so war, scheint es, das Ägäische oder Griechische Meer von Haus aus dazu bestimmt, die erste Wiege und Schule dieser europäischen Thatkraft und Blüte zu werden.

Wann und wie sich die erste menschliche Bevölkerung in dieses wundervolle Becken, über jene anmutigen Inseln und Halbinseln ergoß, ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Doch scheint aus der Sprache der Hellenen so viel ersichtlich, daß sie und ihre Stammväter oder Vorfahren, als welche man die Pelasger zu nennen pflegt, aus Osten über Kleinasien gekommen sein mußten und dem großen indogermanischen Völkerstamm angehörten, der unserm Europa alle seine vornehmsten und geistreichsten Völker gegeben hat. Ihre Sprache zeigt sie uns innig verwandt mit den keltischen, romanischen, germanischen und slavischen Völkern. Wie diese, so haben die Griechen ihre Ur- und Herzwurzeln in Indien und am Himalaya.

Unter welcher Anführung, unter welchen nähern Umständen und Begebenheiten sich die Altvordern der Hellenen, die sogenannten „Pelasger" von dort ablösten, wie sie sich schon in dieser ihrer Urzeit hervorthun und auszeichnen mochten, und wie sie sich dann durch die asiatischen Westländer und durch Kleinasien hindurch schlugen — dies alles hat uns niemand so genau überliefert, wie z. B. ein Moses die ersten Anfänge und Ursprünge der Israeliten. Gerade die beiden Völker, welche im Altertum die größte Bildung und Bedeutung errangen, die Griechen und Römer, teilen das Schicksal, daß über ihre Urgeschichte und über die frühesten Bewohner ihrer Länder noch größere Ungewißheit herrscht, als über manche andere, minder kultivierte Rassen, und dies ist zum Teil eine natürliche Folge eben ihrer frühzeitiger gereiften Kultur und Blüte, die alles Vorgefundene und von alters dagewesene Barbarische verdunkelte, überstrahlte, verachtete und bald in Vergessenheit brachte. Alles, was wir sagen können, ist, daß die sogenannten Pelasger, namentlich aber ihre Nachfolger — oder Kinder? — die Hellenen, ein von vornherein mit trefflichen Anlagen versehenes Barbarengeschlecht gewesen sein müssen, und daß sie durch ihr gutes Glück in ein Vaterland, in ein Haus eingeführt wurden, welches zur Entwickelung solcher trefflichen Grundeigenschaften so günstig wie möglich eingerichtet war, nämlich in jenes bunt gestaltete Bassin des Ägäischen Meeres, das wir soeben mit einigen Zügen charakterisierten.

Trotz dieser Gunst und Gaben scheint es nichtsdestoweniger, daß selbst auch bei den Griechen, wie bei allen anderen europäischen Völkern, die zündenden Funken von außen kommen mußten. Die Mythen der Helden weisen auf Einwanderungen hin als auf solche Ereignisse, welche ihnen die Anregungen zum sittlichen Leben gaben, auf eine aus der Fremde kommende Lehrerin des Ackerbaues, die Demeter, welche die Ehe stiftete, den Feigen-

baum nach Griechenland brachte, wie Minerva den Ölbaum, — auf einen ausländischen Prometheus, der den Griechen die mit Feuer betriebenen Künste lehrte. Selbst den Gebrauch des Eisens empfingen sie aus der Fremde. Die Einführung des Pferdes, der Kunst des Spinnens und Webens wurde dem Poseidon, dem Gotte des Meeres, zugeschrieben, d. h. wohl nur: sie kamen übers Meer zu dem noch unkundigen Inselvolke. Ebenso gelangten zu ihnen zu Schiffe aus Phönizien und Ägypten durch Cadmus, Danaus, Pelops die ersten Gesetzgeber, Staatenbegründer und die Erbauer von Burgen und Städten, ein großer Teil ihrer Götternamen, ihrer religiösen Fabeln und Satzungen.

Alle Anfänge der Gesittung brachten den Griechen Schiffer und Handelsleute zu; ihre Kultur war mit einem Worte aus dem Meere geboren. Der Lage und Beschaffenheit des Landes gemäß wuchs sie dann auch bei ihnen durch Hilfe des Meeres weiter. Von vornherein wurden die Griechen selbst ein Volk von Seefahrern und Handelsleuten. Der älteste Name der Landeskinder „Pelasger" soll auch, wenigstens nach der Meinung einiger, vom griechischen Pelagos (Meer) abzuleiten sein, und nichts anderes als Seeleute bezeichnen. Nach dem großen Gotte des allumfassenden Himmels, dem eingeborenen Zeus, war Poseidon, der Gott der Gewässer und Winde, bei ihnen der zweite. Er waltete über ihre Schicksale mächtiger und eingreifender als die anderen, zu ihm stiegen in den zahlreichen, auf den Inseln und Vorgebirgen errichteten Tempeln ihre eifrigsten Gebete empor. Aus den Salzwogen tauchte ihnen die Göttin der Schönheit Aphrodite hervor, und im Meere hatte selbst der Sonnengott Helios seinen Palast, wo er in den Armen der unter dem Wasser waltenden Thetis ruhte.

Die ersten bedeutenden gemeinsamen Unternehmungen der Griechen, in denen sie sich als einiges Volk bethätigten und empfinden lernten, der Argonautenzug, der Trojanerkrieg, waren große Flotten- und Seeexpeditionen, und wie damals zur Zeit des Argonautenzuges sich ganz Griechenland aus dem Ägäischen Meere erhob, so hat es aus demselben Meere, aus seinen Inseln und Häfen noch oft so wieder frische Kräfte gezogen. Wie jener vom Herkules zu Boden geworfene Antäus stets von seiner Mutter, der Erde, neues Leben empfing, so hat sich Griechenland, wenn es niedergeworfen war (selbst wieder in unseren Tagen), aus seiner Mutter, der See, regeneriert. Ihre ältesten und bei ihnen am meisten volkstümlich gewordenen Gesänge, die Dichtungen Homers, haben Seeräubereien, Seeabenteuer und Schiffahrt zum Gegenstande. Es sind Poesieen, die noch heutigen Tages, wie vor 3000 Jahren, beim griechischen Volke am besten verstanden werden, eben so wie bei dem Nomadenvolke der Araber die Traditionen von ihren Hirtenpatriarchen Abraham und Ismael.

Einmal von außen her angeregt, entwickelte der fruchtbare und wie das Wasser bewegliche Genius der Griechen eine wunderbar vielseitige Thätigkeit nach allen Richtungen des menschlichen Schaffens hin. Zum Enthusiasmus — es ist ein schönes Wort griechischer Empfindung — geneigt, mit Phan-

tasie und einem lebhaften Ahnungsvermögen begabt, erkannten sie auf den weitschauenden Gipfeln ihrer Berginseln, in den Hainen ihrer Küstenthäler, auf den blumengeschmückten und von lieblichen Quellen und Flüssen berieselten Fluren ihrer kleinen Uferlandschaften überall die Spur einer Gottheit. Jedes Versteck ihres Landes wurde von der Dichtung verherrlicht und verewigt. Sie lernten die Götter verehren, und in allen Gegenden Griechenlands blühten Orakelstätten, Tempel und Wallfahrtsorte empor. Jeder Zoll des Landes wurde klassisch und geheiligt:

Alle Höhen füllten Oreaden. —
Ein Dryas lebt in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Wie ihr Land, so bot auch ihr Leben die stärksten Kontraste. Das Schifferleben war reich an Wechsel und bunten Begebenheiten und hätte allein schon hingereicht, den Erzählern, den Rednern, den Dichtern den Mund zu öffnen. Im Hintergrunde dieses wildbewegten stürmischen Seelebens aber lagen die kleinen reizenden und friedlichen Heimaten in den Inselverstecken, die häuslichen Herde an den Abhängen der Berge, die fruchtbaren Ackerfluren längs der klaren Flüsse und das idyllische Hirtenleben auf den Bergen Ida, Pelion, Helikon und im Innern von Arkadien. Natürlich mußten sich die Griechen unter solchen Naturverhältnissen und Kontrasten dichterisch erregt fühlen. Sie griffen in die Lyra und sie haben gespielt und gesungen wie keine andern vor und nach ihnen.

Nach dem Muster der von den Ägyptern und Phöniziern bei ihnen gegründeten Gemeinden stifteten und ordneten sie blühende Städte, Republiken und Staaten in Menge rings um den Archipelagus herum. Dort erstarkt, segelten sie weiter auf den nassen Pfaden des Meeres, erfüllten Italien und Sicilien mit ihren Kolonieen, steckten Leuchttürme der Bildung an allen barbarischen Küsten des Schwarzen Meeres aus, umfaßten damit, wie mit einer goldenen glänzenden Verbrämung, den ganzen Nordsaum von Afrika und impften von Massilia aus dem fernen Gallien die ersten Anfänge der Kultur ein; selbst aus den Säulen des Herkules segelten sie hinaus auf den unermeßlichen Ozean.

Indem sie auf diese Weise die bekannte Welt durchmaßen, fingen sie, deren Geist eben so idealer als praktischer Natur war, an, über das Weltall zu spekulieren, und es traten mitten auf ihren mit Waren erfüllten Märkten und in ihren von Geschäften und Völkern wimmelnden und lärmenden Häfen eben so scharfe als tiefsinnige Denker, Naturforscher und Philosophen auf, die je nach den Standpunkten ihrer Weltanschauung eine Fülle von Systemen, Schulen und Sekten begründeten. Der Handel mit den verschiedenartigsten Völkern erzeugte bei ihnen Reichtum und Luxus, ließ ein Streben nach der Ausschmückung des Alltagslebens erwachen — und die schönen Künste sich entfalten. Ein Apelles, ein Praxiteles und unzählige ihrer Schüler fanden sich ein, unter deren Händen der Marmor sich gestaltete, die herr-

lichsten Tempel und Hallen erwuchsen und die Schöpfung auf der Leinwand sich frischfarbig abspiegelte.

Wie es in dem Vaterlande der Griechen keinen monarchischen, alles ausschließlich bedingenden Nil, keinen kolossalen, gebieterischen Ganges, kein unermeßlich weit gestrecktes und einförmiges Mesopotamien gab, wie bei ihnen im Gegenteil alles zerklüftet, bunt und zierlich gegliedert, eine leicht zu handhabende und den Menschen nicht überwältigende Natur, kleine Thäler, schmale Ebenen, zahlreiche mäßig hohe Berge, und doch dabei alles durch den glatten Spiegel des Meeres eng verbunden und verschmolzen war, so ist auch dem entsprechend die Natur des griechischen Volksgeistes selbst eine vielgliedrige, ein auf allen Seiten geschliffener Edelstein geworden. Ganz im Gegensatz zu anderen Nationen, z. B. zu der einförmigen und ungegliederten Masse, welche der russische Land- und Volksgeist uns heutzutage bietet, stellten die Hellenen einen in viele Zweige auseinander gegangenen Baum mit gefälliger Gruppierung der Partieen dar. Ihre Sprache spaltete sich in mehrere Dialekte, ihr Stamm in zahlreiche Geschlechter, die alle sehr verschiedene Qualitäten und doch alle gleich ausgezeichnete Grundtugenden besaßen, und die auch alle, trotz ihres Hinausstrebens in oft sehr entgegengesetzte Richtungen, doch, wie ihre Inseln durch das dazwischen ausgegossene Meer, von dem Bande gemeinsamer Sympathieen und Tendenzen unter einander umschlungen und verknüpft wurden.

Dieselben Verhältnisse, welche die verschiedenen Dialekte, Baustile und Philosophenschulen der dorischen, der jonischen und äolischen Griechen hervorbrachten, erzeugten bei ihnen auch eben so eine ungemeine Mannigfaltigkeit der politischen Verfassungen und bürgerlichen Zustände. Auch in dieser Hinsicht haben sie innerhalb ihres Lebenskreises so zu sagen alles Denkbare erschöpft. Demokratieen, Monarchieen, Oligarchieen und Aristokratieen, Geld- und Pöbelherrschaft, Militärdespotie und Priestergewalt wechselten unter ihnen je nach Geschlecht, Zeit und Ort. Man glaubt das Fremdartigste, Südpol und Nordpol, in Steinwurfsnähe neben einander hausen zu sehen. Die Extreme der Zustände, zügelloseste Freiheit und unbarmherzigste Tyrannei unter dem Joch eines einzelnen scheinen sich unter den Griechen fast die Hände zu reichen, und zwischen beiden Extremen in der Mitte giebt es dann wieder eine Fülle von Staatsschöpfungen, die aus der umsichtigsten Überlegung, aus der allseitigsten und sorgfältigsten Berücksichtigung des Charakters der menschlichen Natur hervorgingen.

Die Revolution und der Wechsel der Herrschaft waren bei diesen rastlosen und neuerungssüchtigen Leuten permanent. Vergebens sieht man sich in ihrer stets stürmischen Geschichte nach einem solchen ruhigen, sonnigen Zeitpunkt um, wie ihn z. B. die Geschichte Roms zur Zeit des Augustus und seiner Nachfolger darbot, in welchem die Künste des Friedens und die Wissenschaften nach unseren Begriffen gemächlich hätten blühen können.

Und dennoch blühten sie unter ihnen schöner, als sonst nie und nirgends. Mit dem Schwert umgürtet, schrieben die energischen Hellenen Ge-

schichte in einer Weise, wie sie später so markig nie wieder geschrieben worden ist. Den Giftbecher leerend, den die unduldsamen Mitbürger ihnen reichten, gaben die griechischen Weisen moralische Lehren der Toleranz und Liebe, die noch jetzt nicht vergessen sind. Mitten im irdischen Getümmel der Straße, unter den Aufregungen des Forums spekulierten ihre Philosophen ruhig und unbeirrt über die überirdischen Dinge. Mitten in dem ewigen Parteigezänk und blutigen Waffengeklirr huldigten ihre Dichter und Künstler den Grazien und schufen so vollkommene, wohlklingende und harmonische Sprachgebilde, wie sie keinem friedlicheren Volke je wieder gelungen sind. Wenn man das Thun und Treiben der Griechen im ganzen überschaut, so glaubt man tollkühne, geniale Männer zu sehen, die es verstanden, Blumen zu ziehen in den feurigen Schlünden von Vulkanen, und die den Musen Tempel gebaut haben am Rande noch wütender Lavaströme.

Eben so, wie in dem Mutterland Hellas, so ging es auch in den Kolonieländern her. Die Töchterstädte der Griechen entstanden meistens infolge innerer Zwietracht und leidenschaftlicher Parteiausbrüche, und diese Kolonieen selbst, mit denen sie die barbarischen Gestade des Mittelmeeres civilisierten, scheinen eben so viele Krater gewesen zu sein, die das Land umher, wie der Ätna, zugleich verwüsteten und wunderbar befruchteten.

Es lag vermutlich in der merkwürdig heftigen und feurigen Natur der Griechen, daß die ganze Zeit ihrer höchsten Blüte, ihres schönsten Schaffens nur kurz war, und daß sie alle ihre schöpferische Kraft nur in einem, wie ein flüchtiger Traum vorüberschwebenden Momente konzentrierte. — Zur Zeit des Perikles im 5. Jahrhundert v. Chr. Geb. standen sie auf dem Gipfel. Um die Person dieses hellenischsten aller Hellenen gruppieren sich die ausgezeichnetsten der griechischen Namen, die durch ihre Leistungen in der ganzen Welt herrlich geworden sind.

Man hat die Griechen eine jugendliche, eine Jünglingsnation genannt. Ja, Hegel bezeichnet ihr ganzes nationales Dasein und Treiben als eine einzige Jünglingsthat. Man könnte ihr nationales Gesamtleben mit der individuellen Existenz anderer genialer, hochstrebender Jünglingsnaturen vergleichen, z. B. mit der Raphaels, der sich in der heißblütigen Entwickelung seiner Thatkraft frühzeitig aufrieb, dann aber den Nachkommen eine Erbschaft von Werken vermachte, an welchen sie sich für alle Zeiten entzückten. Mit dieser Erbschaft in der Hand, welche ihnen die Zeitgenossen des Perikles hinterließen, hat der Nationalgeist der Griechen sich stets bis auf unsere Tage herab auf Erden mächtig und einflußreich erwiesen, obgleich seit des Perikles Tode bei ihnen nur eine fremde Eroberung der andern folgte, und obwohl sie nie wieder zu einer so kraftvollen Unabhängigkeit gelangten, wie in den kurzen Jahren, da sie ungestraft unter einander streiten und nach der Palme ringen durften.

Seit jenen Zeiten der höchsten Blüte sind über die Bevölkerung von Hellas mannigfache und schwere Stürme hinweggezogen. Zuerst kamen

Philippus und Alexander mit den Macedoniern über sie; doch helenisierten sich diese barbarischen Könige des Nordens, huldigten dem Geiste der Griechen, nahmen ihre Sprache an und verbreiteten dieselbe und jenen Geist mit ihren Eroberungen über den ganzen Orient. Es folgten die Eroberungen der Römer, die Einfälle slavischer Völkerschaften nach der Teilung des römischen Reichs, endlich die Unterjochung durch die Türken im 14. Jahrhundert; zu jeder Zeit aber haben die Griechen, wenn auch in ihrer politischen Unabhängigkeit gestört, doch in kulturlicher Hinsicht Sieg auf Sieg davongetragen; die fremden Eindringlinge nahmen bald ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Künste an.

Und wie diese letzteren, so wurden auch die Ursitze der Griechen in ihren Hauptumrissen wenig verändert. In der That, vergleicht man diese Umrisse, wie sie heutzutage existieren, mit denen, wie sie sich etwa 400 Jahre vor Christus zur Zeit des Perikles darstellten, so findet sich, daß beide fast völlig mit einander übereinstimmen, und daß alle die Türken- und Slavenkriege, alle die Wanderungen, Revolutionen, partiellen Bevölkerungs-Ausrottungen und Verpflanzungen darin eine kaum merkliche Veränderung hervorgebracht haben. Noch jetzt — man kann auch sagen jetzt wieder, — wie damals umzingelt ein Saum griechischer Dörfer und Städte das Ägäische Meer. Griechen oder doch gräcisierte und griechisch redende Menschen erfüllen den ganzen Peloponnes, fast das ganze Livadien oder die Provinzen Attika, Böotien, Euböa u. s. w. und weiterhin Thessalien. Als ein schmaler Streifen umzieht griechisches Bevölkerungsgebiet den ganzen Küstenrand von Macedonien und Thracien. Bei Constantinopel erfüllen sie einen ziemlich bedeutenden Abschnitt des thracischen Länderdreiecks bis Adrianopel hinauf und wohnen auf beiden Seiten der Propontis, des Hellesponts und des thracischen Bosporus. Von hier aus ziehen sie sich, freilich überall mit türkischen Kolonieen vermischt, einerseits ostwärts über Sinope hin bis Trapezunt längs des Nordrandes von Kleinasien, und andererseits über Troja, Smyrna, Ephesus nach Rhodus zu, von wo aus sie auch wieder ostwärts den Südrand von Kleinasien einnehmen. Ferner bewohnen sie als die bei weitem prädominierende Bevölkerung alle Inseln des Archipelagus, auch Kreta und Cypern, wo ihre Anzahl sich auf Hunderttausende beläuft, und endlich bilden sie auch im Westen auf den jonischen Inseln den Hauptteil der Bewohnerschaft.

Nur in der westlichen Hälfte des mittelländischen Meeres, in Sicilien, das einst fast so griechisch war wie Cypern und Kreta, — in Süditalien, dem einstmaligen „Großgriechenland“, und dann in Corsica und Südfrankreich, Spanien u. s. w. haben sich durch Italianisierung und Romanisierung fast alle alten griechischen Volkselemente verloren. Doch glaubt man in den Dialekten und Sitten einiger Ortschaften des Königreichs Neapel, sowie auch in einem der ältesten Stadtquartiere von Marseille noch selbst heutigen Tages einige Spuren des alten dorischen, jonischen und äolischen Wesens zu erkennen. — Dagegen haben nun in neuerer Zeit wieder die Griechen, wie

ihre Vorfahren, vom Handels- und Wandergeiste beseelt, in vielen anderen Gegenden Europas, wenn auch nicht mächtige, freie Republiken, doch wenigstens Handelsniederlassungen, Comptoire und Faktoreien gegründet.

Wie in der Umgrenzung ihres ursprünglichen Wohngebietes am Ägäischen Meere, dessen Häfen im Laufe von 2000 Jahren weder verengt, noch verschüttet wurden und noch jetzt die schönsten des Morgenlandes sind, wie in ihrem Schifferleben und Handelsgeiste, der sie stets in die Welt hinaustrieb, so sind die heutigen Griechen auch in vielen anderen Beziehungen in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihren körperlichen und geistigen Anlagen, in ihrer Sprache und in ihren Charaktereigenheiten vielfach die Alten geblieben.

Noch heute finden wir, und zwar nicht bloß bei den deswegen so oft gepriesenen Inselgriechen, die schönsten Gestalten und Körperformen und sehen unter ihnen nicht selten den echt hellenischen Typus gerade so erscheinen, wie die Werke des Praxiteles ihn uns zeigen. Jene tiefe Lage der Augen in gewölbten Augenhöhlen, der edle Schnitt und hohe Bogen der Augenlider, die kurze aufgebogene und aufknospende Oberlippe, das vollrunde feste Kinn, die geradwinkelige Senkung der Stirn und Nase, der breite feste Nacken, über dem allen der von Aphrodite selbst gescheitelte und gelockte Haarschmuck, dies alles ist noch jetzt keine ungewöhnliche Erscheinung.

Nicht weniger Antikes giebt es bei den Neugriechen in dem Kostüm, mit welchem sie die schlanke Statue ihres Leibes einhüllen. Denn alte Gemälde und Bildwerke beweisen uns hinlänglich, daß das, was wir jetzt orientalische oder neugriechische Kleidung nennen, in manchen Punkten nichts anderes ist, als die auch bei den alten Hellenen übliche Kostümierung. Die zottigen Wollenmäntel der heutigen Epiroten und Palikaren erinnern lebhaft an die zottigen Chlamyden der Alten. Die roten Käppchen der heutigen Griechen und der Feß der Türken stammen von den antiken Schiffermützen her, die eben so geformt und mit derselben roten Farbe gemalt auf alten Vasen vorkommen. Die uralte sogenannte phrygische Mütze tragen annoch die Hirtenknaben in Arkadien. Die aus schuppenartig übereinander genähten Silbermünzen gebildeten Brustlatze, welche die bräutliche Aussteuer der Jungfrauen in Livadieen bilden, erinnern lebhaft an den Brustpanzer der Minerva, der uns aus unseren Museeen bekannt ist. Die Form der Ohrringe, der Halsbänder, der Armspangen der neugriechischen Weiber, ihre Sitte, das dunkle Haar der Braut mit Goldpuder zu bestreuen, dies alles und noch sonst vieles nähert sich in hohem Grade dem Antiken. Auch färben die Frauen noch jetzt die Spitzen ihrer zierlichen Finger mit einem rötlichen Stoffe, ohne zu wissen, daß schon Homer die rosenfarbenen Finger der Aurora besungen hat.

Sogar kirchliche und religiöse Handlungen, wie z. B. Hochzeits- und Begräbnisgebräuche, die man bei dem Wechsel der Religion doch gerade vorzugsweise verwischt und umgewandelt zu finden erwarten sollte, enthalten mehrere Überreste aus dem Heidentume. Wie in alten Zeiten, so wird noch jetzt dem Brautpaare als Symbol des Familienglückes eine Granate über-

reicht, und, wie ehemals, so werden sie noch jetzt beim Eintritt ins Haus mit Reis bestreut, zum Zeichen, daß ihrer glücklichen Jahre so viele werden möchten, wie die Körner. Wie vormals, werden bei dem jährlichen Feste zur Feier der Verstorbenen Gerste, getrocknete Weinbeeren, Backwerke und Wein als Totenopfer dargebracht und auf die Gräber hingestellt. Auf den Kopfenden werden kleine Kerzen befestigt, dergestalt, daß der ganze Gottesacker in der Nacht von vielen zum Himmel aufstrebenden Flämmchen illuminiert erscheint. — Die Ansicht der Neugriechen über das Leben nach dem Tode, weit entfernt, der christlichen Lehre vom Paradiese und der Hölle gänzlich gewichen zu sein, zeigt sich in der Poesie jener Naturkinder als vollkommen antik: der alte Charon ist noch jetzt die Personifikation des Todes, und noch sind die alten Ausdrücke Hades und Tartaros in gewöhnlichem Gebrauche und finden sich häufig in den Klageliedern der einfachen, poetischen und abergläubischen Hirten, welche im Sommer die Hochthäler des Parnassus durchziehen.

Zaubermittel bereiten die alten Weiber noch jetzt wie sonst, und wie ehemals sind die Thessalierinnen als besonders geschickt in dieser Kunst berüchtigt. Der Knoblauch, den schon Hermes in Homers Odyssee als Gegenmittel gegen die Zaubereien der Circe anwendet, wird auch griechischen Kindern unserer Tage in Form eines Amulets um den Hals gehängt, um gegen das verhexende Auge unschädlich zu machen. — Die Ackerbauinstrumente und häuslichen Gerätschaften der Neugriechen haben so ganz die antiken Formen, daß die jetzigen griechischen Bauernhütten unsere Museeen mit den echtesten Mustern versehen könnten.

Was aber noch wichtiger und interessanter als dies alles ist: auch das Echo der alten Sprache tönt uns aus diesem Lande hell und deutlich entgegen, jenes wundervollen, männlichen und zugleich wohltönenden Idioms, des schönsten, edelsten und reichsten, das sich je zwischen menschlichen Lippen gebildet hat.

Freilich hat die jetzige neugriechische und romanische Sprache, gleich einer schönen Statue, die Jahrhunderte lang der Einwirkung zerstörender Wetter ausgesetzt war, mancherlei Veränderungen erfahren und einige Beimischungen aus dem Slavischen, Türkischen und auch aus dem Italienischen aufgenommen. Sie ist auch mehrfach in ihrer Syntax verbildet und umgebildet und wird mit einem fremdartigen Accente, vielleicht nach Weise der Slaven, ausgesprochen; endlich hat sie, bemerkenswert genug, alle Spuren der alten mundartlichen Verschiedenheiten verloren: nach Ansicht der Gelehrten soll sie sich bloß aus dem äolischen Dialekt entwickelt haben. Nichtsdestoweniger aber ist sie im Wesen dieselbe geblieben, und zwar kann sie in weit höherem Grade die alte griechische genannt werden, als z. B. das jetzige Italienisch dem alten Lateinischen gleich genommen werden darf. Auch unser jetziges Deutsch steht dem alten Gotischen und das heutige Russische dem alten Slavischen merklich entfernter, als der Dialekt der heutigen Athener der Sprache der Zeitgenossen des Homer. Sie wird noch mit denselben

Buchstaben geschrieben, wie ehemals; ja die griechischen Dorfschreiber bringen sie noch in derselben Manier zu Papier — auf dem Knie — auf langen Streifen, die sie zusammenrollen wie die Alten.

Noch jetzt werden in dieser schönen Sprache Volkslieder gedichtet und gesungen, von denen unser Goethe gesagt hat, daß keine andere Nation ein Gleiches aufweisen könne. Die Freiheitshymnen, welche am Anfang dieses Jahrhunderts ein Rigas sang, sind weithin berühmt geworden. Neroulos, Panagos, Soutzos sind einige auch im Auslande bekannt gewordene neugriechische Dichter. — In dem Dialekt vieler neugriechischen Thalbewohner haben sich nicht nur altgriechische Worte erhalten, welche die Umgangssprache der byzantinischen Griechen nicht mehr kennt, sondern es finden sich auch bei ihnen sogar manche Wurzelwörter, welche älter sind, als die uns bekannte alte Schriftsprache selbst.

Die griechische Sprache steht in allen diesen Beziehungen fast einzig in Europa da. Sie ist in ihrer reichen Ausbildung älter und weniger verändert, als irgend eine andere. Denn während derselben Zeit, in welcher das Griechische sich in so hohem Grade gleich blieb, haben viele der anderen europäischen Sprachen nicht nur mehrmals ihre Alphabete abgelegt, sondern sich auch sonst erstaunlich umgewandelt, ja manche von ihnen haben sich unterdessen erst gebildet. Dieser Umstand allein beweist hinreichend, daß die Griechen durch ihre Bildung und Sprache immer wieder die zu ihnen hereingewanderten Barbaren überwältigten, und daß auch zu allen Zeiten immer noch genug echte Griechen übrig sein mußten, um diese Überwältigung möglich zu machen.

Am wenigsten will man den hohen, enthusiastischen, patriotischen, der schönsten Tugenden fähigen Nationalgeist der alten Hellenen in dem Charakter der jetzigen, als verschmitzt verschrieenen, im Handel und Wandel übel berüchtigten Neugriechen wiedererkennen. Allein auch hierin giebt es vielleicht mehr Parallelismus, als die allgemeine Stimme es zugeben will. Verschlagenheit, List, Gewandtheit und Verstellungskunst, die dem Neugriechen jeder beilegt, und die man gewöhnlich dem Türkendrucke und Slavenjoche zuschreibt, waren nach Homers Zeugnisse auch schon den alten Hellen in hohem Grade eigen, und der erfindungsreiche Odysseus war, wie man sagt, „mit allen Wassern gewaschen", mit betrügerischem Diebessinn, Raubluft, hinterlistiger Überredungskunst und je nach Umständen mit schmeichlerischer Höflichkeit reichlich begabt. Also auch diese Untugenden der Griechen sind schon althergebracht.

Auf der anderen Seite sind trotz Türkendruck und Slavenjoch die Neugriechen noch jetzt durch Lebhaftigkeit des Gefühls und der Phantasie, Beweglichkeit des Gemüts, Schärfe des Geistes und Frohsinn, wie die Alten ausgezeichnet. Liebe zu ihrer Berg- und Inselheimat und dabei doch ein großer Trieb, die Wellen des Meeres zu durchwandern, bewegt sie gleich ihren Altvordern, und an glorreichen Beispielen patriotischer Hingebung und heldenmütiger, aufopfernder Verteidigung des Vaterlandes hat es weder in alten, noch in neueren Zeiten gefehlt, eben so wenig wie an Antrieben zur

größten Eifersucht, zur Uneinigkeit, Parteiwut und leidenschaftlichsten Racheübung. Neben den größten Intriguanten findet man auch zuweilen noch im jetzigen Griechenland die biedersten und geradesten Männer, neben der ärgsten Charakter- und Tugendlosigkeit den reinsten, festesten Willen.

Für Gelehrsamkeit und Wissenschaft ist bei den Griechen der Same niemals völlig ausgestorben, und es hat selbst in den schlimmsten Zeiten des Türkendruckes in Constantinopel immer ein Häuflein Griechenabkömmlinge gegeben, unter denen Bildung und Kenntnisse traditionell waren, und aus deren Mitte dann und wann große Gelehrte hervorgegangen sind, hellsehende Köpfe, weitleuchtende Lichter, die selbst im Occident die Aufmerksamkeit auf sich zogen. In neuester Zeit hat sich die ganze Nation, so weit sie frei wurde, wieder dem Studium, der Lern- und Lehrbegierde hingegeben und Hoch- und Volksschulen in ihrem Schoß erzeugt. Auch in Bezug auf die Künste ist in den Volksanlagen die Bildsamkeit nie ganz ausgestorben; die Neugriechen haben sich auch auf diesem Gebiete einigen neuen Ruhm erworben.

Allerdings mag man alle diese Leistungen und Talente der Neugriechen im Vergleich mit dem, was ihre Altvordern uns hinterließen, vorläufig noch als sehr diminutiv bezeichnen und nur als neue Keime betrachten auf dem Boden, auf dem einst ein so imposanter und blütenreicher Musenhain stand. Sehr begreiflich ist es daher auch, daß die Neuen in ihren Traditionen von den Verrichtungen der Alten wie von den Thaten eines Titanengeschlechts reden, und daß sie in ihren Sagen alles, was ihnen von diesen überliefert wurde, mit den Mythen von den weltstürmenden Cyklopen und Riesen vermischen.

In Wahrheit mögen wir es aussprechen, indem wir zum Schluß unserer Betrachtung noch einmal auf jenes kleine Meeresbecken, an dessen Ufern die Wiege und die alten Sitze der Griechen lagen, hinblicken: dort am Archipel begann unser Europa, dort liegen die Wurzeln unserer Bildung, von diesem, ich möchte sagen, heiligen Meere, wo für uns Geistesleben, Freiheit, Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst entsprangen, sind die Samenkörner der Humanität hinausgeweht worden bis in den äußersten Norden und Westen unseres Weltteils und dann weiter hinaus über den Ozean in eine neue Welt. Und in neuerer Zeit, in unserem Jahrhundert, sind nach einem weiten Umkreise die Manen der Hellenen wieder in ihre Urheimat eingezogen, um von da aus, nach Lösung der noch immer am politischen Himmel schwebenden orientalischen Frage, noch einmal wieder in den jetzt so verkümmerten Orient einzudringen.

2. Athen.*)

Die Ankunft.

Unser erstes Ziel haben wir erreicht; wir befinden uns seit gestern früh in Athen.

Das Schiff war abends von der Insel Syra abgegangen, und wir näherten uns bereits der attischen Ebene, als uns des Morgens unser Reisediener Dimitri weckte. Wir stiegen auf das Verdeck; es war auf der Höhe der phalerischen Bucht. Welch ein Blick! — ich werde ihn nie vergessen. Zur Seite liegen die weltberühmten Inseln Ägina und Salamis, und drüben auf dem Festlande steigt der mächtige Pentelikon auf, seine Arme weit über das Thal ausbreitend, gleich als wollte er es unter seinen Schutz nehmen; und an diesen schließt sich der lang hingestreckte Hymettus und der einsam feingezeichnete Bergkegel des Lykabettus; endlich, für den ungeduldigen Reisenden fast allzuspät, tritt immer deutlicher und deutlicher auch der Hügel der Akropolis hervor, mit den weithinschimmernden Säulen des Parthenon, der Propyläen und des Niketempels.

Wir landeten im Piräus, dem Seehafen von Athen. Es giebt wohl nirgends ein so günstiges, von allen Seiten umschlossenes Hafenbassin, als dieses; der alte Themistokles, der die Seemacht der Athener begründete, wußte sehr wohl was er that, als er den Athenern anriet, ihre hauptsächlichste Stärke im Piräus zu suchen.

Während unser Diener beschäftigt war, unsere Sachen ans Land zu bringen, ergötzte ich mich an den malerischen Gruppen von Griechen und Griechinnen, die rings um mich herum auf dem Verdeck lagerten. Wunderbar schön sind die Männer. Das schwarzgelockte Haupt ist mit einem knapp anschließenden roten Feß bedeckt. Stechende Augen, schwarzbrauner Teint, die Nase lang, aber leise gebogen, das Kinn spitz, aber kräftig vortretend. Der Nacken ist frei. Nur ein schmaler weißer Kragen legt sich über das rote oder blaue Kamisol, dessen frei schwebende Ärmel die zierliche Bewegung der Arme begleiten. Auf der Brust liegt das weiße, feingeglättete Hemd. Und von den Hüften schwebt, durch einen farbigen Gürtel zusammengehalten, bis zum Knie die weiße, faltenreiche Fustanella, ein hemdartiger Überrock, der der ganzen Gestalt eine feine, wenn auch zuweilen fast weibische Zierlichkeit giebt. Unter den Knieen sind die Beine in knappe, scharlachrote oder blaue mit blauen Quasten und Stickereien gezierte Gamaschen geknöpft und die Füße sind mit zierlichen Schnabelschuhen oder Sandalen bekleidet. Ein Mantel von zottigem Ziegenfell mit frei schwebenden Ärmeln, oder bei Vornehmen ein blauer Paletot mit rotem Kragen dient in der strengeren Jahreszeit als Überwurf.

Mögen nun diese Neugriechen die wahren Abkömmlinge der Altgriechen

*) Herm. Hettner: Griechische Reiseskizzen (Braunschweig).

sein, oder mag noch so viel slavisches Blut in ihren Adern fließen, diese Männer wissen sich mit einem Adel und mit einem Schwunge zu tragen und zu bewegen, daß uns die ganze Plastik der alten Kunst aus diesen Gestalten lebendig zur Seele spricht. Ich sah gestern auf der Straße in Syra einen griechischen Palikarenhäuptling und einen vornehmen Mann aus Sparta Arm in Arm mit einander auf und ab spazieren; diese gingen so stolz und in ihrer Schönheit so selbstbewußt, daß ich mich gar nicht satt an ihnen sehen konnte; sie gemahnten mich wie verkommene Nachkömmlinge alter Königsgeschlechter, die selbst im Bettlermantel noch immer die alte Würde zu wahren wissen. Merkwürdig ist es, daß die Frauen, wenigstens die städtischen, in ihrer Kleidung fast ganz modernisiert sind. Das giebt ihnen bei ihrem braunschwarzen Teint und ihrem üppigen Haarwuchs ein entsetzlich salopes Ansehen. Schöne Griechinnen konnte ich bis jetzt nur wenige entdecken. Sie verblühen alle sehr schnell, und das mag wohl daher kommen, daß sie meist, eben so wie die Frauen in Sicilien, ihre Kinder bis in das 3. oder 4. Jahr hinein stillen.

Das kleine Städtchen des Piräus, flach in der Ebene gelegen, ist ganz modern gebaut mit modernen Kaffeehäusern und Kaufmannsspeichern. Obgleich es in den letzten Zeiten sehr an Ausdehnung zugenommen hat, so hat es doch noch lange nicht den Umfang der alten Hafenstadt. Das obere Ende der Bucht, wo die Sage die Gebeine des Themistokles ruhen läßt, ist sumpfig und fieberhaft.

Aber wir halten uns nicht lange im Piräus auf, es drängt uns nach Athen. Wir fahren vorüber an den Überresten der „langen Mauer“, wir fahren über den Kephissos durch die letzten Ausläufer des heiligen Olivenhains. Die Straße ist so angelegt, daß man fortwährend die Akropolis von Athen im Angesicht hat. Diese Fahrt dauert etwa eine Stunde. Endlich sind wir in der Nähe der Stadt. Zur Rechten zwischen dem Hügel der Akropolis und der Straße, auf der wir uns befinden, liegt der alte Theseustempel, mit seinen goldbraunen Säulen und Wänden uns in der leuchtenden Morgensonne wie zum Gruß entgegenstrahlend.

Die neue Stadt hat keine Ringmauern, keine Thore. Man fährt durch die Hauptstraße, die Straße des Hermes. Der erste Eindruck der Stadt war verstimmend und wohl geeignet, alle träumerischen Illusionen von einem raschen Aufblühen des neuen Griechenlands zu zerstören. Die Häuser sind sehr eng und niedrig, meist einstöckig, zum größten Teil ohne Fenster; hölzerne Läden schließen bei schlechtem Wetter und in der Nacht die Öffnungen, die als Fenster dienen. Die Straßen, selbst die Hauptstraßen, sind ganz entsetzlich schmutzig, denn sie sind alle ungepflastert. Es überfiel mich eine namenlose Trauer; ich dachte an Rom. Rom ist auch nicht mehr so groß, wie seine große Vergangenheit, aber es hat ein glanzvolles Mittelalter und steht auch jetzt im wesentlichen mit der ganzen europäischen Bildung auf gleicher Höhe. Wie ganz anders hier! Griechenland nahm einen Aufschwung zur Zeit seines ruhmreichen Befreiungskrieges; aber dieser Auf-

schwung ist verpufft. Das ganze Land ist zu arm, als daß es sich durch sich selbst erhalten, geschweige denn aufblühen könnte. Der Grieche ist betriebsam, ja er ist so fleißig, daß ich nie einen ähnlichen Fleiß in Italien gesehen habe. Aber alle diese Anstrengungen sind vergeblich, wenn Griechenland sich nicht reicher bevölkert und durch die zunehmende Bevölkerung die reichen Schätze*) des Landes und die schönen Hafenplätze der Küsten besser benutzen kann.

Die Stadt.

Das neue Athen liegt durchaus auf dem Grund des alten. Es ist wohl hauptsächlich vom König Ludwig ausgegangen, daß gerade Athen wieder die Hauptstadt des neuen Königreichs wurde. Die sentimentale Romantik war aber entschieden ein politischer Mißgriff. Das alte Athen siedelte sich hier an, weil alle ältesten griechischen Städte, aus Furcht vor den Einfällen der Seeräuber, sich in einiger Entfernung vom Meere landeinwärts auf steile Anhöhen ansiedelten. Heute fällt die Ursache weg, Griechenland ist wesentlich auf die See angewiesen. Die natürliche, d. h. durch die Zeitverhältnisse und durch die billige Rücksicht auf Griechenlands Handel und Weltverkehr geforderte Lage der neuen Hauptstadt war nur der Piräus, den als die eigentliche Stadt zu betrachten schon Themistokles anriet. Vielleicht war aber Attika für eine Städtegründung überhaupt, die der natürliche Mittel- und Schwerpunkt eines einheitlichen Königreichs sein soll, in einer zu entfernten Landecke gelegen. Es zeigt von der hohen Weisheit Kapodistrias und der Venetianer, daß sie zunächst Nauplia, das schöne, mit einem herrlichen Hafen versehene, zu ihrem Regierungssitz wählten. Und bekanntlich ging man sogar einmal mit dem Plane um, die Hauptstadt auf den korinthischen Isthmus zu legen, auf die schmalste Stelle desselben; sie beherrschte dann beide Meere.

Nichtsdestoweniger ist das neue Athen bis jetzt rasch aufgeblüht. Es hat einige 50,000 Einwohner und nimmt einen stattlichen Flächenraum ein. Zwei Hauptstraßen, die sich in ihrer Mitte rechtwinkelig durchschneiden, durchlaufen die ganze Länge und Breite der Stadt: die schon erwähnte Hermesstraße, die als Fortsetzung der vom Piräus kommenden Landstraße, von Westen nach Osten gehend, auf dem großen freien Platze mündet, der eine hübsche Gartenanlage vor der königlichen Residenz bildet, — und die Äolusstraße, vom Süden zum Norden führend, deren südlicher Ausgangspunkt der unter der Akropolis liegende, aus der Römerzeit stammende Turm der Winde ist. Die große Mehrzahl der an diesen beiden Straßen liegenden Häuser ist zweistöckig, zuweilen recht elegant und sauber. Hier giebt es Glasfenster und zweiflügelige Hausthüren, oft auch Altane, über die oft ein stumpfwinkeliger Seitenflügel hervorspringt. Dies sind die Straßen der Kaffeehäuser und

*) Griechenland ist zu klein und leider von den Mächten gleich von vornherein so schwach hingestellt, daß es nicht zu Kräften kommen kann. Anm. des Herausg.

Kaufläden; zu ebener Erde liegen die Barbierstuben, die den heutigen Griechen ganz wie den alten als öffentliche Unterhaltungsorte dienen. Durch die geöffneten Thüren und Fenster sieht man die Werkstätten der Hutmacher, Schuster und Schneider, die halb auf offener Straße arbeiten. Man schaut auf ein recht heiteres bewegtes Straßenleben.

Die Häuser der fremden Gesandten und die öffentlichen Staatsgebäude, die Ministerien, die Bank, die Universität liegen vom städtischen Verkehr entfernter, auf freien, zum Teil noch nicht ganz angebauten Plätzen, die sich vom nördlichen Ende der Äolusstraße bis zum königlichen Schlosse hinziehen. Dies ist das fashionable Westende des neuen Athen.

Was sich an diese Stadtteile anlegt, ist nun aber ein wüster Knäuel von kurzen, krummen und engen Gassen, durch den man sich schwer hindurchwindet. Fast überall sieht man nur elende Hütten und Baracken, dürftig zusammengesetzt aus vier übertünchten, mit einem leichten Ziegeldach überdeckten Mauern; einige Öffnungen mit hölzernen Läden dienen als Fenster, Schornstein und Thür. Nur an einem ist hier Überfluß: an Staub bei trockenen Winden und an Schmutz bei Regenwetter.

Wenn die Frauen und Mädchen der höhern Stände, oder besser gesagt, jener kultivierten Stadtteile sich durchaus europäisch tragen — nur ein kleiner roter Feß, um den sich in üppiger Fülle die dichten Haarflechten winden, gilt als nationales Abzeichen —: so herrscht in diesen entlegneren Straßen und Winkeln noch ganz die albanesische Frauentracht, wie im übrigen Griechenland. Ein langer wollener Rock, vom Hals bis zu den Füßen wallend, wird tief unten an der Hüfte mit einem roten Gürtel zusammengehalten; darüber legt sich ein kürzeres, wollenes Oberkleid von demselben Schnitte, ebenfalls mit weißem Grund, die Breite des Rückens mit zwei langen schwarzen Streifen hervorhebend, und wenn es ein Festgewand ist, bei Mädchen mit roten, bei Frauen mit schwarzen Stickereien umsäumt. Der Kopf ist in durchaus antiker Drapierung mit einem weißen Tuch umhüllt.

Die Akropolis (Burg).

Der Hügel der Akropolis erhebt sich etwa 100 m hoch am südlichen Ende der Stadt. In der ältesten Zeit war er die Stadt selbst; erst unter Theseus breiteten sich die Wohnungen am Fuße des Hügels aus, weshalb das spätere Athen auch die Stadt des Theseus genannt wurde. Auf der Nord-, Süd- und Ostseite steigt er mit steilen und unerklimmbaren Felswänden jäh empor. Nur gegen Westen ist er von dieser natürlichen Befestigung entblößt. Die Westseite ist daher stets der gewöhnliche Aufgang zur Akropolis gewesen. Jetzt ist der Eingang mit mittelalterlichen und türkischen Mauerwerken verbaut, und nur durch eine enge Seitenpforte gelangt man in das Innere des Allerheiligsten. Wir gehen durch diese Pforte und wir stehen vor der großen und breiten Treppe, auf deren Höhe uns oben als ihr natürlicher Abschluß die Propyläen entgegentreten, das festliche Eingangsthor, das die Griechen des Perikleischen Zeitalters zu Betretung

der Akropolis einlud. Diese Propyläen, in der Mitte das große Thor, von dem das Brandenburger Thor in Berlin nur ein schwaches Abbild giebt, und zur Seite die gewaltigen Seitenflügel, von denen, der künstlerischen und militärischen Doppelbestimmung der Akropolis entsprechend, der eine ein Waffenmagazin, der andere eine Pinakothek (Gemäldegalerie) war, gehören zu den vollendetsten Bauten der vollendetsten Kunstblüte.

Aber die Säulen sind verstümmelt, das Dach zertrümmert; ein häßlicher mittelalterlicher Festungsturm stört den einheitsvollen Eindruck; die Treppen sind in vereinzelte Bruchstücke auseinander geschleudert. Und der durch die Bemühungen von Roß und Schaubert aus den alten Trümmern wieder aufgebaute zierliche Nike- (Siegesgöttin-) Tempel, der vor den Propyläen steht, dient nur dazu, uns das Gefühl recht lebhaft zu machen, was für eine unendliche Welt der Schönheit uns für immer verloren gegangen ist.

Durch die Propyläen hindurch geht es nun an regellos auf einander geschichteten Bautrümmern vorüber zu dem Parthenon, dem schönsten und größten Tempel des Alterthums.*) Wohl erfüllen uns diese hochaufstrebenden Säulen und die Gesimse des Daches und der Decke durch ihre schönen Formen und Verhältnisse mit Bewunderung und Entzücken; aber auf den ersten Anblick vermag die Phantasie nicht, aus der gräßlichen Verstümmelung, der auch dieser Bau unterlegen ist, sich lebendig das ganze in seiner vollen Herrlichkeit wieder herzustellen. Die Säulen, jetzt des Daches, der Deckenbalken und zum Teil der Kapitäle beraubt, ragen klagend in die blaue Luft hinein, und rings herum liegen auf dem Boden des inneren Tempelraumes die schönsten Baustücke wüst durch einander. Mit bewegtem Gemüt geht man hinüber zu dem wunderbar zierlichen Erechtheion, dem Doppeltempel der Athene Polias und des Poseidon (Erechtheus). Die ionischen Säulen dieses einst so prachtvollen Tempels sind höchst anmutig und leicht, das Ganze ist so schlank und zierlich, in allen Einzelnheiten so durchgebildet und feingegliedert! Aber fragt man, wie die einzelnen Teile dieser zwei Zellen mit ihren doppelten Seitenflügeln unter sich zusammenhingen, so wird die Antwort schwer. Man muß öfter diese Trümmer betrachten und das Nachforschen und Studium der Alten in lebendige Verbindung setzen: dann werden allmählich auch diese Ruinen vor dem inneren Seelengange zum schönen Ganzen, zu lebendigen Bildern der untergegangenen Herrlichkeit! Sie sind das Einzige, was wirklichen Genuß bietet; mittelalterliche Kunst und Bildung ist in Griechenland nicht zu finden und die Gegenwart ist auch nicht viel mehr, als der Anblick einer Ruine.

*) Dieser Tempel der Athene war 90 m lang und 60 m breit, darin stand die berühmte Bildsäule der Göttin. Die Türken machten eine Moschee daraus, welche 1677 durch die Bomben der Venetianer zerstört wurde.

Zehnter Abschnitt.

1. Spanien und die Spanier. — 2. Spanisches Land und Volk. — 3. Die Einwohner von Madrid. Eigentümlichkeiten Madrids und der Madrider. Bemerkungen aus den Reiseskizzen von Meta Wellmer. Umgestaltungen Madrids seit 1850. — 4. Das Wohnhaus des Spaniers. — 5. Ein Stück Afrika in Europa. Die Palmengärten von Elche.

1. Spanien und die Spanier.

Reise an die spanische Grenze im Jahre 1820.*)

Ich wollte das Volk besuchen, durch welches Europa das Gesetz der Kalifen von sich abgewehrt, die neue Welt erobert und neuerdings alle Könige wieder frei gemacht hat.

Als ich mitten in jenen Bergen angelangt war, welche eine so großartige Mauer zwischen Bearn und Navarra bilden, machte ich, durch die Schönheiten der Landschaften gefesselt, halt im Lande der Basken. Hier sind die Pyrenäen, welche sich bereits dem Ozean nähern, schon sehr von jener Höhe herabgesunken, die sie in der Umgegend von Bagnères und gegen den Mont Perdu hin so majestätisch macht. Ihre Gipfel verbergen sich hier nicht mehr hinter einem unvergänglichen Schneemantel, und die reißenden, zerstörenden Gießbäche, die gewaltigen Amphitheater himmelanstrebender Felsen, die schauerlich tiefen Abgründe sind verschwunden. Die Natur zeigt sich überall als freundliche Wohlthäterin, und statt erhabener Scenen von wilder Pracht zeichnet sie liebliche Bilder eines reichen, fruchtbaren Lebens. Nicht genug, daß Baumgärten, mannigfache Anpflanzungen und fette Triften die Thäler schmücken, und daß die Abhänge der Berge mit Alpenröschen (Rhododendron), Maulbeerfeigen (Sykomoren) und Obstbäumen bedeckt sind; auch der schroffe Gebirgskamm ist mit Gehölz bekränzt, gleichsam mit einer

*) „Don Alfonso oder Spanien." Eine Geschichte aus der gegenwärtigen Zeit von N. A. von Salvandy. Mit einem Vorworte von Goethe. Aus dem Französischen übersetzt. 5 Bde. 1826. — Wenn wir von den Namen absehen, erscheint das Typische in den spanischen Verhältnissen und Charakteren so gut getroffen, daß die Schilderung auch auf die neuesten Carlistenkriege vortrefflich paßt.

ungeheuern Guirlande, welche den Rahmen des prächtigen Landschaftsgemäldes bildet. Hier und dort schwebt ein Meierhof oder eine Sennhütte ganz oben auf diesen gesegneten Höhen, und ganze Felder von Goldäpfeln, Gurken und Maiskorn breiten sich vor dem Auge in gleicher Üppigkeit aus, wie in den fruchtbaren Auen des Adour und der Ustariz. Es sind nur wenige kahle Spitzen, die in die Wolken hinauf zu klettern scheinen, welche der menschliche Fleiß nicht zu seinem Nutzen bearbeitet hat. Doch auch diese bieten dem Auge keineswegs einen abschreckenden Anblick dar; sie sind mit duftendem Thymian und freundlichem Heidekraut überkleidet. Dann machen, in malerische Gruppen verteilt, Herden von Schafen und Ziegen die Einöden lebendig, und selbst der Stier erscheint noch durch Wolkennebel hindurch, der an dem Kamme des Gebirges sich hinzieht, wie ein Götterbild des Apis der alten Ägypter.

Zuweilen begegnet dir ein junges baskisches Mädchen mit schwarzen Augen und schlankem Wuchse, fröhlich ihr Liedlein singend. Mit bloßen Füßen und einer Last auf dem Kopfe, welche die Männer unserer Städte Mühe hätten fortzutragen, eilt sie wie ein Reh über die jähesten Fußpfade dahin, und in ihrem flüchtigen Gange arbeitet sie noch an einem zehnfarbigen Brustlatze, womit sie ihren alten Vater zu schmücken gedenkt.

Zuweilen begegnet dir auch ein Mann, der auf einem Turme von Warenballen sitzt, unter denen die Mauleselin, der man sie aufgepackt, fast verschwindet. Den Kopf von einem riesigen, niedergeklappten Hute bedeckt und in einen braunen Kapuzenmantel gehüllt, raucht er in gemessenen Zügen seinen Cigaro von Havanna. Du wirst überrascht von der Kraft und dem Adel in seinem Gesicht und von dem tiefsinnigen Blicke seiner Augen. Seine linke Hand ruht auf einer Stutzbüchse, und du möchtest ihn für einen Krieger halten, der auf Krieg und Schlachten sinnt; aber auf der andern Seite hängt seine Guitarre, und du kommst auf die Vermutung, er denke an die Komposition eines neuen Liedes: und doch ist der Mann weiter nichts, als ein einfacher Arriero oder Mauleseltreiber. Er reitet an der Spitze von 20 schwerbeladenen Mauleseln, von denen der letzte durch den eintönigen Klang einer heisern Glocke ihm fortwährend zu erkennen giebt, daß der ganze Zug regelmäßig fortschreitet. Frankreich hat schon diejenige Stufe von Civilisation erreicht, wo es seinen Handel nicht mehr durch Landstraßen, sondern durch Kanäle vermittelt; Spanien dagegen hat es noch nicht einmal bis zu dem so nützlichen Fuhrmannskarren gebracht, denn dazu erwartet es erst noch von einer schützenden, vorsorglichen Regierung die Errichtung von Brücken und Straßen. *)

---

*) Diese würden immer noch nicht die Maulesel in Spanien unnütz machen oder gar vertreiben, denn die Kommunikationsmittel hängen von der Lokalität des Landes ab. In einem Gebirgslande sind keine Kanäle möglich, und auch auf der besten Straße im Gebirge bleiben die Maultiere das zweckmäßigste „Fuhrwerk". — Von den Eisenbahnen wußte der Reisende noch nichts; in dieser Hinsicht hat sich das „an der Spitze Civilisation stehende Frankreich" sehr in den Hintergrund geschoben.

Dicht hinter dem Arriero, aber mit finsterer, mehr drohender Miene, folgt der Schleichhändler der baskischen Provinzen. Eine Flinte blitzt in seinen Händen, um damit seinen Erwerbfleiß zu schützen, fast die einzige Art von Industrie, die das schönste Land der Erde aufzuweisen hat. Er führt die Wolle Aragoniens und Castiliens französischen Städten zu, um sie in kurzem, wenn sie in jenen Werkstätten zu kostbaren Stoffen sich umgestaltet hat, über dieselbe Grenze wieder zurückzubringen.

Das goldene Zeitalter hätte in diesen schönen Gegenden sich fortpflanzen sollen, doch Neid, Haß und Groll stehen von Dorf zu Dorf auf der Grenze der beiden Reiche gleichsam Schildwache. Die spanischen und französischen Basken stehen sich nicht bloß als Fremde, sondern sogar als Feinde gegenüber. Dieser innere Zwiespalt macht den schmalen Strom, der die Scheidelinie zwischen dem Reiche Ludwigs XIV. und der Monarchie Karls V. bildet, zu einer breiten Grenzscheide. Wie klein und strafwürdig erscheinen doch die Leidenschaften der Menschen unter diesen Naturscenen, wo der Weltgeist seiner glanzvollen Schöpfung das Gepräge ewiger Ruhe aufgedrückt hat.

Eine halb verfallene Brücke stellt sich jetzt deinem Blicke dar. Dein Pferd geht dreist, vielleicht mutiger als du selbst, über den wankenden Brückenbogen hin. Glücklich bist du hinüber, aber du wirfst immer noch einen Blick voll Unruhe um dich her, und hältst an, um ein kleines steinernes Kreuz zu betrachten, welches die Zeit mit Moos und Flechten bedeckt hat, aber nicht wie die Ruinenbrücke zu verfallen droht. Das ist das Grenzmal zwischen dem katholischsten und dem allerchristlichsten Reiche, und das bescheidene Monument erinnert dich, daß du jetzt auf spanischem Boden wandelst.

Der Augenblick des Übertritts von einem großen Reiche in ein anderes hat immer etwas Ergreifendes. Man glaubt die geistige Verschiedenheit der Völker auch an dem Lande zu schauen, und es ist, als ob über dem Haupt ein anderer Himmel sich wölbte. Der Wanderer bleibt sinnend stehen und blickt auf beide geschiedene Teile hin, um gewiß zu sein, daß er die Scheidelinie überschritten habe. So verweile auch du, lieber Leser, noch eine kleine Weile bei mir und erklettere mit mir auf diesem von Nußbäumen überschatteten Wege jene Bergspitze, die hoch vor allen andern in das reine Himmelsblau emporragt. Hier überschauen wir links die Berge von Navarra, und rechts breiten sich die Gefilde von Frankreich aus mit ihren Städten, die man bis auf 50 Stunden weit erkennen kann; zu deinen Füßen aber, dort wo die Pyrenäen zur Ebene hinabsteigen, im Angesicht von Bayonne und der Steppenfläche des Landes, zieht sich der französischen Küste entlang der blauglänzende Ozean in seiner Unermeßlichkeit hin.

Lange streifte ich in diesem Teile des Gebirges von Zucaramundi umher, bis mich endlich die sengenden Strahlen der fast senkrecht über meinem Haupte stehenden Sonne daran erinnerten, nach der Landstraße wieder einzulenken. Die Zeit ward mir etwas lang, bis ich ein kleines Dörfchen erreichte, das zu meinen Füßen in einer tiefen Bergschlucht eingeklemmt lag —

der erste navarresische Flecken, welcher dem Reisenden aufstößt, wenn er, anstatt über Irun und Guipuzcoa nach Spanien zu reisen, durch die französischen Marktflecken Ainhoa und Ustariz seinen Weg auf Pamplona zu nimmt.

Der vor mir liegende Flecken hieß Urdax und zählte kaum 50 Häuser. Ein Kloster, welches stolz über diese Häuserchen hervorragt, schmückt die Landschaft und belebt die Gegend; nicht weit von der Kirche, ganz nahe an dem Gottesacker, auf welchem viele heimgegangene Geschlechter beim sanften Gemurmel der Ugarana schlummern, unterhielt der Alkalde des Orts eine Herberge. An der Vorderseite derselben war ein in Stein gehauenes Wappenbild zu sehen, welches seit undenklichen Zeiten da hängen mochte, um durch den Prunk dieser steinernen Malerei den hohen Rang des Insassen dieser niedrigen Behausung anzukündigen. An den Pfeiler eines einförmigen Wagenschuppens, der dem ärmlichen Hause ganz angemessen die Stelle eines Säulenganges vertrat, stand ein junger, etwa fünfzehnjähriger Bauer gelehnt, der voll tiefen Ernstes dem Fluge der Stunden nachzusehen schien. Ich winkte ihm zu, mein Pferd zu halten, aber er rührte sich nicht von der Stelle, und ich hätte geglaubt, er habe mich nicht verstanden, wenn mir nicht der Ausdruck von Zorn und Verachtung in seinem Gesichte, das sich alsdann auch in den Mienen der vielen Kinder, deren Begleitung mein fremdartiges Aussehen mir zugezogen hatte, abspiegelte, aufgefallen wäre. Ich hielt es daher am geratensten, selbst meinen Gaul an einen Pfosten der ländlichen Vorhalle anzubinden. Eine Treppe, die unter meinen Füßen in bedenkliche Schwingungen geriet, führte mich in das Hauptzimmer, dessen Hauptmobiliar in einigen wurmstichigen Tischen bestand. An einem derselben saß ein Mann mit einem großen Hut auf dem Kopfe, die Beine übereinander geschlagen und behaglich den Rauch einer Cigarre fortblasend. An seinem würdevollen Wesen erkannte ich ihn für den Herrn des Hauses und wandte mich mit der Frage an ihn, was ich wohl zu essen bekommen könnte.

„Was ihr mitbringt!“ erwiderte er kalt und fuhr fort, mit aller Gemessenheit lange Rauchwolken empor wirbeln zu lassen.

Ich fragte ihn, ob er nicht wenigstens Wein und Brot zu Hause habe.

„Allerdings, Brot vom reinsten Weizenkorn und roter Wein von Tudela sind bei mir im Überfluß zu haben.“

„Nun, so laßt mir davon zukommen, und fügt dieser bescheidenen Mahlzeit noch einige Eier hinzu, die ja auf dem Lande niemals fehlen!“

„Fragt in der Gegend nach!“ erwiderte Don Geronimo und versank wieder in sein beharrliches Stillschweigen.

Der junge, so vornehm thuende Navarrese war mir indessen gefolgt und an der Thür stehen geblieben. Obwohl er seine großen Augen auf mich geheftet hielt, wußte ich doch nicht recht, ob er träumte oder wachte. Ich wagte es noch einmal, ihn anzureden und seine Dienste in Anspruch zu nehmen. Aber nun kam eiligst eine Frau mit einem großen Kochlöffel in der Hand aus der Küche herbeigelaufen.

„Ihr macht wenig Umstände, das muß ich sagen!“ rief sie mit einem

unendlichen Wortschwall. „Ihr müßt wissen, daß der Herr Don Francesco de Paula, mein lieber Sohn, nicht für euern Dienst geboren ist, sondern für Gottes Dienst, denn er wird sich in kurzem bei den Dominikanervätern einkleiden lassen. Dann wird ihn jedermann in Ehren halten, und vielleicht erweist uns noch Gott die Gnade, der spanischen Nation einen Heiligen aus unserm Geblüt und mit unserm Namen zu schenken. Gott Lob! er wird dann auch würdig sein, zu seinen Ahnen einen jener Kriegsobersten zählen zu dürfen, die in der glorreichen Schlacht, welche hier ganz in der Nähe bei Roncevaux von den Unseren gewonnen wurde, das meiste dazu beitrugen, den mächtigen Kaiser — — Karl den Großen [1]) über die Berge zurückzuwerfen."

Hier stockte der Strom ihrer Rede. Diese zweite Cornelia war nur mit einem wollenen Mieder und einem kurzen Unterrocke von Borat [2]) bekleidet, der ihre Füße, welche seit undenklichen Zeiten von Staub und Sonne geschwärzt waren, bis ans Knie herauf unbedeckt ließ. Ihr Mann, der Gastwirt, oder vielmehr der Alcalde, [3]) nannte sie immer sehr umständlich die Segnora [4]) Donna Urraca.

Ich faßte den Entschluß mich noch einmal an den Don Alcalden zu wenden, und zwar mit aller der Ehrerbietung, die einer so vornehmen Person gebührte. Nun rief er, doch ohne sich von der Stelle zu rühren: „Francisca!" Aber Francisca kam nicht. Ich wartete mit Ungeduld, und nach einer langen Zwischenpause entschloß er sich, noch einmal zu rufen. Francisca erschien jetzt in Begleitung eines Ordensgeistlichen, dessen Hand sie küßte. Während Don Geronimo sich zur Hälfte erhob, um den Gast zu bewillkommnen, betrachtete mich Francisca voller Neugierde. Dieses junge Mädchen in ihrem kurzen Unterröckchen, mit ihren langen Haaren, die in zwei gleichen Haarflechten den Rücken herabhingen, setzte mich durch das Feuer ihrer Augen in Verwunderung. Die jungfräuliche Frische eines Alters von 18 Jahren färbte ihre von der Sonnenglut des Südens gebräunte Haut mit lebhaftem Rot, und ihr leichter Gang kündigte mehr ein andalusisches als ein navarresisches Mädchen an.

Der Ordensgeistliche setzte sich auf eine Bank an die Seite des Alcalden. Die erste Bewegung war, die weiten Ärmel seiner halb schwarzen, halb weißen Ordenskutte des heiligen Dominicus zurückzuschlagen. Ich bemerkte, daß sie mit mehreren Reihen jener goldenen Tressen besetzt waren, die ein Abzeichen der höheren Grade in der spanischen Armee sind. Hierauf schlug er auch seine weite Kapuze zurück und enthüllte einen jungen und schönen Kopf, der aber nur von einem schmalen Haarkranze geziert war. [5])

---

[1]) Karl der Große, als er die spanische Mark eroberte, soll in den Pyrenäenthälern bei Ronceval oder Roncevaux eine Niederlage erlitten haben. Hier hatte nach der Sage auch der berühmte Held Roland seine Abenteuer. [2]) Ein grober Wollstoff. [3]) Ortsrichter. [4]) Dame. [5]) Jedem Ordensgeistlichen wird als Abzeichen der obere Teil des Kopfes kahl geschoren. Auch die Weltgeistlichen haben, wenn auch kleiner, einen geschorenen Kreis auf dem Scheitel.

Franciska oder Pasquita, wie sie der Dominikaner nannte, beeilte sich, einem alten, auch in dem übrigen Spanien üblichen Gebrauche zufolge, ihm eine Flasche Weißwein vorzusetzen. — „Lebe tausend Jahre!“ sagte er, indem er nach den Wangen des jungen Mädchens mit einer Hand fuhr, die dieselbe zurückstieß, aber auch sogleich wieder ergriff, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen. Ich war so dreist, mich an die schöne Spanierin zu wenden. Sie hörte mich mit spöttischer Miene an und lächelte über meinen französischen Accent. Frau Arraca zeigte sich wieder, und zwar ganz so erzürnt wie das erstemal.

„Ihr wißt vermutlich nicht,“ sagte sie zu mir, „wen ihr vor euch habt? Die Segnorita [1]) ist eben so von Stande, als Don Francesco de Paula, welcher jetzt bald Fray [2]) Francesco heißen wird, falls es der heiligen Mutter Gottes gefällt, seiner Berufung ihren Schutz zu gewähren. Die Segnorita ist die Tochter meines Bruders, des Feldmarschalls der Armeeen des Königs, und obwohl der Herr General sich unter die Feinde Gottes [3]) hat anwerben lassen, so behauptet er doch noch immer seinen Rang. Dazu kommt noch, daß er aus dem Bezirk von Darroca gebürtig ist, dessen Einwohner alle von gleich hohem Rang und folglich, wie jeder weiß, alle eben so gut Hidalgos [4]) sind, als irgend ein Fürst in der Welt. Ihr seht nun selbst, ob es euch zukommt, einer Person Befehl zu geben, in deren Adern das Blut der alten Spanier, des ältesten Adels und der ältesten Christin rinnt . . . .“

Das Gepolter eines umgestoßenen Kessels machte der feierlichen Anrede der Donna Urraca ein Ende. Pasquita war indes doch so freundlich, mir zu versprechen, für meine Bedürfnisse sorgen zu wollen; dann folgte sie der Donna Urraca nach in die Küche. Ich blieb mit dem Ordensgeistlichen und dem Alcalden allein. Beide unterhielten sich jetzt ganz leise mit einander, oder vielmehr der Dominikaner sprach, und der Alcalde stimmte bei, indem er die letzten Worte seines Gastes mit einem andächtigen Blick gen Himmel und in schmerzlich bewegter Stimme nachsprach. Der Pater Prokurator — so nannte ihn nämlich Don Geronimo — ward in seiner Rede immer heftiger. Einige laute Ausbrüche seiner donnernden Stimme verrieten mir, daß er den Alcalden ermahnte, mit ihm zugleich die Waffen zu ergreifen.

Unterdes kündigte ein dumpfes und eintöniges Geläute die Ankunft eines Mauleseltreibers an. Ich hatte mich ans Fenster gestellt, um frische Luft zu schöpfen, und sah den ganzen Zug vor der Thür halten. Der Anführer desselben sprang von seinem hohen Sitze so leicht herab, wie ein Araber von dem Rücken seines Dromedars. Francisca schloß ihn in ihre Arme, dann eilte sie davon, sprang eilig die Treppe hinauf, und mit einer

[1]) Fräulein. [2]) Bruder. [3]) Die republikanische Partei, welche die unbeschränkte Macht des Königs durch eine Verfassung (Konstitution) zu beschränken suchte und natürlicherweise die Geistlichkeit gegen sich hatte. [4]) Adelige, von hijo del algo (Sohn von Etwas), oder wie andere erklärten: hijo del Goldo (Sohn des Goten). Bekanntlich bildeten die Westgoten den Hauptstamm der jetzigen spanischen Nation.

Unruhe, die sie Mühe hatte zu verbergen, half sie wieder ihrer Base in der Wirtschaft.

Es dauerte nicht lange, so erschien der neue Ankömmling im Gastzimmer. Er grüßte mit munterer Leichtigkeit und warf seinen weiten Mantel auf den nächsten Tisch, wodurch seine andalusische Tracht in ihrer ganzen Vollständigkeit und Eigentümlichkeit sichtbar ward. Seine langen, schwarzen Haarlocken wurden von einer Resille*) umschlossen, die bis auf die Schultern herabhing. Sein Kleid, eine Art Spenzer, war auf den Nähten mit Fransen von den verschiedensten Farben besetzt. Auf seiner zierlich ausgenähten, mit silbernen Knöpfen besetzten Weste glänzten zwei Ehrendekorationen, eine Art von Nationalbelohnung, die man in Spanien in Fülle sieht. Fast jeder trägt solche Denkmünzen, und jeder trägt sie mit Stolz. Der Andalusier schien schon deshalb eine so gerade edle Haltung anzunehmen, um seinen Verdienstorden Ehre zu machen.

Er war mit einer Stutzbüchse bewaffnet und legte diese behutsam auf seinen Mantel, als fürchtete er, sie zu versehren. „Mein Liebchen," sprach er, indem er sie zurecht legte, „meine Lieblingsflöte, die Zeiten sind vorüber, wo du fast alle Tage dem König Pepe**) zum Tanze aufspieltest."

„O Herr, dazu kann bald Rat werden," versetzte hierauf der Dominikaner. „Ihr werdet vielleicht bald wieder auf diesem Instrumente spielen müssen."

„Ich bin zu jeder Stunde bereit," antwortete der Arriero, „noch einmal für mein Vaterland mein Blut zu vergießen, wie ich es vormals gethan, da ich die Feinde unserer Nation, die doppelzüngigen Franzosen, über die Grenze treiben half."

Mit diesen Worten ging der Mauleseltreiber in die Küche, um seinen von ihm selbst mitgebrachten Mundvorrat zu übergeben. Ein Fremder, der in einer Ecke des Zimmers bisher ganz still gesessen hatte und von mir unbeachtet geblieben war, machte eine aufhorchende Bewegung, als er die Worte des Arriero vernahm, und nickte diesem freundlich zu, als er wieder eintrat, doch ohne von den übrigen bemerkt zu werden.

„Ja wohl, lieber Freund," knüpfte der Dominikaner wieder an, „wenn ihr den König liebt, so könnt ihr bald die Freude haben, das Vaterland gegen seine Feinde zu schützen und für die Sache der heiligen Kirche euer Leben zu wagen. Und ich denke, unter dem Schutze der allerheiligsten Jungfrau wird es uns gelingen, unsere Feinde zu Boden zu werfen."

Frau Urraca war jetzt auch hereingekommen und hatte in der Nähe des

*) Diese Art Mützen fangen bereits in Südfrankreich an, sind aus gewirkter Wolle, braun und rot, und hängen fast bis auf die Schulter herab. Die Catalonier bedienen sich ohne Ausnahme dieser Mützen, auch der Valencianer trägt sie, doch ist bei diesem der kleine, spitze schwarze Hut mit breiter, an den Rändern aufwärts gebogener Krempe, mit Sammet besetzt und Blumen geschmückt, vorherrschend. Sehr gewöhnlich ist auch in Spanien, sich den Kopf mit einem baumwollenen Tuche zu umwickeln. Jede Provinz hat dabei ihren eigentümlichen Typus. **) Joseph, Bruder Napoleons.

Geistlichen Platz genommen, einen gläsernen Rosenkranz in der Hand, welchen sie eifrig abzubeten begann; nur zuweilen ließ sie in der frommen Arbeit nach, um den Mönch mit einem wahrhaft seligen Gefühl anzuschauen, wenn derselbe das Wort erhob.

„Unsere Feinde," fuhr der Dominikaner, in immer größern Eifer geratend, fort, „sind nicht mehr jenseits der Pyrenäen, sie sind im eigenen Lande, das sie mit ihrer Ketzerei beflecken."

„Und wen meint ihr unter diesen Feinden des Vaterlandes, ehrwürdiger Herr?" fragte mit kecker Miene der Andalusier.

„Könnt ihr noch fragen, Mann? Es sind die Republikaner, welche unsern guten König in Fesseln geschlagen haben, welche die Grundsäulen der Kirche untergraben, die Feinde Gottes und des Königs zugleich!"

Jetzt konnte sich der Fremde nicht länger halten; sein Zorn, der bei den Reden des Dominikaners schon lange im geheimen gekocht hatte, wallte über, und er sprang auf mit den Worten:

„Nicht das sind die Feinde Gottes und des Königs, die den Spanier zu einem freien Manne machen wollen, die ihn herausreißen aus dem Joche, das ihr ihm geschmiedet, sondern das sind die Feinde der Nation, welche ihr Mark verzehren in Klöstern und Pfründen!"

Der Sprecher hatte nach seiner Mütze gegriffen, ein Stück Geld auf den Tisch geworfen und mit der Schnelligkeit des Windes das Haus verlassen.

Die Röte im Gesicht des Geistlichen war in eine furchtbare Blässe übergegangen; der Alcalde hatte vor Schreck seine Cigarre zur Erde fallen lassen und saß wie versteinert da; Donna Urraca seufzte laut und bekreuzte sich. Nur das Gesicht des Andalusiers strahlte vor innerer Freude, und in seinen Augen konnte man lesen, wie sehr er dem kühnen Sprecher beipflichte und Ehrfurcht zolle.

Der Dominikaner fand zuerst die Sprache wieder und rief, nach der Thür eilend: „Haltet ihn auf! Nehmt ihn fest!" Doch er wandte sich sogleich wieder zurück und sagte mit Ergebung: „Es ist zu spät! Er kennt zu gut Weg und Steg! Es ist der Bearner Flüchtling!"

Alle wurden bei diesen Worten von neuem Erstaunen ergriffen, denn der, welchen der Mönch so eben genannt, war in der ganzen Umgegend bekannt, man könnte sagen, im ganzen Lande.

König Ferdinand VII. war im Jahre 1814, als die Nationen das Joch Napoleons abgeschüttelt, frei geworden und nach Spanien zurückgekehrt. Das Volk empfing ihn mit Jubel; aber die Cortes — die Abgeordneten der Provinzen, welche bis dahin die Regierung geführt hatten — legten ihm eine 1812 von ihnen entworfene „Verfassung" vor, die er bestätigen sollte. Der König widerstand, stellte seine unumschränkte Gewalt wieder her und bestrafte die Cortes mit großer Härte, besonders von der Priesterpartei dazu angespornt. Die von ihm bereits gemachten Erfahrungen hatten ihn nicht weiser gemacht, im Gegenteil, er verfuhr jetzt mit empörender Willkür, und wer heute noch bei ihm in Gnaden stand, mußte vielleicht schon morgen ins

Gefängnis wandern. Zu diesen Opfern gehörte unser Fremdling, der weniger gegen den König, als gegen seine Ratgeber und gegen die Tyrannei der Geistlichkeit, die er schonungslos in den Cortessitzungen angriff, sich vergangen hatte. Er ward von der Inquisition ins Gefängnis geworfen; aber mit Hilfe seiner zahlreichen Freunde war es ihm gelungen, zu entfliehen und in den verschiedenartigsten Verkleidungen nach der französischen Grenze zu entkommen. Hier lebte er jetzt unter dem Volke von Bearn, als Bearner verkleidet, und nur zuweilen betrat er den Boden seines Vaterlandes, trotz der großen Gefahr für ihn, um zu erkunden, wie die Sachen wohl ständen. Die Bauern, wenn sie ihm auf seinen einsamen Gebirgswanderungen begegneten, hielten ihn für einen halb wahnsinnigen Sonderling und bemitleideten oder verachteten ihn.

Obgleich er ganz wie ein Bearner Landmann gekleidet war, so erriet man doch sehr leicht, daß er nicht in diesem Lande geboren sei. Sein roter Gürtel hatte auf der linken Seite eine Schleife, die ihm mehr Zierlichkeit gab; sein Kragen war mit vielem Geschmack zurückgeschlagen, und seine Haare, vorn geschnitten, wallten nach hinten in langen Locken auf den Rücken herab — ein Brauch im Lande Bearn, der sich vielleicht noch von den alten Germanen herschreibt. In seinem Barett, einer Art von flacher Mütze, die seitwärts auf den Kopf gesetzt wird, hätte man den Fremden leicht für einen Barden der Vorzeit halten können. Er war noch jung, doch mitten aus seinem dunkeln Haupthaar glänzte ein Büschel weißer Haare hervor, gleich einem Flämmchen, das die Maler den Köpfen ihrer Heiligen entströmen lassen. An diesem einen eigentümlichen Merkmale hatte der Dominikaner den Don Alonso erkannt.

„Du wirst uns doch nicht entrinnen!“ — sprach der Mönch, in Nachsinnen verloren.

Der Andalusier griff nach seinem Hute und sagte mit bedeutendem Tone: „Ich will ihm nach!“

„Um ihn sicher den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern?“ erwiderte der Geistliche in freundlichem Tone, — „dann geleite dich die heilige Jungfrau!“

„Nein,“ sprach der Arriero mit fester Stimme, „um die Bekanntschaft dieses wackern Mannes zu machen.“

„Hütet euch Herr!“ drohete der Dominikaner. „Wisset ihr nicht, wer der Mann ist, der uns so eben entwischte? Ein Erzketzer, vom heiligen Inquisitionstribunal verurteilt und in den Bann gethan! Ein Bösewicht . . .“

„Ehrwürdiger Vater!“ fiel der Andalusier ein, und ein edler Zorn blitzte aus seinen Augen, — „wenn dieser ein Bösewicht ist, so sind noch viel größere Bösewichte in unserer Nähe, die sich Diener Gottes nennen. Ich gehe!“

„Bei allen Heiligen, Mann, ich sage dir, du bleibst! Ich verbiete dir, einen Schritt zu thun, oder“ — hier hob er das Kruzifix in die Höhe — „ich thue dich in den Kirchenbann!“

Der Andalusier war vom höchsten Unwillen ergriffen, und er kämpfte

sichtlich zwischen dem Gehorsam gegen die Kirche und der Verachtung vor ihrem Diener.

„Möge einst am Tage des jüngsten Gerichts,“ sprach er, „Gott der Sohn nicht Rechenschaft von euch verlangen für die Gewaltthat, die ihr an mir verübt!“

Mit diesen Worten kehrte er hinter den Tisch zurück und setzte sich zu dem einfachen Mahle nieder, das ihm Pasquita zubereitet hatte. Es waren Kichererbsen, in einer mit vielem spanischen Pfeffer gewürzten Brühe gekocht. Der überdies schon so mäßige Spanier aß aber nur wenig.

* *
*

Ich wollte den Sonntag in aller Ruhe an der äußersten spanischen Grenze verleben, wo es ja schon so viel Neues und Eigentümliches zu beobachten gab. Nur in dem ungastlichen Wirtshause von Urdax mochte ich nicht bleiben, ritt vielmehr nach Ainhoa zurück, um hier das Mahl einzunehmen, das ich bei dem unfreundlichen Alcalden vergebens zu erlangen gestrebt hatte.

Ainhoa besteht aus etwa 200 Häusern. Um die Nachmittagsstunden sitzen die Einwohner vor ihren Thüren, und man könnte sie mit der Gemeinde von Lacedämon vergleichen, da die Hauptstraße, welche zugleich die einzige des Ortes ist, einen eigenen Turnplatz hat. Es ist dies ein geräumiger Sandplatz für das Ballspiel. In diesem Spiele, welches eben so viel Kraft als Behendigkeit erfordert, zeichnen sich die Basken aus und füllen damit ganz angenehm ihre sonntäglichen Mußestunden aus. Als ich ankam, waren sie mitten in ihrem Spiele und fingen mit großer Geschicklichkeit den bleiernen Ball in ihren eisernen Handschuhen auf. Vor dem Wirtshause auf einem kleinern Platze waren die Mädchen des Dorfes versammelt, doch als ich zu diesen eilte, um ihre Spiele zu belauschen, ertönte die Kirchenglocke, und alle Spiele waren zu Ende. Ganz Ainhoa begab sich zum Abendgottesdienst in die Kirche.

Hier im Gebirge haben die christlichen Ceremonieen etwas weit Ehrwürdigeres bei aller ihrer Einfachheit, als in dem Pomp unserer Städte. Selbst die Verteilung der Gemeinde macht einen feierlichen Eindruck. Die Männer sind von den Frauen abgesondert, wie bei den Anhängern des alten Bundes. Jene befinden sich nämlich auf einer aus Eichenholz erbauten Galerie, die doppelt über einander rings um das Schiff der Kirche herumläuft und ihm zur Zierde dient. Die Frauen dagegen nehmen den untern Raum des Schiffes ein. Einige von ihnen verdanken dem Privilegium ihres hohen Alters — das einzige, welches diese glückliche Gegend anerkennt — den Vorzug, auf einem Schemel sitzen zu dürfen, während die übrigen auf ihren Knieen liegen, und, als ob die Entfernung sie noch nicht genug vor den Blicken der Männer schützte oder vor irdischen Weltgedanken bewahrte, hüllen

sie noch obendrein ihren Kopf in ein langes Stück schwarzes Tuch, das zugleich ihren Schleier und ihren Mantel bildet.

Als der Gottesdienst zu Ende war, hatte sich auch der Tag geneigt; aber die Spiele begannen von neuem. Die Mädchen, alle in ihrem schönsten Sonntagsputz, tanzten nach dem Klange des Tambourins. Die jungen Bursche schauten erst zu, nahmen aber bald an dem Tanze thätigen Anteil. Der Mond, halb im Gewölk verschleiert, leuchtete freundlich auf das unschuldige Vergnügen herab. Das ganze Dorf war um die Tänzer versammelt und in fröhlicher Bewegung; nur einige spanische Mauleseltreiber, in ihre treuen Mäntel gehüllt, unterschieden sich von den übrigen durch eine Stellung, die so würdevoll war als ihre Tracht.

Der Tanz hörte endlich auf. Einer von den Arrieros nahm jetzt seine Guitarre zur Hand und schob den kleinen andalusischen Hut seitwärts an der langen Resille zurecht. Sein brauner Mantel, der bloß noch auf der linken Schulter hing, faltete sich malerisch um seine schlanke Gestalt, ließ zugleich die Hand frei, welche auf den Saiten ruhte, und die zierliche Weste mit den zwei schimmernden Medaillen zum Vorschein kommen, deren wir schon oben Erwähnung gethan. Es war der Arriero von Urdax, im Begriff, einen Warentransport nach Frankreich zu bringen.

In anmutiger Stellung an das Treppengeländer vor dem Wirtshause sich lehnend und die Augen zu den Wolken emporwendend, die abwechselnd sich erhellten und verdüsterten, und durch welche der Mond wie ein silberner Kahn hindurchfuhr, sang er eine von jenen hochpoetischen spanischen Romanzen zu den Tönen seines Instruments und versammelte bald einen Kreis andächtiger Zuhörer um sich herum. In diesen Liedern spricht sich eben so wohl die Phantasie des Arabers wie das Gemüt des Castilianers aus. Der Sänger wußte die Stanzen seines Liebesliedes so gut den eignen Gefühlen anzupassen, daß man sie für leichte und glückliche Erfindungen aus dem Stegreif gehalten hätte. Wir geben einige Verse zur Probe, freilich nur in schlichte Prosa übersetzt.

„Mein Herz ist traurig wie ein trüber Regentag. Trauer wohnt in meiner Seele, und doch soll ich singen.“

„Wenn ich euch meine langen Leiden erzählte, meine vereitelten Wünsche, meine zerstörten Hoffnungen, endlich meine Liebe und Verzweiflung schilderte, ihr würdet fern von mir hinweg fliehen. Doch ihr werdet mir ein aufmerksames Ohr leihen; niedergeschlagen wie ein Rohr unter den Schlägen des Ungewitters werde ich euch singen.“

„— Meine Vielgeliebte ist mehr als Himmel und Erde; denn für den Himmel und die Erde ist eine Sonne genug, doch ihr Haupt hat deren zwei. Ihre Augen sind leuchtender als der Blitz, und zugleich milder als jenes wohlthätige Feuer, das den Reisenden, der so eben dem Schiffbruche entrann, wieder erwärmt und belebt.“

„Ihr Wuchs ist schlank und gerade wie ein Palmbaum, oder wie die Sykomore; die Rose erblaßt voll Eifersucht vor dem Glanze ihrer

rosigen Wangen, und der Duft ihres Atems, welcher lieblicher ist als der des Citronenbaums, der Myrte und des Pomeranzenbaums, steigt zu den heiligen Höhen des Himmels empor und ergötzt dort die ewige Dreieinigkeit auf ihrem Throne" — —

„Pasquita ist ihr Name. Das edle und schöne Spanien ist ihr Geburtsland; ein solcher Ruhm gebührt nur dem Lande der Myrte und des Goldes, dem Lande der Heiligen und der Helden. Sei stolz, o mein Vaterland, daß du über dein entdecktes und erobertes Amerika herrschest; sei noch stolzer darauf, daß du unter die Töchter deiner Königreiche auch die reizende Jungfrau zählst, deren Reiz ich besinge."

Der Mauleseltreiber schwieg jetzt. Die Volksmenge horchte noch immer fort, doch seine Guitarre blieb stumm, und die Einwohner von Ainhoa zerstreuten sich nun. Der Andalusier blieb allein zurück, und zwar immer noch in derselben Stellung; er glich einem Barden des Nordens, mehr einem begeisterten Dichter, als einem Manne aus den untersten Volksklassen. Spanien bietet beständig diese Erscheinung dar. Erziehung, hohe Abkunft, Reichtümer sind hier Vorzüge, deren Besitz sich durch kein äußeres Zeichen verrät. Auch der gemeinste Spanier hat etwas Vornehmes und zeigt einen würdevollen Anstand, ein gewisses Selbstgefühl. Bei dem Bauer wird man nirgends jene „bäuerische Tölpelhaftigkeit" wie in anderen Ländern finden.

Mit der Miene von Selbstgefühl und Würde verschmilzt aber im Gesicht des Spaniers ein Zug tiefer Traurigkeit; dieser verrät den schmerzlichen Druck, den sie von ihrer Jugend an empfinden müssen. Das Volk empört sich nicht gegen die Beschlüsse der Vorsehung, es ergiebt sich in sein Schicksal wie der Orientale, leidet und duldet wie dieser. In seinen Augen wird der Tod gleichgültig, damit aber auch das Leben und die Civilisation stillstehend, der Geist regungslos. Bei dieser Unbeweglichkeit des Körpers wie des Geistes entsagt der Spanier doch freudig seiner Ruhe, sobald es Kampf und Krieg gilt. Bei aller Langsamkeit seines Denkens verrät er eine lebhafte Einbildungskraft in einem reichen, an Bildern und Wohllaut überreichen Stile. Er geht stets bewaffnet, bewahrt die Unabhängigkeit und persönliche Würde des rohen Naturstandes, hegt republikanische Tugenden unter dem Joche des drückendsten Despotismus, hängt an der Freiheit aus Stolz und an der unumschränkten Gewalt aus Trägheit, ist für eine große Rolle geschaffen und bringt doch sein Leben auf Erden ungekannt, man möchte sagen, unnütz zu — so ist der Spanier der unteren Volksklassen, und gerade so ist auch der Anhänger des Islam.

---

2. Spanisches Land und Volk.*)

Das Land.

Spanien, die Wiege der Romantik, einst das gelobte Land des fahrenden Rittertums und des katholischen Wunderglaubens, dieses vielbesungene, wenig gekannte Spanien hat keinen jener üppigen Reize, die man gewöhnt ist, dem europäischen Süden im allgemeinen zuzuschreiben. Von den drei Schwesterhalbinseln, die unter gleichem Himmelsstrich durch das blaue Mittelmeer gehen, ist die pyrenäische am wildesten, nicht umweht von lauen Zephyren, wie der Hesperidengarten Italien oder wie das buchtenreiche Griechenland, vielmehr nach allen Seiten festgeschlossen gegen die kühlenden Meereswogen und in seinem weitern Innern dem ungemilderten Sonnenbrande ausgesetzt. In der Geschichte Spaniens begegnen sich Orient und Occident, germanische und arabische Einflüsse; das Blut der Goten und der Mauren floß hier zusammen. So scheint auch die Natur des Landes ein wunderbares Gemisch von Morgen- und Abendland. Das Antlitz Europas — denn so wird Spanien von seinen stolzen Söhnen genannt — ist ernst und traurig, von düsterem, aber stets erhabenem Ausdrucke.

Wenn man die Küstenstriche oder die Abhänge der Pyrenäen ausnimmt, so verleugnet Spanien fast nirgends diesen finsteren Charakter. Vergebens sucht der Wanderer die weichen Thäler und Gartengelände Italiens oder den deutschen Wald mit seiner frischen Herrlichkeit, seinem goldigen Grün und heitern Vogelgesang. Unendliche baumlose, sonnenverbrannte Flächen voll Einsamkeit und Grabesstille, wie geschaffen für die Andacht büßender Anachoreten. Manchmal begrenzt den Horizont eine wolkenhohe Gebirgswand, und darüber schweifen Geier und Adler. Aber wie die Ebene an die Wüsten Afrikas erinnert, so gemahnt das Gebirge an die Felsen Norwegens, denn kahl und nackt starrt es gen Himmel. — Oder man kommt über sandige Steppen, wo die Trappe zu Hause ist. Da blüht das Heideröslein, und der wilde Ginsterstrauch wiegt sich im Winde, aber kein Erntefeld ist auf diesen Ebenen, kein Stück urbares Land auf seinen Bergrücken.

Manche Provinzen sind allerdings herrlich angebaut. Es dehnen sich die Felder unabsehbar weit, und die gelbe Ährenflut wiegt sich in der glutzitternden Luft. Oder, um die Mitte des Frühjahrs, kann man hier und da weite Rasenstrecken sehen, prachtvoll übersät mit rotblühendem Mohn aber nirgends entdeckt das Auge den Sämann, nirgends gewahrt man jene heiteren Arbeiter- und Schnittergruppen, die anderwärts das Land beleben.

Auch häufen sich nicht die Dörfer am Wege, wie in den reicher bevölkerten und besser behüteten Ländern des Nordens. Im thüringischen Hügelland, in den fetten flandrischen Ebenen, und fast überall, wo germa-

*) „Spanien und die Spanier" von Em. v. Cuendias. (Brüssel u. Leipzig, 1851.)

nische Kultur herrscht, hat man keinen Begriff mehr von eigentlicher Feldeinsamkeit. Nirgends kann sich der Reisende verlassen fühlen, denn jeden Augenblick winkt ein anderer Kirchturm aus dem Gebüsch. Hier dagegen sind die Wohnstätten der Menschen mehr als meilenweit von einander entfernt, und nie wird man von dem idyllischen Anblick allein stehender Meiereien oder Pachthöfe überrascht. Jene Weiler und kleinen Städtchen, aus denen Wohlstand und Sauberkeit lachen, die in England und Deutschland so häufig sind, kennt man in Spanien nicht. Dafür sind die spanischen Dörfer meist sehr malerisch gelegen, bald hoch am felsigen Rande eines Abgrundes zusammengedrängt, bald an dem steilen Abhange eines Berges sich hinaufschlängelnd. Der Bergpfad, der durch das Dorf bis auf den Gipfel führt, gleicht dann von weitem einer langen Schlange, deren Haupt von einer alten Feste mit verfallener Ringmauer und hohem Zinnenturme gekrönt ist, der noch jetzt, wie in der Maurenzeit, den Haufen rot angemalter Häuschen zu seinen Füßen zu beschützen scheint. Und diese Dörfer sind immer umfangreich; denn das Landvolk drängt sich darin gern, aus Furcht vor den Räuberbanden, welche die Ebene unsicher machen, in Massen zusammen.

Und doch ist Spanien schön, trotz seiner schroffen Berge und seiner dürren einsamen Flächen, vielleicht um so schöner wegen seiner Einsamkeit und Dürre, die beim ersten Anblick zur Trauer stimmt: denn sie erweckt auch Staunen und Bewunderung. Es ist etwas unendlich Erhabenes um diese strenge Nacktheit, um diesen Mangel an sinnlichem Reiz. Die Physiognomie des Landes gleicht der seines Volkes. Erst wenn man Spanien gesehen hat, begreift man den glühenden Stolz, die kalte Kühnheit und die tiefe Ruhe bei gewaltiger Leidenschaft im spanischen Nationalcharakter; erst dann versteht man den hohen Sinn, mit dem der Spanier auf alles Gemeine und Mittelmäßige herabsieht, die unaussprechliche Verachtung, die ihm Feigheit und weibisches Wesen einflößen, seine Ruhe und seinen Schicksalstrotz im größten Unglück, seine ewige Treue in Haß und Liebe; denn auch in der Natur des Landes ist nichts Kleines, nichts Mittelmäßiges. Einsamkeit und Dürre, Gebirg und Fläche, Tugend und Verbrechen — alles hat in Spanien das Gepräge des Großen und Gewaltigen.

Wer zum erstenmale die beiden Castilien und die Mancha durchpilgert, muß sich von religiösem Schauer ergriffen fühlen; die Nacktheit und die unermeßliche Ausdehnung dieser Reiche scheint ihm ein Traum. Er glaubt sich auf einem Erdozean allein und verlassen, selten begegnet ihm ein lebendiges Wesen; der Mensch fehlt der Erde, und das Schöpfungswerk scheint unvollendet geblieben. Kaum daß er dann und wann, verloren in dem unübersehbaren Raum, auf herrenloser Weide eine Herde grasen sieht oder einen Hirten gewahrt, gleich dem Johannes in der Wüste in das Fell seiner Schafe gehüllt, träumend und nachlässig hingelagert, die lange Lanze in der Hand. Endlich stößt dem Reisenden eine lange Reihe von Maultieren auf, langsam und gravitätisch wandelnd, wie die Kamele Arabiens, geleitet von einem

einzigen Manne, dem Arriero oder Maultierführer. Nachlässig sitzt er auf dem Rücken des ersten Tieres, aber stets ist er bis an die Zähne bewaffnet mit dem langen Dolche, dem festen Stutzen und seinem furchtbaren Trabuco (lange Flinte), denn in diesem halbwüsten Lande ist es nie geheuer.

Kommt man aus den castilischen Ebenen in Puerto, oder in die Gebirge der Somosierra, die Alt-Castilien von Neu-Castilien scheiden, oder in die Sierra Morena, so wechselt die Scene sogleich; denn da ist man auf der wohlerhaltenen königlichen Straße, auf der einen Seite hat man die hohe Gebirgswand, auf der andern bodenlose Abgründe. Hier ziehen die Maultierführer schon in kleinen Karawanen, die zu Schutz und Trutz verbündet sind, gegen die Stegreifritter und Wegelagerer, die von den armen Arrieros gern ungebührlichen Zoll erheben.

Solchen Anblick genießt man in Spanien häufig, besonders aber in Andalusien und im ehemaligen Königreiche Granada, das beinahe ganz von ungeheuren Sierras oder Bergketten bedeckt ist, auf denen nie ein Baum gewurzelt hat. Die Abhänge dieser Berge starren von riesigen Granitblöcken und Marmormassen von allen Farben, während die Gipfel unzugängliche spitze Kegel sind, die sich in dem stets reinen dunkelblauen Himmel verlieren.

Dennoch würde man irren, wenn man aus dem wüsten Ansehen dieser Cordilleren schließen wollte, daß das ganze Gebirgsland eben so nackt und traurig sei. Denn im Schoße dieser Sierren selbst sind fruchtbare Thäler verborgen, deren Pflanzenwuchs und Schönheit sich keine Einbildungskraft zauberischer träumen kann. Die herrlichen Thäler, wo die würzigste Flora die reinen Lüfte durchduftet, scheinen, nach dem poetischen Volksausdruck der Spanier, von den Engeln des Himmels bebaut zu sein.

Auf der Wanderung durch die Sierra Nevada oder die Sierra de Ronda erblickt man die malerischsten Ruinen: verfallene Türme auf Felsenspitzen, die in alter Kriegszeit als Warten und Luginslandpunkte dienten. Die einen hat die Hand der Zeit zerstört, die andern die Axt vandalischer Zerstörungssucht; jetzt dienen sie Raubvögeln zum Horst. Aber unwillkürlich muß man bei ihrem Anblick an die halb fabelhaften Zeiten denken, wo Christen- und Maurenritter sich befehdeten, an die glänzende Eroberungszeit Ferdinands des Katholischen und seiner Gemahlin Isabella.

In den Sierren wirst du oft gezwungen sein, abzusteigen und dein Tier am Zügel zu führen, jetzt zwischen zwei Abgründen ohne Seitengeländer, dann wieder über einen steilen Pfad bergab, der eigentlich kein Pfad, sondern eine granitne Stiege ist mit halbzerbrochenen Stufen. Vielleicht mußt du auch einmal einen kahlen Felsen überklettern, den die Natur über einen Abgrund zwischen Bergen als eine Art von Brücke gelegt hat. Ein Stückchen weiter stehst du verlegen am Rande eines langen und breiten Sumpfes oder am Ufer eines Bergstromes, dessen Furt niemand kennt, als vielleicht der verwegene Schmuggler, der sie allnächtlich durchwatet. Oder du triffst auf einen Haufen kleiner Steine, die ein Kreuz überragt. Weißt du, was dies Kreuz bedeutet? Hier ward vor kurzem ein harmloser Reisen-

der ermordet; und während du niederknieest, um für die arme Seele des Unglücklichen ein Gebet zu flüstern, zieht der Bandit in seinem Versteck vielleicht schon den Dolch für dich.

Wenn du aber den zahllosen Gefahren entronnen bist, die in diesen Serranias auf jedem Schritt und Tritt dir drohen, wenn du in eines jener fruchtbaren Thäler gelangst, welche der Andalusier deheras (Triften) nennt, so findest du sie erfüllt von schreckendem Stiergebrüll; diese Stiere sind wild, sie haben nie ein anderes Menschengesicht gesehen, als das ihres Herrn, und dieser, der Hirt, ist eben so wild wie seine einzigen Lebensgenossen. Mit Schleuder und Lanze bewehrt, tummelt er eins jener feurigen und unermüdlichen andalusischen Rosse, die Spanien noch den Arabern verdankt. Man braucht nicht eben eine Memme zu sein, um den Anblick dieser wilden Stierherden, die in voller Freiheit über die Trift hinrasen, etwas erschreckend zu finden.

Erreichst du endlich die Thore einer Stadt oder eines Burgfleckens dann staunst du über den wunderbaren Menschenschlag, über die eigentümlichen scharfgeschnittenen, adleräugigen Physiognomieen, die dir begegnen. Das sind noch Sprößlinge der schönen Maurenrasse, das sind Urenkel jener geistvollen Araber, welche die dumme Grausamkeit der Inquisition zu Tausenden aus Spanien verbannte. Männer und Weiber sitzen beim Mondschein in neugierigen Gruppen vor den Thüren ihrer cortijos (Landhäuser), und wenn es Winter ist, rings um den kolossalen Feuerherd (lores), und erzählen sich Wundergeschichten; denn von allen Spaniern hat der Andalusier die wahrhaft orientalische Leidenschaft für Märchen und Legenden voraus.

Es ist etwas Rätselhaftes um dieses Spanien, dessen Anblick so düster und doch so schön, dessen Volk so geistvoll und unwissend, so freimütig und so verschlossen, so leichtgläubig und zugleich so mißtrauisch ist. Gewiß dieses Land, das in seinen Widersprüchen und in seiner Eigentümlichkeit mit keinem andern zu vergleichen ist, und dieses Volk, das so vielfach geknechtet, doch hohen adeligen Mut und unverdorbene Kraft sich bewahrt hat, — sie verdienen ein tiefes, gründliches Studium.

Die Volkscharaktere. *)

Die pyrenäische Halbinsel bietet, von Portugal ganz abgesehen, eine Musterkarte der verschiedensten Volkscharaktere. Spanien ist seit der Völkerwanderung von vielerlei Nationen überschwemmt worden, und jede hat einen Teil ihrer charakteristischen Eigenschaften auf ihre Nachkommen vererbt. In Andalusien war die Einwanderung der Araber maßgebend, in Galizien die der Sueven, in Navarra und Biscaya machten sich die Vasconen, im Innern der Halbinsel die Westgoten geltend. Daraus wird erklärlich, warum die Befestigung der spanischen Zustände auf so ernstliche

*) Von Dr. Nikolaus v. Gerbel. (Vgl. Ausl. 1872. 1.)

Hindernisse stößt, sobald man die verschiedenen Landesteile nach einem Zuschnitt behandelt und in eine politische Form zwängen will. Spanien verlangt für jeden Landesteil eine besondere Regierungsweise, und nur diejenigen Herrscher hatten Ruhm und Glück, welche dies beachteten.

Das glücklichste Naturell unter allen spanischen Völkerschaften besitzen ohne Zweifel die **Andalusier.** Sie sind wohl am meisten geeignet, alle Gerüchte, die man im übrigen Europa über Tücke, Fanatismus und Rachsucht des Spaniers verbreitet hat, zu widerlegen. Der Andalusier ist viel zu fröhlich, um tückisch, viel zu gutmütig, um rachsüchtig, viel zu glücklich und selbstzufrieden, um fanatisch zu sein. Was läßt sich mit dem ewig heiteren Himmel, mit der warmen Luft, mit dem fruchtbaren Boden vergleichen, den man zwischen der Sierra Morena und der Südküste Spaniens findet? Diese Atmosphäre fordert unbedingt zum Lebensgenuß auf, und die heitere Stimmung wird weder durch fühlbare Kälte im Winter, noch durch empfindliche Hitze im Sommer beeinträchtigt. Von der Sierra Nevada weht beständig angenehme Kühlung nach den Thälern herunter, und es lebt sich in klimatischer Beziehung nirgends so angenehm als am Guadalquivir.

Der Andalusier ist mit sich, mit seinem Gott und mit seiner Umgebung mehr zufrieden als jeder andere, und das zeigt sich in seinem ganzen Wesen. Offenbar ist er aufs innigste von seinen persönlichen Vorzügen überzeugt. Er präsentiert seine Person gern in prächtiger Kleidung, er kokettiert mit den Frauen, aber seine Selbstliebe ist so naiv, daß man ihm darob nicht zürnt. Das Bewußtsein seiner Vorzüge macht ihn weder aufgeblasen, noch grob oder flegelhaft. Im Gegenteil ist er schon deshalb bemüht, sich von der angenehmsten Seite zu zeigen, weil er sich für das angenehmste Geschöpf unter der Sonne hält. Er ist daher gefällig, zuvorkommend, dienstfertig, plaudert mit Anmut und Liebenswürdigkeit und übertrifft in artigem Benehmen gegen die Damen selbst die Franzosen. Es ist ein rein sanguinisches Naturell, eine Leichtblütigkeit in ihrer angenehmsten Erscheinung, die sich auch in seinen anmutigen Städten ausspricht und die „andalusische Heiterkeit“ vor Augen stellt.

Besuchen wir die Stadt Sevilla, den Hauptort Andalusiens, so werden wir sofort der ungemeinen Lebensfreudigkeit inne. In Paris kann man sich „amüsieren“, weil es dort zahllose Gelegenheiten giebt, einen heiteren Tag, einen unterhaltenden Abend zu verbringen. Sevilla ist dagegen eine höchst bescheidene Stadt, welche nicht einmal die hervorragenden Prachtgebäude besitzt, von denen Brentano in seinem Liede „Nach Sevilla, nach Sevilla!“ singt. Aber in Sevilla, merkt man, ist jeder mit seinem Lose zufrieden, es ist eine freudige Sonntagsstimmung in den Gemütern, welche sich auch dem Fremden, dem Ankömmling mitteilt. Schon die Bauart der Häuser ist eigentümlich und trägt vielmehr dazu bei, der Stadt den Charakter der Anmut zu geben, als wenn an ihrer Stelle die „Prachtgebäude“ des Liedes ständen. Die Orientalen verwenden bekanntlich ihr ganzes Genie auf die Ausschmückung ihrer Hofräume: sie suchen selbige durch reichen Blumenflor, durch Spring=

brunnen zu einem kleinen Paradiese umzuschaffen, und umgeben sie mit schattigen Säulengängen.

Als nun die Christen Herren zu Sevilla wurden, behagte ihnen die Pracht der blumengeschmückten Hofräume, der „Patios", gar wohl. Sie behielten diese Einrichtung bei, obwohl sie sonst alles Maurische bekämpften. Um nach außen den Blick frei zu bekommen, legten sie möglichst viele Balkone an und sie richteten es so ein, daß die Durchgänge und Fenster nach außen mit den Fenstern an der Gartenseite, dem Hofe, korrespondierten. Bei jedem Sevillaner von echtem Schrot und Korn schaut der Vorübergehende von außen wie durch eine Laterne bis in die tiefste Innerlichkeit des Hauses. Das geniert den heiteren Bewohner des Glashauses durchaus nicht. Wohnen mehrere Familien in einem Hause, so haben alle das Recht des Mitgenusses der „Patios" mit ihren Springbrunnen, ihrer frischen Luft und Heiterkeit.

Die freudige Sonntagsstimmung Sevillas und ganz Andalusiens hat sich auch in der Kunst bewährt. Der produktivste, farbenprächtigste, glänzendste Zweig der spanischen Malerei ist in Sevilla entsprossen, das den würdigen Nebenbuhler Raphaels, den großen Murillo hervorbrachte, den vollendeten Darsteller himmlischer Verklärung in seinen Madonnen und treuherziger Selbstzufriedenheit in den naiven spanischen Gamins! Er und Velasquez sind Spaniens Stolz.

Für die Kulturgeschichte ist es bedeutsam, daß selbst im römischen Altertum die Bewohner von Bätica*) stets als die besten Tänzer galten. Damals war es besonders Cadiz, welches den Ruhm genoß, die besten Tänzer zu haben; jetzt sind Malaga und Sevilla Nebenbuhler geworden, und Malaga, die kleinere Stadt, ist selbst dem viel größeren Sevilla auch in anderen Beziehungen vorangeeilt. Malaga heißt in einem spanischen Liede „die Stadt des ewigen Frühlings". Großartiger als beide stellt sich Granada dar mit dem zerfallenden Palast der alten Maurenkönige, der Alhambra, auf einer Anhöhe gelegen, welche eine der herrlichsten Aussichten der Welt darbietet. Die Sonnenglut ist hier schon afrikanisch, wenn auch von der Sierra Nevada kühlende Lüfte wehen; Malaga ist paradiesischer, Sevilla aber lieblicher als alle anderen Städte Andalusiens.

Auf dem feurigen, seidenhaarigen Roß nimmt sich die zierliche, biegsame Gestalt des Andalusiers sehr vorteilhaft aus; was aber den Kriegsmut anbetrifft, so ist dieser nur auf Seiten des Rosses, denn seinem Reiter ist das Leben zu schön und wertvoll, als daß er es für irgend eine „Idee" oder auf Befehl seiner Regierung in die Schanze schlagen sollte. Er hat das mit dem Neapolitaner gemein, der durch Land und Klima gleichfalls auf die Segnungen des Friedens hingewiesen ist. Beide besitzen bei aller Regel-

*) Bätica hieß im Altertume der vom Bätis, dem heutigen Guadalquivir, durchflossene südlichste und schönste Teil Spaniens.

mäßigkeit des Körperbaues und Eleganz der Bewegung wenig Muskelstärke und ertragen schwer die Strapazen des Krieges.

Stärker und zäher, doch bei weitem weniger liebenswürdig, ist der **Castilianer.** Das Land Castilien zerfällt in zwei ungleichartige Teile: Alt- und Neu-Castilien. Sie werden durch ein nahezu 1200 m hohes Gebirge, die Sierra de Guadarrama, von einander geschieden. Es fehlen dieser Gebirgskette der Schnee im Sommer, die himmelanstrebenden Spitzen und die grünen fruchtbaren Thäler, wie sie die Sierra Nevada besitzt. Die Umgebung ist oft trostlos. Der Zug des Gebirges von Südwest nach Nordost steht in einem wechselseitigen Verhältnis zu den vom Meere her wehenden Luftströmungen. Alle kalten Winde werden vom nördlichen Abhange der Guadarrama-Kette aufgefangen, und es entsteht daher in Alt-Castilien eine rauhe Temperatur und eine Vegetation, die man in Spanien nicht suchen würde. Unter anderem hat Burgos im Winter eine Kälte, die mit der des mittleren Europa übereinkommt, leider aber nicht durch ähnliche Heizeinrichtungen gedämpft wird. Der Südabhang des Guadarrama-Gebirges hat dagegen günstigere klimatische Verhältnisse. Während Alt-Castilien mehr Mais und Getreide hervorbringt, ist Neu-Castilien reicher an Südfrüchten. Die Spanier haben aber so furchtbar in den Waldungen des Gebirges gehaust, daß daselbst ein ordentlicher Baumwuchs nicht mehr aufkommt. Im Sommer sengt und brennt die Sonne, ohne daß ihre Strahlen durch erquickenden Schatten gemäßigt werden. Der Nordabhang fängt alle Dünste auf, und es ist zwar die Luft von Neu-Castilien fast immer rein und klar, aber dafür die Hitze und Trockenheit im Sommer auch oft unerträglich. Alle kleineren Flüsse trocknen dann aus, und wie es mit dem Manzanares, an welchem die Landeshauptstadt liegt, bestellt ist, werden wir weiter unten hervorheben.

Solche Naturverhältnisse sind wohl nicht ohne Einfluß geblieben auf die Sinnesweise des Castilianers, der in sich die widersprechendsten Eigenschaften vereinigt. Der steife und doch etikettenreiche Hidalgo, der ahnenstolze und doch in der größten Armut sich nicht aufraffende Ranudo de Colibrados sind bekannte spanische Typen, die uns immer aber nur Castilianer aus verschiedenen Lebensverhältnissen vorführen. Der Castilianer hat wie der Andalusier eine hohe Meinung von sich selber; aber während dies den letzteren liebenswürdig macht, sucht der erstere vorwiegend bloß zu imponieren. Es kommt ihm nicht auf den besten Eindruck an, den er macht, sondern auf das größte Gewicht. Der Castilianer erfand darum die Grandezza, damit die Person sich durch Ceremonie gewichtig machen könne und dadurch ersetze, was ihr an wirklichem Gehalt fehlt. Das Endziel seines Strebens ist Ruhe, absolute Ruhe und Unthätigkeit. Der Andalusier arbeitet zwar auch nicht gern, aber er strebt doch eifriger nach den Annehmlichkeiten des Lebens. Der Castilianer jedoch vermeidet die Arbeit nicht aus Hang zum Lebensgenuß, wie der heitere Andalusier, sondern aus stoischem Bedürfnis einer unerschütterlichen Gemütsstimmung, nach ungestörter Bequemlichkeit.

Wie die meisten Romanen wünscht der Castilianer, wenn er um seines

Lebensunterhaltes willen arbeiten muß, baldigst so viel zu erwerben, daß er von seinen Zinsen leben kann. Er setzt sich gern eine Summe vor, die er erreichen möchte, bevor er sich dem ernsthaften Nichtsthun ergiebt. Diese Summe wird jedoch selten erreicht, weil der Castilianer im Kampfe des Lebens seine von Hause aus schon bescheidenen Ansprüche immer mehr herabsetzt. Die große Tugend der Genügsamkeit wird von ihm leicht übertrieben, und schließlich rührt er keinen Finger, wenn er ohne Anstrengung sich kümmerlich durchbringen kann.

Bedeutend größere Zähigkeit im Erwerben haben dafür die Bewohner der Nordküste: die **Galicier, Asturier** und **Basken**. Sie genießen alle drei eines guten Rufes in Bezug auf ihre persönliche Tüchtigkeit — nur in verschiedenen Sphären. Die Galicier verdingen sich zu allen erdenklichen Diensten als Tagelöhner, Arbeiter, Maultiertreiber, Diener und Handwerker; die Asturier lassen sich am liebsten als Diener gebrauchen, während die Basken, die gleich den Castilianern zu Dienstleistungen für andere zu stolz sind, als Pächter und Bauern sich fortzuhelfen suchen. Die Basken sind äußerst zuverlässig, aber starrsinnig, darum schwer zu behandeln; die Asturier dagegen sind die fügsamsten Kinder Spaniens und, wo sie in ein Hauswesen sich einleben, von bewährter Treue. Am erwerblustigsten sind dagegen die Galicier („Gallegos"); sie haben etwas von einem Italiener und etwas von einem Schweizer. Die Ähnlichkeit mit dem Italiener zeigt sich darin, daß ein Gallego, der einmal auf Erwerb ausgegangen ist, auch wenn er die gewünschte Summe sich erarbeitet hat, noch fortfährt zu arbeiten, so lange die Anhänglichkeit an sein karges Heimatland, sein geliebtes Galicien, es gestattet. Er muß als ein Sohn der Berge, gleich dem Schweizer, wie dieser sein Glück oft in der Fremde suchen, kehrt aber zuletzt gern in diese zurück, sobald er sich ein Vermögen erworben.

Die Bewohner des ehemaligen Königreichs **Aragonien** sind von jeher die unternehmendsten, aber auch die unbotmäßigsten Kinder der pyrenäischen Halbinsel gewesen. Die eigentlichen Aragonier, die Catalonier (Catalanen) und die Valencier bewährten den Ruf der Unbotmäßigkeit und Unternehmungslust in gleichem Grade, wenn auch nicht immer in derselben Richtung. Den übelsten Ruf in Spanien haben übrigens die Valencier, indem bei ihnen die zahlreichsten Fälle von Rachsucht und Gewaltthat vorkommen. Die Aragonier waren ehemals besonders für die Sicherung ihrer politischen Rechte gegen etwaige Eingriffe des Königs besorgt. Bei jeder Thronbesteigung nahm der Groß-Justitiarius dem Könige einen fürchterlichen Eid ab, mit der Klausel, daß nur unter Beobachtung dieses Krönungseides von seiten des Herrschers das Volk diesem zum Gehorsam verpflichtet sei. Erst Philipp dem Zweiten gelang es, die Freiheiten der Aragonier gewaltsam soweit einzuschränken, daß dieser Krönungseid für die Zukunft unterblieb.

Die Catalanen vollführten im Mittelalter eine Menge Heldenthaten, die mit den Räubereien der alten Argonauten die größte Ähnlichkeit hatten. Am meisten empfand man in Griechenland ihre schwere Hand, indem sie dort

eine zeitlang sich heimisch gemacht und einen Raubstaat gegründet hatten. Ungern fügten sie sich später der Gewalt der aragonischen und der spanischen Könige. Bei jedem Thronwechsel, bei jeder Staatsumwälzung machten die Catalanen der Madrider Regierung Opposition. Nur die Basken thaten es ihnen in der Unterwürfigkeit fast noch zuvor, bis auf die letzten Carlistenkriege fanden bei ihnen die rebellischen Prinzen den Rückhalt.

Tapfer und kriegstüchtig sind vor allem die Castilianer, die Galicier und die eigentlichen Aragonier, da sie sich noch am meisten disciplinieren lassen. Die Basken und Catalonier sind allerdings nicht weniger mutig und die letzteren sogar am unternehmendsten. Aber man vermag weder die Catalonier, noch die Basken, noch die Navarresen auf die Dauer zu disciplinieren (an Gehorsamkeit zu gewöhnen), daher bei der neuen Kampfweise ihre Tapferkeit, außer im Guerilla-Kriege, wenig Nutzen bringt. Am großartigsten zeigen sich die Spanier in der Verteidigung der Festungen, namentlich dann, wenn ihre Berennung schon begonnen hat. Von der Belagerung Numantias bis auf die von Saragossa bietet die Geschichte Spaniens zahlreiche Beispiele einer heldenmütigen Gegenwehr.

---

3. Die Einwohner von Madrid.*)

Ich habe die meisten großen Städte der Welt besucht, aber im ganzen genommen hat mich keine so interessiert, als Madrid. Ich spreche nicht von den Straßen, den öffentlichen Plätzen, den Gebäuden, den Brunnen, obgleich einige davon sehr merkwürdig sind; denn Petersburg hat schönere Straßen, Paris und Edinburgh stattlichere Gebäude, London prächtigere Plätze, während Schiras sich kostbarerer Brunnen, obwohl keines kühleren Wassers rühmen kann. Aber die Bevölkerung! Innerhalb einer kaum anderthalb spanische Meilen (leguas) im Umkreis messenden Lehmmauer wohnen 398,000 menschliche Wesen, welche gewiß die außerordentlichste Menschenmasse bilden, die in der ganzen Welt sich befindet — denn diese Masse ist streng spanisch. Die Bevölkerung von Constantinopel ist seltsam genug, aber zu ihrer Bildung haben 20 verschiedene Nationen beigetragen, Griechen, Armenier, Perser, Polen, Juden — letztere, beiläufig gesagt, spanischen Ursprungs und die spanische Sprache redend; — aber die mächtige Bevölkerung von Madrid ist mit Ausnahme spärlich gesäter Fremden, namentlich französischer Schneider, Handschuhmacher, Perruquiers, durchaus spanisch, obgleich ein bedeutender Teil nicht am Orte selbst geboren ist. Hier sind keine Kolonieen von Deutschen wie zu St. Petersburg, keine englischen Fak-

*) Aus George Borrows: „Die Bibel in Spanien, oder Reisen, Abenteuer und Einkerkerungen eines Engländers, der die Bibel in Spanien zu verbreiten suchte.“ (3 Bde. London.)

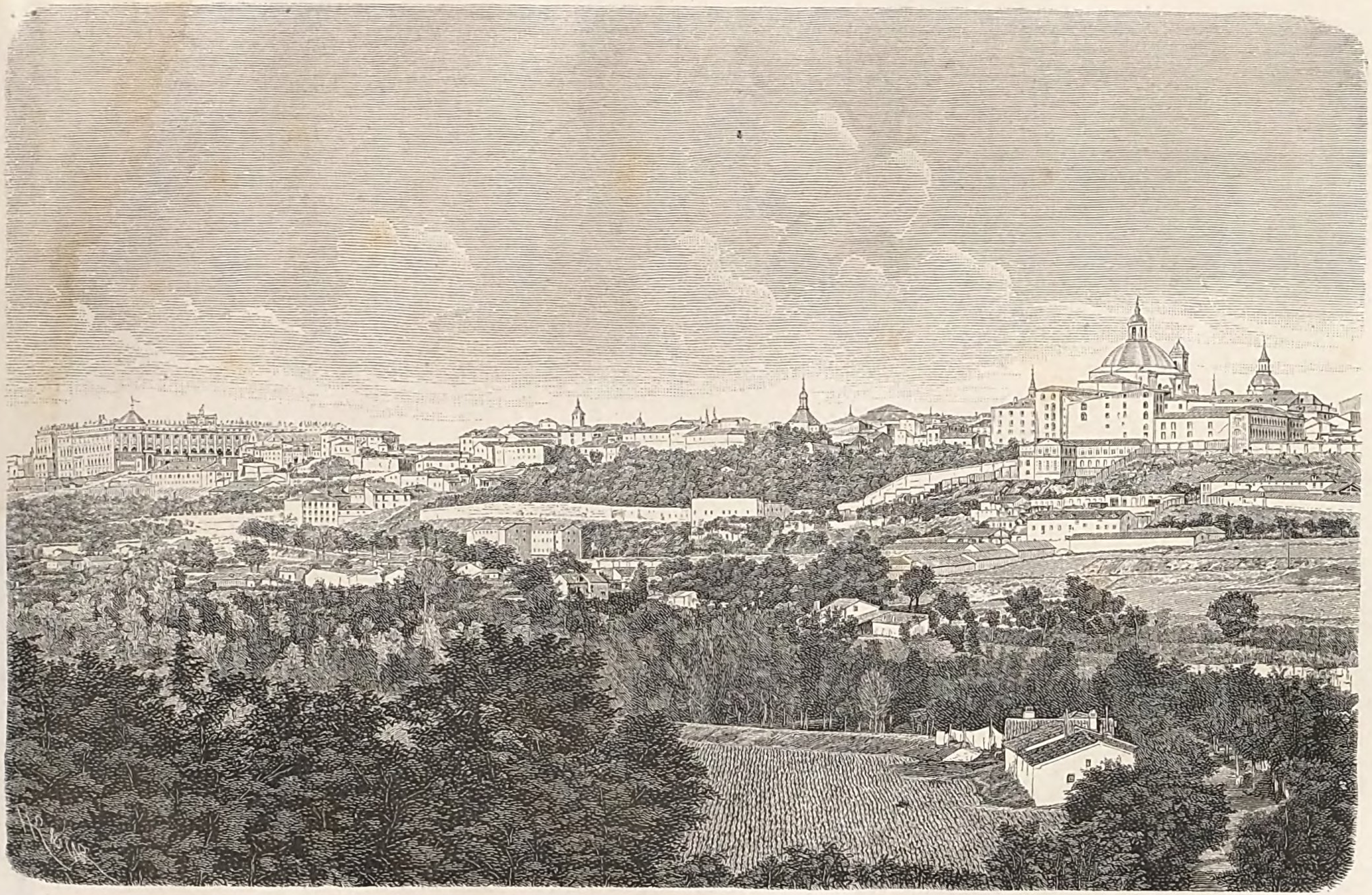
toreien wie zu Lissabon, keine Massen hochmütiger Yankees[1]) lungert durch die Straßen wie zu Havanna, mit einem Ausdruck im Gesicht, der zu sagen scheint: Das Land ist unser, sobald wir es nehmen wollen! — Hier in Madrid ist die Bevölkerung, so seltsam und eigentümlich und, aus so mannigfachen Elementen sie auch zusammengesetzt ist, spanisch, und wird es bleiben, so lange die Stadt steht.

Seid mir gegrüßt, ihr Aguadores[2]) aus Asturien, die ihr in eurer Tracht von grobem Büffel vor den Brunnen sitzt auf euern leeren Wassereimern, oder schwankend mit den angefüllten bis in die höchsten Stockwerke steigt. Seid mir gegrüßt, ihr Kaleseros[3]) aus Valencia, die ihr euch träge an eure Fuhrwerke lehnt und Tabak raspelt für eure Papiercigarre, in Erwartung eines Herrn, der eure Fuhre begehrt. Seid mir gegrüßt, ihr Bettler aus der Mancha, Männer und Weiber, die ihr, in grobe Tücher gehüllt, ohne Unterschied am Thore des Palastes, der Kirche oder des Gefängnisses um Almosen bettelt. Seid mir gegrüßt, ihr Bedienten aus den Bergen, Mayordomos und Sekretäre aus Biscaya und Guipozcoa, ihr Toreros aus Andalusien, ihr Riposteros[4]) aus Galicien und ihr Krämer aus Catalonien! Gegrüßt seid mir, ihr stolzen Aragonesen, Asturier und Estramadurier! Und endlich ihr echten Söhne Madrids, Pöbel der Hauptstadt, ihr 20,000 Manolos,[5]) deren furchtbare Messer einst so schrecklich unter den Legionen Murats arbeiteten!

Und ihr höheren Stände, Damen und Herren, Caballeros und Segnoras, soll ich euch mit Stillschweigen übergehen? In der That habe ich aber wenig von euch zu sagen, denn ich kam nicht viel in eure Gesellschaft, und wenn es geschah, ward meine Achtung vor euch nicht erhöht, sondern herabgestimmt. Es giebt Hauptstädte, wo die hohe Aristokratie, Herren und Damen, Söhne und Töchter des Adels den ausgezeichnetsten und interessantesten Teil der Bevölkerung ausmachen. Dies ist namentlich zu Wien, noch mehr in London der Fall. Wer nimmt es mit dem englischen Aristokraten auf in hoher Statur, würdevoller Haltung, körperlicher Stärke, hohem Mut? Wer reitet ein edleres Roß und hat einen festeren Sitz? Wer ist liebenswürdiger als seine Frau und seine Töchter? Was aber die spanische Aristokratie betrifft, so ist das, was man von Segnoras und Caballeros zu sagen hat, weder interessant noch erfreulich. Mögen andere sie bewundern und ihnen Loblieder singen, ich lobe mir den gemeinen Spanier, das spanische Volk, das bis in die niedrigsten Klassen hinab von Adel ist, nicht in Madrid allein, sondern in ganz Hispania. Der gemeine Spanier ist kein gemeiner Mensch, kein gewöhnliches Wesen, sondern ein außerordentlicher Mensch, dessen freier, unabhängiger Geist auch unter dem härtesten Joche nicht gebrochen ist, und den man bewundern muß. Er ist allerdings sehr unwissend, aber merkwürdiger Weise habe ich unter den niederen Klassen oftmals viel

---

[1]) Nordamerikaner. [2]) Wasserträger. [3]) Kaleschenmänner. [4]) Toreros und Riposteros sind die beliebten Stierkämpfer. [5]) Manolos — die Handwerker.



Madrid.

freiere Ansichten gefunden als unter den höheren, und selbst der Vorwurf der Bigotterie trifft mehr die letzteren als die Masse des Volks.

Eigentümlichkeiten Madrids und der Madrider.*)

Wenn man von Madrid spricht, so sind die beiden ersten Gegenstände, welche die Einbildungskraft uns vorführt, der Prado und die Puerta del Sol (das Sonnenthor). Der Prado besteht aus mehreren Alleeen mit einem Fahrweg in der Mitte für die Wagen, beschattet von Bäumen, neben denen ein kleiner aus Backsteinen gebauter Kanal dahinläuft, in welchen zu gewissen Stunden aus Röhren das Wasser zur Bewässerung geleitet wird, ohne welche die Bäume bald von Staub und Sonnenhitze verzehrt werden würden. Die Promenade fängt beim Kloster Atocha an, geht bei dem Thor dieses Namens und dem von Alcala vorüber und endigt am Thor der Barfüßer; die schöne Welt aber beschränkt sich auf einen kleinen Raum, um die Brunnen der Cybele und des Neptun, von dem Thor der Alcala bis zur Carrera de San Hieronimo. Hier ist ein großer Raum, Salon genannt, mit Stühlen besetzt, und hier, wo am wenigsten Schatten, aber am meisten Staub ist, drängt sich die fashionable Welt zusammen, so dicht, daß man oft nicht Raum hat, das Schnupftuch aus der Tasche zu nehmen, und nur Schritt für Schritt der Menge folgen kann. Hier ist die Stelle, wo man alle Wagen und glänzendsten Equipagen vorbeifahren sieht.

Im allgemeinen gehen die vornehmeren Frauen alle nach Pariser Mode, die oft in sehr schlechtem Geschmack nachgeahmt wird; die Mantille ist der einzige Überrest spanischer Nationaltracht, sie ist höchst kleidsam und dazu sehr bequem. Hüte sieht man sehr wenig, da die Mantille auch den Kopf bedeckt. Namentlich erinnert aber der Fächer den Reisenden daran, daß er in Spanien ist. Keine Frau vermag ohne Fächer zu leben, er muß sie überall hin begleiten, auf die Promenade, zum Besuch, in die Kirche und zum Theater; der Gebrauch dieses Instrumentes ist ein so eigentümlicher, giebt den Bewegungen einen solchen Ausdruck und Reiz, daß man bald gewahr wird, Spanien sei das Vaterland des Fächers. Manche Damen besitzen eine große Auswahl davon; ich habe eine gekannt, welche ein ganzes Hundert besaß von den verschiedensten Formen und Stoffen, oft sehr reich mit edeln Steinen besetzt. Das leise Schwirren, das durch das unaufhörliche Öffnen und Schließen der Fächer entsteht, durchdringt mit ganz eigentümlichem Laut das summende Geräusch auf der Promenade.

Was man gewöhnlich mit dem Begriff einer Spanierin im Auslande verbindet, findet sich in Madrid keineswegs. Gewöhnlich stellt man sich die Spanierinnen mit bleichem, länglichem Gesicht, großen, schwarzen Augen, kleiner, etwas gebogener Nase und jenem südlich dunkeln Teint vor, welcher dem Vers entspricht: „Gelb wie eine Orange". Das ist aber der arabische

*) Aus den „Erinnerungen eines in Spanien reisenden Franzosen".

oder maurische Typus. Die Madrilena ist reizend im vollen Sinne des Wortes; unter vieren sind drei gewiß hübsch. Vollendete Schönheiten mögen seltener sein. Sie sind von kleinem, zierlichem Wuchs, sehr weißer Haut, zarten Zügen, haben meist helles kastanienbraunes Haar, ja man kann den Prado nicht zweimal auf- und abgehen, ohne nicht sieben bis acht Blondinen von allen Schattierungen getroffen zu haben, vom dunkeln Blond bis zum brennendsten Rot. Man sieht viele blaue Augen, obgleich sie nicht so geschätzt werden, wie die schwarzen.

Im Prado sah ich auch einige Pasiegas von Santander in ihrer Nationaltracht. Die Pasiegas sind als die besten Ammen in Spanien anerkannt, und die Liebe, die sie für die Kinder haben, ist fast sprichwörtlich geworden. Ihre Kleidung ist ein roter, sehr faltiger Tuchrock, mit breiten Borden besetzt, ein schwarzsammetenes, ebenfalls mit Gold galonniertes Korsett, und ihr Kopfputz ein in hellen Farben schimmernder Madras, das alles noch gehoben durch einen Überfluß von silbernen Zieraten und Spielereien. Diese Frauen sind sehr schön und tragen einen Zug von Kraft und Adel im Gesicht, der überrascht.

Die originellen Gestalten der Wasserhändler, die früher Spaniens Hauptstadt kennzeichneten, sind fast verschwunden. Früher ertönte die ganze Stadt von ihrem scharfen, unaufhörlichen Geschrei: Agua, agua, quien quiere agua? (Wer wünscht Wasser?) Agua, helada, fresquita la nieve! (Hell, frisch, wie der Schnee!) Dies dauerte von morgens 5 Uhr bis abends 10 Uhr. Jetzt haben sich, nachdem Madrid die vorzügliche Wasserleitung erworben, diese Stimmen beruhigt. Neben dem Wasser ist das Element, das am meisten in Madrid gebraucht wird, Feuer, zum Anzünden der Cigarren. Kleine Knaben tragen es in Schalen, die mit Kohlen und feiner Asche gefüllt sind, herum. Um 9½ Uhr wird der Prado leer, und die Menge wendet sich nach den Kaffeehäusern und Botillerias.

Die Kunst, Erfrischungen zu bereiten, ist nur in Spanien zu Hause, und selbst in Paris, verglichen mit der in Spanien, noch in der Kindheit. Die bebida haleda, namentlich aber die bebida d'almendra blanca (von weißen Mandeln) sind köstliche Getränke. In den Tagen, wo das Eis noch nicht zubereitet ist, hat man Agraz, ein aus unreifen Weinbeeren bereitetes Getränk, dessen säuerlicher Geschmack sehr angenehm ist, oder man trinkt Cerveza de Santa Barbara mit Limonen, das nicht weniger von gutem Geschmack ist, oder man wendet sich in die Orchalerias de Chusa; die Chusa ist eine kleine Beere gleich einer Mandel, die in den Umgebungen von Valencia wächst, und welche man röstet, zerstößt und zu einem Getränk benutzt, das, mit Schnee gemischt, höchst erfrischend ist. Außerdem giebt es Sorbett, Eis in Form von Käsen, von allen Arten mit Aprikosen, Ananas, Orangen, auch mit Butter und ungelegten Eiern, die man aus dem Leib der Hühner nimmt, und Espumas von Chokolade oder Kaffee, einer Art geschlagener Sahne, die man zuweilen mit feinem Zuckerstaub bestreut und mit Barquillos (in lange Hörner gerollten Oblaten) serviert, aus denen

man langsam das Getränk einschlürft, und so noch länger die erfrischende Kühlung genießt. Kaffee trinkt man nur selten, und dann aus Gläsern, nicht aus Tassen.

Die Häuser in Madrid sind aus Letten und Backsteinen oder aus gestampfter Erde gebaut, wohl mit Kalk überworfen und mit ziemlich phantastischen Farben, hellgrün, rosa, blau u. s. w. angestrichen, die Fenster mit Verzierungen überladen; nur die ganz neugebauten Häuser sind einfacher und mit Milchfarbe angestrichen, wie die in Paris. Das Innere ist sehr geräumig und bequem, die Decken hoch, der Raum nirgends gespart. Man durchwandert eine lange Reihe von Zimmern, in denen nichts als die leeren weißen Wände und hier und da vom Rauch und der Zeit geschwärzte Gemälde, irgend einen Martertod der Heiligen vorstellend, zu sehen sind, ehe man in den bewohnten Teil des Hauses kommt. Die Gemälde sind nur selten in Rahmen gefaßt. Der Fußboden besteht nur aus Stein — wenigstens habe ich keinen von Dielen gesehen —, und wird mit Matten von sehr feiner Arbeit bedeckt. Die Möbel sind höchst sparsam in den Zimmern verteilt und in altväterischem Geschmacke; doch nicht in altspanischem, sondern in dem zur Zeit der Revolution in Paris herrschenden; dagegen ist eine Unzahl von Rohrstühlen und Sofas an den Wänden verteilt. Auf den Tischen und Etagèren sind kleine Biskuit- und Porzellanfigürchen aufgestellt, und an den Wänden hängen schlechte Kupferstiche.

Um die unerträgliche Hitze zu mildern, sind die Fensterläden fast immer geschlossen und die Fenster dicht verhangen, so daß in den Zimmern fast eine völlige Finsternis herrscht. Zu gleicher Zeit feuchtet man die Matten fortwährend an oder verbreitet durch sogenannte Bukaros eine feuchte Luft in den Gemächern, und sucht sich daran zu erquicken. Die Bukaros sind eine seltsame Erfindung. Es sind Töpfe, die, aus roter amerikanischer Erde geformt, ziemlich den türkischen Pfeifenköpfen gleichen; manche sind vergoldet und grob bemalt. Von diesen Töpfen bringt man 7—8 in das Zimmer, füllt sie mit Wasser und setzt sie auf das Sofa, um den Genuß mit aller Sammlung zu haben. Der Thon wird jetzt dunkler von Farbe, das Wasser dringt durch seine Poren, und die Bukaros verbreiten einen Geruch, der dem in einem feuchten Gewölbe oder frisch geweißten Zimmer sehr ähnlich ist. Die Ausdünstung ist so stark, daß nach Verfluß von einer Stunde die Hälfte des Wassers in den Bukaros verdunstet ist; das übrig bleibende Wasser ist kalt wie Eis und hat einen faden, ekeln Geschmack, wird jedoch von einigen Feinschmeckern mit vielem Appetit getrunken, wie sie auch kleine Stückchen des Thones kauen und verschlucken.

Ich besuchte einige Tertulias oder Abendgesellschaften und fand wenig Bemerkenswertes. Man tanzt nach dem Pianoforte, doch mit so großer Zurückhaltung, daß man nicht begreift, worin das Vergnügen besteht. Von eigentlichen Nationaltänzen ist keine Spur mehr zu entdecken; selbst in den Theatern geht, wer auf guten Ton Anspruch macht, fort, sobald der Bolero oder ein anderer Nationaltanz aufgeführt werden soll. Die Kleidung der

Frauen, selbst derer vom höchsten Stande, ist bei feierlichen Gelegenheiten mehr als einfach. Eine Pariser Putzmacherin würde sich schämen, so in eine Abendgesellschaft zu einer Schneiderin zu gehen. Übrigens sind diese Tertulias wenig kostspielig. Die einzigen Erfrischungen, welche in den vorderen Zimmern stehen, sind ein Dutzend Gläser mit klarem Wasser gefüllt, dabei ein Teller mit Zucker, von welchem kein Mann, der nicht für leckerhaft gelten will, ein Stück nimmt. Das ist Sitte in den Häusern der reichsten Familien, und kein Zeichen von Geiz, denn die Genügsamkeit der Spanier ist ganz diesem System angemessen.

* *
*

Bemerkungen aus den Reiseskizzen von Meta Wellmer.*)

Über Madrid, oder eigentlich nur über einigen Straßen, Plätzen und Spaziergängen von Madrid liegt der Firnis einer europäischen Residenz und Großstadt, allein in den engen Seitengassen und in der nächsten Umgebung der Stadt findet man in der Wohnung und Lebensweise der spanischen Bevölkerung Zustände, wie sie gerade so zu Kaiser Karls V. Zeiten oder noch früher geherrscht haben mögen. Die Provinz la Mancha, in welcher Madrid liegt, ist nach deutschen Begriffen eine Art Wüste. Kein Wäldchen, kaum hie und da ein Baum, kein reinliches, heimliches Dörfchen, kein wogendes Kornfeld, keine saftig grüne Wiese, kein murmelnder Bach sind auf dieser gelben, dürren, kahlen Hochebene zu sehen. Die seltenen Weiler und Behausungen erscheinen mit ihren fensterlosen Lehmgebäuden besonders verkommen und elend. Vor meinem innern Auge stand, als ich dieselben durchfuhr, stets der Ritter von der traurigen Gestalt, wie er mit idealem ritterlichen Sinn diese Gegenden durchschweift. Ich fühlte der großen Seele des Cervantes den Schmerz nach über den Widerspruch der prosaischen Wirklichkeit mit seinen idealen Wünschen und Bestrebungen. Sancho Pansas begegneten mir wohl auf Eseln und mit Maultieren, allein selbst der edle verrückte Don Quixote fehlt dem heutigen Spanien. Obgleich Madrid 398,000 Einwohner zählt, giebt es in dieser großen Stadt doch verhältnismäßig sehr wenig zu sehen, denn es ist eine moderne Stadt, welcher der geschichtliche Hintergrund mangelt, und die auch nie, wie z. B. München, Jahrzehnte lang von kunstsinnigen Fürsten bereichert und verschönert worden ist. Es sind hier weder phönizische noch römische, weder gotische noch maurische Erinnerungen und Denkmäler, welche Cartagena, Cadix, Toledo, Sevilla, Granada u. a. m. zu solch hochinteressanten spanischen Städten machen. Erst Karl V. und sein Sohn Philipp II. erhoben Madrid zur Hauptstadt des Landes, der erstere, weil die hohe Lage und scharfe reine Luft seinem phlegmatischen holländischen Temperamente und seiner Gicht gut zu thun schien. Sonst steht aber das Klima von Madrid in üblem Rufe, selbst bei

*) Vergl. den Nürnberger Korrespondenten 1876, 514. 15.

den Eingebornen; man sagt, es sei Brust- und Halsleidenden und den Kindern im zarten Alter gefährlich. So viel ich bisher davon verspürte, ist das Klima Madrids jedoch besser als sein Ruf, und die vielen hier herrschenden Krankheiten unter Kindern und Erwachsenen sind wohl eher der naturwidrigen Lebensweise und unklugen Kindererziehung und Ernährung zuzuschreiben, als „der Luft". — Das königliche Schloß in Madrid ist ein seines Namens würdiger Bau, jedoch erst seit 130 Jahren bewohnt. Der schöne weiße Stein, aus welchem es aufgeführt ist, giebt ihm im Sonnenglanz oder noch schöner in hellen Mondscheinnächten das Ansehen eines riesenhaften, märchenartigen Marmorpalastes. Als Napoleon I. mit seinem Bruder Joseph die in höchst eleganten Verhältnissen sanft emporsteigende Haupttreppe hinaufschritt, umarmte er in stürmischer Siegesfreude einen der Marmorlöwen an dem Fuße derselben und rief: „O, so halte ich es endlich in den Händen, das vielbegehrte Spanien!" Doch sein Jubel war bekanntlich verfrüht. Als er die andern schönen Räume des Schlosses mit seinem älteren Bruder durchwandelte, meinte er: Du wirst hier besser logiert sein, als ich in Paris in den Tuilerien. Allein auch diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung, und Joseph fühlte sich nie heimisch im spanischen Königspalaste. Jetzt wandelt wieder ein junger Bourbon als Herr darin, nachdem ein italienischer Fürst auch mißmutig denselben verlassen und von den Bonapartes keiner mehr zur Zeit ein königliches Schloß bewohnt. Die oftgenannte Puerta del Sol hat weder eine puerta (Thor) noch eine sol (Sonne) daran, oder überhaupt mehr Sonne als andere Teile Madrids; sie erscheint dem Fremden als ein fünf- oder sechseckiger Platz, in dessen Mitte ein keineswegs großartiger Springbrunnen sich befindet. Für die Einheimischen mag er andere Reize und eigenartige Anziehungskraft besitzen, denn er ist immer sehr belebt; man raucht und schwatzt dort, man geht dort spazieren und begegnet sich, kurz man sagt: das Herz von Madrid schlage dort. Ein anderes Gebäude in Madrid lockt weit mächtiger die Fremden und fesselt sie tagelang; die Schätze, welche dasselbe einschließt, sind allein eine Reise nach Spaniens Hauptstadt wert. Ich meine das Museum, welches die Bildergalerie enthält. Darin befinden sich: 46 Murillo, 64 Velasquez, 14 Zurbaran, 55 Luca Giordano, 58 Ribera, 13 Antonio Moro, 10 Claude Lorrain, 62 Rubens, 22 Van Dyk, 53 Teniers, 54 Breughel, 23 Snyders, 10 Wouwerman, 43 Tizian, 10 Raphael, 34 Tintoretto, 25 Paul Veronese, 27 Bassano, 16 Guido Reni. Wer mit unter 10 Meisterwerken hier vertreten ist, wie z. B. unser Albrecht Dürer mit neun Nummern, den wage ich der Weitläufigkeit wegen gar nicht anzuführen. Auch die Waffen- und Harnischsammlung in Madrid enthält Ausgezeichnetes und ist äußerst reichhaltig und interessant. Vor allem fesselt aber die Aufmerksamkeit des Besuchers und gewährt ihm reiche Ausbeute das Marine-Museum. Hier mag ein neuer Reiseschriftsteller, Edmondo de Amicis,*) das Wort erhalten. „Wollte irgend

*) Spanien. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen. (Stuttgart, 1880.)

ein großer Dichter die Entdeckung der neuen Welt besingen, so rate ich ihm, sich vom Madrider Marinemuseum begeistern zu lassen, denn nirgends weht so wie hier die unentweihte Luft des ursprünglichen Amerika, nirgends fühlt man so lebhaft die Gegenwart des Columbus. Im ersten Saale, dem sogenannten Entdeckerkabinette, wird der Dichter, wenn er wirklich poetisches Gefühl hat, vor Ehrfurcht das Haupt entblößen. Wo er hinblickt, sieht er etwas, vor dem sein Herz höher schlägt. Er ist nicht mehr in Europa, nicht mehr in diesem Jahrhundert, sondern in Amerika im 15. Jahrhundert, hier atmet er jene Luft, hier sieht er jene Orte und fühlt jenes Leben. In der Mitte ist eine hohe Waffentrophäe, Beutestück aus den Kämpfen mit den Wilden der entdeckten Länder, mit Häuten wilder Tiere überzogene Schilde, mit Federn geschmückte Wurfspeere aus Rohr, Holzsäbel in Bastscheiden, deren Griffe mit langen Haarbüscheln verziert sind, ungeheure Keulen, Dolche und Messer, lange sägeförmige Speere, unförmliche Scepter, riesenhafte Köcher, Kleider aus Affenhaaren, Königs- und Henkerschwerter, kurz Waffen der Wilden von Kuba, Mexico, Neukaledonien, von den Carolinen und den entferntesten Inseln des stillen Ozeans. Merkwürdig schwarz und schreckenerregend sehen sie aus, diese Zeugen gräßlicher Kämpfe in der geheimnisvollen Dunkelheit der Urwälder, in einem nie endenden Labyrinthe von unbekannten Bäumen. Rings um diese Trophäen einer wilden Welt sind die Bilder und Andenken der Sieger zu sehen; die Bildnisse von Columbus, Pizarro, Fernando Cortez; auf einer der Wände eine Karte Amerikas voller Figuren, Farben und Zeichen, welche Johann de la Cosa auf der zweiten Reise des Genuesen auf eine große Leinwand malte, und die zu dem Zwecke dienen sollte, die Unternehmung ins Innere von Amerika zu leiten. Neben dieser Karte liegt ein Stück des Baumes, unter welchem der Eroberer von Mexiko in jener berühmten Nacht schlief, nachdem er sich durch das feindliche Heer, welches ihn im Otumbathale erwartet, einen Weg gebahnt hatte; ein Gefäß aus dem Holze des Baumes geschnitzt, neben welchem der berühmte Kapitän Cook starb, steht dabei. Dann folgen Nachbildungen der Boote, Schiffe und Flöße, deren sich die Wilden bedienten, und ein ganzer Kranz Bildnisse von berühmten Seereisenden. Das Mittelstück bildet ein großes Gemälde, welches die Schiffe von Christoph Columbus: Nina, Pinta und Santa Maria in dem Augenblicke darstellt, in welchem sie die amerikanische Küste entdecken, sämtliche Matrosen stehen am Ende des Schiffes, winken mit den Armen, begrüßen laut die neue Welt und danken Gott für seinen Schutz. Worte können die Bewegung nicht ausdrücken, die mich beim Anblick dieses Schauspiels ergriff, und die Thräne, die mir im Auge zitterte, war gewiß mehr wert, wie alle, die ich bisher vergossen. Aber wer ist der Sterbliche, der sich bei einem solchen Anblick nicht gehoben fühlt? In den andern zehn Sälen befinden sich noch mehr Kostbarkeiten. In dem Saale neben dem Entdeckerkabinette sind die Andenken an die Schlacht von Trafalgar: das Bild der heiligen Dreieinigkeit, welches in der Kajüte am Hinterteile der Real Trinidad hing und welches die Engländer, kurz bevor das

Schiff untersank, wegnahmen; der Hut und Degen Friedrich Gravinas, des Befehlshabers der spanischen Flotte, welcher an jenem Tage fiel, und ein großes vollständiges Modell des Schiffes Santa Anna, eines der wenigen, welche unversehrt blieben; ferner Fahnen, Bildnisse von Admiralen und andere, welche Scenen aus diesem furchtbaren Kampfe darstellen. Und neben diesen Erinnerungen an Trafalgar stehen andere, die nicht weniger eindringlich zum Herzen sprechen: ein Kelch, welcher aus dem sogenannten Ceiba-Baume geschnitzt wurde, dem Baume, in dessen Schatten am 19. März 1519 die erste Messe in Havanna gelesen worden war; der Stock des Kapitäns Cook, Götzenbilder und Steinmeißel der Indianer von Portorico aus der Zeit vor der Entdeckung der Insel. Aus diesem Saale tritt der Fremde in einen noch größeren, wo sich eine Flotte von Galeeren, Feluken, Segelschiffen, Brigantinen, Korvetten, Fregatten, kurz Schiffen aus allen Meeren und allen Zeiten befindet, ausgerüstet, bewimpelt, verproviantiert, wie wenn sie nur den Befehl erwarteten, die Anker zu lichten, um sich in den Meeren zu verteilen. Die andern Säle enthalten eine große Sammlung von Maschinen, Geräten und Waffen der Marine. Dazu kommen noch die Bilder aller Seeunternehmungen Spaniens, ferner Bildnisse der Admirale, Seereisenden und Schiffer, dann Trophäen aus Asien, Amerika, Afrika und Ozeanien. Jede Gattung ist so vielfach vertreten, daß, wer den Besuch in einem Tage abmachen will, vieles übergehen muß. Der Heraustretende glaubt eine Reise um die Welt gemacht zu haben, so viel hat er in wenigen Stunden erlebt." Die Kirchen und Paläste Madrids haben durchgängig keine klassische Architektur, keinen reinen angenehmen Baustil. Im Osten, 1/4 Stunde außerhalb der Stadt, liegt die erst vor drei Jahren neu erbaute „Plaza de toros", d. h. das große Amphitheater, in welchem an jedem Sonntag nachmittags die Stiergefechte stattfinden. Ich hoffe indessen, daß meine an der Spitze der Civilisation stehenden Landsleute keine Beschreibung dieser rohen Nationalbelustigung von mir erwarten. Ich gehöre nicht zu denjenigen Fremden hier, welche mit hochmütigem Abscheu von diesen scheußlichen Schauspielen sprechen, und — dieselben dennoch häufig besuchen. Die Spanier spotten dann mit Recht über diese sittliche Entrüstung der Fremdlinge. Ich werde nie einen Fuß in das Innere dieses unheimlich aussehenden Gebäudes setzen, welches mir, einer eifrigen Tierschutzfreundin, ein wahres Grauen einflößt. Was mich bei diesem Amphitheater für Stiergefechte am meisten wundert, ist, daß die spanische Regierung oder die Stadt Madrid Geld genug zu solch einem kostspieligen Bau übrig hatte, da doch innerhalb und außerhalb Spaniens die spanischen Finanzen als „etwas faul" bekannt sind, und viel in Spanien baufällig ist und aus Mangel an barem Gelde verfällt. Aber es giebt Staaten, welche wie manche Individuen handeln, die sich nie ein notwendiges Kleidungsstück, geschweige ein nützliches Buch anzuschaffen vermögen, jedoch für ihr Vergnügen immer Geld übrig haben. Die Zahl der Theater in Madrid mag derjenigen der Kirchen in der spanischen Hauptstadt beinahe gleichkommen. Meiner Wohnung gegenüber in der Alcalastraße stößt

das Apollo-Theater dicht an eine Kirche. Bei dieser intimen Nachbarschaft kann man gewiß in den stillen Nachtstunden in der Kirche die Töne des Theater-Orchesters und das Beifallklatschen hören, während des Vormittags die Schauspieler wahrscheinlich beim frommen Orgelton ihre Proben abhalten. Ein großer Teil der Madrider Bevölkerung, besonders der weiblichen, bringt seine Tage folgendermaßen zu: Des Morgens gehen sie in die Kirche, des Nachmittags auf dem Prado oder in dem Retiro spazieren, und des Abends ins Theater. Auf diese Weise sehen sie immer und werden stets gesehen. In den Theatern kam mir vielerlei „spanisch“ vor; z. B. die vielen kleinen Kinder, ja Säuglinge, welche dahin mitgenommen werden; so wie das Händeklatschen im Takt, wenn die Zwischenakte zu lange dauern; ferner die blonden Perrücken für alle Heldenrollen. Was die Verkaufsläden in Madrid anbetrifft, so kann ich nur eins von denselben rühmen: man wird durch sie in keiner Weise in Versuchung geführt, sein Geld auszugeben, wie dies in Paris der Fall ist. Alles, was ich bisher zu kaufen Veranlassung hatte, war teurer als in London und Paris, und manches sehr schwer zu finden; sogar Gegenstände, welche man hier vorzugsweise gebraucht, z. B. Fächer, welche teurer als in Paris sind. Nur das Obst ist natürlicherweise billiger als bei uns, jedoch nicht in solchem Grade, als bei der Lage und Fruchtbarkeit des Landes zu vermuten wäre. Sehr gut finde ich — nach meinem Geschmack — das spanische Brot, weiß, fest, ohne viel Sauerteig und Salz, und ausgezeichnet sind die Zündhölzchen, welche aus einem steifen Wachsfaden bestehen und ohne Geruch sich entzünden, so daß der deutsche Name Schwefelholz gar nicht für sie paßt. Diese kleinen eleganten notwendigen Dinger sind überdies sehr billig. Der spanische Wein hat seinen gewiß verdienten Weltruf; ich habe aber noch keinen Schluck desselben über meine Lippen gebracht. Das Olivenöl, welches hier statt der Butter zum Kochen verwendet wird, widerstrebt meinem Geschmacke keineswegs; es ist jedenfalls ein reineres und appetitlicheres Fett als Butter. Der hiesige Havanna-Tabak in kleinen Papiercigaretten, sowie in großen dicken Glimmstengeln, würde gewiß die Gunst unserer Raucher erwerben. Hier haben die Cigarren sogar bei dem weiblichen Geschlechte Verehrerinnen, was keinen lieblichen Eindruck macht. Um jedoch nicht mit einem Mißton zu schließen, sei lobend anerkannt, daß der Spanier im allgemeinen mäßig im Essen und Trinken ist. Auch fällt es angenehm auf, daß der geringste Spanier mit dem höchsten und vornehmsten in einem unbefangenen Tone ruhigen Selbstbewußtseins spricht. Denn jeder weiß, daß er aus echtem castilianischen Blute stammt; ja in den baskischen Provinzen im nördlichen Spanien ist jeder Baske, sei er auch ein Wasserträger oder ein Tagelöhner, ein Edelmann. Dies Benehmen bewahrheitet Schillers Ausspruch: Stolz lieb' ich den Spanier!

Umgestaltungen Madrids seit 1850.*)

Während der 23 Jahre, welche seit meiner letzten Anwesenheit in Madrid verstrichen waren, hat sich diese Stadt nicht allein sehr bedeutend vergrößert, sondern auch verändert und zwar zu ihrem Vorteil. Der Puerta del Sol, früher ein unregelmäßiger, von Häusern sehr verschiedener Größe und Bauart umgebener Raum, hat sich in einen großen, regelmäßig viereckigen Platz mit Reihen hoher prächtiger Gebäude verwandelt, unter denen sich mehrere große elegante Hotels befinden, an denen es früher in Madrid gänzlich fehlte. Die Puerta del Sol, in deren Mitte ein geschmackvoller monumentaler Brunnen starke Wasserstrahlen ausgießt, ist gegenwärtig mit ihren acht von ihr strahlenförmig auslaufenden Straßen unstreitig einer der prächtigsten Stadtplätze Europas. In allen Hauptstraßen sind neue Prachtbauten entstanden und luxuriöse Cafés, namentlich aber Warenlager, welche des Abends im Scheine von Hunderten von Gasflammen strahlen, zieren die Hauptverkehrsadern.

Viel großartiger sind aber noch die Umgestaltungen, welche die Umgebung der Hauptstadt Spaniens erfahren hat. Die Thore stehen zwar wohl alle noch, aber die Ringmauer ist verschwunden. Nach 1844 gab es kaum eine Vorstadt; jetzt existieren deren acht, von denen drei an der Nordost-, Ost- und Nordwestseite der inneren Stadt gelegen und die Barrios de Salamanca, de los Pozos und de Arguelles große neue Stadtteile sind, welche breite, mit Alleeen gezierte Boulevards, moderne 3—4 Stock hohe Häuser mit ebenso viel Balkonreihen und mit platten Dächern, ferner geschmackvolle mit Blumenbosketts und Brunnen geschmückte Squares besitzen. Außerdem sind hier und anderwärts um Madrid viele Gärten, Villen, Vergnügungsorte entstanden; nur keine neuen Kirchen!

Diesen gewaltigen Umschwung verdankt Madrid nicht allein den Eisenbahnen, obwohl diese in der Nähe der drei Bahnhöfe sehr viele Neubauten hervorgerufen und auch auf die ganze Lebensweise der Madrileños (sprich: Madrilenjos) einen großen umgestaltenden Einfluß geübt haben: sondern auch und vielleicht noch mehr der Vollendung des I s a b e l l e n - K a n a l s, welcher Madrid in ausgiebigster Weise mit reinem, frischem, ganz vorzüglichem Wasser versieht, so daß die früher wegen ihres Wassermangels und ihres schlechten Trinkwassers berüchtigte Hauptstadt Spaniens jetzt zu den mit Wasser am besten versorgten Großstädten Europas gehört und unter den größeren Städten der Halbinsel in Güte des Trinkwassers höchstens noch von Granada übertroffen wird. Der nach der vertriebenen Königin benannte Kanal ist die großartigste aller in neuerer Zeit hergestellten Wasserleitungen Spaniens. Er wurde im Jahre 1859 vollendet und hat 146¼ Mill. Realen (96½ Mill. Mark) gekostet. Der Isabellen-Kanal ist nicht bloß dazu

*) Spanien und die Balearen von Dr. M. Willkomm (Berlin 1876).

bestimmt, Madrid mit Trinkwasser zu versehen, sondern auch dessen Umgebungen zu bewässern. Er beginnt am Fuße des Guadarrama-Gebirges und am Ausgange des Lozoyathales, wo er den größten Teil des kristallhellen Wassers des schönen Lozoyaflusses aufnimmt; er ist ungefähr 14 Leguas (ca. 10 Meilen) lang und endet am nordwestlichen höchst gelegenen Rande von Madrid (auf der Montaña del Principe pio) mit einem großen Bassin und Reservoir, von wo aus sich das Wasser in unzähligen Röhrenleitungen über die ganze Stadt und deren Umgebung verbreitet. Das erklärt die vielen Fontänen, die man jetzt in den Gärten des „Ensanche de Madrid“ (Erweiterung von Madrid) erblickt und überhaupt die Existenz der wie durch einen Zauberschlag in den früher so sterilen, sonnenverbrannten Umgebungen Madrids entstandenen Gärten, Alleeen und Promenaden. Auch viele Häuser der inneren Stadt besitzen bereits Wasserleitung bis in die höchsten Stockwerke hinauf und in allen Stadtteilen sind neue öffentliche Brunnen entstanden. Die große Wassermasse, welche der Kanal, der vom Gebirge aus bald über, bald unter der Erde zum Teil in mächtigen gußeisernen Cylindern fortgeführt ist und mehrere Flüsse und Thäler auf großartigen Brücken und Aquädukten überschreitet, nach Madrid bringt, hat sogar eine merkliche Verbesserung des lokalen Klimas veranlaßt, denn die Luft ist in der Stadt und ihrer Umgebung lange nicht mehr so trocken, wie früher und infolge der vielen neu entstandenen Gärten und Baumpflanzungen auch ozonreicher geworden. Daß hierdurch auch der Gesundheitszustand der Bevölkerung ein besserer geworden ist, bedarf keiner Erörterung.

Infolge der Vergrößerung von Madrid und des Eisenbahnnetzes hat sich auch die Einwohnerzahl bedeutend vermehrt; im Jahre 1844 zählte sie 206,000, jetzt über 398,000. Und während die Stadt noch im Jahre 1850 mit ihrem Verkehrswesen in den Kinderschuhen steckte, ist sie samt den Vorstädten nach mehreren Richtungen von Tramways durchzogen und zahlreiche Omnibusse verkehren regelmäßig auf vielen Linien.

* *
*

Bei dieser Gelegenheit mag der vielen und mancherlei Spottreden gedacht werden, die man auf den Manzanares, dessen Name voller und schöner ist als seine Wasserfülle, gehäuft hat. Bekanntlich ist Spanien mit seinen kahlen Hochebenen ein im ganzen genommen wasserarmes Land. Die Entwaldung rächt sich auch auf allen Halbinseln des Mittelmeeres. Im Sommer kommen die Glutwinde der Sahara stoßweise in die iberische Halbinsel und geben manchem wasserarmen Flusse — der Manzanares, an welchem Madrid liegt, ist ein solcher — den Gnadenstoß. Ein deutscher Gesandter äußerte einmal, er ziehe den Manzanares allen andern Flüssen vor, weil derselbe zu Wagen und zu Pferde schiffbar sei; — und die Frau eines französischen Gesandten schrieb einmal an Frau v. Savigné: „In dem Bett des vielgerühmten Manzanares ist der Staub so groß, daß das Spazierenfahren darin sehr beschwerlich ist; man sieht hier und dort Streifchen Was-

sers, aber nicht genug, um den Sand zu befeuchten, der sich unter den Füßen der Pferde erhebt. Man muß aber erst die großmächtige Brücke sehen, die ein spanischer König über den Manzanares gebaut hat. Dieselbe ist breiter und länger als der Pontneuf von Paris und man muß es demjenigen Dank wissen, der diesem Fürsten riet, die Brücke zu verkaufen, um einen Fluß zu kaufen." Andere wollten wissen, Karl V. habe sich begnügt, die Brücke zu bauen, und es seinen Nachfolgern überlassen, das Wasser dazu zu liefern! Die Spanier selbst verhöhnen den Fluß ihrer Hauptstadt ebenso grausam wie die Fremden. In Madrid sagt das Volk, die Brücke von Toledo warte auf den Fluß, wie die Juden auf ihren Messias. Am schlimmsten spielen ihm die Dichter mit. Guevado nennt ihn den Lehrjungen unter den Flüssen und im Sommer so von Durst gequält, daß er die Vorübergehenden um einen Tropfen Wasser bitte. Cervantes taufte ihn „Bach mit der Auszeichnung eines Flusses", Tirso de Molina nannte ihn Vicomte der Flüsse und Herzog der Bäche; er behauptete, der Fluß lasse sich Sommers in seinem Bette so wenig sehen, als die Professoren von Alcala und Salamanca im Hörsaale.

Im Winter kann er freilich auch ganz unanständig groß werden, so daß Gonzora sagte: Ein Esel hat dich gestern getrunken und läßt dich heute wieder fließen!

---

4. Das Wohnhaus des Spaniers.*)

Betrachtet man das Äußere spanischer Häuser, so begegnet man sogleich einem der vielen Widersprüche, die das spanische Naturell in sich vereinigt. Da der Spanier so großen Wert auf das Äußere legt und so gerne an der Oberfläche der Dinge haftet, so sollte man vermuten, seine Häuser böten ein sehr schönes und gefälliges Äußere dar. Bei weitem die meisten Gebäude sind aber schon äußerlich sehr vernachlässigt. In den Städten ersten Ranges, z. B. in Barcelona, wo wir gegenwärtiges Bild entwerfen, hat nicht ein Haus einen frischen, soliden und geschmackvollen Anstrich. Schmutzig graue, nicht selten zerbröckelte Außenwände geben den meisten Häusern ein wirklich ruinenhaftes Aussehen. Davon machen selbst die Häuser der Vornehmsten keine bedeutende Ausnahme. Wie erstaunt man anfangs beim Anblick sogenannter Paläste, deren Äußeres meist nicht so vorteilhaft ist, als das eines nur etwas in gutem Stande gehaltenen Hauses eines schlichten deutschen Städters. Die Bekleidung der Außenseite mancher Häuser mit weißer Terracotta schützt schlecht gegen den Eindruck des Unschönen und verrät einen sehr zweifelhaften Geschmack. Eben so wenig kann die Überladung derselben mit nichtssagenden Arabesken ein besonderes Wohlgefallen erwecken.

---

*) Skizzen aus Spanien, Morgenblatt 1860. Nr. 11. 12.

Die flachen Dächer des Südens bedürfen wohl kaum der Erwähnung. Sie sind hier zu Lande allgemein. In ästhetischer Beziehung kann ein solches Dach nicht verfehlen, den unbefriedigenden Eindruck von etwas Unfertigem zu machen. Die horizontale Ebene bildet zu wenig einen Abschluß eines architektonischen Ganzen. Sie stellt vielmehr die natürliche Basis dar, auf welcher sich irgend ein Gegenstand erheben soll, wogegen die schiefe Ebene deutlich ausdrückt, daß, ihrer Natur nach, nichts mehr darauf gesetzt werden könne und also auch nicht solle. Eine große Menge flacher Dächer macht jedem aufmerksamen Beobachter die Richtigkeit dieser Anschauung fühlbar.

Daß durch solche Dächer zugleich der so nützliche Raum der Speicher verloren geht, versteht sich von selbst. Viele Gegenstände, die am besten dorthin entfernt werden, nehmen daher Räume des eigentlich bewohnbaren Teiles des Hauses ein, wodurch die Nutzbarkeit des letzteren wesentlich vermindert oder eine Menge von meist dunkeln Kammern und Winkeln nötig wird. Das horizontale Dach, in Spanien Terrasse genannt, dient nur zum Trocknen der Wäsche. Die auf der Terrasse eines vier- bis fünfstöckigen Hauses vor jedermanns Auge im Winde flatternde Wäsche macht jeden andern als einen romantischen Eindruck, zumal wenn man ihn von mehreren Häusern zugleich erhält. Ein bedeutender Teil des Hausraumes wird ferner durch den beinahe allgemeinen Mangel an Kellern weggenommen. Vorräte, die man bei uns in letzteren aufbewahrt, werden in Kammern, Magazinen und dergleichen untergebracht. Selbst in Schänken befindet sich gewöhnlich das ganze Weinlager oberhalb der Erde im Erdgeschoß.

Das Innere spanischer Häuser ist von dem der deutschen noch mehr verschieden als das Äußere. In den meisten Häusern der Reichen und Vornehmen ist im Erdgeschoß keine Wohnung oder nur eine kleine für einen Pförtner. Dagegen zeigt sich in denselben allenthalben die Neigung, die sehr beträchtliche Höhe bis zum ersten Stockwerke durch eine möglichst lange Reihe steinerner Treppen, die bisweilen an drei Wänden herumgehen, und durch Galerieen auszufüllen. Gewöhnliche Häuser haben mehr oder minder enge Eingänge, schmale, dunkle und schlechte Stiegen. Die Thür, welche zur Wohnung führt, ist, wie die Hausthür, mit einem Thürklopfer versehen. Ziemlich selten ist, selbst in den größten Städten, an jener statt des Klopfers eine Klingel angebracht. Auf ein Zeichen mit dem einen oder dem andern dieser Instrumente wird innerhalb ein kleiner Schieber zurückgeschoben, um sich zu überzeugen, ob das außen stehende Individuum unverdächtig genug aussieht, um ihm die Thür zu öffnen, denn früher mußte jedermann in diesem romantischen Lande stets auf der Hut vor Dieben, Räubern und Mördern sein.

Hat man Gelegenheit, alle Räume eines Stockwerkes zu besichtigen, so kann man über manche und bisweilen über die meisten stark in Zweifel sein, ob man in einem Gange, einem Vorzimmer oder überhaupt in was für einer Art von Lokalität man sich befinde. So scheint nicht selten der größere Teil nur Gang und doch wieder wegen der in solchen Räumen aufgestellten Mö-

beln wirklich ein Zimmer zu sein. Wollen wir aber diese unbenennbaren Räume für Zimmer halten, so vermissen wir andererseits meist gänzlich das wohnliche Aussehen. Ein wirklich so zu nennendes Zimmer hat gewöhnlich nur ein Fenster, das zugleich Thüre ist, die auf einen Balkon führt, wenn das Zimmer nach der Straße oder einem Garten, auch oft, wenn es nach einem Hofe zu liegt. Diese Balkonthüre mit Fenster ist in der Mitte der betreffenden Wand angebracht. Will man nun nicht mit der Arbeit auf dem Balkon sitzen, was im Winter ohnedies unthunlich, noch dem Fenster gerade gegenüber, weil dadurch leicht alle Ordnung gestört würde, so hat man durchgehends in spanischen Wohnungen, wenn ihre Lage noch so günstig ist, spärliches Licht. Wir sahen Büreaus mehrerer Konsulate und Staatsbehörden, sowie Comptoirs vieler der bedeutendsten Handelshäuser, die so düster waren, daß ein Verehrer des Lichtes in solchen Höhlen verderben konnte. Eckzimmer haben gewöhnlich zwei solche Fensterthüren und zwei Balkone, sind daher natürlich heller. Der Balkon aber ist nach spanischer Anschauung eine absolute Notwendigkeit eines Zimmers, daß man im oben erwähnten Zweifel, ob man sich in einem Zimmer oder in einem anderen Raume befinde, nur nach dem Balkon schauen darf, dessen Vorhandensein jedenfalls den betreffenden Raum als Zimmer erkennen läßt. Er fehlt der elendesten Bauernhütte nicht, ist übrigens auch an den Häusern der Reichsten und Vornehmsten nur mit einem einfachen eisernen Gitter umgeben. Bisweilen ist neben dem Balkonfenster ein anderes, gewöhnlich kleineres ohne Balkon, das sich dann sehr unsymmetrisch ausnimmt. Säle haben mindestens drei Fenster, wovon wenigstens das mittlere auf einen Balkon geht. Nun denke man sich ein vier- oder fünfstöckiges Haus, mit einem Balkon vor jedem oder beinahe vor jedem Fenster und die Mehrzahl oder alle ganz von Menschen eingenommen. Dann erweitere man dieses Bild auf die etwa eine halbe Stunde lange Straße. Wenn nicht Thatsachen genug bewiesen, daß Häuslichkeit kein Charakterzug des Spaniers ist, so ginge dies schon aus der Allgemeinheit des Balkons hervor. Nicht genug, daß sich alle Welt fast immer außen herum treibt, selbst zu Hause mag man nicht zu Hause sein. Wer gerade nicht notwendig im Innern beschäftigt ist und auf dem Balkon Raum hat, macht sich dorthin; die schöne Welt besonders bringt ohne und mit Arbeit ganze Tage dort zu. Freilich strengt man sich bei der Arbeit auf dem Balkon nicht sehr an. Man wählt ja diesen Sitz vorzüglich, um die trockene Arbeit angenehmer zu machen und durch allerlei Unterhaltung zu erleichtern.

Was der spanischen Wohnung nach unsern Begriffen ein sehr ungefälliges, unwohnliches Aussehen giebt, sind die mit quadratförmigen Backsteinen belegten Fußböden. Oft sind diese Steine freilich etwas geglättet oder gewichst, wodurch aber der Eindruck nicht gemildert wird. Die meist nackten Wände tragen dazu bei, den Eindruck der Unwohnlichkeit zu erhöhen. In den an der See gelegenen Provinzen wird zum Mörtel sehr häufig Seesand verwendet. Da dieser immer salzhaltig ist, so schwitzen solche Wände über die Maßen, sobald die Luft etwas feucht ist.

An einander stoßende Häuser haben nur eine Wand, worin sie sich berühren. Läßt nun der Nachbar ein Stockwerk über das ganze Haus verändern, so werden nach Bedarf Löcher in diese einzige Wand gehauen, um das Gebälk einfügen zu können. Mittlerweile wird dem Nachbar die so durchlöcherte Wand auf seiner Seite provisorisch nur mit eingelegten Steinen zugestopft und erst nach Vollendung des andern Hauses zugemauert. Am Plafond ist das ganze Gebälk sichtbar, höchstens angestrichen. In kleineren Städten und in Dörfern tritt meist das nackte Gebälk hervor.

Eine Folge der leicht sich abreibenden Backsteine und der vielen Fugen, die ein damit belegter Boden zeigt, ist die Unreinlichkeit spanischer Wohnungen. Um diese rein zu halten, bedarf es eines Dienstboten, der den ganzen Tag nur mit Abstäuben beschäftigt ist. Aber auch damit ist es nicht gethan; während an einer Stelle gesäubert wird, läßt sich der Staub an andern desto dichter nieder. Zu unserem größten Verdruß machten wir überall diese Beobachtung. Spanier sind in diesem Punkte nicht so pedantisch und empfindlich als Deutsche oder gar Niederländer. Ein an strenge Reinlichkeit gewöhnter Nordländer glaubt hier in Staub und Schmutz ersticken zu müssen. Wohin man sich wendet und dreht, setzt und lehnt, verrichtet man wider Willen das Geschäft des Abstäubens.

Die Mobilien der besteingerichteten Wohnungen sind gewöhnlich plump und geschmacklos. In manchen trifft man so gut wie gar keine. Die kleine Garderobe liegt dann in einigen Kisten, über denen einfach ein Deckel liegt, oder auch nicht; Herren- und Frauenkleider sieht man oft in ganz anständigen Häusern an Pflöcken hängen, Weißzeug oben darauf liegen, dem Staube völlig ausgesetzt, oder höchstens mit irgend einem Tuche bedeckt. Schöne Ordnung und zweckmäßige Bequemlichkeit sind selbst den Wohnungen der Vornehmsten fremd; es ist wenig oder gar kein Sinn dafür vorhanden. Die schönsten Zimmer scheinen nur Räume zum Plaudern oder Tanzen zu sein. Die schlichteste, wohlgeordnete Wohnung eines nicht so ärmlichen deutschen Dorfes erscheint schon auf den ersten Anblick ihrem Zwecke weit angemessener, als diese spanische Grandezza.

Der Fremde, dem seine Mittel nicht erlauben, ein möbliertes Zimmer oder Möbeln zu mieten (in kleineren Städten, d. h. unter 40,000 Einwohnern, kann er aber oft mit allen Mitteln beides nicht erhalten), muß seiner Liebe zur Ordnung und Bequemlichkeit so lange Zwang anthun, bis er sich daran gewöhnt hat, seine Effekten in Koffern und Kisten oder sonst auf spanische Art aufzuheben, um nicht zu sagen aufzubewahren.

Die Thüren vieler der reichsten Häuser sind nur mit Wasserfarbe angestrichen, die meist so unhaltbar ist, daß das verwitterte Holz mehr oder weniger hervortritt. So viele Gauner und Diebe es auch giebt, so sind die Schlösser meist von der einfachsten Arbeit, sehr oft nur einfach schließbar. Das Schlossergewerbe, wie so manches andere, befindet sich hier noch auf der Elementarstufe.

Wenn alle diese und ähnliche Mängel den besten Häusern anhaften,

wie traurig und lotterhaft müssen in unsern Augen erst die minder guten oder schlechten bestellt sein!

Eines sehr empfindlichen Mangels, woran durchgehends die spanischen Wohnungen leiden, müssen wir noch zum Schlusse gedenken. Beinahe allgemein fehlen Kamine oder Öfen. Öfen im warmen schönen Süden! wird mancher rufen; aber er soll wissen, daß zu Anfang Dezember hier zu Lande die Temperatur so zu sinken beginnt, daß man bei der nämlichen Temperatur in Deutschland bereits die Zimmer heizen, wenn auch das Feuer nicht den ganzen Tag unterhalten würde. Im Innern und in Gebirgsgegenden ist die Kälte noch strenger, weil sie dort nicht durch die Seeluft gemäßigt wird. Dort ist Schnee eben keine Seltenheit, wenn er auch nicht lange liegen bleibt. Macht man sich Bewegung, so ist freilich diese Kälte nicht mit der nordischen zu vergleichen. Wer aber ganze Tage ruhig im Zimmer zubringen muß, wird den geringeren Frost des spanischen Winters weit heftiger empfinden, als den strengeren im Norden, gegen den er doch im Hause geschützt ist. Zu diesem Mangel an Heizung rechne man noch die kalten steinernen Böden und die meist kahlen Wände. Wir haben Wohnungen und Arbeitslokale genug gesehen, denen selbst die einzigen Schutzmittel gegen die Kälte, Fußteppiche, Matten von Binsen, Stroh oder Espartogras, gänzlich fehlten. Den Ofen muß hier ziemlich allgemein das Kohlenbecken (brasero) vertreten, womit man die Füße wärmt und verdirbt. Die einfachsten sind aus Thon, viereckig oder rund, in Holz eingefaßt, das meist einen runden, breiten Rand bildet, so daß sechs und mehr Personen um das Kohlenfeuer herum sitzen und ihre Füße auf den Rand des Beckens stellen können. Die elegantesten sind von Messing oder Kupfer und mit einem gitterartigen, gewölbten Deckel versehen, worauf man die Füße setzt. Diese dienen gewöhnlich nicht so vielen Personen als erstere. In Arbeitszimmern ist aber von solchen Artikeln nichts zu sehen.

Mancher wird aus dem Gesagten schließen, der Spanier müsse sehr unempfindlich gegen die Kälte sein; es findet aber gerade das Gegenteil statt. Während wir in einem soliden Winterrocke mit beinahe bloßem Halse außer dem Hause bei gehöriger Bewegung einen hohen Grad von Kälte ertragen, mummen sich hier Leute der untersten Volksklassen, die man doch für abgehärtet halten sollte, in schwere Teppiche, Decken oder Mäntel und wickeln Hals und Gesicht in lange Shawls ein.

---

5. Ein Stück Afrika in Europa.

Die Palmengärten von Elche.*)

Um 11 Uhr vormittags stiegen wir bei glühender Hitze in die verstaubt aussehende, mit fünf kräftigen Pferden bespannte Diligence und — „hopp,

*) Dr. Willkomm, a. a. O.

hopp, hopp gings fort in sausendem Galopp!" Ein so wahnsinnig schnelles Jagen wie bei dieser täglich von Alicante nach Murcia gehenden Diligence war mir bisher noch nicht vorgekommen. Die 22 Kilometer betragende Strecke von Alicante nach Elche ward in bloß 2 Stunden zurückgelegt, und in demselben Tempo gings Tags darauf, wo wir weiter reisten, bis Murcia, woselbst die Diligence schon um 7 Uhr abends eintraf. Die Entfernung von Alicante bis Murcia beträgt aber in gerader Richtung 73 Kilometer und auf der sich vielfach schlängelnden und große Umwege machenden Straße gewiß 10 Kilometer mehr. Am meisten raste die Diligence durch die Ortschaften hindurch, so daß der schwerfällige Wagen auf dem holprigen Pflaster, zumal wenn er scharf um die Ecke bog, oft hoch emporflog und man sich anhalten mußte, um nicht vom Sitze herabgeschleudert zu werden. Welcher Staub bei so tollem Fahren in jenem sonnendurchglühten regenlosen Gebiete auf der Straße aufgewirbelt wird, kann man sich denken. Dazu der Höllenlärm, den nach spanischer Sitte der Mayoral und seine Genossen mit Peitschenknallen, Schreien und Fluchen und die Zugtiere mit ihren Glocken und Schellenbändern machen: es könnte einem Hören und Sehen vergehen!

Alicante liegt hart am Saume einer dürren salzigen Steppe, welche zu dem großen, von mir als „Littoralsteppe" bezeichneten Küstengebiete Süd-Spaniens gehört. Das Land ist keineswegs eine einförmige Ebene, sondern ein welliges Terrain, aus welchem gegen Norden und Westen isolierte Felsgebirge aufragen, schön geformt und in den prächtigsten Farbentönen prangend, aber — wenigstens scheinbar — jeder Vegetation entbehrend. Bäume sind, einige Feigenbaumpflanzungen und Dattelpalmen bei den zerstreuten Caserios (mit platten Dächern) ausgenommen, nirgends zu erblicken, und kaum begreift man, wie in diesen kahlen dürren Gefilden so viele Menschen existieren können, denn jene Gegend ist verhältnismäßig ziemlich stark bevölkert. Die Getreidefelder, welche in den Vertiefungen durch Norias bewässert liegen, entziehen sich nämlich dem Auge, nur die Straße ist fast immer mit denselben zu beiden Seiten garniert. Die Weizenernte war hier (Ende Mai) schon vorüber, die Felder waren daher entweder ganz kahl oder mit zusammengesetzten Getreidegarben bestreut, wobei ich erwähnen will, daß die dortigen Bauern das Getreide nicht abschneiden, sondern mit der Wurzel ausreißen. Außer Weizen und Gerste wird hier viel Serradella (Ornithopus sativus), Safflor und Anis gebaut. Oft treten aber die öden, mit grauen Salzpflanzen bestreuten Steppengefilde bis dicht an die Straße heran.

Je weiter wir uns von Alicante entfernten, desto afrikanischer wurde die Landschaft. Rechts und links von der Straße zeigten sich erst Palmengruppen, dann ganze Palmenhaine neben blendend weißen, mit wenigen Fensteröffnungen versehenen Caserios, auf deren plattem Dache sich oft ein halbkugeliger Backofen (ganz wie bei den maurischen Häusern Marokkos) erhob. Allmählich traten zwischen den Palmenhainen, die immer größer wurden, je mehr wir uns Elche näherten und in denen blühende Granatbüsche den Boden so zu sagen als Unterholz bedeckten, Getreide- und Luzernenfelder,

Oliven- und Johannisbrotpflanzungen auf, einen fruchtbareren Boden verkündend. In geringer Entfernung zeigte sich nun vor uns eine weit ausgedehnte dichtstämmige Palmenmasse, in welche die Straße einbog — der berühmte Palmenwald von Elche! Derselbe zieht sich rings um die Stadt und ist auf dieser Seite am breitesten.

Wir konnten uns nicht satt sehen an den Tausenden von schlanken Stämmen mit ihren luftigen Kronen, deren lange, vom Winde leicht bewegte Federblätter durch Aneinanderschlagen ein eigentümliches, dem Säuseln der Luft in Nadel-, besonders Kieferwäldern vergleichbares Geräusch hervorbrachten, sowie an den glänzend hellgrünen, mit scharlachroten Blumen übersäten Granatbüschen, welche auch hier überall in üppigster Fülle unter dem lichten Schatten der Palmenreihen wachsen. Endlich tauchte vor uns zwischen den auseinander weichenden Palmenkronen die glänzend blaue goldgerippte Azulejoskuppel der Hauptkirche von Elche auf, und bald darauf rollte unser Wagen in die Stadt hinein, wo er vor der Posada de Tadeo, dem Parador der Diligencen hielt.

Wir blieben hier und erhielten in dem oberen Stockwerk des Hauses ein zwar höchst einfach möbliertes, aber reinliches und freundliches Zimmer mit zwei Alkoven, von dessen Balkonen aus wir zwischen den gegenüberstehenden Häusern hindurch in die dahinter liegenden Palmenhaine hinausschauen konnten. Die Wirtsleute waren, wie fast überall in Valencia, sehr freundlich und zuvorkommend, die Bewirtung ganz vorzüglich, besser als in manchem Hotel der großen Städte und dabei verhältnismäßig billig. Wir waren daher in dieser Posada sehr wohl aufgehoben und bedauerten nur, nicht länger als einen Tag in Elche weilen zu können.

Nachdem wir in dem kühlen „Comedor" (Speisezimmer) des untern Stockwerks zu Mittag gegessen, wobei es zum Dessert außer Orangen, Mandeln und Rosinen frisch vom Baume gepflückte Datteln gab und uns die in der kleidsamen Landestracht gehende Tochter des Hauses bediente, ein junges Mädchen von großer Schönheit und echt valencianischem Typus, mit griechischem Profil, prachtvollen dunkeln Augen, üppigem blauschwarzen Haar und sehr hellem Teint, machten wir einen Spaziergang durch die zunächst gelegenen Palmenhaine und dann durch die Stadt selbst.

Die von fern den Eindruck eines kompakten Waldes machenden Dattelpalmen der Huerta bestehen aus größeren und kleineren Gärten, welche von niedrigen Steinmauern oder von Rohrhecken umgeben und in regelmäßige Vierecke geteilt sind. Jedes Viereck pflegt mit reihenweis angeordneten Granatsträuchern oder Granatbäumen angepflanzt zu sein; selten sieht man einzelne Vierecke zu Futterbau (besonders für Luzernenklee) oder für Gemüse und Gartenfrüchte oder gar für Getreide (namentlich Hafer!) benutzt. Diese Vierecke sind von Wegen umgeben und an deren Rändern mit je einer Reihe von ziemlich eng gestellten Dattelpalmen bepflanzt, so daß jeder Garten viele sich rechtwinklig schneidende Palmenalleeen enthält. Zugleich ist ein jeder längs seiner Umfriedigung mit einer Reihe Palmen garniert. Ältere und

jüngere Palmen in den verschiedensten Größenabstufungen pflegen durcheinander gemengt zu sein. Junge Palmen haben die längsten und am üppigsten entwickelten, oft 3 m langen Blätter, daher die schönsten Blattkronen, aber auch unverhältnismäßig dicke Stämme, weil sich an denselben die Basen der abgebrochenen Blätter noch nicht abgestoßen haben. Die weiblichen Bäume, als die Fruchtträger, sind in großer Mehrzahl vorhanden und zeigen sich in allen Stadien der Entwickelung, mit noch nicht aufgeblühten, aufgeblühten, abgeblühten Kolben und halb- oder ganzreifen Früchten. Letztere stammen offenbar aus der Blütezeit des vergangenen Jahres, denn die Dattel reift — wenigstens in Spanien — sehr langsam und scheint nicht von selbst abzufallen. Die halbreifen Früchte in ihrer goldgelben Färbung verleihen dem Baume ein reizendes Ansehen.

Die Dattelpalme nimmt zwar mit dem magersten Boden vorlieb, beansprucht aber Wasser zu ihrem Gedeihen. Wo daher in jenem während des Sommers glühend heißen und das ganze Jahr hindurch fast regenlosen Gebiete, welches einem in Europa eingefügten Stück Afrika gleicht, Palmengruppen stehen, kann man, wie in der Sahara, eine Quelle oder Wasserleitung vermuten. Die Palmengärten von Elche und andern Orten müssen daher künstlich bewässert werden und sind zu diesem Behuf von einem höchst komplizierten System von Kanälen und Gräben durchschnitten, welche ihr Wasser teils aus zahllosen Brunnen und Norias, teils aus dem bei Elche vorüberfließenden Rio Vinalapó erhalten.*) Das Bett dieses Flusses ist bei Elche den ganzen Sommer hindurch eine dürre wasserlose Rambla, indem sein Wasser schon weit oberhalb der Stadt durch Kanäle abgezapft und in die Huerta geleitet wird. In den Gärten läuft längs jeder Palmenreihe eine mit Backsteinen ausgelegte Rinne hin, welche sich um jeden Stamm schüsselartig erweitert und das befruchtende Element von Stamm zu Stamm leitet. Die Kultur der Dattelpalme erfordert daher viel Arbeit, große Aufmerksamkeit und ein nicht geringes Betriebskapital. Von dem Fleiße der Bewohner der Huerta von Elche zeugt nicht nur das treffliche Gedeihen der Palmen, sondern auch die große Sauberkeit der Gärten und die Fruchtbarkeit des an sich kaum ertragreichen Bodens in den mit Granatbäumen und andern Kulturpflanzen bedeckten Vierecken, welche alljährlich gedüngt werden müssen, um die erwünschten Ernten hervorzubringen. Der mergelig sandige Boden ist nämlich durchgehends salzhaltig (ein echter Steppenboden), wie nicht allein das salzig schmeckende Wasser der Gräben, sondern auch die Unkräuter der Palmenhaine beweisen. Außerhalb der Huerta, d. h. des bewässerten Terrains, sieht man daher auch meist wüstliegende, bald mit Steppenkräutern bedeckte, bald fast aller Vegetation beraubte Gefilde, weshalb der Palmenwald

*) Durch ein riesiges Schleusenwerk wird der Fluß zu einem großen Teich aufgestaut, von wo aus die Kanäle ihr Wasser empfangen. Es ist der unter dem Namen pántano de Elche seit Jahrhunderten in ganz Spanien berühmte Teich, der wie die ganze Kanalisation von den Mauren im 9. Jahrhundert angelegt wurde.

von Elche, der etwa 100,000 Stämme enthalten mag, ganz einer afrikanischen Wüstenoase gleicht.

In jedem Palmengarten steht ein Haus, in welchem der Besitzer oder Pächter wohnt, in großen Gärten wohl auch ein stattliches, von Orangenbüschen und Blumenbeeten umgebenes Landhaus. Der Baustil dieser Häuser, welche wie die Häuser der Stadt alle weiß getüncht und mit Azoteas (flachen Dächern) versehen sind, stimmt vortrefflich zu der afrikanischen Scenerie ihrer Umgebung.

Außer diesen einzelnen Gartenhäusern giebt es auch größere Häusergruppen innerhalb der weit gedehnten Huerta, im ganzen 33 Ortschaften, welche von etwa 10,000 Menschen bewohnt sind, deren Haupterwerbszweig die Kultur der Dattelpalme und des Granatbaumes ist.

Die Bewohner der Huerta sind, so weit wir sie auf unserem Spaziergange kennen lernten, freundlich und gefällig und scheinen es gern zu sehen, wenn Fremde ihre Gärten besuchen und ihre Häuser und Palmen abzeichnen. Sie unterscheiden sich in dieser Beziehung vorteilhaft von den mißtrauisch blickenden, verschlossen und verschmitzt aussehenden Bewohnern der Huerta von Valencia, welche überhaupt einen mehr afrikanischen Typus haben als jene von Elche. Wohl aber besitzen letztere, wie überhaupt alle Süd-Valencianer und Murcianer, einen sehr dunkeln Teint, so daß sie, falls sie einen Turban trügen, sehr gut für Mauren gelten könnten.

Elche ist eine große wohlhabende Villa (Stadt) von über 10,000 Einwohnern, mit breiten Hauptstraßen und gut gebauten Häusern. Häufig sieht man von den Höfen und Gärten hinter denselben Palmen über die flachen Dächer hervorragen. Nach spanischer Sitte sind die Häuser mit Balkonreihen versehen. Unter den Kirchen ist die der Himmelfahrt der Jungfrau gewidmete Kollegiat- oder Hauptkirche ein schöner großer, von einer gewaltigen Kuppel und einem weithin sichtbaren Glockenturme überragter Bau. Den Grundriß bildet das Kreuz, über dessen Mitte jene oben erwähnte Kuppel sich wölbt, die mit glänzend blauen, an ihren acht vorragenden Rippen mit goldgelben Azulejos*) gedeckt ist. Dergleichen Azulejoskuppeln sind nirgends so häufig, wie im Königreiche Valencia; sie nehmen sich besonders zwischen Palmenwipfeln ganz reizend aus.

*) So heißen die glasierten, in allen Farben vorkommenden Thonziegel, welche in Südspanien, besonders in Valencia, in eigenen Fabriken verfertigt und außer zu Schmuckdächern zum Auslegen der Zimmerböden in Form von Arabesken und Parketts benutzt werden. Sie sind von den Mauren erfunden worden.

Elfter Abschnitt.

1. Die Insel Teneriffa und der Pik de Teyde. — 2. Das tropische Meer und die neue Welt. Erste Fahrt des Columbus über den atlantischen Ozean. — 3. Der Golfstrom. — 4. Der Marannon und seine Ufer. — 5. Erschließung des Innern von Südamerika durch Dampfer und Eisenbahnen. — 6. Der Landbau und die Landschaft der heißen Zone. — 7. Plantagen und Neger im tropischen Amerika. Eine Kaffee- und Zuckerplantage auf Cuba. — 8. Die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Negers. — 9. Mexico. Land und Leute. Das Leben in Mexico. Die Kirchen in Mexico. Die Indianer in Mexico. Die Kreolen. — 10. Lima und seine Bewohner. Das Klima. Stiergefechte. — 11. Eine Winterreise über die Cordilleras de los Andes. — 12. Der Gaucho und die Pampas. — 13. Vergleichende Ansicht der Steppen.

1. Die Insel Teneriffa und der Pik de Teyde.*)

Den 19. Juni in der Frühe des Morgens warfen wir im Hafen von St. Croix Anker, nachdem wir mehreremale mit dem Senkblei sondiert hatten, denn der Nebel war so dicht, daß man nur mit Mühe die allernächsten Gegenstände unterschied; aber im Augenblick, als wir vor der Insel Teneriffa anlangten, zerstreute sich der Nebel völlig. Der Pik von Teyde zeigte sich jetzt in hellem Lichte über den Wolken; die ersten Strahlen der Sonne, die für uns noch nicht aufgegangen war, erhellten die Spitze des Vulkans. Nur der Piton (Zuckerhut) war für uns sichtbar; dieser Riesenkegel zeichnete sich auf dem schönen blauen Himmelsgrunde ab, während schwarze und dichte Wolken den übrigen Teil des Berges bis auf eine Höhe von 1800 Toisen**) umhüllten. Der von den Sonnenstrahlen erleuchtete Bimsstein warf ein rötliches Licht zurück, dem ähnlich, welches oft die Gipfel der hohen Alpen färbt. Nach und nach wurde dieses Licht das blendendste Weiß, und getäuscht, wie die meisten Reisenden, hielten wir den Pik noch mit Schnee bedeckt, und gaben der Besorgnis Raum, viele Schwierigkeiten zu haben, um an den Rand des Kraters gelangen zu können.

Als wir in die Straßen von St. Croix eintraten, empfanden wir eine erstickende Hitze. Auf der schmalen und sandigen Küste sind Häuser von einer

---

*) Reise in den Äquinoktialgegenden des neuen Kontinents in den Jahren 1799—1804. Verfaßt von A. v. Humboldt und A. Bonpland.

**) Eine Toise ist ungefähr 2 m lang. Der Pik de Teyde hat eine Höhe von 3716 m.

blendenden Weiße, mit flachen Dächern und mit Fenstern ohne Glas, an einer Wand von schwarzen, schroff gehauenen Felsen angelehnt, von welchen die Sonnenstrahlen mit doppelter Macht zurückprallen. Diese ganze östliche Küste der Insel trägt den Charakter der Unfruchtbarkeit und ist fast von aller Vegetation entblößt. Darum ist auch der Anblick des Pik, wie er sich über St. Croix darstellt, weit weniger pittoresk, als auf der westlichen Küste von dem höher gelegenen Orotava aus; denn da kontrastiert eine lachende und üppig angebaute Ebene mit dem wilden Anblick des Vulkans, und von den Gruppen von Palmen und Bananen, welche die Küste begrenzen, bis in die Region der Arbutus,*) der Lorbeeren und der Fichten ist der vulkanische Felsen mit einer kräftigen Vegetation bedeckt. Man begreift, wie selbst Völker, die das schöne Klima Griechenlands und Italiens bewohnten, in dem westlichen Teile Teneriffas eine der „glücklichen Inseln" zu erkennen glaubten.

Der Generalkapitän von Teneriffa ließ uns sogleich die Erlaubnis ausfertigen, die ganze Insel nach Belieben zu durchreisen, und so begaben wir uns am folgenden Tage, den 20. Juni, vor Aufgang der Sonne auf den Weg, um nach der Stadt Laguna zu steigen, welche 350 Toisen höher liegt, als der Hafen von St. Croix. Unser Weg schlängelte sich an einem schmalen Waldstrome aufwärts, der zur Regenzeit sehr hübsche Wasserfälle bilden soll. Nahe bei der Stadt begegneten wir weißen Kamelen, die man dazu verwendet, die Waren von der Douane in die Magazine der Kaufleute zu schaffen. Man beladet sie gewöhnlich mit zwei Kisten Zucker von der Havanna, die zusammen 900 Pfund wiegen, aber man kann diese Last bis auf 13 Centner vermehren. Die Kamele sind auf Teneriffa nicht sehr gemein und pflanzen sich schwer fort, während sie sich zu Tausenden auf den beiden Inseln Lanzerote und Fortaventure vorfinden, welche Afrika näher liegen, und eine Vegetation wie ein Klima überhaupt haben, was diesem Kontinent sehr ähnlich ist.**)

Der Hügel, auf welchem die Stadt St. Christoval de Laguna liegt, gehört zu dem System der Basaltgebirge, welche einen Breitengürtel um den Pik von Teneriffa bilden. Der Basalt, auf dem wir gingen, war schwärzlich braun, kompakt, halb verwittert und gab beim Anhauchen einen Thongeruch von sich. In dem Maße, als wir uns Laguna näherten, empfanden wir gradweise die Abnahme der Temperatur, welche Empfindung um so angenehmer war, als die Luft von St. Croix uns ganz erschlafft hatte. Diese immerwährende Kühle, die man zu Laguna empfindet, verursacht, daß die Canarier diese Stadt als einen sehr angenehmen Aufenthalt betrachten. Auf einer kleinen Ebene, umgeben von Gärten, und beherrscht von einem Hügel,

*) Der Bananen-Pisang mit palmenartigem Stamm, 6—7 m hoch, und einer Krone von hellgrünen, 4 m langen und 1/2 m breiten Blättern. Der Arbutus gehört zu den Heidekräutern (Ericeen).

**) Die Kamele und die Pferde wurden im 15. Jahrhundert von den erobernden Normännern auf den canarischen Inseln eingeführt.

welcher mit einem Wald von Lorbeeren, Myrten und Meerkirschbäumen begrenzt ist, hat die Hauptstadt von Teneriffa wirklich eine der lachendsten Lagen. Eine große Anzahl von Kapellen, welche die Spanier Ermitas nennen, umgiebt die Stadt. Von immergrünen Bäumen beschattet und auf kleinen Erhöhungen erbaut, verstärken diese Kapellen, hier wie überall, die pittoreske Wirkung der Landschaft. Das Innere der Stadt entspricht aber nicht ihrem Äußern. Die Häuser sind alt und verfallen, die Straßen verödet. Seitdem die Seitenausbrüche des Vulkans den Hafen von Garachico zerstört haben, ist St. Croix der Mittelpunkt des Handels geworden, und Laguna vom alten Wohlstande herabgesunken.

Kein Aufenthalt scheint mir geeigneter, die Schwermut zu verscheuchen und einem schmerzhaft ergriffenen Gemüt seinen Frieden wiederzugeben, als der von Teneriffa und Madeira. In dem südlichen Europa sind die Veränderungen der Witterung noch zu merklich, als daß es den nämlichen Vorteil darbieten könnte. Teneriffa aber, gleichsam am Eingange der Tropen gelegen, nimmt, obgleich nur um einige Schiffstagereisen von Spanien entfernt, an den Schönheiten teil, welche die Natur in den Äquinoktialländern verschwendet hat. Die Vegetation entwickelt hier schon einige ihrer schönsten und imposantesten Formen, jene der Bananen und Palmen. Die Luft ist rein und gesund, im Sommer zufolge der Erhebung über den Meeresspiegel gemäßigt. Im Winter treten zwar Nebel und Kälte ein, aber die Luft behält eben infolge der Nachbarschaft des Meeres eine gewisse Milde, und in Laguna sah man es niemals schneien.

Unser Weg nach Orotava zur Westküste führte uns in das Thal von Tacoronte hinab, in jenes herrliche Land, von welchem die Reisenden aller Nationen mit so vieler Begeisterung gesprochen haben. Ich habe in der heißen Zone Gegenden gefunden, wo die Natur noch majestätischer und reicher in der Entwickelung organisierter Formen ist; aber, nachdem ich die Ufer des Orinoco, die Cordilleren von Peru und die schönen Thäler von Mexico durchwandert habe, bekenne ich, nirgends ein mannigfaltigeres, anziehenderes und in der Verteilung der Massen von Grün und Felsen harmonischeres Gemälde gesehen zu haben als hier auf der Insel Teneriffa.

Die Küste der See ist mit Dattel- und Kokosbäumen geschmückt. Höher aber kontrastieren Gruppen von Musa mit Drachenbäumen, deren Stamm man mit Recht dem Körper einer Schlange verglichen hat. Die Abhänge sind mit Reben bepflanzt, welche ihre Ranken an hohen Geländern ausbreiten. Orangenbäume, mit Blumen beladen, Myrten und Cypressen umgeben die Kapellen, welche die Frömmigkeit auf einzeln stehenden Hügeln errichtet hat. Überall sind die Grundstücke durch Hecken von Agave und Kaktus von einander geschieden. Eine unzählige Menge von Farnkräutern bedeckt die durch kleines, klares Quellwasser befeuchteten Mauern. Im Winter, während der Vulkan mit Schnee und Eis bedeckt ist, genießt man in dieser Gegend eines beständigen Frühlings. Im Sommer verbreiten die Seewinde am Abend eine sanfte Kühlung.

Die Bevölkerung dieser Küste ist sehr bedeutend und scheint es noch

mehr zu sein, weil die Häuser und Gärten von einander entfernt sind, wodurch die Schönheit der Gegend noch vermehrt wird. Aber der Wohlstand der Einwohner entspricht nicht der reichen Natur. Diejenigen, welche das Feld bebauen, sind selten die Eigentümer; die Frucht ihrer Arbeit gehört dem Adel, und die nämlichen Feudalrechte, welche so lange das Elend über ganz Europa verbreiteten, hindern noch das Glück des Volkes auf den canarischen Inseln.

Von Teguesta und Tacoronte bis an das Dorf San Juan de la Rambla, durch seinen vortrefflichen Malvasier berühmt, ist die Küste wie ein Garten bebaut. Ich würde sie mit den Gegenden von Capua und Valencia vergleichen, wenn der westliche Teil von Teneriffa nicht wegen der Nähe des Pik, der bei jedem Schritte neue Gesichtspunkte darbietet, unendlich schöner wäre. Der Anblick des Berges interessiert nicht bloß durch seine imposante Masse; er beschäftigt die Seele lebhaft, indem er sie an die geheimnisvolle Quelle des vulkanischen Feuers zurückführt. Seit Tausenden von Jahren wurde keine Flamme, keine Erhellung auf dem Gipfel des Piton wahrgenommen, und doch beweisen ungeheure Seitenausbrüche, wovon der letzte im Jahre 1798 stattfand, die Thätigkeit des Feuers, welches noch fern ist zu erlöschen. Es liegt überdies etwas Niederschlagendes in dem Anblick eines Kraters, der in der Mitte einer fruchtbaren und wohlbebauten Landschaft liegt. Die Geschichte der Erde lehrt uns, daß die Vulkane der Erde zerstören, was sie in dem langen Zeitraume von Jahrhunderten hervorgebracht haben. Inseln, welche das unter dem Meere thätige Feuer über die Fluten emporhob, schmücken sich nach und nach mit einem üppigen und lachenden Grün; aber oft werden diese neuen Länder durch die Gewalt der nämlichen Kräfte zerstört, welche den Grund des Ozeans emporgehoben haben. Vielleicht waren manche der kleinen Inseln, die gegenwärtig nichts als einen Haufen von Schlacken und Asche darbieten, ehemals eben so gesegnet und fruchtbar, als die Abhänge vor Tacoronte. Glücklich das Land, wo der Mensch dem Boden nicht mißtrauen darf, den er bewohnt!

Ehe wir Orotava erreichten, begaben wir uns in den botanischen Garten, welcher nicht weit von dem Seehafen entfernt ist. Wir fanden daselbst Herrn Le Gros, französischen Vizekonsul, welcher den Gipfel des Pik oft besucht hatte, und für uns ein sehr schätzbarer Wegweiser war. Auch Herr Lalande, Sekretär des französischen Konsulats zu St. Croix, und der englische Gärtner, als sie von unserm Vorhaben hörten, entschlossen sich, die Beschwerlichkeiten der Reise zu teilen.

Den 21. des Morgens waren wir bereits auf dem Wege nach dem Gipfel des Vulkans. Der Tag war nicht besonders schön, und der Gipfel des Pik, der gewöhnlich zu Orotava sichtbar ist, war von Sonnenaufgang an bis 10 Uhr mit dichten Wolken bedeckt.

Ein einziger Weg führt durch die Villa de Orotava auf den Vulkan, nämlich die Plaine des Genets (Region der Pfriemenkräuter und das Malpays (kahles, dürres Land).

Orotava liegt an dem sehr steilen Abhange eines Hügels; die Straßen schienen uns sehr verlassen; die Häuser von dauerhafter Bauart, aber von düsterem Ansehen, gehören fast alle einem Adel, den man vielen Stolzes beschuldigt, und der sich selbst mit den pomphaftesten Namen bezeichnet. Wir gingen längs einer sehr hohen Wasserleitung hin, die mit vielen Farnkräutern bedeckt war, und besuchten dann mehrere Gärten, in denen die Fruchtbäume des nördlichen Europas mit Orangen, Granat- und Dattelbäumen vermischt stehen. Doch tragen die letzteren hier nie Früchte. Ungeachtet wir durch die Erzählung so vieler Reisenden den Drachenbaum in dem Garten des Herrn Franqui kannten, so wurden wir doch nichtsdestoweniger durch seine ungeheure Größe in Erstaunen gesetzt. Man versichert, daß der Stamm dieses Baumes, der in mehreren sehr alten Dokumenten als die Grenzscheide eines Feldes erwähnt wird, schon im 15. Jahrhundert eben so ungeheuer war, als heutzutage. Seine Höhe schien uns 18—20 m zu betragen; sein Umfang in der Nähe der Wurzeln beträgt 14 m. Der Stamm teilt sich in eine große Menge von Ästen, welche sich in der Form eines Kandelabers erheben und mit Blätterbüscheln endigen, wie bei der Yucca, welche das Thal von Mexico ziert. Die Verteilung giebt ihm ein anderes Ansehen, als das der Palmenbäume ist.

Bei dem Ausgang von der Villa Orotava führte uns ein schmaler und steiniger Weg durch einen schönen Kastanienwald in eine Gegend, die mit Gesträuch, mit einigen Arten von Lorbeer und baumartigen Heiden bedeckt ist. Der Stamm dieser letzteren Pflanze erreicht hier eine außerordentliche Dicke, und die Blumen, mit denen sie einen großen Teil des Jahres über behängt ist, machen einen angenehmen Kontrast mit denen des Hypericum canariense (Canarisches Johanniskraut), das in dieser Gegend sehr häufig ist. Wir machten unter einer schönen, einzeln stehenden Tanne halt, um uns mit Wasser zu versehen welches in der Nähe reichlich hervorquillt. Hier, in einer Höhe von 522 Toisen, genossen wir eines prächtigen Anblickes des ganzen nördlichen Teiles der Insel.

Von nun an ging der Weg bis zum Krater beständig bergan, ohne Unterbrechung durch eine Thalschlucht. Bald hatten wir die Region der baumartigen Heiden, Monte verde (grüner Berg) genannt, hinter uns und kamen in das Gebiet der Farnkräuter, welche indessen nicht wie im tropischen Amerika zu baumartiger Höhe aufschießen. Dann folgte ein Gehölz von Wachholderbäumen und Tannen, die sehr durch die Stürme gelitten hatten. Wir stiegen immer fort, einen engen Weg zwischen zwei Basalthügeln hinan, bis zur Ebene der Pfriemenkräuter (Plaine des Genets). Der merkwürdige ginsterartige Strauch, der bis zu einer Höhe von 2800 m hinaufsteigt, heißt bei den Eingebornen Resama mit dem Zunamen blanca wegen seiner weißen Blüten. Sein botanischer Name ist Spartocytisus nubigenus.

Endlich hört alle Vegetation auf; die Ebene ist mit Bimsstein bedeckt und ungeheure Blöcke von Obsidian,*) welche durch den Vulkan ausgeworfen

*) Ein ganz schwarzer Stein, wie Glas.

wurden, liegen zerstreut umher. Alles verkündet eine tiefe Einsamkeit; einige Ziegen und Kaninchen durchirren allein diese Ebene. Der unfruchtbare Teil des Pik nimmt über 10 Meilen ein; und da die unteren Gegenden, von ferne gesehen, verkürzt erscheinen, so hat die Insel das Aussehen eines ungeheuern Haufens verbrannter Materien, um welche die Vegetation nur einen schmalen Saum bildet.

Wir brachten nahe an dritthalb Stunden zu, um die Ebene der Pfriemenkräuter zu durchwandern, und gelangten endlich durch enge Schlünde und kleine Schluchten, welche die Bergströme in sehr alten Zeiten ausgewühlt haben, zuerst auf eine höhere Gebirgsplatte, sodann an den Ort, wo wir die Nacht zubringen mußten. Diese Station, die über 1530 Toisen (2980 m) Höhe hat, führt den Namen „Halt der Engländer“, ohne Zweifel, weil ehemals vorzugsweise englische Reisende den Pik besuchten. Zwei geneigte Felsen bilden eine Art von Höhle, welche einen Zufluchtsort gegen den Wind darbietet. Obgleich in der Mitte des Sommers und unter dem schönen Himmel Afrikas, litten wir doch während der Nacht von der Kälte. Das Thermometer fiel bis auf 5°. Unsere Führer machten ein großes Feuer von trockenen Resten von Retama. Ohne Zelt und Mäntel legten wir uns auf einen Haufen verbrannter Steine, wurden aber durch den Rauch und die Flammen, welche der Wind beständig gegen uns herblies, sehr belästigt. Wir versuchten mittelst zusammengebundener Tücher eine Art von Windschirm zu errichten, aber das Feuer ergriff diese Einfassung und verzehrte dieselbe, ehe wir es bemerkten. Ich hatte niemals in solcher Höhe eine Nacht zugebracht, und bildete mir damals nicht ein, daß ich später auf dem Rücken der Cordilleren Städte bewohnen würde, deren Boden höher liegt, als der Gipfel des Vulkans, den ich erst am folgenden Tage erreichen sollte.

Der Nordwind jagte gewaltig die Wolken, die mit der Kälte zunahmen; der Mond blickte zuweilen durch die Dünste, und seine Scheibe erschien auf einem außerordentlich dunkeln Blau; der Anblick des Vulkans gab dieser nächtlichen Scene einen majestätischen Charakter. Bald war der Pik unsern Blicken durch die Nebel völlig entzogen, bald erschien er in einer furchtbaren Nähe, und einer ungeheuern Pyramide ähnlich warf er seinen Schatten auf die Wolken, welche unter uns lagen.

Gegen 3 Uhr des Morgens machten wir uns bei dem düsteren Schein einiger fichtenen Fackeln auf den Weg nach dem Gipfel des Piton. Man kommt dem Vulkan von der nordöstlichen Seite aus bei, wo die Abhänge außerordentlich steil sind, und wir gelangten nach zwei Stunden auf eine kleine Ebene, die wegen ihrer isolierten Lage den Namen Alta vista (Hohe Aussicht) führt. Es ist dies auch die Station der Nevēros, d. h. der Eingeborenen, die ein Gewerbe daraus machen, Eis und Schnee zu holen, um diese Naturprodukte in den Nachbarstädten zu verkaufen. Ihre Maultiere, welche an das Bergsteigen mehr gewöhnt sind, gehen bis Alta Vista, während die der Reisenden nur bis zur Station der Engländer gehen. Über der Alta Vista beginnt das Malpays, eine Benennung, mit welcher man hier,

wie in Mexico und Peru und überall, wo es Vulkane giebt, ein von Dammerde entblößtes und mit Bruchstücken von Lava bedecktes Erdreich bezeichnet.

Wir machten einen Umweg, um die Eishöhle zu untersuchen, welche in einer Höhe von 1728 Toisen und mithin unter der Grenze liegt, wo in dieser Zone der ewige Schnee anfängt. Da die Höhle keine senkrechten Öffnungen nach oben hat, so ruht die kalte Luftschicht unbeweglich auf der Eismasse und verwehrt der warmen Luft den Eingang. Dazu kommt, daß auch die Verdunstung Kälte erzeugt, also das Schmelzen verzögert. Während des Winters füllt sich die Höhle mit Eis und Schnee, und da die Strahlen der Sonne nicht weiter, als bis an die Öffnung reichen, so ist ihre Wärme nicht genügend, den Behälter zu entleeren.

Es fing an zu tagen, als wir die Eishöhle verließen. Wir beobachteten jetzt, während der Dämmerung, eine auf hohen Bergen ziemlich allgemeine Erscheinung, die uns aber auf diesem Vulkane doch auffallend war. Eine Lage von weißen und flockigen Wolken entzog uns den Anblick des Ozeans und der niederen Gegenden der Insel. Die Lage schien nur 800 Toisen hoch zu sein; die Wolken waren so gleichförmig verbreitet und hielten sich so genau in einer wagrechten Ebene, daß sie aussahen wie eine ungeheure mit Schnee bedeckte Fläche. Die kolossale Pyramide des Pik, die vulkanischen Spitzen von Lanzerote, Fortaventure und Palma erhoben sich wie Klippen aus der Mitte dieses ungeheuern Dunstmeeres; ihre schwärzliche Färbung machte der Weiße der Wolken den auffallendsten Gegensatz.

Während wir uns durch die zerbrochenen Laven des Malpays durcharbeiteten, wobei wir uns oft mit den Händen helfen mußten, bemerkten wir ein sonderbares optisches Phänomen. Wir glaubten nach Osten zu kleine, in die Luft geworfene Racketen zu sehen. Leuchtende Punkte erhoben sich über den Horizont und schienen sich anfangs senkrecht zu bewegen; aber allmählich verwandelte sich ihre Bewegung in eine wahre horizontale Schwingung (Oscillation), welche 8 Minuten lang dauerte. Wir dachten schon, daß diese leuchtenden Punkte, welche an verschiedenen Orten hin und her flogen, der Anfang eines neuen vulkanischen Ausbruchs seien, und unsere Reisegefährten, selbst unsere Wegweiser, wurden von dieser Erscheinung in nicht geringes Erstaunen gesetzt. Doch die Täuschung hörte bald auf, als wir sahen, daß die leuchtenden Punkte Bilder mehrerer Sterne waren, welche durch die Dünste vergrößert wurden.

Endlich stieg die Sonne aus den Fluten empor, aus denen sie sich nur ungern loszumachen schien, denn der untere Rand verweilte länger am Horizont, als wir vermuteten. Die Sonnenscheibe, sehr abgeplattet, erschien rein begrenzt: es gab während des Anfanges kein doppeltes Bild oder eine Verlängerung des untern Randes.

Der Weg, den man quer über das Malpays zu nehmen genötigt ist, strengt sehr an; er geht steil aufwärts, und die Blöcke von Lava weichen unter den Füßen des Wanderers. Diese Lavatrümmer haben scharfe Kanten, und es finden sich oft Löcher zwischen ihnen, in die man bis zur Hälfte des

Körpers hineinfällt. Nach drei Stunden kamen wir an dem Ende des Malpays auf einer kleinen Ebene an, welche man La Rembleta nennt; in der Mitte derselben erhebt sich der Piton oder Zuckerhut, noch 84 Toisen oder 154 m höher. Am Fuße des Kegels fanden wir die Luftlöcher, welche die Eingeborenen unter dem Namen Nasenlöcher (Narices del Pico) bezeichnen. Wässerige und heiße Dünste dringen von Zeit zu Zeit aus mehreren Spalten, welche sich in dem Erdreich befinden, hervor; das Thermometer stieg hier auf 43°. Die Dünste haben keinen Geruch und scheinen reines Wasser zu sein.

Der schroffste Teil des Berges blieb uns noch zu besteigen übrig, der kegelförmige Gipfel des Vulkans. Der Abhang dieses kleinen Kegels, mit vulkanischen Aschen und Bruchstücken von Bimsstein bedeckt, ist so steil, daß es fast unmöglich wäre, die Spitze zu erreichen, wenn man nicht einem alten Lavastrome folgte, welcher aus dem Krater geflossen zu sein scheint, und dessen Trümmer den Verwüstungen der Zeit widerstanden. Diese Trümmer bilden eine Mauer von verschlackten Felsen, welche sich mitten durch die beweglichen Aschen erstreckt. Wir bestiegen den Piton, indem wir uns an die Schlacken hielten, deren Kanten sehr scharf sind, und die uns oft in der Hand zerbröckelten. Wir brauchten nahezu eine halbe Stunde, um einen Hügel zu ersteigen, dessen senkrechte Höhe noch nicht 90 Toisen (175 m) beträgt. Der Vesuv, welcher dreimal niedriger ist, als der Vulkan von Teneriffa, endigt sich in einen dreimal höheren Aschenkegel, aber sein Abhang ist viel sanfter und zugänglicher. Der Pik ist einer von den unzugänglichen Vulkanen. Wenn der Piton mit Schnee bedeckt ist, wie zu Anfang des Winters, ist es fast ganz unmöglich, ihn zu erklimmen.

Als wir auf der Spitze des Piton ankamen, waren wir erstaunt, daselbst kaum so viel Platz zu finden, um bequem sitzen zu können. Wir wurden durch eine kleine kreisförmige Mauer von porphyrartiger Lava, deren Hauptmasse Pechstein war, aufgehalten. Diese Mauer entzog uns den Anblick des Kraters. Der Westwind wehte mit solcher Heftigkeit, daß wir Mühe hatten, uns auf den Beinen zu erhalten. Es war 8 Uhr morgens, und wir waren erstarrt vor Kälte, obwohl sich das Thermometer ein wenig über dem Gefrierpunkte erhielt. Seit langer Zeit waren wir an eine sehr hohe Temperatur gewöhnt, und der trockene Wind vermehrte die Empfindung der Kälte, weil er jeden Augenblick die warme Luftschicht wegführte, welche sich durch die Hautausdünstung um uns bildete.

Wir würden wegen des schon erwähnten felsigen Kammes, welcher den Krater wie eine Brustwehr umgiebt, gar nicht zum Schlunde gelangt sein, wenn sich nicht auf der westlichen Seite eine Öffnung fände, welche durch den Erguß sehr alter Lava hervorgebracht zu sein scheint. Durch diese Öffnung stiegen wir an den Boden des Trichters hinab, dessen Figur elliptisch ist; die größte Breite schien uns 150 m, die kleinste 60 m zu sein. Die Wärme war nur an einigen Spalten bemerkbar, aus denen sich Wasserdämpfe mit einem eigenen Brausen entwickelten. Als wir das Thermometer hineinhielten, stieg das Quecksilber schnell fast bis an den Siedepunkt. Wir

überzeugten uns, daß die Tiefe des Kraters seit langer Zeit unverändert geblieben war, wie es bei solchen Vulkanen der Fall ist, die nach der Seite zu ihre Eruptionen haben. Bei einem Vulkan, dessen Thätigkeit vorzugsweise gegen die Spitze gerichtet ist, wie bei dem Vesuv, verändert sich die Tiefe des Kraters vor und nach jedem Ausbruch.

Als wir wieder auf den äußern Rand des Kraters zurückgeklettert waren, richteten wir unsern Blick nach Nordwest, wo die Küsten mit Dörfern und Weilern geziert sind. Zu unsern Füßen gaben Haufen von Dünsten, die beständig von den Winden getrieben wurden, das mannigfaltigste Schauspiel. Eine gleichförmige Wolkenschicht, die nämliche, von der wir bereits gesprochen haben, und welche uns von den niederen Gegenden der Insel trennte, war an mehreren Stellen durch kleine Luftströme unterbrochen worden, welche die von der Sonne erhitzte Erde uns zuschickte. Der Hafen von Orotava, die darin vor Anker liegenden Schiffe, die Gärten und Weinberge, mit denen die Stadt umringt ist, wurden durch eine Öffnung sichtbar, welche mit jedem Augenblick größer zu werden schien. Von der Höhe dieser einsamen Gegenden berührten unsere Blicke eine bewohnte Welt; wir genossen den auffallendsten Kontrast, den die entblößten Seiten des Pik, seine steilen, mit Schlacken bedeckten Abhänge, seine, aller Vegetation beraubten Ebenen mit dem lachenden Anblick bebauter Gegenden machen; wir sahen die Pflanzen nach Zonen (Gürteln) geordnet, je nachdem die Wärme der Atmosphäre mit der Höhe der Lage abnimmt.

Die scheinbare Nähe, in welcher man von dem Gipfel des Pik die Dörfer, die Weinberge und die Gärten der Küste sieht, wird durch die außerordentliche Durchsichtigkeit der Luft vermehrt. Trotz der großen Entfernung unterschieden wir nicht nur die Häuser, das Segelwerk der Schiffe und die Stämme der Bäume, wir sahen auch in sehr lebhaften Farben die reiche Vegetation der Ebenen prangen. Diese Erscheinungen sind nicht bloß Folge der Höhe der Gegend, sondern der vollkommenen Auflösung aller Dünste in der Atmosphäre. Die Oberfläche eines Seees oder breiten Flusses glänzt weniger, wenn man sie von den hohen Schweizeralpen, als wenn man sie — bei gleicher Entfernung — von den Höhen der Cordilleren in Mexico oder Peru betrachtet. Da wundert man sich, 7—8 Meilen entfernte Gegenstände ganz nahe und deutlich zu erblicken. Der Pik von Teyde ist nun zwar noch nicht in der eigentlichen Tropengegend gelegen, aber die Trockenheit der Luftsäulen, welche sich beständig über die benachbarten Ebenen Afrikas erheben, und welche die Ostwinde mit Geschwindigkeit herbeiführen, giebt der Atmosphäre der canarischen Inseln eine Durchsichtigkeit, die nicht nur die Luft von Neapel und Sicilien, sondern vielleicht selbst die Reinheit des Himmels von Peru und Quito übertrifft. Diese Durchsichtigkeit kann als eine der Hauptursachen der Schönheit des Landes unter der heißen Zone betrachtet werden; sie hebt den Glanz der Farben der Pflanzen und trägt zu der magischen Wirkung ihrer Harmonieen und Kontraste bei. Wenn eine große Masse von Licht, welche um die Gegenstände schwebt, während eines Teiles

des Tages die äußeren Sinne ermüdet, so wird der Bewohner mittägiger Klimate durch moralische Genüsse entschädigt. Eine helle Klarheit in den Begriffen, eine innere Heiterkeit entspricht der Durchsichtigkeit der umgebenden Luft. Man empfindet diese Eindrücke, ohne nötig zu haben, die Grenzen Europas zu verlassen; ich berufe mich auf die Reisenden, welche die durch die Wunder der Einbildungskraft und Künste berühmten Länder, die glücklichen Klimate von Griechenland und Italien besucht haben.

Wir wünschten, uns des Anblickes des ganzen Archipels der „glücklichen Inseln" erfreuen zu können, und verlängerten deshalb unsern Aufenthalt auf dem Gipfel des Pik; aber vergebens. Wir entdeckten zu unsern Füßen Palma, Gomera und Groß-Canaria. Die Berge von Lanzerote, die beim Aufgang der Sonne von Dünsten befreit waren, wurden bald in dunkle Wolken gehüllt. Bei durchaus heiterer Zeit umfaßt das Auge von der Spitze des Vulkans eine Oberfläche der Erde von 2700 □Meilen, dem vierten Teil der Oberfläche Spaniens gleich.

Man könnte sagen, der Vulkan erdrückt mit seiner Masse die kleine Insel, welche ihm zur Grundlage dient; er schwingt sich aus dem Schoß der Gewässer zu einer Höhe, die dreimal größer ist als die, in welcher im Sommer die Wolken schweben. Wenn sein Krater, welcher seit Jahrhunderten halb erloschen ist, Feuerbüschel ausströmte, wie der von Stromboli auf den Äolischen Inseln, so würde der Pik von Teneriffa, einem Leuchtturm ähnlich, dem Schiffahrer in einem Umfange von mehr als 260 Meilen zur Richtung dienen.

---

2. Das tropische Meer und die neue Welt.

Erste Fahrt des Columbus über den atlantischen Ozean.*)

Es war an einem Freitag, morgens ganz in der Frühe am 3. August des Jahres 1492, als Columbus zu seiner ersten Entdeckungsreise die Anker lichten ließ. Aus dem Hafen von Palos, wo die Expedition ausgerüstet war, steuerte er in südwestlicher Richtung nach den canarischen Inseln zu, von wo er gerade nach Westen zu schiffen beabsichtigte. Am dritten Tage gab die Pinta, eines von den drei Schiffen der Flottille, Signal von einem vorgefallenen Unglück: sie hatte das Steuerruder zerbrochen. Nicht lange darauf ward sie auch leck und somit zur Weiterreise ganz untauglich. Dieser Unfall bestimmte den Admiral, bei den canarischen Inseln zu verweilen und sich nach einem anderen Schiffe umzusehen, wodurch die Pinta ersetzt werden könnte. Am 6. morgens kam man auf der Höhe der canarischen Inseln an.

Über drei Wochen wurden die Reisenden bei diesen Inseln aufgehalten,

*) Die Geschichte des Lebens und der Reisen des Christoph Columbus von Washington Irving.

indem sie sich vergebens nach einem anderen Fahrzeuge umsahen. Sie waren daher genötigt, der Pinta ein neues Steuerruder zu geben und sie so gut wie möglich für die Reise auszubessern.

Während sie zwischen Ferro und Gomera kreuzten, bekamen sie auch Teneriffa zu Gesicht, dessen hoher Pik das Schauspiel heftigen Ausbruchs von Rauch und Flammen gab. Das Schiffsvolk erschrak bei diesem Anblick, erklärte es in der Angst für ein außerordentliches Naturwunder und leitete eine üble Vorbedeutung daraus ab. Columbus hatte große Not, ihnen ihre Furcht zu benehmen, erklärte den natürlichen Zusammenhang dieser vulkanischen Ausbrüche und erläuterte seine Lehre mit dem Beispiel des Berges Ätna und anderer wohlbekannter Vulkane.

Nachdem man sich auf der Insel Gomera mit Holz, Wasser und Lebensmitteln versorgt hatte, ließ Columbus am 6. September die Anker lichten, und nun erst konnte man sagen, daß er in die Regionen der Entdeckung eingedrungen sei, da er die Grenzeilande der alten Welt hinter sich hatte und westwärts nach den unbekannten Gegenden des atlantischen Meeres steuerte. Aber 3 Tage hindurch hielt eine völlige Windstille die Schiffe in einer kurzen Entfernung vom Lande gefesselt. Das waren Tantalusqualen für Columbus, welcher vor Begierde brannte, weit in das offene Weltmeer hineinzuschiffen, wo den Blick kein Land und kein Segel mehr träfen. Am nächsten Sonntage, den 9. Sept. sah er Ferro, die letzte der canarischen Inseln, ungefähr 9 Stunden entfernt liegen. Zum Glück erhob sich mit Sonnenaufgang ein günstiger Wind, welcher die Segel wieder schwellte, und bald schwanden die Höhen von Ferro unter den Horizont.

Nach einer Fahrt von 4 Tagen, ungefähr 200 Seemeilen von der Insel Ferro, entdeckte Columbus zum erstenmale die Abweichung der Magnetnadel, eine Naturerscheinung, welche niemals vorher bemerkt worden war. Er gewahrte zur Zeit der Dämmerung, daß die Nadel, anstatt nach dem Nordpol hinzuweisen, eine nordwestliche Richtung annahm, und am folgenden Tage in dieser Abweichung fortfuhr. Betroffen über diesen Umstand, beobachtete er sie 3 Tage lang mit der größten Aufmerksamkeit und sah mit Schrecken die Abweichung immer mehr und mehr zunehmen, je weiter man fuhr. Anfänglich äußerte er nichts von dieser Erscheinung, da er wußte, wie leicht dieses Volk beunruhigt wurde, das ohnehin schon immer ängstlicher ward, je weiter der Admiral in das unbekannte Meer vordrang. Doch bald hatten auch die Steuermänner die neue Erscheinung an der Magnetnadel wahrgenommen und waren darüber außer sich. Es schien, als ob die Grundgesetze der Natur sich veränderten, wo sie hindrangen, daß sie in eine neue Welt einträten, wo unbekannte Einflüsse regierten. Sie sahen, wie der Kompaß im Begriff stand, seine Kraft zu verlieren, und was sollte ohne diesen Führer in der Wildnis des spurlosen Ozeans aus ihnen werden?

Columbus bot seine Wissenschaft und seinen Scharfsinn auf, um mit Gründen der Vernunft gegen ihre Schrecken zu streiten; er sagte ihnen, die Abweichung rühre nicht von einem Truge in dem Kompaß, sondern von einer

Bewegung des Nordsterns selber her, der sich um einen unbekannten festen Punkt bewege, seine ungeregelten Bewegungen und Umwälzungen habe. Es gelang den Columbus, die Unruhe seiner Steuermänner zu beschwichtigen, und seine in der That sehr scharfsinnige Erklärung beweist die große Gegenwart des Geistes, mit welcher dieser große Mann allen Widerwärtigkeiten des Augenblicks entgegenzutreten wußte.

Am 14. Sept. wurden die Reisenden durch den Anblick von Gegenständen erfreut, die sie für Vorboten von Land ansahen; ein Reiher nämlich und ein tropischer Vogel, die weiße Bachstelze, von denen weite Flüge über das Meer nicht bekannt waren, umschwebten die Schiffe. In der folgenden Nacht wurden sie durch die Erscheinung eines Meteors mit Grauen erfüllt. Es sah aus, wie eine große Feuerflamme, die von dem Himmel ins Meer fiel, in einer Entfernung von ungefähr 4—5 Seemeilen. Diese in warmen Klimaten und besonders in den Tropenländern gewöhnlichen Meteore werden immer bei klarem, blauem Himmel in jenen Breitengraden wahrgenommen, jedoch niemals unter Wolken. In der durchsichtigen Atmosphäre der dortigen Nächte, wo jedes Licht in seinem reinsten Glanze erscheint, ziehen sie oft einen leuchtenden Schweif nach, der ungefähr 12—15 Sekunden dauert, und den man mit einer Flamme vergleichen kann.

Der Wind war bis dahin günstig gewesen, zuweilen mit vorübergehendem Wolkenhimmel und Regengüssen. Sie hatten täglich weite Fortschritte gemacht, und die Fahrt war noch günstiger, als sie unter die Passatwinde kamen. Diese Winde, der Sonne folgend, wehen regelmäßig in der Richtung von Osten nach Westen zwischen den Wendekreisen und in einige benachbarte Grade des Weltmeeres übergehend. Die Schiffe brauchten sich nur diesem Luftzuge zu überlassen und wurden eben so sanft als schnell über das ruhige Meer fortgetrieben, so daß sie mehrere Tage lang kein Segel zu wenden brauchten. Eine wunderbar erfrischende, ja würzige Luft erquickte jetzt die Reisenden und sie konnten sich nicht genug erfreuen an dem milden, heiteren, sonnigen Wetter, welches in dieser Strecke des Weltmeeres so erfrischend und labend ist ohne große Kühle. Columbus konnte jene reinen balsamischen Morgen nur mit denjenigen des Aprils im schönen Andalusien vergleichen.

Sie sahen nunmehr breite Strecken von Pflanzen und Seegras auf der Oberfläche des Wassers schwimmen; die Kräuter trieben alle von Westen her und vermehrten sich in dem Maße, als sie weiter schifften. Einige dieser Pflanzen waren solche, die auf Felsen wachsen; andere, die in Flüssen angetroffen werden. Einige waren gelb und verwittert, andere so grün, daß sie erst so eben vom Lande weggetrieben zu sein schienen. Auf einem Gewächs saß ein lebendiger Krebs, den Columbus sorgfältig aufbewahrte. Sie sahen ferner einen weißen tropischen Vogel, eine Art, welche nie über Meer schläft. Auch Thunfische spielten um die Schiffe, und einer davon ward von den Matrosen erlegt. Jetzt rief Columbus seinen Leuten die Stelle bei Aristoteles ins Gedächtnis, von Schiffen aus Cadix, welche, an den Küsten jenseits der Meerenge von Gibraltar segelnd, von einem heftigen Ostwinde nach Westen

getrieben wurden, bis sie eine Gegend im Ozean erreichten, die mit großen Feldern von Kräutern bedeckt war, welche versunkenen Inseln glich und von Thunfischen umschwommen ward. Er vermutete, in diesem Kräutermeer angekommen zu sein, aus welchem zwar jene alten Schiffer unmutig wieder umkehrten, welches er aber mit neubelebter Hoffnung als ein Zeichen nahen Landes betrachtete.

Am 18. September war noch immer dasselbe Wetter; ein sanfter stetiger Ostwind schwellte alle Segel, während das Meer, um mit Columbus zu reden, so ruhig war, wie der Guadalquivir bei Sevilla. Er hatte zu bemerken geglaubt, daß das Meerwasser frischer werde, je weiter sie kämen, und er hielt dies für einen Beweis vorwaltender Milde und Reinheit der Luft.

Das Schiffsvolk war insgesamt in gespannter Erwartung; jedes Schiff strebte dem andern voranzukommen, um zuerst Land zu entdecken. Alonzo Pinzon jauchzte dem Admiral von der Pinta zu, und berichtete, daß er einen langen Zug von Vögeln gesehen habe, und aus einigen Anzeichen am nördlichen Horizonte schließe, daß in dieser Richtung Land zu finden sei. Es war aber nur ein Gewölk im Norden, wie es oft auch über dem Lande lagert; bei Sonnenuntergang nahm es Gestalten und Formen an, welche viele für Inseln hielten. Der allgemeine Wunsch war, nach dieser Himmelsgegend zu schiffen, Columbus aber war überzeugt, daß sie sich getäuscht hatten. Jeder, der eine Seereise gemacht hat, wird sich an die Täuschungen erinnern, die durch Wolken entstehen, welche auf dem Horizonte, besonders um die Zeit des Aufganges oder Unterganges der Sonne, lagern, und welche das Auge, von der Einbildungskraft und dem Verlangen unterstützt, gern in das langersehnte Land verwandelt. Dies ist insbesondere innerhalb der Wendekreise der Fall, wo die Wolken bei Sonnenuntergang die seltsamsten Gestalten annehmen.

Am folgenden Tage gab es Nebelregen, aber ohne Wind, und Columbus hielt dies für gute Anzeichen: auch kamen zwei Pelikane auf die Schiffe geflogen, Vögel, von denen er bemerkt hatte, daß sie sich selten auf 20 Stunden vom Lande entfernten. Er sondierte daher mit dem Senkblei, fand aber bei einer Länge von 200 Faden*) noch keinen Grund. Er hielt es für möglich, daß sie jetzt zwischen Inseln schifften, welche weit aus einander südlich und nördlich lägen, aber er wollte nicht den vorhandenen günstigen Wind versäumen, um dieselben aufzusuchen. Auch hatte er zuversichtlich geäußert, daß nur dann Land erscheinen werde, wenn man sich in gerader westlicher Richtung halte; seine ganze Unternehmung war auf diese Vermutung begründet; er besorgte deshalb, allen seinen Glauben und sein ganzes Ansehen bei seinen Leuten zu verlieren, wenn er zu zweifeln und zu schwanken scheine, und seinen Weg mit Querzügen verwirre. Er beschloß daher, kühn den Lauf immer nach Westen fortzusetzen, bis er die Küste von Indien erreichen würde, und lieber auf der Rückreise die etwaigen Inseln aufzusuchen.

*) Der Faden ist circa eine Klafter = 1,8 m.

Der Mut der Schiffsmannschaft war aber niedergeschlagen, da das Meer sich immer grenzenloser ausdehnte, und die Entfernung von der Heimat immer größer wurde. Selbst der günstige Wind, der wie von der Vorsehung gesandt schien, um sie nach der neuen Welt hinüber zu tragen, mit seinem schmeichelnden milden Hauch, wurde nun ein Gegenstand des Schreckens und der Angst, da man sich einbildete, er wehe das ganze Jahr hindurch und mache eine Rückkehr nach Europa unmöglich.

Als sich am 20. Sept. der Wind aus Südwest erhob, machte dies einen günstigen Eindruck auf die Leute, obwohl ihre Fahrt dadurch verzögert wurde. Verschiedene Vögel besuchten jetzt wieder das Schiff; drei davon waren von kleiner Art, wie sie sich in Büschen und Baumzweigen aufhalten. Sie kamen zwitschernd am Morgen an und flogen am Abend wieder davon. Ihr Gesang war für die Herzen der niedergeschlagenen Seeleute sehr erquickend, und sie bewillkommneten ihn als eine Stimme vom Lande. Der größere Vogel war stark von Schwingen und schien zu größeren Seereisen tauglich zu sein; aber die kleinen Tierchen waren zu schwach, um weit zu fliegen, und ihr Singen bewies, daß sie vom Fluge nicht erschöpft waren.

Den folgenden Tag trat fast gänzliche Windstille ein, und das Meer zeigte wiederum eine Menge von Seepflanzen, die weite Felder bildeten und so in einander verschlungen waren, daß sie die Schiffe am Weitersegeln hinderten. Die Mannschaft fürchtete nun, ganz festzufahren, oder auf Felsenriffe, Sandbänke und tückischen Flugsand zu geraten und — so zu sagen — mitten im Ozean zu stranden. Um diese Furcht zu zerstreuen, ließ der Admiral das Senkblei fallen, konnte aber nirgends Grund finden.

Drei Tage hindurch wehten angenehme Sommerlüfte aus dem Süden und Westen, und das Meer war so glatt wie ein Spiegel. Ein Walfisch tauchte mit seinem ungeheuern Rücken in einiger Entfernung auf, welches Columbus sogleich für ein gutes Zeichen erklärte, indem er versicherte, diese Tiere zeigten sich nur in der Nähe des Landes. Aber dem Schiffsvolk ward bei der Stille des Wetters immer unheimlicher zu Mute, und die Lage des Columbus ward von Tage zu Tage bedenklicher. Als der Wind wieder frisch aus Osten wehte und die Schiffer nach Westen trieb, glaubten sie ihrem Untergange entgegen zu eilen und, wenn die Vorräte aufgezehrt wären, in der öden Wasserwüste ihr Leben beschließen zu müssen. Wie sollten sie auf ihren gebrechlichen Fahrzeugen die Rückfahrt bestehen? Warum sollten sie ihr Leben einem ehrgeizigen Tollkopf aufopfern, der bloß seine verrückten Ideeen verfolge und sich berühmt machen wolle? Die Pläne des Admirals wären von den Gelehrten als nichtig und eingebildet verworfen worden, und alle vernünftigen Leute hätten ihre Mißbilligung an den Tag gelegt. Er habe gar keinen Anhang in Spanien, und sein Untergang würde für die meisten ein Triumph sein. — So nährte einer die Unzufriedenheit des andern, man rottete sich in den verborgenen Teilen des Schiffes zusammen, erst zu zwei und drei, dann zu immer größeren, drohenderen Haufen.

Columbus merkte die wachsende Meuterei, aber er behielt eine heitere

und feste Haltung, indem er die einen mit gütigen Worten besänftigte, den Ehrgeiz und die Habsucht der andern reizte und die Widerspenstigen mit harten Strafen bedrohte, wenn sie irgend etwas unternähmen, was die Reise hindern würde. Dem, welcher zuerst Land entdecken würde, sicherte der Admiral eine große Belohnung zu. Mit welcher Sehnsucht er selber nach Westen schaute, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Er kam den ganzen Tag über fast keine Minute vom Verdeck.

Während Columbus, sein Steuermann und mehrere erfahrene Seeleute an der Karte standen und sich Mühe gaben, ihren jetzigen Standpunkt daraus zu ersehen, wurden sie plötzlich durch einen Schuß von der Pinta aufgeschreckt; und als sie aufsahen, erblickten sie den Martin Alonzo Pinzo auf dem Hinterteil seines Schiffes, wo er mit lauter Stimme schrie: „Land, Land! Sennor, ich bitte um den Lohn!“ Columbus warf sich auf die Kniee und dankte Gott; Martin Alonzo wiederholte das Gloria in excelsis, worein sein und des Admirals Schiffsvolk laut einstimmten.

Die Schiffer stiegen nun auf den Mastkorb oder kletterten im Takelwerk herum, das Auge nach Südwesten gerichtet; alle bestätigten die Gewißheit von Land. Die Überzeugung wurzelte so fest, daß es Columbus für nötig fand, von seinem gewohnten Wege abzuweichen und nach Südwesten zu steuern. Das Morgenlicht vernichtete aber alle ihre Hoffnungen wie einen Traum. Das begrüßte Land war nur eine Abendwolke gewesen und hatte sich in der Nacht in Luft aufgelöst. Mit schweren Herzen schlugen sie wieder den Weg nach Westen ein, den Columbus nur verlassen hatte, um sich dem Wunsche aller gefällig zu zeigen.

Mehrere Tage segelten sie fortwährend mit demselben günstigen Winde, bei ruhigem Meer und mildem, lieblichem Wetter; die Gewässer waren so still, daß sich die Seeleute damit ergötzten, um das Schiff zu schwimmen; Delphine kamen in großer Menge, und fliegende Fische, die in die Luft sprangen, fielen auf das Verdeck nieder. Die ferneren Anzeichen von Land unterhielten die Aufmerksamkeit der Mannschaft und täuschten sie unvermerkt auf ihrer Bahn.

Am 1. Oktober waren sie nach der Ausrechnung des Steuermanns am Bord des Admiralschiffes erst 580 Seemeilen westlich gekommen, seitdem sie die canarischen Inseln verlassen hatten, aber die Berechnung, welche Columbus heimlich führte, betrug 707. Am folgenden Tage flutete das Kräuterwerk von Osten nach Westen, und am dritten Tage sah man keine Vögel mehr. Das Schiffsvolk fing nun an zu fürchten, daß sie zwischen Inseln hindurchgekommen und die Vögel von einer derselben zur andern geflogen seien. Columbus hegte auch einige Bedenken der Art, allein er wollte doch seinen Lauf nach Westen nicht ändern. Die Leute fingen wieder an zu murren und zu drohen; aber am folgenden Tage wurden sie aufs neue von Vögelschwärmen heimgesucht, und die Anzeichen von Land wurden so mannigfaltig, daß sie aus einem Zustande der Mutlosigkeit in ungeduldige Erwartung versetzt wurden.

Ein Jahrgeld von 30 Kronen war von der spanischen Regierung dem versprochen, welcher zuerst Land sehen würde. Bemüht, diese Belohnung zu verdienen, schrieen die Schiffer bei der mindesten Veranlassung: Land! Um diesem falschen Lärm ein Ende zu machen, welcher beständig Verdruß erregte, erklärte Columbus, wenn einer so rufen und dann am dritten Tage kein Land erscheinen werde, so sollte er alle ferneren Ansprüche auf diese Belohnung einbüßen.

Am Morgen des 7. Okt. bei Sonnenaufgang glaubten einige von der Mannschaft des Admirals Land im Westen zu erblicken, aber so undeutlich, daß niemand es laut zu rufen wagte, aus Besorgnis, er möchte sich geirrt haben und damit jede Aussicht auf Belohnung verlieren; aber der Ninja, ein guter Segler, eilte voraus, um die Thatsache festzustellen. Bald darauf wurde eine Flagge an ihrem Mast emporgezogen und eine Kanone abgefeuert, welches das verabredete Signal von Land war. Neue Freude belebte aller Herzen, und jedes Auge wandte sich nach Westen. Als sie jedoch näher kamen, sank ihre aus Wolken erbaute Hoffnung dahin, und ehe es Abend wurde, hatte sich das ersehnte Land abermals in Luft aufgelöst.

Nun sank das Schiffsvolk in desto größere Niedergeschlagenheit, als es sich vorher der freudigsten Hoffnung überlassen hatte. Columbus hatte ansehnliche Schwärme kleiner Landvögel bemerkt, die südwestlich flogen, und schloß daraus, sie müßten eines neuen Landes gewiß sein, wo jene Tierchen Futter und Ruheörter fänden. Er wußte, welche Wichtigkeit portugiesische Seefahrer auf den Flug der Vögel legten, denen folgend sie die meisten ihrer Inseln entdeckt hatten. So beschloß er, seinen bisherigen Lauf nach West-Süd-West zu ändern, und dies machte seinen Begleitern neuen Mut. Drei Tage lang segelten sie in dieser Richtung, und je weiter sie kamen, desto häufiger und ermutigender wurden die Anzeichen von vorhandenem Land. Züge von kleinen, bunten Vögeln, einige von der Art, wie sie auf den Feldern singen, schwärmten um die Schiffe her und flogen dann weiter nach Südwest; andere hörte man bei Nacht vorüberziehen. Thunfische spielten in dem ruhigen Meere; man erblickte einen Reiher, einen Pelikan, eine Ente, alle nach der nämlichen Richtung schwimmend. Die Gewächse, welche um die Schiffe her auf dem Wasser trieben, waren frisch und grün, als kämen sie eben erst vom Lande, und die Luft, bemerkte Columbus, war so lieblich und balsamisch, wie Aprillüfte in Sevilla.

Das alles erschien aber der Mannschaft nur wie Täuschungen, die sie ins Verderben zögen, und als sie am Abend des dritten Tages die Sonne an einem küstenlosen Horizont untergehen sahen, brachen sie in offenen Tumult aus und wollten ihren Führer zur Rückkehr zwingen. Columbus hatte bis jetzt fest und kühn Trotz geboten, aber seine Lage ward nun verzweifelt. Zum großen Glück vermehrten sich aber schon am folgenden Tage die Zeichen des nahen Landes so, daß kein Zweifel mehr übrig blieb. Außer vielen frischen Pflanzen, wie sie in den Flüssen wachsen, sahen sie grüne Fische von einer Art, die sich an den Klippen aufhält; ein Dornzweig mit Beeren, erst

frisch vom Stamme getrennt, trieb neben ihnen; dann fischten sie ein Rohr auf, ein kleines Brett und, was mehr als alles war, einen künstlich geschnitzten Stab. Alle Trauer und Widersetzlichkeit ging nun in die fröhlichste Erwartung über, und den ganzen Tag war jeder darauf erpicht, der erste zu sein, der das heißersehnte Land entdeckte.

Am Abend, als, einer unwandelbaren Vorschrift gemäß, die Schiffenden das Salve Regina oder das Abendgebet an die heilige Jungfrau gesungen hatten, hielt Columbus eine eindringliche Rede an sein Schiffsvolk. Er pries die Güte Gottes, der sie mit so sanften und ruhigen Winden über den Ozean geführt, der ihre Hoffnung beständig durch frische Zeichen aufrecht erhalten habe, die sich gemehrt hätten, wie ihre Furcht gewachsen sei, und der sie auf diese Art zu einem verheißenen Lande geführt und geleitet habe. Er halte es für wahrscheinlich, daß sie in derselben Nacht noch das Land erreichten, und schärfte ihnen daher ein, auf dem Vorderkastell sorgfältig Wache zu halten. Auch versprach er demjenigen, der zuerst die Entdeckung machen würde, noch ein samtnes Wamms zu dem von den Regenten versprochenen Jahrgelde.

Der Wind hatte in diesen Tagen ganz frisch geblasen, die See ging höher als gewöhnlich, und sie hatten weite Fortschritte gemacht. Mit Sonnenuntergang nahmen sie ihren Weg wieder nach Westen und durchfurchten die Wogen in raschem Lauf; die P i n t a führte, als der beste Segler, den Zug an. Die größte Aufregung herrschte auf den Schiffen, und kein Auge schloß sich die ganze folgende Nacht. Als die Dämmerung hereinbrach, nahm Columbus seinen Stand oben auf dem Kastell oder der Kajüte im Hinterhalte seines Schiffes. Wie heiter und zuversichtlich auch immer seine Haltung gewesen sein mochte, dies war immer eine Zeit der peinlichsten Unruhe für ihn, und als er nun von den Schatten der Nacht der Beobachtung seiner Gefährten entzogen wurde, hielt er mit unausgesetzter Aufmerksamkeit Wache, indem das Auge längs dem düsteren Horizonte nach dem geringsten Zeichen von Land spähete. Plötzlich, um 10 Uhr, glaubte er, in einiger Entfernung ein Licht schimmern zu sehen. Aus Besorgnis, seine ungeduldige Erwartung möchte ihn getäuscht haben, rief er den Pedro Gutierrez, Kammerherrn des Königs, zu sich heran und fragte ihn, ob er in der bezeichneten Richtung Licht sehe. Dieser bejahte es. Doch war der Schimmer ungewiß und vorübergehend, daß wenige etwas daraus machten.

Sie setzten ihre Fahrt bis 2 Uhr des Morgens fort, als ein Kanonenschuß von der Pinta das frohlockende Signal von wirklichem Land gab. Einer von den Matrosen entdeckte es zuerst; aber die Belohnung ward nachmals dem Admiral zuerkannt, weil er früher das Licht gesehen hatte. Das Land lag deutlich vor ihnen, ungefähr zwei Seemeilen entfernt; man zog daher die Segel ein und ließ die Schiffe langsam treiben, während man mit Ungeduld die Dämmerung erwartete.

So hatte denn Columbus sein Werk glücklich vollendet, das Geheimnis des Weltmeers war enthüllt; seine Idee, einst der Spott der Weisen, war

zur Wirklichkeit geworden; er hatte sich einen Ruhm erworben, welcher so lange dauern mußte, als die Welt stand.

Es ist schwer, selbst für die Einbildungskraft, sich die Gefühle des großen Mannes in diesem begeisternden Augenblicke zu denken. Welch verwirrendes Gedränge von Vermutungen mag seinen Geist bestürmt haben über dieses Land, welches jetzt im Dunkel vor ihm lag! Daß es fruchtbar war, zeigten die Gewächse, die von seinen Küsten hergeschwommen kamen. Auch glaubte er, in der balsamischen Luft die Wohlgerüche gewürztragender Haine zu atmen. Das von ihm beobachtete Licht hatte bewiesen, daß das Land von Menschen bewohnt sei. Aber wer waren diese Bewohner? Glichen sie denen der übrigen Weltteile, oder waren sie irgend ein fremdartiges, riesenhaftes Geschlecht, womit die Einbildungskraft zu jenen Zeiten alle entlegenen und unbekannten Regionen bevölkerte? War er zu irgend einer Insel weit im indischen Ozean gelangt, oder war es jenes berühmte Cipango selbst, der Gegenstand seiner goldenen Träume?*)

Es war am Morgen eines Freitags, am 12. Okt. 1492, als Columbus die neue Welt zum erstenmale erblickte. Wie der Tag graute, sah er ein ebenes und schönes Eiland, von mehreren Meilen im Umfang, vor sich liegen; es war sehr frisch und grün und mit Bäumen bedeckt, als sei es nur ein ununterbrochener Baumgarten. Wiewohl alles in der wilden Üppigkeit einer ungezähmten Natur erschien, so war doch die Insel augenscheinlich stark bevölkert, denn man sah die Bewohner aus den Wäldern kommen und von allen Seiten nach der Küste rennen, um die Schiffe anzustarren. Sie waren alle ganz nackt und nach ihren Stellungen und Bewegungen schienen sie in Erstaunen verloren zu sein. Columbus gab das Zeichen zum Ankerwerfen und ließ die Boote mit bewaffneten Leuten bemannen. Er bestieg sein eigenes Boot, reich in Scharlach gekleidet und das königliche Banner tragend, während Martin Alonzo Pinzon und Vincent Janjez, dessen Bruder, zusammen in ihren Booten abstießen, jeder das Banner der Unternehmung tragend, welches mit einem grünen Kreuze bemalt war, und auf beiden Seiten unter einer Krone die Buchstaben F. und J., die Anfangsbuchstaben der castilischen Monarchen Ferdinand und Isabella, zeigte.

Als sie sich den Küsten näherten, erfreute sie der Anblick der mächtigen Wälder, die in jenen Klimaten eine ausnehmend reizende Vegetation haben. Sie sahen Früchte von der einladendsten Schönheit, aber unbekannter Art, an den Bäumen, welche über die Küste herabhingen. Die Reinheit und Lieblichkeit der Atmosphäre, die Kristallhelle des diese Eilande umspülenden

---

*) Columbus glaubte von Westen nach der Ostküste von Asien gelangen zu können, wo unter vielen kleineren Eilanden die große Insel Cipango (Japan) liegen sollte, die nach der Erzählung des Marco Polo einen Überfluß an Gold und Gewürzen enthalten müsse. Da Marco Polo gesagt, daß es zwischen dieser Insel und dem Festlande von kleinen Inseln wimmelte (7448 an der Zahl), so meinte Columbus, zu ihnen gekommen zu sein, als er den Antillen-Archipel befuhr und hier die Menge wohlriechender, gewürziger Pflanzen gewahrte. D. H.

Meeres verliehen ihnen einen wunderbaren Reiz, welcher auf Columbus empfängliches Gemüt den mächtigsten Eindruck machte. Kaum hatte er das Land betreten, so warf er sich auf die Kniee, küßte die Erde und dankte Gott unter Thränen der Rührung. Alle folgten seinem Beispiel, und alle Herzen strömten über von denselben Empfindungen des Dankes. Columbus stand jetzt auf, zog sein Schwert, entfaltete das königliche Banner und nahm feierlich im Namen der castilischen Souveräne Besitz von der Insel, welcher er den Namen San Salvador beilegte. Nach Vollendung aller der nötigen Formalitäten und Ceremonieen forderte er sämtliche Anwesende auf, ihm den Eid der Treue zu leisten, als Admiral und Vizekönig, der die Personen ihrer Gebieter vorstelle.

Nun äußerten sich die Empfindungen dieser Leute in Zeichen der heftigsten Bewegung. Sie, die sich noch vor kurzem für Geopferte angesehen hatten, die man dem Verderben entgegenführte, betrachteten sich jetzt als Günstlinge des Glücks und gaben sich dem grenzenlosesten Entzücken hin. Sie drängten sich in überströmender Begeisterung um den Admiral; einige umarmten ihn, andere küßten ihm die Hände. Die, welche während der Reise die Widerspenstigsten und Unzufriedensten gewesen waren, wurden nunmehr die Demütigsten und Entzücktesten. Einige baten um seine Gunst bei den zu verteilenden Reichtümern und Ehrenstellen. Mancher Verworfene, der den Columbus zuvor frech beleidigt hatte, kroch jetzt zu seinen Füßen und flehte um Verzeihung, für die Zukunft die unbedingteste Unterwerfung gelobend.

Die Eingeborenen der Insel hatten die Schiffe, als diese in der Morgendämmerung mit eingezogenen Segeln sich um ihre Küsten bewegten, für Ungeheuer gehalten, die über Nacht aus der Tiefe des Meeres aufgetaucht seien. Sie hatten sich am Ufer scharenweise versammelt und beobachteten die Bewegungen der Schiffe mit grauenvoller Erwartung. Ihr Wenden ohne Anstrengung, das Einziehen und Entfalten ihrer mit riesenhaften Flügeln vergleichbaren Segel erfüllte sie mit Erstaunen. Als sie aber die Boote sich der Küste nahen und eine Anzahl fremder Wesen in blitzendem Stahl und buntfarbigen Kleidern am Ufer aussteigen sahen, da flohen sie bestürzt in ihre Wälder. Sobald sie jedoch bemerkten, daß man weder Miene machte, sie zu verfolgen, noch sie zu belästigen, erholten sie sich allmählich von ihrem Schrecken und näherten sich den Spaniern mit großer Ehrfurcht; sie warfen sich häufig auf die Erde nieder und machten die Zeichen der Anbetung. Während der Ceremonie der Besitzergreifung sahen sie in furchtsamer Bewunderung auf die Gestalten, die Bärte, die strahlenden Rüstungen und schimmernden Gewänder der Spanier. Vor allen zog der Admiral ihre Aufmerksamkeit auf sich, denn seine mächtige Gestalt, sein gebietendes Wesen, sein scharlachnes Kleid und die Unterwürfigkeit seiner Gefährten, alles verkündete, daß er der Gebieter sei. Als sie sich von ihrer Furcht mehr und mehr erholt hatten, kamen sie zu den Spaniern heran, berührten ihre Bärte und prüften ihre Hände und Gesichter, deren Weiße sie bewunderten. Columbus, erfreut durch ihre Einfalt und Sanftheit, sowie durch das Vertrauen,

welches sie gegen Wesen zeigten, die ihnen so fremd und furchtbar erscheinen mußten, ließ sie in ihren Untersuchungen durchaus nicht stören. Die verwunderten Wilden wurden durch diese Güte ganz gewonnen; nun glaubten sie, die Schiffe seien aus dem kristallenen Firmamente herabgeglitten, das ihren Horizont begrenzte, diese Wunderwesen seien Bewohner des Luftreiches, die unmittelbar vom Himmel kämen.

Die Insulaner waren nicht minder ein Gegenstand der Neugierde für die Spanier, da sie wirklich von allen bisher gesehenen Menschenrassen verschieden waren. Ihr Äußeres versprach weder Reichtum noch Bildung, denn sie waren völlig nackt und mit bunten Farben bemalt. Bei einigen ging die Zeichnung nur über einen Teil des Gesichts, über die Nase und um die Augen, bei andern erstreckte sie sich über den ganzen Körper und gab ihnen ein wildes, phantastisches Ansehen. Ihre Haut war von rötlich-gelber, ins Kupferfarbene spielender Farbe, Bärte hatten sie gar nicht. Ihr Haar war nicht kraus, wie bei den neuentdeckten Völkern der afrikanischen Küste unter der nämlichen Breite, sondern straff und dick, teilweis über den Ohren kurz abgeschnitten; doch hinten waren einige Locken gelassen, welche über die Schultern herabfielen. Ihre Züge, obwohl undeutlich gemacht und entstellt durch das Bemalen, waren angenehm; sie hatten hohe Stirnen und besonders schöne Augen. Sie waren von mäßigem Wuchs und wohlgebaut; die meisten schienen unter 30 Jahren zu sein; nur ein Weib war unter ihnen, ganz jung, unbekleidet wie sie und von schöner Gestalt.

Da Columbus die Vermutung hegte, er sei auf einer Insel des äußersten Indien angekommen, so nannte er die Einwohner mit dem allgemeinen Namen „Indianer", welcher einmal gebräuchlich war, als die wahre Beschaffenheit seiner Entdeckung bekannt wurde, und seitdem auf alle Ureinwohner der neuen Welt überging.

Die Spanier entdeckten bald, daß diese Inselbewohner von Natur gutartig und sanft, äußerst einfach und kunstlos seien. Ihre einzigen Waffen waren Lanzen, an einem Ende im Feuer gehärtet oder mit einer Spitze von Stein, oder dem Zahn und Knochen eines Fisches. Man sah kein Eisen unter ihnen, auch schienen sie dessen Eigenschaften nicht zu kennen, denn wenn ein bloßes Schwert gezeigt wurde, faßten sie es ohne Argwohn bei der Schneide.

Columbus ließ farbige Mützen, Glasperlen, Schellen und andere Kleinigkeiten unter sie verteilen, welche von den Portugiesen zum Handel mit den Nationen der Goldküste benutzt wurden. Sie nahmen sie als Dinge von unschätzbarem Wert, hingen die Perlen um den Hals, und waren unendlich entzückt über diesen Putz und den Klang der Schellen. Die Spanier blieben den ganzen Tag am Lande und thaten sich gütlich in den herrlichen Hainen der Insel; sie kehrten erst spät am Abend nach ihren Schiffen zurück, höchlich erfreut über alles, was sie gesehen hatten.

Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch war die Küste von Eingeborenen ganz erfüllt, alle Furcht vor den Gestalten der Europäer war verschwunden. Einige kamen an die Schiffe, die sie anfangs für Ungeheuer aus der Tiefe

des Meeres gehalten hatten, herangeschwommen; andere ruderten in leichten Barken heran, die sie Canoes nannten, und aus ausgehöhlten Baumstämmen verfertigt hatten, doch geräumig genug, um 40—50 Menschen darin aufzunehmen. Diese handhabten sie geschickt mit ihren Rudern, und wenn sie umstürzten, schwammen sie furchtlos im Wasser wie in ihrem natürlichen Elemente umher, wandten ihre Canoes mit großer Leichtigkeit und schöpften dieselben mit Calabaschen aus.*)

Sie zeigten große Begierde, sich noch mehr von dem Spielzeug und Flitterwerk der weißen Männer zu verschaffen, nicht gerade, weil sie ihm einen innern Wert beilegten, sondern weil alles, was aus den Händen der Fremdlinge kam, in ihren Augen eine überirdische Kraft besaß, als hätten jene es aus dem Himmel mitgebracht. Sie lasen sogar Stückchen Glas und Scherben von irdenen Gefäßen als Dinge von Wert auf. Nur wenige Sachen konnten sie als Gegengabe bieten, bloß Papageien, von denen sie eine Menge gezähmt, und baumwollenes Garn, woran sie Überfluß hatten, und dicke Ballen von 25 Pfund für die kleinlichsten Dinge hergaben. Sie brachten auch Kuchen von einer Art Brot, Cassava genannt, ein Hauptbestandteil ihrer Nahrung und nachmals ein wichtiger Proviantartikel für die Spanier. Es wurde aus einer großen Wurzel, Namens Yucca, gemacht, welche sie auf den Feldern bauten. Sie schnitten dieselbe in kleine Stückchen, rösteten oder dörrten selbige, zerdrückten sie durch Pressen und formten sie dann zu einem breiten, dünnen Kuchen, den man hart werden ließ und lange aufbewahren konnte, aber jedesmal erst ins Wasser tauchen mußte, um ihn essen zu können. Diese Kuchen waren unschmackhaft, doch nährend; das bei der Bereitung ausgepreßte Wasser aber war ein tödliches Gift. Sie hatten noch eine andere Art Yucca, welche nicht diese giftige Eigenschaft besaß und als Wurzel gekocht oder geröstet gegessen wurde.

Die Habsucht der Entdecker ward bald durch den Anblick von kleinem Goldschmuck gereizt, den einige der Eingeborenen in den Nasen trugen. Diese tauschten das Gold freudig gegen Glasperlen und kleine Schellen aus, und beide Teile waren mit dem Handel zufrieden, einer sich über die Einfalt des andern wundernd. Columbus forschte bei den Eingeborenen nach, wo das Gold gefunden werde. Sie antworteten ihm durch Zeichen, indem sie nach Süden deuteten, und er verstand sie dahin, daß in jener Richtung ein König mit einem Überfluß an Schätzen lebe, so reich, daß er mit großen Gefäßen von purem Gold bedient werde. Er nahm auch aus ihren Zeichen ab, daß im Süden, im Südwesten und nach Nordwesten Land zu finden sei, und daß man von letzteren Gegenden häufig südwestlich gehe, um Gold und Edelsteine zu holen, und auf diesem Wege die Inseln besuche, auch wohl die Bewohner derselben davon führe. Mehrere Eingeborene zeigten ihm die

*) Die Calabaschen, aus hohen ulmenartigen Bäumen geschnitzt, vertreten bei den Indianern die Stelle der Gläser, des irdenen Geschirres, der Schaufeln und aller möglichen Art von Hausrat.

Narben von Wunden, welche sie in Gefechten mit solchen feindlichen Eindringlingen erhalten hatten. Ihre eigene Insel nannten sie Guanahani, welchen Namen sie neben dem von San Salvador bis auf den heutigen Tag behalten hat.

Ungeduldig, die so glücklich begonnenen Entdeckungen weiter zu verfolgen und vor allem zu dem reichen Lande des Südens zu gelangen, verließ der Admiral die Insel, nachdem er einen Vorrat von Holz und Wasser eingenommen hatte. Er wußte anfangs nicht, welchen Weg er nehmen sollte. Er sah eine große Menge schöner Inseln, grün, eben und fruchtbar, die ihn in verschiedenen Richtungen einluden. So kreuzte er mehrere Tage lang zwischen den Bahamainseln, landete auf mehreren und ward überall entzückt von dem üppigen Pflanzenwuchs, dem frischen Grün der Wälder und der gewürzhaften Luft. Aber keins der Eilande schien ihm wichtig genug, eine Niederlassung darauf zu gründen. Eine besonders reizend gelegene Insel nannte er, seiner Königin zu Ehren, Isabella. Hier ward er einige Tage festgehalten durch widrige Winde und durch Windstille, von starken Regengüssen begleitet, die seit seiner Ankunft auf der Insel mehr oder weniger angedauert hatten. Es war die Zeit der Herbstregen, die in diesen heißen Klimaten der brennenden Hitze des Sommers folgen, in der zweiten Hälfte des Augustmonates beginnen und bis zum Monat November anhalten.

Endlich, am 24. Oktober um Mitternacht, lichtete er die Anker, und nachdem er eine Gruppe kleiner Inseln angetroffen und durch den Bahamakanal gesegelt war, kam er am Morgen des 28. Oktobers auf der Höhe der Insel Cuba an.

Als er sich dieser ansehnlichen Insel näherte, erstaunte er über das Großartige ihrer Umrisse, über ihre hohen, luftigen Berge, welche ihn an die Gebirge von Sicilien erinnerten, über die fruchtbaren Thäler und langgestreckten Ebenen, von ansehnlichen Strömen durchschnitten, über die herrlichen Waldungen, dann über die kühnen Vorgebirge und gestreckten Plateaus, welche bis in die weiteste Ferne verschwanden. Er warf Anker in einem schönen Fluß, ohne Klippen und Untiefen, von durchsichtigem Wasser, und die Ufer von Bäumen beschattet. Hier stieg er ans Land und nahm Besitz von der Insel; er gab ihr den Namen Juana, dem Prinzen Juan zu Ehren.

Bei der Ankunft der Schiffe waren zwei Canoes von der Küste abgestoßen, aber als die Insulaner das Boot herankommen sahen, welches den Grund zum Ankern untersuchte, flohen sie mit Schrecken davon. Der Admiral besuchte zwei Hütten, welche die furchtsamen Bewohner verlassen hatten. Sie enthielten nur dürftigen Hausrat; ein paar Netze, aus Fasern von Palmen geflochten, Angeln und Harpunen von Knochen, noch einiges Fischergerät und einen Hund von derselben Art, wie er sie auf den kleineren Inseln angetroffen hatte, die niemals bellen. Er befahl, daß nichts hinweggenommen oder von seiner Stelle gerückt werden solle, und kehrte in das Boot zurück, um den Fluß weiter hinauf zu fahren. Die Waldung, welche beide Ufer bedeckte, bestand aus Bäumen von weitem Umfang und ansehnlicher

Höhe. Einige trugen Früchte, andere Blüten, andere beides zugleich; unter ihnen waren viele Palmen, aber verschieden von denen in Spanien und Afrika; mit ihren großen Blättern waren die Hütten der Indianer gedeckt.

Columbus überzeugte sich immer mehr, daß er in einer neuen Welt sich befinde, und in seinem Tagebuche kann er nicht Worte genug finden, die Schönheit des Landes zu preisen. Diese üppigen und heißen Klimate haben einen einzigen Glanz, eine wundersame Mannigfaltigkeit und Üppigkeit der Vegetation. Das Grün der Haine und die Farbe der Blumen und Blüten erscheint dem Auge vermöge der durchsichtigen Klarheit der Luft und der tiefklaren Bläue des Himmels in den lebhaftesten Tinten. Die Wälder sind voll Leben, von Vögeln mit herrlichem Gefieder durchschwärmt. Papageien und Spechte in vielfarbigem Gemisch werfen einen bunten Schimmer über das grüne Laubwerk der Haine, und Kolibris schweben gleich belebten Teilen eines Regenbogens von Blume zu Blume. Hochrote Flamingos werden zuweilen durch eine Öffnung des Waldes auf einer entfernten Savannah erblickt; sie haben das Ansehen von Soldaten, die in Bataillons anrücken, und stellen einen vorausgehenden Führer zur Wache, um bei drohender Gefahr ein Zeichen zu geben. Nicht die unbedeutendste Seite der belebten Natur ist das Gewimmel von Insekten aller Art, die auf den Pflanzen leben und herrliche Flügeldecken entfalten, welche dem Auge gleich kostbaren Gemmen entgegen schimmern.

Die Fische, welche das Antillenmeer im Überfluß enthält, waren dem Columbus eben so fremd, als die meisten andern Dinge dieser neuen Welt. Sie wetteiferten mit den Vögeln in tropischem Farbenglanz; von einigen strahlten die Schuppen das Sonnenlicht gleich köstlichen Edelsteinen zurück; wenn sie um die Schiffe spielten, warfen sie den Schimmer von Gold und Silber durch die klaren Wellen, und die Delphine, die man aus ihrem Elemente zog, ergötzten das Auge mit schillerndem Wechsel der Farben.

Tiere des Feldes sah man nicht auf diesen Inseln, außer Eidechsen, die stummen Hunde, eine Art Kaninchen, von den Eingeborenen Utia genannt, und Guanas. Die letzteren wurden von den Spaniern mit Abscheu und Entsetzen betrachtet, denn sie hielten sie für böse und giftige Schlangen, aber es waren ganz unschuldige Tiere, die von den Indianern als große Leckerbissen verspeist wurden.

Als die Reisenden an der Küste der Insel hinfuhren, wurden sie überrascht von der Durchsichtigkeit des Meerwassers. Man konnte wie in einem kristallhellen Brunnen bis auf den Grund sehen, und die Indianer tauchten 5 Faden tief unter, um die Muscheln zu holen, in denen die kostbarsten Perlen sich befinden. Aus dem Grase, welches am Rande des Meeres wuchs, schloß Columbus auf die friedliche Ruhe des Ozeans, der diese Insel sanft umspüle und niemals die Küsten mit zornigen Wogen peitsche. Seit seiner Ankunft auf den Antillen hatte er nur stilles, mildes Wetter gehabt, und er zog daraus den Schluß, daß eine ewige Heiterkeit über diesen glück-

lichen Meeren schwebe. Aber es war ihm noch vorbehalten, die Stürme zu erleben, die oft mit gräßlicher Wut hier hausen.

Cuba war dem Columbus wie ein Elysium aufgetaucht. Es ist das reizendste Inselland, so schrieb er, welches je ein Auge erblickt hat, reich an trefflichen Häfen und tiefen Flüssen. Das Klima ist gemäßigter, als auf den andern Inseln, die Nächte sind nicht kalt und die Vögel und Heimchen zirpen die ganze Nacht hindurch. Es liegt wahrlich ein Zauber in den Nächten der Tropenländer, in der tiefen Bläue des Himmels, in dem hellen Glanz der Sterne und in der leuchtenden Klarheit des Mondes, welcher der reichen Landschaft und den balsamischen Hainen Reize verleiht, die mächtiger sind, als die Pracht des Tages.

Die Schiffe segelten nordwestlich immer an der Küste der Insel fort; am 1. November, bei Sonnenaufgang, sandte der Admiral zwei Boote ans Ufer, um einige indianische Cabanen zu besuchen; aber ihre Bewohner flohen in die Wälder. Zwei Matrosen wurden ihnen nachgeschickt, um das Innere der Insel zu erkunden. Diese fanden das Land, wie überall, höchst fruchtbar, aber die Bewohner arm, und wurden von denselben nach Süden gewiesen, zu einem Lande „Bohio", wo Edelsteine und Gold in Menge wären.

Columbus hielt dieses Land für eine nahe Insel, die Insel Cuba selbst aber für das Festland von Asien, dessen Küste weiter zu verfolgen er nun aufgab. So steuerte er denn in den ersten Tagen des Dezembers von der östlichen Spitze Cubas ins weite Weltmeer nach Südost, und bald entdeckte er ein neues Land, welches vor dem Auge immer größer und ausgedehnter wurde, indem sich seine hohen Berge an dem reinen Horizonte auftürmten und die deutlichen Wahrzeichen einer Insel von großer Ausdehnung wurden. Als man näher kam, bewiesen die angebauten Felder, die vielen Feuer bei Nacht, und die Rauchsäulen, die bei Tage aus den verschiedensten Gegenden aufstiegen, daß die Insel gut bevölkert sei. Am Abend des 6. Dezembers lief Columbus in einen Hafen am westlichen Ende der Insel ein, einer von den schönsten Inseln der Erde mit den friedlichsten Bewohnern, die aber dazu bestimmt war, die gräßlichsten Scenen des Unfriedens und der Unmenschlichkeit zu erleben. Sie ward Hispaniola — Kleinasien — genannt, und auf ihr die erste Kolonie gegründet, das erste Fort erbaut und die tyrannische Oberherrschaft der weißen Rasse über die Rothaut begründet. Die neue Welt war auf Guanahani gefunden, die neue Geschichte begann auf St. Domingo.

---

3. Der Golfstrom.*)

Im Ozean ist ein großer Strom. Er versiecht nie, wenn sonst auch alles verdorrt; er tritt nicht aus seinen Ufern, wenn auch die mächtigsten

*) Die physische Geographie des Meeres, v. M. F. Maury, deutsch bearb. v. Dr. E. Böttiger.

Fluten ihn schwellen. Seine Ufer und sein Grund bestehen aus kaltem Wasser, während seine Strömung warm ist. Der Golf von Mexico ist seine Quelle und seine Mündung liegt in den arktischen Meeren. Es ist der Golfstrom. Auf der ganzen Erde giebt es keine zweite Wasserflut, die ihm an majestätischer Größe gleich käme. Seine Strömung ist reißender, als die des Mississippi und des Amazonenstromes.

Die Gewässer des Golfstromes zeigen bis an die Küste von Carolina eine Indigofarbe. Sie grenzen sich so bestimmt ab, daß man die Linie, auf welcher sie sich mit dem gewöhnlichen Meerwasser vereinigen, mit dem Auge verfolgen kann; ja man kann bemerken, wie die eine Hälfte des Schiffes in Golfstromwasser, die andere in gemeinem Seewasser schwimmt: — so scharf ist die Grenzlinie und so gering die Affinität zwischen beiden Wasserarten, die sich lange gegen alle Vermischung sträuben.

Erfinderische Köpfe haben in neuerer Zeit eine hübsche Methode der Stubenheizung angegeben, nämlich durch warmes Wasser. Der Ofen und Kessel werden bisweilen in einiger Entfernung von den zu erwärmenden Zimmern aufgestellt. So ist es z. B. in der Sternwarte zu Washington. In diesem Falle werden Röhren gebraucht, um das erwärmte Wasser vom Kessel aus unter der Wohnung des Inspektors hin in eins der Zimmer in den Souterrains der Sternwarte, etwa 30 m weit, zu leiten. Diese Röhren erweitern sich dann, so daß sie eine große Oberfläche zur Abkühlung darbieten; darauf vereinigen sie sich wieder zu einer, durch welche das nun abgekühlte Wasser von selbst in den Kessel zurückkehrt. So fließt das zurücklaufende Wasser fortwährend unten in den Kessel ein, während das heiße von seinem obersten Teile ausströmt. Dabei ist die Ventilation der Sternwarte so eingerichtet, daß die erwärmte Luft von jenem untern Zimmer aus in alle andere Teile des Gebäudes cirkuliert; die Luft nimmt die durch das Wasser jenen Zimmern zugeführte Wärme auf und verteilt sie durch alle Räume.

Um nun das Große mit dem Kleinen zu vergleichen, so haben wir in den warmen, im Golf von Mexico eingeschlossenen Gewässern gerade solch einen Heizungsapparat für den Norden des atlantischen Meeres, für Großbritannien und für das westliche Europa.

Der Ofen ist die heiße Zone; der mexicanische Golf und das caraibische Meer sind die Kessel, und der Golfstrom ist das Leitungsrohr. Von den großen Bänken Neufundlands nach den Küsten Europas zu liegt jenes Zimmer voll heißer Luft, in welchem sich das Rohr erweitert, so daß es eine große Abkühlungsoberfläche hat. Hier wird die Cirkulation der atmosphärischen Luft von der Natur besorgt und zwar in der Weise, daß die so in dieses Zimmer voll heißer Luft inmitten des Ozeans geleitete Wärme von den Westwinden fortgeführt und auf das wohlthätigste über ganz Großbritannien und den Westen Europas ausgegossen wird.

Die höchste Temperatur des Golfstroms ist 86 ° F. (= 24 ° R.) oder ungefähr 9 ° (4 ° R.) mehr, als dem Ozean in derselben Breite zukommt. Zehn Breitengrade nördlicher hat er nur 2 ° seiner Wärme verloren, und

nachdem er 3000 (engl.) Meilen gegen Norden geflossen ist, bewahrt er, selbst im Winter, immer noch seine sommerliche Wärme. Mit dieser Temperatur durchkreuzt er den 40.° n. Br., breitet sich da, seine flüssigen Ufer überströmend, viele Tausende von Quadratmeilen weit über die kalten Gewässer aus und bedeckt den Ozean ringsum mit einem warmen Mantel, der auch dazu dient, die Strenge des Winters in Europa zu mildern. Indem er sich nun langsamer fortbewegt, aber seinen belebenden Einfluß freier ausübt, begegnet er endlich den britischen Inseln. Durch diese wird er geteilt, indem ein Teil in das Polarbecken von Spitzbergen, der andere in die Bai von Biscaya eintritt, aber jeder mit beträchtlich höherer Temperatur, als der Ozean. Solch ein ungeheures Volumen erwärmten Wassers muß natürlich eine milde und feuchte Atmosphäre mit sich über die See tragen, und so erklärt es sich, daß das dortige physische Klima bedeutend milder ist, als das mathematische.

Wir wissen nur an ein paar Stellen und auch da nur annähernd, was die Tiefe und untere Temperatur des Golfstromes sein mag, nimmt man aber an, daß die Temperatur und Geschwindigkeit in einer Tiefe von 200 Faden (1800 m) der an der Oberfläche gleich kommt, und benutzt man die bekannte Differenz zwischen Kapazität der Luft und des Wassers für spezifische Wärme als Beweismittel, so wird eine einfache Berechnung zeigen, daß die Quantität frei werdender Wärme, welche an einem Wintertage durch die Gewässer des Golfstromes über das atlantische Meer verbreitet wird, hinreichen würde, die ganze Säule der auf Frankreich und den britischen Inseln ruhenden Atmosphäre vom Gefrierpunkt fast bis zur Sonnenhitze hinauf zu erwärmen.

Jeder Westwind, der sich erhebt, muß auf seinem Wege nach Europa den Strom kreuzen; er führt also ein Teilchen seiner Wärme mit sich, um die nördlichen Winterstürme zu mildern. Der Einfluß dieses Stroms auf das Klima macht „Erin" zur „Smaragdinsel des Meeres", und kleidet Albions Küsten in ein immergrünes Gewand, während auf der Westseite des Ozeans die Küsten Labradors in Eisbanden gefesselt liegen. Es ist schon vorgekommen, daß der Hafen von St. Johns in Neufundland bis zum Monat Juni vom Eise gesperrt war; wer aber hat je vernommen, daß der auf der andern Seite volle 5° nördlicher liegende Liverpooler Hafen selbst mitten im Winter durch Eis geschlossen worden wäre?

Scott erzählt uns in einem seiner schönen Romane, daß die Teiche auf den Orkneyinseln (unter 59° n. Br.) im Winter nicht fest zufrieren. Die Bewohner verdanken ihr mildes Klima jenem großen Heizapparate, denn das Treibholz wird von den westindischen Inseln aus gelegentlich durch den Golfstrom dort ans Ufer geworfen. Doch endet hier der wohlthätige Einfluß jener Strömung noch keineswegs. Der westindische Archipel ist auf der einen Seite von einer Inselkette, auf der andern von den Cordilleras der Anden, die sich mit dem Isthmus von Darien zusammenziehen und über die Ebenen Central-Amerikas und Mexicos ausbreiten, umschlossen. Steigen wir von

den Gipfeln dieser Gebirgskette, den Regionen ewigen Schnees, herab, so treten wir zuerst in die Tierra templada und dann in die Tierra calienta, das brennend heiße Land, ein. Steigen wir noch tiefer, so erreichen wir das Niveau und die Oberfläche der mexicanischen Meere, wo wir, wenn dieses schöne und wohlthätige System des Wasserkreislaufs nicht bestände, der eigentümlichen Gestaltung der umliegenden Gegend nach das heißeste, vielleicht auch das pestilenzialischste Klima der Welt antreffen würden. Wenn die Gewässer in diesen beiden Kesseln erwärmt worden sind, so werden sie von dem Golfstrom fortgeführt, und durch kältere Strömungen durch das caraibische Meer ersetzt. Das Oberflächenwasser ist hier beim Eintritt 3—4° und in der Tiefe 40° (beinahe 18° R.) kälter, als bei seinem Ausströmen aus dem Golf.

Die nach dem Norden eilende warme Strömung bedingt wiederum die nach dem Süden gehende kalte. Nichts scheint das Vorhandensein kalter Strömungen so sicher anzuzeigen, als die Fische des Meeres. Die Walfische haben eigentlich zuerst den Golfstrom und seine Grenzen angegeben, indem sie seine warmen Gewässer stets vermeiden. Längs der amerikanischen Küste fehlen alle jene weichlichen Tiere und Seeprodukte, welche das warme Wasser lieben, und sie beweisen so durch ihre Abwesenheit, daß dort kalte Strömungen von Norden vorbeiziehen, die jetzt wohl bekannt sind. In der belebenden Wärme des Meeres an den Bermudas-Inseln auf der einen und an Afrika auf der andern Seite findet man in großem Überfluß jene delikaten Schaltiere und jene feinen Korallenformationen, welche längs der Küsten Südcarolinas unter denselben Breiten gänzlich fehlen. Dasselbe findet an der Westküste Südamerikas statt; denn dort erreicht die kalte Strömung fast die Linie, ehe man auf die ersten kleinen Äste eines Korallenbaumes stößt.

Als Benj. Franklin 1770 in London war, wurde er zufällig über ein von dem Bostoner Zollamt an die Lords der Schatzkammer eingesandtes Memorial befragt, welches angab, daß die Packetboote von Falmouth bis Boston fast durchschnittlich 14 Tage mehr brauchten, als gewöhnliche Kauffahrer von London bis Providence auf Rhode-Island. Sie verlangten daher, daß die Packetboote nach Providence, statt nach Boston, gesandt werden sollten. Dies erschien Franklin sonderbar; London lag viel weiter als Falmouth, von da war die Route dieselbe und die Zeit der Differenz hätte sich also gerade umkehren müssen. Er befragte den Kapitän Folger, einen Walfischfahrer, der gerade in London anwesend war. Dieser erklärte das Paradoxon einfach dadurch, daß die Kapitäne von Rhode-Island den Golfstrom kannten, die der englischen Packetboote aber nicht. Letztere fuhren in ihn ein und wurden täglich 60—70 Meilen zurückgetrieben, während die ersteren ihn ganz und gar vermieden. Kap. Folger war durch die Walfische mit ihm bekannt geworden, die er auf beiden Seiten desselben, aber nie darin antraf. Auf Ansuchen Franklins zeichnete er dann den Lauf des Stromes von der Meerenge von Florida aus auf eine Karte. Franklin ließ diese auf Towerhill (in London) stechen und sandte den Kapitänen von Falmouth

Exemplare zu, welche diese aber nicht beachteten. Und doch stimmt das, was jener Fischer aus dem Gedächtnis skizzierte, selbst heutigen Tages noch mit den besten Seekarten im allgemeinen überein.

Keine Gegend der Erde setzt vielleicht der Schiffahrt mehr Gefahren und Schwierigkeiten entgegen, als die Zugänge zu der Nordostküste Amerikas im Winter. Ehe man die Wärme des Golfstroms kannte, war in dieser Jahreszeit eine Fahrt nach Neu-England, Neu-York und selbst nach dem Delaware- und Chesapeak-Cap weit schwieriger und gefährlicher als jetzt. Bevor die Schiffe an diesen Teil der Küste gelangen, werden sie oft von Schneestürmen und Windstößen überfallen, die der Kraft des Seemanns spotten und seine Geschicklichkeit zu nichte machen. In kurzer Zeit verwandelt sich seine Barke in eine Eismasse; mit ihrer erstarrten, hilflosen Mannschaft gehorcht sie nur noch ihrem Steuer und wird dem Golfstrom zugetrieben. Nach wenigen Stunden erreicht sie seinen äußeren Rand und geht fast durch ihren nächsten Aufsprung aus dem Winter in eine sommerlich warme See über. Das Eis verschwindet von ihrem Gerät; der Matrose badet seine vor Kälte steifen Glieder in lauem Wasser; neu gekräftigt, versucht er abermals die Landung an den unwirtlichen Küsten, und wenn auch im Kampf mit Wind und Wetter manches Schiff zugrunde geht, so entkommen doch viele der Gefahr, seitdem sie in den warmen Wassern des Golfstroms eine Zuflucht zu finden gelernt haben, während es früher vorkam, daß Schiffe, deren Kurs nach dem Vorgebirge Delawares ging, bis nach Westindien vom Sturm verschlagen wurden. Jetzt, wo man mit Hilfe des Thermometers den warmen Kanal genau zu erkennen und zu benutzen weiß, beschleunigt derselbe die Seereise im selben Maße, wie er sie früher verzögert hat.

4. Der Marannon und seine Ufer.*)

Nach seiner Vereinigung mit dem Ucayale, den man um seiner Größe willen den Hauptstrom nennen möchte, erlangt der Marannon**) ein wahrhaft majestätisches Ansehen. Wenn man diesen Amazonenfluß hinunterfährt und ein Hundert Meilen nach dem andern Hundert zurückgelegt hat, so ermüdet das Auge endlich über die Gleichförmigkeit der Landschaft, die Tage lang immer dieselbe bleibt — aber das geistige Interesse nimmt zu, je mehr diese Erscheinungen anwachsen, sich vergrößern und die Größe und Erhaben-

*) Nach Eduard Pöppig.

**) Sprich: Maranjon. Der Name „Amazonenstrom" kam durch den Entdecker Orellana in Aufnahme, welcher versicherte, er habe an dem gewaltigen Strom Indianerstämme gefunden, deren Weiber Krieger wären. Daß diese Aussage nicht ohne Grund war, zeigen die Ausgrabungen in einem großen früher verschütteten „Aldêa" (Indianerdorf), welche beweisen, daß die Weiber, die einst das Dorf bewohnten, das Kriegshandwerk trieben.

heit einer Natur offenbaren, die nur mit dem Maßstab des Ungeheuern sich messen läßt.

Ein breiter Strom, der, bald in zahlreiche Arme gespalten, zwischen sandigen, aber dennoch hoch bewaldeten Inseln dahinfließt, oder ungetrennt in ein seegleiches Becken sich ausdehnt; ein dunkelgrüner Waldrand, der auf so ebenem Boden und von tausend Schlingpflanzen übersponnen, in der Entfernung fast einer künstlich gezogenen, aber riesengroßen Hecke gleicht: das sind die einzigen Bestandteile dieser landschaftlichen Ansichten. Wahr ist es, daß nirgends eine gewerbfleißige Stadt an den Ufern sich erhebt, daß man nur nach ein oder zwei Tagereisen einmal ein ärmliches Dorf erreicht, dessen Rohrhütten, von halbwilden Menschen bewohnt, schon in kurzer Entfernung nicht mehr zu unterscheiden sind; allein über das Ganze spannt sich ein reiner, wolkenloser Himmel, und die Strahlen der tropischen Sonne fallen auf eine Natur von so unendlichem Reichtum, die Kraft des Lebens spricht allenthalben sich mit solcher Stärke aus, daß der Reisende, weit entfernt, die Langeweile einer Seefahrt zu empfinden, mit zunehmendem Anteil den Weg fortsetzt und jeden Morgen mit neuer Freude die in heiliger Stille ruhende Wildnis begrüßt. Kühl ist dann die Luft, und das Blätterdach des schwimmenden Hauses träuft von dem Taue der Nacht, als sei eben ein heftiger Platzregen gefallen. Um diese Zeit ist höchst selten irgend ein Luftzug bemerkbar, denn die Regelmäßigkeit der östlichen Winde ist in den höheren Regionen des Stromes bei weitem nicht so groß, als in den Provinzen, die seiner Mündung näher liegen. Spiegelglatt ziehen die Fluten dahin, und ihre Schnelligkeit ist oft nur aus dem beschleunigten Laufe des Fahrzeuges oder dem dumpfen Rauschen abzunehmen, welches sie bei ihrer Ankunft an einem der natürlichen Verhaue auf halb versunkenen oder überschwemmten Inseln hervorbringen. Der Aufgang der Sonne ruft zwar in tropischen Gegenden eine sehr große Zahl von Tieren ins Leben, allein die allgemeine Thätigkeit derselben wird nur erst längere Zeit nach dem Erscheinen des Tagesgestirns bemerklich; denn meist sind die Bewohner der Wälder so frostig, daß sie, statt in Zügen aus ihren Lagern aufzubrechen oder auch vereinzelt zum Suchen ihrer Nahrung auszugehen, sich vorher erst den Sonnenstrahlen längere Zeit aussetzen, um, von der zunehmenden Wärme durchdrungen und aufgeregt, mit verdoppelter Kraft ihre Geschäfte zu beginnen. Große Familien von Affen nehmen die höchsten Baumgipfel ein, wo eben so wenig der Pfeil des Indianers, als das Blei des Europäers sie leicht erreichen kann. Besonders sitzen die Brüllaffen in behaglichen Stellungen, der Morgensonne zugewendet, die sie in Tönen begrüßen, welche wohl zu den rauhesten des vielstimmigen Orchesters der Urwälder gehören, allein dem freudig erregten Beobachter dieser erhebenden Naturscenen in solchen Augenblicken nur wie Opfer des Dankes erscheinen, die ein jedes der lebenden Geschöpfe auf seine Weise dem Geiste des Weltalls darbringt. Die meisten Tiere fliehen in jener Stunde die niedrigsten Stellen der Waldungen, denn die eigentümliche Ausbreitung vieler tropischer Bäume in breite, platte Kronen

bringt eben so viel Schirme hervor, die den wassererfüllten Boden so dicht beschatten, daß auf demselben stets eine ausnehmende Kühle herrscht, die nur des Mittags angenehm ist. Darum steigen selbst die Vögel, die sonst auf der Erde in niedrigen Büschen oder auf den Sandinseln ihre Nahrung finden, des Morgens bis in die luftigsten Kronen. Die Paupis*) flattern schwerfällig von Ast zu Ast, bis auf die gewünschte Höhe, die sie durch einen einzigen Flug nicht zu erreichen vermögen. Auf den weiß gebleichten blattlosen Gliedern eines Riesenstammes, den der Blitzstrahl tötete oder die Angriffe der Insekten zum Vertrocknen brachten, sitzen Scharen der gesellig schlafenden schwarzen Geier, die mit weit ausgebreiteten Flügeln am Sonnenstrahl sich trocknen, unbeweglich, bis sie sich, ohne ihre Stellung zu verändern, langsam nach einer Seite wenden. Selbst der Anblick eines Kahns oder einer Gruppe lagernder Menschen, denen sie in den spätern Stunden sich mit widerlicher Kühnheit und mit diebischer Absicht nahen, vermag sie nicht zum Flug zu bringen. Selten steht ein kolossaler Storch oder Touyouyon, wie in tiefe Gedanken versunken, schon zeitig am Flußufer; der genügsamen Beute auch geraume Zeit nach Sonnenaufgang gewiß, nehmen auch sie erhabene Stellungen ein, und vor allem herrlich ist der Anblick der dichten, dunkelgrünen Baumkronen, von denen die Scharen ruhender schneeweißer Reiher wie eben so viele Festkerzen scharf sich abzeichnen. Auch die Geschöpfe der geringeren Ordnung teilen diese Sehnsucht nach der Sonnenwärme. Die Fische schwimmen entweder so sorglos und ruhig an der Oberfläche, daß der wachsame Indianer sie leicht mit Wurfspieß oder Pfeil erlegt, oder sie fliegen scharenweise hervor, während die plumpen Sprünge der großen Delphine hier in weiter Entfernung vom Ozean an die Scenen der gegenseitigen Verfolgung oder des fröhlichen Lebens erinnern, die in den mildern Breiten dem Seereisenden so vieles Vergnügen gewähren und jederzeit die langweilige Fahrt höchst angenehm unterbrechen.

Noch liegen niedrige und dünne Nebelstreifen, nicht den unfreundlich düsteren Decken des Nordens, aus denen sich Unwetter entwickeln, sondern dem durchsichtigen Schleier zu vergleichen, der ein kostbares Gemälde überzieht, über die Landschaft; — sie weichen, in dem Luftstrom zerschmelzend, der die Richtung der Gewässer befolgt und leise in den spätern Morgenstunden an der Oberfläche des Flusses weht, wenn nicht ein kräftiger Wind der höheren Regionen an seine Stelle tritt. Wärmer wird der Strahl der jungen Sonne, und daß auch die Pflanzenwelt von einem höhern Leben ergriffen sei, verkündet der balsamische Duft unzähliger harziger Baumstämme und Blüten, der späterhin unter dem Einflusse der Mittagshitze verschwindet. Nun erst entwickeln die zahlreichen Bewohner dieser Wildnis ihre volle Thätigkeit: sie sind die unangefochtenen Besitzer des weiten Reiches, in welchem der Mensch noch keine bleibende Stätte sich begründet hat. Zahllose Entenscharen treiben auf den flachen Wellen, so unbekannt mit der Ver-

*) Eine große, schöne Hühnerart in Südamerika.

folgung des Jägers, daß dieser zwischen ihnen hinrudert, ohne Schrecken oder Furcht zu veranlassen. Wolken von schwarzköpfigen Möwen sind, wie am Strande des Meeres, mit dem Fischfange beschäftigt. Auch größere Tiere werden sichtbar; am Ufer erscheinen die Rehe, und die Bewegung der Äste verrät das Wandern einer Herde von Affen, bald von den größeren Arten, denen nur die Onze[1]) furchtbar ist, bald von den kleinen Sagrinchen, die, von gefräßigen Raubvögeln umschwärmt und in beständiger Furcht erhalten, nur durch außerordentliche Schnelligkeit sich retten. Um 9 Uhr herrscht auf diesem Naturtheater das geschäftigste Leben, begleitet von den vielerlei Tönen, wie sie bald Freude, bald Furcht oder Gewohnheit den zahlreichen Teilnehmern des Dramas entlockt. Nur der Indianer vermag einzelne Stimmen aus diesem vielzähligen Chor herauszufinden, in welchen höchst selten ein menschlicher Laut sich einmischt. Viele Tage vergehen, ehe einmal der rauhe, aber sehr weit vernehmbare Ton der hölzernen Trompete die Nähe einer andern Gesellschaft von Reisenden verkündet; und eben so, wie auf dem Meere der Ungeübte lange Zeit umsonst nach einem Fahrzeuge umherspähet, das nur der kundige Seemann am fernen Horizonte sieht, eben so entgeht ihm auf diesem Flusse sehr leicht der kleine Kahn, der mit braunen Indianern angefüllt, von den tief herabhängenden Ästen beschattet, langsam gegen die ruhigere Strömung des Wassers aufwärts geht. Am Lande selbst wird noch mancher Laut vernehmlich und manches Leben sichtbar. Unübersehbare Flüge grüner Papageien aller Arten bis zu dem zutraulichen Lorito, der, nicht größer als ein Sperling und durch goldgelbe Stirn ausgezeichnet, der freundlichste Gesellschafter der Menschen ist, wenn er jung eingefangen wird, — haben sich auf fruchttragenden Waldbäumen niedergelassen, und das Herabfallen der Kapseln und Beeren bringt auf den harten Blättern der Heliconieen des Ufers das Geräusch eines Schloßenwetters hervor. An dem weißen Stamme einer Iririmapalme wird ein glänzender Schweif von himmelblauen Federn sichtbar; er verrät den gelben Ara,[2]) der beschäftigt ist, das Innere eines Spechtloches mit seinem starken Schnabel zum Nestloche zu erweitern, aus welchem jedoch der ellenlange Schmuck auch bei dem Brüten hervorhängt. Die Spechte selbst erfüllen den Wald mit ihren pochenden Tönen, denn nur eine einzige, die strohgelbe Art, zieht es vor, die Termitenbaue[3]) zu zerbrechen, was ohne Mühe und Lärm geschieht, aber dem Vogel einen ätzenden Geruch mitteilt, der selbst der ausgestopften Haut noch nach Jahren anhängt. Bisweilen erklingt aus der Tiefe der Wälder von Orten, wo zahlreiche Palmen ein sumpfiges Land vermuten lassen, ein Geräusch, dem eiligen Herannahen einer Reitertruppe vergleichbar. Die zahl-

---

[1]) Der Jaguar (Felis onca — l'once) in Südamerika ist fast eben so groß und stark als der Tiger. [2]) Die Aras bilden eine zahlreiche Gattung unter den Papageien, die sich durch lange Schwänze auszeichnen. [3]) Die Termiten (auch weiße Ameisen genannt) leben in den Tropenländern in zahlreichen Gesellschaften. Die Wohnungen einiger Arten erheben sich pyramidenförmig über den Boden und bilden eine Art Turm mit vielen Gängen.

reichen Herden wilder Pekaris bringen es hervor, indem sie den Boden gemeinsam zerstampfen, vielleicht um die Insekten und Würmer aufzuschrecken, ehe sie das schwarze Erdreich mit dem Rüssel aufwühlen. Doch erfordert es Vorsicht, sie zu beschleichen, denn nicht immer fliehen sie vor dem Jäger, und alte Eber treiben selbst die Onze auf die furchtbar stacheligen Palmen hinauf.

Inzwischen naht der Mittag. Die Sonne wirkt dann selbst für tropische Wesen zu heftig, alles eilt dem tiefen Schatten zu; viele Geschöpfe, besonders die Vögel, verfallen in tiefen Schlaf, und eine neue allgemeine Ruhe tritt ein. Keine Wolke zieht über das Himmelsgewölbe, die lorbeerartigen Blätter der Blumenkronen zittern unter dem senkrechten Strahle; aber heiliges Dunkel herrscht näher am Boden, wo dann höchstens ein Schmetterling oder Kolibri umhergaukelt. War der Horizont des Stromes nach abwärts, da, wo er gradlinig und insellos hinströmt, schon des Morgens nicht immer deutlich, so verschwindet er ganz um diese Zeit. Die Strahlen der Sonne brechen sich dann auf so besondere Weise, daß bisweilen die Luftspiegelung der Seeküsten eintritt, und die langen Reihen von Palmen verkehrt erscheinen. Zuweilen gewahrt man auch bloß diese und jene Baumkrone in fernen Dunst gehüllt und von dem Spiegel des mächtigen Stromes durch eine zitternde Schicht der stark erhitzten Luft geschieden. Fische und Wasservögel sind verschwunden; nur an den Mündungen der Nebenflüsse, da, wo große Schlammbänke sich angesetzt haben, liegen scharenweise die greulichen Krokodile ausgestreckt, um sich zu sonnen. Wenn die Sonne dem Untergange sich nahet, entwickelt sich dieselbe Scene wie am frühen Morgen. Denn zum zweitenmale eilen die vielen Bewohner der Wildnis zu der Tafel, die eine allgütige Hand für sie besetzt hält. Bisweilen aber wird der Frieden furchtbar unterbrochen, wenn ein Ungewitter sich bildet, was mit unbeschreiblicher Schnelligkeit geschieht. Das Geheul der Myzeten*) und der Nachtaffen, der schrille Ton der Möwen und die sichtbare Angst aller Tiere verkünden die Schrecken, noch ehe sie nahen. Geisterhaft rauschen die Baumwipfel, während doch kein Luftzug sich rührt; aber wie eine warnende Stimme geht den schwarz herbeiziehenden Massen ein dumpfes Sausen in den höchsten Regionen voraus. Der alte Forst kracht bald darauf unter dem orkanartigen Sturme, nachtgleiche Dunkelheit tritt ein, und während Blitz und Donner unter einem wolkenbruchartig herabstürzenden Regen sich folgen, empören sich die Gewässer des Stromes wie ein Meer zu gefahrdrohender Höhe. Indessen zürnt hier die Natur nur kurze Zeit. Die Wolken brechen, und einer bessern Heimat gleich, zu der die Seele vom Irdischen entbunden auf freier Schwinge sich dereinst erheben wird, strahlt mild und hoffnungsreich der Abendhimmel, bis die Nacht mit ihrem Sternenkranze Wald und Strom bedeckt.

*) Brüllaffen — mit langen Wickelschwänzen, meist schwarzen Zähnen und einem knöchernen Sack an der Kehle, durch den sie die weithin schallenden, unharmonischen Töne hervorbringen.

— Mit der Schnelligkeit des Marannon, die in der trockenen Jahreszeit gewöhnlich über 4 engl. Meilen in der Stunde beträgt, schwamm das Floß den größten Teil des Tages fort, wohl auch des Nachts, wenn keine besonderen Gefahren zu drohen schienen. Nur um dem allgemeinen Wunsche nach einem völlig sorgenfreien Schlummer zu entsprechen, wurde bisweilen gelandet, wenn gerade ein weit ausgedehntes Sandufer (Playa) sich zeigte. Vorsichtig befestigten wir das Fahrzeug, und errichteten in der Mitte der Wildnis das fröhliche Lager. Gewöhnlich wählt man zu diesem eine Insel, da die größere Entfernung vom Urwalde Sicherheit vor den Raubtieren verspricht, auch die oft überschwemmten pflanzenlosen Uferstrecken reinlich und luftig sind und einen weiten Umblick erlauben. Der Indianer braucht das Brennholz nicht aus weiter Entfernung herbeizuschaffen; denn stets setzen sich auf der obersten Landspitze riesengroße Baumstämme fest, die mit den Fluten herabkamen, vielleicht 6 Monate später von neuem emporgehoben, die Reise wiederum antreten und — obschon am Fuße der Anden erwachsen — die Reise nach den traurigen Gegenden des Nordpols unternehmen, wohin die Meeresströmung sie treibt. Gern zündet der Indianer aus Mutwillen das gesamte Bollwerk an, und es begiebt sich wohl, daß, wenn die Glut in unerwarteter Richtung vorschreitet, die ganze Gesellschaft auf das eiligste zum Fahrzeug entfliehen muß und sich glücklich preisen kann, wenn sie ohne Verlust ein anderes Lager erreicht, während die Glutsäule noch lange über den Urwald emporlodert. Fallen solche wilde Scherze selten vor, so zündet dagegen der Eingeborene öfters am Ufer ein Feuer an, sicher, in wenig Augenblicken eine Menge großer Fische herbeizulocken und mit der Wurflanze zu erlegen. Andere gehen aus, um die Schildkröten zu belauern, die allnächtlich an das Ufer kommen, um ihre Eier zu vergraben. Die Onze treibt aber dieselbe Jagd, und deshalb entfernt sich der Indianer nie allein und ohne Waffen von dem Wachtfeuer. Fast jede Landung auf solchen Inseln trägt Vorrat für seine Weiterreise ein; die gefangenen Amphibien werden auf dem Flosse angebunden, wo sie im Genuß des Wassers und Schattens noch lange fortleben. Kaum ist das am Orte selbst mit geringer Mühe erlangte Abendessen verzehrt, so plätschern auch schon die Indianer nach unveränderlicher Gewohnheit im Wasser, und wenn noch ein Baumstamm zum Wachtfeuer hingewälzt ist, strecken sich alle in einer Reihe unter den schwarzgefärbten Toldos aus, welche auf dem weißen Sande wie eben so viele Särge erscheinen. Der ruhige Atemzug deutet an, daß die Eingeborenen in den schweren Schlaf gefallen sind, der ihrer Rasse eigentümlich ist. Den Europäer aber fliehet der Schlaf unter Umgebungen von solcher Erhabenheit und Herrlichkeit. Die Seele wird betroffen von einem unsagbaren Etwas, das zum Nachdenken auffordert. Leise brechen sich die Wellen am Sandufer, kein Laut stört die Stille der Nacht, bloß die Feuer knistern. Nur zuweilen vernimmt man das Hervorspringen einzelner Fische in der fernen Mitte des Stroms. Auch am Himmel herrscht dieselbe erhabene Ruhe, denn keine vorübergleitende Wolke bedeckt die ewigen Bahnen der still herabglän=

zenden Sterne. Auf einmal rauschen die Gewässer in der Ferne, als ob sich Welle über Welle dahinwälzte, und wie der wunderbare Ton in größerer Nähe sich zu entwickeln scheint, gewahrt man in der That eine ungewöhnliche Bewegung in der Mitte der monderleuchteten Wasserfläche. Scheu flüstern die erwachenden Indianer, denn sie halten eine riesige Amphibie für die Hervorbringerin der unheimlichen Erscheinung. — Um Mitternacht wird in dem Walde die Ruhe zum erstenmale unterbrochen, denn verschiedene Tierstimmen werden dann laut. Sie verkünden die Stunde, wie die Indianer sagen, und lassen von da an sich in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen hören. Der Ruf wiederholt sich häufiger, je näher der Morgen rückt; allein er weicht kurz vor Aufgang der Sonne der allgemeinen Stille, mit welcher die Nacht begann.

Nicht überall ist jedoch das Nachtlager in der Wildnis so ohne Beschwerde und sicher, denn manche Inseln sind mit Stechmücken (Moskitos) erfüllt, daß es da niemand aushalten kann, und anderemale bringt das Knurren der herumstreifenden Onzen oder das Sichtbarwerden herbeikriechender Krokodile, die keineswegs das Feuer fürchten, die ganze Gesellschaft in Unruhe. Nur auf der Mitte des königlichen Stromes genießt man volle Sicherheit; sehr selten zeigt sich hier ein Krokodil, und die Insekten werden von ihren gebrechlichen Schwingen nicht so weit vom Ufer fort getragen. Das Fahrzeug gleitet auf den Wellen langsam fort, während außer dem Wächter alles in Schlaf versinkt, obgleich Gefahren drohen, die nur dem Amazonenstrome eigen sind. An jenen Verhauen von Stämmen, die sich auf den Landspitzen festsetzen, bricht sich das Wasser mit großer Gewalt, und Stromschnellen umgeben die Stellen, wo ganze Uferstrecken mit donnergleichem Rollen in die Tiefe hinabsinken. Verloren ist der Kahn, der zwischen die schwankenden Stämme gerät, die, halb versunken, allein am Boden wohl befestigt und ihre Äste in den Wirbeln kreisförmig herumbewegend, ihn entweder umstürzen oder zertrümmern. Zweimal geriet, vom Strome ergriffen, dem unser Ruder nicht zu widerstehen vermochte, unser Floß in solche Pallisados, allein es entkam glücklich der Gefahr. Bewies sich auch die Festigkeit des Baues, so blieb doch viele Furcht vor solchen Abenteuern während der nächtlichen Fahrten auf einem unbekannten Strome und in einer Wildnis zurück, wo der Schiffbrüchige unrettbar verloren gewesen wäre, wofern er nicht zufällig ein nahes Indianerdorf erreicht hätte.

Die Schönheit der Nächte lohnt jedoch die Mühe des Wachens, wenn sorglos alles schläft. Es liegt ein eigener großer Reiz in dem Gefühle, auf einer Bahn sich zu befinden, die man nicht einmal durch fremde Berichte kennt, ohne schmerzliche Erinnerung an die Vergangenheit und unbekümmert um die Zukunft auf einem Strome hinzuschwimmen, wo bald der eine, bald der andere Arm das Fahrzeug mit sich führt, das doch sicher ist, von dem Teil zum mächtigen Ganzen zurückzuführen.

---

5. Erschließung des Innern von Südamerika durch Dampfer und Eisenbahnen.

Die Zeit liegt nicht mehr fern, daß das größte und schönste Stromgebiet unserer Erde völlig vom Dampfe beherrscht sein wird, denn die Fortschritte, welche in dieser Beziehung uns die letzten paar Jahre gebracht haben, sind geradezu staunenerregend. Vom Fuße der schneegekrönten Bergriesen der Anden gehen die Dampfer direkt bis in die Häfen Europas; der Amazonenstrom, den sie hinab- und hinauffahren, ist gleichsam ein Ozean im Lande selbst, und seine kaum minder gewaltigen Nebenflüsse, die vom Norden und Süden ihm in unerschöpflicher Fülle die Wasserfluten zuführen, sind nun auch einer nach dem andern vom Dampfe bezwungen worden. Wo hindernd Wasserfälle und Stromschnellen der geregelten Schiffahrt sich in den Weg stellen, da werden sie durch Eisenbahnen umgangen, deren Bau in einem fast menschenleeren Land, inmitten tropischer Urwälder, den Ingenieuren Schwierigkeiten darbietet, von denen wir in unsern gemäßigten Breiten kaum eine Ahnung haben.

Nicht der Mississippi, nicht der Nil, nicht der Jangtse kann sich mit dem Amazonenstrom an Majestät und Größe vergleichen. Jedes Wässerchen Südamerikas im Osten der Anden zwischen dem 4° nördl. und 20° südl. Breite ist ihm tributär; sein Stromgebiet umfaßt nahezu 100,000 deutsche □Meilen, die Länge der schiffbaren Wasserstraßen des ganzen Gebiets wird auf 8000 deutsche Meilen geschätzt, wovon der zehnte Teil auf den Hauptfluß entfällt. In Tabatinga an der brasilisch-peruanischen Grenze, in gerader Linie 350 deutsche Meilen von der Mündung entfernt, ist der Amazonenstrom noch eine halbe Stunde breit; wo die kolossale Wassermasse des Madeira sich mit ihm vereinigt, erreicht seine Breite fast eine Stunde, und im untern Laufe, bevor er sich gabelt, eine Meile. Die weite Waldregion, die Selva, welche dieses riesenhafte Stromsystem durchrauscht, ist der kolossalste, ungebrochenste Urwald unserer Erde, von einer strotzenden Fülle und Mannigfaltigkeit des Baumwuchses, wie sie nicht zum zweitenmale sich wiederholt. Aber kein Volk belebt den endlosen Raum; eine der fruchtbarsten Gegenden unseres Planeten ist vereinsamten wilden Indianerhorden noch preisgegeben, selten erschaut man ein Bleichgesicht, und so sehr die Ausfuhren der kostbaren Landeserzeugnisse sich auch in den letzten Jahren gehoben haben, was an Kautschuk, Kakao, Brasilnüssen, Häuten, Sassaparille, Copaivaöl und andern Droguen auf den Markt kommt, ist eine verschwindende Menge gegenüber dem, was die Region liefern könnte. Sie hat geeigneten Boden und Raum genug, um alle Baumwollspinnereien der Erde mit dem notwendigen Faserstoffe zu versorgen.

Was Wunder, wenn diesem Strom und seinen Nebenflüssen die frühern Reisenden und Missionäre eine gewaltige Zukunft prophezeiten! Mehr als 2 Jahrhunderte sind verflossen, als der Pater Acuña, der, vom atlantischen

Ozean kommend, auf dem Amazonenstrom bis zu den Andes gelangte, in seiner eigenen beredten und blütenreichen Sprache wie ein Wahrschauer von der künftigen Handelsbedeutung dieser Wasserstraße redete: „Von der Cordillere herab werden alle die Mineralschätze, die nun mühsam nach der pacifischen Seite geschleppt werden, auf den Stromriesen zum atlantischen Ozean wandern.“ Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, daß diese Prophezeiung zur That wird. Noch im Beginn unseres Jahrhunderts lagen alle Reichtümer des Gebiets völlig brach, und kaum sah man die Kanoes der Indianer langsam auf den Riesenfluten dahin rudern. Alle Reisenden klagen über die erdrückende Menschenarmut auf seinen Gewässern; tagelang konnten sie fahren, ehe sie ein Boot erblickten. So Spix und Martius, Pöppig, Graf Castelnau, Wallace, Herndon, Marco, Bates und die andern alle, welche den Amazonenstrom befahren hatten. In den vierziger Jahren zeigten sich Symptome eines erwachenden Handelslebens. Segelboote zogen ihn auf und ab, in denen kleine Händler, die Pioniere eines großen herannahenden Handelsverkehrs, mit Matten, Strohhüten und allerlei Kulturbedürfnissen nach den einsam gelegenen Vorposten der Weißen und den Indianer-Niederlassungen zogen. Ein immer lebhafter werdender Tauschverkehr gestaltete sich, und die Produkte des Amazonenstromes begannen auf amerikanischen und europäischen Märkten gesucht zu werden.

Die zunächst bei der Hebung des Handels auf dem Strome beteiligten Regierungen, jene von Peru und Brasilien, schlossen am 23. Okt. 1851 einen Vertrag ab, nach dem eine Dampfschiffahrtsgesellschaft ins Leben gerufen werden sollte. Die Konzession erhielt im darauf folgenden Jahre ein Brasilianer Dom Ireneo Evangelista da Souza, ein hochverdienter Mann, der seitdem unter dem Namen Baron da Mauá besser bekannt geworden ist. Es ist derselbe, welcher das Telegraphenkabel von Lissabon nach Brasilien gelegt hat. Da Souza ließ die ersten Dampfer auf dem Amazonenstrom regelmäßig bis nach Tabatinga an der peruanischen Grenze hinauffahren, wo sich ihnen die peruanischen Dampfer korrespondierend anschlossen. Letztere gingen von Tabatinga stromaufwärts, berührten Iquitos und Nauta und liefen dann auf dem Huallaga bis Jurimaguas. Eine über 600 deutsche Meilen lange Dampferlinie war hergestellt, die wenigstens monatlich einmal Kopf und Fuß des Amazonas verknüpfte.

Eine neue Periode für die Dampfschiffahrt begann mit dem Jahre 1866. In diesem wurde der praktische Beweis geliefert, daß Dampfer, die direkt aus Europa kommen, bis dicht an den Fuß der Andes fahren konnten. Es war die auf dem Mersey gebaute, unter peruanischer Flagge segelnde „Morona“, ein Dampfer von 400 Tonnen, welche den atlantischen Ozean kreuzte, den Amazonas hinauffuhr, in dessen Nebenfluß Ucayali und weiter in den Pachitea einlenkte. Am 1. Jan. 1867 ließ sie ihren Anker im Hafen von Mairo, unfern der deutschen Kolonie am Pozuzu, fallen. Dasselbe Jahr brachte einen anderweitigen Fortschritt. Die brasilische Regierung war bestrebt, die Schiffahrt auf dem größten Strom unserer Erde auch allgemein

nutzbar zu machen: sie gab dieselbe am 7. Sept. 1867 für die Flaggen aller Nationen frei. Peru schloß sich diesem Vorgehen im folgenden Jahre an.

Die Folgen dieser Schritte binnen wenigen Jahren waren in der That außerordentlich. Wo die Dampfer landeten, wurden neue Bedürfnisse rege, und um sie zu decken, wurden die tot liegenden Schätze des Landes verwandt. Kleine Ortschaften entstanden neu, und die schon vorhandenen Niederlassungen vergrößerten sich zusehends. Trotzdem, daß das Land am Amazonas und seinen Nebenflüssen noch immer eins der menschenödesten ist — für ganz Brasilien rechnet man nur 68 Menschen auf die □Meile, im Amazonas-Gebiet etwa 4 — so hat sich doch die Ausfuhr schon gewaltig gesteigert. Während dieselbe i. J. 1863 nach offiziellen Angaben 686,587 Pfd. St. betrug — auf Segel- und Dampfschiffen für Brasilien und Peru — ist sie heut auf mehr als 3 Mill. Pfd. St. gestiegen. Dazu haben noch nicht 10 Jahre gereicht, um diesen gewaltigen Aufschwung hervorzubringen. Neben den schon genannten Erzeugnissen finden wir Baumwolle in immer steigender Menge.

Zwei regelmäßige Ozean-Dampfer-Linien, jede monatlich einmal verkehrend, gehen von Havre und Liverpool nach Pará an der Amazonas-Mündung, um von dort die Waren auf den europäischen Markt zu holen. Eine dritte Linie fährt von jener aufblühenden Hafenstadt nach New-York. Die Dampferflotte auf dem Amazonas selbst ist seit 1867 verdoppelt worden. Unterstützt durch einen Zuschuß Brasiliens von jährlich 1,500,000 Mark, führt die Gesellschaft folgende regelmäßige Fahrten aus: 1) von Pará nach Manaós an der Mündung des Rio Negro alle 14 Tage; 2) von Manaós nach Loreto an der peruanischen Grenze monatlich einmal; 3) von Pará nach Cametá am Tocantines alle 14 Tage. Die Provinz Pará, welche das allergrößte Interesse an diesen Dampferfahrten hat, zahlt einen anderweitigen Zuschuß von 270,000 Mark jährlich für fünfmonatliche Fahrten nach Chaves und Soure an der Amazonas-Mündung, nach Itacuan, Obidos und Itaitaba. Obgleich Pará der Haupthandelsplatz für den Amazonenstrom ist, hat die Dampfergesellschaft doch Manaós an der Rio-Negro-Mündung zum Centrum ihrer Unternehmungen gemacht, und hier erheben sich in dem ehemaligen Barra die Etablissements und Arsenale der Kompanie, wogt ein kräftiges Handelsleben, nimmt selbst die weiße Bevölkerung zu. Als Wallace im Jahre 1849 hier sich aufhielt, lebte in der Stadt „keine einzige Person von reinem europäischen Blut". Die Reise von Pará bis hierher dauerte in der Regenzeit 2—3 Monate, und die Bedürfnisse des civilisierten Lebens waren oft gar nicht zu erlangen. Die Kaufleute, lauter Mischlinge, saßen in schmutzigen Läden in Hemdärmeln und Pantoffeln. Jetzt stehen dort glänzende Warenläden, und der spekulative Yankee oder Engländer schreitet zwischen den Ballen umher und berechnet den Gewinn, welchen sie in Liverpool oder New-York abwerfen werden. Noch mehr gehoben hat sich Pará, das jetzt eine Stadt von mehr als 70,000 Einwohnern ist. Die Zolleinnahmen daselbst betrugen im Jahre 1852 etwa 2,460,000 Mark, im Jahre

1871 aber schon 15 Mill. Mark. Dort strömt die Bevölkerung in echt amerikanischer Weise zu, und das Sprichwort „Quem vai para Pará para“ (wer nach Pará geht, bleibt dort) bewährt sich vollkommen. Offiziell heißt Pará übrigens Santa Maria de Belem.

Die ursprünglich brasilische Dampfergesellschaft ist nun, um mit größerem Kapital auch Größeres unternehmen zu können, in englischen Besitz übergegangen; sie heißt jetzt „Amazon Steam Navigation Company“ und läßt gegenwärtig auf dem Mersey 10 neue Dampfer von 367—751 Tonnen Gehalt bauen. Die Einnahmen der Gesellschaft, welche im Jahre 1857 — von den Subsidien abgesehen — erst 360,000 Mark betrugen, waren im Jahre 1870 schon auf 1,640,000 Mark gestiegen.

Nachdem die Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Hauptstrome geglückt, dachte man daran, dieselbe auch auf seine kaum minder großen Nebenflüsse zu übertragen. Hier waren die Verhältnisse indessen nicht so einfacher Natur, und größere Schwierigkeiten stellten sich den Unternehmern entgegen. Der Produktenreichtum ist derselbe, die Armut an Menschen aber wo möglich eine noch größere als am Amazonas selbst. Indessen, man arbeitete hier umgekehrt wie in andern Ländern, wo die Bedürfnisse der Menschen den Verkehr hervorrufen; hier wollte man zunächst die Verbindungen schaffen, um in deren Gefolge die Menschen herbeizulocken. Wäre das Innere Südamerikas nur einigermaßen mehr bevölkert, so würden die Hindernisse, welche hie und da seine Riesenströme der Schiffahrt durch Stromschnellen darbieten, schon längst beiseite geschafft oder durch Kanäle und Eisenbahnen umgangen sein. Mit der Zeit wird dies gewiß überall der Fall sein, und an verschiedenen Stellen legt man bereits jetzt Hand an.

Der erste bedeutende Nebenstrom des Amazonas von Süden her ist — von der Mündung an gerechnet — der Tokantines. Er hat eine Länge von mehr als 200 Meilen und ist ein Hauptbewässerer der Provinz Goyaz. Sein unterer in der Provinz Pará gelegener Teil ist ohne weiteres selbst für größere Schiffe fahrbar, während der obere nicht geeignet ist. An seine Stelle tritt aber der nahezu mit ihm parallel fließende und bei Barras in ihn mündende Araguaya. In Verbindung mit dem untern Laufe des Tokantines bietet er eine 244 Meilen lange Fahrstraße; der obere Teil ist durch die 3 Stunden lange Caxoeira (Stromschnelle) grande gesperrt. Seit 1868 gehen Dampfer auf diesem Strom, wenn auch nicht regelmäßig.

Bei Santarem mündet der Tapajoz in den Amazonas; allein die Hindernisse, die sich auf der ganzen 240 Meilen langen Linie der Schiffahrt entgegenstellen, sind so bedeutend, daß hier an eine solche, vorderhand wenigstens, noch nicht gedacht werden kann. Man befährt ihn nur mit Kähnen, die vom Amazonenstrom an bis in die in seinem Quellgebiete gelegenen reichen Bergwerksdistrikte über 100 Tage brauchen.

Anders liegen die Verhältnisse beim Madeira, derjenigen Flußader, auf welche Bolivia als natürliche Verkehrsstraße angewiesen ist. Der bei weitem größte Teil dieser 25,000 □Meilen großen Republik liegt im Gebiete des

Madeira; der Verkehr nach dem stillen Ozean wird durch die Schranke der Cordilleren ungemein erschwert, und außerdem besitzt Bolivia dort nur den einen — keineswegs guten — Hafen Cobija. Seine reichen Produkte stagnieren oder werden auf dem Transport über die Anden und durch das stille Weltmeer ungemein verteuert. Auf dieser Route gebrauchen sie etwa 180 Tage, um nach Europa via Kap Horn zu gelangen, während sie unter Benutzung der Wasserstraßen des Madeira und Amazonas in 30 Tagen zu uns kommen. Schon im Jahre 1782 wurde der Madeira wissenschaftlich erforscht, und zwar von einer Ingenieurkommission, welche die Grenzen gegen Hochperu (Bolivia) feststellen sollte. Sie brachte die erste Kunde von den gewaltigen, auf 70 portugiesische Meilen sich erstreckenden Stromschnellen, welche den schönen sonst überall schiffbaren Strom in zwei Hälften trennen. Sie beginnen bei Guajara-Mirim unter 11° s. Br. und reichen mit geringen Unterbrechungen bis San Antonio unter 8° s. B. Neuerdings ist der Befehlshaber der nordamerikanischen Expedition, Salfridge, welcher mit der „Entreprise" den Amazonenstrom befuhr, 250 Seemeilen weit den Madeira stromaufwärts, und mit einer kleinen Dampfbarkasse bis zu den Fällen von St. Antonio 375 Seemeilen hinaufgekommen. Auf dieser ganzen Strecke fand man gutes Fahrwasser bis über 5 m Tiefe, und somit können Schiffe mit 5 m Tiefgang in jeder Jahreszeit nach St. Antonio gelangen. Dort beginnt die Madeira- und Mamore-Eisenbahn, die von größter Bedeutung ist. An edlen Metallen ist Bolivia reicher als eine andere südamerikanische Republik: die fabelhaften Goldminen, welchen Pizarro und seine Abenteurer nachstrebten, liegen im Thale des Beni, eines Nebenflusses des Madeira. Kautschuk, namentlich im nördlichen Caupolican, ist in enormen Massen vorhanden; er sitzt dort in kopfgroßen Ballen ausgeschwitzt an den Wurzeln der uralten Bäume, aber unbenutzt, ungesammelt. Talg, Wolle, Farbstoffe, Droguen, Zucker, Baumwolle, Chinarinde, alles kann nun massenhaft aus dem östlich der Cordilleren gelegenen Bolivia beschafft werden. Ein gleiches Interesse wie Bolivia, den hindernden Stromschnellen des Madeira durch eine Eisenbahn auszuweichen, hatte Brasilien. Der Guaporé, einer der Hauptquellflüsse des zuletzt genannten Stromes, ist eine der wichtigsten Wasseradern Matto-Grossos, welches kaum minder reich an Produkten ist. Bolivia und Brasilien begannen daher gemeinschaftlich den Plan einer Umgehung jener hindernden Stromschnellen ins Auge zu fassen. An einen Kanal war nicht zu denken, und so schloß man denn 1868 einen Vertrag ab, dem zufolge eine Eisenbahn von San Antonio nach Guajara-Mirim gebaut werden sollte, die jetzt vollendet ist.

Nachdem der letzte Wasserfall bei Guajara-Mirim überwunden und der Mamoré (der mit dem Beni und Guaporé vereinigt den Madeira bildet) erreicht war, entrollte sich vor den Augen der Reisenden, die fast nur durch dichte Urwälder gefahren, ein anderes Bild. Soweit das Auge reichte, lag die saftige Prairie bedeckt von Herden fetter glänzender Rinder; es folgen Wälder von wilden Mandelbäumen, dann weite Flächen, bestanden mit wil-

der Baumwolle — ein ungehobener Schatz. Nicht weniger ausgedehnt sind die mit wildem Indigo und Kakaobäumen bedeckten Strecken. Die Stadt Exaltacion in der Provinz Beni war der erste civilisierte Ort, den die Ingenieure nach langer Fahrt durch Wüsteneien erreichten. Ihre Straßen erschienen fast ganz verödet, die Mauern der Häuser zerbröckelten, die Thorwege waren verfallen. Gleich den übrigen Städten dieses nordwestlichen Bolivia hat auch Exaltacion nur eine schwierige und künstliche Verbindung mit der übrigen Welt durch die fast unwegsamen Pässe der Anden. Von all den reichen nutzlos verkümmernden Landesprodukten waren die Einwohner nicht imstande, irgendetwas zu verkaufen, was die Transportkosten hätte decken können. Englisches Eisen wurde mit 85 Pfd. St. per Tonne verkauft; es galt fast für ein Edelmetall und war schwerer zu erlangen als Gold, welches die Unze 2 Pfd. St. wert war. Viele Familien, die reich an Gold- und Silbergefäßen sind, können sich nicht die einfachsten Kulturbedürfnisse aus Eisen verschaffen. Sind aber die Stromschnellen umgangen, dann genügen 25 Tage, um Exaltacion mit Europa in Verbindung zu setzen. Die wenigen hier angeführten Thatsachen reichen hin, um die Wichtigkeit einer Eisenbahn von San Antonio nach Guajara-Mirim einleuchtend zu machen. Eines der reichsten Länder der Erde wird dadurch in den Weltverkehr eingezogen, und daß dies nun in der That der Fall sein wird, ist das große Verdienst des amerikanischen Obersten George Carl Church.

---

6. Der Landbau und die Landschaft in der heißen Zone.*)

Unsere nährenden Grasarten in Europa, Weizen, Roggen und Gerste, decken ausgedehnte Landstriche, und die bebauten Felder berühren einander notwendig überall, wo die Völker sich von Getreide nähren. Unter der heißen Zone, wo der Mensch sich Pflanzen aneignen konnte, die ihm viel reichere und minder zögernde Ernten liefern, verhält sich das anders. Die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens steht in diesen glücklichen Erdstrichen im Verhältnis mit der Wärme und Feuchtigkeit der Atmosphäre. Eine zahlreiche Bevölkerung findet auf einem nicht großen, mit Pisang, Manioc, Yamswurzeln und Mais bepflanzten Erdreiche überflüssige Nahrung. Die vereinzelt im Walde stehenden Hütten bezeugen dem Reisenden die Fruchtbarkeit der Natur; ein kleines, urbar gemachtes Stück Land reicht nicht selten für die Bedürfnisse mehrerer Haushaltungen aus.

Diese Betrachtungen über den Landbau der heißen Zone erinnern unwillkürlich an die engen Verhältnisse, die zwischen dem Umfang des urbaren Landes und den Fortschritten der Gesellschaft bestehen. Dieser Reichtum

---

*) Humboldt und Bonpland a. a. O.

des Bodens, diese erhöhte Kraft des organischen Lebens hemmen, während sie die Nahrungsquellen vervielfachen, hinwiederum die Fortschritte der Völker zur Civilisierung. Unter einem milden und gleichförmigen Klima fühlt der Mensch das einzige Bedürfnis der Nahrung. Dieses ist es, was ihn zur Arbeit antreibt, und man sieht leicht, wie mitten im Überfluß, im Schatten des Pisangs und Brotbaumes, die Geisteskräfte sich langsamer entwickeln, als unter weniger mildem Himmel, in Getreideländern, wo der Mensch unaufhörlich mit den Elementen zu kämpfen hat.

Bei einer allgemeinen Übersicht der Landbau treibenden Völker bemerkt man, daß das urbare und angebaute Land entweder durch Wälder getrennt ist oder sich unmittelbar berührt, nicht nur im Verhältnis der Bevölkerungszunahme, sondern auch je nach der Auswahl der Nahrungspflanzen. In Europa schließen wir aus dem Verhältnis der Landeskultur auf die Zahl der Einwohner; hingegen in den Tropenländern, im wärmsten und feuchtesten Teile von Südamerika erscheinen sehr bevölkerte Provinzen fast öde, weil der Mensch für seine Nahrung nur weniges Land urbar zu machen braucht. Diese bemerkenswerten Umstände haben gleich wesentlichen Einfluß auf die physische Gestaltung des Landes und auf den Charakter seiner Bewohner; sie erteilen beiden einen eigentümlichen Ausdruck, der etwas Rohes und Ungebildetes und eine Natur verrät, deren Urbild durch die Kunst noch nicht verändert ward. Des nachbarlichen und fast alles menschlichen Umganges entbehrend, bildet jeder Kolonistenhaushalt einen vereinzelten Völkerstamm. Diese Vereinzelung hemmt oder verzögert die Fortschritte zur Sittigung, deren Wachstum nur in dem Verhältnisse stattfinden kann, wie die Gesellschaft sich vermehrt und ihre Verhältnisse inniger und mannigfacher werden; aber es entwickelt und kräftigt hinwiederum auch die Einsamkeit das Gefühl der Unabhängigkeit und Freiheit im Menschen, und es wird durch sie jener Charakterstolz genährt, welcher von jeher die Völker des castilianischen Stammes auszeichnete.

Diese nämlichen Ursachen tragen dazu bei, der Landschaft in den bevölkertsten Gegenden des amerikanischen Äquinoktiallandes ein wildes Aussehen zu erteilen, das sich in den gemäßigten Erdstrichen durch den Anbau der nährenden Grasarten verliert. Zwischen den Wendekreisen bedürfen die landbauenden Völker nur kleineres Erdreich; der Mensch dehnt seine Herrschaft weniger aus — man möchte sagen, er erscheint da nicht als gebietender Herr, der willkürlich über die Erdoberfläche verfügt, sondern als reisender Gast, welcher friedlich die Wohlthaten der Natur genießt. Wirklich bleibt, sogar in der Nähe der bevölkertsten Städte, das Land mit Wäldern bedeckt oder von einem dichten Teppich, den noch keine Pflugschar durchschnitten hat, überzogen. Die wild wachsenden Pflanzen sind vorherrschend, ihre Masse erhält das Übergewicht gegen das Angebaute und erteilt ausschließlich der Landschaft ihre Gestaltung. Wahrscheinlich wird dies Verhältnis nur sehr langsam sich ändern. Wenn in unseren gemäßigten Erdstrichen der Landbau, d. i. der Anbau der Cerealien, eine traurige Ein-

förmigkeit über das urbare Land verbreiten hilft, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß der heiße Erdstrich, auch bei wachsender Bevölkerung, jene prachtvollen Pflanzenformen und jenen Ausdruck einer jungfräulichen und unbezwungenen Natur behalten wird, die ihm eine so anziehende und malerische Gestalt verleihen. So äußern demnach, durch eine merkwürdige Verkettung physischer und sittlicher Ursachen, Wahl und Ertrag der Nahrungspflanzen ihren Einfluß auf drei wichtige Dinge: auf das gesellschaftliche oder vereinzelte Leben der Familie, auf den mehr oder minder langsamen Fortschritt der Sittigung und auf den eigentümlichen Charakter der Landschaft.

---

7. Plantagen und Neger im tropischen Amerika.

Eine Kaffee- und Zuckerplantage auf Cuba.*)

Nachdem ich mir einen vollen Monat lang das behagliche und einigermaßen träge Leben von Habana hatte gefallen lassen, ergriff ich mit Freuden die dargebotene Gelegenheit, auf dem Besitztum eines deutschen Pflanzers, an den man mir Empfehlungen freundlichst zukommen ließ, das Plantagenleben und die ländliche Natur Cubas kennen zu lernen. Bis San Antonio benutzte ich die nach dem Hafen Batabano auf der Südküste quer durch die Insel führende Eisenbahn, eine Anstalt, die ganz in amerkanischem Stil, doch mit soliden Schienen und Wagen verschiedener Klassen ausgestattet war; auch wachten Bahnwärter mit tüchtigen Lanzenspitzen an ihren Fähnchen über die Sicherheit der Bahn.

Von San Antonio hatte ich viele Leguas (Wegstunden) zu Pferde zurückzulegen, eine bei Staub und Mittagshitze etwas beschwerliche, aber doch wieder anziehende Tour, denn man durchschneidet jenen prächtigen Teil der Insel, welcher der Garten von Cuba genannt wird, und in seinem reichen Grün, mit den Palmenalleeen, welche die Landstraße und die anliegenden Pflanzungen begrenzen, Auge und Herz des Nordländers mit Entzücken erfüllt. Gegen diesen Garten ist freilich die Umgegend von Habana eine Einöde; die Kaffeegärten, welche links und rechts des Weges einer neben dem andern sich hinziehen, bieten die anmutigste Abwechselung zwischen frischem, dunkelgrünem Gebüsch und hohen nervigen Stämmen, an denen üppige Schlingpflanzen, nebst den Palmen das charakteristische Merkmal der tropischen Natur, sich auf- und niederwinden. Die Königspalme, wirklich die Königin ihrer Gattung, ist der majestätischste Baum für eine Allee; auf dem glatten, kaum einen Meter über der Wurzel ausgebuchteten, säulenförmigen Schaft erhebt sich die Krone der Blätter aus einer grünen, den Stamm fort-

---

*) Reise um die Welt, von Karl Grafen von Görz (Stuttgart, 1853) II.

setzenden Blattscheide, in der Mitte die pfeilähnliche Spitze des jüngsten, noch unentwickelten Blattes tragend,*) und Stamm für Stamm derselbe regelmäßige, schlanke Wuchs. Wie man sich Angerona nähert, erblickt man als schönen Hintergrund der bis dahin flachen Gegend die Gebirge „Las Tomas del Kusko“, welche sich hoch und in den kühnsten Formen auftürmen. Eine vierfache, wohl 10 Minuten lange Säulenreihe von Königspalmen bildet die unvergleichlich schöne Avenue (Anfahrt) von Angerona, eine Avenue, wie kein europäischer Palast eine ähnliche besitzt. Die gastlichste Aufnahme harrte meiner, obgleich ich, durch Hitze und Staub schier zum Landstreicher von Gestalt umgewandelt, mit sehr geringem Selbstvertrauen eintrat.

Herr Andreas Souchay, oder, wie wir ihn nach spanischer Weise stets nannten, Don André, der Besitzer dieser herrlichen Pflanzung, ist ein liebenswürdiger, behaglicher, gebildeter Mann, wohl fast allen Deutschen, die Cuba bereist haben, in angenehmer und dankbarer Erinnerung. Während sein alter Onkel, ein Sonderling, von dem er dies Besitztum geerbt hat, jene Avenue mit Dornen verwachsen ließ und schon durch den gewählten Namen Angerona und die vor dem Haus aufgestellte Göttin des Schweigens den Besucher wegscheuchte, war ihm ein Gast um so willkommener, und die steinerne Angerona mit dem Finger auf dem Mund war oft die einzige Schweigsame in Mitte unserer fröhlichen Geselligkeit. Neben dem Reiz, welchen eine gastfreie deutsche Häuslichkeit und der Genuß eines paradiesisch schönen Landes den Reisenden bot, gewährte der Anblick einer durch deutschen Fleiß in höchste Blüte gebrachten Besitzung, und die Art, wie ein ehrenfester und stetiger Charakter die Sklavenfrage zu bemeistern wußte, das höchste Interesse.

Die Pflanzung Angerona, eine der schönsten der Insel, enthält an 1900 Morgen Landes, davon 800 Morgen Kaffeeland, mit wohl 200,000 Bäumen, 250 Morgen Zuckerfeld, welche erst in letzteren Jahren aus Kaffeefeld in solches umgewandelt waren; es sollte sich diese Umwandlung auch auf weitere 400 Morgen erstrecken, da die immer mehr sinkenden Kaffeepreise dringend dazu aufforderten. Der Ertrag war jährlich 2—3000 Centner Kaffee und 2—2500 Centner Zucker. Dazu kommen noch 550 Morgen Weide- und Wiesenland, 150 Morgen Wald und an 150 Morgen für Gebäude und nächste Umgebung derselben. Das Ganze ist einem Parke vergleichbar, prächtige Palmenalleeen durchziehen es und begrenzen die einzelnen Kulturabteilungen; hier zunächst kommen aber die Palmen wegen des prosaischen Zweckes in Betracht, den die beerenartigen Früchte, besonders die Königspalme, als Schweinemast haben. Von Kokospalmen, welche die salzreiche Meeresküste lieben, war nur wenig da.

Der Kaffeebaum wird in Reihen zu 2 m von einander gepflanzt und durch jährliches Beschneiden in der Höhe von nur $1\frac{1}{2}$ m und einem Um-

*) Dieser Spitze halber gilt sie auf einigen westindischen Inseln wohl mit Recht für einen guten Blitzableiter.

fang von 1 m Durchmesser erhalten; er wird mit 3 Jahren tragbar und bei guter Pflege auf einem nicht zu sehr geschwächten Boden dauert er bis zu 30 Jahren. Das Erdreich wird deshalb häufig von Unkraut gesäubert und nur Mais und Bananen dazwischen geduldet; der eigentliche Kaffeeboden ist ein rötlicher, diesem Teil Cubas eigentümlicher Kalkboden. Nachdem in den ersten Tagen des Frühlings die weißen Blüten hervorgetreten und im Lauf des Sommers die hellroten, der Corneliuskirsche ähnlichen Beeren gereift sind, wird vom September bis Januar, hauptsächlich aber im November und Dezember, die Ernte gehalten, indem während dieser Zeit die ganze Pflanzung wohl achtmal durchgepflückt wird. Die Beeren werden nun auf großen Tennen unter freiem Himmel einen Monat lang getrocknet, dann in einer Stoßе oder von einem schweren hölzernen Rade gequetscht, und die so abgehülsten Bohnen in einer Fegemühle vollends von der Schale gereinigt. Dann werden sie von Negerinnen an langen Tischen Bohne für Bohne sortiert, eine langwierige Arbeit, und endlich zum Verkauf centnerweise in Säcke von Aloëbast geschüttet, was nicht zu lange verschoben werden darf, damit die Bohnen nicht die Farbe verlieren. Die erste und zweite Sorte sind wenig verschieden, die dritte aber enthält den Ausschuß, verkrüppelte und mißfarbige Bohnen. Früher stand der Preis des Centners auf 12 Dollars und mehr, jetzt kaum auf 6—7, und die schlechte Sorte nur 4—5 Dollars; man schiebt diesen ungeheuren, den ganzen Wohlstand der Kolonie erschütternden Abfall besonders dem Emporblühen der brasilianischen Kaffeepflanzungen zu. Wer kann, verwandelt deshalb seine Kaffeefelder in Zuckerpflanzungen.

Das Zuckerrohr gedeiht auf jedem Boden und bedarf der Nässe durchaus nicht; man steckt wurzellose Stecklinge in die Erde, welche schon im nächsten Jahre geschnitten werden können; dann läßt man den Nachwuchs wieder aufschießen, und es dauert diese ergiebige Gewinnung bis zu 20 Jahren auf gutem Boden. Die einzige Arbeit ist das Jäten, 3-—4mal im Jahre, und das Schneiden vom Dezember bis zum Mai; während letzterer Zeit ist die Zuckerpresse Tag und Nacht im Gang, um die Rohre zu verarbeiten, die jedoch 4—5 Tage im Notfall liegen dürfen, ehe der Saft verdirbt. Die Presse, aus drei senkrecht stehenden Walzen bestehend, wird durch 8 Ochsen getrieben, die alle 4 Stunden wechseln, um erst am nächsten Tage wieder zu arbeiten; andere benutzen Wasserkraft oder Dampfmaschinen, und dann liegen die Walzen, was wohl zweckmäßiger ist, wagerecht. Bei dem Reichtum an Viehweide sind indes die Ochsenmühlen in vieler Hinsicht vorzuziehen, und Don André pflegte scherzhaft zu Gunsten der seinigen anzuführen, daß man die abgenutzten Ochsen noch mästen könne, eine alte Dampfmaschine aber nicht. Die Rohre werden von den Negern zwischen die Walzen gesteckt, eine Manipulation, die manchen Unvorsichtigen ein Fingerglied gekostet hat. Die saftlosen Stengel werden zum Viehfutter und zum Brennen benutzt, während der Zuckersaft, noch roh und schmutzig, zum Siedehause abfließt. Hier geht er nun in Zeit von 5 Stunden bis zur völligen Reinigung durch 4 Kessel, dabei wird er fortwährend abgeschäumt, welches

Geschäft jahrelange Übung erfordern soll. Durch eine ebenso einfache als sinnreiche Vorrichtung fließt aller Abschaum in einen fünften Kessel, von dem aus er dann zu dem übrigen Syrup geschüttet wird. Der gereinigte Zuckersaft aber wird in thönerne Formen von der Gestalt der Zuckerhüte gefüllt, wo er sich verdichtet; ist dies geschehen, so wird die obere Fläche mit feuchtem Lehm bedeckt, und die nach unten gerichtete Spitze des Hutes geöffnet, so daß die Feuchtigkeit durchsickert und die letzten unreinen Stoffe mitnimmt. Der Sirup fließt nun durch Rinnen von Palmrinde in ein großes Gefäß, ein wahres Meer von Süßigkeit, und wird etwa alle halbe Jahre an die Branntweinbrennereien verkauft. In den vereinigten Staaten dient diese süße und, wie man sagt, gar nicht üble Speise zur Kost der Sklaven und Gefangenen. Die Zuckerhüte werden aus der Form herausgeschlagen, der Lehm abgelöst, die bessere obere Hälfte von der unteren gelben noch siruphaltigen getrennt und an der Sonne getrocknet, worauf der Zucker in Kisten geschlagen und versandt wird. Man nennt diesen durch Thon gereinigten, der vom andern Rohrzucker durch seine hellere Farbe sich unterscheidet, Sucre terré (Thonzucker).

Der Neger steht mit Sonnenaufgang (in den Tropenländern also nicht mehr früh) auf und begiebt sich an seine Arbeit, um 8 Uhr erhält er ein Frühstück und arbeitet bis Mittag, wo ihm eine volle Stunde gegeben wird, um in oder vor seinem Hause das aus gedörrtem Fleisch oder Gemüse bestehende Mahl einzunehmen und auszuruhen; dann wird wieder bis Sonnenuntergang gearbeitet, wo dann alle in den Negerhof zusammenkommen, sich ihr Abendessen selbst kochen und bis 10 Uhr frei umhergehen dürfen, worauf sie in ihre Häuser eingeschlossen werden. Jedes Ehepaar hat ein hohes, luftiges Zimmer, zwei bequeme Betten und so viel Bequemlichkeit, als es sich selbst schaffen will; ordentliche Neger haben ihre Häuser besser eingerichtet, als mancher deutsche Tagelöhner. Sonntags wird bloß bis 9 Uhr morgens gearbeitet, der übrige Tag frei gegeben; sie arbeiten in ihren Gärten, sorgen für ihr Vieh, namentlich für ein oder ein paar Schweine, die jeder hat, und es erwächst einem fleißigen Neger daraus ein jährlicher Erwerb von 12—16 Dollars, während die Mehrzahl selbst zur Wahrnehmung des eigenen Vorteils durch Zwang angehalten werden muß. Will sich der Neger freikaufen, so ordnet das Gesetz an, daß der Herr keinen übermäßigen Preis fordern darf, aber gerade die Ordentlichsten und Bemitteltsten kaufen sich am seltensten los, weil sie die Arbeit nicht scheuen und den sichern Unterhalt wohl zu schätzen wissen. So äußerte eine Sklavin Souchays, der die Freiheit angeboten wurde, ihr Bedenken, ob sie dann auch satt zu essen finden werde; hier habe sie doch ihr tägliches Brot gehabt, und Schläge nur, wenn sie es verdiente.

Zehnjährige Erfahrung, sagt Souchay, habe ihn belehrt, daß der Negercharakter so unendlich tief stehe, daß man nach moralischen Antrieben zu seinen Handlungen vergebens suche; das moralische Gefühl ist vollkommen unentwickelt, vielmehr gehen alle ihre Handlungen aus tierischem Triebe oder

aus schlauer Berechnung des eigenen Vorteils hervor. Edelmut und Nachsicht des Weißen ist ihnen verächtlich, wogegen sie die Übermacht respektieren, dafür aber ihren Herrn hassen und ihn zu verderben suchen würden, wenn nicht das Gefühl der Ohnmacht und Unkenntnis der eigenen Kraft, sowie abergläubische Furcht sie zurückhielten. Die vielfachen Versuche in anderer Weise, als mit der Peitsche, und mit Vermeidung dieser wirksam zu strafen, zu denen der menschenfreundliche Herr sich hinleiten ließ, sind vollkommen fehl geschlagen, ebenso wie alle Versuche, auf edlere Triebe als die Sinnlichkeit zu wirken. Es ist keiner unter den Negern, der nicht schon die Peitsche erhalten hat, aber auch keiner, der sie nicht verdient hätte. Von persönlicher Anhänglichkeit ist unter Hunderten kaum ein Beispiel, selbst bei denen, die durch humane Behandlung dazu aufgefordert erscheinen. Souchay herrscht durch Geist und Konsequenz und durch die Bethätigung persönlichen Mutes.

Mit großer Schlauheit wissen die Neger die Schwächen der Weißen zu erkennen und zu benutzen; sie sind die geschicktesten Heuchler. Ihre Rache ist kalt und tückisch, — und wirksam genug durch ihre feine Kenntnis der Giftpflanzen, an denen alle Tropenländer überaus reich sind. Sie vergiften die eigenen Kinder, ja wohl sich selbst, um dem Herrn zu schaden.

Das religiöse Gefühl schlummert, obwohl Sitte und Gesetz der Kolonie auf Seelsorge Bedacht nehmen; selbst das Sterbebett des Negers zeigt keine sittliche Erhebung über den habituellen Zustand, nur bösartige Neger pflegen dann von Gewissensqualen, aber sehr dumpfer, materieller Art zu leiden. Fetischdienst und heimliche Gebete sind beobachtet worden; Amulette und Hexenkram stehen im höchsten Ansehen: Scorpionenstachel, Zunge und Kopf des Chamäleon, Vogelschnäbel, Zangen der Buschspinne, Haare von Negern und Weißen, Stücke von alten Messern und Zäumen. Manches wird verbrannt und gekocht, mit Schießpulver versetzt, in Ziegenhörner oder Schneckenhäuser gefüllt, mit Wachs verklebt und mit Knoblauchsknollen, einem großen Schlüssel der Zauberkraft, verwahrt. Sie tragen diese Stücke versteckt am Leibe, um zu verhüten, daß Spitzbübereien entdeckt werden; anderes wird an der Pforte des Aufsehers vergraben, um ihn krank zu machen, oder im Pferdestall angebracht, damit die Pferde lahm werden. Sie behexen sich auch untereinander und zaubern dagegen.

Je untergeordneter die geistigen Fähigkeiten, desto kräftiger und entwickelter ist der Körper des Negers. Alles verrät Kraft und Gesundheit, jedoch ist die Stärke nicht unverhältnismäßig groß. Charakteristisch ist die Dicke des Schädels und die Schwächlichkeit der Beine; während sie ersteren mit Vorliebe als Angriffswaffe gebrauchen, genügt ein verhältnismäßig schwacher Stoß oder Schlag, um das Gleichgewicht der letzteren zu erschüttern; sie tragen auch alles auf dem Kopfe. Die Arbeitskraft ist keiner nervösen Abspannung unterworfen, und im Notfall können sie ungeheure Mahlzeiten im Vorrat wie die Raubtiere zu sich nehmen; die Zähne sind sprichwörtlich schön, im allgemeinen die Natur gesund und voll Heilkraft; fast ihr ganzer Arzneibedarf beschränkt sich auf das purgierende Ricinusöl (Talma

Christi, Castor oil). Die physische Reife tritt früh ein; hat man mir doch eine Witwe von 10 Jahren gezeigt.*) Alter und graue Haare treten erst spät ein, und man nimmt an, daß von 900 Negern einer das Alter von 100 Jahren erreicht, während bei Europäern das Verhältnis wie 1 : 4000 angegeben wird.

Anm. des Herausg. Seit dem Jahre 1831 wütete in Nordamerika ein erbitterter Kampf über die Sklavenfrage, der erst nach einem großen blutigen Bürgerkriege, welcher zwischen den Sklavenstaaten des Südens und den Nordstaaten der Union von 1861—65 geführt wurde, zu Gunsten der Freiheit der farbigen Rasse entschieden ward. So gewiß es ist, daß die Sklaverei mit der christlichen Gesittung und einem sittlich gesunden Staatswesen nicht bestehen kann, so ist doch die Frage noch nicht gelöst, ob die Negerrasse überhaupt fähig ist, an der Bildung der kaukasischen Rasse derart teil zu nehmen, daß sie sich der Freiheit würdig zeigt. Es liegt auf der Hand, daß dies nicht mit einem Schlage geschehen kann. Der Ersatz der Negerarbeit durch Weiße hat viel Bedenkliches und ist zum Teil gar nicht ausführbar. In Ländern, wie den Antillen, würden Europäer, wenn sie die Feldarbeit der Neger übernehmen sollten, schon nach dem ersten Jahre dahingerafft werden. In dem so wohl angebauten Jamaica, wo England die Neger emanzipiert hat, liegen nun die schönsten Plantagen streckenweise ganz brach; freie Neger arbeiten, wie die Erfahrung genugsam bewiesen, nur so lange, als der Hunger sie nötigt. Im tropischen Klima ist aber dieser leicht zu stillen und die Winterkälte nicht zu fürchten.

---

8. Die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Negers.**)

Sein Körper ist im allgemeinen gut ausgebildet, von 162—170 cm Größe und schlankem Wuchs; der Oberkörper, vom Becken bis zum Scheitel gemessen, größer als vom Becken bis zur Sohle; die Lenden sind länger als beim Europäer, die Gliedmaßen fein gebildet, die Füße auffallend dünn bemuskelt, so daß z. B. die Wade nicht sehr bemerklich ist. Das Zellgewebe unter der Haut ist, selbst bei kleinen Kindern, viel lockerer als beim Europäer, und daher die Haut selbst leichter verschiebbar, wodurch sie dem Gefühl, obgleich dem Gewebe nach derber, weicher erscheint. Der Kopf des Negers zeigt die bekannten Abweichungen: vorgezogene Kiefer, dicke wulstige Lippen, kurze und platte Nasenbeine, feingebildete Ohren, stark entwickeltes Hinterhaupt und enge, sowie abgeflachte Stirn. Jedoch giebt es Ausnahmen von völlig europäischer Gesichtsbildung, wovon ich Originalafrikaner angetroffen

---

*) Vgl. über diesen Punkt den folgenden Aufsatz.

**) Brief aus Paramaribo (A. A. Z. 158, 1853).

und genau gemessen habe. Die Augen haben eine völlig schwarze Regenbogenhaut, und das Weiße im Auge ist, wie bei manchen Pferden, bräunlich schattiert. Die blendend weißen Zähne sind von unverwüstlicher Dauer, die Nasenflügel sind dünn, die Nasenlöcher weit, der Mund ist meistens groß, aber das Kinn, trotz der starken Unterkiefer, sehr kurz. Alles Haar, sowohl Haupt- und Körperhaar, ist spiralförmig gekräuselt, und der Bartwuchs schwach: seine Farbe ist schwarz, selten rot. Die Hautfarbe wechselt vom Dunkelschwarzen bis ins Braunrote, Handteller und Fußsohlen sind orangefarben. Die wahrnehmbaren Absonderungen sind geringer, die Ausdünstung dagegen stärker als bei anderen Rassen, und von eigentümlichem, dem der Schafe ähnlichem, jedoch selbst bei großer Reinlichkeit stechendem Geruch, woran man in der größten Dunkelheit die Anwesenheit eines Negers bemerken kann. In Bezug auf Schärfe der Sinne steht der Neger dem Indianer so weit nach als der Europäer; süße, scharf gewürzte, stark gesalzene Nahrungsmittel zieht er vor und verschmäht weder faulendes Fleisch jeder Art noch das Ungeziefer seines Kopfes. Obgleich Schmerzen geringen Einfluß auf ihn ausüben, so empfängt er selbst kleine Züchtigung nie ohne entsetzliches Geschrei; Thränen vergießt er nicht oder nur in den seltensten Fällen. Übermaß der Gefühligkeit und des Stumpfsinnes, der Freude und der Verzweiflung, des Eigensinns und der Willfährigkeit, der Ausdauer und der Ermattung sind Extreme, in denen er sich bewegt. Eine Negermutter stopft ihrem Kinde die Nahrungsmittel bis zum Platzen ein, sie heult zwei oder drei Tage lang nach seinem Tode und geht dann unmittelbar zur geräuschvollsten Freude des Tanzes über. Jeder Neger schläft, wenn er nicht beschäftigt ist, Tage lang, mit Ausnahme der Essenszeit, und zwar fest wie ein Murmeltier; aber jeder Neger tanzt auch, wenngleich nach schwerer Arbeit, die ganze Nacht durch unermüdet, als wären seine Sehnen von Stahl. An seinem Geburtsort, seinem Wohnplatz, seiner eingelernten Beschäftigungsweise hält er mit unbezwingbarem Eigensinn fest: ein Neger, der auf einer Zuckerplantage erzogen war, ist auf Kaffeeplantagen nicht zu gebrauchen; eine Negerin, als Wäscherin angewöhnt, wird nie plätten, als Plätterin nie kochen u. s. w. Man irrt sich, wenn man glaubt, dieser Eigensinn sei zu durchbrechen, wie der eines Europäers; dieser Eigensinn ist kein gemachter wie bei diesem, sondern in der innersten Natur der Rasse begründet und so stark, daß z. B. Neger, welche aus verschiedenen Zuckerplantagen auf eine nicht sehr entfernt gelegene zusammengebracht, obgleich ihnen keine andere als die gewohnte Arbeit aufgetragen wurde, infolge des Heimwehs Seuchen bekamen und starben. Noch mehr: an diesen Eigensinn knüpft sich ein Aberglaube, der zur Entfaltung einer Energie führt, welche nichts anderes ist, als die äußerste Anspannung der Kraft der Schwäche, wenn ich so sagen darf. Ein Neger, der seinen Herrn um irgend einer Ursache willen haßt, führt mit der größten Anstrengung und Entbehrung Dinge aus, die diesem schaden; er stiehlt, er entfremdet, was er kann, er entzieht sich der Arbeit, er geht durch und erträgt geduldig alle, selbst die härteste Strafe, wenn er

nur hoffen kann, seinen Herrn geärgert zu haben. Ja, es sind Fälle bekannt, wo Neger, die einen mit allerlei abergläubischen Ceremonieen verbundenen Schwur geleistet, ihren Herrn zu ermorden, aber dazu zu feig waren, sich durch Fressen von Erde ums Leben brachten, weil sie der Alternative der Ausführung des Mordes oder des Eidbruchs nicht zu entgehen vermochten.

Für Schmuck und Zierde hat der Neger wenig Sinn, er scheint in dieser Beziehung mehr auf den Eindruck seiner wohlgeformten Glieder zu vertrauen, als auf Kleider. Geschmeidigkeit der Glieder ist ihm von Natur eigen, und wenn er diese Gabe in der sogenannten Freiheit zu nichts anderem nützt, als zu affenartigen Sprüngen, so zeigen in mehr kultiviertem Zustand beide, besonders aber das weibliche Geschlecht, eine natürliche Grazie und Würde der Haltung und Bewegung, die, selbst in Lumpen gehüllt, Adel erblicken läßt. Sorglos im höchsten Grade, giebt weder das eine noch das andere Geschlecht acht auf seine Kleider und folgt in der Wahl derselben dem Trieb nach der geschmacklosesten Buntheit; allein die Art, die Kleider zu tragen, hat stets etwas Malerisches. Was ihre Wohnung betrifft, so ist die der freien Buschneger hochgelegen, zugänglich, reinlich und nicht sonder Zierde geflochten; die der Sklaven dagegen, wenn sie ihrer Wahl folgen dürfen, unzugänglich, nicht sehr reinlich und wohl hinter Gebüschen versteckt. Diese lieben es nicht, wenn irgendwer die Wohnung betritt, weil sie fürchten, über irgend einem dort verborgenen Diebsgut ertappt zu werden.

Was den Neger am meisten bezeichnet, sind seine fixen Ideeen, ohne die man keinen antreffen wird. Jeder bildet sich ein, daß irgend etwas oder irgend welche Dinge für ihn schädlich sind, wo nicht ihm den Tod bringen, und diese heißt er seine **Drift**; so hat einer einen gewissen Fisch, der andere eine oder mehrere Früchte u. s. w. zur Drift, und ist durch nichts zu vermögen, diese Dinge zu genießen, ja er wird wirklich krank, wenn er sie genießt, so mächtig wirkt diese fixe Idee. Dies ist Kleinigkeit, wenn man will, Geschmacksache; allein diese fixen Ideeen haben eine sehr ernste Seite: es herrscht nämlich unter diesem Volke der Glaube, daß in jedem ihresgleichen ein böser Dämon stecke, welcher seine Handlungen regiere. Stirbt unter den freien Buschnegern einer, so wird von den Verwandten irgendwer bezichtigt, ihn ermordet zu haben, und wäre dieser jemand auch lange Zeit stundenweit entfernt gewesen. Nach Befragung einer Art von Pythia wird der Bezichtigte ergriffen und grausam hingerichtet.

Gleichwie am Negerkopf das Ohr der schönste Teil ist — denn es ist fein und wohlgebildet — so ist auch Sinn für Musik dieser Rasse eigen; ihre Gesänge, obgleich oft von wüstem Instrumentallärm begleitet, bewegen sich in Moll=Akkorden und sind nicht ohne Wohlklang. Ihre Stimmen gleichen denjenigen von Knaben, sie sind mehr Hals= als Bruststimmen, und ihr Sprachsinn äußert sich mehr melodiös als logisch. Das sogenannte Neger=Englisch, das hier allgemein gesprochen wird, ist ein Gemengsel von Englisch, Holländisch, Spanisch und so zu sagen Afrikanisch, ohne allen inneren Bau, gefügt nach Kinderart; allein **das** Verdienst haben die Neger

wenigstens um die englische Sprache, daß sie vermöge ihres musikalischen Ohres alle die häßlich klingenden, schlechten Vokale in wohlklingende umgewandelt haben und dies immer thun, sobald ihnen ein hartes Wort vorkommt. Ein Neger z. B., den man Achmed nannte, bekam alsbald von seinen Kameraden den Namen Hagometi (hog's mead, Schweinefleisch), und wenn ich einen Begriff von dem kinderartigen Bau dieses Gemengsels geben soll, so kann dies durch den Wahlspruch der hiesigen farbigen petitesfemmes oder missies geschehen, der lautet: monni kabá, lobi kabá, übersetzt: monni = money, Geld; kabá = accabado, zu Ende — und damit ist die Übersetzung zu Ende, denn was lobi heißt, wird jeder sich ohne Schwierigkeit selbst erklären können.

Es ist häufig behauptet worden, daß im Süden die Entwickelung der Reife früher eintrete als im Norden, und besonders beim Neger früher als beim Weißen. Dieser Behauptung muß ich, nach dem, was ich in Surinam gesehen und hierüber gehört habe, widersprechen, und kann mir sie nur daraus erklären, daß Untersucher, welche sie angaben, sich auf die eigenen Aussagen der Neger in betreff ihres Lebensalters verließen. Man muß aber wissen, daß der Neger nie weiß, wie alt er ist, und hierüber die lächerlichsten Angaben liefert; so gab mir z B. ein etwa 40jähriger Neger auf die Frage, wie alt er sei, in vollem Ernst die Antwort: 15 Jahre. Genauen Erkundigungen zufolge tritt bei den Weibern die Reife zwischen dem 13ten und 17ten Jahre ein, und hört, wie bei uns, um das 40ste Lebensjahr auf. Ganz anders verhält es sich aber mit der Entwickelung und Ausbildung des Körpers in der Jugend. Wo ein europäisches Kind noch ganz kinderartige Verhältnisse zeigt, z. B. im 4. Jahre, ist das Negerkind schon fertig proportioniert gewachsen, und sieht, da sein Wachstum in die Höhe nicht schneller geht als bei andern Menschen, eher einem Erwachsenen en miniature als einem Kinde gleich. Die Gesichtszüge haben schon in diesem Alter den fertigen Ausdruck eines Europäers von 20 Jahren, die Haut läßt sich falten, ohne daß, wie bei gleich alten weißen Kindern, eine dicke Schicht fetten Zellgewebes die Falte verdickt oder das Falten unmöglich macht; die Bewegungen sind so verwandt, wie bei Erwachsenen, und überhaupt sieht man an diesen Kindern die Veränderungen, welche ein Europäer vom 4ten bis 16ten Jahr durchläuft, nur undeutlich.

Es war oben von Extremen die Rede, in denen sich der Neger ausschließlich bewegt; hierzu zähle man nun noch den wildesten Trotz und die bis zur Verzweiflung gehende Feigheit, den abgeschmacktesten Hochmut und die bettelhafteste Kriecherei, die zärtlichste Affenliebe und die entmenschteste Grausamkeit, so ergiebt sich uns das Bild eines stationären Knabentums. Der Neger ist ein seiner Rasse nach stationärer Knabe. Denken wir zurück an unsere eigene Knabenzeit, so werden wir finden, daß damals dieselben Gegensätze von Gefühligkeit und Stumpfsinn, Frohsinn und Verzweiflung, Trotz und Feigheit, Eigensinn und Willfährigkeit, Ausdauer und Trägheit, Hochmut und Unterwürfigkeit unser Eigenstes waren. Es wird

noch oft genug von Negertricks die Rede sein, die ich jetzt nicht vorgreifend aus ihrem Zusammenhang reißen kann, allein es ist kein Charakterzug an dieser Rasse zu finden, wodurch nicht die Wahrheit des oben ausgesprochenen Satzes in die Augen spränge. Ein guter Neger ist wie ein guter Junge: offen, schmeichlerisch, gierig nach Lob der kleinen Spenden, willfährig und ausdauernd; ein schlechter, das treffende Bild eines bösen Schulknaben: verstockt, listig, voll freudiger Emsigkeit, wenn er am Werke ist, um den Meister zu ärgern oder zu hintergehen, routiniert in der Verstellung und Lüge, höchst gewandt in Ausreden aller Art, Stoiker in Ertragung von Schmerzen, denn er weiß, es ärgert den Menschen, wenn er Züchtigung mit Gleichmut erträgt, und träge, gleichgültig und gefräßig über alle Begriffe. Dem Trunk ist er im allgemeinen nicht so ergeben als der Indianer, und kann demselben entsagen, wenn dessen Gebrauch ihm Gefahr bringt; ob er der Wollust mehr ergeben sei als der Europäer, wird schwer zu entscheiden sein, aber seine Leidenschaftlichkeit ist zügellos, wenn angeregt, und Treu und Glauben sind bei ihm von dem Einfluß launenhafter Neigung oder dem der Angewöhnung von Jugend auf abhängig. Obgleich von guter Auffassungsgabe, ist er ohne Urteil und läßt sich daher in diesem durch die abgeschmacktesten Phantasieen leiten. Ein Neger, den man auf eine Viertelstunde Wegs verschickt, braucht gewöhnlich, trotz aller Ermahnungen und Androhungen, hierzu 4—5 Stunden; hierüber zur Rede gestellt, behauptet er, nicht gewußt zu haben, daß es so spät sei, leugnet jeden Fehler ab, scheint ihn nicht zu begreifen oder begreift ihn in der That nicht gut, denn er hat kein Zeitmaß im Kopf; zeigt man ihm aber die Uhr, ehe er fortgeht, und droht ihm mit Strafe, wenn er nicht zurück ist, bis der Zeiger auf eine bestimmte Ziffer weise, so kommt er pünktlich, denn er hält die Uhr für ein Wunderding, das den Meister über alle seine Schritte unterrichtet.

Wenn der Neger mit Ruhe Gefahren entgegengeht, so ist dies nicht der ruhige Mut des Mannes, sondern die Gleichgültigkeit und tollkühne Urteilslosigkeit des Knaben. Man hat häufig die Erfahrung gemacht, daß der Neger der Ansteckung nervöser Fieber, wie z. B. der des gelben Fiebers entgeht; es ist aber Irrtum, wenn man glaubt, daß dies seinen Grund in seiner körperlichen Organisation habe; der Mut der Gleichgültigkeit schützt ihn vor Ansteckung eben so, als den Europäer der moralische Mut in ähnlichen Fällen. Sobald der Neger aber die wahre oder eingebildete Größe einer Gefahr einsieht, so überläßt er sich der krassesten Verzweiflung und geht dadurch schneller zu Grunde, als der Europäer; hat er beim gelben Fieber die Macht der Krankheit begriffen, so ist er, da er sich gleich anfangs verloren giebt, sicher verloren. Obgleich durch seine erregbare Gefühligkeit mit beinahe hundeartiger Treue an seinen Meister und Erzieher gekettet, fehlt ihm jede Treue, die für den männlichen Charakter das Bezeichnendste ist; aber seine Treulosigkeit ist völlig grundlos, d. h. er zeigt nicht Mißtrauen, weil er getäuscht wurde, sondern er mißtraut jedem, weil in ihm, seiner Natur nach, keine Treue wohnt. Am meisten mißtraut er aber seinesgleichen, und

hiervon kommt, verbunden mit seiner Anlage zu fixen Ideeen, sein Glaube: jeder Neger sei von einem bösen Geiste besessen. Dies ist auch das größte Hindernis für die Erziehung der Neger durch ihresgleichen, indem sie Unterweisung durch dieselben bei weitem weniger gut annehmen, als von Weißen und dies besonders, wenn der Unterweiser ein freier Mann ist, wo er nicht selten durch das Mißtrauen seiner Rassegenossen, sowie durch eigene angeborene Neigung, aus einem gebildeten Zustand in den der Rohheit zurückkehrt. Es sind Beispiele von talentvollen Negern bekannt, welche, in Europa erzogen, gelehrte und tüchtige Prediger wurden; man schickte sie als Missionäre nach Afrika, aber nach wenigen Jahren traf man sie daselbst so nackt und roh an, als ihre wilden Stammgenossen.

Geld hat in der Hand des Negers dasselbe Schicksal, als in der eines Knaben, es wird entweder nutzlos aufgehäuft oder auf die unsinnigste Weise verschwendet. So kaufte z. B. ein Buschneger, der in Paramaribo eine Quantität Holz verkauft hatte, von einem Juden eine Schreibschatulle, bloß weil er wußte, daß die Europäer sich einer solchen bedienten, und schleppte dieses eben so teure als nutzlose Möbel mit sich in die Urwälder. Wie Kaliban nur unter dem Einfluß der weisen Zucht Prosperos, so ist, mit äußerst seltenen Ausnahmen, von Negerindividuen, die durch persönliche Mannhaftigkeit das Knabenhafte ihrer Rasse überwinden können, der Neger nur in der Dienstbarkeit des Weißen etwas wert. Man kann in allen Straßen von Paramaribo die Freineger als Faullenzer kauern, liegen und gaffen sehen, denn wenn sie nur ein bis anderthalb Tage in der Woche ein wenig arbeiten, so haben sie genug, um den Bauch zu füllen. Dies geschieht mit den talentlosen; aber selbst talentvolle, die sich als Werkleute in jeder Beziehung ausgezeichnet hatten, fallen unmittelbar nach ihrer Freilassung aus Hochmut (da ja nur der Sklave zu arbeiten braucht), Gedankenlosigkeit und Mangel an innerem Halt der elendesten Faullenzerei anheim.

Dies alles, wird man uns sagen, kommt auch bei Europäern vor; das ganze europäische Proletariat, vom deutschen Bummler bis zum Lazzarone, hat in seinem Charakter, in seiner Denkungsweise, in seinem Handeln die größte Ähnlichkeit mit dem, was hier von Negern gesagt wird; Trägheit, Gleichgiltigkeit, Mißtrauen, Unfähigkeit im Gebrauch des Geldes u. s. w. kommt auch hier in ähnlicher Weise vor. Zugegeben! denn der Proletarier ist nichts anderes, als eine Knabennatur; allein was ihn wesentlich vom Neger unterscheidet, ist das: der europäische Proletarier hat, obgleich seiner innern Individualität nach von der Geburt bis zum Tode ein psychischer Knabe, hinter sich die Männernatur der europäischen weißen Rasse; dadurch hat er die Fähigkeit, sein Bubentum zu durchbrechen, und seiner Obrigkeit ist die Möglichkeit gegeben, auf diese Durchbrechung hinzuwirken, ohne gegen einen organischen Naturbestand anzukämpfen. Den Proletarier hindert seine äußere Freiheit nicht, die innere anzutreten, sobald er in sich gehen und die ihm von der Natur eingepflanzten männlichen Eigenschaften kultivieren will. Ganz anders der Neger. Da seine Rasse knabenhaft und dadurch innerlich

unfrei ist, so hat er — ein Fall, der unter allen Menschenrassen mehr Ausnahme als Regel ist — eine ungewöhnlich starke männliche Individualität nötig, um seine Rasse-Eigenschaften zu überwinden; für ihn ist die äußere Freiheit, wenn diese Überwindung nicht vollständig geschehen ist, ein Hindernis, die innere anzutreten, weil er ohne die väterliche Leitung des Europäers den durch nichts zu durchbrechenden knabenhaften Eigenschaften seiner Rasse zur Beute wird.

9. Mexico.

Land und Leute. *)

Der Golf von Mexico bietet in seinem ganzen weiten Umfange den Schiffen bloß einen einzigen und noch obendrein sehr gefährlichen Ankerplatz dar, den von Vera-Cruz; **) und gerade dort haben sich zwei verheerende Landplagen in die Herrschaft des ganzen Jahres geteilt: das gelbe Fieber und der Nordwind, welche in ihrem unerbittlich strengen Regiment mit einander abwechseln, von einer Sonnenwende zur andern.

Ich kam im November an, also in der Jahreszeit der Orkane. Wir hatten die Antillen durchsegelt, hatten denselben Weg verfolgt, den vor 300 Jahren ein großer Seefahrer gebahnt, und waren so ins Angesicht des Cofre de Perote und des flammenden Gipfels des Orizaba gelangt, die gleich einem zweifachen Pharus auf den Cordillerenkamm gepflanzt sind, gleich wie zwei ungeheuere Türme, die sich von der unermeßlichen Andenkette losgerissen haben. Da drüben, jenseits des Reiches der Stürme, entfaltete sich vor unsern Augen das majestätische Amphitheater eines Kontinents, höher über der Meeresfläche erhaben, als die Berggipfel der Pyrenäen, und der Strand, an welchem Fernando Cortez einst seine Fahnen aufpflanzte, enthüllte bereits bis an den fernen Hintergrund der Gebirge seinen dürren, einförmigen Anblick. An der Scheidegrenze zwischen See und Gebirge zeigte vor uns Vera Cruz seine Mauern, die eben so gut von den Fluten des Ozeans wie von hohen Sandwellen rings umlagert sind. Unsere Schiffsgefährten, die vorher ihre Augen unablässig nach dem festen Lande hin gerichtet hatten, wendeten sich jetzt nach dem atlantischen Ozean zurück, wie nach einem schönern Aufenthaltsorte, den man soeben zu verlassen im Begriff ist und gern noch einmal zu sehen wünscht. Das Schloß von San Juan de Ulloa schien ganz in die feuchte Fläche zu tauchen. Seine Kanonen begrüßten unser mit der königlichen Flagge geziertes Schiff, und diese Donnerstimmen riefen eine große Menge von Menschen nach dem Hafen hinaus, die alle voll ungeduldiger

*) Nach dem angeführten Werke des Herrn von Salvandy.

**) „Wahres Kreuz."

Sehnsucht da standen, um Brüder, Ehegatten oder Söhne zu bewillkommnen. Ich war der einzige, dem von dem bekannten Strande her sich weder die Arme einer Schwester oder Mutter, noch die eines Freundes entgegenstreckten.

— — Vier Monate waren verstrichen, und ich konnte an meine Abreise denken. Als ich Vera Cruz verließ, war der Sommer der Äquinoktialgegenden, der im Oktober beginnt, seinem Ende nahe. Das gelbe Fieber wütete gegen die dürren Gegenden der Seeküste hin. Ich hoffte dem glühenden Hauch der Südwestwinde zu entgehen, wenn ich das prachtvolle Amphitheater der Cordilleren erstiege, und dort zu Ende Mai die Donner murmeln zu hören, welche in diesen Klimaten dem Winter vorauszugehen pflegen. Indessen, seit einiger Zeit hat der Himmel so gut seine Revolutionen, als die Erde, und Neu-Spanien hat es erlebt, daß die Zeit der Dürre sich nicht mehr auf die von der Natur ihr zugewiesenen acht Monate beschränkte, sondern das ganze Jahr hindurch herrschte, oder höchstens im September auf kurze Zeit den wohlthätigen Gewittern Platz machte. So fand ich denn auch den glühenden Sommer meiner Heimat (Spanien) in der winterlichen Jahreszeit des Äquators wieder und mußte alle Glut der heißen Zone erdulden.

Ich würde mit meiner Darstellung nicht zu Ende kommen, wollte ich alle die Leiden erzählen, die ich unter dem Druck eines brennenden Himmelsstriches, in einem Kontinent zu erdulden hatte, wo mir alles neu und ungewohnt war, selbst die Gesichtsbildung der Menschen; wo ich unter zwanzigerlei Völkerschaften geriet, deren Sprache ich nicht verstand; wo ich, irre geführt durch die Erscheinungen der Nacht, wie durch die des Tages, weder über meinem Haupte die bekannten Sternbilder meiner Kindheit, noch um mich her die Pflanzenwelt, die Landschaft, den Gesichtskreis meines Vaterlandes wieder fand, heute über ewigen Schnee, morgen durch tiefe, von der glühenden Lava gebildete Schluchten, bisweilen durch reiche, anmutige Thäler, noch öfter aber durch weite, öde Savannen wanderte, wo ich oft mehrere Nächte hindurch keinen andern Zufluchtsort fand, als den Tambo der Mauleseltreiber.

Indessen hatten doch die Mühseligkeiten einer solchen Reise keinen so großen Einfluß auf mich, daß ich nicht die Scenen, die sich meiner Bewunderung darboten, hätte betrachten sollen. Soll ich es versuchen, ein Gemälde mit Worten zu zeichnen, welches die Natur in ihrer Allmacht ausgeschmückt und durch das Zauberspiel ihrer Phänomene so großartig gemacht hat? Amerika ist wirklich eine neue Welt, die sich vor dem erstaunten Blick des Europäers ausbreitet. Wie soll man diese eben so anmutigen als großartigen Wirkungen einer Atmosphäre schildern, welche durchsichtiger und dünner als die unsrige ist, die ein helleres Licht durch sie hindurchströmen läßt, einen Reichtum an Farben und Wiederscheinen darbietet, dem Auge die Fernen ganz nahe rückt und nach allen Seiten im tiefen Dunkelblau des Himmels mit den schärfsten Umrissen den imposanten Bau jener Cordilleren zeigt, welche das alte Reich des Montezuma bis zu einer alpengleichen Höhe empor-

heben? Wo sich ihre Abhänge entfalten, da sieht man angebaute Felder, Weidetriften, Urwälder, Flecken und Städte in so großen Provinzen, wie sie in Europa für Königreiche gelten würden; und über diese reiche Landschaft zieht dann die Riesenbergkette ihre ungeheure silberne Binde wie einen Ehrenkranz. Die gewaltigen Felskegel scheinen, den Titanen der Vorwelt gleich, den Himmel erstürmen zu wollen, und die riesigen Basaltmauern, die sich in den seltsamsten Formen, bald wie Säulengänge und Vorhallen, bald wie die Ruinen mächtiger Burgen dem Auge darstellen, scheinen Risse von Bauwerken zu sein, die nur ein überirdischer Baumeister so zu entwerfen und auszuführen vermochte! Oft auch bleibt der Wanderer voll Überraschung am Fuße eines Vulkans stehen, dessen Krater sechsmal höher ist als der Vesuv oder die doppelte Höhe des Ätna erreicht. Hier türmen sich die Kegel des Orizaba und Perote wie ewige Pyramiden empor, dort die Spitzen des Colyma und Jorulla, weiterhin auf der Centraloberfläche neben der Stadt des Guatimozin steigen stolz der Izzakkihuatl und der Popocatepetl, die Nebenbuhler des Chimborasso,[1]) empor, gleichsam wie König und Königin der Mitte ihres Reiches, der Andes von Mexico.

So tritt dem Auge das vormalige Kolonieland entgegen, das fünfmal größer ist als Spanien.

Vermöge der ungleichen Gestaltung des Bodens in diesem Berglande ist ein einziger Tag hinreichend, um aus dem Sonnenbrand des Äquators in das Eis der Polarzone zu gelangen. Die Pflanzengeschlechter, die von den Ebenen der Küste und von der untersten Tiefe der Thäler bis zur Höhe des ewigen Schneees hinaufwachsen, wechseln in eben dem Maße, wie die Luftbeschaffenheit. Am Strande der beiden Meere hin, wo die Perle unter dem Sande hervorblitzt, beginnt die Region der heilsamen Jalappe, der Ananas und ähnlicher köstlicher Früchte, die unser Europa gar nicht kennt, des Tabaks, dieses treuen Lieblings der Spanier in beiden Erdhälften, der im Palast des Königs wie im elenden Zelte des Hirten die Langweile vertreibt und aufheitert; hier liefert die Jatropha dem Dürftigen das nährende Maniokbrot,[2]) hier entfaltet der Pisangbaum[3]) sein zartes Laub und bietet den Menschen Nahrungsmittel dar, die an Überfluß wie an Wohlgeschmack die Getreidearten unserer Gegenden weit übertreffen. Die dickbelaubte Liane, welche die Vanille, dies wahrhaft amerikanische Gewürz liefert, erfüllt mit

[1]) Der Chimborasso hat 6300 m, Popoca-tepetl (Feuerberg) 5250 m.

[2]) Jatropha Manihot oder Cassavapflanze, ein 2—3 m hoher Strauch mit handförmigen Blättern, die lanzettförmige Lappen haben. Die Wurzel enthält einen giftigen Saft und würde daher, mit demselben gegessen, sehr schädlich sein; allein wenn man ihn auspreßt und die Wurzel von der äußern Rinde säubert, so giebt sie in der Sonne getrocknet, ein herrliches Mehl, woraus ein wohlschmeckendes, gesundes und nahrhaftes Brot gebacken wird.

[3]) Der Bananen-Pisang (Musa sapientum) hat wie die Palme einen krautartigen, grünen, markigen Stamm und oben eine herrliche Krone breiter, großer Blätter. Was die Getreidearten dem Nordländer, das sind die Bananen mit ihren nährenden, reichergiebigen Früchten dem Tropenländer.

ihrem balsamischen Duft den Luftkreis und tapeziert mit ihren zierlichen Blüten die Spalten der Felsen, die Ufer der Ströme, das Dickicht der Gehölze. Neben dem Kaktus, dessen furchtbare Stacheln den Scharlachwurm beschützen,[1]) schmückt das Land die für Künste und Gewerbe so wichtige Indigostaude, dann der Kakaobaum, dem das Leben des Spaniers in Amerika wie daheim auf der pyrenäischen Halbinsel seinen hauptsächlichsten Unterhalt verdankt, die Baumwollenpflanze mit ihren schönen gelben Blüten, welche fast die ganze bewohnte Erde mit Kleidern versieht, endlich der Campechebaum mit seinen traubenförmigen wohlduftenden Blumen, seinen aromatisch-stärkenden Früchten, seinen arzneilich wirkenden Blättern und seinem berühmten Holze, das selbst das Wasser, worin ein Stamm dieses merkwürdigen Baumes eine zeitlang gelegen, zu einer brauchbaren Tinte zu färben vermag; — eine solche reiche Flora belebt die Ufer der Seeen, das Bett der Flüsse, die Abhänge der Berge. Das Zuckerrohr von Taïti läßt mitten durch dieses große Naturgemälde sein helles Grün schimmern; der Kaffeebaum ist, bis an die Grenze des ewigen Frühlings hin, ein freundlicher Gast geworden; der Reis und der Mais, der Yam und die Bataten[2]) knüpfen ihre nährenden Früchte an ein und dieselbe fruchtbare Scholle; der Weinstock Asiens und der Weizen Europas wachsen hier um die Wette; der Ölbaum, der Flachs und Hanf erwarten bloß noch, daß man ihnen das Bürgerrecht erteile, um sofort dem Vaterlande des Goldes und Silbers neue Erdengüter zu bringen. In jeder Höhe findet sich die Kartoffel, die im Pflanzenreich ganz so wie unter den Tieren der Hund, dieser treueste Begleiter des Menschen, überall einheimisch wird, wo der Mensch zu leben vermag, und die nicht minder leicht anzubauende fast noch wohlthätigere Agave[3]) läßt wie eine Wunder-

[1]) Mexico ist der Hauptort der Cochenille (Schildlaus), welche hier auf mehreren Arten des Kaktus, vornehmlich auch auf dem unter uns bekannten Cactus Opuntia (indianisches Feigenblatt) lebt. Dieses äußerlich so unscheinbare Insekt giebt die herrliche Farbe, die wir kennen, und bringt jährlich ein Kapital von circa 27 Millionen Mark Ausbeute.

[2]) Die gemeine Yamswurzel (Discorea sativa) ist in beiden Indien und auf den Inseln der Südsee zu Hause. Das ganze Gewächs ist fast bloß Wurzel, auf welche die Natur alle Kraft verwandt hat; ein dicker Knollen, äußerlich grau oder gelb, inwendig weiß, oft von 40—60 Pfund Gewicht. Man ißt sie gewöhnlich in Asche gebraten.

Die Bataten der Convolvulus batatas, einer Winde, sind Knollen, einigermaßen den Kartoffeln ähnlich, aber zarter und lieblicher von Geschmack. Der borstige, kriechende Stengel hat herzförmige Blätter und blaue Blumen.

[3]) Die Gärtner rechnen die Agave ihrer ähnlichen Blattform wegen zu den Aloën, obwohl sie ein eigenes Geschlecht ausmacht. Die bekannteste, welche auch in unsern Gewächshäusern gezogen wird, ist eben die amerikanische (Agave americana), mit den dicken, einen Meter langen, in eine Stachelspitze auslaufenden Blättern. Im 20. oder 30. Jahre treibt der ungeheure Stamm zuweilen 10 m hohe Blütenstengel hervor mit einem Durchmesser von 10 cm. Er breitet sich oben in Äste aus, die, gleich den Armen eines Kronleuchters, eine Pyramide bilden und angenehm riechende grüngelbe Blüten tragen. Die blühende Agave gewährt einen prächtigen Anblick. — In Amerika braucht man sie zu Zäunen, die noch besser schützen als eine Mauer. Aus dem Saft kann Wein (Pulque), Zucker und Essig bereitet werden. In Mexico giebt es Agavepflanzen, die

quelle dreimal des Tages dem Ackersmann wie dem Hirten Wein und Honig ausströmen, und das bis in die Nachbarschaft der eisigen Zone hin.

Diesen glücklichen Boden, der sich für den Anbau der Pflanzen aller Gegenden eignet, darf der Pflanzer bloß aufwühlen, um alle Metalle zu finden, die der Schoß der Erde nur irgend in sich schließen kann. Das Gold und Silber, das Eisen, das Kupfer, das Quecksilber, das bis jetzt in den Minen Neu-Spaniens fast vergessen ruhte, sie bilden reiche Quellen künftigen Glückes und Wohlstandes, welchem dereinst die alte Welt zinsbar werden wird. Mexico in der Mitte des Erdkreises gelegen, kann nach der einen Seite hin mit den Werkstätten Europas, nach der andern mit den Faktoreien Asiens in Verbindung treten.

Aber nicht bloß die Erzeugnisse des Bodens und die Ansichten der Gegenden wechseln hier in reicher Fülle mit dem mannigfaltigen Klima, der Einfluß der letztern äußert sich auch in der verschiedenartigen Sitte, Lebensweise, Gesichtsbildung der Menschen; nur mit dem Unterschiede, daß der Mensch gerade in dem Maße desto mehr Kraft und inneres Leben hat, je geringere Lebenskraft und Schönheit die Pflanzenwelt zeigt.

Dies kommt daher, weil die Früchte seiner Arbeit ihm weit mehr Gedeihen bringen, als die Früchte seines Bodens. Auch scheint er dies wirklich von jeher gefühlt zu haben; denn nach dem Beispiel der frühern und ursprünglichen Bevölkerung drängten sich auch die späteren Eroberer des Landes in die höheren Gegenden hin, auf das ungeheure Plateau von Anahuac, diesen Mittelpunkt der Kultur und Gesittung früherer Zeiten. Hier blühten unter den blutigsten Fehden die Tlascalanischen Republiken und die Monarchie der Azteken, die stolzen Rivalen, welche man das Griechenland und das Persien der neuen Welt nennen könnte; hier sieht man Städte, geschmückt mit den Erfindungen des menschlichen Geistes, mit den ausgesuchtesten Gegenständen des Luxus, mit den wohlthätigen Erzeugnissen der Künste und Gewerbe, die mitten unter den ehrwürdigen Ruinen einer längst dahingesunkenen Ordnung der Dinge eine europäische Pracht entfalten; hier stehen noch uralte Tempel, die ihre Götter und ihre Erbauer längst überlebt haben; ungeheure Altäre, vor denen die Seele von dem majestätischen Eindruck ergriffen wird und eine gewisse religiöse Rührung empfindet; — große Wasserleitungen, die der alten Römer würdig gewesen wären; Pyramiden, die an Größe jenen Monumenten gleich kommen, welche noch aus dem Sande der ägyptischen Ebene hervorragen, und die gleich diesen aus der Verehrung des Jenseits entsprangen.

Sieben bis acht Millionen*) Menschen sind die einzigen Insassen dieses bezaubernden Landes, welches ein Dritteil der Bevölkerung der alten Welt ernähren könnte. Gleichsam als wäre es von jeher dazu bestimmt, allem

---

bloß durch den Saft 30 und mehrere Tausend Mark eintragen. Aus den Blättern und ihren Fibern macht man Flechtwerk und Garn zu allerhand Zeugen.

*) Im Jahr 1878: 9,174,000.

dem, was die entlegensten Himmelsstriche erzeugen, zum Vereinigungspunkte zu dienen, geben sogar die Bewohner durch den Kontrast ihrer Hautfarbe und ihrer Sitten und Gebräuche der ganzen Naturscene, die sie beleben, vollends einen ungewöhnlichen Anblick. Die drei großen Spielarten unseres Menschenstammes leben hier neben einander; die verschiedenartigsten Mischungen und Abstufungen von Schwarz, Weiß, Kupferrot laufen hier in einander, während daneben manche Familien die ursprüngliche Bildungsform mit aller Zähigkeit und Schärfe beibehalten haben.

Aber warum mußten doch Menschen aus allen Zonen sich bloß darum auf den Höhen der Cordilleren begegnen, um sich gegenseitig zu hassen? Warum mußte dieser Kastenunterschied, der sich auf das leerste Vorrecht gründet, das der Zufall austeilt, überall Unterdrückung und Feindschaft verbreiten? Es giebt keine Farbe der menschlichen Haut, die nicht von dem Stolz der Weißen irgend einen Rang oder irgend einen Namen erhalten hätte. Der Eingeborene aus den unteren Volksklassen, der schon im Reiche Montezumas zum Pöbel gerechnet wurde, seufzte noch vor kurzem unter dem Joch der Stellvertreter des ehemaligen aztekischen*) Adels, seinen Gemeinde- oder Munizipalobrigkeiten, die auf ihre Mitbürger tyrannisch niedertraten, um zu vergessen, daß sie selbst von der europäischen Rasse in den Staub getreten waren. Diese Kaziken, obwohl zum Range des castilianischen Adels erhoben, verabscheuen den Kreolen, d. h. den Nachkommen jener Spanier, die Mexico eroberten und sich bereits acclimatisiert haben. Die Kreolen wiederum, die nur zu oft dem Andenken an das Mutterland untreu

*) Das erste bis jetzt uns bekannte Volk, das vermutlich vor dem Ende des 7. Jahrhunderts aus dem Norden nach Anahuak kam, sind die Tolteken, welche den Ackerbau und viele mechanische Künste mitgebracht haben sollen. Die prächtigen Ruinen von Tempeln und öffentlichen Gebäuden, die man in verschiedenen Teilen Neu-Spaniens findet, werden diesem Volke zugeschrieben, dessen Name gleichbedeutend mit „Baumeister" ist. — Nach dem Eindringen mehrerer anderer erobernden Stämme machten sich die Azteken geltend, die gleichfalls aus dem Norden kamen, und zwar zu Anfang des 13. Jahrhunderts. Sie gelangten 1325 an das Südwestende des Hauptseees. Hier sahen sie auf einem Nopalbaum (indianischen Feigenkaktus), der aus einem von dem Wasser dieses Seees bespülten Felsen hervorwuchs, einen Königsadler von außerordentlicher Größe und Schönheit. Dieser Adler hielt eine Schlange in seinen Klauen, und seine großen Flügel waren gegen die aufgehende Sonne ausgebreitet. Die Azteken begrüßten diese glückliche Vorbedeutung, welche einem Orakelspruch zufolge den Platz einer neuen Stadt bezeichnete, und gründeten eine solche auf den kleinen niedern Inseln, die sie durch Dämme unter einander verbanden, und deren Sümpfe sie ausfüllten. Hier bauten sie ihre zerbrechlichen Rohrhütten, lebten vom Fischfang und der Jagd und bauten einige Früchte auf ihren schwimmenden Gärten. Die neue Stadt, Tenochtitlan genannt, ist jetzt den Europäern unter dem Namen Mexico bekannt, welcher von dem Kriegsgott dieser Völker, Mexitli, abgeleitet ist. Diese Sage der Gründung ist aufgefrischt worden durch das Wappen der jetzigen Republik Mexico, welches den Adler und den Nopal darstellt. — Aus jenem kleinen Anfang bildete sich nach und nach das mächtige, große Reich Montezumas, dem Cortez ein Ende machte. In dem Wachstum, dem kriegerischen Geiste und der klugen Politik der Aztekenstadt zeigt sich eine große Ähnlichkeit mit Rom.

geworden sind und die Wohlthaten desselben vergessen haben, können dem neuen Ankömmling aus der alten Welt die Ämter und Ehrenstellen nicht verzeihen, womit die Politik des Mutterlandes ihn fast ausschließlich bekleidet. Die Kasten von gemischtem Geblüt aber, welche von den reinen Rassen gar nicht anerkannt werden, stehen in allgemeiner Verachtung. Doch hat sich, nachdem Mexico vom spanischen Mutterlande sich losgerissen hat, auch manches geändert. Die Kasten stehen minder schroff einander gegenüber, aber die Kreolen bilden den eigentlichen Adel.

Das Leben in Mexico.*)

Etwas Zerfalleneres und Verlasseneres als den Anblick der Dinge um Vera Cruz herum kann man sich nicht vorstellen: das Fort mit seinen roten und schwarzen Wällen auf der einen Seite, auf der andern die elende düstere Stadt, um die herum Scharen von schwarzen Vögeln, Sopiloten genannt, über einem liegengebliebenen Aase flatterten oder sich neues suchten. Doch am Ziel unserer Seereise war uns sogar dieser schauerliche Anblick willkommen. So weit das Auge reichte, war die Werfte mit der Bevölkerung von Vera Cruz bedeckt (und sie schien von der merkwürdigsten Art zu sein), um die Excellenz bei ihrer Ankunft sich zu beschauen. Einige waren unbehost — einige waren es doppelt, um das Gleichgewicht wieder herzustellen —, das obere Paar dieser Kleidungsstücke auf der Seite aufgeschlitzt, nach mexicanischer Sitte. Alle trugen breitkrämpige Hüte mit Silber oder bunten Perlen geschmückt, und die ganze Farbenfolge vom dunkeln Braun bis zum durchsichtigen Weiß glühte auf ihren Gesichtern. Einige Anzüge waren ganz aus Lumpen zusammengesetzt, die nur durch die naturgemäße Anziehungskraft an einander hielten; andere waren nur mit einigen Luftlöchern versehen; alles aber drängte sich, stieß sich mit den Ellenbogen und warf sich beinahe ins Wasser, um den Anblick des Tages nicht zu verlieren.

Als wir weiter kamen, war es schwer, sich zu überzeugen, daß wir noch inmitten des Dezembers seien; die Luft war lau und balsamisch; die Hitze, ohne drückend zu sein, die des Juli in England. Die Straße führt durch waldiges Land voll blütenbedeckter, fruchtbeladener Bäume. Blumen aller Farben strömten ihren Wohlgeruch aus, phantastische Schlingpflanzen durchflochten die Äste der Bäume und bestreuten jeden Zweig mit ihren Blüten; Palmen-, Kokos-, Orangen- und Citronenbäume standen unter einander, und einmal, als der Weg sich wandte, erblickten wir ein indianisches Weib mit langen Haaren, am Strom unter einem hohen Baume ruhend — ein orientalisches Bild. Der Hut unsers Reisemarschalls Don Miguel war an sich schon eine Merkwürdigkeit: er war von weißem Biber mit ungeheurer Krämpe, mit festem Silbergewebe gefüttert und mit zwei dicken Silberrollen und

*) Aus dem Reisetagebuche der Madame Calderon de la Barca (Gemahlin des spanischen Gesandten in Mexico).

Quasten verziert. Man sieht kein menschliches Wesen, keinen vorübergehenden Gegenstand, der nicht ein Bild abgäbe. Die indianischen Weiber mit langen Flechten, ihre Kinder auf dem Rücken festgebunden, von großen Strohhüten beschattet, in zweifarbige Röcke gekleidet; die langen Reihen von Arrieros mit ihren belasteten Maultieren und dunkeln, wilden Gesichtern, der Reiter mit seinem vielfarbigen Sarape und reich geschmückten Sattel, seinem mexicanischen Hut, silbernen Steigbügeln und ledernen Stiefeln. — Alles ist malerisch. Bei La Calera hatten wir eine ferne Aussicht auf das Meer. Zuweilen hielten wir an und kauften Orangen, Ananas und Granadilas, brotignakische Stachelbeeren, deren Fleisch, in dicke, gelbe oder grüne Haut gehüllt, sehr erfrischend ist . . . .

Die Kälte wurde fühlbarer, und endlich sahen wir bei Mondenschein deutlich den Pik von Orizaba mit seiner weißen Haube, dessen bloßer Anblick frieren macht. Bei der Annäherung an Jalapa wurde die Scene malerisch; unsere Eskorte hatte ihre Sarapes umgenommen, und ihre hohen Helme und Federn tauchten in die Bäume und Büsche hinein, wie sie vor uns her sprengten. Der Orizaba und der Cofre de Perote leuchteten weiß in der Ferne, während ein köstlicher Blumen-, besonders Rosenduft, das Land bezeichnete, durch das wir zogen. Es war fast 2 Uhr in der Nacht, als wir Jalapa erreichten, zum Tode müde und vor Kälte zitternd. Von einem Feuer war nicht die Rede, aber warmer Thee ward uns vorgesetzt, und bald nachher genoß ich wenigstens eines Schlafes, wie er mir seit New-York nicht geworden war. Nach dem Frühstück wanderten wir, begleitet von mehreren Herren aus der Stadt, in derselben umher. Sie besteht fast nur aus zwei steilen, sehr alten Straßen mit einigen großen, vortrefflichen Häusern, wovon die bessern englischen Kaufleuten und Veracruzer Einwohnern gehörten, welche die Jahreszeit des Vomito hier verleben; außerdem besitzt sie einige alte Kirchen, Klöster und einen gut versehenen Marktplatz. Aber überall drängen sich Rosen aus den alten Mauerspalten, und indianische Mädchen winden Kränze für einen Heiligenschrein — Blumen in den Buden, Blumen in den Fenstern und dabei überall eine der mächtigsten Gebirgsansichten der Welt. Der Cofre de Perote mit seinem dunkeln Fichtenwald und mit der riesenmäßigen Küste von Porphyr, die ihm seinen Namen giebt, der noch höhere schneeweiße Pik von Orizaba beherrschen alle anderen Gipfel und erscheinen als die Riesenwächter des Landes. Die sich in einander schiebenden Berge, die dunkeln Klippen und fruchtbaren Thäler, die dichten Wälder von hohen Bäumen, welche Anhöhen und Niederungen bekleiden; der Anblick des fernen Ozeans, die nahen Stege, durch Obstbäume beschattet; die Aloë, die Banane mit dem grünen Storaxbaum und der blühenden Myrte gemengt, Hunderte von Sträuchern und Blumen jeder Farbe und jedes Duftes — alles dieses vereinigt sich, um eine der verschiedenartigsten Scenerieen zu bilden, die das Auge entzücken können. Und dann Jalapa selbst, so alt und grau, und rosenbedeckt, mit einem Liede, das jeder Thür und jedem Fenster entquillt, und der süßen, lauen Atmosphäre! Der Eindruck wird nicht leicht verwischt.

Wir näherten uns der Hauptstadt. Meine Gedanken, die 300 Jahre hinter mir geschwärmt hatten, wurden durch die Ankunft eines Offiziers in voller Uniform in die Gegenwart zurückgerufen. Dieser kam auf Befehl der Regierung, um den Überbringer der Friedenspalme aus Alt-Spanien zu bewillkommnen, und war, unsere Ankunft erwartend, den ganzen vorhergehenden Tag zu Pferde gewesen. Da es angefangen hatte zu regnen, nahm er unser Anerbieten an, Schutz in unserm Wagen zu suchen. Wir waren jetzt von einem großen galoppierenden Troß umgeben und bemerkten bald, daß trotz des Regens und der beginnenden Dunkelheit unzählige Wagen und Reiter uns entgegen gekommen waren. Bald darauf hielt der Reisewagen, und wir wurden ersucht, in eine prächtige, von vier weißen Pferden gezogene hochrote und goldene Kutsche zu steigen, die das Wappen der Republik, den Adler und den Nopalkaktus, inwendig im Dache mit Gold gestickt, zierte. Inmitten dieses ungeheuren Zuges von Truppen, Wagen und Reitern hielten wir unsern Einzug in die Stadt Montezumas. Die Gegend auf dieser Seite von Mexico ist öde und flach, und wo die Wasser der Lagunen, einst die Stadt umgebend, sich als Kanäle durch ihre Straßen zogen, sahen wir jetzt eintöniges Marschland, nur wenig durch große Züge von wilden Enten und Wasserhühnern belebt. Aber die Traurigkeit der Umgebungen ward erheitert durch den lustigen Anblick des Zuges, durch die scharlachroten und goldnen Uniformen, die hellfarbigen Sarapes, die Eleganz der Herren (meist Spanier, wie ich glaube) auf ihren hohen mexicanischen Sätteln mit goldgestickten Schabracken, reich ausgeschlagenen Jacken, Beinkleidern mit silbernen Knöpfen, gepreßten Lederstiefeln, silbernen Sporen und malerischen Mangas mit schwarz- oder buntfarbigen Kragen. An den Thoren von Mexico hielt der Wagen, und drei enthusiastische Bewillkommnungsrufe erschallten. Es war beinahe dunkel, und der Regen fiel in Strömen; dessenungeachtet schlossen sich noch mehrere Wagen mit Damen und Herren dem Zuge an. Besonders durch die Güte eines reichen mexicanischen Kaufherren war ein Haus in der Vorstadt von Buenavista vorläufig für uns eingerichtet worden; wir hatten also die ganze Stadt mit ihren langen und schmalen Straßen zu durchziehen, immer von der Volksmenge begleitet, welche, mit dem schlechten Pflaster im Bunde, unsere Fahrt sehr verzögerte. Durch den Regen und die Dunkelheit schimmerten uns zuweilen hohe Gebäude, Kirchen und Klöster bei schwachem Lampenlicht entgegen. Als wir endlich ankamen, stieg Calderon im Gußregen aus und dankte für den freundlichen Empfang. Nachdem er dem Unteroffizier einige Unzen für die Soldaten gegeben hatte, betraten wir das Haus, von den mexicanischen Offizieren und einer großen Gesellschaft von Spaniern begleitet. . . . .

Bei Tageslicht fanden wir unsere Wohnung sehr hübsch — ein großer Garten voll Blumen stößt daran — der Hof duftet von Rosen, aber da die ganze Flucht der Zimmer zu ebener Erde liegt, so sind sie etwas feucht. Das Wetter ist, obgleich schön, doch des Morgens so kühl, daß ich manchmal denke, wie Fußteppiche und sogar ein Soupçon von Kaminfeuer nicht

überflüssig wären. Erstere werden wir bald erlangen, aber zu letzterem sind keine Anstalten, weder Kamin noch Öfen vorhanden; auch würde es, sobald die erste Morgenstunde vorüber ist, lästig sein. Das Haus steht allein, ein großer Hof trennt es von der Straße, gegenüber liegt der große steinerne Aquadukt, ein prächtiges Werk der Spanier, doch gewiß nicht prächtiger als der, dem das alte Tenochtitlan sein Wasser verdankte. Hinter uns stehen allerlei alte Häuser von Bäumen beschattet, so daß wir wie auf dem Lande leben. Rechts von uns steht ein großes Gebäude mit Gärten und Olivenanlagen, wo die englische Gesandtschaft früher wohnte, dem Umfang nach ein Palast; später residierte Santa Ana dort, und jetzt gehört es einem Senor Perez Galvez, dem wir es gern abmieten wollen, wenn er es uns überläßt. Was uns aber am meisten beschäftigt, sind die merkwürdigen und malerischen Menschengruppen, die wir aus den Fenstern sehen: bronzefarbene Männer, als einzige Bekleidung in ein Stück Decke gehüllt, die irdene Gefäße, ganz wie sie selbst gefärbt, leicht auf dem Kopfe tragen, so daß sie vollkommenen Statuen von terra cotta gleichen; diese Gefäße sind mit eingemachten Früchten oder weißen Pyramiden von Fett (mantequillas) gefüllt; Weiber mit Robosos, zweifarbigen kurzen Röcken, gewöhnlich ganz zerlumpt, aber dennoch eine Spitze um ihr Unterkleid gesetzt, ohne Strümpfe und ihre kleinen Füße in noch kleinere Schuhe von schmutzigem, weißem Atlas gesteckt; Herren zu Pferde mit mexicanischen Sätteln und Sarapes; müßige Leperos, lebendige Lumpenbündel, die an die Fenster kommen und mit einer höchst kläglichen, doch verstellten Jammerstimme betteln, oder unter den Mauerbogen liegen und träge die Luft und den Sonnenschein einatmen, oder an der Thür stundenlang sitzend in der Sonne schmoren, oder im Schatten der Häuser; indianische Weiber mit ihren engen, dunklen Röcken und ihren rotdurchflochtenen, verschlungenen Haaren, die ihre Körbe niedersetzen, um sich auszuruhen, und unterdessen bedächtig die Haare ihrer kupferfarbenen Sprößlinge untersuchen. Kurz, wir haben genug Gegenstände, die unsere Aufmerksamkeit fesseln.

Die mexicanischen Besuche scheinen mir an Länge alles zu übertreffen, was man sonst von einem Besuche anzunehmen pflegt; nie dauern sie unter einer Stunde, und manchmal nehmen sie einen großen Teil des Tages ein. Herren glauben sich zu jeder Tageszeit willkommen; gehst du zum Frühstück, so gehen sie auch; zum Mittagsessen, so essen sie mit; schläfst du, so warten sie, bis du wach bist; bist du ausgegangen, so kommen sie wieder. Ein ganz gleichgültiger Mensch, dessen Namen ich vergessen habe, kam gestern nach dem Frühstück zu uns, behauptete seinen Platz und setzte sich mit uns zu einem späten Diner nieder. Man sollte dieses nicht Besuche, sondern Heimsuchungen nennen. Ein offenes Haus und ein offener Tisch für Freunde, zu denen selbst alle oberflächlichen Bekanntschaften gerechnet werden, sind spanische Gewohnheiten der Gastfreundschaft, die hierher verpflanzt sind.

Männer und Weiber gleichen sich überall, ob in die anmutige Mantille gehüllt oder nach der neuesten Mode gekleidet, ob sie einen spanischen Mantel,

einen mexicanischen Sarape oder einen schottischen Plaid tragen. Die Weise der Frauen hat hier etwas ungemein Freundliches, die spanische Etikette etwas ungemein Langweiliges. Nachdem man der Sitte gemäß jede eintretende Dame geküßt, was im ganzen etwas Zuthunliches hat, und die vornehmste auf dem Sofa rechts Platz genommen — ein Punkt, der von Wichtigkeit scheint — beginnt notgedrungen folgendes Gespräch: „Wie befinden Sie sich?" — „Ihnen zu dienen, und Sie?" — „Ich danke Ihnen, wie immer, zu Ihren Diensten." — „Ich freue mich, und wie befinden Sie sich, Senora?" — „Zu Ihrer Verfügung, und Sie?" — „Tausend Dank, und der Senor?" — „Zu ihren Diensten, wie immer" u. s. w. Ehe man sich setzt, sagt man: „Bitte, nehmen Sie Platz." — „Sie zuerst, Senora!" — „Nein, Senora, Sie zuerst!" — „Nun wohl, um Ihnen verbindlich zu sein, ohne weitere Ceremonie, ich hasse Komplimente und Etikette!" Und sie haben ganz recht, daß wirklich keine Etikette stattfindet; alles dies sind bloß Zeichen des Wohlwollens, Worte, die es bekräftigen helfen. Sieht man sich des Morgens, so geht diesen Fragen noch eine: „wie man die Nacht zugebracht hat", und die Antwort: „zu Ihren Diensten", voraus. Selbst in Mexico bietet das Wetter eine rechtmäßige Handhabe für das Gespräch dar, besonders wenn es regnet oder zu regnen droht, denn diese Umstände erregen Erstaunen und stacheln die Beobachtungsgabe; außerdem hält man Abhandlungen über leise Abstufungen der Wärme oder Kälte, die uns entgangen sind. Ist der Besuch abgethan, so küßt man sich wieder; die Hausfrau begleitet ihren Gast bis auf die Flur, und es beginnt ein neuer Phrasenwechsel. „Senora, Sie wissen, daß mein Haus zu Ihrer Verfügung steht!" — „Tausend Dank, Senora! das meinige steht zu der Ihrigen, und wenn ich auch nicht imstande bin, Ihnen zu nützen, so sehen Sie mich als Ihre Dienerin an, und befehlen Sie in allem über mich!" — „Leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen eine gute Nacht!" Am Ende der Treppe sieht der Gast nochmals zurück, um den Blick seiner Wirtin zu erhaschen, und die Höflichkeiten wiederholen sich. Alles, was mich im Anfang in Erstaunen setzte, erscheint mir schon jetzt ganz natürlich, und würde kaum Erwähnung verdienen, wenn es nicht einen ergötzlichen Kontrast zu unserer gleichgültigen und geringschätzigen Art abgäbe, Besuche zu empfangen und abzustatten. Alle Damen nennen sich und werden von Herren beim Taufnamen genannt, und alle, die mehr als zwei- oder dreimal bei mir waren, bedienen sich mir gegenüber derselben Freiheit. Unter Weibern gefällt mir dies, doch macht es mich etwas stutzig, wenn ich höre, wie junge Leute verheiratete Frauen Marie, Antonie, Anitta u. s. w. nennen; da aber keine Vertraulichkeit dabei in Anspruch genommen wird, so hätte man Unrecht, sie hineinzulegen.

Während ich schreibe, sieht mich ein abscheulicher Lepero mit großen, lauernden Augen durchs Fenster an und läßt die außerordentlichste Folgenreihe von Seufzern aus seiner Brust dringen, indem er mir eine Hand mit zwei langen Fingern hinhält, deren drei andere wahrscheinlich nach innen festgebunden sind. „Senorita, Senorita, der heiligen Jungfrau zu Liebe;

um des reinsten Blutes Christi willen! bei der wunderbaren Empfängnis!" O der schaudervolle Mensch, ich getraue mich nicht aufzublicken, aber ich fühle, daß seine Augen auf eine goldene Uhr mit Petschaften gerichtet sind, die auf dem Tische liegt. Das ist das Schlimmste daran, zu ebener Erde zu wohnen. Da kommen ihrer mehrere. Ein gelähmtes Weib, das auf dem Rücken eines bärtigen Mannes reitet — ein stämmiger Kerl, der aussieht, als ob ihm nur die Eisenstäbe vor meinem Fenster hinderten, wirksamere Mittel zu ergreifen, zeigt ein verkrüppeltes Bein, von dem ich ehrlich glaube, daß es nur auf irgend eine erfinderische Weise in die Höhe gebunden ist. Welch ein Geheul, welche Lumpen, welch ein Chor von Klageliedern! Dieser Zusammenlauf ist wahrscheinlich daher entstanden, daß wir ihnen gestern einiges Geld geschickt haben. Ich versuche, keine Notiz von ihnen zu nehmen und schreibe fort, als wäre ich taub. Ich muß hinausgehen, ohne sie anzusehen, und den Pförtner schicken, um sie wegzuscheuchen. Klingeln giebt's in diesem Lande nicht. . . . . Ich komme zum Schreibtisch zurück, kaum von meinem Schrecken erholt! Ich hatte eben das letzte Wort geschrieben, als ich einen Schritt neben mir hörte, und — o! eine Elle von mir steht mein Freund mit dem Beine und streckt seine Hand nach Almosen aus. Ich erschrak so heftig, daß ich einen Augenblick daran dachte, ihm meine Uhr zu geben, um ihn los zu werden; indessen ich glitt an ihm mit ein paar unverständlichen Worten vorbei, um meine Leute zu rufen. Durch den ersten, dem ich begegnete, schickte ich ihm etwas Geld. Der Pförtner hatte ihn nicht bemerkt, als er hinausging, um die Menge zu zerstreuen.

Eine große Menge von Ausrufern beginnt ihr hundertstimmiges, zuerst unverständliches Geschrei mit Tagesanbruch und endet nicht eher, als bei einbrechender Nacht. Beim ersten Dämmerlicht weckt einen der durchdringende, verzweifelnde Schrei des Kohlenverkäufers: „Kohlen, Senor!" was, wie er es ausspricht, „Karbosin" lautet. Dann erschallt das Fettmanns-Lied: „Mantequilla! Speck! Speck! anderthalb Realen" u. s. w. „Gesalzenes Rindfleisch!" unterbricht der Schlächter mit rauher Stimme. „Hay cebo—o—o—o—?" Das ist der lange und melancholische Ruf des Weibes, die den Küchenabfall kauft und vor der Thür still steht. Dann kommt die Kambiata vorbei, eine Art indianisches Kramweib oder Vertauscherin, die „Tejocotos per venas de Chile" heraussingt. Ersteres ist eine kleine Frucht, die sie gegen spanischen Pfeffer ausbietet. Ein Hausierer übertönt den gellenden Triller der Indianerin. Er fordert das Publikum auf, Stecknadeln, Nähnadeln, Fingerhüte, Hemdenknöpfe, Zwirnband, Baumwollenknäulchen, kleine Spiegel u. s. w. zu kaufen. Er tritt in die Häuser und ist bald von den weiblichen Insassen umgeben, die ihm den zehnten Teil der Summe anbieten, die er verlangt und meist handelseins werden. Hinter ihm steht der Indianer mit seinem lockenden Fruchtkorbe, dessen einzelne Obstarten er alle beim Namen nennt, bis die Haushälterin nicht länger widerstehen kann und ihn mit seinen Bananen, Orangen und Granadilas heraufbestellt. Ein heller Ruf wird gehört, der andeutet, daß etwas Heißes da ist und schnell erhascht werden

muß, ehe es kalt wird. „Corditas de Norna caliente!“ Fette Küchelchen, heiß aus dem Backofen! Dieser Ruf ist weiblich, und im höchsten Schlüssel! Folgt der Mattenverkäufer. „Wer wünscht Matten von Puebla? Matten von 3 m Länge?“ Dies sind die Morgenrufe. Zu mittag werden die Bettler am unverschämtesten, und ihr Geschrei, ihre Gebete und langen Litaneien bilden eine gleichförmige Begleitung zu dem übrigen Gelärme. Dann steigt über alles der Ruf: „Honigkuchen!“ empor. „Käse und Honig!“, „Requeson und guter Honig!“ (Requeson ist, was man hier Quark nennt); dann kommen die „Dulce-Männer“, die Verkäufer von Eingemachtem von spanischem Wind, der vorzüglich ist, und allen Arten von Zuckerwerk: caramellos de esperna bacadillo de coco. Dann die Lotteriekollekteure: „Das letzte Billet ist noch unverkauft, für einen halben Real!“ Ein lockender Ruf für den faulen Bettler, der es leichter findet, zu spielen, als zu arbeiten, und der diese Summe vielleicht in seinen Lumpen hat. Gegen Abend erhebt sich der Ruf: „Tortillas de cuajada!“ „Käsekuchen“ oder „Nüsse!“ dem der Nachtruf: „Heiße gebratene Kastanien!“ folgt — und der gefühlvollere Entenverkäufer: „Enten, o meine Seele, heiße, gebratene Enten!“ u. s. w. Wie die Nacht vorschreitet, verhallen die Stimmen, um am andern Morgen von neuem mit frischer Macht aufzuwachen.

Ich war genötigt, einen Arzt holen zu lassen, der das harmloseste Geschöpf der Welt zu sein schien; täglich gab er mir eine andere kleine unschuldige Mixtur und fühlte meinen Puls; was er mir aber vorzüglich administrierte, waren Lektionen im gebildeten Gespräch. Täglich hatten wir folgende Zwiesprache, wenn er aufstand, um sich zu entfernen: „Gnädige Frau (dies neben dem Bette), ich bin zu Ihren Diensten.“ — „Vielen Dank, mein Herr!“ — „Gnädige Frau (dies am Fuße des Bettes), erkennen Sie mich als Ihren unterthänigsten Diener an.“ — „Guten Morgen, mein Herr!“ — „Gnädige Frau (hier hielt er an einem Tische still), ich küsse Ihnen die Füße.“ — „Mein Herr, ich küsse Ihnen die Hand!“ — „Gnädige Frau (dies an der Thüre), mein armes Haus und alles, was darin ist, auch ich, wenn auch nutzlos, was ich habe, gehört Ihnen!“ — „Vielen Dank, mein Herr!“ (Er dreht sich um und öffnet die Thüre, dann wendet er sich wieder zurück): „Leben Sie wohl, gnädige Frau, Ihr Diener!“ — „Adieu, mein Herr!“ (Er geht hinaus, öffnet die Thür noch einmal, steckt seinen Kopf hinein): „Guten Morgen, gnädige Frau!“

Ehe ich meinen Brief schließe, muß ich Ihnen erzählen, daß ich diesen Morgen Besuch von einer sehr merkwürdigen Person bekam, die hier unter dem Namen „La Guera“ (die schöne) Rodriguez sehr wohl bekannt ist, und die vor vielen Jahren von Alexander von Humboldt als das schönste Weib gefeiert worden ist, dem er auf seinen Reisen begegnete. In Betracht des langens Zeitraums, der seit dem Besuche dieses berühmten Mannes vergangen ist, war ich fast erstaunt, als mir ihre Karte als Vorläuferin ihres Besuchs gebracht wurde, und ich ward es in noch weit höherem Grade, als ich fand, daß trotz der Jahre und der Furchen, die es der Zeit beliebt, in

das lieblichste Angesicht zu ziehen, La Guera eine Fülle blonder Locken, ohne ein graues Haar, zwei Reihen weißer Zähne, sehr schöne Augen und große Lebendigkeit aufzuweisen hatte. Mir erschien sie sehr angenehm und eine lebendige Chronik; sie ist mit ihrem dritten Manne verheiratet und hat drei Töchter, alle von berühmter Schönheit. Wir sprachen von Humboldt, und indem sie sich selbst ganz als eine dritte Person betrachtete, erzählte sie mir alle Einzelnheiten seines ersten Besuchs und seine Bewunderung ihrer Schönheit; daß sie damals sehr jung, obgleich verheiratet, und Mutter von zwei Kindern war; daß, als der Baron kam, um ihre Mutter zu besuchen, er sie, die im Fenster nähete, anfangs nicht bemerkte, bis er in einem sehr ernsthaften Gespräche über die Cochenille den Wunsch äußerte, eine gewisse Pflanzung zu besuchen. „Gewiß," erwiederte sie aus ihrer Ecke, „können wir Herrn von Humboldt hinführen;" worauf er sie ansah und erstaunt vor ihr stand, und endlich ausrief: „Valgame Dios! Wer ist dieses Mädchen?" Von der Zeit an war er immer bei ihr, und man sagt, noch tiefer durch ihren Geist, als durch ihre Schönheit bestrickt; er betrachtete sie wie eine amerikanische Frau von Staël. Dies alles führt mich auf den Verdacht, daß der ernsthafte Gelehrte bedeutend bezaubert war, und daß weder Minen noch Berge, Geographie und Geologie, versteinerte Muscheln und Alpenkalkstein ihn geschützt haben. Es thut einem wohl, daß so etwas sogar dem großen Humboldt begegnen kann.

Eine von La Gueras Geschichten ist zu merkwürdig, um sie nicht anzuführen. Als eine Dame von hohem Range gestorben war, übergaben sie ihre Verwandten der letzten Ruhestatt in ihrem prächtigsten Kleide, wie es damals Sitte war. Dieses Kleid war sogar in Mexico ein Wunder von Luxus. Es bestand aus den feinsten Spitzen, und der Besatz aus solchen, wo die Elle 50 Thlr. gekostet hatte; es gab seinesgleichen nicht mehr. So angethan, ward die Gräfin in ihren Sarg gelegt — tausend teure Freunde gingen hin, um dieses prächtige Totenkleid zu sehen, bis endlich das Grab diese Herrlichkeit einschloß. Eine Gesellschaft französischer Tänzer unternahm damals ein Ballet ersten Ranges in Mexico. Am Abend einer Lieblingsvorstellung hüpfte Mademoiselle Pauline pirouettierend auf die Scene, und als sie auf den großen Zehen still stand, um die gebührende Ernte von Lobpreisungen einzusammeln, zuckte ein elektrischer Schlag des Grauens durch den Saal: Mademoiselle Pauline hatte dasselbe Kleid an, in welchem die Gräfin begraben worden war! Doch wies sie sich als unschuldig aus: sie hatte den Anzug um einen hohen Preis von einer Putzmacherin der Stadt gekauft — diese von einem Manne, dem sie ebenfalls eine große Summe dafür bezahlt hatte — und dieser Mann war, wie die Untersuchung ergab, der Sakristan der Kirche, in welcher die Gräfin lag. Seitdem begräbt man die Toten in einfachen Gewändern, wenn sie auch in prachtvollen auf dem Paradebette gelegen haben. — —

Die Kirchen in Mexico.*)

Außer der Kathedrale hat Mexico eine ganze Menge großer Kirchen und zahlloser Kapellen, so daß es fast so vieltürmig erscheint wie Rom, wenn man von einer der umgebenden Höhen auf die Stadt herabschaut. Die Türme sind durchgehends hoch und schlank, die meisten viereckig, mit Kuppeln bedeckt und stark durchbrochen. Einige sind mit farbigen Terracotta-Ziegeln gedeckt, und was ihnen daneben noch einen besonders hervortretenden Effekt verleiht, das ist die Verwendung des Tezontle, jener in der Nähe vorkommenden bolusroten sehr porösen Lava, zum gröberen Mauerwerk, das von weitem wie mit Blut bestrichen erscheint.

Das Innere der meisten Kirchen ist durch die Menge vergoldeter Verzierungen, riesiger Altäre, Heiligenbilder, Weihgeschenke u. dgl. derart überladen, daß man selten einen ruhigen Eindruck ihrer Architektur erhält. In einem früheren Nonnenkloster sah ich eine Kapelle, in welcher von Decken, Wänden, Säulen und Pfeilern kaum ein Stücklein unvergoldet zu sehen war. Abstoßend wirkten auf mich die vielen lebensgroßen Figuren von Heiligen und Märtyrern, die fast in jeder Kirche aufgestellt sind. Der gegeißelte Christus mit seinen Blutspuren, die trauernde Maria, die trauernden Jünger sah ich in der Passionszeit so oft in lebenstreuen Formen und Farben vor mir auftauchen, daß ihre Gestalten noch heute wie lebend vor mir stehen. Aber das ist am Ende doch zu wachsfigurenartig und würdigt diese hohen Erscheinungen zu Gegenständen eines groben Götzendienstes herab. In der Kirche Santo Domingo sah ich einen Christus in einer ganz modernen Bettlade liegen, mit feingesteppten Decken bis zum Halse zugedeckt, das Haupt auf spitzenbesetzte Kissen gelegt. Solche Verirrungen dankt man vorzüglich den Frauen, die mit Vorliebe die Puppenspielerei jüngerer Jahre auf heilige Personen übertragen.

Während die Art des Gottesdienstes sich im allgemeinen nicht von dem Typus entfernt, welchen wir aus dem katholischen Süden Europas kennen, so daß er als eine merkwürdige Mischung von vielgläubigem Götzendienst mit christlichen Ideeen erscheint, muß man gestehen, daß das Publikum hier zu seinen Heiligtümern doch mehr Gefühl und größeren Ernst mitbringt, als in Italien. Die wärmere und schwerfälliger ernste Frömmigkeit des Spaniers hat sich auf die Indianer und Mischlinge vererbt. Zu jeder Tageszeit trifft man in den Kirchen zahlreiche Andächtige aus allen Ständen, die nicht so vorwiegend bloß dem weiblichen Geschlecht angehören, wie in andern katholischen Ländern.

Es ist nicht zu verwundern, daß hier in Mexico, wo die Geistlichkeit seit Jahrhunderten eine so erdrückend mächtige Rolle gespielt hat, die religiösen Interessen das gewöhnliche Leben mehr beherrschen, als in europäischen Ländern, die ebenso lange unter dem Einfluß aufklärender Mächte stehen.

*) Aus Mexico. Reiseskizzen von Dr. F. Ratzel (Breslau, Max Müller 1878).

Es ist umsoweniger zu verwundern, als ihnen der Charakter des Volksgemisches, das sich „Mexicaner“ nennt, eine besonders günstige Disposition entgegenbringt. Die Aufklärung macht sich jetzt freilich auf der Rednerbühne und in der Presse möglichst breit, aber sie ist eine wurzelarme Pflanze, die auf einem äußerst seichten Boden steht. Wohl scheinen eine Anzahl von Kirchen, die ihrer Bestimmung entfremdet sind, — die Klöster, die in Trümmern liegen, die gleichsam nur geduldete Existenz der Geistlichen, die auf öffentlicher Straße nicht mehr in ausgezeichneten Gewändern erscheinen dürfen; die Austreibung selbst der barmherzigen Schwestern aus den Stätten der Armen= und Krankenpflege — wohl scheint das alles den großen Sieg des Staates über die Herrschaft der Kirche zu verkünden. Allein wenn man die geringe Bildung und den schwachen Charakter der männlichen Bevölkerung Mexicos und die trotz aller Revolutionen unerschüttert gebliebene Verehrung des Frauenvolkes für die kirchlichen Würdenträger kennt, so kann man nicht umhin, an der durchgreifenden Herrschaft des Staates über die Kirche zu zweifeln. Der Klerus allein hat Disziplin und weiß immer, was er will.

Die Stadt Mexico umschloß im Jahre 1854 29 Klöster mit ungefähr 500 Mönchen und Nonnen. Jetzt sind alle Orden aufgehoben und ihre großen Baulichkeiten dienen zum Teil als Wohnhäuser für Privatleute, zum Teil für die Unterbringung öffentlicher Anstalten, Kasernen, Schulen u. s. w. Es giebt prachtvolle Bauten unter ihnen, und die Schulen vor allem können sich zu den Räumen gratulieren, die man ihnen in den schönen Klöstern angewiesen hat.

Große Säle für Vorlesungen, Zellen für die Internen, Höfe mit ringsum laufenden Hallen, Gärten, Brunnen und kühle Gänge fehlen keinem dieser Häuser, die oft mehr als hundert Meter Front haben. Den Inquisitionspalast, welcher eins der schönsten Gebäude der Stadt ist, bewohnt jetzt die medizinische Schule, ein prächtiges Nonnenkloster die Rechtsschule, das große Jesuitenkloster, San Ildefonso, hat jetzt die Escuela preparatoria, die unseren Gymnasien entspricht, in Besitz genommen.

Die Kirchen sind ihrer Bestimmung nicht so entfremdet worden. Wohl hatten die Liberalen, als sie 1861 ans Ruder kamen, nicht übel Lust, alle zu verkaufen, doch besannen sich Juarez und seine roten Freunde und gaben die wichtigsten und beliebtesten Kirchen der Geistlichkeit zurück. Doch einige (die Zahl war ja groß) wurden verkauft, sie dienen jetzt zu Magazinen; in zweien wird gegenwärtig protestantischer Gottesdienst gehalten. Übrigens genügt ein Gang durch die Straßen zur Zeit der Früh= und Abendmessen, um sich zu überzeugen, daß die Herde ihren Hirten nicht untreu geworden ist, wenn auch die letzteren ihren Einfluß nicht mehr so öffentlich zeigen dürfen, wie früher. In der Nähe der Kirchen sieht man zu dieser Zeit wenig Frauenzimmer, die nicht ein Gebetbuch in der Hand tragen und in der stillen bescheidenen Weise vor sich hinwandeln, wie die Sitte sie beim Kirchgang erheischt. Besonders um die Morgenstunden von 8—10 Uhr er=

blickt man lange Züge. Die jungen Herren wissen diese Gelegenheit wohl zu benutzen, und besonders an Sonn- und Feiertagen, wo so manches Gesichtlein sich entschleiert, das man die ganze Woche nicht sah, stehen sie in der Nähe der Kathedralen buchstäblich Spalier. In der Calle Plateros, durch welche der Hauptzug der Kirchengängerinnen geht, stehen sie Mann an Mann mit dem Rücken gegen die Häuser und die Damen müssen hart an ihnen vorbei, weil das Trottoir so schmal ist. Da benützt mancher die Gelegenheit, seiner Angebeteten einen Gruß oder eine Huldigung zuzuflüstern, nach altem Gebrauch. Wenn die jungen Männer so schön als Männer wären, wie es die Weiber als Weiber sind, wäre das keine üble Scene, aber die meisten sehen recht läppisch aus und tragen sich mit einer Geckenhaftigkeit, welche das Weibische ihres Wesens erst recht hervortreten läßt. Ein unerquickliches Völkchen!

Die Indianer in Mexico.*)

Bei den Urbewohnern Amerikas ist eine Grundform der Gesichtszüge bemerkbar, von Canada an bis zu den Gebirgen der Araukanen, welche nach Lage und Klima, Lebensweise und Stammsitte vielfach abgeändert ist, aber überall den Grundtypus durchblicken läßt. Auch der Urbewohner Mexicos, wiewohl er in viele, durch völlig verschiedene Sprachen getrennte Stämme zerfällt, zeigt auf den ersten Blick die Eigentümlichkeit einer Rasse.

Die Farbe ist rotbraun, die Haut sammetartig und weich, eine Folge des dickeren Zellgewebes, welches die starke Ausprägung der Muskeln wie das Durchschimmern der Adern verhindert. Nur bei der weiblichen Jugend sieht man bisweilen gerötete Wangen. Das Haar ist glänzend schwarz, dicht und schlicht, die Stirn niedrig und nicht vorspringend, der Hinterkopf stark, etwas in die Höhe gedrückt. Das Gesicht bildet ein gefälliges Oval, die Backenknochen sind ziemlich breit, die Augen groß und dunkel und stehen wie bei der kaukasischen Rasse wagerecht, — nicht geneigt, wie bei den Mongolen. Das Weiße des Auges ist gelblich gefärbt und giebt einen eigenen Ausdruck von Wildheit, zumal in der Leidenschaft. Die Nase ist sanft gebogen, an den Flügeln breit, der Mund in der Regel groß, mit vollen Lippen, wiewohl nicht aufgeworfen wie bei den Afrikanern. Zwei Reihen kleiner, blendend weißer Zähne sind beneidenswerte Zierden des Indianers.

Das Kinn ist rund und voll, bei dem Manne dünn mit Haar bewachsen, das auch an der Oberlippe spärlich vorkommt. Der Hals ist kurz, der Nacken breit und stark, der Brustkasten hochgewölbt. Die Hüfte ist kräftig, das Bein ist muskulös und stark, mehr als der Arm; Hände und Füße sind klein, bei dem weiblichen Geschlecht meist rund und zierlich. Die Gestalt der Männer ist gedrungen und selten über Mittelgröße; die Weiber aber sind klein und fett.

Man hört oft: die Kinder der Indianer würden weiß geboren und

*) Mexico. Landschaftsbilder und Skizzen aus dem Volksleben von C. Sartorius.

würden erst mit der Zeit braun, das ist aber falsch. Die Neugeborenen sind freilich heller als die ältern, aber nicht weiß, sondern etwas angeraucht gelb; nur die Handflächen und Fußsohlen sind weiß und bleiben es auch bei den Erwachsenen. Man sieht viele schöne Kinder mit großen, lebhaften Augen und langen Wimpern, aber sie bleiben nicht lange schön, die Züge werden hart und stupid. Im allgemeinen hat der Indianer einen eigentümlichen, schwermütigen Blick, um die Mundwinkel einen melancholischen Zug; wenigstens erscheint er uns so, obgleich er es vielleicht nicht ist. Nie sah ich ein fröhlicheres Volk als diese Indianer unter sich; sie plaudern und scherzen bis tief in die Nacht, ergötzen sich an Witz und Wortspielen, schäkern und lachen. Freilich den Kreolen und Mestizen gegenüber sind sie kalt und zurückhaltend, sie trauen ihnen nicht, sie verstehen auch schon die Sprache nicht so, um sich bequem auszudrücken, denn unter sich sprechen sie stets ihre indianische Sprache. In dem ganzen körperlichen Habitus des Indianers spricht sich weniger die feinere Organisation des Nervenmenschen aus, als eine vorherrschende Entwickelung des vegetativen Lebens.

Mit dichtem Haarwuchs wird das Kind geboren und bis zum höchsten Alter wird der Scheitel nicht kahl; nur selten ergraut die dichte Decke des Hauptes. Auch die Zähne bleiben unversehrt bis in die spätesten Jahre, und oft sah ich Schädel, die einige Jahrzehnte in der Erde gelegen hatten, vollkommen erhalten und mit der vollen Zahl ihrer Zähne. Die Haut des Indianers scheint unempfindlich gegen Hitze und Kälte; äußere Verletzungen, ja tiefe Fleischwunden heilen mit unglaublicher Schnelligkeit und ohne Wundfieber. Ich sage dies nicht nach einer oberflächlichen Beobachtung, sondern ich habe viele Fälle der Art gesehen und mit denkenden Ärzten darüber gesprochen, welche an Ort und Stelle unzählige ähnliche Beobachtungen gemacht haben. Vor meinen Augen sah ich einem Indianer den Schädel zerschmettern, so daß er bewußtlos lag, und fortwährendes Erbrechen die Erschütterung des Gehirns vermuten ließ — und trotzdem, daß seine Genossen ihr gewöhnliches Mittel, Waschungen mit Branntwein, anwandten, genas er. Eine schwere Hiebwunde in den Kopf, welche den Knochen durchschnitt, so daß man das Gehirn sah, mehrere Stichwunden durch die Lungen mit Ergießung des Blutes nach innen, eine Schnittwunde, wodurch die halbe Milz hervortrat, und weil sie sich nicht zurückbringen ließ, abgeschnitten wurde — und viele andere heilten rasch ohne Wundfieber. Die greulichsten Verletzungen der Extremitäten, z. B. Quetschungen der Finger und Hände in den Zuckermühlen, erzeugen bei dem Indianer nie den Starrkrampf, er läßt sich die zermalmten Gliedmaßen mit einer Kaltblütigkeit abschneiden, als ob er keinen Schmerz empfände, und in der Regel heilen diese Wunden in sehr kurzer Zeit. Zeigt sich hierin schon eine geringe Empfindlichkeit der Nerven, so tritt sie noch mehr hervor in der Wirkung des übermäßig genossenen Branntweins. Kein Indianer bekommt das delirium tremens, und doch sind viele derselben habituelle Trinker, ja man kann sagen, ihr halbes Leben hindurch narkotisiert, während Trinker kaukasischer Rasse in kurzer Zeit durch

das Gift des Alkohols verloren sind. Umgekehrt aber ist es bei nervösen Fiebern: diesen erliegt der Indianer viel leichter als der Weiße: er phantasiert nicht, er tobt nicht, alle Energie fehlt, und kraftlos stirbt er nach wenigen Tagen dahin.

Der Arzt mag diese Andeutungen, die ich als Laie nur unvollständig beurteilen konnte, nach seiner Wissenschaft würdigen; mir gab eine langjährige Beobachtung der Indianer das Resultat, daß sie ihrer körperlichen Organisation nach nicht zu der intellektuellen Entwickelung befähigt sind wie die kaukasische Rasse. Nicht, daß ihnen Sinnenschärfe, klare Auffassung der Gegenstände, Kombinationsvermögen mangeln; aber es fehlt ihnen die freie Stirn, das hohe Vorderhaupt, sie entbehren jene Idealität, welche das Erbteil höherer Nervenentwickelung ist, sie entbehren jenes feingeistige Element, welches in Asien und Europa hindurch die schönsten Blüten menschlicher Bildung zur Entwickelung brachte. Was hat die amerikanische Rasse geschaffen unter den günstigen Umständen und Verhältnissen des Klimas und ihres ungeheuern Kontinents? Im Norden und Süden durchziehen seit unvordenklichen Zeiten die Jägerstämme, Raubtieren gleich, die Steppen und Wälder, jeder Gesittung abhold, sich gegenseitig vernichtend, abgeschlossen im engsten Bildungskreise einfachster religiöser Ideeen und der dringendsten Kunstbereitungen für die Bedürfnisse des Lebens. Wo sich zu beiden Seiten des Äquators, in Peru und Mexico, eine höhere Gesittung entwickelte, der Landbau die irrenden Stämme fesselte und durch das Band der Geselligkeit auch der geistigen Kultur ein Boden errungen wurde, auch da gelangte die höchste Stufe der Bildung nie zur Blüte der Humanität. Die Religionssysteme der Inkas und Azteken, ihre astronomischen Kenntnisse, Kunstwerke und mechanischen Arbeiten sind Erzeugnisse ihres beobachtenden Verstandes, ihres bei der ganzen Rasse unverkennbaren Talentes für Nachbildung, ihrer Anstelligkeit und Kunstfertigkeit; aber es fehlt der höhere Genius des Idealen, die sinnende Pallas Athene der Griechen und die das Leben verschönernde Charis.

Noch wissen wir nicht, ob nicht Einflüsse von Osten her das Samenkorn der Gesittung dem amerikanischen Kontinent zugeführt haben. Deuten nicht die beiden Sonnenkinder der Inkas, deutet nicht der weiße Mann der Mexicaner, Quetzalcoatl, auf frühe Einflüsse der kaukasischen Rasse? Im Westen lag das „Hvitramannaland“ (des weißen Mannes Land), welches die Isländer schon im 10. Jahrhundert kannten; wer sagt uns, welche Fäden die Gesittung des Ostens an die des Westens knüpften?

Mögen andere diese Probleme lösen, ich fahre fort, die Indianer zu schildern, wie sie jetzt sind, wie sie mir im Leben erschienen. Gern gestehe ich ihnen Bildungsfähigkeit zu, sie lernen leicht, und schon die kleinen Kinder zeigen viel Anstelligkeit und praktischen Sinn. Geistiges Schaffen ist aber nicht die Gabe ihrer Rasse, sie haben wenig Phantasie, aber Fleiß und Ausdauer. Die gebildeten Indianer, und es giebt manche, welche sich der Jurisprudenz und Theologie widmen, lernen ihre Wissenschaft, aber gehen nicht weiter als ihr Kompendium. Man findet bei ihnen das Talent

der Nachahmung und Vergleichung, vielleicht Humor und Witz, aber keine Poesie und schöpferische Denkkraft.

Was ihren Charakter betrifft, so ist dieser im allgemeinen nicht frei und offen, sondern verschlossen, mißtrauisch und berechnend. Nicht etwa gegen Menschen andern Stammes, nicht gegen die Enkel seines Unterdrückers umgiebt sich der Indianer mit dem Bollwerk der Vorsicht, — das wäre natürlich; nein, er zeigt es gegen die Seinen, es liegt in seiner Sprache, in seinen Manieren, in seiner Geschichte. So z. B. sind die Begrüßungen der Indianer unter einander, namentlich der Frauen, eine lange Litanei von Wünschen und Erkundigungen nach dem Befinden, welche völlig monoton und teilnahmlos von beiden Teilen zugleich hergeleiert werden, oft ohne sich anzusehen oder bei einander stehen zu bleiben. Der Indianer, welcher einen andern um etwas anspricht, thut dies nie direkt oder ohne Umschweife; er macht erst ein kleines Geschenk, lobt dieses und jenes, bis zuletzt der Wunsch vorgetragen wird. Wenn ein Indianer bei dem Richter oder Bürgermeister seines Dorfes, der — ein Indianer wie er — vielleicht sein Verwandter ist, ein Gesuch hat, so wird er, auch wenn alles Recht auf seiner Seite wäre, erst einen Freund vorausschicken mit einer Flasche Branntwein oder einem fetten Huhn (man nennt das den „Blumenstrauß senden"), um dem Anliegen einen guten Eingang zu verschaffen. Oft kamen Deputationen indianischer Dörfer zu mir, um mich über Geschäftssachen ihrer Gemeinde zu befragen; stets kamen ihrer 10—12, weil sie fürchteten, daß ein Gesandter das Geschäft zu seinem Vorteil ausbeute. Der ganze Zug kam dann, ein Mann hinter dem andern, in mein Zimmer, den Großwürdenträger oder Sprecher an der Spitze, und jeder eine Gabe in der Hand. Der Zuführer eröffnete die Begrüßungen mit vielen Bücklingen: „Guten Tag, Väterchen! Wie geht es Dir, was macht unser Mütterchen, Deine Frau Gemahlin, und die Kinderchen? Sieh, wir sind gekommen, um Dir eine Kleinigkeit zu bringen, es ist wenig, denn wir sind arm, aber Du mußt unsern guten Willen entschuldigen." Und nun rückt die ganze Schar heran mit Eiern, Hühnern und verschiedenen Früchten. Da hilft kein Abwehren. „Ihr müßt wissen, ich kann das nicht leiden, Söhne, ich diene Euch gern, wenn ich Euch nützlich sein kann; behaltet Eure Gaben und sagt, was Ihr wünscht." — „Nein, Väterchen, wir werden nicht reden, wenn Du diese Kleinigkeit verschmähst" u. s. w. Ist dieses Ceremoniel beseitigt, und die sehr ehrenwerte Gesandtschaft zum Sitzen eingeladen, so nehmen die Väter der Gemeinde, wenn auch noch so viele Stühle zum Sitzen da stehen, im Halbkreise auf dem Boden Platz, nur der Sprecher bleibt stehen und trägt in wohlgesetzter Rede sein Begehr vor, wozu das Gefolge an manchen Stellen bedeutend mit dem Kopfe nickt, gleichsam um dadurch den Accent auf die Worte zu legen. Sie sind in ihren Verhandlungen wahre Diplomaten, stellen ihre Fragen gern zweideutig, um sie nachher zu ihren Gunsten interpretieren zu können, und in Verträgen muß man sich genau vorsehen, die Bedingungen gut zu spezifizieren.

Bietet man ihnen nach einer solchen Versammlung ein Glas Rum an,

so glänzen alle Gesichter und es werden bedeutende Blicke gewechselt; sie ziehen aber vor, es vor der Thür zu trinken, und der, welcher mit dem Dank das leere Glas zurückbringt, weiß gewiß seiner Rede eine passende Wendung zu geben, um nochmals den Nektar perlen zu sehen.

Spricht sich in dieser Art des Verkehrs schon ihr Charakter aus, so tritt dies noch deutlicher in kleinen Zügen hervor. Schon ihre Sprache ist überreich an doppelsinnigen Ausdrücken, die sie anwenden, um sich nicht klar auszusprechen. Ich hörte von Geistlichen, welche die aztekische Sprache sehr fertig sprachen, daß sie häufig den Sinn einer Beichte nicht verstehen könnten, weil sich die Beichtenden in Rätseln und Metaphern aussprächen. Ein Indianer versteht sich nicht leicht dazu, Leuten, die ihn nicht kennen, seinen Namen zu sagen; er giebt in der Regel einen falschen an, um sich nicht zu kompromittieren. Eben so wenig geben sie Auskunft über Dritte, nach welchen man sie fragt, z. B. ob sie denselben unterwegs begegnet seien; sie werden gewöhnlich sagen, „sie hätten niemand gesehen." Im Handel und Wandel sind sie mißtrauisch und fürchten stets übervorteilt zu werden, weil sie selbst kleine Betrügereien mit unterlaufen lassen. Ihre kleinen Pflanzungen legen sie gern mitten in den Wäldern an, oder in verborgenen Schluchten, um mit niemandem in Berührung zu kommen. Sie gehen auf Umwegen dahin, damit ihre Spur nicht gefunden werde, und kommt irgend ein Jäger nach der einsamen Siedelung, so sehen sie das höchst ungern. Ähnliche Züge trifft man bei den stammverwandten Jäger-Indianern. Es ist das Schleichen des Raubtieres im Waldesdunkel, das unruhig spähende Auge, die Sinnenschärfe, die Sprungfertigkeit, aber auch die Feigheit. Man glaube aber nicht, der Indianer Mexicos sei tigerwild; seine Vorfahren mögen es gewesen sein, und der Apache und Komanche im Norden des Landes ist es noch heute. Alle die christlichen Indianer sind unterwürfig und schmiegsam, durch lange Herrschaft der Spanier gewöhnt, sie sind es, wo sie glauben, den kürzern zu ziehen. Wohl aber treten sie trotzig und impertinent auf, wo sie wissen, daß sie die Oberhand haben. Sie bilden die Mehrzahl im Lande, etwa fünf Achtel der Bevölkerung, und man könnte fürchten, daß ihr Bewußtsein erwachte, ein unterdrückter Stamm zu sein. Doch das ist nicht wohl möglich, denn die Kunde von der Geschichte ihrer Väter ist erloschen bei ihnen und kaum eine Spur der Tradition ist ihnen geblieben. Auch sind sie keine Unterdrückten mehr; sie genießen gleiche Rechte mit allen übrigen Bewohnern des Landes, sind Bürger mit freiem Eigentum und verwalten ihr Gemeinwesen selbst. Sie haben also keinen Grund zur Unzufriedenheit. Es fehlt ihnen aber auch die Einheit, welche schon vor der spanischen Herrschaft fehlte und die Ursache war, daß viele kleinere Stämme dem Schwerte der Azteken erlagen. Diese Stammverschiedenheit besteht noch; mehr als vierunddreißig verschiedene indianische Sprachen werden gesprochen, die unter einander so viel Ähnlichkeit haben wie das Deutsche und Slavische; der Azteke versteht nicht den Otomiten, der Maya nicht den Migo u. s. w., ja manche Stämme hassen sich.

Die Indianer Mexicos sind gegenwärtig alle Bürger des Reichs, und wählen ihre Kommunalbehörden nach der gesetzlichen Vorschrift. Daneben aber besteht unverkennbar in den rein indianischen Dörfern die Aristokratie gewisser Familien, deren Ansehen durch Gewohnheit geheiligt ist und deren Ausspruch respektiert werden muß. Alle Indianer sind katholische Christen; die Kirchen gehören dem Dorfe, und viele der Priester sind indianisches Vollblut, weil sie die Sprache verstehen müssen. In größeren indianischen Dörfern sorgt die Gemeinde stets dafür, daß ein Gemeindekind Theologie studiere, um einen der Ihrigen als Pfarrer zu haben. Der Pfarrer muß mit dem Adel des Dorfes harmonieren, wenn er Ansehen haben will; gerät er in Widerstreit, so wird er ausgebissen. Die Indianer bezahlen geringere Stolgebühren als alle übrigen Bewohner des Landes, stellen aber dafür dem Pfarrer einen Knecht und eine Magd und Boten, so oft er sie bedarf. Auch haben sie das Privilegium, an vielen Feiertagen vom Besuch der Messe entbunden zu sein und auf ihren Feldern arbeiten zu dürfen.

Der braune Mensch ist einfach in seiner äußern Erscheinung und hält etwas darauf, sich nach der Sitte der Väter zu kleiden. Der Mann hat kurze, nur bis an die Kniee reichende weite Beinkleider von Hirschleder oder grobem Baumwollenzeug, eine Art langer Jacke oder kurzen Kittels ohne Kragen, um die Hüfte gegürtet, deckt den Oberkörper; er kennt nicht Hemd, nicht Weste, noch sonst ein Luxusstück. An den Füßen trägt er Sandalen, auf dem schwarzen üppigen Haarwuchs einen kleinen Strohhut oder groben schwarzen Filzhut. Der Stamm der Chinatekos in Oajaca geht immer barhäuptig; die Haare hängen oft lang zur Schulter herab. Schuhe und Stiefel zu tragen gilt dem Indianer von echtem Schrot und Korn für verderbliche Neuerung, und ein Pferd zu besteigen für sträflichen Hochmut. Auch wenn sie viele Pferde besitzen, reiten sie das bescheidene Eselein, höchstens ein Maultier. Ein grober wollener Teppich, einfarbig oder gestreift, ist die toga virilis des Indianers, bei Tage der Schirm gegen Kälte und Regen, des Nachts seine einzige Decke.

Die Kleidung der Frauen ist eine Art Sack oder Stück Zeug, das um die Hüften mit einem Gürtel befestigt ist und bis zu den Füßen reicht; der Oberkörper wird mit einem weiten Überwurf gedeckt, der eine Öffnung für den Kopf hat, und zwei für die Arme, ohne Ärmel. An manchen Orten wird zu gewissen Festtagen von reichen Indianerinnen ein weißes gesticktes Oberkleid mit vielen Bändern getragen, an anderen kleiden sich alle Mädchen weiß. Die dichten Haarflechten, mit buntem Bande durchflochten, hängen entweder über die Schultern herab oder sind um den Kopf gewunden. Große Ohrringe und breite Halsbänder von Glasperlen vollenden die Toilette. Schuhe und Kopfbedeckung tragen sie nie, höchstens legen sie bei großer Hitze ein gefaltetes Tuch auf den Kopf. Aber ein kleiner Rosenkranz, etwa ein Skapulier daran, und der starke Dorn einer Kaktusart hängt als Zahnstocher um den Hals beider Geschlechter.

Die kleinen Indianerinnen in ihrem weißen, fast griechischen Gewande,

unter welchem die zarten Formen wie Bronceguß erscheinen, sind oft sehr reizend. Der von der Schulter an schön geformte Arm ist entblößt, das weiche kleine Händchen hält einen Fächer von Federn, in das dunkle Haar sind die Blüten der Plumeria, einer Lieblingsblume der Indianer geflochten; sie lächeln und zeigen Zähne wie Perlen, und das große dunkle Auge ist feurig, wie die Sonne des Südens. Das Weib aber, das bei allen rohen Völkern das Lasttier des Mannes ist, erblickt man oft verkümmert.

Die Wohnung des Indianers entspricht seinen wenigen Bedürfnissen. In den wärmeren holzreichen Gegenden bildet er seine Hütte von Holz; unbehauene Pfosten sind in den Boden eingerammt und tragen Gebälk und Dach; alles statt der Zimmerung mit Schlingpflanzen zusammenhaltend. Stroh oder Palmblätter bilden die Bedachung, die Wände sind von Bambusstäben oder dünnen Stangen gemacht und lassen Licht und Luft ins Innere dringen. Gewöhnlich ist das Dach auf einer Seite verlängert zu einer Vorhalle, welche auf Pfosten ruht. Dieses Hauptgebäude ist in der Regel 8 m lang und 5 m breit, ohne alle Abteilung im Innern. Oft steht ein kleineres dicht daneben, um als Küche benutzt zu werden.

Auf den kälteren Hochebenen sind die Hütten von ungebranntem Lehmstein gebaut und haben ein plattes Dach von dichtgelegten Balken mit einer Decke von feingeschlemmtem Thon, welcher mit vieler Vorsicht aufgestampft wird. Im Gebirge sieht man häufig Hütten mit Schindeln, und in den agavereichen Ebenen von den Blütenstengeln und Blättern der Agave, mit Wänden von Steinen ohne Mörtel, sogenannten trockenen Mauern.

In der Mitte der Hütte brennt auf dem Boden der Erde, wie sie die Natur schuf, bei Tag und Nacht das heilige Feuer des Herdes; dabei stehen ein flacher und walzenförmiger Stein zum Zerreiben des Maises und die irdene Pfanne zum Backen des Maisbrotes. Einige unglasierte Töpfe und Schüsseln, ein großer Wasserkrug, einige Trink- und Schöpfgefäße aus Kürbisschalen sind der ganze Reichtum des Indianers; einige geschnitzte Hölzer, Heilige darstellend, der Schmuck der Hütte. Weder Tisch noch Bank verengt den Raum; Matten von Binsen oder Palmblättern dienen als Sitz und Tisch zugleich, sie sind das Bett für die Nachtruhe und der Sarg für die ewige Ruhe im Grabe.

Eine Art Haue und Hacke, einige Stricke und Netze hängen als Geräte des Mannes an der Wand, und daneben das Webegerät der Frauen, das nur aus einigen Stäben besteht. Eine ganze Anzahl von Körbchen, die aus Palmblättern geflochten und mit Bindfaden an den Balken aufgehängt sind, enthalten die geringen Vorräte von Salz, Bohnen, Reis, Eier, Baumwolle, Seife u. s. w. Diese Körbchen repräsentieren Kisten und Schränke und hängen hoch, um ihren Inhalt den Kindern, Hunden und Ameisen zu entziehen. An einem längeren Strick ist ein größeres Ding aufgehängt, von Stäben zusammengebunden, etwa 1 m lang und $^1/_2$ m breit, und von der Konstruktion jener Fallen, womit die Knaben die Meisen fangen. Ein Stück Matte kleidet das Innere aus; der Zweck bleibt nicht lange verborgen, denn

ein halbnackter Indianersprößling läßt seine Stimme hören, worauf ein Stoß den Kasten wie eine Schaukel schwingt, um den kleinen Luftschiffer wieder zur Ruhe zu bringen.

Wir waren in die Hütte getreten mit dem gewöhnlichen Gruße: Ave Maria! „En gracia concebida“ war die Antwort des Mannes, der auf einem Klötzchen sitzt und Mais abkörnt, von einigen Hühnern umgeben, welche jedes abspringende Korn begierig aufpicken, und die er bisweilen mit einem Bein verscheucht, wenn sie ihm zu nahe kommen. Einige Kinder, die auf dem Boden spielten in der schlichten Uniform des Paradieses, retirierten sich hinter ihre Mutter, welche, neben dem Feuer auf dem platten Boden sitzend, mit der Spindel spinnt und bisweilen mit Stöckchen in einem Topfe rührt. Einige dürre Hunde, welche in der Asche liegen, recken die Köpfe und fangen ein gewaltiges Gebell an, das der Hausherr mit dem derben Wurf einer Maiskolbe in Geheul verwandelt, und die unberufenen Schreier in eine Ecke jagt, wo sie mit einem brütenden Huhn in Konflikt geraten, das spreizend und kreischend sein Nest verteidigt. Der Adamite in der Gondel erwacht von dem Lärmen und läßt sich vernehmen. Die Mutter steht auf, neigt sich über das Fahrzeug und senkt dem Kleinen die volle Brust in den Mund, was die Ruhe herstellt.

„Könnt ihr uns etwas Mais verkaufen?“ fragen wir den Indianer, „für unsere Pferde, die dort unter dem Baume angebunden sind, und für uns selbst etwas zu essen schaffen?“ Eine lange Verhandlung entsteht zwischen Frau und Mann in indianischer Sprache; sie thun ungern diese Dienste und erwiedern oft, sie hätten nichts. „Aber wir verlangen ja nur einige Eier und Bohnen mit Tortillas“ (Maisbrot) und lassen die Reiseflasche sehen, aus der wir dem Mann einen Schluck geben, und so etwas hilft zum Abschlusse des Geschäfts. Der kleine Schreihals, der nicht wieder schlafen will, wird wie ein Äffchen auf den Rücken gebunden; mit dieser Bürde kniet die Mutter vor den Stein, wäscht diesen, sich selbst Arme und Hände, und beginnt nun die Arbeit des Zermalmens des halbgekochten Maises, um ihn dann in flache Kuchen zu formen. Eine junge stämmige Indianerin, welche mit einer schweren Bürde trockenen Holzes aus dem Walde gekommen ist, hilft bei der Bereitung des frugalen Mahles, das als Zugabe geriebenen spanischen Pfeffer enthält, eine höllische Brühe, welche den Unkundigen zum Verzweifeln brennt, aber von dem Indianer und Mestizen zu jeder Mahlzeit reichlich genossen wird. Nur mit dem Manne können wir etwas in Spanisch verkehren; die Frauen und Kinder wissen nur ihre eigene Sprache, die recht angenehm aus ihrem Munde tönt. Die Leute sind, wie alle Indianer, Landbauer, sie haben ihr kleines Maisfeld unten im Thal und pflanzen nur so viel, als sie das Jahr hindurch brauchen. Auch ihre Bohnen, Kürbisse, spanischen Pfeffer, Tomaten (physalis und solanum), Bataten und Baumwolle pflanzen sie, aber alles für eigenen Gebrauch. Jedes Jahr werden einige Schweine aufgezogen und verkauft, und auch die Hühner wandern auf den Markt, um mit dem baren Gelde die Abgaben für die Gemeinde und

Kirche zu entrichten. Die meisten Indianer haben reichlich zu leben bei ihren höchst geringen Bedürfnissen; in der Regel pflanzen sie viele Obstbäume um ihre Hütten und lösen viel aus dem Verkaufe der Früchte. Sie sammeln manche Rohprodukte der Wälder für den Handel, gewinnen die Faser einer Bromelie und der Agave, arbeiten auf Tagelohn, kurz, sie haben vielfache Mittel, einen Unterhalt sich zu erwerben; aber sie verlassen ihre alte Lebensweise nicht, die Männer vertrinken entweder ihr Geld oder vergraben es, um es sicher zu haben. Die arme Frau hat das schwerste Los, sie arbeitet am meisten und bekommt nichts vom Gewinn. Morgens um 4 Uhr stehen die Weiber auf, fachen das Feuer an und mahlen Reis für die Frühsuppe, während die Männer, wie Mumien in ihre Decken gewickelt, schlafen. Nach einer Stunde ist der Brei (atolli) gekocht, die Männer trinken eine Schale und strecken sich wieder hin, während die Arbeit an dem Mahlstein fortgeht, um das Brot für das Frühstück vorzubereiten. So geht es den ganzen Tag; die Frauen holen das Wasser und Holz, besorgen die Kinder, bereiten dreimal täglich das Brot, spinnen die Baumwolle und nähen die Zeuge für die ganze Familie. Das Nähen der Kleider, das Färben, das Waschen liegt ihnen auch ob; oft sieht man die ganze Familie am Bach, ein Kleid nach dem andern wird gewaschen, während der Träger, in eine Decke gewickelt, wartet, bis es getrocknet ist. Am Sonntag muß das arme Lasttier die Früchte auf den Markt tragen, oder das irdene Geschirr, welches auch Manufaktur der Frauen ist; einen Säugling an der Brust, eine schwere Bürde auf dem Rücken und oft ein größeres Kind obenauf. So sieht man sie vielmals auf den Wegen nach den Dörfern. Auf dem Rückweg haben sie mit unendlicher Geduld den trunkenen Mann zu führen, und wo er unrettbar zu Falle kommt, sitzen sie neben ihm in Wind und Wetter, bis die schweren Nebel aus dem Kopfe gewichen sind.

Die Kreolen.

Das Wort Kreole (criollo) bedeutet im allgemeinen „Eingeborener“, und so gebraucht man es auch in Mexico; im engeren Sinne verbindet man damit den Begriff „Eingeborener weißer oder europäischer Abkunft“. Wir wollen hier die Kreolen in letzterer Bedeutung kennen lernen.

Der weiße Mexicaner repräsentiert die Intelligenz des Landes und bildet demnach thatsächlich den Adel der Bevölkerung. Der Zahl nach rechnet man ein Siebentel der Einwohner unter die Kreolen, etwa 1,200,000. Die äußere Erscheinung nähert sich der des Spaniers, doch ist ein eigener Typus unverkennbar. Männer und Frauen haben selten mehr als Mittelgröße, schlanken Wuchs, dunkles Haar, lebhafte dunkle Augen, kleine Hände und Füße. Man findet viele Gesichter nach orientalischem Schnitt mit gebogener Nase und feinem Mund. Die Gesichtsfarbe ist gewöhnlich nicht mehr frisch, zumal in den wärmeren Gegenden; in den kälteren dagegen sieht man rosige Wangen und selbst blonde Köpfe nicht selten. Beide Geschlechter reifen früh,

der Jüngling ist im 17., die Jungfrau im 14. Jahre völlig entwickelt. Dem Kreolen ist eine große Lebhaftigkeit eigen; er lernt mit Leichtigkeit und ist körperlich gewandt, er ist ein flinker Tänzer, ein geübter Reiter, aber nicht sehr muskulös, nicht ausdauernd in schwerer Arbeit. Seine Sprache ist rasch und von sehr lebhaftem Gebärdenspiel begleitet. Ist dieses auch eine Eigentümlichkeit aller südlichen Nationen, so hat sie doch der Mexicaner besonders ausgebildet, und der Nordländer, der seine Rede kaum mit leichter Bewegung der Hand ergänzt, bewundert die tausend Bewegungen, die als Zeichensprache bald die Rede verstärken, bald kommentieren. Will man z. B. die Höhe eines Gegenstandes mit der Hand bezeichnen, so gebraucht man bei der leblosen Sache die horizontale Lage, bei dem Tier die stehende Lage der ganzen Hand, bei einem menschlichen Wesen den aufgerichteten Zeigefinger. Winkt man jemanden zu sich, so wird die Handfläche nach dem eigenen Körper zu von oben nach unten bewegt, macht man die umgekehrte Bewegung vom Körper weg, so heißt dieses: geht nur fort! Fährt man aber mit der Hand senkrecht herab, so heißt dieses: bleibe stehen! Man versteht die Sprache eines Volkes nicht hinlänglich, wenn man nicht deren Ausdrücke zu den Mienen und Gesten kennt; aber es gehört lange Übung dazu, diese Zeichensprache zu verstehen, zumal wenn sie von der Umgebung nicht verstanden werden soll, wie es bei den telegraphischen Mitteilungen der Verliebten der Fall zu sein pflegt.

Im allgemeinen ist der Kreole leicht zu elektrisieren und leidenschaftlich, aber er weiß seine Affekte zu beherrschen. Oft läuft das heiße Blut mit dem Kopf davon; Zorn, Liebe, Eifersucht verleiten zu unüberlegter That; doch bald kehrt das Gleichgewicht zurück. Heimtücke ist seinem Charakter fremd, man kennt nicht die Rache gedungener Banditen, wie in Italien oder Portugal. Wenn auch die Schilderungen mancher Touristen berichten, daß der Beleidigte seinem Gegner das Messer in die Brust stoße, und wenn dies auch bei der niederen Volksklasse öfter vorkommen mag, so ist es nie Folge langer Überlegung, sondern ein Akt der höchsten Leidenschaft und in der Regel eine Art Duell mit kurzer Waffe. Bei den Kreolen fällt dies seltener vor, als bei den Mestizen.

Der Kreole, selbst der ungebildete, hat im Umgang einen natürlichen Anstand, eine gewisse Urbanität und Unbefangenheit; er ist ehrgeizig und eitel, und wenn die Grundlage einer soliden Bildung fehlt, die eben nicht sehr häufig anzutreffen ist, so schimmern die Blößen der Oberflächlichkeit durch. Die Eitelkeit führt oft zur Überschätzung des eigenen Wertes, nicht allein des persönlichen, sondern auch des nationalen. Die Kriege mit Nordamerika und mit den Franzosen haben in dieser Beziehung harte Lektionen gegeben und den Mexicanern gezeigt, daß beherzte Redensarten gegen einen mutigen Angriff nicht Stich halten.

Leichtsinn und Genußsucht charakterisieren den Südländer, und der mexicanische Kreole macht darin keine Ausnahme. Zwar ist er im Genusse geistiger Getränke äußerst mäßig, Trinker gehören zu den seltensten Aus-

nahmen, und auch die Gastronomie pflegt er nicht wie der Nordländer; aber er liebt Süßigkeiten und Näschereien. Vor allem sind es Festlichkeiten und Vergnügungen, die Freuden der Liebe und des Spiels, denen er mit Leidenschaft nachhängt. Der Hang zum Hazardspiel ist allen Klassen des Volks, die Indianer ausgenommen, gemein und der Krebsschaden, welcher das Glück und den Wohlstand der Familien zerstört. In Städten und Dörfern sind Spielhäuser zu finden, in welchen monte, eine Art Pharao, gespielt wird, und zu welchem sich alles hindrängt. Keine Gesetze, keine polizeilichen Verfolgungen konnten bis jetzt diese Höllen vertilgen, weil der Hehler zu viele sind. Bei jeder Festlichkeit ist es das Spiel, welches sogleich in den Vordergrund tritt; bei dem Hahnengefecht und bei dem Pferderennen wird hazardiert, selbst auf dem Billard und im Kaffeehause wird gewettet und gewagt. So leidenschaftlich der Mexicaner sich dem Spiel hingiebt, so kalt trägt er den Verlust. Er verliert große Summen, seine Uhr, seine Kleider, schießt sich aber darum doch nicht tot, sondern hofft es am nächsten Spielabend wieder zu gewinnen. Der Ruin vieler Familien ist die unausbleibliche Folge dieser verkehrten Leidenschaft; sie zerstört nicht allein den Wohlstand, sondern auch die Sittlichkeit der Familie.

Der reiche Kreole liebt den Luxus, hat glänzende Equipagen, schöne Reitpferde, viele Dienerschaft, aber er kennt nicht den Komfort im Hause. Was die Bauart der Häuser betrifft, so ist die Grundform die altrömische, welche durch die Spanier über den Ozean verpflanzt wurde und dem Klima ganz angemessen ist. Von der Straße aus tritt man durch ein großes Thor ein, unter dessen Bogen das Gemach des Portiers oder ein Geschäftszimmer des Mannes den Eingang hat. Man tritt in einen viereckigen Hof, von allen Seiten mit einer Säulenhalle umschlossen; in der Mitte befindet sich gewöhnlich ein Springbrunnen, von Blumenvasen umgeben. Auch das breite Geländer des Säulenganges ist meist mit Blumen verziert. In diese Vorhalle gehen die Thüren aller Zimmer aus. Nach der Straße zu ist das Hauptgemach, der Saal, der auch auf dem Dorfe nicht fehlt, aufgeputzt mit dem besten Hausrat, einem Spiegel, Ecktischchen mit Blumenvasen, einem Heiligenbilde in silberner Nische oder dergleichen. Ein Ende des Saales, dessen Wand weder Thür noch Fenster hat, bildet den Sitz der Frauen (estrado), ist oft etwas erhöht, mit Teppichen oder Matten belegt und mit niedern Sofas bestellt. Viele Stühle stehen an den übrigen Wänden hin. Der Saal kommuniziert entweder unmittelbar oder durch den Korridor (Säulengang) mit den übrigen Zimmern, nämlich den Schlafzimmern, Speisezimmern und der Küche. Dem Eingangsthor gegenüber führt ein kleineres Thor gewöhnlich in den zweiten von Gebäuden umschlossenen Hof, welcher die Stallung, Remisen, Wohnung der männlichen Diener und andere Wirtschaftsräume enthält. Dieses ist die Einrichtung der einstöckigen Häuser, in den großen Städten aber haben die Häuser gewöhnlich zwei Stockwerke und oft noch ein Entresol. In diesem Falle ist das Erdgeschoß für Warenlager, Magazine oder Wohnungen der Diener benutzt, und die Wohnung der Fa=

milie befindet sich im ersten Stock; aber der Säulengang geht durch die verschiedenen Stockwerke hindurch, und die Einrichtung bleibt im wesentlichen dieselbe.

Die Kreolen stehen nicht gern früh auf, und von sorgfältiger Toilette ist bei den Damen keine Rede. Die Haarflechten hängen ihnen über den Rücken, denn die Kreolinnen wissen nichts von Hauben, sondern werfen leicht ein Tuch über Kopf und Nacken, wenn sie daheim sind. Auch von Strümpfen ist bei ihnen nichts zu sehen, da das Klima so mild ist. Mädchen und Frauen rauchen gern leichte Cigarren.

Gegen 8 Uhr wird ein Täßchen Schokolade mit süßem Brot genommen, dazu vereinigt sich die Familie nicht, es wird jedem in sein Schlafzimmer gebracht. Um 10 Uhr frühstückt man gebratenes Fleisch, Eier und als ständige Schüssel bei allen Ständen Bohnen (frisoles), welche erst weich gekocht und dann geschmalzt werden, mit einem bedeutenden Zusatz von Zwiebeln. Um 3 Uhr nachmittags findet der Mittagstisch, der seine stehenden Gerichte hat, statt. Zuerst wird eine Tasse klare Fleischbrühe geboten, dann Sopa, von Reis, Nudeln oder Brot gemüseartig in Fleischbrühe bis zur völligen Verdunstung der Flüssigkeit eingekocht und mit Tomaten stark gewürzt. Die Olla ist das dritte Gericht, welches auf keinem Tische fehlt. Es besteht aus Rindfleisch, Hammelfleisch, etwas Schweinefleisch, Schinken, Huhn, Würstchen, Kohl, grünen Bohnen, Möhren, Rüben, Birnen, Bananen, Zwiebeln, Sellerie, etwas Coriander und Petersilie, alles zusammengekocht. Wein nimmt man selten bei Tisch, aber nach dem Konfekt ein großes Glas Wasser.

Die meisten Kreolen legen sich nach Tisch nieder, um Siesta zu halten. Um 6 Uhr wird Schokolade oder in der heißen Zone Eis oder Obstgelée mit Wasser genommen, eine kleine Promenade zu Fuß, Pferd oder Wagen gemacht, und dann kommt die Zeit des Theaters oder der Tertulias. Letzteres sind Abendbesuche der Frauen, woran auch Männer teilnehmen. Man sitzt im Saal an den Wänden hin bei sehr dürftiger Beleuchtung — zwei Talgkerzen in dem großen Raume, — raucht und plaudert; oft wird auch musiziert und ein Tänzchen gemacht; aber selten wird etwas dabei genossen, höchstens Süßigkeiten mit Wasser.

Die Abendmahlzeit ist gewöhnlich erst um 10 Uhr und besteht aus etwas gebratenem Fleisch, Salat, Bohnen und etwas Süßem. Vom Tisch geht es unmittelbar zu Bett.

Einladungen zu Tische sind selten; werden aber bloß fremde Männer eingeladen, so erscheinen die Frauen in der Regel nicht bei Tische. Der Mexicaner ist gastfrei, und es ist ihm Ehrensache, seine Gäste gut zu bewirten. Bei Festlichkeiten auf dem Lande ist die Zahl der Gäste oft sehr groß, und das Treiben und Lärmen dabei den Festen der homerischen Völkerbeherrscher gar nicht unähnlich.

In dem häuslichen Leben ist vieles verschieden von der Weise germanischer Völker. Das Leben der Frauen in ihren Gemächern hat etwas Orientalisches; sie arbeiten mit der Nadel sehr schön, verstehen zu weben und

zu sticken, und zu singen und zu musizieren; aber es fehlt das geistige Element, Bildung des Verstandes und Herzens, und die Sinnlichkeit wird leicht vorherrschend. Die Hausfrau hat ohnehin weniger Sorge als in Europa, weil sie weniger Wintervorräte vorzusehen hat und die Wäsche allwöchentlich besorgen läßt. Man vermeidet sogar alle Vorräte im Hause, um sie nicht dem Gesinde anzuvertrauen und nicht die Arbeit des Herausgebens zu haben. Für jede Mahlzeit wird alles Nötige von der Köchin oder ihrer Gehilfin im kleinen in den Buden geholt, nur die Gemüse kauft man des Morgens auf dem Markte, und die Kohlen bringt der Köhler ins Haus, denn man kocht alles bei offenem Kohlenfeuer. So haben die Frauen weniger Arbeit im Hause, und man muß gestehen, daß von der jetzigen Generation viele ihre Mußezeit zur Selbstbildung durch Lektüre benutzen. Nur Schade, daß diese „bildende Lektüre" zumeist aus schlüpfrigen Romanen, unter denen die von Paul de Kock besonders beliebt sind, besteht!

Im Umgange sind die Kreolinnen liebenswürdig, und, was auch europäische Frauen an ihnen auszusetzen haben mögen, die Männer, welche ihrer schönen Sprache völlig mächtig sind, werden stets die Unterhaltung mit ihnen anziehend finden und ihre Reize rühmen.

Diese flüchtigen Blicke in das Leben des Kreolen kann ich nicht schließen, ohne einen hervorstechenden Zug zu erwähnen, der ihm zur Ehre gereicht. Es ist die Achtung der Kinder gegen ihre Eltern. Die Söhne bleiben in der väterlichen Gewalt, so lange sie nicht eine eigene Familie gründen, und selbst bei der arbeitenden Klasse legt der Sohn seinen Erwerb in die Hand des Vaters oder verfügt nicht darüber ohne dessen Bewilligung. Es kommt nicht vor, daß sich die Kinder an ihren Eltern vergreifen, oder daß sie ihnen geringschätzend begegnen, selbst auf die Klasse der Mestizen ist diese Sitte übergegangen; sie wird in der Hütte, wie im Palaste beobachtet. Von zarter Jugend an werden die Kinder nie, wenn ihre Eltern sie rufen, fragen: Was? oder: was soll ich? — wie dies bei unsern niedern Ständen so häufig geschieht —, sondern stets: Was befehlen Sie, Herr Vater, Frau Mutter? Wenn sie von ihren abwesenden Eltern sprechen, gebrauchen sie entweder das vertrauliche: mein Papa, meine Mama; oder sie sagen: mein Herr Vater, meine Frau Mutter — oder selbst: ihre Gnaden (su Merced). Der Sohn erlaubt sich nie, in Gegenwart seines Vaters Tabak zu rauchen, selbst der erwachsene, der verheiratete Sohn nicht. Die Mutter, welche mit ihren Töchtern stets im Hause zusammensitzt, ist darin nachsichtiger, animiert sie vielleicht selbst dazu, aber bei dem Vater wagen sie es doch nicht. Der Sohn nimmt den Hut ab, wenn der Vater mit ihm spricht; wenn er sitzt, steht er auf, sobald eins der Eltern ins Zimmer tritt, und bietet den Sitz an; er vermeidet ihnen den Rücken zuzuwenden, ja er geht nicht vor ihnen vorüber, wenn er einen andern Weg nehmen kann, und wenn er dazu gezwungen ist, wird er stets sagen: Verzeihen Sie, oder: Mit Ihrer Erlaubnis!

In Mexico existieren keine Waisenhäuser, aber stets werden die Waisen Unterkommen finden. Die Taufpaten übernehmen bei der Taufe die Ver-

pflichtung Elternstelle zu vertreten, wenn die Täuflinge ihre Eltern verlieren sollten. Dies ist keine leere Formel, wie in Europa, sondern wird buchstäblich befolgt. Auch braucht die Obrigkeit nicht dazu aufzufordern; selbst der arme Mann holt sich seinen verwaisten Paten, sobald er Nachricht vom Tode der Eltern erhält, und erzieht ihn wie seine eigenen Kinder. Sind aber die Paten gestorben, so ist stets ein Wettstreit verschiedener Familien um das verwaiste Kind. Oft hörte ich arme Leute sagen: Ziehe ich doch ein Hündchen in meinem Hause groß, wie sollte ich nicht die Pflege eines Wesens übernehmen, das mir gleich ist?

Dieser mitleidige Sinn zeigt sich im allgemeinen gegen Darbende und Notleidende: ich sah in dem Kriege mit Nordamerika Leute, welche mit eigener Gefahr verwundete Leute pflegten und verbargen, um sie später wieder zu ihren Landsleuten zurückzuführen.

Gegen seine Dienerschaft ist der Mexicaner mild und nachsichtig, und sieht sie als einen Teil seiner Familie an. In vielen Häusern findet man deshalb alte Diener, deren Rat gern gehört wird. Die Ammen sind, wie bei den Alten, oft die Pflegerinnen mehrerer Generationen, und der Thürsteher erzählt dem Enkel, welche Pferde er dem Großvater vorgeführt habe.

So wie sich die spanische Sprache bei den Kreolen erhalten hat, so ist vieles von den Sitten seines Mutterlandes in seinem Leben geblieben. Im Laufe von drei Jahrhunderten hat sich dieses nach Klima und Boden eigentümlich entwickelt, und der Charakter des Kreolen ist nicht mehr der des Spaniers. Eine reiche Natur, welche fast freiwillig ihr Füllhorn ausschüttet, ein heiterer Himmel, ein mildes Klima, welches den Menschen die Härte des Winters nicht empfinden läßt, haben den Kreolen verwöhnt und ihn weichlicher und leichtsinniger werden lassen, als seine überseeischen Verwandten; aber es blieb ihm der lebhafte Geist, die Erregbarkeit, der romantische Sinn Der Spanier hält mit Zähigkeit am Alten — der mexicanische Kreole ist für den Fortschritt; er ist freisinnig und tolerant selbst in religiösen Dingen. Der Spanier arbeitet mit Stetigkeit, sucht oft den Gewinn im kleinen, und bewahrt das Erworbene fürs Alter; der Mexicaner erwirbt mit Leichtigkeit, aber eben so leicht gleitet es durch die Finger; er sucht den Genuß des Augenblicks zu haschen und läßt für die Zukunft den lieben Gott sorgen.

10. Peru.

Lima und seine Bewohner.*)

Die peruanische Hauptstadt liegt etwas über 12 Breitegrade vom Äquator südlich in einer Höhe von 142 m über dem Meeresspiegel, nur 2 spa-

*) „Peru, Reiseskizzen von Tschudi.“ (In den Jahren 1838—42.)

nische Meilen (Leguas) vom Meere, dem stillen Ozean, entfernt, an beiden Seiten des Flusses Rimac, welcher die Stadt in zwei ungleiche Teile scheidet, von denen der südliche die eigentliche Stadt ausmacht, der nördliche aus der Vorstadt San Lazaro oder dem fünften Quartiere besteht.

Fast alle Straßen durchschneiden sich unter rechten Winkeln, wodurch viereckige Gruppen von Häusern (Manzanas) gebildet werden. Man zählt im ganzen 211 Manzanas, von denen die an der Peripherie gelegenen klein und unregelmäßig sind. Die Zahl der Häuser ist ungefähr 3380, nebst 56 Kirchen und Klöstern, von denen die letzteren allein ein Viertel der Grundfläche der Stadt einnehmen. Vor den Kirchen giebt es 54 öffentliche Plätze. Die Straßen, in der Regel 10 m breit, sind schlecht gepflastert, haben aber Trottoirs.

Wenn der Fremde die Stadt betritt, so ist der erste Eindruck durchaus nicht günstig, denn die Quartiere der Peripherie sind schlecht, die Häuser ärmlich, halb verfallen und schmutzig, die Straßen mit allen Arten von Unreinigkeiten angefüllt. Je mehr man sich aber dem Hauptplatze nähert, desto schöner und eigentümlicher wird der Anblick, so daß man leicht den unfreundlichen Eingang vergißt. Die Häuser haben außer dem Erdgeschoß nur ein Stockwerk, sehr vielen fehlt auch dieses. Alle größeren Wohnungen stimmen in ihrer Bauart überein. In der Fronte haben sie zwei Thüren. Die eine ist der Haupteingang, neben welchem das Thor des Wagenschuppens ist, worin die Kaleza steht. Über diesem oder neben der Hausthür ist häufig ein kleines Zimmerchen mit einem durch ein hölzernes Gitter verschlossenen Fenster, hinter welchem die Schönen sitzen und die Vorübergehenden ungesehen beobachten, es auch gern sehen, wenn einer zum „Guartar la reja" (Gitter) kommt. Der Azaguan führt in einen sehr geräumigen Hofraum (Partio), zu dessen Seiten kleine Zimmer angebracht sind. Gerade gegenüber vom Haupteingange liegt die eigentliche Wohnung, die meist mit einem Geländer umgeben ist. Durch die große, fast immer offenstehende Doppelthür tritt man in einen großen Saal (Sala), dessen Möbel aus einer Hängematte, einem Sofa und einer langen Reihe von Stühlen bestehen. Auf dem Boden sind Strohmatten ausgebreitet. Aus der Sala führt eine Glasthür in ein zweites, etwas kleineres Zimmer (la Cuadra), das elegant, oft sehr reich ausgeschmückt und mit wollenen Teppichen belegt ist. Hier werden die Besuche empfangen. Neben der Cuadra sind die Schlafzimmer, der Speisesaal, die Kinderstube u. s. w. Sie steht durch eine Thür mit einem zweiten Hofe (Traspatio) in Verbindung, der oft mit hübschen Freskomalereien geziert ist. Hier befinden sich die Küche, der Stall (Corral) und ein kleines Gärtchen. Der erste Hof steht mit dem zweiten durch einen schmalen Gang (Callejon) in Verbindung, durch welchen die Pferde geführt werden. Wo das Callejon fehlt, wie dies bei vielen, besonders den ärmlichen Häusern der Fall ist, müssen die Pferde durch die Sala und Cuadra geführt werden. — Der obere Stock hat eine von dem untern etwas verschiedene Anordnung. Über dem Azaguan befindet sich die Cuadra, die mit

dem Balkon, der die meisten Häuser ziert, in Verbindung steht; vor ihr ist die Sala. Über den Hofzimmern des Erdgeschosses sind die übrigen Gemächer gebaut, aber über der Cuadra und Sala sind keine Zimmer, sondern ein geräumiger, mit Quadersteinen besetzter Platz (Azotea), der nach dem Hofe zu mit einem Geländer umgeben ist. Diese Azotea dient den Kindern als Spielplatz; sie wird mit Blumentöpfen geschmückt und durch ein ausgespanntes Zelt gegen die Sonne geschützt. Das Hausdach ist flach und besteht aus Rohr, das mit Matten bedeckt und mit Lehm beworfen, oder auch mit leichten Backsteinen ausgelegt ist. Ein Teil der Zimmerfenster ist auf dem Dache angebracht, die übrigen, deren nur sehr wenige sind, befinden sich auf jeder Seite der Thüren und sind durch kunstvoll gearbeitete, oft reich vergoldete Gitter geschlossen.

Die Bauart kann als typisch betrachtet werden; natürlich giebt es hier und da einige Abweichungen davon. Die Mauern sind bei den größeren Gebäuden aus Luftziegeln oder Backsteinen aufgeführt, bei den kleineren bestehen sie aus doppelten Rohrwänden, die mit Lehm beworfen und nachher weiß oder gelb übertüncht werden. Die Thüren und Fenster stehen der Hitze wegen fast immer offen, den Häusern fehlt daher das Wohnliche und Heimische unserer europäischen Wohnungen.

Von den sehr zahlreichen Kirchen und Kathedralen verdienen einige eine besondere Erwähnung.

Die Kathedrale nimmt fast die ganze östliche Seite des großen Platzes (Plaza major) ein. Montag den 18. Jan. 1534 legte Don Francisco Pizarro den Grundstein und eigenhändig den ersten Balken zu dieser Kirche, die er „de nuestra Señora de la Asuncion“ *) nannte. Neunzig Jahre lang wurde daran gebaut; den 19. Okt. 1625 weihte sie der Erzbischof Don Gonzala de Ocambo mit solchem Pompe ein, daß er bei der Messe, die um 6 Uhr morgens begann, die geheiligte Hostie erst um 4 Uhr abends aufhob.

Das Innere der Kirche ist sehr schön und hat einige ausgezeichnet gut gearbeitete Altäre. Der Hochaltar ist prachtvoll mit sieben ionischen Silbersäulen geziert, die $3^1/_2$ m hoch und $^1/_2$ m dick sind; über ihm wölbt sich eine schwer vergoldete silberne Krone. Die Monstranz ist über 2 m hoch, äußerst zierlich aus Gold gearbeitet und mit unzähligen Diamanten und Smaragden geschmückt. Zu den Seiten des Altars stehen mächtige, massiv silberne Kandelaber, von denen jeder $112^1/_2$ Pfund wiegt. An hohen Festtagen übertrifft der Glanz und der Reichtum, die hier zur Schau gestellt werden, vielleicht an Pracht die ersten römischen Kirchen. Die Ornate und Meßgewänder entsprechen dem Glanze des Hochaltars; sie sind auf das reichste mit Gold und Edelsteinen gestickt. Die geweihten Gefäße sind ebenfalls von außerordentlichem Werte. Den Dienst in der Kathedrale versehen die Domherren (Canonigos).

Unter den Pfarrkirchen zeichnet sich San Lazaro durch ein geschmack-

*) Unsere Herrin der Auffahrt (Himmelfahrt).

volles Äußere und eine einfache, aber würdige innere Ausschmückung aus. Vor der Thür dieses Tempels werden die unbekannten Leichname, die man auf der Straße findet, 24 Stunden lang ausgelegt.

Das Kloster von San Francisco ist das größte und imposanteste von allen, es ist ein ungeheures Gebäude, das in der Nähe der Plaza major zwischen dieser und dem Rimac liegt. In diesem Kloster wird täglich von morgens um 5 Uhr bis mittags um 12 Uhr jede halbe Stunde eine Messe gehalten. Während des Erdbebens von 1630 soll das Madonnenbild, welches über der Kirchthüre stand, sich gegen den Hochaltar gewendet, mit gefalteten Händen Gott um Gnade für die Stadt angefleht und sie dadurch vom gänzlichen Ruin errettet haben. Der Mönch, der mich im Kloster herumführte und mir die Wundergeschichte erzählte, meinte, es sei doch sonderbar, daß die Madonna im Jahre 1746 das nämliche Manöver nicht wiederholt habe.

Dem Franciscanerorden gehört auch die „Recelota de San Jago“, in die sich während der Fastenzeit, besonders in der Charwoche, viele Männer zurückziehen, um unter Beten, Kasteien und Nachdenken, fern vom Geräusch der Welt und den Zerstreuungen der Gesellschaft, sich zur Beichte und zum Genuß des heiligen Abendmahls vorzubereiten.

Santo Domingo zeichnet sich durch seinen Reichtum aus. Das Kloster hat eine jährliche Einnahme von 70—75,000 Piastern = 105 bis 117,000 Mark), meistens Grundzinsen von Häusern in der Stadt.

In einem kleinen Kloster, „Refugio de San Jose“, werden Frauen, die sich einer schlechten Behandlung ihrer Männer entziehen wollen, aufgenommen, auch können Ehemänner, um ihren zu liebenswürdigen Gattinnen Zeit zum Nachdenken zu verschaffen, mit erzbischöflicher Erlaubnis dieselben dort hinbringen.

Lima besitzt mehrere Hospitäler, die aber an Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, an Sorgfalt der Pflege und ganz besonders an einer vernünftigen ärztlichen Leitung viel zu wünschen übrig lassen. Das größte ist „San Andres“; es enthält fünf große und vier kleinere Säle mit 387 Betten und einer besonderen Abteilung für Unheilbare. Hier werden auch die Wahnsinnigen, deren es immer eine große Anzahl giebt, aufbewahrt. Am 30. November, dem Tage des heiligen Andreas, ist dem Publikum der Zutritt zu demselben gestattet. Dann strömen die Einwohner von Lima nach dem Hospitale hin, um sich am Anblick der Irren zu belustigen. Es ist empörend, zu sehen, wie diese Unglücklichen der Schaulust des Publikums und seinen Neckereien preisgegeben werden. Das Einsammeln von Almosen bei den zahlreichen Besuchenden ist eigentlich der Zweck dieses Gebrauches, der aber immer verwerflich bleibt.

Der Mittelpunkt des Lebens und Handels von Lima ist der schon erwähnte große Platz „Plaza major“, ein verschobenes Viereck, von dem jede Seite 155 m lang ist. Von jeder der vier Ecken gehen zwei gerade Straßen unter rechten Winkeln ab. Der Boden ist mit feinem Sande bedeckt. Die

Kathedrale und der Palast des Erzbischofs nehmen die östliche Seite ein; auf der Nordseite steht der Palast der Regierung, früher der so mächtigen Vicekönige. Von außen hat er ein sehr ärmliches Aussehen, und die Fassade nach der Plaza zu wird durch eine Reihe kleiner ärmlicher Buden, in denen Materialwaren verkauft werden, entstellt. Über diesen ist ein schmaler, häßlicher Balkon. Ein großes Doppelthor führt von dieser Seite in den Haupthof. Die Westseite ist eben so wenig anziehend und gleichfalls durch eine Menge kleiner Buden mit Sattlerwaren und altem Eisen entstellt. Der Haupteingang in den Palast befindet sich auf dieser Seite und ist ganz einfach. Das Innere des Gebäudes entspricht dem Äußern; es ist geschmacklos und ärmlich.

Die westliche Seite der Plaza wird von dem Rathause und einer Reihe Häuser eingenommen, die nicht schön sind und namentlich durch die Säulengänge mit ihren Kaufbuden entstellt werden. Denselben Anblick bieten die Häuser auf der Südseite, nur daß hier die Posamentiere ihre Knöpfe und Fransen spinnen.

In der Mitte der Plaza steht ein sehr schöner bronzener Brunnen mit drei Bassins; aus dem mittleren erhebt sich eine Säule, auf deren Spitze die Fama einen Teil des Wassers heraustrompetet; das übrige Wasser stürzt aus den Rachen von vier Löwen. Auch die anderen kleineren Brunnen sind geschmackvoll ausgeführt.

Der zweitgrößte öffentliche Platz in Lima ist der Inquisitionsplatz, seit dem Befreiungskriege „der Unabhängigkeitsplatz“ genannt. Den Eingeborenen ist indes der alte Name viel geläufiger. Da der Markt hier abgehalten wird, so ist er während des Vormittags sehr belebt. Zwei Gebäude sind die ausgezeichnetsten: das Inquisitions- und das Universitätsgebäude. Von der früheren Einrichtung des Sitzes des „furchtbaren Tribunals der Drei“ ist wenig mehr zu sehen, da nach der Aufhebung der Inquisition durch die Cortes von dem wütenden Pöbel die Zimmer, Möbeln u. s. w. fast ganz zerstört wurden. Lima war der Sitz des Religionsgerichts für die ganze Westküste von Südamerika; es stand an Strenge wenig hinter dem von Madrid zurück. Jährlich wurden ihm eine große Menge Verdächtiger und Schuldiger von Chiloë bis nach Columbien überliefert und größtenteils zu den fürchterlichsten Strafen verurteilt. Ein Spanier, dessen Gliedmaßen auf eine unnatürliche Weise verdreht und gekrümmt waren, gab mir auf meine Fragen nach der Ursache dieser merkwürdigen Verrenkungen zur Antwort: er sei in eine Maschine geraten, die ihn so zerquetscht habe. Wenige Tage vor seinem Tode eröffnete er mir, daß er in seinem 24. Jahre vor dem Tribunal der heiligen Inquisition gestanden habe und durch die fürchterlichsten Marterinstrumente zum Geständnis einer Schuld gezwungen worden sei, deren er sich nicht bewußt gewesen. Bei der Erinnerung an die scheußlich verdrehten Glieder schaudere ich noch jetzt vor den Qualen, die der Unglückliche ausgestanden haben muß.

Eine Anekdote vom Vizekönig Castel-Fuerte wurde mir in Lima mehr-

mals erzählt, und ich will sie mitteilen. Der Virey hatte sich im Beisein seines Beichtvaters einige Äußerungen über Religion erlaubt, die dem guten Mönche nicht sehr christlich-katholisch erschienen und die er pflichtgemäß der Inquisition hinterbrachte. Im Vertrauen auf ihre Allmacht benutzte diese freudig die Gelegenheit, um ihre Macht der obersten Staatsbehörde, dem Stellvertreter des Königs gegenüber zu zeigen und berechnete wohl, wie furchtbar ihr Einfluß würde, wenn sie selbst dem Vizekönig eine Strafe auferlegte. Castel-Fuerte aber war kein Philipp II. Er erschien zur bestimmten Stunde an der Spitze seiner Leibgarde und einer Compagnie Infanterie, von zwei Kanonen begleitet, die vor dem Hause aufgefahren wurden. Der Virey (Vizekönig) ließ sich in den verhängnisvollen Saal geleiten, trat ohne Ceremonie die drei Stufen zum Tische hinauf, zog seine Uhr und sagte, indem er sie ablegte: „Meine Herren, ich bin bereit, unser Geschäft zu beginnen; in einer Stunde aber muß es beendigt sein, bin ich bis dahin nicht zurück, so schießt mein Offizier das Haus in den Grund.“ Betroffen über diese Kühnheit berieten sich die Inquisitoren einige Augenblicke und bekomplimentierten dann mit der größten Höflichkeit den entschlossenen Castel-Fuerte zur Thür hinaus.

Unter den Vergnügungsplätzen steht — die Stiergefechte natürlich ausgenommen — das Theater obenan. Das Gebäude aber ist von außen wie von innen ziemlich häßlich und die Bühne sehr klein.

Der Präsident fährt in seiner Kutsche, von sechs Pferden gezogen und von seiner Leibwache begleitet, nach dem Theater, in welches er einen eigenen Eingang hat. Im Hofe ist unter seiner Loge ein Korporal mit sechs Mann, die das Gewehr schultern, aufgestellt. Eine Abteilung Soldaten hält während der Vorstellung Wache und erweist dem Präsidenten bei seiner Rückfahrt militärische Honneurs.

Die Stücke, die gegeben werden, sind meistens höchst mittelmäßig. Dies gilt insbesondere von den Possen (Sagnetes), die der spanischen Sitte gemäß immer die Theatervorstellung schließen, sei nun das Hauptstück ein Trauer- oder Lustspiel. Sie haben zu ihrem Gegenstande ganz gemeine Liebesintriguen oder tölpelhafte Witze und sind ganz gut gemacht, den günstigen Eindruck, den möglicher Weise das Hauptstück hervorbringen könnte, gänzlich zu verwischen. Von einer Gesellschaft Italiener werden auch zu Zeiten kleinere Opern gegeben, die, das elegante Kostüm ausgenommen, ebenfalls ganz mittelmäßig sind. Der Text der Opern ist dem Publikum unverständlich.

Die Limeños sind sehr große Freunde von Tänzen. Eigentliche Ballets können indessen nicht gegeben werden; Boleros, Fandango, Cachucha und Don Mateo werden am häufigsten wiederholt.

Während der langen Zwischenpausen wird im Parterre und Hofraum geraucht, auch sind — teuer und schlecht — Erfrischungen zu haben. Was den Besuch des Theaters sehr verleidet, sind die vielen Flöhe, die ganz besonders in den Logen ihren Sitz aufgeschlagen haben. Man muß sich

da mit einer großen Portion Geduld versehen und fleißig hin und her rutschen.

In der Nähe des Theaters ist der Cirkus für die Hahnenkämpfe (Coliseo de Gallos), in welchem fast täglich einige Zweikämpfe stattfinden. Er besteht aus einem Amphitheater mit einer zweckmäßigen Arena. Die Unternehmer, welche dieses Etablissement vom Staate gemietet haben, müssen an bestimmten Tagen für die nötigen Hähne sorgen, wenn sich nicht hinreichende Parteien von Privatleuten mit Kampfhähnen einfinden und dieselben gegen Erlegung des festgesetzten Preises dort kämpfen lassen. Bei der sehr großen Vorliebe des Limeños für diese Unterhaltung fehlt es fast nie an zahlreichen Kampfpaaren, nur zur Mauserzeit sind sie selten. Es werden vor jeder Pelea (Kampf) nach dem bloßen Beschauen der Hähne sehr bedeutende Wetten eingegangen, welche den Leidenschaften volles Spiel gewähren, so daß in der Person des Subpräfekten der Provinz ein beeidigter Schiedsrichter eingesetzt ist, dessen Aussprüche sich die Parteien ohne Widerrede fügen müssen.

Dem Kampfhahne wird der Sporn am rechten Fuße abgesägt und an dessen Stelle ein 3—5 cm langes scharfes Messer gebunden. Oft stechen sich diese Tiere schon beim ersten Angriffe tot; meistens verwunden sie sich gleich vom Anfang sehr heftig, kämpfen aber doch noch so lange, bis sie den Wunden und der Müdigkeit erliegen. Es ist ein grausames Vergnügen, ein würdiges Seitenstück zu den Stiergefechten.

In der nämlichen Cuadra mit dem Coliseo de Gallos ist der Ballspielplatz (Jugeo de pelotas), ein zweckmäßig eingerichteter, von sehr hohen Wänden umschlossener Hof. Jetzt ist er weniger besucht, als früher, da die Kreolen das Ballspiel nicht so leidenschaftlich lieben als die Spanier.

Die Einwohnerzahl hat sich seit dem Befreiungskriege sehr vermindert. Zeugen davon sind die vielen fast ganz entvölkerten Stadtquartiere, die verfallenen Häuser, die verwüsteten Gärten. Man schätzt die Gesamtzahl jetzt*) auf 53,000, aber eine genaue Zählung ist nicht vorgenommen.

Die Ursache der Verminderung der Einwohnerzahl läßt sich aus dem natürlichen und staatlichen (physischen und politischen) Zustande des Landes leicht erklären. Erdbeben haben tausende von Menschen unter den Trümmern ihrer Wohnungen begraben. Der Befreiungskrieg hat eine große Zahl von Opfern gekostet. Verbannungen und freiwillige Auswanderungen haben die trefflichsten Bürger mit ihren Familien aus ihrer Vaterstadt entfernt. Epidemieen, als natürliche Folgen einer mangelhaften polizeilichen Aufsicht und einer gänzlichen Vernachlässigung der notwendigen Reinlichkeit in den Straßen und der Umgegend, haben eine unzählige Menschenmenge weggerafft. Die Zuwanderungen sind unbedeutend, und so übertrifft die Zahl der Gestorbenen die der Geborenen fast um das Doppelte.

Ein so buntes Gemisch von Farben und Physiognomieen, wie in Lima, trifft man übrigens selten anderswo wieder an. Von der blendend weißen

*) 1842. (1874 wieder 160,000.)

Kreolin, Tochter europäischer Eltern, bis zum ebenholzschwarzen Congo-Neger sind alle Nuancen in regelmäßigen Farbenabstufungen, oder durch den rostbraunen Indianer modifiziert, im beschränkten Raume bei einander. Bei den extremen (entgegengesetzten) Formen tritt auch der Charakter mit jener Schärfe hervor, die es möglich macht, ein treues Bild von jeder derselben zu entwerfen. Anders verhält es sich mit den Mischlingen:*) eine genaue Charakteristik von ihnen zu entwerfen, ist fast unmöglich, denn sie sind körperlich wie geistig „Mischlinge". Als Grundsatz kann für sie gelten, daß sie nur die Laster der Eltern, nicht aber deren Tugenden geerbt haben. Sie stehen als Menschen weit hinter den reinen Rassen zurück und sind auch im Staate die schlechtesten Bürger.

Die weißen Kreolen, mit sehr wenigen Ausnahmen Abkömmlinge von Spaniern, machen fast den dritten Teil der Bevölkerung aus. Sie sind schlank, ziemlich groß, mit scharfen Gesichtszügen, einer blaßweißen Hautfarbe und dunkelschwarzem Haar. Die Männer sind schwächlich, sehen abgelebt aus, und ihre nicht unedle Physiognomie wird meistens durch Züge leidenschaftlicher Sinnlichkeit entstellt. Wie in ihrer Körperbildung, so stehen sie auch in geistiger Beziehung weit hinter den Spaniern zurück; auch ist ihre Bildung höchst mangelhaft. Sie erheben sich selten über die Sphäre des Alltagslebens und ignorieren fast alles, was außer dem engen Kreise der Stadtmauern vorgeht. Ich war oft erstaunt über die arge Unwissenheit, die sogenannte gebildete Peruaner über die Lage, Größe, physische Beschaffenheit und die Produkte ihres eigenen Vaterlandes an den Tag legten. Sollte man wohl glauben, daß ein peruanischer Kriegsminister weder die Einwohnerzahl, noch den Flächeninhalt von Peru angeben konnte, und mit der größten Hartnäckigkeit behauptete, Portugal bilde die östliche Grenze von Peru, und man könnte zu Lande dorthin reisen? Aus der Geschichte kennen sie fast nur Napoleon, verwechseln aber auf das lächerlichste Thatsachen, Personen und Jahreszahlen. So erzählte mir ein hochgestellter, angesehener Herr, der noch dazu für gelehrt galt, einmal ganz ausführlich, wie Friedrich der Große Napoleon aus Rußland vertrieben habe.

Die Kreolen sind eben so leidenschaftliche Spieler als die Spanier. Das Spiel ist der Ruin der meisten Familien und größtenteils Ursache der vielen unglücklichen Ehen in Lima. Die Frauen aus den höheren Ständen nehmen

---

*) Sind die	so heißen die
Eltern: Weißer und Negerin,	Kinder: Mulato.
Weißer und Indianerin,	Mestizo.
Indianer und Negerin,	Chino.
Weißer und Mestiza,	Kreole (nur durch einen blassen, ins Bräunliche spielenden Teint vom Europäer unterschieden).
Weißer mit Mulata,	Quarteron.
Weißer mit Quarterona,	Quintero.
Weißer mit Quintera,	Weißer.
Neger mit Mulata,	Zambo negro u. s. w.

sehr häufig am Spiele teil; sie sind in der Regel vorsichtiger als die Männer und setzen nicht so hoch an. Doch giebt es einzelne, die ihnen nicht nachstehen. Ich kannte eine Dame in der Sierra, die an einem Abend 4000 Louisdor verlor und in weniger als einem Monat bald darauf 100,000 Thaler gewann, endlich aber den größten Teil ihres Vermögens einbüßte.

In der manière de vivre können die Kreolen nicht als Muster hingestellt werden. Von der steifen Etikette der Spanier sind nur wenige Spuren zurückgeblieben, oft zum Nachteil des guten Anstandes. In Gesellschaften, auch in Gegenwart von Damen, beträgt sich der weiße Limeño sehr frei. Er raucht Cigarren, behält den Hut auf dem Kopfe und führt mit der größten Gleichgültigkeit Gespräche, die in Europa aus jedem anständigen Cirkel verbannt, oder höchstens zwischen Arzt und Kranken gestattet sind. Bei Tische setzt er alle Rücksichten, die gegen seinen Magen ausgenommen, bei Seite; kommt er mit Messer und Gabel nicht schnell genug zum Ziele, so nimmt er die Finger zu Hilfe; fährt mit den Händen in die Schüssel, dreht die Brocken so lange herum, bis er einen findet, den er entweder selbst verschlingt oder seinem Gaste mit einer höflichen Verbeugung überreicht. Während der ganzen Mahlzeit wird von allen Seiten so ununterbrochen gespuckt und gerülpst, daß der Fremde nur mit Ekel am Tische sitzt. Nach dem Essen spült sich jeder den Mund mit Wasser und speit es dann in langem Strahl auf den Boden. Bei den Kreolen ist das fortwährende Spucken eine der lästigsten Gewohnheiten.

Über diese Fehler dürfen wir aber die guten Seiten der Kreolen nicht vergessen. Er ist ein Feind von geistigen Getränken; genießt er Weine, so sind es meistens süße, die er in kleiner Quantität zu sich nimmt. Ein betrunkener Limeño ist eine der größten Seltenheiten; anders verhält es sich aber im Innern des Landes, wo sich gerade die Weißen durch unmäßiges Trinken hervorthun.

Er ist ferner in seinem Betragen frei und offen, aber charakterlos; vom ersten Eindruck läßt er sich leicht hinreißen, ohne die Folgen seiner Neigungen und Handlungen zu überlegen. Absichtlich thut er seinem Nächsten selten wehe, aus Unvorsichtigkeit aber sehr oft. Er ist gastfrei und zutraulich gegen Fremde und wohlthätig gegen die Armen; aber dem von mehreren Reisenden ihm gespendeten Lobe eines guten Ehegatten kann ich durchaus nicht beistimmen.

Weit über den Männern, sowohl körperlich als geistig, stehen die Frauen von Lima. Die Natur hat sie reichlich mit trefflichen Eigenschaften ausgestattet. Sie sind im Durchschnitt hohen, schlanken Wuchses und zeichnen sich dabei durch einen eben so kleinen als wohlgebildeten Fuß aus. Ihr Gesicht, dem die Tropenluft alle Farbe und Frische nimmt, wird dafür durch das große, dunkle, glühende Auge belebt und durch die, wenn auch nicht kleine, doch edel geformte Nase und den feinen Mund mit seinen kleinen, blendend weißen und schön gereihten Zähnen geziert.*) Nehmen wir die

*) Die Limeños reinigen sich öfters am Tage die Zähne mit der Ratiniwurzel.

langen, schwarzen Haare dazu, die in zwei oder vier Flechten über den Nacken fallen, und die graziöse Haltung, so müssen wir gestehen, die Limeña ist eine stolze und edle Erscheinung, welche den Reiz weiblicher Liebenswürdigkeit in vollem Maße besitzt.

In den Häusern sind die Damen, besonders im Sommer, leicht und nachlässig gekleidet und geben sich gewöhnlich nicht einmal die Mühe, die Kleider zuzumachen. Bei Visiten und im Theater erscheinen sie nach französischer Mode; auf der Straße aber, bei Spaziergängen, in der Kirche, bei Prozessionen u. s. w. bedienen sie sich einer originellen, nur in Lima gebräuchlichen Tracht, der Saya und des Manto. Es giebt zwei Arten von Sayas. Die eine, früher allgemein gebräuchliche, jetzt aber nur selten gesehene, besteht in einem Oberrock von schwerem Seidenstoff, der in unzählige feine, röhrenförmige Längsfalten genäht ist, die nach oben enger und dichter sind. Er reicht vom Gürtel bis zu den Knöcheln und liegt dicht am Körper an, so daß die Umrisse desselben, besonders um die Hüften, scharf hervortreten. Nach unten zu ist er ganz enge. Da er sich fest um die Beine anschließt, so verhindert er das rasche Gehen und macht das Aufstehen und Niederknieen in der Kirche sehr beschwerlich. Die andächtigen Frauen müssen sich daher oft lange drehen und krümmen, ehe sie sich wieder von der Erde erheben können.

Die zweite Art von Saya ist nur um den Gürtel eng anschließend, von da aber weit wie ein Reifrock. Sie wird aus der ersten Art gemacht, indem man die Fäden, welche die einzelnen Längsfalten vereinigen, wieder auftrennt. Die gewöhnliche Farbe des Sayas ist schwarz, grün, blau oder zimmetfarben.

Der Manto ist ein Schleier von dichtem, schwarzem Seidenzeug, der mit einer Schnur hinten am Gürtel befestigt wird, da, wo die Saya beginnt. Von hier wird er über den Rücken, die Schultern und den Kopf geschlagen, von vorn zusammengenommen, fest an die Stirn gedrückt und so geschlossen, daß nur ein kleiner dreieckiger Raum um das Auge gesehen wird. Ein reicher Shawl hängt vorn über die Brust und verdeckt das darunter liegende Kleid, von dem nur die Ärmel zum Vorschein kommen; die eine der zierlichen, in elegante Handschuhe gehüllten Hände hält den Schleier, die andere ein wertvolles Taschentuch.

Das Eigentümliche dieser Tracht fällt dem Fremden sehr auf, und er gewöhnt sich schwer an ihren Anblick. Die enge Saya ist weder graziös noch anständig, die weite dagegen kleidet sehr vorteilhaft und paßt vortrefflich zu der anmutigen Haltung und dem zierlichen Gange. Als ich zum erstenmale nach Lima kam und mehreren dichtverschleierten Damen begegnete, von denen einige Rosenkränze in den Händen hielten, dachte ich, die Nonnen genössen in diesem Lande mehr Freiheiten, als anderswo. Nach der Oration (Abendgebet), abends um halb 7 Uhr, dürfen sich nach polizeilicher Vorschrift keine Frauen mit Sayas mehr auf der Straße zeigen.

Die meisten Fremden, die sich mit Limeñas verheiraten, stellen als

Hauptbedingung auf, daß ihre Frauen nach der Trauung die Saya und den Manto nicht mehr tragen sollen. Die Bedingung wird angenommen, wie sie aber erfüllt wird, mögen die glücklichen Ehemänner selbst sagen. Die Frauen sind diesen Kleidern mit Leib und Seele ergeben.

Verfolgen wir die weiße Kreolin in ihrem häuslichen Leben, so finden wir sie zwar als besorgte Mutter, aber nicht als tüchtige Hausfrau. Fast jeder Dame steht eine mehr als nötige Anzahl von Dienern, meistens Sklaven, zu Gebote. Köchin, Kindermagd, Stubenmädchen, Näherinnen, ein paar Bediente, einige kleine Neger oder Indianer, deren Hauptbeschäftigung es ist, hinter der Gebieterin, wenn sie zur Messe geht, einen Teppich zu tragen, gehören zu einer ordentlichen Haushaltung. Jeder dieser Diener thut, wie ihm beliebt, und die Frau vom Hause bekümmert sich wenig um den Schlendrian, der bei mangelnder Aufsicht notwendig einreißt. Sie steht spät auf, schmückt sich das Haar mit Jasmin- und Orangeblüten und erwartet das Frühstück; nach diesem empfängt oder macht sie Besuche, schaukelt sich während der Mittagsstunde in der Hängematte oder streckt sich auf das Sofa und raucht eine Cigarre, und fährt nach Tische wieder zu Visiten; am Abend ist sie entweder im Theater, auf der Plaza oder auf der Brücke. Wenige Frauen beschäftigen sich mit Handarbeiten, obwohl manche oft große Geschicklichkeit im Sticken und feinen Nähen zeigen. In Gesellschaften arbeiten sie niemals, eben so wenig nach der Oration. Musik lieben sie leidenschaftlich; die meisten spielen Klavier und Guitarre und singen dazu, aber aus Mangel an guten Lehrern nur sehr mittelmäßig.

Die Näscherei ist eine der üblen Eigenschaften der Bewohnerinnen Limas. Neben ihren gewöhnlichen Mahlzeiten naschen sie fortwährend Eßwaren, die von den Negern auf den Straßen feilgeboten werden. Bald wird der Tamalero*) angerufen, bald werden Omitas (süße Maiskuchen mit Rosinen), bald Pan de Chancay und Biscochos (süße Brote), bald Basamorita moroda (ein Brei von Fruchtsäften und Wasser) oder Frijoles coladas (gestoßene, mit Syrup abgekochte Erbsen) gekauft, und doch wird dem Frühstücke und Mittagsessen eben so reichlich zugesprochen, als wenn keine solchen Zwischenakte stattgefunden hätten. Darf man sich wundern, daß die guten Damen sich beständig über Magenschmerzen beklagen?

Die Reinlichkeit im Innern der Häuser erstreckt sich bloß auf die beiden Besuchszimmer, die Sala und Cuadra, während die übrigen Gemächer eher einem Stalle, als einer menschlichen Wohnung gleichen, und durchaus nicht zum Vorteil der Hausfrauen sprechen. Deutlich zeigt sich darin der Nationalcharakter: viel Schein und wenig innerer Gehalt.

Es ist schade, daß die vielen und großen natürlichen Anlagen der Limeñas nicht besser ausgebildet werden. Sie haben einen durchdringenden, scharfen Verstand, ein klares Urteil und sehr richtige Ansichten über die ver-

*) Tamal ist eine Art Kuchen aus feingestoßenem Mais, in den etwas Schweinefleisch gelegt wird. Das Ganze ist in Maisblätter gewickelt.

schiedenen Lebensverhältnisse. Wie die Frauen von Sevilla sind sie durch ihre schnellen, schlagenden Antworten bekannt, und es ist gewiß, daß in einem Wortstreite eine Limeña nie unterliegt. Sie haben eine seltene Charakterfestigkeit und einen dem weiblichen Geschlecht im allgemeinen nicht eignen Mut und sind dadurch weit über die feigen, charakterlosen Männer erhaben.

Von den Indianern sind in Lima circa 5000. Diese Menschen sind hier thätige, unverdrossene Leute. Viele von ihnen haben Krämerladen und genießen wegen ihrer Ehrlichkeit in den großen Handlungshäusern eines guten Kredits. Fast alle Posamentiere in dem Portal der Knopfmacher sind Indianer; auch unter den Sattlern und Silberarbeitern findet man viele derselben. Die Indianer, die sich als Dienstboten vermieten, sind wenig thätig und ehrlich, und mehr verschlossen und mißtrauisch, besonders die neuangekommenen. Sie sind in der Regel eitel, aber dabei unglaublich unreinlich. Alle stehen in ihren geistigen Fähigkeiten weit hinter den weißen Kreolen zurück, vor denen sie eine gewisse, nicht leicht zu tilgende Scheu haben.

Die Neger bilden in Lima den fünften Teil der Bevölkerung; ihre Zahl beläuft sich auf etwas mehr als 10,000, worunter 4800 Sklaven sind. Obgleich ein Paragraph in der Unabhängigkeitsakte erklärt, daß „niemand in Peru als Sklave geboren werde“, so hat der Nationalkongreß doch zu verschiedenen Malen für gut befunden, diesen Grundsatz abzuändern. Auch ist die Behandlung der Sklaven von Seiten der Kreolen äußerst milde und im Durchschnitt ganz so wie die der Dienstboten in Europa. Die freien Neger sind in Lima, wie in ganz Peru, eine wahre Landplage. Zu faul, eine anstrengende Arbeit zu übernehmen und sich dadurch den nötigen Unterhalt zu verdienen, ergreifen sie jedes Mittel, sich auf möglichst leichte Weise Geld zu erwerben. Das Bequemste für sie ist, an den Straßen den Reisenden aufzulauern und sie auszuplündern. Fast alle Straßenräuber an der Küste von Peru sind freie Neger. Das Stehlen und Betrügen ist ihnen zur andern Natur geworden, dabei sind sie viehisch sinnlich und in allen ihren Neigungen ausschweifend. Kann der Neger lesen und schreiben und ist er in den Wissenschaften etwas bewandert, so wird er nur ein desto feinerer Spitzbube, der im Innern der Stadt, im bürgerlichen Leben seine Schlechtigkeit ausübt.

Eine der Hauptbeschäftigungen der Neger in Lima ist das Lasttragen und der Wasserverkauf. Jeder Wasserträger hat ein Maultier oder einen Esel, der mit zwei in einen korbartigen Sattel gestellten Fäßchen beladen ist. Diese kleinen Tonnen werden gewöhnlich im großen Brunnen der Plaza major gefüllt und bis in die entferntesten Stadtquartiere gebracht. Die Ladung kostet einen halben Real.*) Die Sklaven müssen ihren Herren täglich eine bestimmte Summe abgeben; was sie mehr verdienen, ist ihr eigener Gewinn. Die Wasserträger haben die Verpflichtung, im Sommer den Hauptplatz zu bespritzen und alle Montage die herrenlosen Hunde, deren es eine

---

*) Ein Real (real de plata) etwa 40 Pfennige.

ungeheure Menge giebt, zu töten.*) Diese Beschäftigung ist für die Neger ein wahres Vergnügen, und man sieht es ihnen an, mit welcher Mordlust sie die Hunde verfolgen und mit ihren langen Stöcken erschlagen. Es werden oft an einem Montage 200—300 Hunde getötet und in einem großen Karren vor die Stadtmauer geschleppt, wo sie den Aasgeiern zum köstlichsten Futter dienen.

Alle Morgen wird auch durch die Neger der nahe gelegenen Landgüter Pferdefutter, aus Klee oder Gras bestehend, nach Lima gebracht. Jeder derselben treibt 60—80 beladene Esel vor sich her. Mit einer langen Peitsche bewaffnet, reitet er selbst auf einem der stärksten Esel und schlägt so unbarmherzig auf die armen Tiere los, daß sie immer in scharfem Trab oder im Galopp davon laufen. Mit einer spitzigen Schafrippe sticht er seinen Reitesel unaufhörlich in die Lenden und reißt ihm damit große Stücke Haut und Fleisch weg. Überhaupt ist diesen Barbaren jedes Gefühl von Menschlichkeit fremd, und ihre raffinierte Grausamkeit gegen die Lasttiere kennt keine Grenze. Ich habe gesehen, wie ein Neger, dessen Esel müde war, einen hölzernen Steigbügel losschnallte und ihn mit demselben so lange schlug, bis er tot niederstürzte.

Ein Sprichwort sagt: „Lima ist der Himmel der Frauen, das Fegefeuer der Ehemänner und die Hölle der Esel.“

Das Klima.

Da die Stadt Lima ungefähr 142 m über dem Meeresspiegel liegt, ist sie der Hitze des Strandes etwas entrückt.

Die größte Hitze (Thermometer im Schatten), circa 20° R., tritt gewöhnlich in der ersten Hälfte des März ein, einzelne sehr heiße Tage kommen auch in der zweiten Hälfte des Januar vor.

Die größte Kälte sinkt nicht unter 13° R., sie findet gewöhnlich gegen Ende August statt. Im Juli sind durchschnittlich die Tage kühl.

Lima hat bei seiner geringen Entfernung vom Äquator (12°) eine niedrige Temperatur. Der Grund ist in der Lage und den herrschenden Luftströmungen zu suchen. Im Osten, nur 28 Leguas von der Stadt entfernt, streichen die mit ewigem Schnee bedeckten Cordillerenrücken, von denen eine sehr kühle Luft in das Thal hinunterweht. Nach Westen, nur 2 Leguas von der Stadt, liegt das Meer. Der herrschende Wind bläst aus Süd-Süd-West**) durch den Süd bis Süd-Ost, streicht also über das Meer und die südlichen Hochebenen. Westwinde sind sehr selten, erreichen aber zuweilen eine große Heftigkeit und bilden, indem sie sich an den Bergen in der Um-

*) Seit ungefähr 50 Jahren hat sich an mehreren Punkten der peruanischen Küste die Hundewut gezeigt, daraus erklären sich diese polizeilichen Vorsichtsmaßregeln.

**) Aus dieser Richtung kommt auch die kalte Polarströmung, die an der amerikanischen Küste nordwärts ziehend am Äquator sich nach West wendet. Diese Strömung hat den Namen „Humboldtstrom“ erhalten; sie zeigt an der peruanischen Küste nur eine Temperatur von $15{,}_5$° C., während das offene Meer dort 28° warm ist.

gegend von Lima brechen, über der Stadt Wirbel, die Angst und Schrecken unter den Bewohnern verbreiten. Die Luftströmungen aus Norden, die über die brennend heißen Sandflächen streichen, sind ziemlich selten, aber drückend schwül. Es müssen indes noch andere unbekannte Einflüsse vorhanden sein, welche die niedrige Temperatur von Lima bedingen, denn in den Dörfern, welche nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt liegen und den nämlichen atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt sind, ist sie viel höher.

Das Klima von Lima ist zwar angenehm, aber nicht gesund. Während sechs Monate, vom April bis Oktober (Winterzeit) lastet ein schwerer, feuchter, doch nicht kalter Nebel auf der Stadt. Der Sommer ist regelmäßig heiß, aber doch nicht drückend. Die Übergänge beider Jahreszeiten geschehen allmählich und fast unmerklich. Im Oktober und November hebt sich die Nebeldecke und weicht den Sonnenstrahlen. Die Weihnacht ist wie die wärmste Julinacht bei uns und wird von dem Volke mit Belustigungen bis gegen Morgen gefeiert. Tritt aber in Europa der Frühling ein, so umschleiert sich in Lima der Horizont (im April); die Morgen sind kühl und trübe. Die Mittagssonne scheint zwar noch hell und klar, aber mit Anfang des Mai wird auch sie den Blicken entzogen. Die große Feuchtigkeit ist Ursache mannigfacher Krankheiten, insbesondere von Fiebern; wenn sie mit Hitze abwechselt, von Ruhr.

An der ganzen Küste von Peru wiegt sich die Atmosphäre in einer fast ewig gleichmäßigen Ruhe; nie durch heftige Strömungen gestört, ist sie nur dem Wechsel einer allmählichen Verdichtung und dann eines freundlichen Lichterwerdens unterworfen. Nie wird sie durch zuckende Blitze erleuchtet, nie durch das Rollen der Donner bewegt, nie zerstören Regengüsse oder Wolkenbrüche die fruchtbaren Gefilde und die Hoffnungen des Landmannes. Sogar das Feuer scheint hier seine verderbliche Macht verloren zu haben, und in Lima ist eine Feuersbrunst fast etwas Unerhörtes. Was aber die Elemente in ihrem überirdischen Walten gnädig verschonen, das zerstören ihre unterirdischen Kräfte mit grausenhafter Gewalt.

Lima wird sehr häufig von Erdbeben heimgesucht und ist schon mehrmals durch dieselben in einen Schutthaufen verwandelt worden. Man kann im Durchschnitt in dieser Stadt 45 Erdstöße zählen, von denen die meisten in den Monat Januar fallen. Der Zeitabschnitt zwischen zwei Erdbeben beläuft sich in der Regel auf 40—60 Jahre. Die bedeutendsten Katastrophen fanden in Lima, seit Europäer die Westküste von Südamerika besuchen, in folgenden Jahren statt: 1586, 1630, 1687, 1713, 1746, 1806, 1868. Es steht fast mit Gewißheit zu befürchten, daß diese Stadt in den nächsten Jahrzehnten wieder eine Zerstörung heimsuchen wird.

Die schwächeren Erdbeben sind bald von Geräusch begleitet, bald ohne solches, nur durch die Schwankungen der Erde fühlbar. Die unterirdischen Töne sind sehr mannigfaltig; am häufigsten gleichen sie dem fernen Rasseln eines schwerbeladenen Postwagens, der rasch über ein Gewölbe hinfährt. Sie begleiten gewöhnlich den Erdstoß, selten gehen sie ihm einige Sekunden

voran, und nur in wenigen Fällen folgen sie ihm wie ein in der Ferne verhallender Donner. Einigemal kam mir das Geräusch wie ein schweres Ächzen aus dem tiefsten Grunde der Erde vor, oder wie das Knistern des Feuers, das an den dürren Holzwänden eines alten Hauses nagt.

Unter den Bewegungen sind die horizontalen Schwingungen die häufigsten; sie bringen bei der leichten Bauart der Wohnungen am wenigsten Schaden. Vertikale (senkrechte) Stöße sind meistens heftig, sie reißen die Wände und heben die Gebäude aus ihren Fundamenten. Den heftigsten vertikalen Stoß fühlte ich am 4. Juli 1839 abends $7^1/_2$ Uhr in den Urwäldern des Chanchamayo-Gebietes. Vor meiner Hütte lag ein großer ungeheurer Baumstamm, der mit seinem untern Ende auf dem Wurzelstocke auflag; ich war gegen den Stamm gelehnt und las, als plötzlich mit einem mächtigen Rucke der Stamm etwa einen halben Meter aufgeworfen und ich rücklings über denselben weggeschleudert wurde. Durch den nämlichen Stoß wurde der nahe gelegene Fluß Aynamayo aus seinem Bette gehoben und änderte in langer Strecke seinen Lauf.

Häufig fühlte ich in Lima eine Art rotatorische (drehende) Erschütterung. Sie besteht weder in einem Schwanken, noch in einem Stoßen, sondern in einem raschen, heftigen Zittern, ähnlich dem, das hervorgebracht wird, wenn man jemanden an den Schultern faßt und ihn rasch schüttelt, oder besser dem Beben, das man am Bord eines Schiffes in dem Augenblicke fühlt, wenn der Anker auf den Boden aufschlägt. Ich glaube, es sind sehr kurze und unregelmäßige horizontale Schwingungen, deren Unregelmäßigkeit sie eben gefährlich macht. Ganz schwache Erdbeben dieser Art reißen die Balken aus ihren Fugen und stürzen Dächer ein, lassen aber die Seitenwände unversehrt, die sonst am ersten und meisten leiden.

Lufterscheinungen sind häufige, aber nicht untrügliche Vorboten von Erdbeben. Schwüle Luft, lichte, schmale, hohe Wolkenstreifen, ein düsterer, schwärzlich gefärbter Horizont geben immer Befürchtungen Raum, die meistens in Erfüllung gehen. Vor dem schrecklichen Erdbeben von 1746 sah man mehrere Nächte hindurch zwischen Lima und Callao feurige Dämpfe aufsteigen, welche die Erde aushauchte.

Viele Menschen haben eine Vorahnung von einem bevorstehenden Erdbeben. Sie empfinden ein unnennbares Gefühl von Angst und Unruhe, ein Zusammenpressen auf der Brust, als lägen centnerschwere Lasten auf ihr, eine fruchtlose Anstrengung, diese Last abzuwerfen, einen momentanen Schauer, der den ganzen Körper durchläuft, oder ein plötzliches Zittern an allen Gliedern. Ich habe selbst ähnliche Empfindungen zu verschiedenen Malen an mir selbst wahrgenommen, und kann versichern, daß es wohl kaum eine peinlichere Stimmung als diese giebt.

Die Lufterscheinungen während und nach dem Erdbeben sind sehr verschieden; meistens ist die Atmosphäre ganz ruhig, zuweilen aber stürmisch bewegt. In Gegenden, wo es nie regnet, treten oft nach Erdstößen anhaltende Regentage ein. Sehr merkwürdig ist auch die Wirkung auf die Frucht-

barkeit des Bodens. Vielfältige Beobachtungen haben gezeigt, wie nach sehr heftigen Erschütterungen üppige Felder verödeten und mehrere Jahre lang nichts tragen wollten.

Die Ursachen der häufigen Erdbeben an der Küste von Lima liegen in einem schwer zu enthüllenden Dunkel. Daß sie mit vulkanischen Erscheinungen in Verbindung stehen, ist wahrscheinlich. Lima liegt über 90 Leguas vom nächsten thätigen Vulkan (dem von Arequipa); die Erdbeben, welche in der Stadt Arequipa gefühlt werden, sind aber immer unabhängig von der Thätigkeit jenes Feuerberges, und auch im ganzen nicht so zahlreich als in Lima, obwohl dort die Stadt am Fuße des Vulkans gelegen ist.

Die Erdbeben machen auf jeden nicht ganz gefühllosen Menschen einen wunderbar mächtigen Eindruck. Die plötzliche Überraschung, meistens im Schlafe, die unabsehbare Gefahr, die Unmöglichkeit, ihr zu entfliehen, die Gewalt des Augenblickes, der dumpfe, unterirdische Donner, das Weichen der Erde unter dem Fuße — alles vereinigt sich zu einer furchtbaren Mahnung unserer Ohnmacht.

Humboldt sagt sehr treffend: „Was uns so wunderbar ergreift, ist die Enttäuschung von dem angeborenen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren der festen Erdschichten. — Dem Menschen stellt sich das Erdbeben als etwas Allgegenwärtiges, Unbegrenztes dar. Von einem thätigen Ausbruchskrater, von einem auf unsere Wohnungen gerichteten Lavastrom kann man sich entfernen; bei einem Erdbeben glaubt man sich überall, wohin auch die Flucht gerichtet sei, über dem Herde des Verderbens." („Kosmos", Bd. I. S. 234.)

Keine Gewohnheit stumpft dieses drückende Gefühl ab. Der Bewohner von Lima, der seit seiner frühesten Kindheit Zeuge der häufigen Wiederkehr dieser Naturerscheinung ist, schreckt bei jedem Stoße aus seiner Ruhe auf und flieht mit dem Angstrufe: „Misericordia!" aus dem Zimmer. Der Fremde aus dem ruhigen Norden Europas, der sich nur nach Beschreibungen ein Bild des Erdbebens gemacht hat, erwartet mit Ungeduld, daß die Erde einmal unter ihm erzittern möge, daß er die fabelhaft klingenden unterirdischen Töne einmal vernehme; leichtsinnig herausfordernd wünscht er eine Erderschütterung und belustigt sich wohl über die Furcht der Eingeborenen. Aber ein banges Grausen ergreift ihn, sobald sein Wunsch in Erfüllung geht, und entsetzt eilt er aus seiner Wohnung. Seine Angst vor einer Wiederholung ist noch größer, als die der Eingeborenen, und beschämt verstummt er, wenn man ihn fragt, ob sein Gleichmut ihn nicht verlassen habe.

Stiergefechte.

Dieses Nationalvergnügen der Spanier tritt am grellsten und schroffsten in Lima hervor und charakterisiert vorzugsweise den Sinn und die Eigentümlichkeit des Volkes.

Sobald ein Stiergefecht angekündigt wird, erfüllt ein allgemeiner Jubel

die Stadt. Die Hoffnungen, Erwartungen und Vergnügungen jenes Festtages bilden den Hauptgegenstand der Gespräche, besonders der weiblichen Bevölkerung. Mehrere Tage vorher werden die Anzeigen des Stiergefechts an den Straßenecken angeklebt und verkauft. Jedermann sucht sich eine Liste de los toros (der Stiere) zu verschaffen, um das kämpfende Tierpersonal möglichst genau kennen zu lernen und im Voraus ein Urteil sich zu bilden.

Besonders groß ist die Aufregung, wenn die Saison der Toros*) beginnt und nach Jahresfrist zum erstenmal wieder eine Corrida stattfindet. Die erste Vorstellung ist immer die brillanteste. Wenn Peru politisch ruhig ist (was in 10 Jahren kaum ein Jahr der Fall), so beginnen die Stiergefechte in der heißen Jahreszeit vom Monat Januar und dauern acht Wochen. Während dieser Zeit werden jeden Montag 10—12 der schönsten Stiere, meistens auf sehr grausame Weise, dem öffentlichen Vergnügen geopfert. Zu Revolutionszeiten werden keine Corridas abgehalten, nur ausnahmsweise zur Feier eines Sieges, und dann auch des Winters. „Que lastima!“ hört man in diesem Falle von allen Seiten rufen, „daß die Sonne nicht brennt, die Stiere werden sehr träge sein!“

Die besten Stiere werden in der ganzen Umgegend ausgewählt und bereits in der Mitte der Woche mit Blumen bekränzt nach Lima gebracht, damit sie einige Tage von ihrem beschwerlichen Marsche ausruhen können.

Unterdessen bereiten sich auch die Limeños für den Festtag. Die Billette für die offenen und geschlossenen Logen werden zeitig angekauft, je nach der Größe zu 12—24 Mark. Die Frauen sind besonders in Aufregung. Keine echte Limeña bleibt am festlichen Montage zu Hause; sie würde es für einen unglücklichen und verlorenen Tag ihres Lebens ansehen, wenn sie gezwungen würde, dem Vergnügen eines Stiergefechtes zu entsagen.

Der Platz ist ein weites, aus Luftziegeln aufgeführtes Amphitheater ohne Dach. Der Haupteingang ist ein großes Doppelthor, durch welches man zuerst in eine Art Hofraum gelangt, der das eigentliche Amphitheater wie ein breites Band umgiebt; verschiedene Gebäude, wie das Toril, Corales u. s. w., sind darin aufgeführt. Mehrere Eingänge führen von hier aus in die Arena, die einige Centimeter tief mit Sand bedeckt ist. Die unterste Lage der für die Zuschauer bestimmten Plätze besteht aus gemauerten Zimmerchen mit niedrigen, aber breiten Öffnungen. Ihre vordere Wand bildet eine Brustwehr, die der Stier nicht überspringen kann. Über diesen Zimmerchen folgen stufenweis mehrere Reihen von Bänken; ganz oben ist der Kreis der Logen. Sie sind, wie im Theater, an den Seiten ganz geschlossen und nur nach vorn zu offen. In der Mitte dieses Kreises, links vom Haupteingange, ist die Loge des Präsidenten (früher der Vizekönige), mit rotem Tuch ausgeschlagen; in ihrer Nähe sind die Plätze für die Musik und der Sitz des Kampfrichters, des jedesmaligen Subpräfekten der Provinz Lima. Der Präsidentenloge gegenüber ist die schmale Thür des Torils. Es

*) Toros, die Stiere, wird abgekürzt für corrida de toros gebraucht.

ist dies ein schmaler Gang, in welchem der zum Kampfe bestimmte Stier den Augenblick des Hervorstürzens erwartet; er ist so enge, daß sich das Tier darin nicht umdrehen kann. Mit dem noch überdies durch Querstangen eingepferchten Schlachtopfer werden die grausamsten Vorspiele vorgenommen. Mit breiten Nadeln werden ihm bunte Bänder durch das Fell gezogen und in künstliche Knoten geschlungen, auch reiche Schabracken auf den Rücken genäht, Schwärmer und Raketen an die Ohren, die Hörner und den Schwanz geheftet. Mit spitzigen, feinen Lanzen wird er von allen Seiten gestochen. Ohnmächtig tobt der Stier gegen den Stachel; seine Wut steigert sich auf den höchsten Grad.

Rechts, neben dem Toril, ist die Loge des Wärters, der die Aufgabe hat, dem tobenden Tiere die Thür zu öffnen und sie hinter ihm rasch wieder zu verschließen; links ist ein größeres Thor, durch welches diejenigen Stiere aus der Arena getrieben werden, denen die Schmach widerfährt, mit ihrem Blut nicht den Kampfplatz zu färben.

In der Mitte des Cirkus sind ein Dutzend Pfähle in der Form eines Kreuzes eingerammt und oben durch Querbalken verbunden; sie stehen so enge, daß nur ein Mann durchschlüpfen kann. Hierher retten sich die hartbedrängten Capeadores vor den gefährlichen Verfolgungen des Stiers.

Am bestimmten Tage ist die Alameda (Allee) in der Nähe des Cirkus schon früh mit langen Reihen von Tischen besetzt, auf denen Limonade, Branntwein, Chicha (eine Art Bier aus Mais), Fische und Süßigkeiten aller Art ausgestellt sind. Nur die Farbigen sprechen diesen Erfrischungen und Leckerbissen zu; die vornehmen limenischen Familien bringen in der Regel ihren Mundvorrat in die Loge mit. Von 12 Uhr an beginnt der Zug nach dem Kampfplatz, und ganz Lima ist in Bewegung. Das Amphitheater füllt sich mehr und mehr, und um 2 Uhr sind 12—15,000 Menschen darin versammelt. Gegen ½3 Uhr kommt der Wagen des Präsidenten, von einer starken Leibwache Lanzenträger eskortiert, vorgefahren, und bald erscheint die Excellenz, von Ministern, Adjutanten u. s. f. begleitet, in der Regierungsloge. Je nach der Stimmung des Publikums und dessen Zufriedenheit mit der Staatsverwaltung wird sie mit stürmischem Viva oder stumm empfangen. Die Musik spielt eine rauschende Fanfare, und schweigend treten die elegant gekleideten „Capeadores“ *) zu Pferde und zu Fuß in den Cirkus, um den sie dreimal herumgehen, den Präsidenten und das Publikum begrüßend. Nur

*) Capeadores heißen diejenigen, welche mit einem Mantel oder einem Poncho sich dem Stier gegenüber stellen, denselben reizen, und wenn er auf sie losstürzt, durch geschickte Wendungen ausweichen, um ihn von neuem zu reizen. Sie sind unbewaffnet. In Spanien waren früher nur Capeadores zu Fuß. Ein Neger des Marquis von Vallumbrosa aus Lima war der erste, der als Capeador zu Pferde auftrat und ungeheuren Beifall erntete. Seitdem ist diese Vervollkommnung der Tauromaquia auch in Spanien sehr in Aufnahme gekommen. Das „Capear“ zu Pferde ist viel schwieriger, aber auch interessanter als der Kampf zu Fuß. Die Pferde müssen besonders dazu abgerichtet und aufgesattelt werden, damit der Stier nicht in dem hintern Teile des Sattelzeugs hängen bleibt und den Reiter zu Boden wirft.

hin und wieder giebt einer der Reiter seinem Pferde die Hilfe, um die schönen Formen des edeln Tieres mehr hervorzuheben. Jubelnd begrüßt die Menge die wohlbekannten Gestalten; wenn aber die neue Amazone Felipa Muños*) in die Arena sprengt, dann ertönt tausendfältiges Jauchzen.

Die schmetternde Trompete giebt das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Die Capeadores zerstreuen sich; einer stellt sich dem Toril gegenüber, noch einmal ruft die Trompete und heraus zum aufgerissenen Thore stürzt „der schwarze Rächer von Bujoma". Ein schönes Tier, echt castilianische Rasse, kräftige, gedrängte Formen, niedrige, feine Beine, ein kurzer Rumpf mit mächtigem Kopfe! Wenig stark gekräuselte Locken bekränzen die eherne Stirn, von welcher Verderben drohend in leichter Biegung die kurzen, scharfen Hörner nach vorn ragen und verräterisch mit Blumen umwunden sind. Eine weiß eingefaßte, mit Gold- und Silbermünzen reich behangene purpurne Schabracke bedeckt den glänzend schwarzen Rücken, den bunte Bänder zieren. Mit hochaufgehobenem Schwanze, feuersprühenden Blicken und grimmig geöffneten Nüstern tobt „der Rächer" in blinder Wut durch die Arena. Ruhig erwartet ihn der Capeador zu Pferde mit vorgehaltenem Poncho. Schon ist der Stier bei ihm, seine Hörner scheinen sich in die Weichen des Pferdes zu bohren, sein Untergang gewiß; aber eine leise Bewegung des Capeador, sein Roß macht eine kühne Wendung — und vorbei rennt der Stier; aber eben so rasch überholt ihn der Reiter, reizt ihn von neuem, wendet ab, reizt ihn wieder und entwickelt in einer Reihe von wohlberechneten und geschickten „Suertes" seine bewunderungswürdige Gewandtheit und seinen kalten Mut.

Stürmischer Beifall ertönt von allen Seiten, und ein zweiter Capeador zu Fuß löst ihn ab. Der Stier stürzt sich auf diesen los, aber behende weicht er ihm aus und hält ihm wieder den scharlachroten Mantel vor, springt auf die Seite und neckt wieder; aber das Tier läßt sich nicht irre machen, es dreht sich in kurzen Wendungen und greift ihn immer rascher an. Der hart bedrängte Capeador kann nur noch durch die Flucht sein Leben retten; in kurzem Zickzack eilt er den sichern Pfählen des Centrums zu; der Stier hinter ihm stößt mit seiner Stirn machtlos gegen die Balken, rennt einigemal um das Kreuz, stutzt, sammelt sich und stürzt auf eine „weiße Gestalt",**) die wenige Schritte vor ihm steht. Ein Knall folgt, Rauch steigt auf und zahlreiche Schwärmer schwirren um das tobende Tier. Die brennenden Reste des Phantoms hängen an seinen Hörnern; mächtig schüttelt er den Kopf, stampft, brüllt, rennt, bebend vor Wut, durch die Arena, um sich von seiner Qual zu befreien.

Ein Capeador zu Pferd stellt sich ihm entgegen, schwenkt ab, kehrt wieder, macht eine zu kurze Wendung, der „Vengador" stürzt sich auf ihn, und

*) Felipa Muños, eine Zampa, zeichnete sich eben so sehr durch ihre Gewandtheit im Reiten, als durch ihre Kühnheit aus, mit der sie die wildesten Stiere reizte.

**) Es werden aus Reifen und Papier Männer- und Frauengestalten angefertigt, mit leicht entzündbaren Schwärmern und Raketen angefüllt und in die Arena gestellt. So wie sie der Stier umrennt, entzünden sie sich mit heftiger Explosion.

sein Name bewährt sich. Das Pferd bäumt, und in weiten Bogen spritzt ein dicker Blutstrom aus der durchbohrten Brust. Wie mit Grausen über seine Rache erfüllt, weicht der Stier einige Schritte zurück und eilt nach einer andern Stelle des Cirkus hin. „Bravo toro!" ertönen tausend Stimmen, während der Capeador mit seinem Pferde vom Platze eilt; aber noch ehe er das Thor erreicht, stürzt das Tier unter seinem Reiter zusammen.

„La espada! la espada!" *) schreien einige Zuschauer, und bald wird dieser Ruf allgemein. Ein Matador erscheint, in der rechten Hand einen langen, breiten Dolch, in der linken einen kurzen Mantel. Mit ruhigem Blick und fester Haltung tritt er einige Schritte hervor, schwingt ein paarmal leicht seinen Mantel, um die Aufmerksamkeit des Stieres auf sich zu lenken, aber schon hat ihn dieser bemerkt und rüstet sich zum Angriff. Weite Kreise schlägt er mit seinem Schweif, tief gesenkt hält er den Kopf, und mit Heftigkeit wühlt er bald mit einem, bald mit beiden Vorderfüßen den leichten Sand auf und hüllt sich in eine Staubwolke, aus der ein dumpfes Brüllen, ähnlich dem fern dahinrollenden Donner, erdröhnt. Wenige ängstliche Minuten verstreichen. Mit leicht vorgebeugtem Körper und etwas aufgehobenem Arme, dessen Faust krampfhaft um den Dolch gebannt ist, heftet der kühne Matador seine Augen auf den furchtbaren Feind, der nun mit Macht herantobt. Noch einen Augenblick, und im Todeszucken liegt der „Vengador" zu den Füßen seines Gegners.

Ununterbrochener Jubel erfüllt die Lüfte und übertäubt die rauschende Musik. Blumen und Gold werden von allen Seiten dem Sieger zugeworfen, der auf dem glatten Haar des leblos dahingestreckten Tieres seinen Dolch vom Blute reinigt, die reiche Schabracke als Siegestrophäe loslöst und vom Kampfrichter seine Belohnung erhält.

Unterdessen wird dem Stier ein Strick um die Hörner gebunden; das Hauptthor des Cirkus öffnet sich, und zwei Neger jagen auf vier stolzen, reichgeschmückten Hengsten, die einen eisernen Haken nach sich schleppen, hinein. Wie sie sich dem toten Tiere nähern, scheuen die Pferde zurück, bäumen sich, aber mit Behendigkeit wird der Haken in den Strick eingehenkt und in sausendem Galopp, von Trompetengeschmetter begleitet, reißen es die feurigen Rosse, eine tiefe Furche zurücklassend, mit sich in der Arena herum und zum Thor hinaus. Einige Neger mit Besen gleichen den Sand im Cirkus aus und verwischen alle Blutspuren.

Während dieses Zwischenaktes geht es unter den Zuschauern sehr lebhaft zu; jeder giebt sein Urteil oder seine Meinung ab. Besuche werden gemacht, Backwerk gekauft und die Plätze bezahlt. Beim Eingang ins Amphitheater wird nämlich ein halber Piaster Eintrittsgeld bezahlt, später aber verlangen besondere Einsammler noch 4—6 Reales Platzgeld.

Schon wird wieder zum Kampf geblasen, und die „mala intencion

*) Espada, der Degen. Diejenigen, welche den Stier mit dem Degen oder ihrem Dolche töten sollen, werden kurzweg espadas genannt.

alazan de la Escala“,*) mit blauer Decke und vielfarbigen Bändern geschmückt, tobt in die Arena. Die Capeadores zu Fuß und zu Pferd thun ihre Schuldigkeit. Glänzende „Suertes“ (Stöße und Wendungen) werden produziert. Sobald die erste Wut des Stieres gebrochen ist, reiten die tötenden „Rejoneadores“ vor. Bald greift er sie an. Auf zitterndem Pferde erwartet ihn der erste mit emporgehobenem Arme, um die scharfe Spitze der kurzen Lanze in sein Herz zu bohren. Das Pferd, vielleicht in einem früheren Kampfe schon einmal verwundet, ist unruhig, der Stoß geht fehl, aber der Stier hat sicher getroffen. Seine scharfen Hörner haben die Weichen des Pferdes weit aufgerissen, und die Gedärme quellen hervor. Unbekümmert darüber sucht der Reiter seinen Fehler wieder gut zu machen, sprengt hinter seinem Gegner einher, neckt ihn, stößt das zweitemal besser aber nicht tödlich, wird dadurch noch mehr gereizt und wiederholt in gleichem Erfolge seine Versuche. Ein gräßlicher Anblick! Ein Teil der Eingeweide des Pferdes schleppt im Sande nach, aber doch folgt das edle Tier feurig dem Zaume, bis es tot zusammenbricht. Der zweite Rejoneador ist nicht viel glücklicher; seine Stöße sind nicht tödlich; sie vermehren nur die Wut des mala intencion, der wie sein Vorgänger seinem Namen Ehre macht. Bald sind Reiter und Pferd über den Haufen geworfen und müssen sich zurückziehen.

Bluttriefend ruht das Schlachtopfer einige Augenblicke aus, um einen neuen Gegner zu erwarten. Keiner wagt sich hinan. Nun treten die „Desgarretadores“ auf, um ihr schändliches Amt zu erfüllen. Jeder hält eine etwa 5 m lange Stange, an deren Spitze ein großes, äußerst scharfes, sichelförmig gebogenes Eisen befestigt ist. Leise nähert sich einer von hinten dem Stiere bis auf 30 oder 40 Schritte, wirft ihm mit aller Gewalt seine Waffe nach den Hinterfüßen und durchschneidet ihm die Achillessehne. Der Stier knickt ein. Ein zweiter Desgarretador bricht ihm auf die nämliche Weise den andern Hinterfuß, und er fällt mit dem ganzen Hinterkörper auf die Erde. Seine Kraft ist gelähmt, aber sein Mut nicht gebrochen. Mit dem tiefsten Abscheu wendet sich der gefühlvolle Mensch von diesem empörenden Schauspiele ab. Auf den Knieen rutscht das gequälte Tier seinen nun mutig gewordenen Gegnern entgegen. Sand und Blut vermischen sich zu Klumpen in den Wunden; bewegungslos schleppen die Hinterbeine dem langsam davon gezogenen Körper nach. Ein dumpfes, herzzerreißendes Gebrüll zeugt laut von den Schmerzen des hilflosen Tieres. Mit fanatischem Triumphe eilen nun die Neger, bewaffnet mit Messern und Lanzen, herbei, um es vollends zu Tode zu martern. Noch im Todeskampfe verteidigt es sich mit Mut, und schon mancher dieser Henker hat seine Mordlust mit dem Leben gebüßt, wenn er glaubte, mit dem Dolche ungestraft im Fleische des Tieres wühlen zu können.

---

*) Mala intencion alazan: die böse Absicht, fuchsfarben, von der Hacienda (Landflur) de la Escala. Man sieht aus solchen Namen, mit welchem Geschmacke die Neger ihre Stiere taufen. Der Name bezieht sich gewöhnlich auf eine Eigenschaft des Tieres.

Die meisten meiner Leserinnen werden bei der bloßen Schilderung dieser Scene schaudern, aber die Damen von Lima finden ein großes Wohlgefallen, ihr zuzusehen, einen hohen Genuß an diesem Schauspiel. Ländlich, sittlich! Auch sind sie ja von früher Jugend an diesen schauderhaften Anblick gewöhnt.

Kehren wir aber auf den Kampfplatz zurück, den so eben der „Palangano mulato (tief=braune) de Vergara“ durchrennt. Ein leises Murmeln wird im Kreise gehört. „Que toro tan flojol!“ (Wie ist der Stier so flau!) tönt es von verschiedenen Seiten. Der Stier erhält nicht und verdient auch nicht die Gunst des Publikums. Die Heftigkeit, mit der er die Arena betrat, ist bald zu Ende; er steht still, sieht sich ganz verwundert im Kreise um, läuft im kurzen Trabe durch die Plaza und sucht eine Thür, um herauszukommen. Vergeblich necken ihn die Capeadores, er sieht sich nicht nach ihnen um, sondern glotzt das geschlossene Thor an und brüllt sehnsüchtig seinen abwesenden Gefährten zu. Die Rejoneadores stechen ihn mit ihren Lanzen, um ihn etwas zu reizen; für Augenblicke rafft er sich zusammen, rennt ihnen nach, aber bald trottet er wieder harmlos im Cirkus herum. „Fort mit ihm,“ schreit das Publikum und der Schiedsrichter giebt das Zeichen, dem Wunsche Folge zu leisten. Mehrere Kühe und Ochsen werden in die Arena getrieben, und in ihrer Gesellschaft verläßt das feige Tier unter dem Hohngelächter der Zuschauer den Kampfplatz.

Der folgende Stier wird den laut werdenden Unwillen des Publikums besänftigen. Er ist für eine Lanzada*) bestimmt; in der Liste ist er als „Busca lapunta barroso de Paramonga“ **) aufgeführt. Ein untersetzter starker Indianer erscheint mit einer ungeheuren Lanze. Der Stiel ist 4 m lang und an seinem hintern Ende fast schenkeldick; die Spitze ist breit und über eine Spanne lang. Dem Toril gegenüber, ungefähr 25—30 Schritte davon entfernt, ist ein starker Stein in den Boden gerammt, zu welchem der Indianer geht, um seine Vorbereitungen zu treffen. Nochmals untersucht er Lanze und Stein sorgfältig, probiert die Höhe, in die er die Spitze richten muß, legt die Lanze nieder, zieht seinen Rosenkranz und betet andächtig einige Paternoster und Ave, bekreuzt sich, greift wieder zu seiner Waffe und läßt sich auf ein Knie nieder. Mit beiden Händen faßt er den Stiel, den er mit aller Kraft gegen den Stein stemmt, erhebt die Spitze kaum einen halben Meter über die Erde und giebt das Zeichen zum Angriff. Ein banger Augenblick folgt, Todesstille herrscht im weiten Kreise, und mit angehaltenem Atem erwartet jeder den verhängnisvollen Moment. Die Thür fliegt auf, und der Stier stürzt sich mit Macht in die Lanze. Die Gewalt des Stoßes schleudert den Indianer weit weg; er hatte das Ziel verfehlt: statt die Stirn zu durchbohren und so den Stier augenblicklich zu töten, drang die Lanze unter dem Schulterblatte in den Körper und zu den Weichen hinaus. Mit diesem Balken im Leibe rennt der Stier auf seinen wehrlos

*) Lanzenstich. **) Busca la punta, suche die Spitze; barroso, kuhbraun.

dahin geworfenen Gegner, stößt ihn mit den Hörnern und tritt ihn mit den Vorderfüßen, bis die Capeadores herbeieilen und ihn einem gewissen Tode entreißen. Die Rejoneadores reiten vor, um dem von großem Blutverlust erschöpften Schlachtopfer den Garaus zu machen. Mit Wehegeheul stemmt er sich gegen die andringende Gewalt und empfängt den Todesstoß.

Jeder der folgenden Stiere bietet mehr oder weniger Interesse dar, je nachdem er mehr oder weniger Menschen verwundet oder tötet und je nach der Geschicklichkeit, welche die Capeadores, Rejoneadores und Espadas entwickeln. Aber das Publikum will noch eine bunte Abwechselung, welche ihm die Mojarreros*) verschaffen werden. Ein halbes Dutzend Indianer, von ihrem Capataz angeführt, kommen singend und tanzend in die Plaza und springen eine zeitlang unter drolligen Gebärden herum. Der Stier wird in die Arena gelassen, er wendet sich bald gegen die lustige Gruppe und greift sie an. Vom Capataz geleitet, stellen sich die Indianer zur Wehr, halten den Stier ab, setzen ihre Tänze fort, werden wieder angegriffen, verteidigen sich und verwunden ihren Gegner, aber immer springend und tanzend; zuletzt werfen sie sich auf die Erde und stoßen dem Stiere, indem er über sie hinwegsetzt, die Lanzen in den Leib, daß er tot niederstürzt.

Es wird Abend; schon seit 4 Stunden hat das Schauspiel gedauert und 11 Stiere sind als Opfer eines barbarischen Vergnügens gefallen; 16 stehen auf der Liste. Ein Teil muß auf den nächsten Kampfplatz aufbewahrt werden, denn schon fängt das Publikum an, sich zu entfernen; aber noch einmal öffnet sich das Toril und heraus sprengt ein Reiter auf einem ungesattelten Stier. Die Schwierigkeit, sich auf einem solchen tobenden Tiere zu halten, ist sehr groß; der Reiter bekommt daher seine Prämie, wenn er nur vom Toril bis mitten in die Arena gelangt, ohne abgeworfen zu werden. Es giebt einige sehr gewandte Neger, die nicht nur mehrmals durch die Plaza reiten, sondern auch zugleich Feuerwerke losbrennen, wodurch sie des lebhaften Beifalls sich erfreuen.

Die anbrechende Nacht macht der Belustigung ein Ende, das Amphitheater entleert sich. In unabsehbaren Reihen kehren die Bewohner von Lima nach der Stadt zurück; wieder sitzen eine Menge von Damen auf den Bänken der Alameda; die Brücke ist aber diesmal von Männern besetzt, die den langen Zug von Wagen und Fußgängern an sich vorüberwogen lassen und die vorübergehenden Frauen necken, aber immer mit witzigen Antworten bezahlt werden.

Die Stiergefechte werden in Lima nicht mehr mit der Pracht und in der strengen Form gehalten, wie zu Zeiten der Vireys. Man hört sehr oft

---

*) Die Mojarreros sind gewöhnlich Indianer, die sich in Masse dem Stiere entgegen stellen. Sie verteidigen entweder einen mit Früchten und Branntwein besetzten Tisch, wobei sie, um ihre Prämie zu erhalten, darauf sehen müssen, daß der Tisch nicht verrückt wird, oder sie führen Tänze auf. Es geschieht zuweilen, daß der Stier über den Tisch wegsetzt und im nämlichen Augenblicke von den Lanzen durchbohrt wird.

ältere Männer über den Verfall dieser Nationalbelustigung bitter klagen. Bald fehlt es an den Capeadores und Rejoneadores, bald taugen die Espadas nichts. Besonders schwer zu befriedigen sind die Altspanier, die immer von den Meistern der Peninsula (Halbinsel) sprechen. Eine jetzt ganz vernachlässigte Ceremonie der früheren Stiergefechte ist die Übergabe des Torilschlüssels. Ein geschickter Reiter mit einem großen goldenen Schlüssel in der Hand stellte sich mit einem ausgezeichneten Pferde vor das Toril. Auf ein gegebenes Zeichen wurde die Thür geöffnet und der Schlüsselträger ritt im schärfsten Passe, ohne in Galopp übergehen zu dürfen, nach der Loge des Vizekönigs, wo er den Schlüssel abgab. Der Stier folgte ihm natürlich dicht auf den Fersen und wurde erst in der Nähe des Zieles von den Capeadores abgelenkt. Es ist ein Beweis von der unglaublichen Schnelligkeit einiger peruanischer Paßgänger, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Stier auf kurze Distanz ein Pferd im stärksten Galopp überholt. Das Pferd, das diese Probe ablegte, wurde immer von ganz Lima gefeiert.

Ich habe versucht, meinen Lesern in kurzen Umrissen ein Bild der Stiergefechte, wie sie jetzt in Lima abgehalten werden, vorzuführen, und will nun noch mit wenigen Worten die Bedeutung dieses Nationalvergnügens erwähnen.

Peru ist das einzige Land in Südamerika, in welchem noch förmliche Stiergefechte gefeiert werden. Wie es sich am letzten, dem Rufe der Freiheit folgend, von der spanischen Herrschaft befreite, so hat es auch am längsten die Gebräuche seines Mutterlandes beibehalten und wird sich auch am spätesten davon losmachen, da ihm jede Energie und sich aus sich selbst entwickelte Nationalität mangelt. Die Charakterlosigkeit der Peruaner zeigt sich hier sehr deutlich. Die Fehler der Spanier werden bei ihnen zu Lastern, indem sie rücksichtslos dieselben auf den höchsten Punkt treiben. Wenn die Stiergefechte auf der Halbinsel grausam sind, so sind sie in Lima ehrlose Tierquälereien. Diese werden zwar nur von der Hefe des Volks, von Negern und Zambos aufgeführt, aber vom gebildeten Teil des Publikums gebilligt und mit Beifall aufgenommen. Die Limeños wollen Vergnügungen, sie mögen so unmenschlich sein, als sie wollen, wenn es nur Vergnügungen sind, die ihre zügellosen Leidenschaften aufregen, und wobei sie einen Tag müßig sein und öffentlich sich zeigen können. Ein Gouvernement, das sich beim Volke schnell in Gunst setzen will, muß ihm öffentliche Unterhaltung geben, und die Stiergefechte stehen darin obenan. Damit werden zwei Zwecke erreicht; die Regierung sichert sich die Anhänglichkeit, wenn auch nicht die Liebe des Publikums, und lenkt zugleich die Aufmerksamkeit von der politischen Schaubühne ab, was in einem Lande, wie Peru, welches fortwährend durch Revolution von einem irre geleiteten Pöbel und einem ehr- und pflichtvergessenen Militär zerfleischt wird, von höchster Bedeutung ist.

Wohl könnte eine weise Regierung darauf achten, daß bei den Stiergefechten, wenn sie doch als notwendiges Übel beibehalten werden sollen, mehr Vorsicht und Menschlichkeit gebraucht würde; und Eltern, denen es

daran gelegen ist, nicht den Keim der Roheit von frühester Jugend an ihren Kindern einzupflanzen, sollten dieselben von einem Schauspiele zurückhalten, das jedes edlere Gefühl verletzt und am Ende vernichtet.

---

11. Eine Winterreise über die Cordilleras de los Andes von Catamarka nach Cobija.

Von J. J. von Tschudi.

Ich habe schon im 3. Bändchen meines „Taschenbuchs der Reisen" eine kurze Skizze des merkwürdigen Andenübergangs zur Winterszeit, dieses Heldenstücks des berühmten Reisenden, nach den seiner Zeit in den Beilagen der A. A. Zeitung veröffentlichten Briefen gegeben. Nun, da das ganze, die zweite große Reise Tschudis in Südamerika behandelnde, Werk vorliegt und der 5. Band desselben*) die ausführliche Schilderung der „Reise von Catamarka über die Cordillera und durch die Wüste von Atacama nach Cobija" bringt, können manche interessante Einzelnheiten derselben mitgeteilt werden.

Der werte Leser wolle eine Karte von Südamerika zur Hand nehmen. Von Buenos Ayres in nordwestlicher Richtung aufwärts steigend gelangt er mit seinem Blick über Cordova nach Catamarka, einer Provinz-Hauptstadt der Laplata-Staaten in der Nähe des mächtigen Andengebirges. Von hier aus begann Herr v. Tschudi seine gefahrvolle Winterreise. Es war im Juli des Jahres 1858. Auf der südlichen Halbkugel in der Breite des Wendekreises rechnet man vom Mai bis September die Winterzeit, welche in den niedern Landstrichen Regen, auf den höhern Bergketten aber Schnee und empfindliche Kälte bringt. Um nach Cobija, im Südwestzipfel des Staates Bolivia an der Küste des stillen Weltmeeres gelegen, zu gelangen, wählte Herr v. Tschudi den Weg von Molinas aus über die Cordilleras von Puntas negras („die schwarzen Spitzen") nach Atacama durch die Wüste. Wenn man erwägt, daß die Ausdehnungen, sowohl was die Länge, als was die Höhe der Bergpässe betrifft, die mitunter höher als die Spitzen der Jungfrau oder des Finsteraarhorns in der Schweiz, 4300 m erreichen, gegen die Pässe in unseren Alpen gehalten, riesig sind, und daß von bequemen Straßen und Stationen, Gasthäusern und Hospizen in jenen Bergeinöden keine Rede, frisches Quellwasser oft gar nicht zu haben ist und das Futter für die Maultiere von diesen selber mitgeschleppt werden muß; so erkennt man leicht, daß schon in guter Jahreszeit ein Andenübergang ein höchst gewagtes Unternehmen ist; um wie viel mehr in der kalten Jahreszeit!

Von einem Kaufmann und dessen Tochter begleitet, gelangte der Reisende

---

*) Reisen durch Südamerika von J. J. v. Tschudi. Leipzig, 5 Bde. 1866—69.

nach Piedra Blanka (zu deutsch Weißenfels): 4 Leguas (span. Meilen) von Catamarka entfernt. Es ist der Hauptort des gleichnamigen Departements, aus einer Anzahl von Bauerngütern bestehend. Wohin das Auge blickt, trifft man reiche mit Mais und Weizen bebaute Äcker, überaus üppige Kleefelder, lachende Weingelände, zahllose Obstbäume, namentlich Feigen-, Pfirsich-, Apfelsinen-, Citronen- und Birnbäume. Ein fruchtbarer Boden im Verein mit sorgfältiger Bewässerung seitens der Bevölkerung haben das Thal in einen üppigen Garten verwandelt. Gegen 7 Uhr abends machten die Reisenden in einer Estancia Halt, deren Besitzer mit dem Kaufmann verwandt war. Die Aufnahme war eine sehr freundliche. Der Hausherr wies Herrn v. Tschudi ein geräumiges Gemach an, drückte aber zugleich sein Bedauern aus, daß die Luft desselben verpestet sei; es hätten sich nämlich in der Nacht zuvor drei Stinktiere (Zorillos) unter der Mauer durchgearbeitet und wären in der Frühe im Zimmer getötet worden. Bekanntlich spritzen diese Tiere, wenn sie verfolgt und geängstet werden, einen so durchdringend übelriechenden, auf Menschen und Tiere betäubend wirkenden Saft aus, daß die von solcher Drüsenflüssigkeit getroffenen Gegenstände Jahre lang die umgebende Luft verderben. Der Reisende mußte sein Zimmer alsbald verlassen und schlug sein Bett neben einer Schafherde unter freiem Himmel auf. Nach Mitternacht weckte ihn das wilde Herumjagen der Herde und wütendes Hundegebell; es dauerte lange, bis sich die Tiere wieder beruhigten. In der Frühe stellte es sich heraus, daß eine kecke Puma*) ein Schaf aus der Herde geholt hatte und mit demselben über den $1^1/_2$ m hohen Pferch gesprungen war. Der Räuber war dem Wirt wohlbekannt, hatte ihm schon ein paar Dutzend Schafe weggeholt trotz der Hunde, der Fallen und Flintenschüsse, denen allen er glücklich entkommen war.

Ungeachtet seines nächtlichen Verlustes ließ der Hausherr in der Frühe einen fetten Hammel schlachten und schenkte ihn den Reisenden als Mundvorrat für den ferneren Marsch. Es ging allmählich immer höher, bergauf, bergab, durch zerstreut liegende Weiler und Dörfer. Am Abend hatte sich eins der Lasttiere verlaufen, und als der Peon (der zum persönlichen Dienst des Reisenden bestimmte Mauleseltreiber) lange nicht mit dem gesuchten Tiere zurückkehrte, schlug man bei einer der letzten Hütten des Dörfchens La Puerta (deutsch: die Pforte, von der Verengerung des Thales so genannt) das Lager auf. Das gebratene Hammelfleisch mundete vortrefflich; doch die Hälfte des Hammels ward in der Nacht von den ausgehungerten Rüden der nächsten Hütte, welche den Braten gerochen hatten, gestohlen.

Von La Puerta aufwärts hörte der kleine Grundbesitz auf, und die Viehzucht überwog den Ackerbau. Unter den Pflanzen machten sich bereits die großen baumartigen Cactus bemerklich, von denen die Achuma (Cereus atacamensis) in holzarmen Gegenden zu Dachstühlen, Tischen, Bänken, Thüren, selbst zu Grubenbauten verwendet wird. Tschudi sah hier ein riesen-

*) Der amerikanische Löwe, felis concolor. Cuguar.

haftes Exemplar, das eine einzige mehr als 6 m hohe Säule mit nur einem kopfgroßen Auswuchse bildete. Der Fluß des Thales, Rio de la Chacras genannt, mußte bis Colpes, wo die beiden Quellbäche zusammenkommen, nicht weniger als 21mal durchritten werden, weil es gänzlich an Brücken fehlte. Nun gelangte man aus dem Valle de las Chacras (Thal der Landgüter) in das Valle de Pucarillo, das durch seine grünen Wiesen, die von einem munteren Flüßchen durchschnitten werden, einen lieblichen Anblick gewährte. Zahllose Scharen von Papageien erfüllten mit ihrem durchdringenden Geschrei die Luft; sie nisten in Erdlöchern und fliegen abends unter großem Tumult auf die Bäume zum Übernachten. Weiterhin zeigten sich mehrere Strauße. Tschudi konnte einen vereinzelt auf einer Erderhöhung stehenden auf etwa 100 Schritte anschleichen, während der Vogel die fortziehende Karawane mit seinem Blick verfolgte. Ein Schuß und der Vogel stürzte zusammen, raffte sich jedoch bald wieder auf und hinkte in mäßigem Tempo davon. Die Kugel hatte in das dicke Schenkelfleisch geschlagen.

Als die Reisenden in der Estancia*) von Singuil anlangten, war es stockfinstere Nacht; doch war die Aufnahme trotz der nächtlichen Störung eine freundliche. Es schneiete die ganze Nacht und den größten Teil des darauf folgenden Vormittags ununterbrochen. Die Gesellschaft lagerte sich um ein Feuer, Herr Tschudi konnte nur mit Mühe einige Notizen mit Bleistift zu Papier bringen, so kalt waren ihm die Hände geworden.

Die Hochebene von Singuil ist eine sehr fruchtbare und gesunde Gegend mit europäischem Klima. Der Boden ist reich und leicht zu bearbeiten; er bringt unsere Getreidearten, namentlich Weizen in ausgezeichneter Güte hervor, ferner Kartoffeln und Luzerneklee. Der größte Teil des Bodens ist vortreffliches Weideland, zur Viehzucht in großartigem Maßstabe geeignet. Doch steht dem Aufblühen derselben ein nicht kleines Hindernis entgegen, das sind die Condors. Hochträchtige Kühe müssen immer in der Nähe der Wohnungen in einen mit einer Mauer eingefaßten Corral getrieben und dort sorgfältig überwacht werden; denn sobald das Tier geworfen hat, erscheinen unverzüglich diese Riesenvögel, um sich auf das Kalb zu stürzen. Wird es nicht kräftig durch Menschen verteidigt, so ist es rettungslos verloren. Als fernere sehr gefährliche Feinde der Viehzucht bezeichnete der Besitzer der Estancia den „Nio“, eine Giftpflanze, und die „Unca“, ein Wasserinsekt.

Gegen 10 Uhr vormittags brach die Sonne durch das dichte Gewölk, und ein paar Stunden später war auch der Schnee zum größten Teil verschwunden. Doch in der folgenden Nacht schneiete es abermals stark. Der Weg führte über die sehr steile Cuosta de Singuil; keuchend mußten die Maultiere von einem Berge zum andern steigen; endlich ward der Rücken des letzten Gebirgszugs, eines Armes der Sierra del Ambato, erreicht. Hier,

---

*) Landgüter, auf denen Viehzucht getrieben wird, werden in der Provinz Catamarka „Estancias“ genannt.

in einer Höhe von 3000 m, ward die Karawane in so dichte Wolken gehüllt, daß sie die rechts ganz nahe liegende Sierra de Narvaez nicht erkennen konnte. Der Lehm war von den vorhergegangenen Niederschlägen so weich und schlüpfrig geworden, daß die Tiere fortwährend stürzten.

Eine schmale, steile und steinige Schlucht führte jäh bergab. Tschudi stieg ab, um das Tier zu erleichtern und sich selbst durch Gehen etwas zu erwärmen. Der Saumpfad ging dicht an scharfkantigen Felswänden vorüber und war so schmal, daß er kaum begriff, wie ein beladenes Maultier ohne anzustoßen und in den Abgrund zu stürzen, vorbei wandern konnte. Er kehrte im Dörfchen Pucara in der Hütte eines freundlichen Indianers ein und kam da auf originelle niedere Stühle zu sitzen, um vor dem sorgfältig unterhaltenen Feuer die Ankunft der Lasttiere zu erwarten. Der Wirt hatte nämlich je ein Paar Ochsenhörner durch das Stirnbein vereint, mit Riemen aus ungegerbtem Leder fest zusammen geschnürt. Um 8 Uhr abends in völliger Dunkelheit langten die Maultiere an, die ihren Weg sicher gefunden und zurückgelegt hatten.

Mit dem ersten Morgengrauen verließ Tschudi die Hütte, um die historisch interessante Umgegend zu durchforschen. Am Eingange des Thales von Pucara liegen auf einem steilen wilden Bergrücken die Ruinen einer alten Indianerstadt. Ungefähr in drei Vierteln der Höhe ist der Berg mit einer 1—1½ m hohen aus rohen Steinen aufgeführten Mauer umgürtet, und zwar in einer Ausdehnung von 2—3 Leguas.*) Von Strecke zu Strecke war diese Ringmauer mit Türmen befestigt, die nun in Trümmern liegen, auch ein Teil der Mauer ist eingestürzt. Hinter dieser Ringmauer leisteten die tapferen Calchaquinindianer dem eroberungssüchtigen Inca Huayna Capac erfolgreichen Widerstand.

Das Thal mündet in eine ausgedehnte Hochebene des Campo de Pucara, welche einen Knotenpunkt bildet für die Hauptgebirgszüge der Provinz Catamarka. Die Reisenden kreuzten sie von S.O. nach N.W. und gelangten an den Fuß der Cuesta de la Chiloa, eigentlich der Sierra de Ambuto, die sich hier mit der Sierra de Aconquija vereint. Die Ersteigung dieses Gebirges war ein hartes Stück Arbeit. Schnee und Eis bedeckten den steilen kaum kenntlichen Saumpfad, der bald in enge Schluchten, bald über steile Felskanten bergan führte. Ungefähr auf halber Höhe war die Steigung neben einem Abgrund so stark, daß die Tiere auf dem Glatteis, trotz ihrer großen Stollen, nicht mehr festen Fuß fassen konnten. Sie stürzten zusammen, rutschten Strecken des zurückgelegten Weges zurück und wurden endlich so verzagt, daß sie gar nicht mehr aufzustehen wagten. Weder das Beispiel der Madrina (das mit einer Glocke versehene Maultier, welches den Zug anführt), noch das eines Satteltieres, die alle Hindernisse kühn überwindend vorwärts drangen, vermochte die gänzlich entmutigten Tiere zu neuen Versuchen anzuspornen. Sie blieben fast regungslos liegen und mußten ab-

*) 1 Legua oder spanische Meile = $^6/_7$ deutsche Meilen.

geladen werden. Nach langem Suchen entdeckte einer der Peone eine Seitenschlucht und unter unsäglichen Beschwerden gelang es endlich, die Tiere durch diese zu führen und die Höhe zu erreichen. Da bot sich ein wild romantischer Anblick dar. Zwischen dem Rücken des eben erstiegenen Gebirgszugs und der Aconquijakette türmte sich Berg auf Berg, gähnte Abgrund an Abgrund mit den steilsten Abhängen und den schärfsten Zacken, ein Gebirgschaos von unbeschreiblich unheimlicher Pracht.

Das Hinabsteigen war fast noch schwieriger als das Hinaufklettern. Die Ladungen der Maultiere rutschten an den jähesten Stellen so auf den Hals vor, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, sie würden kopfüber eins auf das andere stürzen. Nach fast zweistündigem Abwärtssteigen ward eine Quebrada*) mit einer Quelle erreicht, und da auf der nächsten Strecke kein Trinkwasser anzutreffen war, so machte man hier Halt unter einem überhangenden Felsen. Am Boden waren deutliche Blutspuren zu sehen. Wie die Reisenden am folgenden Tage erfuhren, hatte kurz zuvor ein Peon seinen Herrn an dieser Stelle ermordet, um ihn zu berauben.

Am andern Morgen fehlten mehrere Maultiere; erst nach langem Suchen fand man sie in einer Seitenschlucht. „Ich war — erzählt Tschudi — noch mit dem Einlegen einiger Pflanzen beschäftigt, als unsere kleine Karawane sich in Bewegung setzte und folgte ihr etwa eine Viertelstunde später. Plötzlich bemerkte ich an meinem Tiere eine sonderbare Unruhe und Unsicherheit. Ich untersuchte das Sattelzeug in der Meinung, irgend ein Fehler beim Satteln sei die Ursache des eigentümlichen Betragens des sonst so ruhigen Tieres. Der Weg führte in einer schmalen Schlucht auf ungemein steiniger Sohle bergab. Die Lehne links war mit etwas Gras und niederem Gesträuch bedeckt, rechts ragten steile Felsen empor. Meine ganze Aufmerksamkeit war auf mein geängstetes Tier und den elenden Pfad gerichtet; auf einmal höre ich ein sonderbares Rascheln nicht weit von mir, blicke auf und sehe kaum 12 Schritt von mir entfernt an der Berglehne eine riesenhafte Puma. Nun war mir die Unruhe meines Tieres erklärlich. Meine Büchsflinte war in den Ladungen, und ich hatte nur den Revolver in der Satteltasche. Ich nahm ihn für alle Fälle zur Hand, beschloß aber, das Raubtier so lange wie möglich zu beobachten und hatte wohl eine Viertelstunde die schönste Gelegenheit dazu, denn während dieser ganzen Zeit folgte mir die Puma in stets gleicher Entfernung längs der Lehne. Es war ein stattliches Tier mit einem gelbbraunen Rücken, weißem, tiefherabhängenden Bauch und gewaltigen Tatzen. Von Zeit zu Zeit lugte es liebevoll tückisch zu mir herüber. Sein Betragen war mir unerklärlich. Für seine Hoffnung auf Beute und einen Angriff war ihm der Reiter offenbar zu groß, auch war es sicherlich nicht bloß auf einer einfachen Morgenpromenade begriffen oder machte bloß „Geschäfte halber" den nämlichen Weg wie ich; wozu also die lange und so nahe Begleitung? Bei einer Biegung des Wegs traten auch links Felsen

*) Thalschlucht.

auf und ich sah, daß ich meinen Begleiter aus den Augen verlieren würde; ich zielte daher scharf und drückte los. Die Kugel war im rechten Schulterblatt; das Blut rieselte vom falben Vorderschenkel herunter. Einen Augenblick stand das Tier regungslos und verschwand dann unter grimmigem Brüllen mit mächtigen Sätzen hinter den Felsen, die kleine Revolverkugel hatte es nicht tödlich verwundet. Offenbar hatte sich die Puma über Nacht in der Nähe der Maultiere herumgetrieben und sie so geängstigt."

Zwei Leguas ging es in der schmalen Quebrada vorwärts, da erweiterte sich das Thal zu einer sackförmigen Ebene, von einem herrlichen Gebirgskranze umgeben. Die Departements-Hauptstadt heißt nach der Ebene Andalgala Fuerte de Andalgala*). Sie ist keine geschlossene Ortschaft, sondern besteht aus einer langen Reihe von kleinen Landhäusern, die mit Weingärten und Feldern umgeben sind.

Hier trennte sich Tschudi von seinen Reisegefährten, um, nur von seinem Burschen begleitet, auf dem kürzern, aber höchst steilen und beschwerlichen Wege nach den Bergwerken von Capillitas zu reiten. Der Corro (Gebirgsstock) de los Capillitas hat wegen seines Reichtums an Erzen eine gewisse Berühmtheit erlangt. Sie kommen meist in Granit vor, der den Urkalk durchbrochen hat. Die Kuppen des Cerro bestehen aus Porphyr und Chloritschiefer. Die Ausbeute des Bergwerks besteht vorzüglich in Kupfererzen. Vom Verwalter des Bergwerks, einem deutschen Bergmann, Herrn Host, ward der Schweizer Reisende sehr gastfreundlich aufgenommen, und beide befuhren zusammen mehrere Gruben. Sie liegen 2800 m über Meer und der verminderte Luftdruck macht sich hier schon sehr bemerkbar. Die Lufttemperatur in der Nacht war —2° R. Auf den Höhen des Gebirgsstockes giebt es viel Huanacos, Pumas, Füchse und Wiesel. Auch der Condor ist zahlreich vorhanden. Er ist ein stolzer majestätischer Vogel, wenn er auf seinen ausgebreiteten Schwingen fast bewegungslos hoch in den Lüften sich wiegt, oder auf einer vorragenden Felsspitze sich reckend scharf ins Land hinein nach Beute schaut —

er packt den Fels mit krall'ger Hand;
der Sonne nah' im öden Land
im blauen Luftreich ist sein Stand. Tennyson.

Fällt in der Nähe der Gruben ein Lasttier, was oft genug geschieht, so senken sich unmittelbar darauf, selbst in der nächsten Nähe der Wohnungen, Scharen von Condoren darauf nieder, um es mit unglaublicher Gier zu zerfleischen. Wenn dieser Riesenvogel große Stücke von Aas herunterwürgt und dann, vollgefressen, keiner Bewegung mehr fähig ist, stupid und zusammengekauert neben den Resten seines die Luft verpestenden Mahles sitzt, dann ist er doch nur ein ekelhafter Aasgeier.

Während Tschudi noch bei den Minen verweilte, kam ein Bote von seinem Gefährten, dem Kaufmann Don Augustin, man möchte ihm Hilfe

---

*) Fuerte = Festung.

senden, da die Karawane verunglückt sei. Tschudi sandte sogleich seinen Burschen mit noch zwei Leuten ab, doch war man der Gefahr schon entronnen, als diese ankamen. An einer sehr steilen und glatten Stelle waren die Maultiere gestürzt und eins in den Abgrund gerollt, doch ohne großen Schaden zu nehmen, was es der Matratze im ledernen Bettsack, womit es bepackt war, zu danken hatte. Als Herr v. Tschudi wieder bei dem Zuge anlangte, fand er seine Sachen in traurigem Zustande, teils zerschlagen, teils von den stachligen Gesträuchen der Quebrada zerfetzt.

Der Weg wurde sandig. Man begegnete großen Herden von Ochsen aus den Provinzen Salta und Tucuman. Sie wurden nach Süden getrieben, um in der Provinz San Juan und in den Thälern von Tinogasta auf den üppigen Luzernekleefeldern sich gütlich zu thun und dann im Januar über die schneefreien Cordillerenpässe nach Copiapo in Chile zum Verkauf gebracht zu werden. Durch ein armseliges Dörfchen Sto. José führte der Weg nach Santa Maria, die Hauptstadt des gleichnamigen Departements, welche aber kaum 8—900 Einwohner zählen mag. Doch hat sich der Ort in neuester Zeit durch die Minen von Capillitas wieder gehoben. Die Bewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Weinbau, denn die Sommertemperatur ist heiß genug und übertrifft noch die des Rheinthals.

Nachdem er sich die nötigen Tiere und 2 Peone zur Weiterreise verschafft hatte, setzte unser Reisende am 20. Juli seinen Weg fort, gelangte ohne Unfall nach S. Carlos, östlich von der Sierra de Santa Barbara gelegen, größer und besser gebaut als Sta. Maria. Dann folgte als eine Hauptstation, wo Rast gehalten und für die Weiterreise gerüstet wurde, Molinos, die am westlichsten gelegene größere Ortschaft der Laplata-Staaten, doch an sich sehr unbedeutend und nur aus zwei parallel laufenden Hauptstraßen bestehend. Die Zahl der Einwohner, größtenteils Mestizen und Indianer, beträgt circa 300. Die Indianer beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Fange der Vicunnas und Chinchillas;*) von Molinos kommen die meisten Chinchillapelze in den Handel.

Das Klima ist während der Sommermonate drückend heiß, im Winter aber sehr kühl. In dieser Jahreszeit ist die Luft außerordentlich trocken und fällt dem nicht daran Gewöhnten lästig. Die Fingernägel werden spröde und brechen wie Glas, die Haut um sie herum wird rissig und schmerzhaft, die Schleimhaut des Mundes und der Nasenhöhlen unangenehm trocken. Herr v. Tschudi konnte mit einer Gänsefeder nicht schreiben, weil infolge der Trockenheit der Luft die Spalte beständig klaffte. Im Sommer soll man sich der Fliegenschwärme und anderes Ungeziefers kaum erwehren können. In den Wohnungen, wo Vicunna-Felle aufbewahrt werden, stellen sich gern die riesigen Schreitwanzen ein, deren Biß große brennende Quaddeln verursacht.

Merkwürdig, daß die Bewohner trotz der trockenen Luft alle ihre Speisen

*) Eriomys laniger, Wollmaus, grau, oben schwarzgrau gewellt, — das feinste aller Pelzwerke.

dergestalt mit spanischem Pfeffer würzen, daß es europäischen Gaumen dünkt, als müßten sie Feuer verschlucken.

Acht Tage nach Tschudis Ankunft kehrte auch der Herr des Hauses, das den Reisenden gastfreundlich aufgenommen hatte, Don Indalecio Gomez, von seiner Reise zurück, ein reicher Mann, Besitzer großer Güterkomplexe, zahlreicher Viehherden, der Hauptausführer der Erzeugnisse des Landes und der Haupteinführer fremdländischer Waren. Er steht in besonderem Ansehen bei den Indianern, denen er Geldvorschüsse macht, die Jagdbeute abkauft ꝛc. Doch schien es, als wäre er in der Gegend mehr gefürchtet als geliebt, er hatte den Ruf eines unerbittlich harten und etwas geizigen Mannes. Seine zahlreiche Familie, darunter mehrere liebenswürdige erwachsene Töchter, fühlte sich in diesem vom Verkehr mit den gebildeten Menschen abgeschlossenen entfernten Erdenwinkel nicht sehr behaglich und sehnte sich nach anregender Geselligkeit. Ein mit fabelhaften Unkosten in diesen hochgelegenen Ort transportiertes Klavier gewährte der Familie einige Zerstreuung.

Mit Hilfe des Don Indalecio war es dem Herrn v. Tschudi endlich gelungen, die nötigen Maultiere und Führer zu erhalten. Von den besten Wünschen der Familie Gomez begleitet, reiste er am 29. Juli ab. Nun erst begannen die Gefahren und Schwierigkeiten der Reise. Die Führer versahen sich mit Socken, wollenen Kleidern, Wollstrümpfen und warmen Mützen aus Lammfellen, als gälte es eine Nordpolfahrt. Nachdem die erste Quebrada zurückgelegt war, wurde noch einmal das Gepäck genau durchgemustert, die Ladungen in möglichstes Gleichgewicht gebracht, die Hufeisen geprüft, ebenso die Sättel und das Packzeug. Der Schweizer Gelehrte hatte 7 Maultiere, nämlich drei unter dem Sattel, zwei für sein Gepäck, eins wurde mit Futtermais beladen, das siebente ging leer.

Fortwährend berigansteigend ging es durch das muldenförmige Thal in nördlicher und nordwestlicher Richtung. Die Thalsohle und flacheren Gebirgsabhänge zeigten sich mit Geröll und Sand bedeckt, der Pflanzenwuchs war daher äußerst spärlich. Der riesenhafte Wüstenkaktus und niedrige Sträucher von Tola (Baccharis Tola) hatten in diesem dürren Erdreich allein festen Fuß gefaßt und verliehen der Landschaft ein abenteuerliches Ansehen. Bald hebt sich so eine riesige Fackeldistel wie eine dicke Säule einige Klafter hoch ohne Seitenzweige, bald treibt diese Säule mehrere kugelige Seitentriebe, die fest an den Hauptstamm sich anlegen, bald teilt sie sich an der Spitze in mehrere runde Kolben, oder sendet schon kaum einem Meter über der Erde 2—3 Arme aus; noch häufiger jedoch zeigt der Hauptstamm eine Anzahl starker Äste, die ihrerseits wieder kleinere Zweige treiben. Hier und da stehen ganze Familien wie mächtige Orgelpfeifen steif und dicht aneinander gereihet. Am obern kolbigen Ende sind sie mit einem feinen weißen Filz und verworrenen weichen Stacheln besetzt.

Allmählich, je höher man kommt, verschwinden in dem steinigen Geröll auch diese Fackeldisteln; das Thal wird ganz nackt, die Seitengehänge bestehen aus geschichtetem Porphyr, der leicht verwittert und einen rötlichen

Staub zurückläßt. Nach achtstündigem Ritt kam man aus der Mulde auf eine Hochebene, die nach Norden wellenförmig aufstieg. Vom höchsten Punkte derselben ging es über einen schmalen Grat wieder bergab, die auf beiden Seiten tiefe Schluchten zeigte, und dann führte der Weg in einer engen Thalschlucht aufwärts. Endlich, nachdem die Nacht hereingebrochen, ward bei einem Wasserplatze Halt gemacht, mit Hilfe einiger Tolasträucher ein Feuer angezündet und mit großer Mühe das frugale Nachtessen gekocht. Ein eiskalter Wind blies das Thal hinunter. „Ich ließ," erzählt Tschudi, „zwei von meinen vier Koffern der Länge nach aneinander stellen und in zwei Schuh Entfernung ebenso die beiden andern; in diesem rinnenähnlichen Zwischenraume machte ich mein Bett aus den Satteldecken und Ponchos. So war wenigstens der Oberkörper vor dem Anprall des Sturmes einigermaßen gesichert. Um Mitternacht zeigte das Thermometer 8° unter Null. Ich hatte frisches Wasser in einem der blechernen Becher auf meinem Koffer stehen. So lange der Sturm wehete, hörte ich fortwährend das sich bildende Eis gegen die Blechwände schlagen, gegen 2 Uhr hörte er auf und fast augenblicklich war das Wasser bis auf den Grund des Bechers in einen Eisklumpen verwandelt."

Schon um 3 Uhr morgens wurden die Tiere wieder zusammengetrieben und gesattelt. Auf dem Kamme des Gebirges angelangt, trafen die Reisenden einen jener unter dem Namen „Apachitea" oder „Apacheta" bekannten Steinhaufen, die seit den ältesten Zeiten von den Indianern auf den höchsten Punkten der Gebirgsketten aufgeschichtet wurden und wohl eine tiefere religiöse Bedeutung hatten. Noch wirft jeder Indianer, wenn er an denselben vorüberkommt, gedankenlos einen Stein hinauf*) oder legt ein kleines Opfer von frischen Cocablättern nieder, oder sie spucken auch wohl den gekauten Cocaballen darauf. Tschudis beide Burschen opferten auf die letzte Weise.

Der Paß, der nun überschritten wurde, heißt Abra de la Cortadera und bildet die Grenze zwischen den La Plata-Staaten und Bolivia. Von da an beginnt die Wüste Atacama, die sich, von wenigen Oasen unterbrochen, bis an den stillen Ozean erstreckt. Ein bald sumpfiges, bald steiniges oder sandiges Thal senkt sich von der Höhe des Passes nach W.N.W. und wird oft durch mühsam zu ersteigende quer vorgeschobene Sandhügel unterbrochen. Hin und wieder bilden ein niedriger Strauch oder gefrorenes Ichu-Gras den spärlichen Pflanzenwuchs dieser eisigen Region. Nachdem man etwa 4 Leguas bergab geritten war, kam man in eine unendlich trostlose Wüste mit mächtigen Salzlagern und kleinen Salzseeen. Auf einem der letzteren zählte Tschudi 56 prächtige Cordilleren-Flamingos (Phoenicopterus andinus), darunter ein schneeweißes Exemplar. Die Vögel waren so wenig scheu, daß sie die Reiter bis auf wenig Schritt herankommen ließen.

---

*) Ähnliches geschieht in der Mongolei, wo man an den gefährlichen Stellen der Wüste auch solche Steinhaufen, Obos genannt, trifft, auf welche jeder vorübergehende Mongole unter Gebet einen Stein wirft. D. H.

Der Pflanzenwuchs hörte ganz auf, desto mehr erregten die vielen Löcher von Wühlmäusen (Ptenomys) die Aufmerksamkeit des Forschers, denn wovon mochten wohl diese Tiere in einer pflanzenleeren Wüste leben? Doch ruft wohl der Sommer eine Vegetation hervor, und die kleinen Nager halten dann einen Winterschlaf. Nach siebenstündigem Ritt, von der Abra aus gerechnet, ward eine Salzlagune erreicht, die in einen weiten, mit Riedgras besetzten Salzsumpf endete. Da hier einiges Futter für die sehr erschöpften Tiere zu finden und die Nacht angebrochen war, so ward Halt gemacht. Einige tausend Schritt vom Lagerplatze lag die Hütte einer indianischen Schäferfamilie; eine kleine Herde magerer Punasschafe nagte an den dürren Stoppeln des Ichugrases. Die Gegend heißt Pasto Grande.

Die Nacht war erträglich, da es windstill war; doch zeigte früh um 4 Uhr das Thermometer noch $8\frac{1}{2}$ ° Kälte. „Ich schlief — bemerkte Tschudi — natürlich ganz angekleidet, dicht in meine Ponchons gehüllt. Am empfindlichsten litten die Füße. Zog ich des Abends die Stiefeln aus, so waren sie in der Frühe hart gefroren, daß ich den ganzen Tag die Füße nicht mehr erwärmen konnte; behielt ich sie an, waren die Füße ebenfalls vor Kälte starr und gefühllos; es war ein höchst peinlicher Zustand."

Am folgenden Morgen — es war der 1. August — ward erst um 7 Uhr aufgebrochen, denn die nächste Tagereise war verhältnismäßig kurz. Es ging abermals über Sandhügel und durch Salzwüsten unter heftigem eiskalten Winde. An einer geschützten Stelle, „Quiron" genannt, welche gefrorenes Wasser und spärlichen Graswuchs zur Erquickung für die ermatteten und abgemagerten Tiere bot, denen nur sehr kleine Rationen von Mais gereicht werden konnten, wurde abends $\frac{1}{2}5$ Uhr Halt gemacht.

„Da wir die härtesten Wegstrecken noch vor uns hatten, so sah ich mich leider genötigt, einen Teil meiner Sammlungen, besonders die schweren Mineralien, wegzuwerfen, um nur die Ladungen bis an die Grenze der Möglichkeit zu erleichtern. Während meine Peone mit den Tieren und der Bereitung des Nachtessens beschäftigt waren, machte ich eine Exkursion nach dem nördlichen Gebirgszug, aber ein beißender Wind trieb mich wieder in das geschützte Thal zurück. Die Berglehne war mit zahllosen Trümmern von Trachyt und Quarzschiefer bedeckt.

„Um 2 Uhr nachts sattelten wir wieder auf und ritten eine Stunde später ab. Bei 9 ° R. unter Null gilt es gleichviel, unter freiem Himmel vor Frost zitternd und die Nacht schlaflos zuzubringen, oder auf seinem Tiere reitend der schneidenden Kälte zu trotzen. Das Thal von Quiron mündet in eine wüste Hochebene, und wieder wechselten wie am vorhergehenden Tage Wüste und querstreichende Gebirgszüge. Rechts vom Wege erhebt sich ein pyramidenförmiger scharf zugespitzter Pik, an dessen Fuß man lange hinreiten muß. Meilenweit ist der Boden mit großen Steinen bedeckt, als wären sie vom Himmel geregnet und mühsam winden sich die vorsichtigen Tiere zwischen ihnen durch, um sich nicht an den scharfen Kanten zu verletzen."

Wieder ward an einer geschützten Stelle, „Rincon" genannt, das Nachtlager aufgeschlagen. Ein eisig kalter Sturm löschte das Feuer.

„Schon von Pasto Grande an war mir die Haut des Gesichts von der dünnen, trockenen Luft und den eisigen Winden heftig affiziert, die Lippen waren aufgeschwollen, rissig und sehr schmerzhaft; auch die Augen schmerzten und waren entzündet, trotzdem ich mich von Tolar an der sogenannten Saussureschen Brillen bedient hatte; aber ich hatte außerdem, abgesehen von der grimmigen Kälte bei Tag und bei Nacht, nicht die geringste Unannehmlichkeit gefühlt. Als ich aber in Rincon mich bückte, um meine Satteldecken und Ponchons zum Nachtlager zwischen den Koffern auszubreiten, fühlte ich plötzlich ein heftiges Unwohlsein, das sich in Ohrensausen, Schwindel, Beängstigungen, erschwertem Atem und heftigem Herzklopfen äußerte. Ich stand auf und ging einige Schritte bis zur Feuerstelle, da ich mich mit der Zubereitung des Nachtessens beschäftigen mußte, während die Peone für die Tiere sorgten. Das Gehen erleichterte einigermaßen die Beängstigung, aber ich konnte die Füße vor Mattigkeit kaum heben; sowie ich mich aber zum Feuer niedersetzte, vermehrten sich die Beklemmungen und Atmungsbeschwerden; sie steigerten sich bei jeder Bewegung der Arme zum Unerträglichen. Ich kehrte zu meinem Lager zurück und legte mich auf meine Ponchons; die meisten Symptome verringerten sich alsbald, besonders der Schwindel und das Herzklopfen. Ich zeichnete liegend beim Scheine meiner jedem Sturm trotzenden Reiselaterne die Notizen in mein Tagebuch ohne besondere Beschwerden, kaum setzte ich mich aufwärts, um eine Papiercigarre zu drehen, so trat wieder Herzklopfen und heftiges Pulsieren der Arterieen ein. Mein Puls machte 112 Schläge in der Minute, während er in Santa Maria nur 78 Schläge zählte. Ich trug einem der Peone auf, nach dem Feuer zu schauen; aber es kostete Anstrengung, der Gaumen war trocken, die Zunge schwer. Nach ungefähr einer halben Stunde brachte mir Antonio einen Teller voll unseres einfachen Mehlbreies, aber schon nach dem ersten Löffel voll empfand ich einen unüberwindlichen Ekel vor jeder Speise und so sehr ich mich zwingen wollte, einige Nahrung zu genießen, so war es mir doch nicht möglich. Der bloße Versuch, den Löffel zum Munde zu führen, war mit so viel Beschwerden verbunden, daß ich gern auf das Nachtessen verzichtet haben würde, selbst wenn ich keine so heftige Abneigung gegen jede Speise gehabt hätte. Nach wenigen Zügen von aromatischem Mate (Paraguaythee) fühlte ich eine Vermehrung der Gehirnkongestionen und nur das Rauchen von starkem Rolltabak in Form von Papiercigaretten brachte mir einige Erleichterung, ebenso eine ruhige horizontale Rückenlage." Das war ein heftiger Anfall der sogenannten „Bergkrankheit," welche in Höhen von über 3000 m ü. M. durch die verdünnte Luft hervorgerufen wird, wohl hauptsächlich bedingt durch eine Störung des normalen Dichtigkeitsverhältnisses des im Blute enthaltenen Sauerstoffs.

Die elektrische Spannung der Luft war in dieser Nacht auch sehr groß. Bei der geringsten Reibung sprüheten alle Wollstoffe Funken, und ein

lästiges Knistern hatte schon am Tage jede Bewegung beim Reiten begleitet. Beim Auf- und Absatteln der Tiere schossen aus den Fingerspitzen elektrische Flämmchen, an den Haaren der Tiere saßen bläuliche Punkte, strich man ein paar Mal über ihre Mähnen, so knisterte und sprühete es wie in einer elektrischen Batterie. Auf Herrn v. Tschudi brachte das unaufhörliche Knistern und Prickeln auf der Haut einen unangenehmen Eindruck hervor und versetzte ihn in eine gereizte Stimmung.

Ans Schlafen war nicht zu denken, denn der eisig kalte Sturm tobte so, daß er auch die Decken durchdrang. Den Lasttieren wurden die Packsättel wieder aufgelegt, um sie einigermaßen zu schützen, die Reittiere aber sorgfältig in Lammfelle gehüllt. Um Menschen und Tiere vor dem Erstarren zu bewahren, wurde schon um 11 Uhr wieder aufgepackt und um Mitternacht die Reise fortgesetzt.

Bei Tagesanbruch langte der Zug am Fuße eines von Süd nach Nord streichenden Gebirges an, und nun begann der 30 Leguas lange Übergang über die Cordilleren, von deren eis- und schneebedeckten Häuptern der schneidend kalte Wind ununterbrochen mit Ungestüm blies und den armen Reisenden beharrlich Sand in die Augen trieb. Ihre Gesichter waren wund und angeschwollen, als wären sie mit Brennesseln geschlagen, die Augen brannten, die Lippen schmerzten fast unerträglich; Gaumen und Zunge waren dürr wie Holz, die Atmung wurde immer schwerer, die Glieder erstarrten. Kaum zehn Worte wurden den ganzen Tag gewechselt, denn der Kehlkopf war wie gelähmt und selbst das Sprechen beschwerlich.

An Ausruhen war den ganzen Tag nicht zu denken; um 7 Uhr abends, als die Tiere im höchsten Grade erschöpft waren und die Nacht hereingebrochen war, mußte Halt gemacht werden und auf dem hart gefrorenen Schnee ward notdürftig das Nachtlager eingerichtet. Den Maultieren mußten wieder die Packsättel und Lammfelle zum Schutz vor dem Erfrieren dienen; man gab in ihre Futtersäcke diesmal eine doppelte Ration Mais, am anderen Morgen fand man das Futter unberührt. Der Durst und die Ermattung der armen Tiere war zu groß.

Die Reisenden hatten schon den ganzen Tag an unerträglichem Durst gelitten, nun war auf den Schneefeldern kein Tropfen trinkbares Wasser zu finden und auch kein Brennmaterial, um den Schnee zu schmelzen. In den Mund genommene Stücke Schnee vermehrten den Durst und brannten heftig auf den Lippen. Die Trinkhörner, die man teils mit Wein, teils mit Wasser gefüllt mitgenommen hatte, waren von der Kälte aufgerissen und schon seit ein paar Tagen ausgeronnen. Um 9 Uhr abends zeigte das Thermometer 9° R., um 3 Uhr früh $11^1/_2$°. Die Nacht ward schlaflos hingebracht, und noch vor Anbruch des Morgens wurden mit genauer Not die erschöpften Maultiere wieder beladen. Die Reiter konnten sich kaum im Sattel erhalten; Tschudi hatte das Gefühl, als falle ihm das Fleisch stückweis von den Knochen. Auf den halbgefrorenen Schneefeldern brachen die Tiere durch, stürzten und wollten zuletzt nicht mehr vorwärts.

Wieder kam man auf eine weite steinige, mit Porphyr- und Trachyttrümmern bedeckte Hochebene, die rings von schneebedeckten Kegeln und Pyramiden umgeben war, einige scharf zugespitzt, andere abgerundet. Gegen Mittag ward ein Sattel zwischen zwei Cordilleren-Gipfeln überschritten, der mit hohem Schnee bedeckt war. Der Sturm wütete so, daß die Reiter nur noch tief vorgebeugt auf ihren Tieren sitzen konnten. Dabei wurde der Durst immer quälender. Tschudi litt an mannigfachen Sinnestäuschungen: bald sah er die ganze Gegend blutrot, bald violett, bald gelb — infolge heftigen Blutandranges auf die Netzhaut. Wie in den heißen Sandwüsten Afrikas und Arabiens Luftspiegelungen die von Durst und Hitze gequälten Reisenden necken, so glaubte auch unser Reisender in diesen Wüsten des Hochgebirges, von Durst und Kälte gleich sehr gequält, bald einen See vor sich zu sehen, bald hörte er Wasser rauschen, war aber nicht mehr imstande, einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen — alle Ideeen bewegten sich um die eine Vorstellung „Wasser"; fast wäre er wahnsinnig geworden.

Die Tiere fraßen Schnee, sichtlich ohne Erquickung. Endlich ging es bergab, es zeigte sich eine spärliche Vegetation von Ichugras, aber immer noch kein Wasser. Um 8 Uhr abends gelangte man in ein enges Thal und bald darauf zu dem Indianerdörfchen Soncor. Gleich bei der ersten Hütte machte Tschudi Halt; ihre Bewohnerin, eine alte Indianerin, nahm die Reisenden willig auf. „Mein erstes Verlangen," erzählt der Held — „war nach Wasser. Das Weib brachte mir einen Krug voll und füllte meinen Becher; aber kaum führte ich ihn an den Mund, so schnürte es mir die Kehle zusammen und ich fühlte einen unüberwindlichen Ekel davor. Der übermäßige Durst hatte mir eine förmliche Wasserscheu erzeugt. Ich tauchte nun die Hände ins Wasser, wusch mir das Gesicht, versuchte nach und nach den Mund auszuspülen und nach einer halben Stunde war es mir möglich, ein paar Schlucke zu trinken, was mir aber immer noch Anstrengung und Überwindung kostete."

„Ich bereitete mein Nachtlager an einem stillen Plätzchen neben der Hütte und hatte ein unbeschreiblich wonniges Gefühl, wieder einmal eine Nacht bei nur 4° Kälte zuzubringen."

Soncor liegt in einer schmalen Trachytschlucht, durch die ein Bach fließt. Es wird nur von acht Familien bewohnt, die auf zersetzter Lava Mais, Weizen und Luzerneklee bauen. Auch werden etwas Birnen, Feigen und Weintrauben gezogen.

Am andern Morgen um 7 Uhr ward wieder aufgebrochen. Obgleich sich die Maultiere durch gute Nahrung und frisches Wasser gestärkt hatten, gingen sie doch sehr verdrossen vorwärts. Man ritt 5 Leguas in einem tiefen sandigen Thale abwärts bis zum Dörfchen Tocomado, das bereits ein mildes Klima hat und vortreffliche Birnen, Feigen und Weintrauben erzeugt. Zwischen Soncor und Tocomado liegt östlich ein Vulkan, der zeitweise raucht.

Von Tocomado aus führt der Weg in nordwestlicher Richtung 3 Leguas lang bis an das östliche Ufer eines 25 Leguas langen größtenteils aus-

getrockneten Salzsumpfes der Saline von Atacama, dann durch tiefen Sand und weiter über Grasboden nach Santo Pedro de Atacama. Dort langte Tschudi am 5. August an.

Die Maultiere waren so herabgekommen, daß sie kaum noch eine weitere Tagereise abgehalten hätten. In Atacama angelangt, legten sie sich mit den Ladungen auf die Erde und mußten liegend von ihnen befreit werden. Die beiden weggewohnten Indianer waren dermaßen erschöpft, daß sie sich noch kaum auf den Füßen halten konnten.

Die Wetterzeichen, welche die Reisenden schon den vorletzten Tag in den Cordilleren beobachtet hatten, — schwere Wolken lagerten sich im Hochgebirge —, waren nicht trügerisch gewesen. In der Nacht nach der Ankunft der kleinen Karawane in Atacama entluden sie sich und in der Frühe waren die Berge bis tief herunter mit Schnee bedeckt. Der „Schneesturm der Jungfrau" (nevada de la Virgen) war losgebrochen, und Herr von Tschudi wäre verloren gewesen, hätte ihn derselbe zwei Tage früher in den Cordilleren getroffen.

S. Pedro de Atacama, die „Hauptstadt der Wüste", an einem Flüßchen gleichen Namens gelegen, das sich einige Meilen vom Orte im Sande verliert, hat nicht viel mehr als 200 Einwohner, meist Indianer, die in erbärmlichen Lehmhütten leben. Nur wenige Wohnungen sind im Ort, die den Namen „Häuser" verdienen; die Kirche sieht aus wie eine Ruine und das Rathaus liegt fast im Schutt. Das Klima in Atacama, das nach Philippi über 2220 m über Meer liegt, fand Herr v. Tschudi auch zur Winterszeit angenehm; die Tage warm, die Nächte wohl kalt, aber doch nicht unter dem Gefrierpunkt. Die Sommermonate sollen sehr heiß sein, doch ebenfalls kühle Nächte haben.

Das Gebirgspanorama, von Atacama aus gesehen, ist sehr interessant. Die meisten Gebirgsstöcke haben die Form von Pyramiden und Kegeln und erinnern lebhaft an ausgebrannte Vulkane. Auf vielen glaubt man mit dem Fernrohre Krater zu erkennen. Am imposantesten ist der östlich vom Städtchen liegende Licancau, eine gewaltige, die ganze Gegend beherrschende Pyramide; gerade nordöstlich vom Ort liegt der Vulkan von Atacama, ein schon seit lange ruhender Feuerberg, nach O.S.O. der schon erwähnte Vulkan von Tocomado. Die meisten Berge waren bis an den Fuß mit Schnee bedeckt, da der Schneesturm in den Cordilleren tobte.

Die Wüste von Atacama wird von mehreren Bergketten durchzogen; sie beginnt streng genommen von der Abra de la Cortadera und erstreckt sich in der Richtung von Ost nach West zum stillen Ozean in einer Ausdehnung von 150 Leguas. Einige wenige Oasen unterbrechen in dieser Richtung die großenteils pflanzenleere Wüste. Die vorzüglichsten sind: Soncor, Tocomado, Atacama und Calama. Der vierte Teil der nördlichen Wüste ist mit Salzlagern bedeckt, und das Wasser der wenigen Flüßchen hat einen salzigen Beigeschmack.

Der Aufenthalt in Atacama kräftigte Herrn v. Tschudi in wenigen Tagen

so, daß er die Reise durch die Wüste mit frischen Maultieren fortsetzen konnte. Nur die Lippen blieben eine zeitlang geschwollen, und die Haut löste sich von Gesicht und Händen in großen Fetzen ab.

Cobija, der einzige Hafenort Bolivias (1829 zum Freihafen erklärt und 1839 zur Departementshauptstadt), wurde am 13. August glücklich erreicht.

---

12. Der Gaucho und die Pampas.

Nirgends in der Welt trifft man eine so weite, gleichförmige Ebene als die Pampas, wie man die Niederungen am Rio de la Plata heißt, die sich gegen 1500 engl. Meilen von Norden nach Süden und gegen 500 von Osten nach Westen erstreckt und ein Trapez von 100,000 □Meilen bildet. Auf diesem unermeßlichen Flächenraume erblickt das Auge kaum einen Baum oder einen Strauch oder nur eine perennierende Pflanze. Der Grund besteht aus einer fruchtbaren schwarzen Gartenerde, ohne Stein, Sand oder Kies, mit einer Unterlage von Thon, worauf die Kiesschicht folgt. Das Ganze ist eine üppige Wiese, wo Millionen von Menschen hinversetzt werden könnten, die, um sich Unterhalt zu verschaffen, nichts zu thun haben würden, als ihr Vieh auf die Weide zu treiben oder die nächste beste Stelle umzupflügen und zu besäen. Man versichert, daß 2—3 Millionen Stück Hornvieh, 3—4 Mill. Pferde nebst unzähligen Scharen von Maultieren und Schafen auf den endlosen Savannen der Pampas umhertreiben, ungerechnet die Tausende von Hirschen, Straußen, Jaguars und wilden Hunden, die in diesem reichen Jagdrevier hausen.

Zwei Hindernisse erschweren sehr das Reisen in den Pampas. Zuerst die sogenannten Pamperosorkane, die mit ungehemmter Wut zwischen den Anden und dem Meere rasen und alles vor sich niederstürzen. Eine zweite Unannehmlichkeit ist folgende: Um die Zeit, wenn der Klee welkt, schießen mit einem Male ungeheure, 3—4 m hohe Disteln auf und bilden auf allen Wegen und Stegen ein undurchdringliches Dickicht. Das plötzliche Wachsen dieser Pflanzen ist zum Verwundern; so außerordentlich auch der Fall in der Kriegsgeschichte wäre, so wäre es recht wohl möglich, daß eine Angriffsarmee, welche das Land nicht kennte, sich von diesen Disteln eingeschlossen fände, ehe sie Zeit hätte, zu fliehen.

Die Art, wie man in den Pampas reist, ist diese: Man hat sehr große unförmliche Wagen, wozu kein Eisen kommt, und die mit 6 Paar Ochsen bespannt werden. Zum Schutz gegen die Witterung sind sie mit einem Strohdache oder einer Plane von Leder versehen. Es fahren gewöhnlich Karawanen von 30—40 solcher Wagen, wovon jeder 400 Centner ladet zusammen. An Wirtshäuser, wo man einkehren könnte, ist nicht zu denken;

jeden Abend macht man in der Einöde Halt, läßt die Ochsen grasen, und jeder bereitet sich sein Mahl. Auf diese Weise legt man den Weg nach Mendoza oder Tuokuman, welcher gegen 900 Meilen beträgt, in 30 Tagen zurück.

Die Bewohner der Pampas sind die Gauchos und die Indianer. Es giebt schwerlich ein freieres, unabhängigeres Wesen in der Welt, als solch ein Gaucho ist. Sein Hauptgewand besteht in einer Art von Mantel, Poncho genannt, einem Fabrikat der Frauen. Der Poncho ist indianischen Ursprungs und eigentlich nichts als ein Stück Tuch, mit einem Schlitz in der Mitte, durch welches der Kopf durchgesteckt wird; die Arme bleiben dabei vollkommen frei. Bald tragen sie ihn um die Schulter geworfen, bald als Gürtel; stets aber brauchen sie ihn als Bettdecke bei Nacht. In der Regel wird er aus Wolle verfertigt und mit bunten Farben schön durchwebt. Außerdem tragen sie eine Jacke von grobem Tuche, Boy oder Manchester; ihre an den Knieen offenen Hosen sind von dem gleichen Stoffe. Brust und Knie pflegen sie mit einer Masse silberner Knöpfe zu verzieren; an den Füßen haben sie roßlederne Strümpfe, welche die Zehen bloß lassen. Ihre Sporen sind von Eisen oder Silber, mit Rädern von unmäßigem Umfange und mit scharfen Spitzen; ein großer Strohhut und ein baumwollenes Halstuch vollenden ihren Anzug. Ihr Sattel (recato) ist ein einfaches, mit Leder überzogenes Stück Holz, worüber noch eine Matratze und ein gefärbtes Schaffell kommt. Um den Sattel fest zu machen, bedienen sie sich keiner Schnallen, sondern eines Gurtes von dünnen Streifen, mit einem eisernen oder hölzernen Ringe, den man mittelst eines Riemens an einem andern kleinen Ringe an den Sattel anknüpft. Der Steigbügel ist von Holz oder Silber; im erstern Falle groß und bequem, im zweiten nur so groß, daß die große Zehe darin Platz hat. Die Schabracke ihrer Sättel läßt sie nie wegen eines Bettes in Verlegenheit geraten. Jederzeit führt der Gaucho den Lasso, eine etwa 10—12 m lange Schlinge von geflochtenem Leder, mit sich, welche sehr leicht und biegsam ist. An einem Ende derselben befindet sich eine Schleife, die mit fester Sicherheit jedem Tiere, worauf es abgesehen ist, über den Kopf geworfen wird. Ehe der Gaucho seinen Lasso entsendet, legt er ihn wie ein Schiffsseil in einen Kreis zusammen und verfehlt dann nie sein Ziel. Ebenso führt er die Bolas, d. h. 3 hölzerne oder eiserne Kugeln, mit sich, deren jede an einem besondern, 2 m langen Riemen sich befindet, welche Riemen an einander gebunden sind, und von ihm auf eine weit größere Entfernung als der Lasso geschleudert werden. Nachdem er sie 3—4mal um den Kopf geschwungen, fliegen diese 3 Kugeln, in der Luft ein Dreieck bildend, mit bewunderungswürdiger Genauigkeit auf ihren Gegenstand. Manchmal zerschmettert er damit einem Tiere den Kopf, oder schlägt ihm die Beine entzwei. Hierzu kommt noch ein etwa 30 cm langes Vorschneidemesser, das in einer ledernen Scheide am Gürtel steckt — und die Rüstung des Gaucho ist fertig. Der amerikanische Löwe und Tiger, der wilde Ochse und das Pferd, der Hirsch und der Strauß fürchten ihn. Er kennt keinen Gebieter,

baut keinen Boden, weiß kaum, was Regierung heißt, in seinem Leben hat er vielleicht nie eine Stadt besucht, einen See gesehen oder einen Berg bestiegen. Man kann sich kein schöneres Bild der Unabhängigkeit denken, als einen Gaucho zu Pferd. Wenn im Sommer der Wind durch das hohe Gras bläst, es in braunen und gelben Wellen wogt, und man nirgends die Spur einer Wohnung oder eines menschlichen Wesens gewahrt, taucht wohl plötzlich am Horizonte die wilde und malerische Gestalt des Gaucho auf. Sein scharlachner Poncho umflattert ihn, seine Kugeln fliegen ihm um das Haupt, und er beugt sich gegen seine Beute vor, sein Pferd rennt aber mit Anstrengung jeder Muskel blitzschnell davon. Vor ihm flieht der verfolgte Strauß, bald erscheinen sie einander näher, bald ferner; oft verschwindet das Pferd unter dem Horizont und man erblickt bloß noch den Kopf des Reiters, während der Strauß mit vorgestrecktem Halse in prachtvollem Laufe über die Ebene eilt. Diese Jagd ist mit vieler Gefahr verknüpft, weil es in dem von Biscachas*) unterwühlten Boden nicht selten Löcher giebt, in die man stürzen kann. Bricht der Gaucho bei einem Sturze das Bein, so läuft das Pferd davon, und der Unglückliche bleibt oft, dem Hungertode preisgegeben, ihm hohen Grase liegen, die Adler, welche auf jedes gefallene Wesen losstürzen, von sich abwehrend, so lange er es vermag.

Da seine Nahrung einzig aus Ochsenfleisch und Wasser besteht, so besitzt der Gaucho eine ausnehmend starke Leibesbeschaffenheit, welche ihn in den Stand setzt, die größten Strapazen auszudauern und unglaublich weite Entfernungen ohne Unterbrechung zu Pferde zurückzulegen. Die Hütten der Gauchos mit ihren aus Weiden geflochtenen und mit Lehm überzogenen Wänden sind nicht viel besser als die Wigwams der Indianer, mit denen sie auch die viereckige Form gemein haben. Einige Holzklötze oder die Skelette von Pferdeköpfen dienen als Sessel; ein kleiner Tisch, einen halben Meter über dem Boden, zum Kartenspielen, und ein Kruzifix oder ein heiliger Antonius, der an der Wand hängt, zum Schmucke der Stube. Schaffelle, worauf Weiber und Kinder schlafen, und ein kleines Feuer auf dem Herde sind der einzige Luxus. Ist der Gaucho daheim, so schläft oder spielt er, an dem Spiele sieht man hier und da selbst einen Klosterbruder teilnehmen. Bei Regenwetter versammelt sich die ganze Familie mit Gästen, Hunden, Schweinen und Geflügel in anmutiger Mischung in der Hütte, und wenn der Rauch des nassen Holzes die Hälfte des Gemaches anfüllt, so können einem Europäer diese Nebelgestalten in der trüben Atmosphäre wie Spuckgeister erscheinen.

In der Regel umgeben einige wenige Obstbäume die Hütte. Die Weiber beschäftigen sich mit dem Anbaue des wenigen indianischen Kornes, woraus sie ihr Brot backen; auch pflanzen sie Wassermelonen und Zwiebeln. Sie tragen Hemden von Baumwolle und Röcke von Boy oder blauem Tuche; Arme und Nacken sind bloß. Wenn sie ausreiten (sie gelten in der Reit=

*) Eine Art Erdhase, so groß als ein Kaninchen.

kunst für eben so geschickt, als die Männer), tragen sie Schärpen oder Shawls von glänzendfarbigem Boy und haben Strohhüte auf. Der Gebrauch des Tabaks ist beiden Geschlechtern gemein; sie rauchen ihn in Form von Cigarren, indem sie die Blätter in ein Maisblatt wickeln.

13. Vergleichende Ansicht der Steppen.*)

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten bei Bildung des antillischen Meerbusens dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisangstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ersten Schatten der Kakaogebüsche zurückläßt; so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend in schwindelnder Ferne den Horizont begrenzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten von 200 □Meilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angrenzenden Teile. „Bänke" nennen die Eingeborenen diese Erscheinung, gleichsam ahnungsvoll durch die Sprache den alten Zustand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten; oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünste: glaubt man den küstenlosen Ozean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Stelle das Gemüt mit dem Gefühl der Unendlichkeit, und durch dieses Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ordnung. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in welchem die leicht bewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt; tot und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar, in jeder haben sie einen eigentümlichen Charakter, eine Physiognomie, welche durch Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über die Oberfläche des Meeres bestimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Heideländer, die, von einem einzigen, alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jüt-

*) Nach Alex. von Humboldt; „Ansichten der Natur", Teil I.

land sich bis an den Ausfluß der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten; aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhügeliger Fläche, wenn man sie mit den Llaños und Pampas von Südamerika oder gar mit den Grasfluren am Missouri und Kupferflusse vergleicht, in denen der zottige Bison und das kleine Moschustier umherschwärmen. Einen größern und ernstern Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des stillen Ozeans hat man sie erst in neueren Zeiten zu durchforschen gesucht: sie sind Teile eines Sandmeeres, welches gegen Osten fruchtbare Erdstriche von einander trennt oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harudsch, wo in der dattelreichen Oase von Siwah die Trümmer des Ammontempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Tau, kein Regen benetzt diese öden Flächen und entwickelt im glühenden Schoß der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste und verscheuchen das vorübereilende Gewölk. Wo diese Wüste sich dem atlantischen Ozean nähert, wie zwischen Wadi-Nun und dem weißen Vorgebirge, da strömt die feuchte Meeresluft hin, um die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechten Winde erregt wird. Selbst wenn der Schiffer durch ein Meer, das wiesenartig mit Seetang bedeckt ist, nach der Mündung des Gambia steuert, ahnt er da, wo ihn plötzlich der tropische Ostwind verläßt, die Nähe des weitverbreiteten, wärmestrahlenden Sandes.

Herden von Gazellen, schnellfüßige Strauße, durstende Panthertiere und Löwen durchirren in ungleichem Kampfe den unermeßlichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere neuentdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren grünen Ufern die nomadischen Tibbos und Tuariks schwärmen, so ist der übrige Teil der Wüste als für den Menschen unbewohnbar zu betrachten. Es wagen die angrenzenden gebildeten Völker sie nur periodisch zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr seit Jahrhunderten unwandelbar bestimmt hat, geht der lange Zug von Tafilet bis Timbuktu, oder von Murzuk bis Bornu — kühne Unternehmungen —, deren Möglichkeit auf der Existenz des Kamels beruht, des Schiffes der Wüste.

Diese afrikanischen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeers fast dreimal übertrifft. Sie liegen zum Teil unter den Wendekreisen selbst, zum Teil denselben nahe; und diese Lage begründet ihren individuellen Naturcharakter. Dagegen ist in der östlichen Hälfte des alten Kontinents dasselbe geognostische Phänomen der gemäßigten Zone eigentümlich. Auf dem Bergrücken von Mittelasien, zwischen dem Goldberge oder Altai und dem Zung-Ling, von der chinesischen Mauer an bis jenseits des Himmelsgebirges und gegen den Aralsee, in einer Länge von 1000 Meilen, breiten sich die höchsten und größten Steppen der Welt aus. Einige sind Grasebenen, andere mit saftigen, immergrünen, gegliederten Kalipflanzen geschmückt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufsprießendem Salze, das gleich frisch gefallenem Schnee ungleich den Boden bedeckt.

Diese mongolischen und tatarischen Steppen, durch mannigfaltige Ge-

birgszüge unterbrochen, scheiden die uralte, langgebildete Menschheit in Tibet und Hindostan von den rohen nordasiatischen Völkern. Auch ist ihr Dasein von mannigfaltigem Einfluß auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechts gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammengedrängt; sie haben mehr als der Himalaya, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka den Verkehr der Nation gestört, und im Norden der Verbreitung milderer Sitten und des schaffenden Kunstsinnes unwandelbare Grenzen gesetzt. Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geschichte die Ebene von Innerasien betrachten, sie hat auch mehrmals Unheil und Verwüstung über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppen, die Avaren, Mongolen, Alanen und Uzen, haben die Welt erschüttert. Wenn im Laufe der Jahrhunderte frühe Geisteskultur, gleich dem erquickenden Sonnenlicht, von Osten nach Westen gewandert ist, so haben späterhin in derselben Richtung Barbarei und sittliche Roheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenstamm, türkischer Abkunft, die Hiognu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Der chinesischen Macht lange furchtbar, ward ein Teil des Stammes südlich nach Innerasien zurückgedrängt. Dieser Stoß der Völker pflanzte sich unaufhaltsam bis in das alte Finnenland am Ural fort. Von dort aus brachen Hunnen, Avaren, Chasaren und mannigfaltige Gemische asiatischer Völkerrassen hervor; hunnische Kriegsheere erschienen erst an der Wolga, dann in Pannonien (Ungarn), dann an der Marne und an den Ufern des Po, die schön bepflanzten Fluren verheerend, wo die bildende Menschheit Denkmal auf Denkmal gehäuft. So wehte aus den mongolischen Wüsten ein verpesteter Windhauch, der auf cisalpinischem Boden die zarte, langgepflegte Blüte der Kunst erstickte.

Kehren wir nun von den Salzsteppen Asiens, von den europäischen Heideländern, die im Sommer mit honigreichen, rötlichen Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüsten Afrikas zu den Ebenen von Südamerika zurück! Keine Oase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschheit fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Tier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern des Guyanna; von den Schneebergen von Merida bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem großen Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und des Vichada bis zu den unbesuchten Stellen des Guaviare und bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, welchen spanische Kriegsvölker im Spiel ihrer regsamen Phantasie den Parama de la suma pax, gleichsam den schönen Sitz des e w i g e n F r i e d e n s, genannt haben.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 16,000 □Meilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie, als in gleicher Breite bis zur Magellans-Straße und ununterbrochen fortlaufend geschildert; nicht eingedenk der wal-

digen Ebene des Amazonenflusses, welche gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Apure und des La Plata=Stromes begrenzt wird. Die Andeskette von Kochabamba und die brasilianische Berggruppe senden zwischen der Provinz Chiquitos auf der Landenge von Villabella einzelne Bergjoche sich entgegen. Eine schmale Ebene vereinigt die Hyläa des Amazonenflusses mit den Pampas von Buenos=Ayres. Letztere übertreffen die Ljaños von Venezuela dreimal an Flächeninhalt. Ja, ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsch begrenzt und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind. Der kasuar=ähnliche Tuyu (Struthio Rhea) ist diesen Pampas eigentümlich, wie die Kolonieen verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Verteidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich dem größten Teile der Wüste Sahara liegen die Ljaños oder die nördlichste Ebene von Südamerika in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt: bald verödet, wie das libysche Sandmeer, bald als eine Grasflur, wie so viele Steppen von Mittelasien. Sie sind mit einer dünnen Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, die periodisch durch Regengüsse getränkt und dann mit üppig aufschießendem Grase geschmückt wird. Doch hat dies die angrenzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caracas, das Meeresufer und die Flußwelt des Orinoco zu verlassen, um sich in dieser baum= und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler fast menschenleer gefunden.

Wohl sind die Ljaños zur Viehzucht geeignet; aber die Pflege milchgebender Tiere war den ursprünglichen Einwohnern des neuen Kontinents fast unbekannt. Kaum wußte einer der amerikanischen Völkerstämme die Vorteile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht ihnen dargeboten hatte. Die amerikanische Menschenrasse (eine und dieselbe vom 65. Gr. n. bis 55. Gr. s. Br., die Eskimos abgerechnet) ging vom Jagdleben nicht durch die Stufe des Hirtenlebens zum Ackerbau über. Genuß von Milch und Käse ist, wie der Besitz und die Kultur mehlreicher Grasarten, ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Weltteils.

Um so freier haben sich in den südamerikanischen Steppen die Naturkräfte in mannigfaltigen Tiergestalten entwickelt; frei, und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo der Hymenäa in dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Pflanzen droht. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den Hasen in seiner unterirdischen Höhle aufschrecken; Herden von trägen Chiguiren*),

*) Die Cavia capybara, in der Provinz Caracas „Chiguire" genannt, ist das unglückliche Tier, das im Wasser vom Krokodil, auf der Ebene vom Tiger (Jaguar) ver=

schön gestreifte Viverren*), welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe; buntgefleckte Jaguars (meist Tiger genannt), die den jungen selbsterlegten Stier auf einen Hügel zu schleppen vermögen: — diese und viele andere Tiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohnedies (nach asiatisch-indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hier und da die Fächerpalme (Mauritia) zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als sie zahlreicher und zusammengedrängt waren, erhoben sie nicht bloß ihre Hütten auf abgehauenen Palmenpfosten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen; sie spannten auch — so geht die Sage — Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten wurden teilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schürten die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfuhr, sah die Flammen reihenweis auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken noch jetzt die Erhaltung ihrer physischen, vielleicht auch ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockern, halb flüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen, die ihnen zugleich Mehl zum Brot und Saft zum Wein liefern. Die Existenz eines ganzen Völkerstammes ist hier an die Existenz eines Baumes geknüpft.

Seit der Entdeckung des neuen Kontinents sind die Ebenen (Ljaños) dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und Guyana (dem Orinoco-Lande) zu erleichtern, sind hier und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Überall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen bedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Scharen verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel (man schätzte sie zur friedlichen Zeit der Reise Alex. von Humboldts noch auf anderthalb Millionen) schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Tiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so

---

folgt wird. Es läuft so schlecht, daß man es oft mit den Händen ergreifen kann. Die Arten des Meerschweinchens (Cavia), wie die des Agutis (Dasyprocta) sind in Amerika so gemein, wie bei uns die Hasen.

*) Die so schön gestreiften Stinktiere sind Viverra Mapurito, Viverra Zorilla, Viverra vittata. A. v. H.

gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an die Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, fast strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrige Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher; er verengt die Steppe, wie das Gemüt des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, welche im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den lang erhitzten Boden hinweht.

Die Lachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte, verschwinden allmählich. Wie im eisigen Norden die Tiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier, unbeweglich, das Krokodil und die Boaschlange, tief vergraben im trockenen Letten. Überall verkünden Dürre den Tod; und doch überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. Ein schmaler Luftstreifen trennt das ferne Palmengebüsch vom Boden. Es schwebt, durch die Kimmung gehoben, bei der Berührung ungleich erwärmter und also ungleich dichter Luftschichten. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher: diese dumpf aufbrüllend, jene mit lang gestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu erraten.

Bedächtiger und verschlagener sucht das Maultier auf andere Weise seinen Durst zu lindern. Eine kugelförmige und vielrippige Pflanze, der Melonen-Kaktus, verschließt unter seiner stacheligen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuß schlägt das Maultier die Stacheln seitwärts und wagt es dann erst, die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; oft sieht man Tiere, welche von Kaktusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde sich dann nicht der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampirartig das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welchen Mosquitos und andere Scharen stechender Insekten sich ansiedeln. So führen diese Tiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem

Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden, senkrecht aufsteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmählich die vermehrten Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündet der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit mannigfaltigen Gräsern und Kräutern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre gesenkt schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüten der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Das hochaufschießende Gras birgt den schön gefleckten Jaguar. Im sichern Versteck auflauernd und die Weite des einzigen Sprunges vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Tiere katzenartig wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man — so erzählen die Eingeborenen — an den Ufern der Sümpfe den befruchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruch kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Augenblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigt aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmählich die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen: der Arauca, der Apure und der Pagara, so zwingt die Natur dieselben Tiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Teil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über den Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Tiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrippe, die sich über dem braun gefärbten, gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen riesenhaften Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Auch unter den Fischen haben die südamerikanischen Pferde einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Teile die erschütternde Kraft nach Willkür aussendet. Diese Gymnoten haben $1\frac{1}{2}$—2 m Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Tiere zu töten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Uritucu mußte einst verändert werden, weil sich die Gymnoten in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furt ertranken. Auch fliehen alle andern Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den

Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht hier elektrisches Feuer aus dem Schoße der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maultiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärm die mutigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich verschlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählich läßt die Wut des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Fische. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählich ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

So ist das Leben auf diesen weiten Ebenen. Werfen wir noch einen Blick auf ihre Grenzen! Afrikas nördliche Wüste scheidet die beiden Menschenarten, welche ursprünglich demselben Weltteile angehören, und deren unausgeglichener Zwist so alt ist, als die Mythe von Osiris und Typhon.*) Nördlich vom Atlas wohnen schlichte und langhaarige Völkerstämme von gelber Farbe und kaukasischer Gesichtsbildung. Dagegen leben südlich vom Senegal, gegen Sudan hin, Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Civilisation gefunden werden. In Mittelasien ist durch die mongolische Steppe sibirische Barbarei von der uralten Menschenbildung auf der Halbinsel von Hindostan getrennt.

Auch die südamerikanischen Ebenen begrenzen das Gebiet europäischer Halbkultur. Nördlich, zwischen der Gebirgskette von Venezuela und dem Antillenmeere, liegen gewerbsame Städte, reinliche Dörfer und sorgsam bebaute Fluren an einander gedrängt. Selbst Kunstsinn, wissenschaftliche Bildung und die edle Liebe zur Bürgerfreiheit sind längst darinnen erwacht. Gegen Süden umgiebt die Steppe eine schaudervolle Wildnis, tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Orinoco und dem Amazonenstrom. Mächtige bleifarbige Granitmassen verengen das Bett der schäumenden Flüsse. Berge und Wälder hallen wieder von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des tigerartigen Jaguar, von dem dumpfen, Regen verkündenden Geheul des bärtigen

*) In dem Kampfe des blonden, Pelusium gründenden Fürsten Baby oder Typhon und dem dunkelfarbigen Dionysos oder Osiris könnte wohl der Gegensatz zweier Menschenrassen angedeutet sein.

Affen. Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft bedeckt mit Vögeln, die ungeschlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die schachbrett-fleckige Boaschlange. Schnell entrollt und vorgestreckt ergreift sie in der Furt den jungen Stier oder das schwächere Wildbret und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals.

In dieser großen und wilden Natur leben mannigfache Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit, — wie die Ottomaken und Jaruren; andere angesiedelt, von selbst erzielten Früchten genährt, verständig und sanfterer Sitten — wie die Maquiritarer und Makos. Große Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß auch diese Einöde einst der Sitz höherer Kultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker, wie es auch die ungleich entwickelten biegsamen Sprachen thun, welche zu den ältesten, unvergänglichsten historischen Denkmälern der Menschheit gehören.

Zwölfter Abschnitt.

(Charakterbilder aus den Vereinigten Staaten.)

1. Die ersten Ansiedelungen. In den westlichen Prairieen. Boardinghäuser. Die Savannen und ihre Fruchtbarkeit. — 2. Aus Californien. Geschichte der Entdeckung des Goldes in Californien. Californien in den letzten Monaten des Jahres 1849. Der Telegraph von New-York nach San Francisco. San Francisco in der Gegenwart. Das Palast-Hotel in San Francisco. Der Hafen von San Francisco. — 3. Cincinnati. Mississippifahrt von Cairo nach St. Louis. St. Louis. Chicago. — 4. Flußdampfer und Panzerschiffe. Die Mississippidampfer. Hudsondampfer. Panzerschiffe. — 5. Die Union-Pacific-Eisenbahn. Das fahrende Hotel der amerikanischen Westbahn. — 6. New-York. Erziehung und Unabhängigkeitsgefühl der Amerikaner. Soziale Stellung der Neger. — 7. Deutsches Wesen. — 8. Physische Kontraste zwischen der Alten und Neuen Welt. — 9. Über das Klima in Nordamerika. Trockene Luft in den Vereinigten Staaten und ihre Wirkung auf die Gewohnheiten und Sitten. — 10. Das Aussterben der eingeborenen Rassen.

1. Die ersten Ansiedelungen.

In den westlichen Prairieen.*)

Noch ehe irgend eines Weißen Fuß die westlichen Prairieen betreten hatte, gab es dort Ansiedelungen nomadisierender Indianer. Solche vorübergehende Kolonisten finden wir auch heute noch auf den Prairieen; doch bilden sie die Ausnahme, denn die Mehrzahl der Indianer lebt gegenwärtig auf „Reservationen", d. h. auf Ländereien, die ihnen entweder vertragsmäßig von den Vereinigten Staaten überwiesen wurden oder auf die man infolge von glücklich geführten Kriegen ihre Niederlassung erzwang. Wenn sie diese genau abgegrenzten, stellenweis sehr fruchtbaren Gebiete verlassen und den Frieden und die Sicherheit der Weißen bedrohen, so werden sie gestraft; so lange sie auf ihren Reservationen verweilen, sind sie in ihrem Leben und Eigentum geschützt.

Die größte dieser Reservationen bildet das fast ausschließlich einigen Stämmen der Rothäute eingeräumte sogenannte Indianer-Territorium

*) Die Prairieen des amerik. Westens von Rob. v. Schlagintweit (Köln u. Leipzig 1876).

(Indian Territory). Im Staate Nebraska begegnen wir den vom Plattefluß durchzogenen Reservationen der Pawnees, ferner der Omahas am Missouri, der Ottoes oder Ottos am Big Blue River, von denen die letztere im südlichen Teil an die Grenze von Kansas stößt. Im Staate Kansas liegt die große Reservation der Säcke und Füchse (Sacks and Foxes); im Territorium Dakota haben am Ostufer des Missouri die Sioux (sprich: Siuhs), Winnebagos (Winnipegs) und Yankties ihre Reservationen und in einem andern Teile desselben Territoriums die Oponkas.

Manche dieser Reservationen sind größer als deutsche Fürstentümer und enthalten sehr fruchtbare Gebiete, so daß sie von Schriftstellern mit Unrecht als „Pferche" bezeichnet worden sind.

Von Seiten der Weißen gingen die ersten Ansiedelungen in den westlichen Prairieen von sogenannten Squatters aus, nämlich von Leuten, die sich an irgend einem ihnen zusagenden Platze niederließen, denselben ganz nach ihrem Gutdünken verwerteten und von ihm ohne weiteres Besitz nahmen, obwohl sie denselben weder kauften, noch sich in irgend welcher Weise ein Besitzrecht auf ihn sicherten. Gar mancher gründete eine Familie und sein Fortkommen auf diese Weise, die gesetzlich so lange erlaubt ist, bis ein anderer das Land rechtmäßig erwirbt; der Squatter hat jedoch das Vorkaufsrecht.

Aber hiervon machte keineswegs jeder Gebrauch. Wurde nach und nach die Gegend um ihn herum auch von andern besiedelt, so fühlte er sich hierdurch in seiner unbändigen Freiheitsliebe beschränkt und verließ die von ihm bisher inne gehabte Stätte.

Den Squatters kann man das Verdienst nicht abstreiten, daß sie wesentlich zur Verbreitung der Civilisation in der westlichen Wildnis beigetragen haben.

Später machte sich dann eine größere Anzahl von Personen zugleich auf und gründete Kolonieen. Bereits giebt es auf den westlichen Prairieen einzelne ausschließlich von Deutschen bewohnte Niederlassungen, deren größte Grand Island ist, im Hall-Kreise des Staates Nebraska gelegen. Die Kolonie ist nach der 60 engl. Meilen langen und 3 Meilen breiten im Plattefluß gelegenen, ursprünglich bewaldeten Insel benannt, die 150 engl. Meilen westlich von Omaha liegt. Die ersten Ansiedler waren Schleswig-Holsteiner; sie brachen von Davenport am Mississippi, wo sie auch heute noch zahlreich vertreten sind, im Jahre 1857 dorthin auf. Anfangs hatten sie mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die sie aber tapfer besiegten. Ihre Lage verbesserte sich wesentlich, als sie ihre Bodenerzeugnisse an die nach Californien ziehenden Miner vorteilhaft absetzen konnten. Wohin man auf Grand Island kommt, das auch heute noch überwiegend von Schleswig-Holsteinern besetzt ist, gewahrt man blühende Farmen und erfährt die zuvorkommendste deutsche Gastfreundschaft. Es macht eine tiefe Wirkung auf das Gemüt des durchreisenden Landsmanns, hier in der fernen Prairie mit den Liedern der deutschen Heimat begrüßt zu werden. Alles hält hier zusammen, pflegt und fördert deutsches Gemütsleben und deutsche Kultur.

Andere deutsche Kolonieen sind die an der Union-Pacific-Bahn gelegenen Orte Columbus (Süddeutsche und Schweizer) und Fremont — nach dem bekannten General John Charles Fremont benannt — von denen jene 92 und diese 46 Meilen von Omaha entfernt liegt. In dem unweit von Columbus befindlichen Shall-Creek-Thale ist eine recht gut gedeihende, etwa 16 Jahre alte oldenburgische Ansiedelung. Auch im Salinekreise des Staates Nebraska scheinen sich deutsche Ansiedelungen zu bilden.

Erwähnung verdient ferner die Union-Kolonie, von einer amerikanischen Gesellschaft gegründet, der bereits eine Anzahl gut gedeihender Niederlassungen in der Nähe der Eisenbahn, welche die Städte Denver und Cheyenne verbindet, ihre Entstehung verdanken. Der wichtigste Ort ist Greeley, 54 Meilen nördlich von Denver gelegen, am 4. Juli 1870 entstanden.

Hier müssen wir auch der neuesten Ansiedelungen deutscher Mennoniten gedenken, die, bisher im südlichen Rußland ansässig, um dem Militärgesetze sich zu entziehen, ihre Heimat verließen. Es sind meist tüchtige Ackerbauer, doch finden sich auch geschickte Handwerker unter ihnen, und alle sind wohlhabend. Die Sekte hält darauf, daß ihre Angehörigen arbeitsam und mäßig sind. Ihre Nahrung besteht überwiegend aus Pflanzenkost, wobei nebst Roggen und Mais das Sauerkraut eine große Rolle spielt. Gegenwärtig sind in Kansas schon über 600 Mennonitenfamilien angesiedelt, die bereits viele Äcker der Wüste abgewonnen haben.

Die auf den Prairieen des amerikanischen Westens liegenden Städte wurden entweder aus natürlichem Bedürfnis, oder aus Rücksicht auf die Eisenbahn oder aus Privatspekulation gebaut.

Früher, als keine Bahnen die Prairieen durchzogen, als sich auf ihnen nur die durch die Macht des Goldes angelockten nach Californien ziehenden Karawanen bewegten — meist in jenen eigentümlich gebauten, von Ochsen, Maultieren oder Pferden gezogenen Wagen — war der Kern fast jeder Dorfschaft auf einen Grobschmied (black-smith) zurückzuführen. Ein solcher ließ sich am liebsten auf dem Knotenpunkte zweier Straßen nieder und war für die Karawanen höchst wichtig, da er die Zug-, Last- und Reittiere mit neuen Beschlägen zu versehen, die an den Wagen entstandenen Schäden auszubessern hatte. Die gute Gelegenheit veranlaßte auch wohl einen Krämer, in der Nähe einen Laden (store genannt) zu errichten, in welchem alles Mögliche durcheinander aufgestapelt ist. Ein Dritter kam herzu, und errichtete einen saloon, d. h. eine Trinkstube, in der um schweres Geld gefälschter Whisky verkauft ward. In diesem Salon wurde auch das Postbureau errichtet, meistens aus einem alten Cylinderhut oder einer Kiste bestehend, in der jeder seine frankierten Briefe ablagerte, die dann später, je nach ihrer Bestimmung, von den Karawanen bis zum nächsten wirklichen Postamte mitgenommen oder dem Expreß-Pony-Reiter übergeben wurden. Bald wurde jedoch ein Bureau errichtet von der Expreß-Gesellschaft Wells, Fargo u. Comp., die nach allen Seiten hin mit größter Schnelligkeit Briefe und Pakete beförderte.

Ward nun noch ein Eiskeller angelegt und ein Billard aufgestellt, so waren alle Bedingungen vorhanden, um in kurzer Zeit eine nach Tausenden zählende Stadt zu bilden.

Sobald aber die Prairieen von Eisenbahnen durchzogen waren, äußerten gar manche Punkte derselben einen gewaltigen Einfluß auf die Gründung von Ansiedelungen. Die Städte, welche längs einer Eisenbahnlinie entstehen, muß man in zwei große Gruppen scheiden, nämlich in solche, die nur ein vorübergehendes Dasein führen, und solche, die sich einer längeren Dauer zu erfreuen haben. In beiden Fällen behilft man sich anfangs, wie man kann. Da werden zunächst zu beiden Seiten der Bahn Leinwandzelte oder transportable Bretterbuden errichtet. Finden sich zufällig gerade Wigwams der Indianer in der Nähe, so erwirbt man sie entweder gegen Geld oder Zucker oder ein paar Flaschen Whisky von den Rothäuten, fegt und kehrt sie aus und benutzt sie dann als willkommene Wohnstätten. Meistens ist auch ein Hotel vorhanden, bestehend aus 3—4 großen Güterwagen, die als Speisesalon, Küche und Schlafzimmer dienen.

Ein solches Heerlager vordringender „Civilisation" ist immer am jeweiligen Ende einer Eisenbahn zu finden. Ist keine besondere Anziehung zu dauerndem Aufenthalte vorhanden, so verschwindet es spurlos mit dem Vordringen der Bahn. Die Zelte und Bretterbuden werden abgeschlagen, auf Wagen verladen, um später wieder aufgeschlagen zu werden. Junge Ansiedelungen, die schon Tausende von Einwohnern zählen und eine große Zukunft zu haben schienen, sinken plötzlich, wenn sie im Verkehrsleben ihre Bedeutung verlieren. Julesburg z. B., die einzige im Staate Colorado — dem jüngsten der Union — gelegene Station der Union-Pacific-Bahn, 377 engl. Meilen westlich von Omaha, zählte vor kurzem 6000 Einwohner und besteht gegenwärtig nur noch aus wenigen Häusern. Die Bewohner, als sie die Stadt verließen, packten ihre Wohnhäuser, die nur aus Balken und Brettern bestanden, auf die Eisenbahnwagen, um sie bei Gründung einer neuen Stadt wieder zu verwenden.

Cheyenne, mit dem Beinamen der „magischen Stadt" (magic city), früher auch häufig das Chicago der Prairieen genannt, 516 Meilen westlich von Omaha gelegen, wurde im Juli 1867 gegründet und hatte, als die Union-Pacific-Bahn hier endete, eine Bevölkerung von nahezu 10,000 Seelen, die jedoch schon nach zwei Jahren, im November 1869, auf 2000 zusammengeschmolzen war, über die sie sich im Herbst 1875 noch nicht erhoben hatte.

North Platte City, 291 M. westlich von Omaha, einst ein bedeutender Ort, an welchem die nach Colorado und Neu-Mexico ziehenden Fuhrwerke mit Waren beladen wurden, hat durch die Vollendung der Pacific-Bahn ihre Wichtigkeit und damit neun Zehntel ihrer ehemaligen Bevölkerung eingebüßt.

Andere Städte hingegen haben sich in fabelhafter Weise gehoben. Zu Anfang des Jahres 1869 war die in Colorado 1510 m ü. M. gelegene

Stadt Denver*) noch ohne Gas, ohne Wasserleitung, ohne bedeutende Kaufläden; sie zählte kaum 5000 Einwohner und lag 106 Meilen von der nächsten Eisenbahn-Station — Cheyenne in Woming — entfernt. So lange jene Stadt der Endpunkt der Union-Pacific-Bahn war, fand von Denver eine allgemeine Einwanderung dorthin statt. „Aus Denver wird nie etwas", Denver hat ausgewirtschaftet (Denver has played out), hieß es damals allgemein. Wie aber steht es heute mit diesem Orte? Nicht bloß ist die Bahn bis nach Cheyenne vollendet (sie ward im Juli 1870 eröffnet), sondern in Denver mündet auch die Kansas-Pacific, von da geht ferner aus die Denver- und Rio-grande-Bahn (scherzweise, weil enggleisig, die Baby rail road genannt), die schon bis Pueblo fertig ist und überdies noch eine 45 Meilen lange Zweigbahn von Pueblo nach Canyon-City hat. Nach allen Richtungen werden von Denver kleinere Bahnlinien gebaut, und die Stadt ist daher jetzt schon der Mittelpunkt eines Verkehrs geworden, der von vielen älteren Handelsstädten des Ostens kaum erreicht worden ist. Selbst die Industrie hat schon große Fortschritte gemacht.

Denver heißt jetzt „die Hauptstadt der Ebenen", ist mit Gas erleuchtet, hat eine 2 Meilen lange Straßeneisenbahn, eine Zweigmünze der Ver. St., eine Reihe stattlicher Häuser, Wasserleitung, eine Anzahl großer und eleganter Läden (stores), große Warenlager, eine Menge von Kosthäusern und Gasthöfen. In Denver erscheinen mehrere Zeitungen in englischer und deutscher Sprache; gegen 40 Ärzte und 50 Advokaten haben sich, in der sicheren Erwartung, ihr Auskommen zu finden, hier niedergelassen. Gar mancher Acker Land, der früher für 20 Dollars schwer verkäuflich war, wird heute mit 500 Dollars bezahlt. Die Zukunft der Stadt ist ohne Zweifel gesichert.

Übrigens wird noch eine Reihe von Jahren verstreichen, ehe im amerikanischen Westen nur annähernd jene Stabilität der Bevölkerung eintreten kann, wie wir sie im allgemeinen in Europa gewohnt sind. Daß jedoch auch in Deutschland noch in den letzten Jahrzehnten einige bemerkenswerte Verhältnisse eingetreten sind, die an amerikanische Zustände erinnern, das lehrt uns die Geschichte der Städte und Flecken Essen und Oberhausen in Rheinpreußen, Schalke in Westfalen, Antonienhütte, Kattowitz, Laurahütte, Beuthen in Oberschlesien.

Boardinghäuser.**)

Das Wort „boarding-house" ist fast das erste, welches der Einwanderer in Amerika lernt, — er muß ein Obdach und Nahrung haben, und dies alles findet er für einen verhältnismäßig billigen Preis in solchen Kost- und Boardinghäusern. Ich rede hier nicht von den besser eingerichteten Wirtschaften und Hotels, die dem Reisenden alle möglichen Bequemlichkeiten

*) Sie bildete den Centralort für die reichen Golddistrikte.

**) Fr. Gerstäcker. Streifzüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas. (2 Bde. Dresden und Leipzig.)

bieten, und von denen in Cincinnati besonders eine große Anzahl existiert, sondern von den Häusern, in welchen der Fremde, dessen finanzielle Umstände ihm nicht erlauben, 6, 8, ja 12 Dollars die Woche für Kostgeld zu bezahlen, einkehrt, und wo er, wie der deutsch-amerikanische Ausdruck ist, „boardet“.

Diese Anstalten werden fast ausschließlich von Irländern und Deutschen gehalten, sind sich im ganzen ziemlich ähnlich, und wir wollen dem Leser eines dieser „Kaffeehäuser“, wie sie sich fast alle nennen, näher vorführen. Es ist ein schmales, zweistöckiges, grün angestrichenes Brettergebäude, das selbst etwas windschief zwischen zwei große Backsteinhäuser hineingepreßt, scheinbar von diesen aufrecht gehalten wird. Ein breites Glasfenster zeigt drei über einander angebrachte Reihen von Flaschen mit Liqueur oder wenigstens einer liqueurfarbigen Flüssigkeit gefüllt, zwischen denen, um den sonst etwas zu leeren Raum auszufüllen, einzelne Citronen liegen, während in der unteren Reihe mehrere Glasgefäße mit Kandiszucker und anderen Näschereien prangen. Über der mit einer roten Gardine verhangenen Thür steht auf einem grün lackierten Schilde mit grell roten Buchstaben, daß die Augen kaum das Verschwimmen der Farben ertragen können, „Battle of Bunkershill Coffeehouse“, und darunter „Deutsches Kosthaus von N. N.“

Doch wir wollen hineingehen und das Innere des Heiligtums betrachten. Es ist ein kleines, wahrscheinlich früher zum Vorsaal bestimmt gewesenes Zimmer, das jetzt aber zur Schenkstube benutzt wird und zugleich das Entrée des Hauses bildet. Rechts sind bis zur Decke hinauf Rahmen angebracht, die, mit Flaschen, Karaffen, Gläsern, Apfelsinen und Zuckerwerk ausgeschmückt, die eine Wand verdecken, während Thür und Fenster die zweite einnehmen, und riesenhafte Zettel, Ankündigungen von Seiltänzern und Kunstreitern, mit Abbildungen der merkwürdigen Sachen, welche diese auszuführen gedenken, die beiden anderen überziehen. Besonders hervorstechend zeigt sich noch, gerade am mittelsten Rahmen befestigt, ein kleines Schild, auf dem mit größtmöglichen Buchstaben die Worte „No credit!“ „Kein Kredit!“ zu lesen sind, und mit dem eine zweite unter Glas und Rahmen gebrachte Tafel korrespondiert, durch welche dem Eintretenden in zierlichen Versen kund gethan wird, daß der Eigentümer seine Weine und Liqueure, seine Flaschen und Gläser, ferner Hausrente und Taxen bezahlen müsse, und deswegen unendlich bedaure, seinen geehrten Gästen unter keiner Bedingung borgen zu können. Eine Art Ladentisch trennt die Ausschenker oder „Barkeeper“ von den Gästen, zu deren Bequemlichkeit nur eine kurze, grün lackierte Gartenbank an der gegenüberstehenden Wand angebracht ist, die aber für den Augenblick leider nicht benutzt werden kann, da ein Engländer, der ein wenig zu schwer geladen, langgestreckt darauf liegt.

„Wer traktiert?“ ruft jetzt der Barkeeper, welcher sich schon fast eine Viertelstunde lang die Anwesenden ungeduldig betrachtete. „Wer traktiert? Boys — Ihr steht ja so trocken da, wie die Pulverfässer — wollen wir drum würfeln?“ Er hat bei den letzten Worten einen kleinen Lederbecher

unter dem Ladentische hervorgeholt und schüttelt denselben ein wenig; der Klang wirkt wie bezaubernd, alle treten hinzu, uud die drei niedrigsten Würfe müssen den Trunk à Person mit einer Picayune ($6^1/_4$ Cent oder 25 Pf.) bezahlen. Obgleich der Barkeeper selbst mit spielt, so ist doch eher zu erwarten, daß der niedrigste Wurf leichter einen der Gäste, von denen 6 gegenwärtig sind, als ihn treffen wird, und schon auf solche Art und Weise verdienen die Wirte manchen Dollar. Jetzt öffnet sich aber die Thür und ein anständig gekleideter Mann tritt herein und erkundigt sich bei dem Ausschenker, ob er hier eine oder mehrere Wochen „boarden“ könne. Dieser beschaut ihn zuerst sehr aufmerksam vom Kopf bis zum Fuß, und fragt ihn dann vor allen Dingen, „ob er Gepäck bei sich habe“.

„Nichts als dieses,“ antwortete der Fremde und zeigt auf ein kleines, in ein rotseidenes Schnupftuch eingeschlagenes Päckchen.

„Hm,“ sagt der Ausschenker, „dann müssen Sie pränumerando bezahlen, ich kann Ihnen nicht helfen!“

„Und wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich das nicht werde?“ entgegnete pikiert der Fremde.

„O well,“ sagt der Ausschenker, keineswegs dadurch außer Fassung gebracht, „dann ist alles in Richtigkeit.“

„Und der Preis?“ fragt der Fremde.

„Drei Dollars die Woche!“

Der Mann bezahlt und bittet den Barkeeper nun, ihm seine Zimmer zu zeigen; dieser steigt mit ihm eine kleine schmale Treppe hinauf, öffnet die sich fast an der obersten Stufe befindliche Thür und weist den eben Gekommenen hinein.

Es ist ein ziemlich großer Raum, der die ganze Breite des Hauses einnimmt, mit 3 Fenstern und einem gewaltigen Kamin an der Seite; das Ganze hat aber ein unfreundlich kaltes Aussehen, denn in dem Kamin liegen Stiefeln, Stöcke, Hutschachteln, Pfeifen 2c., und beweisen zur Genüge, wie wenig von dieser Seite auf ein gutes, erquickendes Feuer zu hoffen sei. Des Fremden, den Raum schnell durchfliegende Augen zählen 15 zweischläfrige Betten, die eines neben dem andern an den Wänden hin und in der Mitte stehen, und eine ziemlich zahlreiche Schlafgenossenschaft versprechen. Nur ein Tisch und etwa 8 oder 9 Stühle dienen dem Worte „Mobilien“ zur Entschuldigung, und die umherhängenden verschiedenartigen Kleidungsstücke sind nicht gerade geeignet, dem Ganzen ein freundliches Aussehen zu geben.

„Und hier soll ich schlafen?“ fragt mit nicht gerade freudiger Überraschung der Fremde.

„Ja!“ ist die Antwort — „in diesem Bette hier, mit einem Amerikaner — es ist ein ganz ordentlicher Mann!“

„Und kann ich kein Bett für mich allein bekommen?“

„Unmöglich, wir haben jetzt kaum Platz für unsere Gäste — alle Boardinghäuser sind überfüllt.“

Noch steht der Fremde unschlüssig am Eingange, er weiß aber, daß, wenn er auch zu einem andern Hause gehen wollte, sich die Verhältnisse ziemlich gleich bleiben, wirft sein Päckchen auf das ihm angewiesene Bett und — ist eingezogen.

„Haben Sie denn wohl einen ruhigen Platz, wo ich einen Brief schreiben könnte?“ fragt er jetzt nochmals den Barkeeper, der eben im Begriff ist, die steile Treppe wieder herunter zu klettern.

„Unten im Zimmer, wo die Übrigen sind!“ sagt dieser, „das ist der einzige Platz im ganzen Hause.“ In jenes Zimmer führt er jetzt seinen Gast und zeigt ihm in der einen Ecke einen Tisch, an welchem eben ein freundlicher Oldenburger emsig beschäftigt ist, zu dem morgenden Sonntage seine Stiefeln zu wichsen.

„Du mußt damit hinausgehen!“ fährt er diesen an, „das gehört sich nicht in die Stube! Wir sind nicht mehr auf dem Schiffe!“ Schweigend räumt der also Abgefertigte seinen Platz ein, und der Fremde sieht sich vergebens nach einem Gegenstande um, mit welchem er den staubigen Tisch abwischen könnte.

„Warten Sie, ich will Ihnen etwas bringen,“ sagt der Barkeeper und geht in das Schenkzimmer zurück; unterdessen hat aber jener vollkommen Zeit, den Raum zu betrachten, in welchem er sich jetzt befindet. Es ist ein geräumiges Zimmer mit einem großen gußeisernen Gestell in der Mitte, das ein Mittelding zwischen Ofen und Kamin zu sein scheint, denn es hat wohl die Gestalt des erstern, entspricht aber ganz dem Zwecke des letztern, da es die Hitze nicht erst durch Röhren, sondern gleich durch die vorn im Rost sichtbaren Kohlen verbreitet. Um dieses haben sich in allen möglichen Stellungen und Lagen die verschiedenen Gäste des „Kaffeehauses zur Schlacht am Bunkershill“ versammelt und befinden sich alle in einer sehr heitern Stimmung, lachen und erzählen und machen einen Lärm, daß die Gläser auf dem zweiten Tische zittern. Einige, die im Anfange gekommen sein mochten, hatten noch Stühle gefunden, die später Eintreffenden schon mit zwei grünlackierten Holzbänken, denen ähnlich, die in der Schenkstube standen, vorlieb nehmen müssen, und die letzten konnten einzig und allein stehend an der Gesellschaft und zu gleicher Zeit am Ofen teil nehmen. Unser Gast war gezwungen, sich auf irgend eine Art einen Stuhl zu verschaffen, und mit den Sitten solcher Häuser schon ziemlich vertraut, blieb er einige Minuten am Feuer, bis einer der Sitzenden aufstand, welchem er dann ohne weitere Umstände den kaum verlassenen Stuhl entführte und an seinen Tisch trug. Diesen mußte er übrigens, da der Barkeeper nicht wiederkehrte, mit seinem eigenen Taschentuche abstäuben.

Jetzt klingelt es plötzlich im nächsten Zimmer, und der langersehnte Ruf „supper! supper!“ (Abendessen) ertönt und erstickt bald den frühern Lärm; alles strömt in das Speisezimmer, und der Barkeeper trägt den Davondrängenden die zurückgelassenen Stühle nach, da an der Table d'hote noch einige fehlen. Eine lange Tafel steht dort gedeckt, an welcher etwa 30 Per-

sonen Raum haben, und die mit mehreren Fleischarten, Kartoffeln, Eiern, Butter und Käse besetzt ist. Jeder Gast findet neben seinem Teller eine eingeschenkte Tasse Thee, die er, wenn geleert, bloß emporzuheben braucht, um sie augenblicklich wieder von einem jungen Mädchen, das die Aufwartung besorgt, gefüllt zu bekommen; doch sieht es der Wirt nicht gern, wenn das öfter als zweimal geschieht. Das Essen ist gut und schmackhaft zubereitet, und nach der Mahlzeit, von der jeder, sobald er fertig ist, aufsteht, ohne sich weiter mit Wort oder Blick um seinen Nebenmann zu bekümmern, versammeln sich die Gäste wieder um den kaum verlassenen Ofen, an welchem jene jetzt die besten Plätze einnehmen, die am schnellsten essen konnten. Die Gesellschaft ist übrigens keineswegs uninteressant, denn nicht allein verschiedene Nationen, sondern auch verschiedene Stände treffen sich hier, und die gebildetere Klasse der Deutschen, als Advokaten, Ärzte, Theologen, Kaufleute &c., die größtenteils, wenigstens für den Augenblick, noch gezwungen waren, eine ihren früheren Beschäftigungen gerade nicht entsprechende Arbeit zu übernehmen, um ehrlich und ordentlich in der neuen Welt durchzukommen, findet sich bald zusammen und verplaudert die langen Abende.

Die Zeit des Schlafengehens naht aber jetzt, und hier und da schleichen einzelne mit abgebrannten Lichtendchen in der Hand die Treppe hinauf, denen die übrigen ebenfalls bald folgen und ermüdet das harte Lager suchen, welches nur aus einer Seegrasmatratze und zwei oder drei wollenen Decken besteht. Die Lichter verlöschen nach und nach, und sobald sich die einzelnen Paare und Bettgenossenschaften verständigt haben, ob sie „doppeladler= oder löffelartig" liegen wollen, herrscht für wenige Minuten tiefes Schweigen, das aber bald einem von allen Seiten hertönenden Schnarchen weicht, bei dem sich der daran nicht Gewöhnte oft stundenlang auf seinem Lager unruhig umherwälzt.

Es existieren übrigens auch mehrere amerikanische Boardings=Houses in Cincinnati, wo der Gast für 5 Dollars pro Woche eine reinlichere und freundlichere Umgebung hat; das Unangenehme des Zusammenschlafens mit mehreren findet sich jedoch in den meisten.

Die Savannen und ihre Fruchtbarkeit.

Wenn die Reise von der atlantischen Küste nach dem Innern lange Zeit großenteils durch Wälder führt, welche eine gebirgige oder hügelige, immer wellenförmige Oberfläche bedecken, die von Flußthälern mannigfaltig durchschnitten ist: so gelangt man wenige Meilen von dem Wabash in das Gebiet der Savannen, die natürlichen Wiesen, die sich durch die weite Ebene von Illinois bis zum Mississippi erstrecken. Man nimmt an, daß zwei Dritteile dieses zu 2300 deutschen □Meilen geschätzten Landes Wiesen seien.

Die Wiesen in Indiana wie in Illinois sind von zweierlei Art: niedrige und hohe; die letzteren liegen 10—30 m höher als die ersteren. Die niedrigen, minder zahlreichen, sind größtenteils naß und ganz von Holz ent=

blößt; die Hochlandwiesen hingegen mit Wäldern umkränzt, selbst einzelne Baumgruppen ragen hin und wieder mitten aus den Grasebenen wie Inseln hervor. Der Boden ist im ganzen sehr fruchtbar. Bei Vincennes hat man die vegetabilische Erde 7 m tief gefunden; dort kann man sich überzeugen, wie lange für diese fette Dammerde aller Dünger überflüssig ist. Die Äcker jener Stadt sind jetzt beinahe 100 Jahre in Kultur, und noch zeigen sich keine Spuren von Erschöpfung. Man glaubt, daß die niedrigen Wiesen ihren Ursprung dem Wasser verdanken und zum Teil der Grund von Seeen gewesen seien. Die Hochlandswiesen erweitern sich zusehends durch das zufällige und absichtliche Abbrennen des Grases, was fast jedes Jahr statt hat und den Saum der Wälder nie unbeschädigt läßt. Deshalb ist man wohl berechtigt, an das unter den Indianern bei ihren Waldjagden so gewöhnliche Anzünden der Laubdecke in betreff des ersten Entstehens jener Wiesen zu denken.

Auf mich haben die großen Wiesenflächen keinen angenehmen Eindruck gemacht. Zudem wird einem die Gegend dadurch widrig, daß zwischen Vincennes und St. Louis viele Meilen weit das Brunnenwasser durch seinen Geschmack nach Eisenvitriol und seinen Schwefelgeruch abstößt. Es rührt dies von einer Erdlage her, die eine sehr bedeutende Ausdehnung haben soll. Man hält das Wasser übrigens nicht für ungesund, und die Pflanzer samt ihrem Vieh haben sich daran gewöhnt. Da wir bei der trockenen Jahreszeit reisten, so entbehrten wir den Anblick der zahllosen Blumen, die in den Frühlingstagen diesen Landschaften einen herrlichen Schmuck verleihen; aber wir konnten dafür desto schneller reisen. Wir kamen durch Wiesen von 6, 10, 12, 20 Meilen Breite. Der rasche Lauf des Wagens fand wenig Hindernisse, und diese nur bei den langsam schleichenden Bächen und Flüssen; doch brauchten wir keinen Fluß zu durchschwimmen, überall, wo Fährten nötig waren, fanden wir sie vor.

Nördlich vom Mississippi zieht sich eine Hügelkette hin, welche 3 Meilen unterhalb der Stadt St. Charles anfängt, dort, wo das Missourithal mit dem Mississippithale zusammenläuft. Diese Hügelkette scheidet die Gewässer des Missouri von denen des Mississippi; zum ersten ist die Abdachung südwestlich, zum andern nordöstlich. Sie giebt unzähligen Gewässern ihren Ursprung, die sich einerseits zum Missouri, anderseits zum Mississippi wenden. Der höchste Rücken der Hügelkette bildet wellenförmige Flächen, welche größtenteils natürliche Wiesen sind, die aber so mit Wäldern abwechseln, daß sie dem reisenden Europäer wie anmutige Schöpfungen des Landbaues vorkommen. An den Abdachungsseiten wird der Boden durch die tiefen Einschnitte der Gewässer uneben, und hier ist nichts als Urwald, der sich über die Anhöhen, so wie über die Schluchten und Thäler der Flüßchen bis zu den beiden Riesenströmen hinzieht. Manche der das Missourithal einschließenden Hügel erheben sich zu beträchtlichen Kuppen. Andere sind auf große Strecken fast senkrecht abgeschnitten, so daß die Felsenmassen in einiger Ferne gleich Mauern und Türmen, durch Menschenhände gebildet, erscheinen. Die

ganze Oberfläche dieses Landstrichs ist viele hundert Meilen weit von der fettesten Dammerde bedeckt.

Es ist zu bemerken, daß der Ausdruck „fruchtbarer Boden" in diesen Gegenden etwas anderes besagen will, als in Deutschland. Guter Boden oder Boden erster Ordnung bedarf in dem ersten Jahrhundert des Düngers gar nicht und ist in den ersten Jahrzehnten selbst für den Weizen zu fett. Hierher gehören die Thalebenen (bottoms), besonders des Missouri. Mittlerer Boden oder Boden zweiter Ordnung ist noch immer von der Art, daß in den ersten 12 — 20 Jahren der Dünger den Ertrag der Ernte nicht zu steigern vermag. Die Dauer des natürlichen Düngers hängt jedoch sehr von dem Grade der Abschüssigkeit der den größten Flüssen zunächst gelegenen Hügel (bluffs) und dem Abspülen derselben durch Regengüsse ab. Am dürftigsten ist der Boden in den näher bei den Savannen befindlichen Wäldern. Die Savannen selbst aber sind größtenteils wieder so fruchtbar, als die Hügel an den Thalebenen. Nirgends bemerkt man Steine, außer in den Einschnitten der Gewässer und an einzelnen Bergkuppen. Nichts aber ist verkehrter, als unter Savannen Steppen oder gar Sandwüsten zu verstehen. Die schwarze Dammerde ist an den meisten Stellen $^1/_2$ — $^3/_4$ m hoch, und unter ihr ist eine gute Mischung von Thon, Kalk und Sand.

Die Bäume der Wälder sind: Eichen, in mehr als 15 Arten (Deutschland hat deren nur 3), wovon eine Art Eicheln hat, so dick als Hühnereier, über 18 Arten Walnußbäume, worunter der Pakkapnußbaum, dessen von einer dünnen Schale umschlossene Frucht sehr angenehm schmeckt. Die Früchte der andern Walnußarten verdienen dieses Lob nicht, die des weißen und schwarzen Walnußbaumes sind, frisch genossen, wohlschmeckend genug, aber getrocknet sind sie zu ölig. Ferner giebt es Eschen, Sassafrasbäume, Eisenholzbäume, Ulmen, besonders die rote Ulme, deren Bast ohne alle Zubereitung genießbar ist und sich beim Kauen ganz in Schleim verwandelt. Er wird oft in frische Wunden gelegt und soll namentlich für Schußwunden gut sein; man findet daher selten einen unbeschädigten Stamm. Zahme und wilde Tiere kennen diesen nahrhaften Stoff. Maulbeerbäume trifft man vorzüglich im Missourithale. Ihre Früchte werden sehr geschätzt. Platanen (platanus occidentalis), hier gewöhnlich Sykomoren genannt, gedeihen in einem ungeheuern Umfange. Ich habe mehrere von 2 — 3 m im Durchmesser gesehen, und es soll deren im Missourithal von 6 m im Durchmesser geben. Hunderte von Meilen kann man hier wandern, ohne daß ein Sonnenstrahl die dichten Schatten der gigantischen Bäume durchbricht und dem Wanderer den Scheitel berührt. Der Boden ist von dem seit Urzeiten angehäuften Pflanzenmoder schwarz wie ein Kohlenlager. Die Natur schafft so gewaltig, daß man Weinstöcke sieht, deren Stämme 30 cm dick, sich gegen 30 m hoch frei emporheben und sich dann auf den Kronen von Ulmen mit ihren dichtbelaubten Ranken ausbreiten. Nicht selten erliegt die mächtige Stütze unter der vom Winde in Schwingungen gebrachten Last,

die den Baum, namentlich, wenn er schon alt ist, entwurzeln. Manche Hügel sind von Weinpflanzen so bedeckt, daß sich in kurzer Zeit Wagen voll Trauben sammeln lassen. Die Beeren an einigen Orten sind süß und wohlschmeckend, allein sie liefern wenig Saft. In den fetten Flußthälern sind sie meist sauer. Ich zweifle übrigens nicht, daß die Kultur eine erwünschte Veredlung bewirken würde. Man findet bloß rote Beeren.

Unter den Fruchtbäumen darf ich den Persimombaum nicht vergessen. Man trifft ihn nicht sehr häufig. Die Frucht hat im äußern viel Ähnlichkeit mit einer gelben Pflaume; indessen enthält sie nicht bloß einen Stein, sondern mehrere Nüsse, wie die Mispeln. Auch ist der Blütenkelch bleibend (oben auf der Frucht). Bevor sie reif ist, hat sie viel Adstringierendes (Zusammenziehendes) und wird deshalb bei der Ruhr empfohlen: bei völliger Reife übertrifft ihr lieblicher Geschmack unsere meisten Pflaumenarten. Am auffallendsten unter allen Früchten aber war mir die des Papawbaumes (anona triloba). Der Baum selbst wird nicht höher als etwa 6 m und etwa 10—15 cm dick. Die Blüte ist eine schöne dunkelrote Glocke mit 5 Staubfäden und einem Staubwege. Die Frucht möchte ich der Form nach vergleichen mit einer kurzen Wurst, von 6 cm Länge und 2—3 cm Dicke. Die grüne, glatte Haut, welche das Fleisch umgiebt, nimmt beim Reifen eine weißlich-gelbe Färbung an. Im innern sind mehrere kleine, kastanienähnliche Kerne, die genossen, Erbrechen erregen. Das diese Kerne umhüllende Fleisch, welches bei weitem den größten Teil der Frucht ausmacht, ist an Farbe und Geschmack von einem gut bereiteten Eierrahm schwer zu unterscheiden, weshalb auch die Kinder sehr darauf erpicht sind. Übrigens ist der Baum, sowohl in den Thälern als auf den Höhen, ein sicheres Merkmal von fettem Boden. Auch wohlschmeckende Pflaumen finden sich in den Wäldern.

Unter den Waldbäumen sind auch die Ahornbäume nicht zu vergessen. Der Zuckerahorn ist am Mississippi so häufig, daß fast jeder Ansiedler seinen Zuckerwald (sugar-camp) besitzt, und zwar nicht selten ganz bei der Hofstelle, doch auch wohl eine oder mehrere Meilen davon entfernt. Im letztern Falle ist der Wald meist Staatseigentum. Die Benutzung der öffentlichen Wälder ist aber unter Reichen und Armen so üblich, als ob sie durch ausdrückliche Gesetze erlaubt wäre. Die erste Besitznahme gilt als Vorzugsrecht, in welchem man nur durch einen wirklichen Ankäufer des Bodens gestört werden kann. Gegen die Mitte Februars beginnt das günstige Wetter, d. h. es folgen auf ziemlich kalte Nächte heiße Tage. Dieser Wechsel der Temperatur bringt den Saft der Bäume so sehr in Bewegung, daß er aus einer ins Holz gemachten Verletzung nicht austropft, sondern wahrhaft ausfließt. Sobald nun die Zeit gekommen ist, verfügt sich die ganze Familie — wie zu einem Familienfeste — in den Wald, wo sich eine geräumige Hütte befindet, mit einer aus rauhen Steinen aufgeführten Feuerstelle für 4—5 eiserne Kessel. Die Bäume werden etwa 1—$1\frac{1}{2}$ m hoch über der Erde angebohrt (dicke Stämme mehrfach), die Löcher mit Röhren von Ho-

lunder versehen und Tröge darunter gestellt. Eine Person fährt hierauf in einem von Pferden gezogenen Schlitten umher, um den Inhalt der Tröge in Fässer zu sammeln und zum Feuer zu bringen, und dort ist eine zweite Person, meist die Hausfrau, mit dem Einkochen*) beschäftigt, während ihre Kinder neben der Hütte im Grase spielen. Unter ihren Händen gelangt der Saft aus dem ersten Kessel in den letzten, in welchem er bis zur Dicke des geschmolzenen Zuckers bleibt, worauf er zum Erkalten ausgegossen wird. Das Brennholz ist, wie man sich vorstellen kann, leicht herbeizuschaffen. Der Zucker verdient an Farbe und Geschmack, wenn er sorgfältig bereitet wurde, vor dem hellgelben Rohrzucker den Vorzug und bedarf zum häuslichen Gebrauche keiner Reinigung. Zwei Personen liefern mit aller Bequemlichkeit, falls das Wetter gut ist, in einer Woche 2—3 Centner, ohne an ihren gewöhnlichen Verrichtungen gehindert zu sein. Obgleich auch im Herbste Zucker gewonnen werden könnte, so geschieht es doch selten. Denn es giebt dann andere Arbeiten, und der Pflanzer läßt es sich nicht sauer werden, weder sich selbst noch seinen Leuten. Der Preis des Ahornzuckers ist hier 10 Cents (40 Pfennige) das Pfund; ein Centner wird fast in jeder Haushaltung aufgebraucht. Überhaupt kennt man hier keine europäische Dürftigkeit, hier, wo ein Tagelöhner in 12 Stunden so viel verdient, als er die ganze Woche mit der besten Eßlust an Fleisch, Brot, Gemüse, Butter, Milch und Branntwein verzehrt. Die Benutzung der Ahornwälder haben die Weißen von den Indianern gelernt.

2. Aus Californien.

Geschichte der Entdeckung des Goldes in Californien.

Kapitän Sutter, früher Offizier der französischen Schweizergarde, wanderte nach der Julirevolution aus und erwarb bedeutenden Grundbesitz in Californien. Er war der Entdecker des Goldreichtums jener Gegend, und erzählt darüber also:

„Im Monat Junius 1848 wollte ich mich eines Tages nach gehaltener Siesta hinsetzen, um einen Brief an meine Verwandten in Luzern zu schreiben, als sich eilige Schritte hören ließen und mein Faktotum Marshall, der damals gerade den Bau einer Sägemühle beaufsichtigte, hastig bei mir eintrat. Er hatte mich erst vor zwei Tagen verlassen, und ich dachte ihn nicht vor Beendigung des noch nicht weit vorgeschrittenen Baues wiederzusehen. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich Marshall ganz unbeweglich,

*) Um das Überwallen zu verhüten, legt man ein Stück Speck in den Kessel, welches dann wahrscheinlich auf dieselbe Weise wirkt, wie Öl, das auf eine bewegte Oberfläche gegossen wird.

mit starrem Blick, offenem Mund, ohne ein Wort zu sprechen und die Arme ausstreckend, vor mir stehen sah.

Da er gar nicht zum Sprechen kommen wollte, rief ich ihm ungeduldig zu: „Habt Ihr den Verstand verloren?" — „Den Verstand verloren?" wiederholte er. — „Ich glaube," und dann, nachdem er sich umgesehen, ob kein Lauscher in der Nähe sei, flüsterte er mir halblaut zu: „Unerhörte Schätze! Berge von Gold!" — „Wie wollt Ihr dazu kommen?" — „Wie ich dazu kommen will? Wollen Sie einen unermeßlichen Reichtum besitzen, Millionen von Dollars, um dieses Zimmer zu füllen?"

Ich bezweifelte gar nicht, daß Marshall verrückt geworden sei, und sagte es ihm unverhohlen. Aber als einzige Antwort hielt er mir die offene Hand hin, aus der er einen kleinen Strom von Goldkörnern rieseln ließ.

Jetzt fühlte ich, daß ich nun die Miene annahm, die mir vorher bei Marshall aufgefallen war, und war geneigt, ihn für einen großen Zauberer zu halten. Als ob er sein Herz von einer großen Last befreit, setzte er sich jetzt neben mich, und erzählte mir die Geschichte seiner Entdeckung.

Er war am Ufer des Mühlenflusses auf- und abgegangen, die Arbeiter beaufsichtigend, als er in den Schlammschichten des Bodens etwas Glänzendes bemerkte. Er hielt es für eine Art Opal, die im Lande sehr häufig sind, und setzte seinen Weg fort. Zwanzig-, dreißigmal wurden seine Blicke von dem Glanze dieser Gegenstände angezogen, ohne daß er ihnen mehr Aufmerksamkeit schenkte. Die Häufigkeit ihres Vorkommens setzte ihn jedoch in Erstaunen, und mehr als einmal stand er schon im Begriff, an die Ufer hinunterzugehen, um einen dieser Steine näher zu besehen, aber er machte sich Vorwürfe über seine kindische Neugier und ging weiter. Aber auf einmal sah er unmittelbar vor sich eines dieser glänzenden Steinchen liegen und diesmal war der Instinkt rascher als die Überlegung. Er bückte sich, hob es auf und hatte zu seinem größten Erstaunen ein Korn des reinsten Goldes in der Hand. Auf der Stelle kehrte er nun wieder um und sammelte sorgfältig alle Steinchen, die er vorher verachtet hatte. Anfangs glaubte er, daß sein Fund die Sache reinsten Zufalls sei und daß vielleicht Indianer hier ihre Schätze vor Jahrhunderten versteckt hätten; aber bald lehrte ihn eine genauere Untersuchung, daß der ganze Erdboden goldhaltig sei und zwar in sehr hohem Grade. Er füllte nun die Taschen, setzte sich zu Pferde und sprengte mit verhängtem Zügel nach Hause, um mir die überraschende Nachricht zu bringen.

Mein erstes Wort nach vollendeter Erzählung war, ob er Mitwisser habe. Darüber beruhigt, saß ich alsbald im Sattel und ritt nun mit Marshall zur Mühle zurück. Mit Anbruch der Nacht kamen wir an und gruben mit unsern Taschenmessern eine solche Menge Goldkörner von einer bis zu mehreren Unzen aus dem Boden, daß wir ganz starr vor Erstaunen waren. Beherrscht von der ganz natürlichen Aufregung über eine so wunderbare Entdeckung kehrten wir stillschweigend nach der Mühle zurück, als uns die Arbeiter mit dem Rufe: „Gold! Gold!" aus vollen Hälsen entgegen kamen.

Wie wir später erfuhren, hatte uns einer während der Nacht beobachtet und war unserm Beispiele gefolgt, ohne sein Geheimnis lange bewahren zu können. Alle versprachen mir nun zwar das unverbrüchlichste Schweigen, aber am nächsten Tage waren schon Hunderte von dem Goldfunde unterrichtet. Nach Verlauf von vier Wochen waren schon mehr als 4000 Goldsucher an Ort und Stelle.

Californien in den letzten Monaten des Jahres 1849.*)

Wir sind unter dem 35. Gr. n. Br. und fahren mit vollen Segeln und frischer Brise der Einfahrt zu, die in die Bai von San Francisco führt.

Die Einfahrt von San Francisco gleicht der von Brest. Sie ist eng genug, damit die Forts, welche auf jeder Seite errichtet werden sollen, ihr Feuer kreuzen und dadurch den Eingang beherrschen können; sie enthält außerdem genug Wasser, um die größten Schiffe flott zu erhalten. Bei der Vorderseite der Einfahrt angekommen, sieht der Reisende nicht einen Hafen oder eine See, sondern ein mittelländisches Meer im kleinen vor sich. Der Hafen von San Francisco könnte leicht alle Flotten der Erde in sich fassen — köstlicher Schatz für den „Bruder Jonathan" — und man muß sich wundern, daß ein so wichtiger Punkt so lange unerobert geblieben ist. Eine in dem Innern der Bai quer vor der Einfahrt gelegene kleine Insel ist ganz vorzüglich zur Errichtung einer Batterie geeignet; es scheint, als wenn die Natur sie dazu bestimmt hätte, dem Hafen ein neues Element der Kraft und Sicherheit zu geben, womit derselbe schon so reich versehen ist. Herba Buena oder San Francisco liegt zur Rechten, wenn man zur Bai hineinkömmt, ein wenig jenseits von dem alten spanischen Fort. Es ist eine Stadt von 50,000 Seelen, die in wenigen Jahren die Hauptstadt des stillen Meeres zu werden verspricht. Wälder von Masten, die sich unabsehbar ringsherum ausbreiten, erinnern an Havre und Marseille. Es liegen gegenwärtig mehr als 340 Handelsschiffe in dem Hafen vor Anker, ungerechnet die sehr ansehnliche Zahl von Briggs und Goeletten. Alle, ohne Ausnahme, haben keine Schiffsmannschaften; selbst die Kapitäne sind ans Land gegangen. Eine amerikanische Korvette, an deren Bord die Flagge des Kommodore Jones weht, wacht allein über die Erhaltung dieser Masse von Gütern. Wir schiffen uns ohne Schwierigkeit bei einem Vorsprunge am Fuße des alten Forts aus. Hier ist kein Steuerbeamter, der unsere Taschen, unsere Felleisen oder Pakete umkehrt oder durchsucht.

Zu San Francisco, wo man vor 15 Monaten nur ein halbes Dutzend roher Hütten angetroffen hätte, findet man heute eine Börse, ein Theater, Kirchen für jeden christlichen Kultus und eine große Anzahl Häuser von schönem Ansehen. Einige von ihnen sind von Stein, andere von Holz gebaut; die Fassaden sind weiß oder gemalt. Die Straßen sind regelmäßig,

*) Von Herrn Dillon, französischem Konsul in San Francisco.

und das Ganze macht einen guten Eindruck. Von zwei Seiten der Stadt ziehen sich längs des Strandes zwei unabsehbare Zeltreihen hin, eine Stadt ganz neuer Art bildend, der eine gewisse Originalität nicht abzusprechen ist. Hier ruhen die Auswanderer zweier Welten, bevor sie an ihre Arbeit in den Minen gehen, ein wenig aus: Chinesen, Malayen und die ganze Bevölkerung, welche vor kurzem noch in den verschiedenen Inselmeeren Neuhollands wimmelte und der Botanybai zum Abfahrtspunkt gedient hatte. Da findet sich ein früherer Justiz-Minister des Königs Kamehameha, jetzt der furchtbarste Räuber Californiens, derselbe, welcher das berühmte Gesetzbuch, das die Bibelgesellschaften Englands und der Vereinigten Staaten als ein Meisterwerk menschlicher Weisheit verkündet haben, abfaßte. Da findet man Mörder, Straßenräuber, amerikanische Raubjäger brüderlich mit einander vereinigt. Das Schauspiel und das Drama, das letztere hauptsächlich, würden hier reichlichen Stoff schöpfen können. Unglaubliche Entweichungen und Abenteuer, die selbst die Einbildungskraft unserer fruchtbarsten Romanschreiber nicht ersinnen könnte, warten hier auf ihren künftigen Geschichtschreiber.

Schon die Stadt San Francisco gleicht einem ungeheuren Bienenstocke, in welchem ein fortwährendes Gesumme herrscht. Kutschen, Karren und Wagen bewegen sich durch einander, sie kreuzen sich, sie fahren von allen Seiten an einander. Ich beklage den Philosophen, den Träumer, der sich in den Straßen von San Francisco verirrt; er läuft, während er sich seinen Meditationen hingiebt, bei jedem Schritte Gefahr, zerquetscht zu werden, ohne daß er vorher gewarnt worden ist. Große Kerle von starkem und knochigem Körperbau mit zuckerhutähnlichen Mützen auf den Köpfen, peitschen und schlagen ihr Gespann, ohne die geringste Aufmerksamkeit auf die Fußgänger zu richten. Eine schweigende Menge geht mit eiligen, aber doch vorsichtigen Schritten ihren Geschäften nach.

Alle Nationen der Erde sind in dem Handel von San Francisco reichlich vertreten; aber wie man es nicht anders hier erwarten kann, das amerikanische Element hat die Oberhand. Die amerikanische Gesetzgebung erlaubt einem jeden, sich einzurichten, wie es ihm beliebt. Jeder ist infolge dessen Makler, Spediteur, Banquier, Wechsler und Taxator, mehrere führen selbst die Geschäfte alle zu gleicher Zeit. Ich weiß nicht, ob der Rheder oder der Handelsmann von Havre, der Waren zur Lagerung nach San Francisco schickt, gute Geschäfte macht; aber so viel steht positiv fest, daß der Spediteur sich nicht damit zu Grunde richtet, seine Courtage würde alle Kaufleute unserer europäischen Handelsplätze zufrieden stellen. Man kann seinen Verdienst ohne Übertreibung auf 50 Prozent vom Brutto-Betrag eines jeden Verkaufs veranschlagen. Es ist aber nicht zu verkennen, daß der Spediteur zu San Francisco schwere Lasten zu tragen hat. Außer der Teuerung des materiellen Lebens in diesem Lande, wo ein Ei oft 5 und eine Kartoffel 3 Franken kostet, betragen die Wohnungsmieten zwischen 15,000 — 300,000 Franken. So beträchtlich auch immer die aus den Goldgruben erzielten Resultate sein mögen, so ist es doch unmöglich, daß sich ein solcher Zustand

lange halten kann. Der Yankee ist seiner Natur nach ein Wucherer, niemand versteht den Puff besser, als er. Gebe man einem Bürger Massachusetts 100 Morgen Sumpfland, so dauert es gar nicht lange, und er hat sie Eden Fields, Edensgefilde, getauft; er bietet sie nachher mit vielen Lobeserhebungen aus, weiß die Mängel so geschickt zu verdecken und stellt seine Netze so fein, daß mehr als ein Unwissender sich bethören läßt. Und das heißt in den Vereinigten Staaten play a Yankee trick (einen Possen spielen à la Yankee). Gewiß war der General Jackson auf seinen berühmten Sieg bei New-Orleans über die Engländer nicht stolzer, als es einer dieser Schelme zu sein scheint, wenn er seinen begeisterten Landsleuten eine Heldenthat dieser Art erzählt. Man bringe drei Amerikaner auf eine wüste Insel, wo nur eine Wasserquelle zu finden ist: zwei von ihnen werden sich derselben bemächtigen und dem dritten einen Tribut abverlangen, nachher sind alle drei ganz gewiß über den Yankee-Trick voller Freude. Das, was für den Augenblick den unbeweglichen Gütern in San Francisco einen trügerischen und übertriebenen Wert giebt, ist die große Anzahl von Spielhäusern, die hier anzutreffen sind. Alle Ausgewiesenen von Frascati, von den Nrn. 36 und 113 des Palais-Royal und von ähnlichen Etablissements in London, Berlin und Wien scheinen sich in diesem gelobten Lande des Spieles ein Stelldichein gegeben zu haben. Sobald ein Haus zu vermieten ist, bemächtigen sich die Spieler desselben um jeden Preis, und die Bank nebst ihrem Gefolge, den Roulettespielen, wird sofort aufgestellt. Gegenwärtig giebt es zu San Francisco mehr als 100 Etablissements dieser Art, wo sich jeden Abend nach 8 Uhr eine Menge von Landstreichern versammelt. Sandwichs-Insulaner, Mulatten, Chinesen, Malayen und Abenteurer aus allen Ländern drängen und stoßen sich um die Spieltische. Alles Volk der Erde scheint einen Teil seines Abschaums in diese Kloake der Menschheit ausgeschüttet zu haben. Es giebt nichts Befremdenderes, als diesen Anblick, der sich jeden Abend in den Spielhäusern darbietet. Draußen eine ungeheure Menge, welche die Thüren belagert, drinnen erzwingen sich die hitzigen Spieler einen Weg zum Spieltisch, und in ihrer ungeduldigen Begierde lassen sie es häufig genug zu Handgemengen kommen, die nicht bloß mit Faustschlägen und Fußstößen endigen. Denn in Californien wird eine leichte Beleidigung und selbst bisweilen ein unversehenes Anstoßen nicht selten mit einem Dolchstiche oder einem Pistolenschuß erwidert. „Ruhe da unten!" schreit man von der Bank her, wenn ein Pistolenschuß im Saale fällt. „Ihr macht zu viel Lärmen, Ihr verdammten Schurken" „I'll make a hole in you" (ich werde Euch durchlöchern), schreit man von einem andern Punkte; „may the devil take me if I don't" (der Teufel soll mich holen, wenn ich's nicht thue), das sind die kurzen, aber kraftvollen Bemerkungen, die von allen Seiten gewechselt werden. Einmal vor dem Spieltische angekommen, schnallt der Arbeiter, der den größten Teil der Zeit in den Minen zugebracht hat, seinen gelben ledernen Gürtel los, giebt ihm einen leichten Schwung, und nachdem er das eine seiner Enden auf das grüne Tuch gelegt, läßt er mehrere Goldstückchen auf

den Tisch rollen. Der Banquier greift mit seiner langen, knochigen Hand zu, bemächtigt sich derselben, wiegt sie auf einer ihm zur Seite befindlichen Wage und giebt dann ihren Wert in Unzen, zu 85 Franken, an. Man spielt, dieselbe Hand nimmt das Geld fort; man spielt wieder, und — dasselbe Resultat. Es ist selten, daß ein Spieler eher den Saal verläßt, als bis die Bank ihn in einer einzigen Nacht der Früchte seiner Arbeit und seiner Monate langen Entbehrungen beraubt hat.

Die Bevölkerung von San Francisco vermehrt sich mit jedem Tage durch Auswanderer, die aus allen Teilen der Erde über das Meer ankommen. Die Sandwich-Inseln, Tahiti, das ganze Inselmeer von Viti (oder Fitschi), so wie Neu-Seeland und Sidney, verlieren einen großen Teil ihrer weißen Bevölkerung. Alle diese fremdartigen Elemente haben sich in die große Masse der Arbeiter verschmolzen und sind größtenteils in den Minen. Erst beim Herannahen des Winters kommen die Auswanderer in die Stadt, um Schutz gegen die unangenehme Witterung zu suchen. Im Sommer sieht man in San Francisco größtenteils nur Geschäftsleute, Schiffskapitäne und die, welche ihr sauer erworbenes Gut verspielen wollen. Es ist selten, daß sich einige ehrbare Frauen, die ihren Gatten nach Californien gefolgt sind, auf die Straße wagen; doch ist jetzt nicht mehr so große Gefahr dabei als früher. Seitdem das rein amerikanische Element die Oberhand gewonnen hat, ist es in dieser Beziehung besser geworden. An keinem Orte, man weiß es, wird das weibliche Geschlecht mehr geachtet, als in den Vereinigten Staaten. Niemand darf jetzt mehr zu S. Francisco eine Frau ungestraft beleidigen.

So fremdartig auch das Leben in Californien ist und so sehr es auch die Neugierde des Reisenden erregen mag, so ist es doch etwas anderes, was ihn, sobald er an den Ufern des Sacramento landet, unwiderstehlich anzieht. Was ist Wahres an dem, was die wunderbaren Beschreibungen, die so sehr die Aufmerksamkeit der alten und neuen Welt in Anspruch genommen haben, von den Goldminen Californiens erzählen? Wird dieses köstliche Metall wirklich in so großer Menge gefunden, als man behauptet? Werden die zahlreichen Auswanderer, die sich von allen Orten Frankreichs, Deutschlands und Englands nach Californien wenden, hier das Glück finden, oder werden sie vielmehr traurig, krank und enttäuscht die Mittel erbetteln müssen, um wieder in ihr Vaterland zurückkehren zu können? Von der Wichtigkeit dieser Fragen durchdrungen, habe ich Geschäftsleute, Ingenieurs, amerikanische Militär- und Civilbeamte und Arbeiter in Betreff der Minen gefragt, und alle haben mir die vollkommene Wahrheit dessen, was ich gehört hatte, bestätigt. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, und ich muß gestehen, daß das, was ich gesehen, die kühnsten Erwartungen übertrifft.

Wenn hier immer von Minen gesprochen worden, so ist dieser Ausdruck durch die Wirklichkeit nicht gerechtfertigt; man kann in Californien nicht eigentlich von Minen sprechen und folglich auch nicht von den zu machenden kostspieligen Ausgrabungen. Auf einer Ausdehnung von mehr als 150 Stun-

den im Quadrat hat man überall Gold gefunden, und man findet es noch in Menge. Wohin der Fuß tritt, ist ein mit diesem kostbaren Metall vollständig gesättigter Boden. Man braucht sich nur ein wenig zu bücken, seinen Hut voll Erde zu nehmen, damit nach dem nächsten Bach zu gehen und die Erde auszuwaschen, um Gold zu haben. Diese Thatsache, so außerordentlich sie auch erscheint, unterliegt keinem Zweifel.

Hieraus folgere man aber ja nicht, daß das Glück alle erwartet, welche in dieses gelobte Land gekommen sind; es will gesucht und errungen werden. Obwohl es keine schwierigen Ausgrabungen giebt, obwohl die Arbeit des Auswaschens klein und unbedeutend erscheint, so wird der Reichtum dennoch hier nur mit Schweiß und Entbehrungen mancherlei Art bezahlt. Die Hacke nehmen, die Erde umwühlen, das Gold herausnehmen, dieses alles wird ohne Zweifel auf den ersten Blick für eine Kleinigkeit, für einen angenehmen Zeitvertreib angesehen werden; aber wenn der Augenblick kommt, wo man sich zur Arbeit gürten soll, wo man, getrennt von seinesgleichen und den Annehmlichkeiten der civilisierten Welt, sich in die Schluchten, wo Bären, Tiger und Schlangen hausen, begeben soll, dann wird sicherlich manchem nicht gut zu Mute sein. Dann ist es auch keine angenehme Arbeit, die Erde in einem Korbe bisweilen eine Stunde weit auf den Schultern zu tragen, um sie nach dem Flusse oder Bache zu bringen, wo sie ausgewaschen werden muß, und dies noch dazu in voller Sonne und unter der Last einer brennenden Hitze. Ich habe große und dem Anscheine nach kräftige Männer, die aber an Handarbeit nicht gewöhnt waren, nach San Francisco ganz aufgelöst zurückkehren sehen; sie haben aus den Minen nichts als abzehrende Fieber mitgebracht. Dagegen giebt es viele, die in einigen Wochen für 10, 15, 20 und oft 100 Tausend Franken Gold in ihren gelbledernen Gürteln nach Hause tragen. Dies sind im allgemeinen Tagelöhner, desertierte Matrosen oder kräftige Landleute. Die Ordnung der menschlichen Dinge scheint hier umgekehrt zu sein. Der einfache Arbeiter, der in seiner Heimat kaum so viel verdient, daß er die notwendigsten Bedürfnisse befriedigen kann, wird in Californien ein Millionär, während der Mann der Wissenschaft, der Advokat, der Banquier und der Kaufmann hier große Gefahr laufen, Hungers zu sterben, wenn sie sich nicht den Beschäftigungen, die ihren besonderen Fähigkeiten angemessen sind, widmen wollen.

Ober- und Nieder-Californien sind plutonischer Erdbildung und scheinen erst in verhältnismäßig neuerer Zeit durch vulkanische Ausbrüche verwüstet worden zu sein. Die Ufer des Sacramento ausgenommen, wo der Erdboden niedrig und mit Holzungen versehen ist, erblickt der Reisende hier nur kegelförmige Hügel, die mehr oder weniger hoch und größtenteils durch flache Thäler getrennt sind. In diese Thäler ergießen sich jedes Jahr die Gewässer des Sacramento, und der zurückgebliebene Schlamm ist goldhaltig. Von Ausgrabungen kann hier nicht die Rede sein — man operiert in diesen sogenannten wet diggings (feuchten Gräben) vermittelst einer Maschine, cradle (Wiege) genannt, oder mit einfachen zinnernen Schwenkkesseln. Die

Resultate, welche man auf diese Weise erhält, sind zuverlässig; der Ertrag ist im Durchschnitt nicht unter 12 Dollars (48 Mark) täglich für jeden Arbeiter; aber ich wiederhole es, um diese Ausbeute zu haben, muß man arbeiten, wie vielleicht nirgends in der Welt: man muß sich begnügen mit einem Stückchen Speck, einem Zwieback und einem Schluck brackigen Wassers. Nur der starke Arbeiter, der lange Zeit einen schweren Dienst auszuhalten imstande ist, kann auf ähnliche Resultate rechnen.

Anders wird die Arbeit in den dry diggings (trockenen Gräben) betrieben. Da verfährt man ausschließlich vermittelst einer Hacke oder zugespitzten Eisenstange, die man in die Granitlage, nachdem von derselben die sie bedeckende Erde entfernt worden, einschlägt. Die Ausbeute ist hier weniger gewiß, aber auch bei weitem bedeutender. Man sieht oft Goldsucher ganze Tage arbeiten, ohne ein Körnchen zu Tage zu fördern; dann aber in dem Augenblick, wo sie es am wenigsten erwarten, treffen sie plötzlich ein sogenanntes Goldnest an, das, oft im Werte von tausend Dollars, sie für alle Mühe entschädigt. Die Nachricht von dieser Entdeckung durchläuft alsbald die ganze Gegend. Von allen benachbarten Lagern läuft man zu diesem glücklichen Ort, man zerstreut sich um denselben her, man nimmt die mühevollsten Nachsuchungen vor, man verrichtet in wenigen Stunden eine Cyklopen-Arbeit — ohne Erfolg; denn die Goldnester in den Dry-Diggings sind fast immer isoliert. Man kann annehmen, daß in der Zeit, wo die vulkanischen Bergspitzen und der Granitboden noch nicht mit vegetabilischer Erde bedeckt waren, das Gold durch starke Regengüsse von den Bergen herabgeschwemmt worden sei und sich in die zufälligen Vertiefungen der Steinschicht abgesetzt habe. Für diese Annahme scheint die Form der Goldkörnchen zu sprechen, alle haben abgerundete Ecken, was jedenfalls daher rührt, daß sie lange Zeit fortgerollt sind.

Die Abenteurer aller Länder und jeden Standes, die Faulen, die Spieler, die ruinierten Kaufleute, die Land- und Seeoffiziere, die Gelehrten und Dichter geben den Dry-Diggings den Vorzug. Hier erhält man ja, wenn man auch Gefahr läuft, vor Hunger zu sterben, Resultate, welche die in dem Thale des Sacramento weit übertreffen. Welche sonderbare Vereinigung bewirkt nicht der Durst nach Gold! Ein Philosoph, der vor noch nicht langer Zeit zu New-York eine wohl überdachte, aber unglücklicherweise wenig beachtete Abhandlung über eine neue Organisation der menschlichen Gesellschaft in die Welt geschickt hat, sieht sich hier in den Dry-Diggings gezwungen, mit einem aus den Gefängnissen von Sidney oder Hong-kong Entsprungenen Hand in Hand zu gehen. Es ist, als ob das Lamm und der Wolf zu derselben Quelle gekommen sind, um zu trinken.

Seit kurzem hat man verschiedene Verfahren erfunden, die Goldkörnchen von der sie einschließenden Erde zu scheiden. Mehrere dieser Verfahrungsarten haben ihren Erfindern schon ansehnlichen Gewinn gebracht, obwohl man für den Augenblick nur in dem Thale des Sacramento, also auf einem Gebiete, das schon ausgewaschen ist, und wo sich verhältnismäßig wenig

Gold noch vorfindet, so operiert. Anderwärts verfährt man in der Weise, daß man die Bäche von ihrem natürlichen Bette ableitet und den Schlamm, welchen sie während ihres hundertjährigen Laufes abgesetzt haben, wäscht.

Die Goldsucher, die Leute aus dem Volke, haben fast alle eine unwiderstehliche Neigung zu hitzigen Getränken; es kommt gar nicht selten vor, daß viele, sobald sie sich im Besitz von einigen Hundert Dollars sehen, ihre Arbeit auf mehrere Tage aussetzen, um dieser Neigung die Zügel schießen zu lassen. Die Folgen dieser Ausschweifung sind gemeiniglich die Fieber, welche weniger ihre Ursache in dem Klima, als in dem unregelmäßigen Leben der Auswanderer haben, denn das Land ist durchaus nicht ungesund, und in San Francisco selbst ist die Luft so frisch, daß man nur wollene Kleider tragen kann. Das fast allgemeine Kostüm der Arbeiter besteht in einer Jacke von rotem oder blauem Flanell und einer Hose von grobem Tuche oder Leinwand.

Man begreift leicht, daß der Augenblick noch nicht gekommen ist, wo man prüfen könnte, welchen Einfluß die Vereinigung Californiens auf die politischen Geschicke der amerikanischen Union ausüben wird; aber was heute schon augenscheinlich daliegt, ist, daß dieses Land noch lange Zeit der alten wie der neuen Welt kostbare Hilfsquellen darbieten wird.

Der Telegraph von New-York nach San Francisco.*)

Vor noch nicht 20 Jahren brauchten Briefe und Depeschen einen vollen Monat, um von New-York am atlantischen Ozean nach San Francisco am stillen Meere zu gelangen. Jetzt bedarf es bloß weniger Stunden, um eine Nachricht von der einen Stadt nach der andern zu befördern. Infolge der Verschiedenheit zwischen der astronomischen Zeit der beiden Orte gewinnt es sogar den Anschein, als ob eine von Osten nach Westen gehende Depesche früher ankomme, als sie abgegangen ist, denn der elektrische Strom ist viel schneller, als die Achsendrehung der Erde. Eine Botschaft, welche St. Johns in Neufundland um 4 Uhr nachmittags verläßt, ist an demselben Tage um 12 Uhr mittags dortiger Zeit in San Francisco. Die Telegraphenlinie, welche diese Wunder bewirkt, wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit vollendet. Die Entfernung zwischen St. Johns und San Francisco beträgt 70 Längengrade, von New-York nach der letztgenannten Stadt rechnet man in gerader Linie 500 deutsche Meilen. Zwischen St. Johns und New-York bestand seit längerer Zeit, seit dem ersten der verunglückten Versuche mit dem atlantischen Tau, telegraphische Verbindung. Auf dem Festlande hatte man diese nach und nach bis St. Joseph in Missouri fortgeführt. Die Lücke zwischen St. Joseph und San Francisco auszufüllen, kostete nicht mehr als 16 Monate. Über 200 deutsche Meilen der Strecke, in der die Drähte gelegt wurden, sind baumlose Steppen. Da sie kein Material zu Stangen

*) Westermanns Monatshefte, 65.

liefern konnten, so mußte man letztere aus den weitesten Entfernungen herbeischaffen. Man konnte dabei keine Wege und Brücken benutzen, die nirgends existieren und ebenso wenig gab es eine Beihilfe durch dort wohnende Menschen, da die pfadlose Wildnis noch heute zum Jagdgebiete der Indianer gehört. Nachdem man mit dem Setzen der Stangen fertig war, brach von St. Joseph und von San Francisco je ein Trupp Menschen mit der elektrischen Kette auf. Der eine Trupp überstieg die Felsengebirge, der andere durchzog die weiten Flächen des Innern, und beide trafen in der Mormonenstadt am großen Salzsee zusammen. Als sie ihre Ketten dort vereinigt hatten, war die Verbindung zwischen New-York und San Francisco hergestellt.

San Francisco in der Gegenwart.*)

Wie viel schöner und prächtiger, reinlicher und behäbiger, solider und feiner ist die Stadt, die jetzt bereits 233,000 Einwohner zählt, seit den letzten Jahren geworden! Sie hat schon jetzt eine Fülle von Prachtbauten, mit denen sich die unserer fürstlichen Residenzstädte kaum messen dürfen. Paläste, die 100,000 Dollars bis eine halbe Million kosten, schießen wie Pilze aus der Erde. Eine ganz neue Straße, die „Montgomery-Avenue", ist quer durch die Stadt gebaut, um eine bessere Verbindung zwischen den südlichen und nördlichen Stadtteilen herzustellen. Die Kearny-, California-, Montgomery- u. a. Straßen würden jeder Stadt der Welt zur Zierde gereichen. Allerdings stehen noch neben großen Palästen unansehnliche Holzhäuser, wie dies in allen amerikanischen Städten zu sehen ist; diese werden jedoch nach und nach entfernt und machen soliden Steinbauten Platz. In dem Geschäftsteile der Stadt dürfen gar keine Holzhäuser mehr aufgestellt werden. Die Privatwohnungen in den äußeren Stadtteilen sind dagegen meistens aus Holz aufgeführt, doch von außen so gemalt und cementiert, daß sie eleganten Steingebäuden täuschend ähnlich sehen.

Die großen Hotels — Occidentalhotel, Lickhouse, Cosmopolitanhotel, Grandhotel — sind den berühmten Hotels in den östlichen Staaten der Union vollkommen ebenbürtig. Das neue Palace-Hotel übertrifft sie alle und ist ein grandioser Palast, der einen Bodenraum von 44,694 □m bedeckt, sechs Stockwerk hoch ist und im Hofraum eine Reihe prächtiger Bazars und Arkaden enthält. Die Kosten sind auf 2 Mill. Dollars geschätzt worden.

Das Innere der Privathäuser der reicheren San Franciscaner ist mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Wasser- und Gasleitungen fehlen nirgends. Das Aussehen der ganzen inneren Stadt ist höchst sauber und modern. Die Straßen sind geradlinig angelegt, die hauptsächlichsten haben breite Asphalttrottoirs, die kleineren Gehwege von Holzbohlen. In dem Pflastermaterial hatte man sich freilich vergriffen; das Nicholson-Holzpflaster

*) Nach Theod. Kirchhoff in San Francisco (vgl. Gartenlaube 1874). Ein Spaziergang um die Welt von Alex. Freih. v. Hübner (Leipzig, 1874).



San Francisco.

hat sich nicht bewährt, und man versucht jetzt die Herstellung eines dauerhafteren Pflasters. Durch fast alle Straßen der Stadt laufen oft mehrgleisige Schienenwege, auf denen elegante, von Pferden gezogene Waggons rollen.

Die öffentlichen Markthallen sind ein Muster von Reinlichkeit und erschließen in ihren weiten Räumen ein überraschendes Bild von dem Produktenreichtum des gesegneten Californiens. Auch die Läden in den unteren Räumen der Geschäftshäuser sind überaus prächtig, besonders die zahlreichen Juwelierläden.

Einen unerfreulichen Gegensatz zu diesen Teilen der inneren Stadt bildet das Chinesenviertel mit seiner unsauberen Wirtschaft. Es fehlt da nicht an Tempeln und Theatern, an Spiel- und Opiumhöhlen und den unbeschreiblichen Kellerwohnungen, in denen die bezopften Söhne des „himmlischen Reichs" wie Schweine zusammengepfercht wohnen. Das Geldmachen verstehen diese Tataren wie der geriebenste Yankee; doch eine Anhänglichkeit an das Land und seine Institutionen, überhaupt ein patriotisches Interesse gewinnen sie nicht.

An verrufenen Lokalen und räuberähnlichen Spelunken ist auch sonst an den äußeren Enden der Stadt kein Mangel. Aber welche große Seestadt hätte sie nicht? Alle Nationen der Erde kommen in San Francisco zusammen und bringen unter thatkräftigen, geistig geweckten und strebsamen Einwanderern viel moralisch verkommenes Gesindel mit. Doch die Polizei ist in San Francisco rührig und macht letzterem die Hölle ordentlich heiß, so daß Verbrecher selten ungestraft davon kommen. Bei öffentlichen Lustbarkeiten und Festen kommt es viel seltener zu Raufereien und Excessen, als dies in New-York und manchen östlichen Städten der Union der Fall ist.

Das gesellschaftliche Leben ist sehr mannigfaltig, da jede Nationalität ihrem Herkommen und ihrer Neigung folgt. Die Deutschen haben ihre zum Teil prächtig eingerichteten Klublokale, die Amerikaner und andere Nationalitäten ebenso. Es fehlt auch nicht an wissenschaftlichen Vereinen, Bibliotheken, Gesang- und Turnvereinen. Die Logen haben den imposanten Freimaurertempel zu ihrer Verfügung. Theater und Konzertsäle werden fleißig besucht; die vollsten Häuser hat San Francisco — und das wird manchen Leser überraschen — wenn klassische Dramen und Musikstücke aufgeführt werden.

Auch die Feuerwehr hat einen ihr eigentümlichen Palast. Sie ist vortrefflich organisiert. Telegraphische Alarmsignale laufen durch die ganze Stadt, so daß in wenig Minuten vom Central-Signalturme aus durch leicht verständliche Glockenschläge auch die Lage der ausgebrochenen Feuersbrunst kund gegeben wird. Die prächtigen Dampf-Feuerspritzen mit ihren Schlauchkarren und langen Leiterwagen sind in kürzester Zeit zur Stelle.

An Vergnügungsorten und reizenden Spaziergängen (z. B. die Parks an der südlichen Pacific-Bahn) ist kein Mangel, und alle werden von den lebenslustigen San Franciscanern fleißig besucht. Die öffentlichen Spielhöllen sind abgeschafft. Dafür haben Deutsche eine nicht kleine Zahl von Bierhäusern etabliert, in denen man ruhig und gemütlich den schäumenden

Gerstensaft genießen kann. Ihr Sonntagsvergnügen lassen sich die Deutschen nicht nehmen. Im Frühling und Sommer ziehen die deutschen Vereine und Militärcompagnieen allsonntäglich mit klingendem Spiel und wehenden Bannern durch die Hauptstraßen nach den großen Dampffähren, welche die Verbindung zwischen San Francisco und den jenseits der Bai liegenden Landstädten Oakland, Alameda, Saucelita 2c. vermitteln, um dort im Freien Picknicks abzuhalten und sich nach vaterländischer Sitte zu vergnügen.

*

* *

Von Interesse ist das Urteil eines unparteiischen Beobachters, der Länder und Völker vielfach kennen und vergleichen zu lernen die reichste Gelegenheit hatte — des Freih. v. Hübner, früheren österreichischen Gesandten in Paris. Dieser äußerte sich in seinem o. a. W. „Spaziergang um die Welt" sehr anerkennend über die Hauptstadt Californiens.

„Überall, in allen materiellen Dingen, gewahrt man den äußersten Fortschritt. In allen öffentlichen und Privatgebäuden, in den Wohnhäusern, Comptoirs und Werkstätten, finden die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft und der Technik ihre Anwendung. Für Erleuchtung, Wasserleitung durch alle Stockwerke, für Heizapparate ist bestens gesorgt; die Ventilation — bei uns noch in der Kindheit — ist unübertroffen. Man vergleiche die atlantischen Passagierschiffe mit den pacifischen und man wird überrascht sein durch die große Überlegenheit der letzteren in allem, was Luxus und Bequemlichkeit betrifft. New-York und London stehen darin weit hinter San Francisco zurück.

... Auch das Klima hat seine Reize: ein ununterbrochener Frühling, denn der Winter kennt weder Schnee noch Eis. Nur im Sommer herrschen kalte Nebel vor. Kränkliche Leute siedeln dann nach dem nahen Oakland über. Und welche Fülle von Blumen, Früchten und Fischen! Jedermann kann sie sich verschaffen. Schon der Anblick dieser am Stadtmarkte aufgehäuften Naturschätze erfreut das Herz. Orangen werden massenhaft zum Verkauf gebracht. Sie kommen aber meist aus der Ferne, aus Las Angelos und San Diego, dem südlichen Teile des Staates, oder gar von Tahiti und anderen Südseeinseln."

In einzelnen Gegenden des Landes gewähren Obstbaumzucht und Gemüsegärtnerei einen fabelhaften Gewinn. Wie San Francisco besitzen auch die Ebenen an den Ufern der Bai ein herrliches Klima. Der Obstreichtum ist fabelhaft. Das ganze Jahr hindurch pflückt man dort Pfirsiche und Kirschen zu gleicher Zeit! In San Francisco verarbeiten großartige Fabriken das herrliche Obst zu den wohlschmeckendsten Kompots, welche in Blechbüchsen aufbewahrt und versandt werden. Diese Kompots besitzen einen Weltruf und sind das wertvollste Geschenk, welches die californische Industrie dem Seemann zur Verfügung stellt, damit er während seiner langen entbehrungsvollen Reisen eine köstliche Erfrischung finde. Das Haupterzeugnis

des fruchtbaren Bodens ist aber das Getreide. Schon jetzt ist man imstande, den eigenen Bedarf zu decken und beträchtliche Ladungen von Mehl nach Mexico, China und Japan zu verschiffen. Die Reaktion gegen die Goldgräberei zu Gunsten des Ackerbaues gewinnt täglich mehr Feld. Mining is a curse — ein Fluch haftet an dem Goldgraben — so hört man schon vielfach sagen; man hat erkannt, daß die nachhaltigen Schätze Californiens nicht in den Goldkörnern, sondern in der Fruchtbarkeit des Bodens ruhen.

In der Bevölkerung macht sich das deutsch-protestantische Element vorteilhaft geltend und bildet einen entschiedenen Gegensatz zu dem durch die Zahl der Individuen mächtigen keltisch-katholischen der Irländer. Das anglo-amerikanische tritt bereits etwas in den Hintergrund. Amerikaner, Deutsche, Irländer sind aber einig im Hasse gegen die Chinesen, deren Zahl in San Francisco 25—30,000 betragen mag. Jeder allmonatlich von Hongkong nach San Francisco zurückkehrende Pacific-Dampfer bringt 1000—1200 chinesische Einwanderer mit, während eine viel geringere Zahl von ihnen nach ihrem Vaterland zurückkehrt. In letzter Zeit werden auch von den Männern Frau und Kinder in zunehmender Anzahl mit herübergenommen, trotzdem, daß sie in Californien, da sie keine amerikanischen Bürger sind und nicht sein wollen, weder politische noch bürgerliche Rechte genießen. Kein Chinese darf vor Gericht wider einen Weißen Zeugnis ablegen. Dennoch aber behaupten sich diese gelben Mongolen durch ihre Zähigkeit, Geschmeidigkeit, Sparsamkeit und Arbeitsamkeit. Da sie mit einem billigeren Arbeitslohn zufrieden sind, als die Weißen, so werden sie von diesen schon wegen der Herabdrückung des Arbeitslohnes gehaßt. Denken sie sich genug erspart zu haben, so ziehen sie wieder ab.

Schließlich werden auch diese Mongolen sich einbürgern, aber bis der neue Amalgamationsprozeß zwischen Germanen, Celten und Chinesen vollzogen sein wird, werden noch blutige Rassenkämpfe vorhergehen. Wie sich später die Volksverhältnisse in dem merkwürdigen Lande gestalten werden, läßt sich jetzt noch gar nicht berechnen.

Das Palast-Hotel in San Francisco.*)

Die riesigen Hotels in den großen Städten der Vereinigten Staaten sind für das soziale Leben in viel höherem Grade bedeutend und charakteristisch, als sie es in den Großstädten Europas sind. Erstlich ist die Wellenbewegung der ankommenden und abziehenden Fremden, ja auch der Amerikaner selber, viel energischer als bei uns; zweitens aber fehlt in den Großstädten der Vereinigten Staaten die Ruhe, und es schwindet mehr und mehr die Neigung, am eigenen Herde es sich heimisch zu machen, in der eigenen Wohnung zu speisen und zu — wohnen. Das eigene Daheim ist viel kostspieliger und mit mehr Verdrießlichkeiten verknüpft, als in Europa,

*) Um die Erde. Reisebilder von Jos. Lehnert (Wien, 1879) II.

obschon auch bei uns die „amerikanischen Zustände“ beginnen. Die Amerikaner haben es in ihrem Streben nach Freiheit und Gleichheit schon so weit gebracht, daß sich das Verhältnis des Herrn und Dieners völlig umgekehrt hat: die Herrschaften sind die Sklaven der Dienerschaft geworden.

Von der Botmäßigkeit eines Dieners gegen seinen Herrn ist in Amerika nichts zu bemerken, ja der Name „Diener“ kommt gar nicht vor. Es giebt nur „Gehilfen“ (helps), denn man dient niemandem, man hilft ihm nur; so erfordert es die gesellschaftliche Gleichstellung. Aus dieser Parität erwächst aber andererseits das Bestreben, sich im eigenen Haushalte so viel als möglich von den helps frei zu machen, will man nicht selbst deren Sklaven werden. Das gewöhnlichste Auskunftsmittel ist, daß die Familien in einem der riesigen Stadt-Hotels Appartements beziehen, wo für alle ihre Bedürfnisse durch treffliche Einrichtungen in ausreichendem Maße gesorgt ist. Es giebt Familien, welche in dieser Weise 1000 und mehr Dollars die Woche bezahlen, „ohne sich mit der Dienerschaft ärgern zu müssen“. Dies ist der Beginn einer sozialen Reform (oder Revolution?), die sich im Stillen vollzieht und welche den Widerstreit zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer schlichtet. Wie viel dabei das Familienleben und damit auch das sittliche und gemütliche Leben verliert, mag hier unerörtert bleiben.

Hier mag nun eine kurze Beschreibung des Palace-Hotels folgen. Es ist ein Riesengebäude mit 4 Fronten von je 120 m Länge; es hat 6 Stockwerke und ein Entresol, nebst einem 10 m hohen Erdgeschosse. In den zweistöckigen Kellerräumen sind die Küche, Bäckerei, Dampfwäsche, Magazine ꝛc. untergebracht. Das Gebäude besitzt einen 50 m langen und 20 m breiten Haupthof, welchen ein Glasdach überwölbt; er ist als Garten eingerichtet. Nebstdem giebt es noch 3 Seitenhöfe. Die unteren Stockwerke haben je 7 m Höhe, das oberste nur hat 5 m. Das Hotel enthält 755 Zimmer für die Benutzung der Gäste, ungerechnet die Säle, deren größter 50 m Länge und 18 m Breite besitzt! Der kleinste Saal hat noch die stattliche Größe von 13 m, das kleinste Zimmer von 5 m im Geviert. Es giebt Billard-, Empfangs-, Ball-, Toilette-Salons. — Zum Bau, welcher 2 Jahre währte, wurden 31 Millionen Ziegel verwendet; in den Mauern ist aber noch ein eisernes Gitter eingelegt, um das Gebäude gegen Erdbeben widerstandsfähiger zu machen. Dieses eiserne Gerippe wiegt 3000 Tonnen (60,000 Centner).

Für den Verkehr des Publikums bestehen fünf hydraulische Elevatoren, deren Brunnen mit feuerfesten Ziegeln ausgemauert sind; überdies führen eiserne, feuerfeste Stiegen bis aufs Dach. Bei Feuersgefahr treten drei starke Dampffeuerspritzen in Thätigkeit; sie sind durch 45 dicke Röhren mit den großen Wasserreservoirs am Dache in Verbindung. Alle Räume des Hotels haben Wasserhähne; die Länge sämtlicher Röhrenleitungen beträgt 5 Kilometer! Um einen entstehenden Brand sogleich entdecken zu können, dient ein elektrischer selbstwirkender Feuer-Alarm-Apparat, welcher jede Hitzeentwickelung im Hauptbureau anzeigt. Aber auch in anderen Richtungen sind die neuesten Errungenschaften der Technik angewendet. Man hat z. B. die prächtigste

Ventilation durch 2000 Röhren zustande gebracht. Zur Bequemlichkeit des Publikums ist in jedem Stockwerke eine Briefabgabe; durch pneumatische Apparate (Röhren) können Briefe und Pakete aus dem Zimmer zum Postamt des Hotels befördert werden.

Das Erdgeschoß enthält große Waren-Niederlagen, wo jedes Bedürfnis berücksichtigt ist; diese kaufmännischen Geschäfte haben auch nach Innen zu Auslagen (Läden), so daß die Gäste des Hotels das Haus gar nicht zu verlassen brauchen, um Einkäufe zu machen.

Jenen Gästen, die den Landaufenthalt vorziehen, steht die dem Hotel zugehörige Villa in Belmont-Valley zur Verfügung.

Noch sei erwähnt, daß das Hotel eine eigene Musikbande unterhält.

Der Hafen von San Francisco.*)

Die bedeutende Handelsthätigkeit San Franciscos tritt uns gleich beim ersten Anblick des Hafens entgegen. Da liegen sie, die großen Handelsschiffe, längs der Kais, wertvolle Güter ladend oder löschend; nirgends fanden wir schönere und mächtigere Fahrzeuge. So manches in Seemannskreisen berühmte Schiff ist hier zu suchen. Schnellsegler, welche mit tausend Tonnen Ladung die Reise nach New-York in kaum drei Monaten bewerkstelligen und bedeutend billiger verfrachten, als die Pacificbahn, riesige Dampfer der südamerikanischen, asiatischen und australischen Linien — wahrhafte Kolosse für den Personenverkehr; endlich auch Walfischfahrer, letztere interessanter durch ihren Beruf als durch ihr Aussehen, das recht widerlich ist. Zahlreiche Dampfboote und große Dampffähren durchkreuzen Tag und Nacht den Hafen; sie sind mit Passagieren überfüllt, die ans andere Ufer der Bai zur Endstation der Pacificbahn oder von Oakland herüberkommen. Weiter im Süden führen großartige Trajektschiffe ganze Bahnzüge auf ihren breiten Rücken und stellen die Verbindung der californischen Südbahn mit dem fernen Osten her. Es vergeht keine Stunde, ohne daß Segler und Dampfer ein- oder auslaufen; die Lebhaftigkeit und Bewegung im Hafen macht uns staunen. Überall pufft und arbeitet der Dampf; es hämmert, rasselt, poltert und schnauft ununterbrochen fort, als müßte noch heute jede Leistung vollbracht sein. Über diesem Bilde rastloser Thätigkeit lagert die braune Rauchwolke, die sich aus Hunderten von Schloten am Lande ergänzt; sie verschleiert jede Aussicht, kaum daß die Uferfronten der Stadt zu erkennen sind. Nur vor Sonnenaufgang giebt es klare Luft, dann erscheint am andern Ufer Oakland, die junge und lebensfrohe Schöpfung, und ihre weißen Häuser glänzen herüber. Den Hintergrund bildet das kahle und schroffe Küstengebirge, Contra Costa genannt, über dessen Kuppen uns die Häupter der Sierra Nevada anstarren.

Trotz der herrschenden Bewegung im Hafen entwickelt sich in unserer Nähe ein sehr unterhaltendes Tierleben. Ganze Herden von Seehunden spielen

*) J. Lehnert, a. a. O.

an der Wasseroberfläche, oder stellen den Fischen nach, umschwärmt von zahllosen Möwen, welche ihnen die Beute oft mit Erfolg streitig machen. Die Bai ist sehr fischreich, und die munteren Robben finden hier ausgiebige Nahrung; ist der gefangene Fisch so groß, daß er nicht sofort verschlungen werden kann, so beginnt die Robbe, indem sie den Fisch in der Schnauze festhält, mit ihm tüchtig aufs Wasser zu schlagen, bis er getötet ist. Dieses Plätschern lockt sofort andere Robben und Möwen herbei, deren Gekreisch weit hörbar ist.

3. Cincinnati. Mississippifahrt von Cairo nach St. Louis. St. Louis. Chicago.

Cincinnati.*)

Der durch die Verbindung zweier pennsylvanischen Flüsse gebildete Ohio ist der natürliche westliche Abzugsweg für die überflüssige Bevölkerung Pennsylvaniens und New-Jerseys, und sonach waren die ersten zwanzigtausend Einwohner von Cincinnati hauptsächlich aus diesen Staaten — ehrliche, fleißige und sparsame Protestanten, mit weniger Kenntnissen und weniger öffentlichem Geist als die Neu-Engländer. Die Schweden, Dänen, Deutschen, die protestantischen Irländer, welche sich zu Franklins Zeit massenhaft nach Pennsylvanien und New-Jersey begaben, angezogen durch die von William Penn eingeführte vollkommene Toleranz, waren vortreffliche Leute, sie besaßen aber nicht die Rührigkeit und geistige Schwungkraft der englischen Puritaner. Schlaue Berechner und unermüdlich betriebsam, waren sie mehr imstande, Eigentum anzuhäufen als geneigt, es in kühnen weitreichenden Unternehmungen aufs Spiel zu setzen, und legten größeren Stolz darein, Reichtum zu besitzen als ihn zur Schau zu stellen; sie wollten lieber eine große Scheune als einen anziehenden Wohnsitz. Die Erbauung einer Kirche lag ihnen mehr am Herzen als die eines Schulhauses, und wenige von ihnen kauften von einem Büchertrödler etwas anderes als einen Kalender. Die Abkömmlinge solcher Männer nun gründeten Cincinnati und machten es zu einem gedeihenden, geschäftigen, düstern, eines eigentlichen geistigen Lebens baren Platze. Dann zogen als Sauerteig Yankees herbei, um die Masse zu beleben, einige fördernde Ketzerei einzuführen, Schulen zu gründen, Bibliotheken anzulegen, neue Fabriken zu errichten und zu öffentlichen Verbesserungen anzuspornen. Ihnen folgte jene wunderbare Flut von Deutschen, die in jeder der Städte des Westens ein volkreiches deutsches Viertel — eine Stadt in der Stadt — geschaffen haben. Mittlerweile siedelten sich auch junge Leute aus den südlichen Staaten in beträchtlicher Anzahl in Cincinnati an, und

*) Nach dem Atlantic Monthly.

zwischen ihnen und den Töchtern der reichen „Hunkers“ wurden häufig Ehen geschlossen, und die so gegründeten Familien waren von 1830—61 die herrschende Macht in der Stadt.

Vielleicht gab es keine Stadt von ihrer Größe und ihrem Reichtum in der Christenheit, welche weniger von höherem geistigen Leben und weniger von einem erleuchteten öffentlichen Geist hatte, als Cincinnati vor dem Kriege. Sie war außerordentlich reich geworden. Mit Stolz hatte sie der Yankee „die Königin des Westens“ genannt, denn St. Louis und Chicago kamen erst später empor. Schon in den ersten Zeiten ihrer Laufbahn hatte die Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Beförderung von Waren über die Gebirge und die Krümmungen des Ohio hinab die Einwohner zu Fabrik-Geschäften genötigt, und Cincinnati wurde die große Werkstätte, wie auch die Börse des weiten und volkreichen Ohio-Thals. Ihr Reichtum war rechtmäßig erworben, und sie war es, welche das System ins Leben rief und vervollkommnete, 15 Bushel Korn in ein Schwein zu verpacken (d. h. es damit zu mästen), und dieses Schwein dann zerstückt in ein Faß zu stecken und es über die Berge und den Ozean zu versenden zur Nahrung für die Menschheit. Cincinnati führte beinahe alles ein, was die Bewohner von 3 oder 4 Staaten zum Kauf anbieten konnten, und verfertigte fast alles, was sie brauchten, so daß der Stadt beide Geschäfte Gewinn abwarfen. Dieses Geschäft ward, im ganzen genommen, ehrlich und gut betrieben, und ungeheure Reichtümer wurden erworben. Nicholas Longworth starb mit Hinterlassung eines Vermögens von 12 Mill. Dollars, und es gab schon 1867 in dieser jungen Stadt 64 Personen, deren Vermögen auf eine Million Dollars oder mehr geschätzt ward. Bei all diesem Reichtum und diesem Talent für Geschäfte aber entwickelten die Einwohner Cincinnatis wenig von jener Verbesserungsliebe, welche Chicago in 30 Jahren aus einem Sumpfgrund in eine schöne Stadt verwandelt und diese dem ganzen Prairienvolke zugänglich gemacht hat. Es gab, so zu sagen, zu viel Ballast für so wenig Segel. Die Leute waren auf ihre eigenen Angelegenheiten versessen und zufrieden, wenn ihre Geschäfte blühten. Volkstümliche Vorlesungen gab es höchst selten, und von einem zusammenhängenden Kursus derselben war vollends gar nicht die Rede. Nach Büchern höherer Art fand wenig Begehr statt (d. h. wenig, wenn man die Größe und den Reichtum der Stadt in Betracht zieht); auch zeigte sich wenig Kunstliebe; einige Konzerte wurden zwar gegeben, aber man hatte kein Theater, das geeignet gewesen wäre, verständigen Leuten Unterhaltung zu bieten.

Cincinnati besteht, wie New-York, aus einer Gruppe kleinerer und größerer Städte, die verschiedene Namen tragen und in verschiedenen Staaten liegen. Männer, die nach Gemeindeämtern trachten, würden gut thun, sich dorthin zu begeben, da es innerhalb der Grenzen Cincinnatis sieben Bürgermeister, sieben Ältermänner-Kollegien und sieben abgesonderte und vollständig organisierte Städte giebt. Die Gründe für die Bestellung von sieben Bürgermeistern sind folgende. Am südlichen Ufer des Ohio, der Stadt gegenüber,

haben viele große Fabriken angemessene Lagen gefunden, und auf diese Weise ist die Stadt Covington entstanden, die durch den Licking-Fluß in zwei Städte geteilt ist. Ferner giebt es fünf Gruppen von Villen in den Vorstädten Cincinnatis, über dem Hügel, deren jede es für das beste hielt, sich selbst als Stadt zu organisieren, um ihr eigenes Leben führen und ihre eigenen kleinen Gesetze und Verordnungen erlassen zu können.

Fassen wir nun die Stadt selbst ins Auge. Der Fluß bietet ein neues und belebtes Schauspiel. An dem Kentuckier Ufer liegt Covington, dunkel und niedrig, eine Masse von Faktoreien und hohen Kaminen, aus welchen stets der schwärzeste Rauch aufsteigt, sich über das Thal verbreitet und es mit Dünsten erfüllt. Auch hängt gewöhnlich über Cincinnati eine dichte Rauchwolke, indem jedes Kamin seinen Anteil zu der Masse beiträgt. Der allgemeine Gebrauch der wohlfeilen bituminösen Kohle (17 Cents ein Bushel; 25 Bushels = 20 Centner) macht diese westlichen Städte fast ebenso rußig wie London. Der Rauch dringt in Cincinnati in jedes Haus, überzieht die Teppiche mit Ruß, schwärzt die Vorhänge, besudelt die Malerei und ist eine Plage für die Frauen.

Jeder New-Yorker setzt natürlicherweise voraus, daß es in einer großen und reichen Stadt eine besonders ausgezeichnete und berühmte Straße geben müsse wie seine eigene „Fifth Avenue“, wo er aus einem Clubfenster herab die Menschheit zu überschauen, oder als Menschheit überschaut zu werden pflegt. In Cincinnati ist keine solche Straße vorhanden, und zwar aus einem Grunde, der bei dem ersten langen Spaziergang einleuchtend wird. Wenn der Fremde den Abhang, auf welchem die Stadt liegt, hinaufgekeucht und an einen 1 engl. Meile vom Fluß entfernten Punkt gelangt ist, so zeigt sich seinen Blicken ein jäh ansteigender Hügel von 150 m Höhe, der so ziemlich einem gewaltigen Kieshaufen gleicht. Um den Fuß dieses mißgestalteten Hügels sind Schlachthäuser und Brauereien, die ihn schwarz einräuchern, und ausgedehnte Behälter für das lebende Material des in Fässer zu verpackenden Schweinefleisches angebracht. Der Wanderer, der, wie er glaubt, für einen Tag schon hinlänglich geklettert ist, betrachtet natürlich diesen Hügel als das Ende aller Dinge in Cincinnati; allein wenn er hinaufkommt, entdeckt er die Zickzack-Straße, die in leichter Steigung auf den Gipfel führt, die „Fifth Avenue“ von Cincinnati. Sie ist nicht bloß die angenehme Villen- und Gartenstraße längs dem Gipfel des Hügels, obgleich dieser ein Teil derselben ist. Steigt man hinauf zu der auf dem Berg Auburn liegenden Töchterschule, beinahe auf dem höchsten Punkte, und schaut man hinaus über das Meer schön geformter schattiger Hügel, steil genug, um malerisch zu sein, aber nicht zu steil, um unbequem zu sein, so bemerkt man, daß auf jedem Gipfel, so weit das Auge reichen kann, eine elegante Villa, oder ein Palast, oder eine Gruppe geschmackvoller Landhäuser steht, umgeben von Hainen, Gärten und Rasenplätzen. Dies ist Cincinnatis „Fifth Avenue“. Hier wohnen die durch die Betriebsamkeit der unteren rauchigen Stadt reich gewordenen Familien. Hier, auf diesen bezaubernden Hügeln und in diesen

einladenden Thälern, wird sich endlich der größere Teil der Bevölkerung ansammeln und die Stadt ihrem Rauch und ihrer Hitze überlassen, wenn des Tages Arbeit vollbracht ist. So viel wir auch gesehen und gelesen, nirgends in der Welt haben wir eine Binnenstadt gefunden, welche Cincinnati an Schönheit der Umgegend übertrifft, die sich als eine vollkommene Verbindung des Malerischen und Zugänglichen zeigt, wie sie in solchem Verein nirgends vorkommt. Und doch giebt es hier noch Urwälder und jungfräulichen Boden genug, um Künstler in den Stand zu setzen, ihre Leistungsfähigkeiten an den Tag zu legen. Die Reisegenossen des Herzogs v. Newcastle, zu welchen auch der Prinz v. Wales gehörte, schmeichelten ihren Gastfreunden nicht, als sie die Vorstädte Cincinnatis die schönsten nannten, die sie je gesehen.

Die Gruppen von Villen, jede auf ihrem kleinen Hügel, sind die oben erwähnten Städte, von denen fünf in Sicht der jungen Damen sind, welche das freisinnig geleitete Töchter-Institut auf Mount Auburn besuchen. Der Fremde gerät beständig in Erstaunen über die Größe und Kostspieligkeit dieser Wohnsitze. Unser Eindruck war, daß sie sowohl an Zahl als an Eleganz nicht hinter denen von Staten Island oder Jamaika Plain zurückstehen, während einige derselben vermutlich ihresgleichen in Amerika nicht haben. Der Wohnsitz Hrn. Probascos ist der berühmteste darunter. Äußerlich ist es ein ziemlich einfach aussehendes steinernes Haus, ein Mittelding zwischen Villa und Palast; allein das Innere ist höchst interessant, da es zeigt, wie viel Geld man bei der Ausschmückung eines Hauses für je einen Quadratzoll ausgeben kann, vorausgesetzt, daß der Eigentümer unbeschränkte Hilfsquellen hat und sich selbst der Arbeit widmet. Sieben lange Jahre, sagte man uns, mühte sich der Eigentümer an diesem Experiment ab. Jedes Zimmer erforderte ein besonderes Studium. Alle Wände sind mit Eichenholz getäfelt, aufs vollendetste geschnitzt und poliert, und die Decken wurden von Künstlern bemalt, die aus Italien berufen worden waren. Man kann sich unmöglich ein einladenderes, eleganteres und harmonischeres Inneres denken als dieses. Vor 30 Jahren war der Besitzer dieser schönen Wohnung ein Laufbube in dem Etablissement, dessen Haupt er später wurde, und als wir es unternahmen, einen Blick in dieses Haus zu werfen, befand er sich, der Wiederherstellung seiner Gesundheit wegen, in Europa!

Jedermann denkt bei dem Namen Cincinnati an Schweinefleisch. Neugier veranlaßte uns, eines der berühmten Schweinefleisch-Etablissements zu besuchen, das „Banner Slaughter and Pork-packing House“, welches, da es das neueste ist, alle verbesserten Apparate enthält. In diesem Etablissement werden Schweine im Gewicht von 500 oder 600 Pfund getötet, geschabt, zugerichtet, ausgeschnitten, eingesalzen und in ein Faß verpackt, und all das in durchschnittlich zwanzig Sekunden, und in diesem Verhältnis arbeitet man 4 Monate lang täglich 10 Stunden. Das große Geheimnis dieser Schnelligkeit besteht darin, daß ein Mann stets eine und dieselbe Arbeit zu verrichten hat, und diese sonach mit vollkommener Geschicklichkeit

thun lernt. Wir sahen einen Mann, der täglich Schweine mit einem Hammer niederschlägt; einen andern, dessen einziges Geschäft das „Abstechen" ist; einen dritten, der mit einem reinlichen leichten Streich eines breiten langgriffigen Hackmessers dem ungeheuersten Schwein von Ohio den Kopf abschneidet. Allein wir wollen mit dem Anfang beginnen, denn dieses Bannersche Schweinefleisch-Haus ist wirklich eines der merkwürdigsten Dinge in der Welt und erheischt die Aufmerksamkeit jedes gebildeten Lesers.

Es ist ein großes neues Backstein-Gebäude, mit umfangreichen Hofräumen daneben, die alle mit Schweinen aus den Wäldern und von den Bauergütern aus Ohio, Indiana und Kentucky angefüllt sind. Von diesen Höfen steigt bis zum dritten Stock des Hauses eine geneigte Fläche an, auf welcher vom Morgen bis zum Abend die Tiere langsamen Schrittes ihrem Schicksal entgegengeführt werden.

Hierin liegt die erste ökonomische Einrichtung. Man führt die Schweine aus diesen Höfen an das Fundament des Gebäudes und verwandelt sie auf ihrem Weg zu demselben in gesalzenes Schweinefleisch. Sie wandeln zum Schlachtplatz auf dem Gipfel des Hauses, und das Hinabsteigen in den Keller geschieht durch das natürliche Gesetz, wonach alles dem Mittelpunkt der Erde zustrebt. Auf dem Gipfel angelangt, finden sich die 15 vordersten in einem engen Platze, der zu einer Art Hürde hergerichtet ist, und wo sie stehen müssen aus Mangel an Raum zum Niederliegen. Es giebt zwei dieser Hürden, und zwei „Hürdenmänner", so daß in dem Augenblick, in welchem die eine Hürde leer ist, die andere sich bereits wieder gefüllt hat, und so geht die Arbeit ohne Unterbrechung fort. Die fünfzehn zusammengedrängt stehenden Tiere, die, ihre Köpfe aufwärts geworfen, den Schicksalsstreich erwarten, drücken ihre Gemütsbewegungen in der ihnen natürlichen Sprache aus, und der Lärm ist groß. Der Schlächter, mit einem langgriffigen Hammer bewaffnet und rittlings auf der Einzäunung sitzend, giebt jedem dieser grunzenden Geschöpfe seine ewige Ruhe durch einen Schlag auf den Kopf. Das Schwein fällt nicht nieder, wenn es den Schlag erhalten hat; es kann nicht — es wird nur starr und still. Der Fremde, der nicht imstande ist, das Abthun selbst mit anzusehen, nimmt den Fortschritt dieser Tötungsarbeit nur durch das allmähliche Aufhören des Gegrunzes wahr. Wir bemerken hier, für National-Ökonomen, daß dieser Niederschlager, welcher den unangenehmsten und mühsamsten Teil der Arbeit verrichtet, den niedersten Lohn hat, den man einem Mann in diesem Hause bezahlt. Er gehört nicht in die Reihe der Kunstverständigen, sondern ist nur ein Taglöhner. Wer die Werke Adam Smiths und John Stuart Mills gelesen, weiß warum. Wenn die Stille innerhalb der Hürde ankündigt, daß die Inwohner den letzten Atemzug gethan, so öffnet sich eine Thüre, und die ihres Gefühls beraubten Schweine werden in eine Reihe auf eine geneigte Fläche gelegt, an deren Ende ein langer Trog heißen Wassers sich befindet. Einer der „Künstler", „der Abstecher", erscheint nun, versehen mit einem langen, dünnen, spitzigen Messer; er nähert sich dem zunächst am dampfenden Troge befindlichen Schweine,

hebt dessen Vorderbein sachte auf, und giebt ihm einen leichten, zarten und anmutigen Stoß in die Kehle. Dem Trog entlang, an beiden Seiten desselben, steht eine Reihe Männer, deren jeder ein Instrument in den Händen hat und auf den Beginn der ihn treffenden Arbeit wartet; abgesondert von denselben steht der „Oberabbrüher", welcher der zweite im Rang ist, und von allen fast die schwierigste Arbeit zu verrichten hat. Ließe man ein Schwein 10 Sekunden zu lang abbrühen, oder in einem um 20° zu heißen Wasser, so käme es so rot heraus wie ein Hummer; wäre das Wasser zu kalt, oder behielte man das Tier zu kurze Zeit darin, so würde die Arbeit des Schabens verdreifacht. In das heiße Wasser werden die Schweine in Zwischenräumen von 20 Sekunden eingelegt, und der Abbrüher steht da, das Auge auf die Uhr gerichtet und hin und wieder die Temperatur des Wassers mit seinem Finger untersuchend, oder sich überzeugend, wie fest noch das Haar des zuerst zur Behandlung gelangenden Tieres am Leibe haftet. Endlich ruft er: „Nr. 1!" Mittelst einer Maschine wird nun Nr. 1 auf einen langen abhängigen Tisch hinübergebracht, wo es dampfend liegt. In dem nämlichen Augenblick ziehen zwei Männer die wertvollen Borsten heraus und legen sie in ein Faß, und zwei andere schaben mit ihren Schabern die eine Seite des Tiers. In wenigen Sekunden drehen diese es um, und übermachen es zwei andern Schabern, welche die andere Seite schaben, und schieben es dann vier andern Männern zu, die es vollends zurechtputzen und nicht ein Haar auf seinem weichen und zitternden Leib lassen. Dann fällt es in die Hände zweier andern, der sogenannten „gamble-men", welche mit einem Stock die hintern Beine auseinander halten und es mit Hilfe einer Maschine aufhängen, den Kopf abwärts gerichtet. Nun wird das Tier dem Hauptkünstler zugewiesen, der an ihm die Operation vornimmt, welche bei dem japanischen Adel in so hoher Gunst steht, d. h. das Bauchaufschlitzen. Man nennt diesen Arbeiter den „Gutter", oder Ausweider. Ein langer schneller Schnitt die ganze Länge des Leibes hinab — zwei oder drei rasche Ein- und Ausschnitte in der Innenseite — und der ganze Atmungs- und Verdauungsapparat liegt dampfend auf einem Tisch, unter den Händen von Männern, die aus demselben das Material für Schweineschmalz entfernen. Diese Operation, welche hier in 20 Sekunden verrichtet und häufig von einem und demselben Mann fünfzehnhundertmal täglich vorgenommen wird, nimmt einem gewöhnlichen Metzger 10 Minuten weg, und der damit Betraute erhält 6½ Dollar täglichen Lohn, während kein anderer mehr als 4 Dollars erhält. Ist er von seinem Posten abwesend, so kann sein Ersatzmann, der die Sache jahrelang nur gesehen hat, diese Operation natürlich nicht so schnell verrichten, und die Tagesarbeit des Hauses vermindert sich auf ein Fünftel der gewöhnlichen Produktion.

Der lange Raum, in welchem die Geschöpfe getötet, gebrüht und aufgeschlitzt werden, bietet, wie man sich denken kann, einen entsetzlich blutigen Anblick dar, daneben das dampfende Wasser und die schlottrigen, nackten, zitternden Schweine und die von Nässe und Fett triefenden Männer. Der

übrige Teil des Etablissements ist vollkommen reinlich und angenehm. In dem Augenblick, in welchem der Leib des Tieres ausgeweidet ist, begießt ihn ein Knabe mittelst eines Schlauches, und ein anderer Knabe zieht es dann dem Draht entlang, von welchem es herabhängt, nach einem Rad und befördert es an den gehörigen Platz im Abkühlungsraum, wo es die ganze Nacht hindurch hängen bleibt. Der Abkühlungsraum bietet ein merkwürdiges Schauspiel. Er enthält zwei Regimenter aufgehängter Schweine, in lange regelmäßige Reihen geordnet: das eine Regiment ist das Ergebnis der Operationen des heutigen, das andere das des gestrigen Tages. Das Ausschneiden dieser Menge Kadaver geschieht mit der nämlichen leichten und wundervollen Raschheit. Das erste Tier, welches wir ausschneiden sahen, war zufälligerweise ein 600 Pfund schweres Schwein, und diese Arbeit wurde gerade im dritten Teil einer Minute vollbracht. Zwei Männer wälzten es auf einen Karren hinüber und rollten es auf die Wagschalen, wo sein Gewicht augenblicklich angegeben und verzeichnet wurde. Nahe dabei war der Schneidetisch, auf welchem es augenblicklich zerstückt wird. Zwei gleichzeitige Schnitte mit einem Hackmesser trennten seinen Kopf und seine hinteren Teile von dem Rumpfe, und die weitere Zerteilung dieser geschah durch 3 oder 4 meisterhafte Schnitte mit dem nämlichen Werkzeug. In der Nähe des Tisches sind die Mündungen eben so vieler großer hölzerner Röhren als es Arten von Fleischstücken im Schwein giebt, und diese führen zu den verschiedenen Gemächern unten, wo die einzelnen Stücke noch weiter zerteilt werden. Sachte gleiten ihre wohleingeschmierte Röhre hinab die Schinkenstücke nach der Rauchkammer, ebenso die Einsalzstücke in den Keller, die Schmalzblätter in den Probierraum, die Nebenstücke der Schinken in das Wurstzimmer, die Zunge, die Füße und jedes Atom Fleisch an die Plätze, wo man sie braucht, und auf solche Art ist in den 20 Sekunden der 600 Pfünder in Stücke geschnitten und im ganzen Gebäude hindurch verteilt.

Die Ablieferung von drei völlig abgethanen Schweinen erheischt eine Minute lang die folgenden Menschenkräfte: zwei Hürden-Männer, einen Niederschlager, einen Abstecher, zwei Borstenausreißer, vier Schaber, sechs Rasierer (welche das Haar von Teilen entfernen, die von den Schabern nicht erreicht werden), zwei „Gamble-Men", einen Ausweider, zwei Knaben, einen Mann, welcher das geöffnete Tier befestigt, um die Abkühlung zu erleichtern, zwei Gehilfen bei den Ausschneidern, einen Wäger, zwei Hackmesser-Männer, vier Messer-Männer, einen Schinken-Putzer, einen Schulter-Putzer, einen Packer, sechs Schinkeneinsalzer, einen Wäger und Brandmarker, einen Schmalzmann, einen Buchhalter, sieben Träger und Taglöhner — im ganzen 50 Mann. Dieses System setzt daher *einen* Mann instand, 30 Schweine täglich in Schweinefleisch zu verwandeln. Die Eigentümer der Verpackungshäuser zahlen den Besitzern der Tiere 60 Cents für das Recht dieselben zu töten, und machen ihren Gewinn von den Abfällen. Die Borsten eines Schweines sind 17 Cents wert; seine Zunge 5 Cents, das Haar und das Eingeweidefett bezahlen die sämtlichen Kosten des Tötens, Zurichtens und Verpackens.

Mississippifahrt von Cairo nach St. Louis.*)

Wie wir uns dem Ausfluß des Ohio näherten, wurde der Fluß breiter, seine Ufer niedrig und unglaublich einförmig; bald konnte man auch weite Sumpfstrecken überblicken. Auf der Landspitze zwischen dem Ohio und Mississippi oberhalb der Mündung legten wir an vor Cairo. Der ganze Überrest dieser Stadt bestand in ein paar jämmerlichen Hütten und einem langen, grauen Gasthause, dessen obere Ladenreihe verschlossen war, ringsum pesthauchender Sumpf, aus dem die Bäume mit niederhangenden Flechten voll gelblichen Kotes wüst hervor sahen. Verschiedentlich hatte man auf diesem Platze, der zum Handel gar nicht prächtiger liegen konnte, Fuß zu fassen versucht; man wollte auch die Landspitze, um die Schiffahrt abzukürzen, durch einen Kanal abschneiden, aber Millionen auf Millionen wurden hineingesteckt, die Menschen starben jedesmal gleich zu Hunderten weg. Bei Hochwasser war Cairo mehrere Meilen weit vom Wasser umzingelt, und wenn dies von dem niedrigen Lande zurücktrat, dann stieg gleich der Fieberqualm auf. Ich freute mich, als wir den traurigen Ort verließen und in den Mississippi hinaussteuerten.

Die Einfahrt in den „Vater der Ströme“ bietet durchaus nichts Majestätisches; man blickt auf eine breite Wasserfläche, umsäumt von niedrig scheinendem Walde; aber bald hört man das Strudeln und Rauschen der Wellen und merkt an dem heftigen Zittern des Schiffes und dem Keuchen und Stoßen der Maschine, daß es wider mächtige Fluten kämpft. Das klare Wasser des Ohio geht wie ein Keil mit scharfgeschnittenen Rändern in den Mississippi hinein: man sieht deutlich, wie es sich gegen die Kotwellen wehrt. Ich hatte von den letzteren schon gehört, aber begriff noch jetzt kaum, wie der „Vater der Gewässer“ so gar schmutzig sein könne. Kaum waren wir in diese ekelhafte Flut hinein, als sie auch schon in 20 Gläsern umhergegeben und mit Leidenschaft getrunken wurde; ich glaube, mancher Amerikaner würde es für eine persönliche Beleidigung ansehen, wenn man das „heilsame“ Mississippi-Wasser zu ängstlich filtrieren wollte. Bald machten wir auch mit Snags und Sawyers Bekanntschaft, den scharfen Baumstämmen, welche so beißlustig dem Schiffe entgegen aus dem Wasser sehen oder sich heimtückisch unter dessen Oberfläche verbergen, um sich auf einmal dem Schiffe in den Bauch zu bohren.

Die erste Nacht auf dem Mississippi war voll wilder Erhabenheit. Der Mondglanz lag über den hellgrauen, weiten Gewässern, die Maschine stöhnte und wühlte fort und fort, der Wind zischte im Tauwerk und knarrte um die Rauchschlote, aus denen die Funken flogen wie Feuerfliegen, und rollte dann dumpf durch die endlosen Urwälder. Aber das alles machte die tiefe Stille, die Öde nur furchtbarer. Hier und da zeigte sich am Ufer ein grauer Punkt, ob Felsen oder Hütten, war nicht zu unterscheiden. Es blitzte auch

*) Franz Löher.

wohl in der Ferne ein Dampfschiff auf, brauste uns wie ein feurig Ungetüm, da der Glutofen im Unterdeck ganz frei steht, entgegen und vorüber mit rauschenden Fluten; und dann war alles wieder so still und öde außer dem Wellenklatschen und dem Rasseln des Schiffs. Ich konnte dieser finstern Zauberwelt gar nicht Herr werden, es war schon 3 Uhr morgens, als mich der Nachttau nötigte, die trockene Kajüte aufzusuchen.

Als ich am Vormittage wieder auf das Verdeck kam, waren die Ufer hügeliger und mannigfaltiger. Die Ortschaften mit den gelben Maisfeldern wurden zahlreicher, Felsenlager sahen hoch durch die Bäume, aber alles blieb wie verloren in der Größe des Flusses. Der schönste Anblick war nahe hinter Grandtown, wo eine helle Waldhöhe mit Felsenblöcken zu beiden Seiten aufstieg. Die Sandsteinmassen, welche am Flusse manchmal hoch über dem Wasser stehen, sind zu seltsamen Formen ausgewaschen, und haben eben so seltsame Namen, wie „Teufels Theetisch" und „Teufels Backofen". Diese Benennungen rühren von den alten Hinterwäldlern her, welche oft genug diese Felsen im Fahrwasser mögen verwünscht haben, als sie noch allein mit ihren langen Flachbooten den Mississippi hinunterfuhren. Immerfort trieben mächtige Baumstämme mit Wurzelscheiben und dürren Astkronen den Strom hinab, der Steuermann hatte genug zu thun, ihnen auszuweichen; noch mehr Not macht es ihm, daß das Fahrwasser sich so häufig ändert. Der Strom reißt hier Strecken Landes vom Ufer ab und schwemmt sie dort oder in seiner Mitte wieder an, im Schlamm schlägt dann bald eine Art Pappeln auf und befestigt den Grund. Später erheben sich auf den also gebildeten Inseln die stolzen Waldbüsche; viel häufiger aber werden sie schon früher wieder weggerissen. Oft konnte man tief in die Wälder hinein die Sümpfe und den Schlamm der Überschwemmungen sehen, welche der große Fluß alljährlich so weit ausschüttet. Wege am Ufer sind da ganz unmöglich, und wenn sie mit den größten Kosten geschaffen wären, würde sie der Strom vielleicht schon im nächsten Jahre samt dem Lande wegreißen. Weil die Gewalt des Stromes so mächtig ist, brauchen die Schiffe zur Bergfahrt starke Maschinen und rasseln deshalb auch so arg; in der Regel sind sie in ein paar Jahren aufgebraucht. Und trotzdem ist die Fahrt so billig, daß ich von Cincinnati bis St. Louis, die ganze gute Tafel eingerechnet, nur 10 Dollars bezahlte.

Die Strecke von Cairo bis St. Louis, nur 190 engl. Meilen, ist bekanntlich noch jetzt viel gefährlicher als eine Reise über den ganzen Ozean; sie hatte allein im Jahre 1852 36 Dampfschiffe eingeschluckt, diejenigen nicht mitgezählt, welche in die Luft sprangen. Daher hatte man auch für verschiedene Stellen schaurige Namen von Hölle und Teufeln entlehnt, eine hieß der Schiffskirchhof — wie manche Leiche mag da unten liegen, umhüllt vom Schlamm des Mississippi. Zwei Schiffe mit Taucherglocken waren beschäftigt, noch etwas von den versunkenen Schätzen wieder aufzufischen, das untergetauchte Menschenleben konnte man freilich nicht wieder auffischen. Wozu auch so viele Mühe darum — das Land bringt und empfängt ja doch neue

Menschen genug: so möchte mancher Anwohner des Mississippi denken in jenen Stadtlöchern, wo in der That Menschenleben manchmal noch jetzt mit so viel Gleichgültigkeit ausgeblasen werden, als man bei uns etwa eine Injurienklage anstellt.

Ist man ein paar Tage auf diesen Gewässern gefahren, so fühlt man sich erleichtert, wenn einem endlich das stattliche St. Louis in einer Ausdehnung von ein paar Meilen vom hohen Ufer herüberglänzt.

St. Louis.*)

Im Februar 1764 verließen einige kühne Franzosen das jetzt in Trümmern liegende Fort Chartres, welches die Nordgrenze der damals französischen Kolonie Louisiana gegen Indianeranfälle schützen half, gingen den Mississippistrom aufwärts und ließen sich ungefähr $4^1/_2$ deutsche Meilen unterhalb der Einmündung des Missouri unter 38° 36′ n. Br. auf dem westlichen Ufer des Mississippi an einer erhöhten Stelle nieder, wo sie gegen die Überschwemmungen des Stromes gesichert waren. Sie nannten den Platz nach König Louis IX. Saint Louis; das Bild jenes Fürsten, ein Geschenk des achtzehnten Ludwig, schmückt noch heute die Kathedrale der Stadt.

Das ausschließliche Recht dieses neuentstandenen Ortes zum Handel mit den Indianern am oberen Mississippi und Missouri, sowie des damals ganz unbekannten Westens, namentlich der Pelzhandel, zog bald mehr Ansiedler herbei, sodaß der Ort den zahlreichen Indianeranfällen widerstehen konnte. Im Jahre 1770 gelangte das damalige Louisiana, das zu jener Zeit den größten Teil der Südstaatengruppe umfaßte, an Spanien, das neben der Hauptstadt New-Orleans einen Regierungssitz in St. Louis einrichtete.

Napoleon I. ließ 1800 Louisiana wieder an Frankreich zurückgeben, verkaufte aber die ganze große Landschaft, deren Besitz ihm wertlos dünkte, im Jahre 1803 an die Vereinigten Staaten unter ihrem dritten Präsidenten Jefferson.

Waren bis dahin meist Franzosen eingewandert, namentlich Emigranten infolge der Revolution von 1789; so strömten jetzt, wo die Vereinigten Staaten bereits westlich des Alleghanie-Gebirges am Ohio festen Fuß gefaßt hatten, viele Einwanderer vom Osten nach St. Louis. Diese Amerikaner englischer Abkunft amerikanisierten bald das französische Element; doch herrscht in den alten Familien von St. Louis noch heute eine gewisse Vorliebe für Frankreich. Die französische Einwanderung hat fast ganz aufgehört; an ihre Stelle ist die deutsche getreten. Von den 350,000 Einwohnern, welche St. Louis besitzt, sind über ein Drittel Deutsche.

Während sich früher der Strom der deutschen Einwanderung nach den Staaten des Ostens, vorzugsweise nach New-York und Pennsylvanien er-

*) Transatlantische Streifzüge von M. v. Versen. Bilder aus den Vereinigten Staaten von Richter. J. G. Kohl im „Ausland" 1871 über die Lage von Chicago.

gossen hatte, änderte sich dies mit dem Jahre 1821, wo der Staat Missouri, dessen Hauptstadt St. Louis ist, in die Union aufgenommen worden war. Dort sind jetzt die Deutschen am zahlreichsten vertreten, dort haben sie zuerst Gelegenheit gehabt, ihren Einfluß im Kriege und Frieden zur Geltung zu bringen. In ganzen Landstrichen am Missouri aufwärts wie am Mississippi abwärts haben sich Deutsche massenhaft niedergelassen.

St. Louis ist jetzt die sechstgrößte Stadt in der Union. Sie kommt nach New=York, Philadelphia, Brooklyn, Chicago und Boston, besaß 1870, nachdem sich die Zahl in den 5 Jahren nach dem Bürgerkriege (1865—70) verdoppelt hatte, 310,864 Einwohner, 1880 dagegen 350,000. Ein noch bedeutenderes Wachstum wird mit solcher Bestimmtheit angenommen, daß schon jetzt in allen öffentlichen Einrichtungen der Zuschnitt darauf vorgesehen ist. St. Louis ist das Centrum der großen Mississippi=Niederung. Die mächtige Brücke, welche die beiden Ufer des gewaltigen Stromes verbindet, ist vollendet und eine Eisenbahn nach dem stillen Meere durchschneidet von hier aus seit 1869 die südlichen Staaten und Territorien der Union. Zu der günstigen, centralen Lage und den günstigsten Wasserstraßen kommt noch, daß die Stadt auch in der Mitte der fruchtbarsten Landstriche liegt, welche Weizen und Mais und eine Menge von Erdfrüchten produzieren, während die noch fruchtbareren Südstaaten hauptsächlich Baumwolle, Zucker und Reis kultivieren. Sie hat ferner das Glück, von reichen Kohlenlagern umgeben zu sein und das erzreiche, namentlich eisenhaltige Ozark=Gebirge im südwestlichen und südlichen Missouri in der Nähe zu haben.

Was das äußere Ansehen der Stadt St. Louis anbetrifft, so ist das Auffallendste daran ihre ungeheure Ausdehnung. Sie ist auf der rechten (westlichen) Seite des Mississippi erbaut, der hier, durch ein felsiges Bett eingeengt, nicht über 400 m breit ist. Der älteste Teil der Stadt beschränkte sich auf wenige Straßen, welche längs dem Flusse hinliefen, und brannte im Jahre 1849, als die Zahl der Einwohner etwa 50,000 betrug, fast vollständig nieder. Jetzt ist jener Teil am Flusse, wie überall in den Städten der Vereinigten Staaten, nur mit Geschäftshäusern besetzt, die Straßen sind eng und senken sich steil zum Flusse hinab. Seitdem aber hat sich die Stadt um mehr denn das Zehnfache in die Breite und Länge ausgedehnt, und mißt in der Breite 3—4 engl. Meilen oder 1 — 1½ Stunde, in der Länge aber 10 Meilen oder 4 Stunden. Doch liegen ganze Quadrate noch unbebaut dazwischen und im Süden der Stadt ist eine Strecke von mehr als 1 Stunde, welche nur zerstreute Landhäuser und einige Fabriken enthält. Das Städtchen Carondelet nämlich, welches 2 engl. Meilen südlich von der Stadt liegt und durch große Eisenschmelzwerke bemerkenswert ist, wurde vor einigen Jahren in den Umkreis der Stadt aufgenommen.

Die neueren Stadtteile und Straßen sind im Gegensatz zu den älteren weit und zum Teil mit großartigen Häusern besetzt. Die Straßeneisenbahnen durchschneiden die Stadt in allen Richtungen und sind hier fast so unentbehrlich, wie die Beine zum Gehen. Denn da die Geschäftshäuser von den

Wohnungen getrennt sind und die Stadt sehr ausgedehnt ist, so sind Eisenbahnen für alle, die ihre Wohnungen in weiter Entfernung vom Geschäfte haben — und das sind die meisten — unentbehrlich.

Diese Ausdehnung der Stadt, deren Grenzen immer weiter rücken, rührt zumeist daher, daß das Grundeigentum, je näher dem Mittelpunkt der Stadt, wo die Geschäftsstuben sind, desto teurer wird; auch sind ja die größten und besten Teile des Bodens überall im Besitz der Reichen, welche dieselben nur zu den allerhöchsten Preisen wieder verkaufen. Der Arbeiter oder Geschäftsmann, der sein Erspartes zum Ankauf eines Grundstücks oder Häuschens verwenden will — die meisten Einwanderer sind in diesem Falle — kauft natürlich zu möglichst niederem Preise, also möglichst weit vom Mittelpunkte der Stadt und so dehnt sich diese stets weiter aus, während noch viele unbebaute Grundstücke in ihrer Mitte liegen. Zur Schönheit der Stadt trägt das keineswegs bei, und so sehen auch viele der schönsten Straße nur halbfertig aus; andere aber, besonders in weitem Umkreise der Stadt, enthalten eine Menge prächtiger Gebäude, von gut angelegten und sorgfältig gepflegten Gärten umgeben. Alle diese Wohnhäuser sind im feinen Stil von Villen gebaut, haben ihre Veranda, oft auch Säulengänge und ein plattes Dach.

Man trifft aber auch auf Straßen, deren Häuser einen und denselben Zuschnitt zeigen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das Court-House aus, in welchem die Gerichte und die meisten Behörden ihren Sitz haben. Das imposante Gebäude ist im griechischen Stil erbaut; im Innern der Kuppel sind einzelne Momente aus der Geschichte der Stadt von einem italienischen Künstler al fresco gemalt. Einen Prunksaal für die Väter der Stadt sucht man aber vergebens, das souveraine Volk gestattet ihnen neben dem Gehalt keine Repräsentation.

Größe und Bauart der Kirchen ist höchst mannigfaltig. Da die Kirche gänzlich frei und mit allen ihren Einrichtungen nur Sache der größeren oder kleineren Gemeinden ist, so erheben sich, wie und wo sich eine Gesellschaft zu religiösen Zwecken zusammenthut, in allen Teilen der Stadt zahlreiche Kirchen. Ihre Form wechselt je nach dem Vermögen ihrer Gemeindeglieder zwischen einer einfachen Bethalle mit hohen Fenstern, einer Anzahl Bänke oder Stühle, einem erhöhten Platz für den Prediger und einem Harmonium anstatt der Orgel — einer von Backsteinen erbauten deutschen Dorfkirche oder einer in gotischem Stil oder auch in romanischem oder byzantinischem Stil aus rotem oder grauem Sandstein gebauten Prachtkirche.

Die stattlichen Schulhäuser zeichnen sich durch ihre praktische Einrichtung aus; sie sind bequem und solid, gut beleuchtet und ventiliert. Die Einwirkung deutscher Pädagogik hat auf das ganze Unterrichtssystem einen vorteilhaften Einfluß geübt und selbst in vielen rein englischen Schulen wird jetzt deutsch gelehrt. Doch macht sich der Katholizismus in St. Louis noch bemerkbar genug: zu den 30 katholischen Kirchen kommen zahlreiche Klöster und katholische Schulen. Die Universität (das Wort im amerikanischen Sinne zu nehmen) ist in den Händen der Jesuiten, zumeist französischer. Auch die

Damen des Sacré Coeur besitzen ein sehr besuchtes Erziehungsinstitut in einem prachtvollen Palast.

Wie mit dem Anwachsen der Bevölkerung auch der Besuch der öffentlichen Schulen gewachsen ist, kann man aus folgender Tabelle ersehen; sie umfaßt einen Zeitraum von 30 Jahren.*)

Jahre.	Bevölkerung.	Besuch der öffentlichen Schulen.	Einkünfte von Grundeigentum.	Prozente von der Gesamtbevölkerung.
1841	20,826	350	Dollars: 4,200	1,2
1851	83,439	2,427	14,220	2,9
1861	163,738	13,380	33,497	8,1
1871	325,000	31,087	53,221	9,6

Die Verhältniszahl des Schulbesuches hat also im Vergleich mit der ganzen Bevölkerung gleichfalls zugenommen.

An das Materielle knüpft sich doch immer zuletzt auch das Geistige und Sittliche, an die „Güter" auch das „Gute". So hat ein Bürger von St. Louis, Herr Mullanphy, ein meist in Grundeigentum bestehendes Vermögen von 2,400,000 Mark als einen Grundstock gestiftet zur Unterstützung aller unbemittelten Einwanderer, die mit der Absicht, sich im Westen anzusiedeln, durch St. Louis kommen. Die Anstalt muß zu allen Eisenbahnzügen und Dampfbooten, welche Einwanderer bringen, einen Agenten senden, der denselben die nötige Hilfe leistet. Mullanphyhome ist ein großes Pilgerhaus, das 500 Personen beherbergen kann. Arme Reisende werden dort mehrere Tage lang unentgeltlich verpflegt, erforderlichen Falls auch mit Kleidern und Geldvorschüssen versehen.

Gemeinnützliche Anstalten haben in Amerika immer einen großartigen Zuschnitt. Dies zeigt sich besonders an den Wasserwerken außerhalb der Stadt am Mississippiufer, welche mittelst ungeheurer Dampfmaschinen das Wasser aus dem Strome pumpen, es dann der Filtrierung übergeben und durch Röhren in die Häuser der Stadt leiten. Auch in der Anwendung des Dampfes sind die Amerikaner den Europäern weit vorausgeeilt. Die Crackers z. B. (die amerikanischen Biskuitchen) werden ganz fabrikmäßig gemacht. Im oberen Stock schüttet man die Zuthaten in Trichter, die sie stufenweise tiefer und tiefer bis in den Backofen unten führen, aus welchem sie fix und fertig in bereit stehende Kisten rollen. Die ganze Bäckerei wird mit Unterstützung weniger Arbeiter nur durch Dampfmaschinen bewerkstelligt.

Alljährlich werden in St. Louis, mit dem ersten Montag im Oktober beginnend und eine Woche dauernd, Industrie-Ausstellungen veranstaltet, verbunden mit festlichen Fahr-Rennen. Diese fairs sind sehr sehenswert. Auf einer großen mit einem Gatter umgebenen Fläche in der Nähe der

*) Ich gebe dieselbe nach dem siebzehnten Jahresbericht des Rates der öffentlichen Schulen in St. Louis 2c. (St. Louis, 1872).

Stadt, den sogenannten fair-grounds, sind die verschiedenen Ausstellungen gruppiert: alle Sorten Haustiere, landwirtschaftliche Produkte, Maschinen, Industrie-Gegenstände, Kunsthalle und Rennbahn. Die um letztere amphitheatralisch gebauten mit Dächern und vielen Bogen versehenen Tribünen enthalten 40,000 Sitzplätze, welche neben den Tausenden von Stehplätzen mitunter alle besetzt sind. Bei dem Eintrittsgeld von $^1/_4$ und $^1/_3$ Dollar täglich wird es erklärlich, daß dies Unternehmen in echt amerikanischer Weise von wenigen Privatpersonen unternommen werden konnte, ohne daß Staat oder Stadt nur ein Scherflein dazu beizusteuern brauchten. Die Gesellschaft hat mit dem ganzen Unternehmen so gute Geschäfte gemacht, daß sie ihre Überschüsse auf Prämien für hervorragende Leistungen im Gewerbe oder Landbau, sowie auf Rennpreise verwenden konnte.

Die Fahrrennen dauern die ganze Fair-Woche hindurch. Es wird nur einspännig gefahren; der Jockey sitzt in einem aus amerikanischem zähen Holze fein gearbeiteten, möglichst leichten zweirädrigen Wagen, der schmale Sitz über dem Pferdeschweif schwebend, die gespreizten Füße in Blechschuhen auf den Gabelstangen zu beiden Seiten der Kruppe. So fliegt er fort mit dem Pferde, das nicht etwa Paß, sondern reinen Schnelltrab geht und fast nie in den Galopp fallen darf.

„Den Siegern," berichtet M. v. Versen, „wird nach aufregenden Kämpfen ein Applaus zu Teil, wie ich ihn nur bei Stiergefechten in Spanien gehört habe. Spotted-tail, Swift-bear und die übrigen Sioux-Häuptlinge, welche ich eines Tages in der Direktionsloge traf, fanden entschieden Gefallen an diesem Spektakel und nickten sich lächelnd zu, trotzdem sie sich sonst in große Würde einhüllten, kein Wort wechselten und wohl sehr mißmutig über die Anwesenheit solcher Menge von Blaßgesichtern waren, wo vor 100 oder mehr Jahren ihre oder ihrer Stammgenossen Jagdgründe lagen.

In der Ausstellung der Haustiere fielen unter zahlreichem guten Vieh aller Art einige Schweine von absonderlicher Stärke auf, welche fast die Größe kleiner Kühe hatten. Von hier führte man mich durch aufgetürmte Baumwollenballen, von denen ich nichts verstand, nach der Ackerbauhalle. Unter den Getreideproben waren es Mais, Weizen und Kartoffeln, von denen ich nie so viele Sorten beisammen gesehen hatte, namentlich Kartoffeln von der Größe eines Kinderkopfes und einer langen Zuckerrübe. Die Gemüse waren in gleicher Üppigkeit vertreten. Unter den vielen Maschinen band eine neue sehr geschickt das gemähte Getreide mit Draht in Garben.

Die Gewerbehalle enthielt mäßigere Erzeugnisse und die Kunsthalle war schwach bestellt; nur einige gute Landschaftsbilder hatte das letzte Jahr gebracht.

Mitten in dem Gewühl der vielen Besucher tönte aus einem der Zelte ein ernster Gesang. Man sagte mir, daß er von den Methodisten herrühre, einer zahlreichen, sehr frommen protestantischen Sekte, welche hier inmitten des geräuschvollen Verkehrs Betstunde hielten, um den Glaubensgenossen unter den vielen dort beschäftigten Personen Gelegenheit zu geben, an ihrem Gottesdienst Teil zu nehmen. Das Zelt war geräumig und von zwei Seiten

offen; nur wenige Personen darin, welche geistliche Lieder sungen. Das Publikum zollte ihnen keine Beachtung; es ist an Sekten der extremsten Richtung gewöhnt und achtet die Ausübung jeder Religion, so lange dieselbe keine Ansprüche Andersgläubigen gegenüber erhebt."

St. Louis, die Hauptstadt des Staates Missouri, wird durch den Mississippi von Illinois getrennt, dessen Hauptstadt Chicago ist. Die Brücke, welche man über den mächtigen Strom geschlagen hat, ist von kolossalen Dimensionen. Der mittlere Bogen hat eine Spannung von 154 m, die beiden Seitenbogen von je 60 m. Von den zwei Pfeilern, welche diese ungeheuren Bogen tragen, ist der eine nur 60 m, der andere 51 m hoch, ihre Breite beträgt 33 m. Die Brücke hat zwei doppelte Schienenlinien — die eine mit breiter, die andere mit enger Spurweite — für Fußgänger und Straßeneisenbahnwagen. Das großartige Bauwerk hat über 5 Millionen Dollars gekostet.

Ein Spaziergang an die Ufer des Mississippi giebt ein anschauliches Bild des großartigen Handels der Stadt. Der breite majestätische Strom ist zu beiden Seiten mit ungeheuren Magazinen, Warenhäusern, turmhohen Getreidespeichern und Lagerschuppen besetzt; in den hier ausmündenden Straßen drängen sich Kaufleute und Matrosen, Schiffsarbeiter und geschäftige Clerks. An Matrosenherbergen, Kneipen und schmutzigen rauchgeschwärzten Baracken fehlt es auch nicht; sie sind das gewöhnliche Zubehör aller See- und Flußhäfen.

Chicago, die junge Nebenbuhlerin von St. Louis.

Wie im Geschäftsleben der Amerikaner jedes gelungene Unternehmen alsbald ein ähnliches hervorruft, das dem anderen den Vorrang abzugewinnen sucht; wie die zwei großen politischen Parteien, die Republikaner und Demokraten um die Herrschaft ringen, so kämpfen auch Handelsstraßen und Handelsstädte um den Vorzug und machen sich Konkurrenz. Da in solchem Wettkampf alle Kräfte entwickelt und aufs äußerste angestrengt werden, so schlägt die Konkurrenz meistens zum Vorteil der Konkurrierenden aus und dient dem Wohle des Ganzen.

St. Louis und Chicago, die beiden größten Städte des Westens der Ver. Staaten, die sowohl nach Zahl der Einwohner als nach Bedeutung ihres Handels unmittelbar auf New-York und Philadelphia folgen, machen sich die erste Stelle streitig. Vor dem Bürgerkriege (1863—65) war St. Louis bedeutender, wurde jedoch während des Krieges in den Hintergrund gedrängt, und Chicago eilte ihm voraus. In den wenigen Jahren nach dem Kriege hob sich jedoch St. Louis wieder so rasch, daß eine zeitlang das frühere Verhältnis wieder hergestellt war. Dies erklärte sich aus den allgemeinen Handels- und Verkehrsverhältnissen der Ver. Staaten. Da nämlich der größte Teil des Handels der Ver. Staaten von New-York ausgeht, so sind die Wege, welche sich der Handel von New-York in das Innere der

Ver. Staaten bahnt, die Bedingung zur Entwickelung des binnenländischen Handels. Solcher großen Handelswege von New-York nach dem Inneren und nach dem Westen giebt es aber nur zwei, den nördlichen über Chicago und den südlichen über St. Louis. Dieser letztere nun war während des Krieges gesperrt, und somit schlug der gesamte Binnenhandel den nördlichen Weg über Chicago ein. Dieser Umstand in Verbindung mit der glücklichen Lage Chicagos am Südgestade des Michigansees brachte der jungen Stadt in wenigen Jahren die größten Vorteile. Seit dem Ende des Krieges muß sie jedoch den Binnenhandel wieder mit St. Louis teilen, und seitdem entstand eine heftige Opposition und Eifersucht zwischen beiden Städten, welche sich in der Presse oft auf beleidigende Weise aussprach. Beide warfen einander Großthuerei und Schwindel vor, und als nun gar die Zählung von 1870 15,000 Einwohner für St. Louis mehr ergab, wurde alsbald eine neue Zählung in Chicago veranstaltet, die sogar 22,000 Einwohner mehr als in St. Louis ergab!

Bald nachher brach über Chicago das große Unglück einer ungeheuren Feuersbrunst herein (8. Okt. 1871) und die Stadt ward in ihrem wunderbar schnellen Fortschritt gehemmt, wenn auch nur auf kurze Zeit.

Man ist wohl in den Ver. Staaten kaum noch überrascht, wenn man sieht, in welcher Progression sich die Einwohnerzahl der jungen Städte vervielfacht. Aber das Emporkommen und Wachsen der Stadt Chicago hatte doch alle Erwartungen übertroffen und grenzte in der That ans Wunderbare.

An der südwestlichen Spitze des Michigansees auf einem Terrain angelegt, welches die Union von den Sack- und Fox-Indianern gekauft hatte, zählte der Ort im Jahre 1829 erst dreißig Ansiedler. Nach 1832 begann in unmittelbarer Nähe der Stadt der sogenannte Black-Hawk-Krieg mit den Sacks und Foxes, welche das ihnen 25 Jahre zuvor abgekaufte Land nicht räumen wollten und unter ihrem tapferen Häuptling gegen verschiedene Truppenabteilungen längeren Widerstand leisteten, bis sie schließlich über den Mississippi zurückgedrängt wurden. Jetzt haben sie eine Reservation in Kansas erhalten.

Im Jahre 1839 hatte Chicago 3,200 Einwohner, 1849 bereits 23,047, 1859 90,000, 1870 298,977 und im Jahre 1880 zählte es 503,000.

Nun, nachdem kaum fünf Jahrzehnte seit der Gründung verflossen sind, haben wir in Chicago zu bewundern eine prachtvolle Großstadt, eine der lebhaftesten Handelsstädte und den größten Getreidemarkt der Welt, den Knotenpunkt zahlreicher Eisenbahnen, Kanäle und weitreichender Schiffahrtswege; eine Stadt mit öffentlichen, zum Teil aus Marmor aufgeführten Prachtgebäuden, mit wohleingerichteten Schulen, einer Universität und Sternwarte, einem theologischen Seminar, einer Akademie der Wissenschaften, einer historischen Gesellschaft, deren Bibliothek über 90,000 Bände zählt, mit zahlreichen Theatern, Lese-, Konzert- und Versammlungshallen. Sehr bemerkenswert und für das Deutsche besonders erfreulich ist die Einführung deutscher Sprach-

stunden in den Schulunterricht und die steigende Teilnahme von seiten der englisch sprechenden Bevölkerung an der Erlernung des Deutschen.*) Das Innere der Stadt ist durch mehrere Parks verschönert, auch sind manche Straßen mit Baumreihen besetzt. Die Straßen von Nord nach Süd und von Ost nach West laufend und rechtwinklig sich kreuzend, sind fast durchschnittlich 24 m breit, mit Holzblöcken nach Nicholsons System gepflastert und in den Hauptstraßen mit breiten steinernen Trottoirs versehen. Überall vermitteln Pferdeeisenbahnen den Verkehr.

Die Hauptstraßen werden ebenso wie in Baltimore und Philadelphia von einem sehr komplizierten Netz von Telegraphendrähten durchzogen, die von haushohen mastbaumstarken Telegraphenstangen getragen werden. Quer über die Straßen sind Drahtseile gespannt, an denen in großen goldenen Buchstaben die Namen von Geschäftshäusern und Restaurants hängen. Die Häuser selbst sind über und über mit Firmentafeln und Aufschriften bedeckt.

Der nördliche Teil der Stadt in der Nähe des Seees und des in ihn mündenden Chicagoflüßchens ist das Geschäftsviertel. Dort setzte der flache sumpfige Boden der Stadtanlage die größten Hindernisse entgegen, wie auch der trüb dahinschleichende Fluß für eine Hafenanlage nicht günstig war. Die

---

*) Die Freie Presse in Chicago schreibt: Vom 1. Jan. 1861 bis zum 1. Jan. 1876 sind nach den offiziellen statistischen Berichten 4,214,551 Einwanderer an den Küsten der großen nordamerikanischen Republik gelandet; von diesen sprachen 1,344,717 oder 31,9 pCt. in deutscher Zunge. Also nahezu ein volles Drittel der gesamten Einwanderung. Bei der Volkszählung im Jahre 1860 wurden gleichzeitig statistisch-geographische Karten aufgenommen, aus denen auch zu ersehen war, nach welchen Teilen der Union der Deutsche seinen Wanderstab gesetzt hat. Dort finden wir, daß sich am südwestlichen Ufer des Michigansees, auf dem Landstriche, der das County Cook, einen kleinen Streifen von Indiana und Wisconsin, umfaßt, mehr Deutsche angesiedelt haben, als in irgend einem andern Teile der Ver. Staaten. Illinois selbst wird nur von New-York an Zahl seiner deutschsprechenden Bürger übertroffen. Sollte darin nicht eine gewisse Berechtigung für den deutschen Unterricht liegen? Von den modernen Sprachen gab man früher dem Französischen, als dasselbe noch die sogen. internationale oder Diplomatensprache war, den Vorzug. Aber auch hier haben die Kanonen von Sedan eine Änderung hervorgerufen. Die Handelsinteressen Deutschlands sind mit denen Englands, Amerikas und der Kolonieen bei weitem enger verknüpft, als mit denen Frankreichs. Ein weiterer Grund liegt in der ungeheuren Verbreitung des Englischen, das von etwa 90 Mill. Menschen gesprochen wird. Nächst ihm finden wir das Spanische mit 70 Mill. Über 60 Mill. Menschen sprechen die deutsche Zunge und gegen 45 das Französische. Wie sehr dem Deutschen vor dem Spanischen der Vorzug zu geben ist, bedarf keiner Erläuterung. Nach den offiziellen Berichten der Chicagoer Schulen nahmen in dem Schuljahre 1874—75 3359 Zöglinge an dem deutschen Unterrichte teil. Dieselben verteilten sich auf die verschiedenen Nationalitäten wie folgt: 953 Anglo-Amerikaner, 1096 Deutsche (in Amerika geboren), 419 Deutsche (in Europa geboren), 419 Irländer, 135 Skandinavier und 337 Angehörige verschiedener Nationalitäten. Die deutschen Zöglinge sind demnach nur 1515 an der Zahl gegen 1844 andere. Hieraus erhellt, daß es nicht in erster Linie die Deutschen sind, welche den Unterricht ihrer Muttersprache verlangen, sondern gerade die übrigen Bevölkerungselemente, an ihrer Spitze die Anglo-Amerikaner. Während des Schuljahrs 1875—76 hat die Beteiligung am deutschen Unterricht ganz ungemein zugenommen.

Yankees wußten sich aber zu helfen. Sie erhöhten den Grund des ganzen Geschäftsquartiers um 1—2$^1/_2$ m und vertieften das Bett des Chicagoflusses, so daß sie einen guten Hafen gewannen.

Das anfänglich vom Ufer des Seees entnommene Trinkwasser war trübe und unbrauchbar. Man grub einen Schacht und führte von diesem aus einen Stollen fast eine Wegstunde mitten in den See, d. h. unter seinem Grunde, hin, erbaute am Ende desselben einen Wasser- und Leuchtturm, den „Crib", und leitete von dort das klare Seewasser in die Stadt, wo es durch mächtige Dampfmaschinen in die großen Wasserbehälter geführt wird. Täglich liefert diese städtische „Wasserkunst" etwa 20 Mill. Gallonen*) Wasser. Und doch sah man sich veranlaßt, noch einen zweiten Tunnel in den See hineinzubauen, weil das Wasser für die weitläufig gebaute Stadt, die in den Parkanlagen auch Springbrunnen haben wollte, nicht genügte.

An den Grenzen der Stadt hat man auch artesische Brunnen gebohrt, bis zu 200 m Tiefe, welche 1$^1/_4$ Mill. Gallonen des reinsten Wassers geben.

Ferner hat man unter dem Flußbett des Chicago zwei Tunnels angelegt, damit der Verkehr nicht zu sehr durch die aus- und einladenden Schiffe oben auf der Wasserfläche verzögert werde.

Um Docks zu gewinnen, hat man die kostspieligsten Hafenbauten nicht gescheut. Doch damit nicht genug, hat man durch einen großen Kanal den Michigansee mit dem Mississippi verbunden. Das Chicagoflüßchen, welches sonst sich in den See ergoß, nimmt jetzt einen Abfluß desselben auf und fließt in einem tiefen Kanal durch den Sumpf, welcher südwestlich von der Stadt die Wasserscheide zwischen zweien der mächtigsten Ströme der Erde — dem Mississippi und St. Lorenzstrom — bildet. So geht eine ansehnliche Wassermenge aus dem See in den starken Illinoisfluß hinüber und mit diesem in den Mississippi. Als Haupt-, Zoll- und Einfuhrhafen (Port of entry) am Michigansee ist Chicago zugleich der Haupthafen für den Superior-, Hudson-, Erie- und Ontario-See, die durch Abflüsse verbunden und zusammen größer sind als das adriatische Meer. Durch sie steht Chicago in Wasserverbindung mit dem Lorenzostrom in Canada; sowie durch den in den Erie-See mündenden Erie-Kanal mit dem Hudson und New-York. Um die Niagarafälle zu umgehen, hat man den Welland-Kanal so erweitert, daß große Seeschiffe den Lorenzstrom hinauf nach Chicago kommen können, wie es schon längst kleinere Seeschiffe, namentlich die mit Thran beladenen norwegischen gethan haben. Somit ist die Binnenstadt Chicago ein Seehafen ersten Ranges geworden.

Wie St. Louis für eine südliche, ist Chicago für eine nördliche Pacificbahn interessiert, welche zwischen dem 46. und 47. Breitengrade die Territorien Dakota und Montana durchschneidet und an der Küste des stillen Meeres im Territorium Washington endigen soll. Sie ist schon fast voll-

---

*) 1 Gallon à 8 Pounds à 3,785 Liter.

endet, wird aber noch mehr vom Schnee belästigt werden, als die Central-Pacific-Bahn. Im Herbst 1872 wurden die Arbeiter in Dakota oder Minnesota so früh von Schneestürmen überrascht, daß sie nur mit größter Mühe und Not die nächsten Ansiedelungen erreichten.

Chicago wird mit Recht die Tochter New-Yorks genannt, denn es ist durch New-Yorker Kapital zu seiner Blüte gelangt. Als ein Produkt des spekulativen, rastlos arbeitsamen, oft raffinierten Geistes des östlichen Yankees verbindet es mit seinem großartigen Export von Naturerzeugnissen (namentlich Getreide aus dem fruchtbaren Illinois) und Import von Manufakturwaren selbst eine vielseitige Industrie. Seine Vorstädte wimmeln von Eisenwerken, Dampfmaschinenbau-Anstalten, Fabriken von Ackergeräten, Leder-, Hut-, Zucker-, Tabaksfabriken, da trifft man riesige Mahlmühlen, Brauereien und Brennereien, Schlacht- und Fleischversendungshäuser. Im Handel mit Schweinefleisch hatte Chicago schon im Jahr 1870 das durch diesen Industriezweig bekannte Cincinnati überflügelt; es wurden in jenem Jahre bereits 688,141 Schweine geschlachtet, also doppelt so viel als in Cincinnati. Im Jahre 1878 war die Zahl derselben bis 4,593,000 angewachsen. In demselben Geschäftsjahr wurden nach Europa, Canada und Südamerika 460,671,000 Pfund Speck (bacon) im Werte von 49,512,412 Dollars; 69,671,000 Pfund Pökelfleisch im Werte von 6,296,414 Dollars und 234,741,233 Pfund Schmalz im Werte von 25,552,665 Dollars ausgeführt. Das Bedeutendste leistet aber Chicago doch in seinem Getreidegeschäft. In ungeheuern Speichern, die man hier elevators nennt, wird das Korn aufgestapelt; 20 solcher Speicher haben Raum für 14 Mill. Bushels Getreide; der größte unter ihnen faßt 1,600,000 Bushel,*) drei andere jeder 1,500,000. Das Handelsamt der Stadt erhebt bestimmte Gebühren für Aufsicht, Verwiegung und Verladung. Der Eigentümer erhält einen Lagerschein auf 20 Tage mit Angabe der Qualität seiner Ware. Diese Lagerscheine werden samt den Getreideproben ausgelegt und jeden Nachmittag gewisse Portionen in der Wechselhalle des Handelsamts versteigert. Die Schlußpreise der Londoner Kornbörse (in Marklane) können bei den Unterschieden der Tageszeiten auf der östlichen und westlichen Halbkugel, zu gleicher Stunde in Chicago bekannt gemacht werden. Die Handelsoperationen versteigen sich oft in so kühne Spekulationen, daß auf anfänglichen Gewinn plötzlich schwere Verluste folgen. Auch in anderen Handelszweigen geschieht Ähnliches und mancher leichtsinnige oder allzukühne Yankee ist mehrmals in seinem Leben reich und arm geworden.

Alles in allem genommen darf sich Chicago mit Recht — St. Louis und anderen amerikanischen Städten gegenüber — seines größeren Unternehmungsgeistes rühmen, und es ist nicht zu leugnen, daß, wie die Stadt selbst eine Art Wunder ist, daselbst auch die merkwürdigsten und großartigsten Unternehmungen stets einen guten Boden finden. Sehr bezeichnend für den

*) 25 Bushels = 20 Centner.

Charakter der Stadt und ihrer Bewohner ist der Witz, es sei einer von Chicago gewesen, der sich auf freiem Felde zum Schlafen niederlegte und mit einem Hotel über sich aufwachte.

---

4. Flußdampfer und Panzerschiffe.

Die Mississippidampfer.

Eine ganz eigentümliche Art von Dampfschiffen findet man auf dem Mississippi und seinen Nebenflüssen. Ihrer Bauart liegt hauptsächlich der Zweck zum Grunde, auch bei niederem Fahrwasser schnell und mit bedeutender Ladung vorwärts zu kommen. Sie haben deshalb keine Kiele, sondern sind unten ganz flach gebaut und laufen nach vorn zu in eine scharfe Spitze aus. Der unterste Raum in den größten Schiffen dieser Art ist kaum 2 m tief; die Maschinen und Kessel befinden sich auf dem unteren Deck, also nicht im Schiffsraume, wie anderwärts. Ein solches Boot hat je nach Verhältnis der Größe 2—8 Kessel, die nebeneinander auf dem Vorderdeck stehen, und deren Öffnungen sich gerade unter den Kaminen befinden. Meistenteils hat jedes Boot zwei Maschinen hinter den Kesseln mit horizontalem Hochdruck; denn weil sich im Strome ungeheure Sandmassen anhäufen, können die sonst üblichen Maschinen nicht angewandt werden, weil die Pumpen mit dem Wasser zugleich den Schlamm in den Kessel und durch den Dampf in die Röhren führen würden.

Hinter dem Maschinenraume ist das untere Deck, der Platz für diejenigen, welche billig reisen und dafür arbeiten wollen; dasselbe ist oft so vollgepfropft, daß kaum der vierte Teil der daselbst Befindlichen zu gleicher Zeit schlafen kann; ereignet sich ein Unglück, so leiden diese Unterdeck-Passagiere — gewöhnlich Einwanderer — am meisten.

Die Maschinen der Mississippi-Dampfschiffe werden nicht mit Steinkohlen, sondern mit Holz geheizt, das bisher in unerschöpflicher Fülle sich dargeboten hat und noch eine geraume Zeit lang darbieten wird. Beim Einnehmen des Holzes müssen die Deckpassagiere hilfreiche Hand leisten; dafür fahren sie sehr billig, denn von New-Orleans nach St. Louis, eine Strecke von 1200 engl. Meilen, bezahlen sie etwa $2^1/_2$—3 Dollars.

Über dem unteren Deck erhebt sich der Salon, der die ganze Länge des Schiffes einnimmt. Auf beiden Seiten desselben befinden sich die Staatszimmer, jedes für zwei Passagiere und äußerst elegant eingerichtet und zugleich Wohn- und Schlafzimmer. Jedes dieser Staatszimmer hat zwei Thüren, durch die es auf der einen Seite mit dem Salon, dem gemeinsamen Speisezimmer und auf der anderen Seite mit der um das Boot herumlaufenden Galerie verbunden ist. An schönen Tagen und an heiteren Abenden kann somit der Passagier in aller Bequemlichkeit von seinem Zimmer

aus die stets interessante Scenerie der Landschaft sich betrachten; überhaupt lebt man wohl auf keinem Dampfschiffe der Welt so angenehm, als auf den Mississippibooten. Der Fahrpreis ist in anbetracht der vortrefflichen Einrichtungen außerordentlich gering. Man bezahlt von New-Orleans nach St. Louis 15 Dollars (63 Mark); dafür hat man ein schönes Zimmer, täglich 3 Mahlzeiten, Bedienung ohne Trinkgelder. Der lästige Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch von Trinkgeldern ist auf allen amerikanischen Dampfschiffen und Gasthöfen abgeschafft.

Das obere Deck ist der gemeinsame Aufenthalt für die Salonpassagiere. Das hohe Häuschen auf demselben hinter den Kaminen ist der Platz für den Steuermann; es muß immer hoch und auf dem Vorderteile des Schiffes angelegt sein, damit der darin befindliche Lotse eine Strecke weit voraussehen kann, ob Sandbänke oder Baumstämme im Wege sind, welche letztere oft in Massen den Fluß hinuntertreiben und, im Schlamm oder in Strudeln stecken bleibend, den Dampfschiffen große Gefahr bringen. Die übrigen Zimmer im Turme sind ausschließlich für die Lotsen und Maschinisten. Die lange Stange, welche sich auf der äußersten Spitze des Schiffes erhebt, mit der großen schwarzen Kugel, dient dem Steuermann als Visir.

Bei gutem Wasserstande fährt man in 4—5 Tagen von New-Orleans nach St. Louis; von hier bis zu den Wasserfällen von St. Anthony — eine Strecke von 1000 Meilen — braucht man gewöhnlich 8, bei niederem Wasser auch wohl 10 Tage wegen der Stromschnellen, wo die Schiffe durch Ausladen eines Teils der Güter erleichtert werden müssen.

Zwischen New-Orleans und St. Louis fahren die größten Dampfschiffe; weiter oben ist der Fluß nicht tief genug, und man hat dort kleinere Boote. Die ersteren legen trotz ihrer Größe und Massenhaftigkeit 13 engl. Meilen in der Stunde gegen die Strömung zurück! Die Maschinen brausen, knarren und pfeifen von der Gewalt des mächtig arbeitenden Dampfes, und es ist nicht selten, daß die Dampfkessel springen; aber der Amerikaner muß sich schnell bewegen und sollte es ihm das Leben kosten.

Mehr als 4—5 Jahre hält keins dieser Dampfboote aus; wenn sie auch mit Vorsicht behandelt und nicht von gefährlichen Zufällen betroffen werden. Denn wegen des flachen Bodens kann der Bau nicht sehr stark sein. Bleiben sie auf Sandbänken hängen, so können sie nur mit großer Beschädigung des Bodens wieder flott gemacht werden. Die Maschinen und Kessel werden dann herausgenommen und zu neuen Schiffen verwendet; das alte Boot wird als Werftboot benutzt, um Güter und Passagiere darauf zu landen. Gewöhnlich findet man solche auf den Landungsplätzen der verschiedenen kleineren Städte, wo sie selbst als Kaufläden und Wirtshäuser gebraucht werden. Die größten Dampfboote halten 12—1400 Tonnen und sind zuweilen über 100 m lang.

Hudsondampfer.

Diese Kolosse erinnern an Paläste europäischer Großen, von denen sich sagen läßt, sie könnten für ganze Ortschaften gelten, und deren Anblick stets nur aus einiger Entfernung übersichtlich wird, während ihre Einzelheiten immer insbesondere anzuschauen sind. Gegen Abend pflegen an allen Wochentagen immer zu gleicher Zeit oft 5—6 solcher Leviathans ihre Fahrten stromaufwärts zu beginnen, und es gehört viel Gleichgültigkeit dazu, um nicht jedesmal durch solchen Anblick hingerissen zu werden. Steht man etwa am Ufer in Hoboken, so scheint es, als lösten sich ganze Partieen New-Yorks los und träten eine Wanderung ins Innere des Landes auf der großen Wasserstraße an. Unwillkürlich wird man gereizt, solche Fahrt mitzumachen, und gälte es nur, das menschliche Treiben auf diesen Dampfern kennen zu lernen. Auch die Hudsondampfer erster Klasse haben unter ihren Verdecken geräumige Säle, die als Speisesalons und nebenbei auch wohl zur Unterbringung von Passagieren für Tag- und Nachtreisen benutzt werden; sowie auf den Verdecken elegant eingerichtete weite Salons in ein oder zwei Stockwerken sich befinden zur Versammlung der „Ladies und Gentlemen". Auf dem ersten Geschosse der Dampfer sind öfters nur Verdachungen zum Aufenthalt im Freien, um — geschützt gegen Regen und Sonne — die Stromscenerie genießen zu können. Diese lobenswerte Einrichtung ist auch auf solchen Dampfern angebracht, welche zwei Stockwerke auf dem Verdeck mit doppelten Salons haben, nur sind dann die Räume unter den Verdachungen beschränkter. In der mittleren Etage befinden sich die kolossalen Hochdruck-Dampfmaschinen und die Warenräume; darunter, im unteren Schiffsraum, ist die Küche und die Restauration mit ihrem großen Speisesaal. Die Hudsondampfer haben insofern einen besondern Charakter, als ihr Bau jenen scharfen Schnitt zu zeigen pflegt, der „amerikanisch" genannt zu werden verdient, und welcher die auf Schnelligkeit gerichtete Neigung des amerikanischen Schiffsbaues hauptsächlich dokumentiert. Der Kiel läuft gleich einer langen, allmählich zugeschliffenen Degenspitze aus, die, von der Dampfkraft getrieben, sich ins Wasser bohrt.

Panzerschiffe.

(Eine Scene aus dem Bürgerkriege.)

Am 8. und 9. März 1862 fand bei Newport News und Fort Monroe ein Seegefecht statt, das eine neue Epoche in der Schiffsbaukunst und im ganzen Kriegswesen begründet hat.

Nachdem der Krieg der abtrünnigen südlichen Staaten der Union mit den mächtigeren Nordstaaten ausgebrochen war, erkannten jene, die Sklavenstaaten, wohl, daß sie der Seemacht der Union nicht gewachsen seien, und die Not gab ihnen den glücklichen Gedanken ein, auf dem Meere mit Eisen gegen Holz zu kämpfen, und so baueten sie in der kurzen Zeit von 10 Mo-

naten die schwere eisengepanzerte Fregatte „Merrimac“. Diese war ganz abweichend vom Bau der englischen und französischen Panzerschiffe konstruiert, indem sie dem Feinde gar keine senkrechten Wände zum Schuß darbot, vielmehr den ganzen kahlen Oberbau nur in Bogenlinien und spitzen Winkeln dachartig niedersenkte, so daß er bis $\frac{1}{2}$ m unter den Wasserspiegel reichte. Auf jeder Seite war sie mit 4 Dahlgreen- und 2 Armstrong-Kanonen bewaffnet; am Bug, an der Wasserlinie, führte sie zwei starke scharfe eiserne Spitzen, geformt wie Pflugscharen und etwa 2 m einander entfernt.

Es fehlte nicht viel, so hätte der „Merrimac“ die ganze Unionsflotte vernichtet. Der offizielle Bericht des Hergangs an den Marinesekretär lautet: „Fort Monroe, 8. März. Gestern erhielten wir die Kunde, daß ein verdächtig aussehendes Fahrzeug, das man für den Merrimac hielt, und das wie ein untergetauchtes Haus aussah, dessen Dach allein über dem Wasser ist, von der Rebellenfeste Norfolk herunterkomme. Unsere Fregatten Cumberland und Congreß feuerten Signalschüsse ab, um die Kriegsschiffe Minnesota, St. Lorenz und Ranoke von der bevorstehenden Gefahr in Kenntnis zu setzen. Es ragte nichts aus dem Wasser empor, als eine Flaggenstange mit der flatternden Rebellenflagge, und ein kurzer Rauchfang wurde sichtbar. Das Ungeheuer ging langsam vorwärts und dampfte geraden Wegs nach den Fregatten Cumberland und Congreß. Sobald es auf Schußweite von Cumberland angekommen war, ließ dieser seine schweren Geschütze auf dasselbe spielen; aber die Kugeln trafen und prallten ab, ohne mehr Wirkung zu thun, als Erbsen aus einer Knallbüchse. Die Geschützpforten des Rebellenschiffes waren alle geschlossen, und es ging schweigend, aber unter vollem Dampfe, vorwärts. Während so auf der einen Seite der Merrimac sich den beiden Fregatten näherte, kamen die eisengepanzerten Rebellendampfer Jamestown und Yorktown den Jamesfluß herab und engagierten unsere Fregatten auf der andern Seite. Die Batterieen Newport News spielten auf diese Dampfer und thaten ihr möglichstes, um den Fregatten Cumberland und Congreß beizustehen, die als Segelschiffe den nahenden Dampfern preisgegeben waren. Inzwischen verfolgte der Merrimac unbeirrt seinen Lauf und näherte sich langsam dem Cumberland, als dieser und der Congreß in einer Entfernung von einigen hundert Schritten volle Breitseiten auf das eisengepanzerte Ungeheuer entluden, die jedoch wirkungslos blieben, indem die Kugeln abprallten, so daß der Merrimac nur einen Augenblick in seinen Bewegungen aufgehalten wurde. Nachdem er die erste Breitseite von den beiden Fregatten erhalten hatte, rannte nun der Merrimac auf den Cumberland los, traf ihn ohngefähr in der Mitte und brach wörtlich seine Seitenwände auf. Dann ging er zurück, feuerte eine Breitseite auf das jetzt schon kampfunfähige Schiff und stürzte sich nochmals mit seinem eisengepanzerten Schiffsschnabel auf dasselbe. Er stieß dasselbe in die Seite und überließ es dem Sinken, während er mit der Fregatte Congreß anband. Der Congreß hatte inzwischen ein hitziges Gefecht mit dem Jamestown und Yorktown bestanden, und als er die Hoffnungslosigkeit des Widerstandes sah, so strich er sofort die Flagge.

Jetzt steuerten die Rebellenschiffe auf die Fregatten St. Lorenz und Minnesota los und ein Kampf begann mit diesen Schiffen, bis die Nacht hereinbrach und der Merrimac sich zurückzog. Am Abend um 10 Uhr kam der Monitor in Monroe an und eilte sogleich unseren Kriegsschiffen zu Hilfe. Am Morgen des 9. zeigten die Rebellendampfer sich wieder, der Monitor ging ihnen mutig entgegen und alle, bis auf den Merrimac, zogen sich zurück. Die beiden eisengepanzerten Fahrzeuge fochten, indem sie sich eine zeitlang berührten, von 8 Uhr vormittags bis nachmittags, wo sich der Merrimac in beschädigtem Zustande zurückziehen mußte. Der Monitor blieb unverletzt. Der Leutnant Worden, Kommandant des Monitor, wurde verwundet, als er aus dem Radhaus heraussah.

Der „Monitor" war nur ein kleines Kanonenboot, dem niemand eine solche Heldenthat zugetrauet hätte. Als die Kunde von der Erbauung des furchtbaren Merrimac nach dem Norden drang, war bereits von dem berühmten schwedischen Techniker Ericsson in New-York ein Mahner (Monitor) in Angriff genommen. Der Rumpf desselben besteht aus zwei besondern Körpern, von welchen der untere, etwa 2 m hoch, das eigentliche Boot darstellt und den Raum für Maschine, Steuervorrichtung, Mannschaft etc. enthält. Dieser Teil des Fahrzeugs liegt tief unter Wasser und wird auf allen Seiten von dem oberen schußfest gepanzerten Körper so weit überragt, daß eine Kanonenkugel ihn erst nach einem 8 m weiten Lauf durch das Wasser erreichen könnte und daher ganz unschädlich sein würde. Der obere Körper ist $1\frac{1}{2}$ m hoch, ragt aber nur $\frac{1}{2}$ m weit aus dem Wasser hervor. Das Oberdeck ist flach und trägt einen runden, eisernen, 670,000 Pfund schweren Turm, welcher bombenfest ist, sich mit Leichtigkeit um seine Achse drehen läßt und die Bewaffnung des Fahrzeugs enthält. Diese besteht freilich nur aus zwei Kanonen, welche aber runde Kugeln von 184 Pfund und kegelförmige von 350 Pfund werfen können. Der „Monitor" hatte in jenem Gefechte seine aus Schmiedeeisen gedrehten 184 Pfund schweren Geschosse noch nicht gegen den Merrimac angewendet, weil man diese noch nicht versucht hatte und eine Explosion fürchtete. Die Kugeln des Monitor waren ähnliche, wie die gegen das Fort Pulaski verwendeten, und doch schlugen sie drei Lecks in den Panzer des Merrimac, der weit stärker ist, als der Panzer des englischen „Warrior" und des französischen „Gloire". Beim nächstenmal wird wohl das Schmiedeeisen zur Verwendung kommen, und wenn das noch nicht genügt, so hat man Projektile von Gußstahl in Bereitschaft.

Die Stückpforten des Turmes auf dem Monitor schließen sich in dem Augenblick, wo die Kanone abgefeuert ist, durch eine bombenfeste Schutzplatte. Für Ventilation ist durch siebartige Durchlöcherung des Eisenpanzers gesorgt. Außer dem Turm ragt über das Deck nur noch der etwas über 1 m hohe Schornstein hervor und das Steuermannshäuschen, das vorn steht. Das vor dem Turm befindliche Radhaus kann mit seinem bombenfesten Dache so tief versenkt werden, daß es mit der Decke gleich ist. Das ganze Schiff wiegt 1,400,000 Pfund.

In kurzer Zeit wurde nun eine Flotte von 35 Panzerschiffen hergestellt. Es war vorbei mit den Holzschiffen. Es ist aber auch vorbei mit den steinernen Festungsmauern. Welche Mauer soll den schweren gezogenen Kanonen eines Schiffes widerstehen, das ohne alle Gefahr in einer Entfernung von 100 m vor Anker gehen kann? Die Festungen wie die Schiffe müssen nunmehr gepanzert werden, und der Festungsbau erleidet dadurch eine eben so große Umwälzung wie der Schiffsbau.

Wir sind jetzt (1877) zu Riesenkanonen fortgeschritten, welche auf 1800 m Entfernung eiserne Platten von 61 cm Dicke durchbohren. Das sind die Kruppschen Gußstahlkanonen von 57 Tonnen. Im Jahr 1876 ward schon ein Geschütz von 100 Tonnen hergestellt, und auch dabei wird man nicht stehen bleiben.

---

5. Die Union-Pacific-Eisenbahn.

Wenn es in den Absichten der Vorsehung gelegen ist, die verschiedenen Nationen der Erde zusammenzubringen, dieselben allmählich enger mit gesellschaftlichen Banden zu umschlingen, sie in ihren Religionen, Sitten, Gewohnheiten und Gesetzen wie in der allgemeinen Bildung einander mehr und mehr zu assimilieren, somit den ethischen Standpunkt der Menschheit und deren Kultur überhaupt zu heben und zu veredeln: dann hat das gegenwärtige Zeitalter zur Realisierung jener großen providentiellen Plane ungleich mehr beigetragen, als alle früheren Perioden und alle Generationen, welche seit den Tagen, in denen das römische Reich der Welt Gesetze, Ordnung und Civilisation gegeben, die Länder des Erdkreises bevölkert haben. Die Eisenbahn, das Dampfboot und der Telegraph, Entdeckungen und Erfindungen der neueren Zeit, haben im Laufe von 20 Jahren den allgemeinen Verkehr zu größerer Entwickelung gebracht, als er ohne dieselben in eben so vielen Jahrhunderten würde haben erreichen können. Seitdem die erste Lokomotive vor wenigen Decennien über eine kaum anderthalb Meilen lange Schienenstrecke dahinbrauste, um aus einem reichen Kohlenschachte der nahen Fabrikstadt schnell und billig Brennstoff zuzuführen, hat die Anlage dieser Art von Verkehrswegen so ungeheure Dimensionen angenommen, daß die Länge der im Betriebe stehenden Eisenbahnen schon zu Anfang des Jahres 1862 der dreifachen Ausdehnung des Äquators nahegekommen war, heute aber dieselbe um ein Bedeutendes übertrifft. Es giebt keinen Weltteil mehr, der nicht seine Schienenwege aufzuweisen hätte. Ein Land, das derselben gänzlich entbehrt, kann fernerhin nicht mehr zu den civilisierten gezählt werden, und es würde mit vollem Rechte der Vorwurf der Barbarei auf ihm lasten, wenn es sich der Einführung und Benützung dieses modernen Verkehrsmittels widersetzen wollte. Uralte Kulturgebiete Asiens, seit vielen Jahrhunderten in

Stagnation und Lethargie befangen, beginnen auf den grellen Pfiff des Dampfwagens zu neuem Leben zu erwachen.

In den Fluten des Indus und Ganges spiegeln sich die langgedehnten Reihen der Waggons, die, hier von Calcutta, dort von Hyderabad aus, an den Ufern der heiligen Ströme dahinfliegend, den Fuß des Himalaya zu gewinnen streben; die düsteren Wölbungen der Felsentempel in den Ghatgebirgen erdröhnen bereits von den Hammerschlägen der Arbeiter, die beim Bau der projektierten Bahn von Bombay durch das Plateau von Decan nach Bengalen beschäftigt sind. In nicht sehr ferner Zeit werden auch Antiochia und Bassora die großen Auslaufsstationen jener Weltbahn bilden, welche die einst mit überschwenglicher Fruchtfülle gesegneten Ebenen des Euphratthales zu durchschneiden und Indien auf der kürzesten Route mit Europa zu verbinden bestimmt ist; neben den Ruinen von Babylon und Ninive, an der Stelle der großartigsten Götter- und Königsbaue, werden sich bald Hauptbahnhöfe mit luxuriösen Restaurationen und geräumigen Warenmagazinen nach europäischer Art erheben.

Am raschesten und großartigsten haben sich die Eisenbahnanlagen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgedehnt. Im Jahre 1862 hatten alle in Betrieb stehenden Eisenbahnen der Erde eine Gesamtlänge von 75,000 engl. Meilen. Davon entfielen auf die Staaten der Union allein nahezu die Hälfte. Während daselbst 34,000 Meilen bereits in wirklicher Operation standen, waren weitere 18,000 Meilen im Bau begriffen, was zusammen die beträchtliche Zahl von 52,000 Meilen Eisenbahn ausmacht. Die Kosten dafür sind auf 6000 Mill. Francs veranschlagt. Mit welcher Hast in Nordamerika nützliche Werke unternommen und ausgeführt werden, mag am besten daraus hervorleuchten, daß von den angegebenen, im Betriebe stehenden Bahnmeilen mehr als zwei Drittel das Resultat des letzten Decenniums allein sind; denn am 1. Januar 1852 repräsentierte das Eisenbahnsystem der Union noch nicht mehr als 10,900 Meilen Schienenlänge. Der Staat New-York allein, dessen Flächenraum um ein Drittel kleiner ist, als Ungarn, hat nach Abrechnung seiner vielen Stadtbahnen 2710 Meilen Eisenbahn aufzuweisen. Die Bahn, die nun vollendet ist, verbindet New-York und Californien. Die Strecke wird jetzt in etwa 6 Tagen zurückgelegt werden,*) wozu man sonst ebenso viele Wochen, ja Monate brauchte, um halb auf Land- halb auf Seewegen die fernen Punkte des Weltteils zu durchreisen.

*) Der Fahrplan giebt folgende Hauptstationen und Fahrzeiten an:

Von New-York nach Chicago	911 engl. Meilen	$36^1/_2$	Stunden.
Von Chicago nach Omaha	491 „ „	$24^1/_2$	„
Von Omaha nach Bryan	858 „ „	43	„
Von Bryan nach Ogdon (Utah)	233 „ „	$10^1/_2$	„
Von Ogdon nach Elko (Nevada)	378 „ „	$12^1/_2$	„
Von Elko nach Sacramento	465 „ „	31	„
Von Sacramento nach St. Francisco	117 „ „	$3^1/_2$	„
Zusammen	3358 engl. M.	in $161^1/_2$	Stunden.

Aber auch die sechstägige Reise soll die Fahrgäste nicht von der Civilisation trennen. Die Passagierwagen enthalten Schlafzimmer, Restaurationen und Lesekabinette. Ja, ein Druckerei-Waggon begleitet jeden Zug, worin täglich zwei Zeitungen redigiert, gedruckt und expediert werden, welche die telegraphischen Nachrichten verbreiten, die der Draht von Ost und West her voraus sendet, um die Reisenden von allen Weltbegebenheiten schnell in Kenntnis zu setzen.

Vorerst stehen 2000 Güterwagen bereit, um die Produkte von Ost und West und den dazwischen liegenden Strecken hin und her zu befördern. Die Erweiterung des Verkehrs wird auch die Hilfsmittel des Gütertransports erweitern. Bereits sind 350 Lokomotiven zum Dienst bereit und auf der Strecke verteilt. Wasser-Reservoire, Kohlen- und Holzschuppen, Werkstätten und Stationspunkte sind angelegt; Bergdurchstiche und Thaldämme, Tunnel und Brücken, Felsengruppen und Urwaldlichtungen bieten auf der Fahrt reiche Abwechselung. Der Schienenweg von Ozean zu Ozean verkürzt die Reise um das Erdenrund, denn dem großen Werke schließt sich schon der Plan einer regelmäßigen Dampfschiffahrt an über den stillen Ozean nach dem asiatischen Festland, einen neuen Ring bildend in der Kette, welche das Erdenrund umspannen soll.

Das erstaunlichste, kostbarste und bedeutendste Werk, welches jemals auf der Welt versucht worden sein mag, ist der Bau einer Eisenbahnlinie vom Mississippi nach der Küste des stillen Meeres. Es war nicht bloß die Entfernung, eine Strecke von mehr als 2000 engl. Meilen, was die Leute abschrecken konnte, eine solche Riesenarbeit zu unternehmen, sondern es war außerdem auch Thatsache, daß die Bahn durch Gegenden geführt werden mußte, welche von civilisierten Menschen noch niemals betreten worden sind, wo es noch keine Ansiedelungen von irgend einer Bedeutung giebt, über und durch Felsengebirge, deren Höhe die höchsten Spitzen der europäischen Alpen noch überragt. Allein die Eisenbahnverbindung zwischen den atlantischen und den Pacific-Staaten war von den Nordamerikanern schon lange als eine militärische, kommerzielle und soziale Notwendigkeit anerkannt worden, und sie sind kein Volk, das sich durch Schwierigkeiten von irgend einem, wenn auch nicht direkt vorteilhaften, aber dabei unabweisbaren Unternehmen zurückschrecken ließe.

Wie die Eisenbahn nach dem stillen Meere gebaut ward, darüber brachte ein amerikanisches Blatt, „Philadelphia Demokrat", folgende interessante Notizen, die unsern Lesern willkommen sein werden: Die Generale J. S. und D. E. Caseman von Ohio nivellieren die Bahn, legen die Geleise und errichten die Telegraphen. Voran ziehen die 2000 Arbeiter, welche die Nivellierung besorgen, und diese sind schon bis Beach Hill (Nebraska) vorgedrungen. Sie legen das große Werk auf indischen Schlachtfeldern und unter täglichen Kämpfen an. Die Äxte der 1500 Holzfäller erklingen in den Black-Hills, auf den Laramie-Steppen und in den Pässen der Rocky-Mountains. Eine Meile vor denjenigen, welche die Geleise legen, sind die drei Abteilun-

gen, welche die Legung der Querschwellen besorgen. Zuerst setzen die Ingenieure ihre Nivellierstangen in Entfernungen von 30, resp. 15 m; dann werden die Schwellen von der zweiten Abteilung gelegt; die dritte Abteilung legt die Bindehölzer und die Unterlage für das Eisen ist fertig. Zwanzig Meilen weiter zurück sind die endlosen Konstruktionszüge, mit allem für die Arbeit Nötigen beladen. Dem Arbeitsplatze am nächsten und demselben Stunde auf Stunde folgend, sind die Wohnungswagen (Boarding Cars), das Lager der Tausende von Arbeitern. Die Boarding Cars sind je 25 m lang; einige enthalten Betten, zwei sind als Speisezimmer eingerichtet, einer dient als Küche, Vorratskammer 2c. Viele, welche die frische Luft vorziehen, haben unter dem Ganzen Hängematten angebracht. Überall hängen, so daß man sie gleich zur Hand hat, geladene Büchsen und Revolvers. Die Arbeiter müssen sich eben selbst schützen, ohne Hilfe von der Regierung. Die Abteilung der Schienenlegung zählt 400 Mann: auf den bereits fertigen 350 Meilen sind 1000 Arbeiter fortwährend mit dem Ausbessern der Geleise und der Vervollkommnung des Bahnweges beschäftigt. Die Boarding Cars gehen voran; sie werden bis an das äußerste Ende des Geleises vorgeschoben, dann folgt ein Konstruktionszug, ladet sein Material ab und fährt wieder zurück, um neues zu holen. Drei Schleppwagen, jeder von zwei Pferden gezogen, fahren zwischen den Schienenlegern und den Vorräten hin und her. Die Pferde laufen außerhalb der Geleise und ziehen an langen Seilen, wie bei Kanalbooten, damit sie den Arbeitern nicht im Wege sind. Nachdem abgeladen ist, werden die Pferde im Galopp zurückgeritten, um neue Ladungen zu holen, und so geht es den ganzen Tag in unablässiger Geschäftigkeit fort. Sobald die Schienen ankommen, werden sie einzeln auf die Rollen geworfen, dann von drei Männern ergriffen und in die gehörige Entfernung vorgeschoben; mittlerweile sind die Unterlagen gestellt, die Schiene wird darauf geworfen und ein neues Glied ist fertig. Alle 30 Sekunden ertönt der Ruf „Nieder, nieder!“ auf beiden Seiten des Geleises und bezeichnet den Fortschritt des Riesenwerkes. Hierauf folgen die Arbeiter, welche die einzelnen Schienen an einander festnieten und die Zwischenräume ausfüllen. Sowie die Ausfüller das Geleise verlassen, können volle Züge mit einer Geschwindigkeit von 20 Meilen in der Stunde über dasselbe laufen. Die Axt- und Hammerschläge, das Niederfallen der Schienen, das Getriebe der Cars und dazu die fortwährenden Angriffe der wilden Sioux und anderer feindlichen Indianerstämme geben ein Schauspiel, wie die Welt noch keines gesehen hat. Am 9. Juli 1866 waren nur 40 Meilen der Bahn fertig. In 182 Werktagen wurden weitere 245 Meilen im besten Zustande hergestellt. Sieben Sägemühlen liefern die Bindeschwellen und Hölzer. Alle Brücken sind fertig, die einzelnen Stücke numeriert, und sie können, wo man sie braucht, ohne Verzug aufgeschlagen werden.

Schon im Jahre 1870 war die ganze Bahn vollendet; man hatte gemeint, das Riesenwerk würde 10 Jahr zur Vollendung bedürfen und —

Dank der Organisation und Teilung der Arbeit — es war in 3 Jahren vollendet!

Am 10. Mai 1869 feierte man den großen Sieg, den die Civilisation über die widerstrebende Natur errungen und sämtliche Staaten und Städte, die an der neuen Weltbahn liegen, nahmen an dem Feste Teil. Vom Staate Californien brachte der Zug eine silberne Platte, auf welcher ein Lorbeerkranz graviert war, herbei, um die letzte Schiene zu schmücken. Die Arbeit wurde vollendet in dem Momente, wo die Uhren im Osten der Bahn auf 3 Uhr 16 Min. nachmittags, die Uhren im Westen der Bahn auf 11 Uhr 40 Min. vormittags zeigten. Und im selben Momente brachte der Telegraph die Nachricht nach New-York, über eine Strecke von mehr als 600 deutschen Meilen. Die Sonne legt dieselbe erst in $3^1/_2$ Stunden zurück, d. h. wenn die aufgehende Sonne den Anfang der Bahn am atlantischen Ozean bestrahlt, so dauert es noch 3 Stunden 36 Minuten, bevor das Ende der Bahn das Licht der aufgehenden Sonne empfängt.

Das fahrende Hôtel der amerikanischen Westbahn.*)

Was das Reisen auf Eisenbahnen betrifft, so haben wir in Europa keine Einrichtung, die so viel Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit und Eleganz darbietet wie der Pulman-Hôtel-Expreß-Train auf den Union- und Central-Pacific-Bahnen, der zwischen Omaha und San-Francisco seine Fahrten macht.

Dieser „Zug“ ist für die ganze Reise in folgender Ordnung gebildet. Zuerst, nach der Maschine, kommt der Gepäckwagen, der so gebaut ist, daß er nötigenfalls auch Reisende aufnehmen kann; dann der Rauchwagen, an dessen einem Ende sich die Speisekammer befindet, in welcher für die ganze Fahrt Lebensmittelvorräte in Eiskisten und Provisionskellern aufbewahrt werden, ganz so wie in einem Gasthof ersten Ranges. In der Rauch-Abteilung sind die einem solchen Zimmer zukommenden Möbel, Stühle, Tische 2c. zu finden. Jeder der Gepäck- und Rauchwagen ist 15 m lang und 3 m breit — die gewöhnliche Breite des Zugs. Dann kommt der Speisewagen, 17 m lang, mit der Küche an einem Ende, die ungefähr ein Drittel des Wagens einnimmt. Hier sind alle Bequemlichkeiten unserer Eßzimmer zu finden und man sitzt ruhig zu Tische, während der Zug mit Windeseile dahin braust, dem Ziele der Reise entgegen.

Bist du, lieber Leser, in den Speisewagen eingetreten, um eine Mahlzeit zu halten, so findest du neben dir einen Glockenzug; du klingelst und ein schwarzer Aufwärter, reinlich in eine weiße Jacke gekleidet und das Abzeichen der Pulman-Company tragend, erscheint und legt dir eine Speisekarte vor. Während du in Betreff deines Appetits mit dir zu Rate gehst, was du verlangen willst, bedeckt der Aufwärter deinen Tisch mit reinlichem Linnen, berührt eine Feder, öffnet den Spiegel zwischen den Fenstern neben dir und enthüllt deinem Auge das zu jeder Mahlzeit gehörige Silberservice. Kaum

*) Chambers-Journal. Vgl. Ausl. 1870.

ist dies geordnet, so ist auch schon dein Auftrag ausgeführt und vor dir steht dampfend heiß dein Stück Rind- oder Antilopenfleisch, deine Gebirgsforelle oder dein gebratenes Hühnchen. Wein, Thee, Kaffee oder frische Milch stehen dir zu Gebot. Die Speisekarte giebt dir Auskunft, wie viel du verzehrt, d. h. wie teuer du gespeist hast.

Nun kommt einer der Salon- und Schlafwagen (drawing-room und sleeping cars), welche, auf das bequemste eingerichtet, sanft und sicher dahin rollen. Sofas und Lehnstühle stehen an den Seiten; Doppelfenster schließen Hitze, Staub und Kälte aus; kräftige Ventilatoren erneuern die Luft ohne unangenehmen Zug. Bei Nacht verwandeln sich Sofas und Stühle in Bettstellen; eine Haarmatratze fällt von irgend einer Bergestelle herab, reinliche Betttücher, Wolldecken und Überzüge gleiten vermittelst Springfedern da und dort heraus und Schiebschirme und Vorhänge vollenden dann ein Lager, wie du es in deinem eigenen Schlafzimmer nur wünschen kannst.

Wir kommen zum eleganten Salonwagen, dem allgemeinen Stelldichein für die Reisenden des ganzen Zugs, wo man sich, besonders abends, zu freiem Verkehr wie eine Familie versammeln kann. In der Mitte des Wagens ist ein Salon-Harmonium von bester Konstruktion und hier, inmitten eines durch gedämpfte Lichter erhöhten Prunks, bei schwellender Musik oder im heitern Gespräch schwinden die Stunden unmerklich dahin. Erforderlichen Falls bietet auch dieser Wagen Schlafstätten dar für nicht weniger denn 28 Personen.

Dem Salonwagen folgen wieder zwei Gesellschaftswagen und damit ist der Zug vervollständigt. Alle Wagen sind durch Lampen, die von der Decke herabhängen oder an den Seiten angebracht sind, beleuchtet; bei Tage werden diese Lampen durch Spiegel verdeckt, die bei Nacht in eine Fuge geschoben werden.

Die Erwärmung der Wagen geschieht durch heißes Salzwasser, das in Röhren unter den Sitzen hinzieht, immer gleichmäßig in Thätigkeit ist und nie gefriert. Dadurch gewinnen alle Wagen eine angenehme gleiche Temperatur.

Die Konstruktion der Pulmanschen Wagen ist von ausgezeichneter Solidität. Bei Unfällen haben sie sich vorzüglich gehalten.

Wie und wodurch ist aber das alles so hergestellt worden? Das Hauptverdienst hat Herr Pulman, der, nachdem er reiflich über seinen Plan nachgedacht hatte, im August 1867 eine Aktiengesellschaft gründete (die Pulman Palace Car Company), die jetzt bereits ein Betriebskapital von 6 Millionen Dollars hat. Sie hat ihren Hauptsitz in Chicago, wo an der Michigan-Avenue vor dem Dearborn-Park sich die Bureaux des Präsidenten, der Schriftführer, Inspektoren ꝛc. nebst den Vorrats-Niederlagen befinden, worin beständig alles, was man für Reparatur, Ausrüstung und Verproviantierung der Wagen braucht, zu finden ist. Dieses Bureau steht durch den Telegraphendraht mit den sämtlichen Eisenbahnlinien in Verbindung, auf denen sich die Wagen bewegen, deren Kondukteure täglich nach Chicago Bericht erstatten.

Bei dem Bureau sind auch die Zimmer der Zeichner, welche fortwährend mit der Ausarbeitung neuer Pläne und Verbesserungen der Wagen beschäftigt sind. Die Gesellschaft besitzt bereits 300 im Gebrauch befindliche Wagen. Sie liefert der Eisenbahn dieselben aufs eleganteste ausgestattet, in genügender Anzahl, um stets den Anforderungen der Reisenden, welche Schlafräumlichkeiten wünschen, genügen zu können. Die Eisenbahngesellschaft benutzt die Wagen, hält sie in guter Ordnung, zieht die gewöhnlichen Fahrpreise ein, während der Überschuß, d. h. der Verkauf von Bettstellen an die Reisenden, welche Schlafstätten wünschen, desgleichen das, was die Bewirtung der Gäste einbringt, der nicht geringe Gewinn der Pulman-Gesellschaft ist, deren Eigentum die Wagen sind.

6. New-York.*)

London, Paris — dann folgt die dritte Weltstadt New-York. Die amerikanische Hauptstadt hat sich aber mit zauberhafter Schnelligkeit entwickelt, wie keine andere. Sie hatte 1793 nur 22,000 Einwohner, 1840 schon über 300,000, 1850 über eine halbe Million (515,000), im Jahre 1865 726,386, 1870: 927,000, 1880: 1,206,000. Das nahe Brooklyn auf Long-Island, im Grunde bloß eine Vorstadt New-Yorks, zählte im Jahre 1850 bereits 97,000 Einwohner, 1860 hatte sie schon 270,000, 1870 circa 300,000 E., 1880 aber 566,000, so daß sich auf dem kleinen Flächenraum von 30,000 Acres**) fast 2 Millionen Menschen zusammendrängen. Außer Brooklyn enthalten aber auch andere Vorstädte, wie Tompkinsville auf Staaten-Island, Morrisania und die fortlaufenden Ansiedelungen von Haarlem-River bis Fordham, endlich Jersey-City und Hoboken eine fast ausschließlich zum städtischen Verbande New-Yorks gehörige Bevölkerung von etwa 150,000 Seelen, die zur Gesamtbevölkerung der großen Mutterstadt geschlagen werden muß.

Das so schnell zur Großstadt herangewachsene Brooklyn umfaßt die Privatwohnungen der New-Yorker Geschäftsleute, die hier gesünder und billiger wohnen als in der Hauptstadt selber. Zahlreiche Dampffähren unterhalten die Verbindung mit der Mutterstadt und demnächst wird eine Hängebrücke, die größte auf dem Erdenrund, beide Städte mit einander verbinden. Diese über den Meeresarm, in welchen der East-River mündet, durch die Luft ziehende Suspension-Bridge wurde von einem deutschen Ingenieur, Namens Röbling, der auch die berühmte Niagara-Brücke hergestellt hat,

*) Vgl. Graf Görz, Reise um die Welt I. „Über große Städte“ in Putnams Magazin 1855. Fr. Löher, Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. Transatlantische Streifzüge von Max von Versen (Leipzig, 1876).

**) 571 Acres = 905 preußische Morgen.



East=River=Brücke.
(Zwischen Brooklyn und New=York.)

im Plan entworfen, der auch alsbald*) ins Werk gesetzt ward. — Schon sind die ungeheuren massiven Pfeiler an beiden Ufern vollendet, die zwei Türmen gleich über das Häusermeer beider Städte emporragen als Wahrzeichen ihrer Verbrüderung. Schon sind diese Granitmassen an ihren Gipfeln durch Drahtseile verbunden und nicht lange mehr, so wird das Riesenwerk vollendet dastehen!

Die jenseits des North-Rivers gelegenen Städte Jersey-City und Hoboken werden gleichfalls von Geschäftsleuten New-Yorks bewohnt, haben aber auch als Industriestädte besondere Bedeutung. Jersey-City ist zugleich der Ausgangspunkt für alle in New-York mündenden Kontinentalbahnen und von diesem Eisenbahnverkehr mit den ungeheuren Frachtendepôts kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß auf der hier endenden großen Pennsylvaniabahn täglich 200 Eisenbahnzüge anlangen, von denen etwa die Hälfte Personenzüge sind.

Hoboken ist der Landungsplatz für die beiden großen Dampfschiffahrtslinien Deutschlands, des norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerikanischen Paketboot-Aktien-Gesellschaft. Dort wohnen vorzugsweise die deutschen New-Yorker, dort haben sie ihre deutschen Geselligkeits-Vereine. Die ganze Umgebung von Hoboken, die Hügel, welche das tiefe Hackensack-Thal einschließen bis zu den Palissaden des Hudson im Norden — alles ist mit zierlichen Landhäusern und kleinen Städtchen bedeckt, deren Bewohner über Tag nur in und von New-York leben.

Die Gründe des reißenden Wachstums der Stadt New-York beruhen hauptsächlich in ihrer ausnehmend günstigen Lage auf einer Landzunge, gebildet durch zwei tiefe Wasserbetten; auf der einen Seite mündet der herrliche Hudsonfluß, auf der andern der East-River (Ostfluß) in den Meerbusen von Long-Island. Das tiefe Fahrwasser auf allen Seiten erlaubt den größten Schiffen den Zugang und bietet unvergleichliche Häfen, da die Insel Long-Island und andere kleine Inseln dergestalt vor der Mündung des Hudson lagern, daß sie vollkommen Schutz gegen Wind und Wellen gewähren. Die Landzunge aber, bis zu 2 engl. Meilen breit, ist der Art mit einem Straßennetz überzogen, daß alle Querstraßen vom Ufer der Mündung des Hudson zur gedachten Seebucht laufen. Während an jenem hauptsächlich der Verkehr mit dem Binnenlande stattfindet, die Menge von Flußschiffen und Dampfbooten des Hudson dort anlegen, kommen hier auf der Seeseite endlose Reihen von Seeschiffen bis dicht an die Quais heran und scheinen eine Fortsetzung der Straße zu bilden. Hier entfaltet sich in großartigster Weise das Leben des überseeischen Großhandels und der Reederei; die Geschäftslokale der Kaufleute, die Börse, das Zollhaus sind hier mit ihrem Getümmel und Gewimmel, und der Geschäftsmann rettet sich abends in die vom Wasser abgelegenen Stadtteile, wo es ruhiger ist.

Quer durch die vielen kürzeren Straßen schneidet die große Hauptstraße

*) Von seinem ältesten Sohn, Oberst Washington Röbling.

der Stadt „Broadway“ (der breite Weg) genannt, in der Länge von einer guten Wegstunde. Der Amerikaner nennt sie die erste Straße der Welt, und wenn dies auch in Bezug auf Schönheit große Übertreibung ist, so ist doch das rastlose, in wahrhaft fieberischer Hast sich auf- und abbewegende Menschengedränge, das immer neu sich gebärende geschäftige Treiben wirklich imposant und noch großartiger als in der City von London. Es ist für den Menschenstrom die respektable Breite von 25 m vorhanden, wer aber nicht mit derselben Hast und Gewalt fortzuschwimmen versteht, wird schier wie ein fremdartiger Körper erdrückt, gestoßen und herausgeworfen.

Broadway beginnt an der reizend gelegenen Battery, einem Park an der Spitze der Landzunge, und läuft — nicht ganz gerade, sondern mit einem Knie, bis Union-Place, in welchen schönen großen Platz der Menschenstrom gleichsam mündet und sich ausbreitet. Hinter Union-Place ist Raum genug, daß einzelne Häuser und Anlagen sich ausbreiten können. Ein kleines Gewässer, der Harlem-River, vermittelt die Verbindung zwischen dem Hudson und East-River und macht somit die Landzunge, auf welcher New-York liegt, zur Insel. Manhattan-Island ist ihr alter Name.*)

Broadway hat breite Trottoirs, auch schattige Bäume; aber die Warenballen und Verkaufsgegenstände rücken nicht selten bis auf diese Trottoirs hinaus, und die Bäume sind sehr unregelmäßig gepflanzt. Das Schöne hat eine sehr untergeordnete Bedeutung da, wo das Geschäft (business) die oberste Gottheit ist, der geopfert wird. Das allgemeine Baumaterial für die Häuser ist Backstein, der Baustil der englische — drei Fenster breit, drei Stockwerck hoch. Die Backsteine sind ziegelrot angemalt, mit weißen Zwischenlinien, was im einzelnen wohl recht sauber läßt, im ganzen aber keinen Effekt macht. Da man stets hastig und wenig solid baut, sieht man in Broadway stets Gerüste vor den Häusern zum Umbau und zur Reparatur. Die Aushängeschilder suchen sich in Größe und auffallenden Anzeigen zu überbieten. Die zahllosen Cabs und Fiaker nebst den ohne Unterlaß auf- und abfahrenden Omnibus bilden ein furchtbares Gerassel; die Omnibus haben eine echt amerikanische Einrichtung, wodurch man den Kondukteur erspart; die Wagenthür steht nämlich durch einen Riemen mit dem Sitz des Kutschers in Verbindung, der nicht eher öffnen läßt, als bis das Fahrgeld bezahlt ist. In der Bowery, einer zweiten Hauptstraße New-Yorks, die bei City-Hall in Broadway mündet, ist eine Eisenbahn mit Pferdetransport. Die Häuser sind dort geringer, niedriger; der Kleinhandel herrscht vor; deutsche Bier- und Gasthäuser, ein Theater. Rechts und links sind auf den Seitenwegen Waren ausgestellt. Doch damit nicht genug. Der Hutmacher setzt auf das Dach seines Hauses einen turmähnlichen Hut, der schon aus weiter Ferne den Kauflustigen anlockt. Dort hängt an der Front des Hauses eine

*) Der Name stammt von den Indianern und soll so viel sagen als „Ort der Trunkenheit“, da die Ureinwohner hier durch die Holländer zuerst den Branntwein kennen lernten und im „Feuerwasser“ sich berauschten. Der holländische Gouverneur Peter Minnewit kaufte i. J. 1626 die ganze Insel den Indianern um 24 Dollars heutigen Geldes ab.

kolossale Goldfeder herab, die mit ihrer Spitze auf die Schreibwarenhandlung zeigt. Der ungeheure blanke, weithin glänzende Stiefel, aus Holz gedrechselt, zeigt den Schuhmacherladen. Vor dem Tabakladen prangt eine mit grellen Farben bemalte Holzfigur.

Nur an den beiden Endpunkten von Broadway kommt das heftig pulsierende Leben einigermaßen zur Ruhe; namentlich der obere Teil mit seinen Nebenstraßen ist die Wohnung der Reichen; da giebt es Squares nach englischer Weise, mit Park-Anlagen geziert und umgittert. Die fünfte Avenue ist die Perle aller Straßen und das untere Ende derselben bildet einen der schönsten Parks von New-York, auf der einen Seite eingerahmt von der majestätischen Fronte der New-Yorker Universität.

Es fehlt nirgends an großen und schönen Gebäuden, wie Astor-House (auch am Broadway), der berühmte Gasthof New-Yorks, von dem unternehmenden reichen Deutschen Astor erbaut aus Granitsteinen von New-Hampshire, und das Metropolitan-Hotel.*) Ferner das prächtige Stadthaus, City-Hall, an einem schönen, an Broadway grenzenden Platze gelegen, der zum Park umgeschaffen ist und vorzugsweise auch der „Park" genannt wird. Dieses Stadthaus ist von Marmorquadern errichtet und mit Kupfer gedeckt, 250 m lang, 63 m breit. Einen reinen Stil darf man freilich nirgends erwarten. So ist das Custom-House oder Zollhaus gleichfalls aus weißem Marmor nach dem Muster des Parthenon erbaut; es liegt an der Ecke der Wall- und Nassaustraße. Seine nach Wallstreet gerichtete Front ist imposant, hat eine Höhe von 30 m und ist mit 8 korinthischen Säulen verziert. Aber diese Säulen sind nur 10 m hoch, und dazu von etwas großem Durchmesser, was ihnen ein gedrücktes Ansehen giebt. Der Aufgang wird durch 18 Marmorstufen gebildet, deren Eindruck jedoch wieder dadurch geschwächt wird, daß sie auf abschüssigem, nach Nassaustreet sich neigendem Boden also schief liegen. Auf der rechten Seite klebt wie ein Schwalbennest ein Privathaus an dem Prachtgebäude. Die Staffage von Warenballen und Packknechten bildet nebst dem Flaggenstock auf der Spitze einen merkwürdigen Kontrast zum klassischen Parthenon der Athener.

*) Die Großartigkeit des amerikanischen Lebens lernt der Fremde zuerst in diesen großartigen Hotels kennen. Das Metropolitan-Hotel ist 6 Stock hoch, enthält 500 Fremdenzimmer und kann über 500 Fremde beherbergen. Nach demselben führen 3 Eingänge und 5 verschiedene Treppen, wovon ein Zugang ausschließlich für Damen bestimmt ist, die, wie in allen amerikanischen Hotels, auch besondere Speise- und Empfangszimmer haben. Die Lesezimmer, Konversationssäle und Wohnzimmer der männlichen Gäste sind nicht weniger elegant. Jedes Fremden-Appartement der ersten zwei Etagen besitzt ein eigenes Badezimmer. Das ganze Haus ist mit Gas beleuchtet und wird durch Dampf geheizt. Die Wäsche wird ebenfalls mittelst eines Dampfapparats gereinigt, welcher den ganzen Waschprozeß auf eine Stunde reduziert. Das neueste und größte Hotel in New-York ist das Fifth-Avenue-Hotel. Dieses hat 8 große öffentliche Salons, 120 Privat-Salons, 4 Speisesäle, 420 Zimmer, die für die Dienerschaft nicht mitgerechnet. Zehn große Fleischkessel können auf einmal 1000 Personen speisen.

Am vollendetsten ist wohl die Justizhalle (Halls of justice), die 82 m lang und 60 m breit und zwei Stockwerk hoch ist, aus lichtgrauem Granit in ägyptischem Baustil aufgeführt. Auch der gotische Baustil ist vertreten in der Hauptkirche von New=York, Trinity=Church, am Broadway. Der Turm hat die Höhe von 84 m, aber die daran befindliche Kirche entspricht mit ihrer Größe keineswegs diesem Turme, wie denn überhaupt dieses gotische Bauwerk sich nicht mit unsern deutschen Domen messen kann, die aus dem frommen Gemüt des Volkes herausgebauet wurden. Immerhin bleibt aber die Zahl der Kirchen, Kapellen und Bethäuser, deren bis 250 vorhanden sein sollen, eine merkwürdige Erscheinung. Die kirchenreichsten Hauptstädte Europas erscheinen gegen New=York kirchenarm, wenn man die Jugend dieser Stadt in Betrachtung zieht. Der Sonntag wird von dem Anglo=Amerikaner eben so streng durch Enthaltung von aller Beschäftigung gefeiert, wie von dem Engländer; die Straßen der großen Handelsstadt sind dann wie verwandelt und nur durch die schwarzen, braunen, gelben und weißen Kirchengänger belebt. Doch die Schiffahrt auf dem Hudson ruhet auch am Sonntag nicht, und besonders sind es die Deutschen, welche die Dampfboote zu Spazierfahrten benutzen.

Am größten und tüchtigsten zeigen sich die Amerikaner in solchen Unternehmungen, die auf rein praktische, materielle Zwecke gerichtet sind. So haben die Bewohner New=Yorks, um die Stadt mit gutem Trinkwasser zu versorgen, einen ganzen Fluß, den Crotonfluß, von Mount=Fair in zwei ungeheure im Centralpark gelegene Bassins geleitet, die 7 Mill. Gallonen halten und durch gußeiserne Röhren alle Straßen New=Yorks mit Wasser versehen. Auf dieses Werk hat die reiche Handelsstadt die Summe von 12 Mill. Dollars (48 Mill. Mark) verwandt. Dieser Anstalt stehen eine Menge anderer gemeinnütziger Bauten und Wohlthätigkeitsanstalten zur Seite. Besonders thätig ist die Association. Es giebt Gesellschaften für Freischulen mit 5 Schulen für 2000 Kinder, für Erziehung der Waisen, eine Marinesocietät für Unterstützung der Witwen und Waisen von Seeleuten, eine physikalisch=medizinische Gesellschaft, eine Gesellschaft der Wissenschaften, eine historische Gesellschaft; auch eine Gesellschaft zur Verbreitung der deutschen Sprache und Litteratur, eine Gesellschaft zur Beförderung der Künste und des Ackerbaues, der Künste und Gewerbe u. s. w. New=York hat eine Universität, das Columbia=College, und eine Akademie der schönen Künste, auch ein Athenäum, worin Vorlesungen über Künste und Wissenschaften für ein gemischtes Publikum gehalten werden; desgleichen mehrere zum allgemeinen Gebrauch bestimmte Bibliotheken. Für die 5 Wintermonate hat man Abendschulen, in denen Erwachsene und ältere Fabrikkinder unentgeltlich Unterricht erhalten. Nur darf man bei diesem allen nicht an deutsche Wissenschaft oder Pädagogik denken; der Unterricht muß überall möglichst schnell zum Ziele führen und massenweise bestimmte, sichtbare Leistungen erzielen; die Wissenschaft versenkt sich nicht in idealische Regionen, sie muß einen praktischen Hintergrund, einen greifbaren Zweck haben. Denn der Industrie=

und Handelsgeist beherrscht alle Klassen der Gesellschaft, und der Gegenstand der tiefsten Spekulation ist zuletzt — das Geld. In diesem materiellen Streben entfaltet aber das amerikanische Volk eine so energische Thätigkeit, daß der Deutsche ihm gegenüber anfangs wie ein Träumer erscheint, der über dem Denken das Handeln vergißt.

Vor dem Getreibe in dem Geschäftsviertel um Wall-Street verschwindet alles ähnliche in den übrigen amerikanischen Städten. Jeder größere Geschäftsmann hat hier seine office, sei es auch mit mehreren zusammen in einem Zimmer. In einem einzigen Hause befinden sich oft 50—100 Offices. Die Häuser sind hier ganz mit Firmen beschrieben, oft fast an jeder inneren Treppenstufe eine andere Firma.

Das Geschäft drängt sich hier auf einen so kleinen Raum zusammen, daß eigentlich den ganzen Tag Börse auf der Straße und in den Häusern ist. Es besteht wohl auch noch eine Bonds-Börse, in welcher aber nur ein Teil der Geschäfte abgeschlossen wird. Da die Zölle in Gold bezahlt werden müssen und nach Anfrage und Angebot der Kurs im Verhältnis zum Papiergelde schwankt, so giebt es auch eine „Goldbörse". Das untere Lokal ist immer gedrängt voller Geschäftsleute, angeboten und zugeschlagen wird jedoch nur in einem kleineren Kreise, der sich um das Becken des Springbrunnens in der Mitte des Lokals bildet. Die bietenden Makler erhitzen sich oft und schreien sich dann derart an, daß sie kampfbereiten Hähnen gleichen, die im Begriff sind, aufeinander loszustürzen. In den Ecken des großen Saals sind mehrere Telegraphen-Bureaus etabliert, die alle fünf Minuten den Stand des Kurses nach allen Teilen der Vereinigten Staaten telegraphieren.

Um sich einen Begriff vom New-Yorker Handel zu machen, der hier sein Centrum hat, muß man den Umsatz kennen, den einzelne Firmen im Laufe des Jahres haben und zwar in wirklichen Waren. Denn Schwindelgeschäfte werden außerdem auf der Straße, an den Ecken und in den Hausfluren gemacht, in einer Höhe, in der manche Artikel gar nicht existieren. Neben diesem Börsenspiel blüht jedoch der reelle Handel. So z. B. setzt der Kaufmann Stuart im Jahr durchschnittlich 60 Mill. Dollars in drygoods um, d. h. in allen Zeugen, Damen- und Herrengarderobe-Artikeln. Man schätzt das Einkommen dieses geschickten Kaufmanns auf 3 Millionen, während das des Großhändlers Claflen mit 72 Mill. Dollars Warenumsatz nur auf 300,000 Dollars geschätzt wird.

Daß bei dem Reichtum des Gemeinwesens einer solchen Weltstadt auch große Summen für die Verschönerung aufgewandt werden, ist selbstverständlich. Am nördlichen Ende der Stadt, in der äußersten Verlängerung der Hauptstraße (Broadway), liegt der große Centralpark, den die Stadt New-York vor einem Jahrzehnt auf dem einzigen zur Verfügung stehenden Raum der Insel für etwa 11 Mill. Dollars anlegen ließ. Der Untergrund ist meist Fels, auf welchen Erde aufgefahren wurde; für die Baumpflanzungen wurden daher Sprengungen nötig. Jetzt zieren ihn die geschmackvollsten englischen Parkanlagen, denen ein durchfließender Bach sehr

zu statten kommt. Herrliche Baumgruppen, schattige Gänge mit reizenden Durchblicken auf malerische Felspartieen, kleine Seeen, grüne Rasenplätze, in den Bäumen und Büschen Vogelgezwitscher — der Lustwandelnde vergißt ganz die Nähe der geräuschvollen Riesenstadt. Man hat hier auch unsere heimatlichen Sperlinge angesiedelt, die, in Amerika nicht zu Hause, mit vieler Mühe importiert sind. Man bezahlte 5 Dollars für das Paar, da die meisten auf der Überfahrt starben.

Auf der äußersten entgegengesetzten Seite, nämlich am Südende der Insel, liegt Castle-Garden. Es ist der oben erwähnte Punkt, wo früher die Holländer ein Kastell, das Fort Amsterdam, angelegt hatten. Dasselbe wurde dann in eine Musikhalle verwandelt, worin öffentliche Konzerte abgehalten wurden und noch Jenny Lind die amerikanischen Ohren ergötzte. Der dabei befindliche Garten diente damals zum öffentlichen Spaziergang, daher der Name Castle-Garden. Die ganze Örtlichkeit mit ihren Gebäuden ist jetzt den Einwanderern zu gute gekommen. Hier landen nämlich die Zwischendeckpassagiere, nachdem die Kajütenpassagiere vorher in Hoboken ausgeschifft sind, ein Unterschied, der zum letztenmal an die Standesvorurteile der alten Welt erinnert.

Durch eine schmale Thür treten die Ankömmlinge in die Rotunde, das kreisrunde niedrige Gebäude, dessen Räume zur Aufbewahrung des Gepäcks dienen. In den damit verbundenen Büreaus sind sprachenkundige Beamte angestellt, die mit den Ankommenden sich leicht verständigen. Ihre Aufgabe ist, ihnen alles, was zu wissen not thut, kund zu geben, selbst den Geldwechsel zu bewerkstelligen. Name und Nationalität des Einwanderers, sowie Zweck der Reise werden zu Protokoll genommen. Auch ein Versorgungs-Bureau ist vorhanden, das den Arbeitslustigen die Stellen nachweist. Wer krank anlangt, brotlos ist und nicht gleich eine Beschäftigung findet, wird nach Wards-Island eingeschifft. Hier sind großartige Hospitäler, in denen 250—300,000 Kranke im Jahr Aufnahme finden. Auf dieser kleinen Insel (Wards-Island) ist auch ein Irrenhaus für Einwanderer; Kirchen für verschiedene Konfessionen sind auch vorhanden, kurz, es ist eine kleine Stadt für sich.

An das amerikanische Klima muß sich der Ankömmling erst gewöhnen. In der New-Yorker Luft, in diesen Gegensätzen von Hitze und Kälte, von scharfem Licht und Schatten, ist aber auch etwas die Nerven Aufregendes. Die Sommer sind sehr heiß, die Winter empfindlich kalt durch scharfe Winde, ebenso die Abende und Nächte auch in den heißen Sommertagen sehr kühl. Die Männer sind meist schmächtig, eine ins Gelbe spielende blasse Gesichtsfarbe, ein dünner, langer Hals ziemlich allgemein. Wie der Amerikaner auf sich selber viel hält, so weiß er auch gegen andere äußerlich den Anstand zu beobachten, sich in seinem Benehmen zu beherrschen; aber unter dieser Hülle entdeckt man leicht die innere Reizbarkeit und Unruhe, die plötzlich, ehe man sich dessen versieht, sich Luft macht. Diese Unruhe ist aber von nöten, wo eine neue Welt sich gestalten soll. Auch der Deutsche wird

allmählich in dem amerikanischen Wirken mit fortgerissen; er muß alles daheim erst vergessen, um sich an das neue Leben zu gewöhnen, er wird über kurz oder lang in Tracht, Behaben, selbst in der Gesichtsbildung ein Amerikaner. Aber in New-York, wo so viele Tausende von Fremden ihr Absteigequartier haben, treten die Nationalitäten noch sehr schroff hervor, und man erblickt gleichzeitig eine spezifisch-amerikanische, eine französische, deutsche, irländische, indianische Bevölkerung, und auch an schwarzen Gesichtern ist kein Mangel. Jede Rasse, jede Volkstümlichkeit bewegt sich und äußert sich in ihrer Weise, und dies macht New-York in einem ganz anderen Sinne zur Weltstadt, wie Paris und London, wo das französische oder englische Wesen alles andere verschlingt.

Außerdem, daß ein bedeutender Stadtteil New-Yorks am East-River fast ganz von Deutschen bewohnt ist, haben dieselben ein Gewerbe und einen Ort in eigentümlicher Weise in Anspruch genommen, nämlich die Groceries oder Viktualienläden, welche regelmäßig an den Eckhäusern angebracht zu sein pflegen. Da sieht man dann oft einen wohlgenährten deutschen Landsmann stehen, immer eine etwas auffallende Erscheinung neben den dürren Yankees. Löher sagt, indem er von jenem Stadtteil spricht: „Man kann dort in der Regel jeden, der mit mehr Gemächlichkeit als Zierlichkeit gekleidet ist, sofort deutsch anreden.“ In New-York und dessen nächster Umgebung wohnen an 100,000 Deutsche. Es giebt unter diesen sehr reiche und vornehme Großhändler, welche den bedeutendsten Einfuhrhandel treiben; der Kern dieser deutschen Bevölkerung besteht aber aus Apothekern, Sprachlehrern, Musikern, Künstlern und den kunstmäßig arbeitenden Handwerkern, Gast- und Schenkwirten und einer großen Anzahl Kleinhändler. Viele deutsche Handwerker arbeiten für fremden Verkauf, sind Schuh- und Kleiderflicker, Kellerwirte, Wichse- und Zündhölzchenmacher, Tagelöhner, und es giebt da auch bittere Armut genug.

New-York hat bereits, wie London und Paris, sein erschreckliches Proletariat; leider verfallen viele Deutsche gleich nach ihrer Ankunft den Netzen jener verschmitzten Betrüger, die am Hafen ihrer warten und unter der Maske dienstfertiger Freundschaft sie ausplündern. Besonders steuern aber die leichtsinnigen, haltungslosen Irländer dem Proletariat in die Arme; die Irländer sind aber auch die verachtetsten unter den Fremden.

Dennoch hat die Armut in New-York nicht so viel Gefährliches, wie in Paris, weil in Amerika die Lust am Erwerb und auch die Leichtigkeit des Erwerbs größer ist, und mancher Lump, wenn er sich nur aufraffen will, es zum reichen und angesehenen Manne bringen kann und gebracht hat. Im ganzen ist die Wohlhäbigkeit viel bedeutender, als in den großen Städten der alten Welt. Man findet selbst in den kleinsten Wohnungen Teppiche und polierte Möbeln, und auf den Märkten sieht man ärmlich gekleidete Frauen fette Truthühner einkaufen. Es wird keinem schwer gemacht, als „Gentleman“ zu erscheinen und zu gelten; die Frauen, eingeschlossen die Kammerzofen, sind allzumal „Ladies“. Dort steigt ein Maurer von seinem

Gerüst — um ein Glas künstliches Mineralwasser zu trinken. Genüsse, welche in Europa sich nur die wohlhabenderen Klassen verschaffen können, sind in Amerika Gemeingut. Jeder ist Herr und strebt es zu sein; Arbeit und Erwerb ist der einzige Adel, aber wohl zu merken: nur in dem Maße, als sie Geld einbringen. Und doch ist es wiederum nicht einzig und allein ums Geld gethan, was man thut und schafft, sondern die Freiheit und Selbständigkeit, das „sein eigener Herr sein" ist es, was man erstrebt.

Erziehung und Unabhängigkeitsgefühl der Amerikaner.*)

Bei allem Thun und Denken des Amerikaners klingt eine Seite seines Herzens durch: das Unabhängigkeitsgefühl. Dies sitzt so tief und zähe in ihm und ist so empfindlich, daß in Europa dafür den meisten das Verständnis fehlt, weil sie durch Liebe und durch Zucht von Kindesbeinen an anders gewöhnt sind. Wiederum ist den Amerikanern, wenn sie nach Europa kommen, nichts widriger, als das Gebieterische in dem Auftreten der Eltern, Dienstherren und Obrigkeiten. Sie werfen uns den Egoismus vor, der andere nach seinem Willen zwingt; im Grunde aber sind sie noch stärkere Egoisten, weil jeder sein eigener Souverän sein möchte.

Die Kinder werden mit aller erdenklichen Sorgfalt gepflegt, aber der Grundsatz, jedem seinen Willen zu lassen, ist so eingewurzelt, daß sie aus Mangel an Überwachung häufig in die größten Gefahren laufen. Sobald sie ihr kleines Ich nur fühlen können, hört die elterliche Zucht für sie auf. Ehe sie bis fünf zählen können, spricht man ihnen schon Gründe vor, weshalb sie das eine thun und das andere lassen sollen. Man braucht nicht gerade die ehrenfeste pommersche Ansicht zu teilen, daß Kinder und Jagdhunde nach gleichen Maximen abgerichtet werden müssen, aber es kommt uns doch fremdartig vor, daß ein Amerikaner seinem Söhnchen die Gründe auseinander setzt, warum es Französisch lernen müsse, und das Knäbchen ihm mit großer Gelassenheit bemerkt: Was ihr sagt, Vater, ist eure Meinung, was ich sage, ist die meinige; aber ich folge doch lieber der meinigen. Niemand ist übler daran, als ein europäischer Schulmeister, der in eine amerikanische Schule geraten ist, denn die Rangen spielen ihm unbarmherzig mit, und dann verlangt man noch von ihm, er soll ihre „selbständigen Ansichten" achten.

Es ist nicht bloß das Landesklima, welches der milden Frühlingsblüte nur wenige Tage gestattet, sondern auch das angeborene Unabhängigkeitsgefühl die Ursache, daß der ersten Frische und Unschuld der Jugend eine so kurze Zeit zugemessen ist. Kleine Mädchen drehen und wenden sich wie Ballfiguren und lassen sich von den Knaben ernsthafte Komplimente sagen, als wären es schon stattliche Kavaliere. Kindliche Freuden, naive Empfänglichkeit und zärtliches Anschmiegen schwinden im Entstehen, und so büßen die armen Kleinen den goldenen Zauber der Kinderzeit gänzlich ein. Kaum erwachsen, treten die Mädchen schon frauenhaft auf, geben und nehmen Be-

*) Fr. Löher.

suche, empfangen Gesellschaften, gehen und fahren aus mit ihren Freunden, wann und wohin es ihnen beliebt. Bei dieser Freiheit im täglichen Umgange gedeiht zwar der Unabhängigkeitssinn, aber gleichzeitig wird damit alle Poesie und Wärme in dem jungfräulichen Gemüte getötet. Die jungen Damen stellen sich so weltklug an, als hätten sie schon eine Brautschaft gebrochen. Heiraten auf der Flucht oder insgeheim sind häufig, und es ist auch nichts Unerhörtes, wenn eines Abends eine junge Dame, die jedermann für unvermählt halten mußte, der Gesellschaft ihren Mann vorstellt, dem sie schon vor Jahr und Tag angetraut war.

Der Dienstbote verläßt nach Laune und Willkür das Haus seines Herrn, und es giebt kaum ein Mittel, nur eine Entschädigung von ihm zu verlangen. Und ebenso so seltsam würde man es finden, wenn der Vater seinen Töchtern den Besuch einer Sektenkirche, die Wahl einer Konfession untersagen, oder die Söhne zu seiner politischen Partei zwingen wollte. „Ich erkläre," so gewöhnen sich schon die Kinder zu sagen, wenn sie ihren Willen kund geben wollen. Die Knaben, wenn es ihnen einfällt, machen eine weite Reise auf dem Mississippi, oder treten in ein Geschäft und speisen in einem Kosthause. Oft haben schon achtjährige Kinder mit dem Gelde ihrer Sparbüchse einen kleinen Handel etabliert; Eltern, Bekannte und Verwandte kaufen von ihnen und freuen sich der Gewandtheit der lieben Jugend, die schon so früh ihr Profitchen zu machen weiß.

Daß bei solcher unbändigen Freiheit kindliche Pietät und Ehrfurcht vor dem Alter bei einem großen Teile der amerikanischen Jugend schon ganz unbekannte Dinge sind, ist begreiflich.

Soziale Stellung des Negers in den Vereinigten Staaten.

Von einer Flußdampfer-Fahrt auf dem Ohio berichtet der mit Land und Leuten vertraute Bearbeiter des neunten Kapitels in dem illustr. Werke „Nordamerika" von E. v. Hesse-Wartegg (Leipzig, 1879. Bd. II):

Auf dem Schiffe stehen beinahe bloß Neger in Verwendung, die in Amerika colored people (farbiges Volk) genannt werden. Das Wort „Neger" (nigger) ist selbst bei den Weißen verpönt und gilt als Beleidigung, gegen die sich der „Colored Gentleman" (der farbige Gentleman) sofort auflehnen würde. Die Gleichheit der Rassen ist seit dem letzten Bürgerkriege im Prinzipe so vollständig, daß alles „Gentleman" ist. Der Amerikaner, selbst der am höchsten stehende, kennt das Wort „Befehlen" gar nicht, denn er weiß, daß einem „Befehl" niemals Folge geleistet wird. Der Befehl wird deshalb stets in die Form der Bitte gekleidet und dem Auftrage das Wort „please" vorgesetzt. Trotz dieser scheinbaren gesetzlichen Gleichheit ist die Stellung des Weißen dem Neger gegenüber schroffer und unnahbarer denn je, besonders im Süden.

Es giebt viele Neger und Mulatten in den nördlichen Staaten, die sich zu ganz bedeutender sozialer Stellung emporgearbeitet haben; nichtsdesto-

weniger jedoch wird kein Weißer mit ihnen Umgang pflegen, selbst wenn das afrikanische Blut kaum wahrnehmbar wäre und sich nur in dem Kraushaar und in den Augen verriete. Niemals wird sich ein Weißer mit einem Neger zu irgend einem geschäftlichen Unternehmen associieren. Die Neger bilden überall in den Vereinigten Staaten eine Rasse und eine Gesellschaftsklasse für sich. Sie haben ihre eigenen Kirchen, Schulen und Advokaten, in manchen Städten sogar ihre eigenen Quartiere, außerhalb derer sie beinahe niemals Geschäfte treiben, sondern nur in den niedrigsten Stellungen, namentlich als Diener und Aufwärter zu finden sind. Noch jetzt erregt das Erscheinen eines wenn auch noch so elegant gekleideten Negers im Omnibus, in den Theatern und Hotels großes Aufsehen und man trachtet deshalb auch, sie durch gütliche Mittel so weit als möglich fern zu halten, obgleich sie vor dem Gesetz dieselben Ansprüche haben wie die Weißen.*)

Wir sahen in den nördlichen und westlichen Staaten niemals einen Neger oder auch nur einen Mulatten in einem Dampfschiffsalon oder einem Pullmannschen Salonwagen, und selbst in den gewöhnlichen Personenzügen wird man Neger meistens nur in den Rauchwagen (smoking-cars) finden. Vor dem Gesetz haben sie gleiche Rechte mit den Weißen, allein in der Gesellschaft ist das Stigma ihrer Rasse noch unverwischt. Es ist nicht der Haß oder die Verachtung, welche den Amerikaner von dem Umgang mit den Negern fern hält; es ist eine natürliche, instinktive, angeborene Abneigung, die teilweise in der kindischen Unbildung des Negers, in seinem häßlichen Äußern, seinen rohen Manieren, und im Sommer seiner nichts weniger als angenehmen Ausdünstung ihre Ursachen findet. Deshalb wird man auch niemals einen Weißen mit einem Neger zu Tische sitzen sehen. Deshalb wird auch im Rauchwaggon der Sitz neben einem Neger stets leer bleiben, selbst wenn kein anderer Sitz in dem Waggon zu haben ist.

---

*) Wenn die gütlichen Mittel nicht anschlagen, den Gentleman-Neger fern zu halten, dann werden auch mitunter ungütliche Mittel in Anwendung gebracht. So lesen wir in einem Bericht aus New-York folgendes: „Seiner ebenholzschwarzen Hautfarbe wegen war Charles M. Cooper, ein in hiesiger Stadt wohnender „Verschönerungs-Künstler", am 14. Februar aus dem Speisesaale der ersten Kajüte des zwischen New-haven und New-York fahrenden Dampfers „Continental" gewaltsam hinausgeworfen und schließlich, als er hiegegen protestierte und sich darauf berief, daß er ein ihn zu den verweigerten Privilegien berechtigendes Billet gelöst habe, auf das Deck an die frische Luft befördert worden, wo er denn auch bis zur Ankunft des Schiffes in New-York verweilen mußte. Der in seinem Rechte tief Verletzte hat jetzt in der Vereinigten-Staaten-Distrikt-Court unter Berufung auf das Civilrechtsgesetz vom Jahre 1875 eine Schadenersatzklage von 500 Dollars für Ausschließung von dem Speisesaale und weiteren 500 Dollars für Ausschließung von der Kajüte eingereicht. Citiertes Gesetz ermöglicht außerdem eine Kriminalverfolgung gegen die Übertreter desselben, und kann ein solcher mit Gefängnisstrafe nicht unter 30 Tagen oder mit einer Geldbuße von 50—1000 Dollars belegt werden. Eine vom Anwalt des Klägers beantragte Beschlagnahme des Eigentums der Newhaven-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, welcher der genannte Dampfer gehört, wurde vom Richter Choate bewilligt. — In einem früheren ähnlichen Falle, wo ein farbiger Geistlicher mit seiner Familie aus einem Hotel zu Boston hinausgemaßregelt worden war, wurden dem also Gekränkten 8000 Dollars Entschädigungsgelder zugesprochen.

Alle diese Bemerkungen gelten nur für die freien Neger. Desto lieber sucht man sie als Diener und der weitaus größte Teil der „Farbigen" ist in den nördlichen Staaten als Aufwärter in den Hotels, als Bedienter und Kutscher in den Privathäusern zu finden und in diesem beschränkten, ihren Verstand jedoch vollkommen in Anspruch nehmenden Wirkungskreise können sie durch den Weißen gar nicht ersetzt werden. Als Diener sind sie vorzüglich und wie vor dem Secessionskriege sind noch gegenwärtig die Weißen die herrschende, die Farbigen die dienende Klasse.

7. Deutsches Wesen.

Ein deutscher Farmer, der selbst viel unter Deutschen und Amerikanern gewirtschaftet hatte, sprach sich gegen den bekannten Reisenden J. G. Kohl also aus: „Auf einer kleinen Farm, wo der Amerikaner kaum sein Leben fristen könnte, wird der haushälterische Deutsche noch reich. Aber freilich muß man dann alles wahrnehmen. Man muß aufpassen! auf jede Kleinigkeit, mein Herr. Die Amerikaner rühmen sich, daß sie energischer arbeiten als wir. Es ist wahr, sind sie einmal daran, so geht es tüchtig mit ihnen vom Fleck, und der Deutsche bringt oft in 12 Stunden nicht so viel zustande, als der Amerikaner in sechs. Dabei fällt einem aber der Wettlauf der Schildkröte mit dem Windhunde ein. Der Amerikaner arbeitet mehr in fits und starts (Anläufen); er erschlafft zuweilen, setzt Axt und Sense bei Seite, greift zu Flinte und Pulver und geht auf die Jagd. Der Deutsche arbeitet immer fort, das ganze Jahr hindurch, und zieht man die Resultate nicht nach Stunden, sondern nach Jahren, so ist der Deutsche am Ende doch weiter gekommen. In hundert kleinen Dingen giebt sich der Deutsche unendlich viel mehr Mühe, als der Amerikaner; so z. B. in der Erziehung seines Viehes und der so viele kleine Aufmerksamkeiten erfordernden Milchwirtschaft.

Bei den großen Herdenbesitzern in Illinois trifft man meist deutsche Viehknechte, weil diese als sorgsame Tier-Pädagogen bekannt sind und ein „Herz" für das liebe Vieh haben. Beim Engländer hält die Lust, etwas Großes und Vollkommenes in jeder Art zu erzeugen, daneben der Reiz des Gewinnes der Roheit die Wage, die er im übrigen gegen die Tiere äußert; beim Amerikaner ist es ein ähnlicher Fall, nur mit dem Unterschied, daß sein rastloses Streben nach Erwerb, nach großen umfassenden Spekulationen ihn viel unstäter macht, als den englischen Landwirt, der in allen seinen ökonomischen Arbeiten viel gründlicher zu Werke geht."

J. J. Richter schreibt in seinen „Bildern aus den Vereinigten Staaten" über die Deutschen: „Obwohl es kaum irgend eine Gegend der Vereinigten Staaten geben mag, wo nicht Deutsche in größerer oder kleinerer

Zahl gefunden würden, so sind sie doch in keinem Staate zahlreicher und einflußreicher als in Missouri. Als der Westen der Vereinigten Staaten, das weite Gebiet jenseits des Mississippi, noch von Indianern durchstreift wurde und noch kein geordnetes Staatswesen dort vorhanden war, da ging die deutsche Auswanderung nach den Staaten des Ostens, vorzugsweise nach New-York und Pennsylvanien. Jene ersten Einwanderer, schwach an Zahl und gänzlich vereinsamt in der Fremde, brachten weder die Erinnerung an unsere große Litteratur, noch diejenige an den frischen Aufschwung der Nation in den Freiheitskriegen mit hinüber nach dem neuen Lande, und so verloren sie allen Zusammenhang, sowohl unter sich als mit der alten Heimat. Nicht lange jedoch, nachdem im Jahre 1821 der erste Staat und zugleich der bedeutendste unter allen jenseits des Mississippi, nämlich der Staat Missouri, in die Union aufgenommen worden war, ergoß sich ein neuer Strom deutscher Auswanderer in die Vereinigten Staaten, und diese lenkten ihre Schritte nach dem Westen und vorzugsweise nach Missouri. Dort sind jetzt die Deutschen am zahlreichsten vertreten, dort haben sie zuerst Gelegenheit gehabt, ihren Einfluß im Kriege wie im Frieden zur Geltung zu bringen, und dieser Staat scheint dazu bestimmt, die wahre Heimat der Deutschen in der neuen Welt zu werden.

Nirgends in den Vereinigten Staaten findet der deutsche Einwanderer einen fruchtbareren Boden, nirgends ein Klima, das ihm besser zusagt, nirgends so viele Landsleute in den Städten und auf dem Lande. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung von St. Louis sollen Deutsche sein und dasselbe Verhältnis findet sich in zahlreichen blühenden Städten und in ganzen Landstrichen am Missouri aufwärts, sowie südwärts an dem Ufer des Mississippi. Der Staat umfaßt über 3000 deutsche □Meilen und ist so groß als Bayern, Württemberg, Baden, beide Hessen, Oldenburg und Hannover zusammengenommen. Der mächtige Missouri bildet seine nordwestliche Grenze und durchströmt ihn seiner Länge nach; an dessen Ufern liegende Städte wie St. Charles, Augusta, Hermann, Washington, Jefferson, Kansas City, St. Joseph &c., wo die Auswanderer und Flüchtlinge der 30er und 40er Jahre, zum Teil Gelehrte und Künstler (von den anderen zum Spott „Lateiner" genannt), sich niederließen, die Felder bauten und die Reben pflanzten.

Wo immer die Deutschen der Vereinigten Staaten in großer Masse auftreten, wo sie durch Reichtum und Wohlhabenheit sich auszeichnen und ihre Fähigkeiten zu deutlicher Anschauung bringen: da erregen sie die Verwunderung, vielleicht den Neid der Amerikaner. Zwar hat der Amerikaner eine so hohe Meinung von sich selbst und seinem Lande, daß er es natürlich finden würde, wenn die ganze übrige Menschheit in seiner Republik zusammenströmte, um dort vor Unterdrückung Schutz zu finden und das Glück der Freiheit zu genießen. Um so natürlicher scheint es ihm, wenn einige Millionen Deutsche dahin auswandern. Wenn aber diese Fremden an Geschicklichkeit im Handel und Wandel ihn erreichen, in Liebe zur Freiheit ihn vielleicht noch übertreffen und bei all ihrer warmen Anhänglichkeit an die

neue Heimat doch das fremdartige Gepräge ihrer Herkunft so wenig verleugnen und die Erinnerung an die alte Heimat so fest bewahren, wie die Deutschen dieses thun —: so kann der Amerikaner auch seine Achtung ihnen nicht versagen. Seitdem aber die Deutschen anfingen, durch ihre Zahl und Bedeutung Aufsehen zu erregen, hat auch die Betrachtung ihrer Eigentümlichkeiten und die Anerkennung ihrer Vorzüge immer mehr Eingang unter den Amerikanern gefunden. Man weiß seitdem, daß das rauhe und unschöne Äußere, das an dem deutschen Einwanderer zuerst ins Auge fällt, nur die Schale ist, die einen edlen Kern verhüllt, und man versteht nun besser, auch in dem ärmsten jenen Kern zu entdecken, seitdem man erkannt hat, mit welchem Schatz von Bildung und Kenntnissen so viele Deutsche nach der neuen Welt auswandern."

Der ideale Zug des deutschen Wesens, der Trieb nach Bildung und geistiger Freiheit läßt im Deutschen auch alsbald das Streben erwachen, sich der englischen Sprache baldmöglichst zu bemächtigen. Dadurch gewinnt er aber das Mittel, sich bald in der großen Republik, wo keine Rasse oder Nation oder Religion vor der andern einen Vorzug hat, zurecht zu finden und in ihr seine zweite Heimat zu erkennen. Diese Anpassung an die neuen Verhältnisse macht ihn dem Amerikaner besonders lieb und wert, und die Liberalität, womit der Deutsche seinen englisch redenden Mitbürgern vertrauensvoll entgegenkommt, bleibt von diesen keineswegs unerwidert.

Ein Gebiet, auf welchem dieser Liberalität die meiste Gelegenheit zur Ausübung geboten wird, ist dasjenige der Sonntagsfeier. Dem Deutschen ist es Bedürfnis, am Sonntag sich mit Bier, Gesang, Tanz, Musik zu erholen; dem Amerikaner ist es Bedürfnis, still zu Hause zu bleiben, da er während der Woche nur des Morgens und Abends zu Hause ist und die ganze übrige Zeit den Geschäften nachrennt. Seitdem er aber erkannt hat, daß die Sonntagsfreude des Deutschen harmlos ist, daß dieser sogar seine Familie mitnimmt, um sie an der Erholung teil nehmen zu lassen, daß ferner die Raufereien bei solchen Gelegenheiten nicht von den Deutschen ausgehen: so beurteilt er auch die deutsche Sonntagsfeier viel milder und es steht zu erwarten, daß er selber sie sich mit der Zeit aneignen wird.

Auch die Liebe des Deutschen zum Gesange, wie zur Musik überhaupt ergänzt gewissermaßen die trockene Verstandesrichtung des Amerikaners und verfehlt nicht ihre Wirkung auf dessen Gemüt.

Trotz alledem hat sich die Stellung der Deutschen in Nordamerika in der letzteren Zeit verschlechtert, und der Gegensatz zwischen den eingewanderten Deutschen und den Nativisten oder eingefleischten Amerikanern hat sich namentlich in New-York wieder geschärft, so daß es noch längerer Kämpfe und eines neuen Anstoßes bedürfen wird, bis es den Deutschen gelingt, entscheidenden Einfluß auf amerikanische Verhältnisse zu gewinnen.

8. Physische Kontraste zwischen der alten und neuen Welt.*)

Der hervorstechendste Zug in der Anordnung der Kontinente ist die Gruppierung der beiden Amerika in einer, und die der vier übrigen Kontinente in der andern Hemisphäre. Die alte und neue Welt unterscheiden sich in Gruppierung und Ausdehnung der Kontinente, in ihrer astronomischen Lage mit Bezug auf ihre klimatischen Zonen, in der allgemeinen Richtung ihrer Ländereien und in ihrem innern Bau. Diese entgegengesetzten Charakterzüge sichern jedem von beiden Teilen ein eigentümliches Klima, eine eigentümliche Vegetation und Tierwelt.

Die alte Welt besteht aus 4 Kontinenten; lassen wir Australien bei Seite, das nur eine Insel inmitten der ozeanischen Hemisphäre ist, so hat sie 3 zusammenhängende Kontinente, die eine ovale kompakte Masse bilden, deren Umfang den jedes andern Erdraums weit übersteigt. Es ist die größte, in ihrem Mittelpunkt den Einflüssen des Ozeans unzugänglichste Länderstreckung; die alte Welt ist vorzugsweise eine Kontinentalwelt. Die neue Welt hat zwei Kontinente, die nicht in einer Masse gruppiert sind und in zwei entgegengesetzten Hemisphären liegen. Kein Teil ist sehr entfernt von der Seeküste; die neue Welt ist vorzugsweise ozeanisch. Auch die astronomische Lage in Bezug auf die klimatischen Zonen ist verschieden; die alte Welt gehört größtenteils der nördlichen Halbkugel und der gemäßigten Zone an, wenigstens ist nur Afrika wirklich tropisch, Asien und Europa fast ganz gemäßigt; mehr als zwei Dritteile alles Landes der alten Welt liegen in der gemäßigten Zone, nur ein Dritteil in der heißen. Die allgemeine Richtung beider Weltteile ist völlig verkehrt, die alte Welt hat ihre größte Verlängerung von Ost nach West in der Linie der Parallelen, die neue Welt von Norden nach Süden in der Richtung der Meridiane; beide haben eine Länge von 7500 Meilen, aber die Breite der alten Welt ist doppelt so groß, als die der neuen. Diese Stellung ist von um so größerer Wichtigkeit für die Verteilung der Klimate, da sie mit dem innern Bau, mit der Richtung der Hauptbergketten und Tafelländer übereinstimmt. In der alten Welt können die Wanderstämme über einen Raum von mehreren tausend Meilen ziehen, ohne daß die Tiere oder die Vegetation, von denen sie umgeben sind, wechseln; sie verändern den Ort, aber nicht Klima und Lebensweise. Die Ähnlichkeit der Klimate auf langen Räumen ist eine Eigentümlichkeit der alten Welt, welche die Zerstreuung der Urstämme wesentlich gefördert haben muß. In der neuen Welt dagegen sind die Zonen ähnlicher Klimate nur kurz, und wenn man über die ganze Länge der beiden Amerika wandert, kommt man zweimal durch alle Zonen, von der kalten Zone zum Äquator und vom Äquator wieder zu der kalten Zone. Diese Verschiedenheit des Klimas giebt den beiden Amerika ihren Charakter. Jedoch ändert der innere Bau

*) Nach Prof. Guyot: Sillimans Journal of science.

in beiden Welten diese klimatischen Verhältnisse, so daß die Einförmigkeit des Klimas in der alten Welt durch schärfere Kontraste, und die zu große Verschiedenheit in der neuen durch mildere und besser abgestufte Übergänge modifiziert wird.

Was den innern Bau der neuen Welt charakterisiert, ist seine Einfachheit. Statt der Mannigfaltigkeit der alten Welt, wo trotz einiger gemeinsamen Züge doch jeder Kontinent in eine besondere Form gegossen ist, scheinen die beiden Amerika durchaus nach einem Plane gebildet, der sich in wenigen Linien zeichnen läßt: es sind zwei Dreiecke, deren Spitzen gegen Süden gekehrt und durch die lange Linie der Felsengebirge und der Anden verbunden sind; große Ebenen im Osten bilden den bedeutendsten Teil ihrer Oberfläche, eine leicht erhobene Kette längs der atlantischen Küsten beider, die Alleghanies im Norden, die Sierra do Espinhaço und Sierra do Mar im südlichen Amerika, endlich in der Mitte drei kurze Querketten, die von Parima in Guiana, die von Venezuela und die große, in viele Inseln zerbrochene der Antillen, das sind in wenigen Worten die wesentlichen Züge dieser ungeheuern Abteilung der Welt.

Die Zahl und Fülle der inneren Kontraste, welche die Thätigkeit der Natur und des Menschen in Anspruch nehmen, bilden den Reichtum der Organisation in den Kontinenten. Asien und Europa teilen Gebirgszüge, die sich von den Pyrenäen über Alpen, Kaukasus, Himalaya 2c. bis an das chinesische Meer erstrecken, in zwei ungleiche Teile, einen nördlichen und einen südlichen, die in Klima, Vegetation und selbst in ihren Rassen verschieden sind; kaum irgendwo ist der Übergang allmählich, fast allenthalben ist er schroff und plötzlich. In Amerika ist dieser Übergang allenthalben allmählich, er bildet nirgends eine Schranke. Von den baumlosen Polargegenden des Mackenzieflusses, die nur von Moosen und Lichenen bedeckt sind, geht man stufenweise über zu den Fichtenwäldern am obern See, zu den Walnuß-, Ahorn- und Kastanienbäumen in Ohio und Kentucky, zu den Magnolien und der Zwergpalme, die schon die Luft der Tropen und die Nachbarschaft des Golfs von Mexico verkünden: 2400 Meilen trennen die Extreme der Vegetation, die sich am Himalaya fast berühren. Daher die Verbreitung tropischer Pflanzen und Tiere oft bis in kältere Gegenden hinein. Amerika ist minder reich an inneren Kontrasten, als die alte Welt, hat aber dagegen mehr Einheit. In der Gleichförmigkeit des Baues, in dem Mangel aller Hindernisse einer freien Cirkulation von einem Ende dieser Welt zum andern, müssen wir eine der Hauptursachen jenes gemeinsamen Charakters suchen, jener amerikanischen Physiognomie, welche in allen organischen Wesen dieses Kontinents so auffällt, und den wir auch im Menschen selbst, in dem Indianer, finden, dessen Stämme sämtlich von den Ufern des Mackenzie bis nach Patagonien hinab dieselbe Kupferfarbe und eine unverkennbare Familienähnlichkeit zeigen.

Wie Europa und Asien in zwei ungleiche Hälften, eine nördliche und eine südliche, geteilt sind, so die beiden Amerika in eine westliche und öst-

liche durch den Zug der Cordilleren. Indes ist der Unterschied des Umfangs beider Teile so groß, daß die Verschiedenheit ihre Bedeutung verliert. Die dürre und unfruchtbare Westküste ist zu unbedeutend, um mit den ungeheuern Ländern im Osten in eine Nebenbuhlerschaft zu treten, und zudem macht die Schwierigkeit der Verbindungen die gegenseitigen Einwirkungen und den Verkehr noch schwächer. Ferner haben beide Seiten der Cordilleren, da sie unter einerlei Breite liegen, dasselbe Klima, und der Unterschied liegt nur in der größern oder geringern Feuchtigkeit. Der schmale Streif der Westküste kann den Charakter, welchen die großen Ebenen dem Osten aufdrücken, nicht ändern.

Das Klima der neuen Welt zeichnet sich, im Vergleich zu dem der alten, durch eine größere Feuchtigkeit aus, denn seine beiden Kontinente sind fast ganz den Seewinden ausgesetzt. Während die alte Welt mit ihrer geschlossenen Gestalt, ihren mächtigen Hochländern im Osten, unter den Tropen nur etwa 195 cm Wasser enthält, empfängt Amerika unter den Tropen 291 cm; die gemäßigten Gegenden Europas haben 86 cm, Nordamerika 98 cm. Zu dieser Fülle der Regenwasser kommt noch die Ausdehnung der Ebenen, welche die Entwickelung ungeheurer Stromsysteme gestattet, und in der That ist die Existenz zahlloser Flüsse und Seeen einer der charakteristischen Züge der beiden Amerika. Trotz einer viel geringern Landesausteilung hat die neue Welt die größten und wasserreichsten Ströme der Erde. Nirgends auf der Welt gleicht ein Strom dem mächtigen Marannon, der seine Gewässer nach einem Laufe von 3000 engl. Meilen ins Meer wirft, und seine Zuflüsse, der Ucayale, Japura, Rio Negro, Madeira, kommen an Macht ihm beinahe gleich. Im nördlichen Amerika durchläuft der Mississippi gleichfalls eine Länge von 3000 Meilen, und sein Zufluß, der Missouri, tritt nur mit Unrecht seinen Namen an den minder mächtigen Bruder ab. Neben diesen Strömen hat der Laplata einen Lauf von 1900, der St. Lorenz von 1800 Meilen Länge.

Die alte Welt bietet nichts Ähnliches; ihr größter Strom, der Yangtse-kiang, hat nur 2800 Meilen Lauf. Der Ganges und der Ob kommen ihnen bei weitem nicht gleich; vielleicht der Nil.*) Die Wolga, der größte Strom Europas, hat nur einen Lauf von 1700 Meilen, und wollte man in Amerika Flüsse, wie den berühmten Rhein, aufzählen, so hätte man sie fast nach Hunderten zu nennen. Hierzu kommt noch die große Anzahl von Seeen. Die Gruppe von Seeen, wie sie Canada besitzt, findet nirgends in der Welt ihresgleichen. Diese ungeheuren Süßwassermeere bedecken im Verein mit dem St. Lorenz eine Oberfläche von nahe an 100,000 □Meilen, und man hat berechnet, daß sie etwa die Hälfte alles süßen Wassers auf der Erdoberfläche enthalten. Und noch dazu stehen diese Seeen nicht allein,

*) In deutschen Meilen ausgedrückt, schätzt man jetzt die Länge des Nil auf 860 Meilen — des Mississippi von der Missouriquelle an gerechnet auf 890 Meilen; des Marannon auf 770 Meilen. Der Länge nach wäre also der Mississippi der erste, der Nil der zweite, der Marannon der dritte.

sondern ein Blick auf die Karte belehrt uns, daß weiter im Norden noch eine Menge kaum minder großer Seeen sich findet; der Athapeskow-, Winipeg-, Sklaven-, Große Bärensee u. s. w. können sich mit den Canadaseeen messen. Diese Ströme und Seeen sind der Reichtum und der Stolz Amerikas. Kein Kontinent der Welt besitzt sie in solcher Zahl, solcher Größe, so wasserreich und so schiffbar. Sie befruchten aber nicht bloß die reichen Länder, die sie durchziehen, sie sind auch die großen Heerstraßen des Handels zwischen allen Teilen dieser ungeheuern Welt und werden es immer mehr werden. So herrscht das wässerige Element in Amerika vor, es ist im ganzen genommen etwas minder warm als die alte Welt, und sein wesentlichster Zug ist ein ozeanisches Klima. Wir wollen jetzt auf die Folgen dieser physischen Verhältnisse für die Entwickelung organischer Wesen eingehen.

Wärme und Feuchtigkeit sind die günstigsten Vorbedingungen für eine üppige Vegetation. Nirgends ist die Pflanzendecke so allgemein, die Vegetation so vorherrschend, wie in Amerika. Unter denselben Breitengraden, wo Afrika nur dürre Tafelländer zeigt, sieht man im Gebiet des Amazonenstromes die endlosen Urwälder, diese 1500 Meilen weit fast ununterbrochenen Salons, welche die riesenhafteste Wildnis dieser Art auf der Welt bilden. Und welcher üppige Pflanzenwuchs! Palmen von 50—60 m Höhe überragen alle andern Bäume dieser Wildnisse, unzählige Stauden und Bäume geringerer Höhe füllen die Zwischenräume zwischen ihren Stämmen; Kletterpflanzen, hochstämmige Lianen umgeben in unendlicher Mannigfaltigkeit die Zweige, entfalten ihre Blumen auf dem Blätterwerk und verbinden alles unter einander zu einer festen, dem Menschen undurchdringlichen Vegetationsmasse, wo allein die Axt sich einen Weg bahnen kann. Südamerika, und namentlich das Gebiet des Amazonenstroms, ist das echte Reich der Palmen, denn nirgends tritt diese prächtige Vegetationsform in einer größern Zahl von Arten auf. Dies ist ein Zeichen überwiegender Entwickelung der Blätter über alle andern Teile des Pflanzenwuchses. Amerika hat keine solchen Pflanzen mit schmalen, eingeschrumpften Blättern, wie Afrika und Neuholland. Die Ericas oder Heidekräuter, so häufig, so mannigfaltig und so charakteristisch in der Flora des Kaps der guten Hoffnung, sind eine der neuen Welt unbekannte Form. Nichts gleicht hier den Metrosideren Afrikas, den trockenen Myrten (Eukalyptus) Neuhollands und den weidenblättrigen Akazien, deren Blumen in den lebendigsten Farben glänzen, deren schmales, mit dem Rande gegen die vertikale Sonne gewendetes Blätterwerk aber keinen Schatten wirft. Allenthalben lange, reichliche Blätter, ein tiefes Grün, eine starke, wohlgenährte Vegetation, das ist es, was man im tropischen Amerika findet. Nordamerika teilt trotz seines kontinentalen Klimas diesen Charakter der neuen Welt.

Aber nicht bloß ist die Vegetation reichlich in der neuen Welt, sie ist auch allgemein, und dies bietet eine weitere charakteristische Unterscheidung von der alten Welt. Hier sehen wir nicht die ungeheuern Wüsten; die von Californien und Atacama sind Ausnahmen und können im Vergleich mit

denen von Asien und Afrika gleichsam nur als Probe dienen. Die Llanos am Orinoco, die ihr geologischer Bau zum Schicksal der Sahara zu verurteilen scheint, sind während der Regenzeit reichlich bewässert und mit einer bewundernswerten Vegetation bedeckt; das Leben, das fast zu schlummern, fast ausgetilgt schien, erhebt sich wieder schön und kräftiger. Auf den feinen Sand, den die Winde fortführen, folgt eine reiche Weide, auf der eine Unzahl einheimischer Tiere, vermischt mit Pferdeherden und wilden Eseln, sich tummeln, und Tausende während der trockenen Jahreszeit in dem wässrigen Schlamm vergrabener Reptilien erscheinen wieder und füllen die temporären Flüsse und Seeen, von denen diese Thäler dann überströmt sind, mit neuem Leben. Die Pampas selbst sind nicht ohne Vegetation und nähren zu allen Zeiten zahlreiche Herden, ebenso wie die mächtigen Prairien des Mississippi und Missouri.

Was wird aber aus dem Tierreich in diesem eigentümlichen Pflanzenreich? Die Segnungen sind verteilt, und ein Land hat nicht alle Schätze allein. Diese üppige Vegetation scheint das höhere Leben in der Tierwelt zu unterdrücken. Von einem Ende der tierischen Stufenleiter zum andern geben diejenigen Familien, deren Lebensart mit dem Wasser oder dem Pflanzenelement verbunden ist, diesen Ländern durch die Zahl der Arten und ihre relative Menge ihren Charakter. Nichts ist glänzender als die Insektenwelt Südamerikas; unter den Wirbeltieren sind die Reptilien am zahlreichsten repräsentiert, denn Feuchtigkeit ist ihr Element, und die Flüsse und temporären Lagunen sind angefüllt mit Kaimans, Iguenas, Basilisken und andern Arten, die sich in warmem und stillem Wasser vermehren; die Wälder beherbergen Schlangen von jeder Gestalt und Größe bis zu den riesenhaften Boas; sie scheinen in diesem Lande zu Hause. Aber unter den höheren Tieren hält die Entwickelung inne; die vorherrschenden Typen sind zugleich die untergeordneten. Unter den Vögeln übertreffen die Strandläufer Amerikas die jedes andern Kontinents an Zahl der Arten. Unter den Säugetieren charakterisieren die zahnlosen: Armadillos, Faultiere, Ameisenbäre mehr als jede andere Familie die Fauna Südamerikas, und zwar nicht nur in der jetzigen, sondern auch in den geologischen Epochen. Suchen wir Repräsentanten der höheren Ordnungen, so finden wir sie schwächer an Zahl der Arten und kleiner, als die entsprechenden Tiere der alten Welt. Statt des Elefanten, Hippopotamus, Rhinozeros, dieser Riesen der alten Welt, finden wir unter den Pachydermen nur den harmlosen Tapir und das Pekari; unter den Wiederkäuern statt des Kamels das halb so große Lama; statt der Löwen und Tiger die Unze und den Jaguar, die kaum mehr als große Katzen sind. Nicht nur sind diese höheren Tiere schlecht repräsentiert, sondern sie haben auch nicht die Stärke, nicht den unbezwinglichen Mut, weder die Wildheit noch den Verstand der ähnlichen Geschöpfe der alten Welt. Im ganzen tropischen Amerika erdrückt das vegetative Leben das höhere Tierleben. Nur Nordamerika, das schon einen wahren kontinentalen Charakter hat, besitzt einige höhere Typen, wie den Büffel, den Hirsch, das Elentier, den Bären.

Der Mensch selbst, der eingeborene, trägt in seinem ganzen Charakter den unauslöschlichen Stempel dieser eigentümlich vegetativen Natur; das Überwiegen des lymphatischen Temperaments verrät dies. Der Indianer bildet eine melancholische, kalte, unempfindliche Rasse; er zeigt manchmal eine außerordentliche Muskelkraft, aber ohne Ausdauer; der Indianer ertrug und erträgt die harten Arbeiten nicht, die der Neger vollführt. Der gesellschaftliche Zustand der indianischen Stämme zeigt in gleichem Grade den mächtigen Einfluß seines vegetativen Charakters. Der Indianer ist wesentlich der Mensch des Waldes geblieben und hat sich selten über den Jäger, die niedrigste Stufe der Civilisation, erhoben; die Üppigkeit des Bodens war wertlos für ihn, denn er zog nicht seine Nahrung daraus. Er ist selbst nie zum Hirten emporgestiegen, wie die nomadischen Völker der alten Welt. Von einem Ende Amerikas zum andern finden wir dasselbe klägliche Schauspiel, und nur die hohen Tafelländer von Mexico und Peru machen eine Ausnahme, welche selbst wieder für den Einfluß der vegetativen und feuchten Natur der niedrigen Ebenen Amerikas zeugt; denn wenn diese Nationen nicht denselben untergeordneten Charakter an sich tragen, wenn sie sich, vielleicht mit Hilfe fremder Elemente, etwas höher auf der Stufenleiter der Menschheit erhoben, so kann der Grund kein anderer sein, als weil sie auf diesen Höhen über dem Einfluß der heißen und feuchten Atmosphäre hausen.

Dies ist die wunderbare Verknüpfung der Naturerscheinung unter einander. Die Gestaltung und Lage der neuen Welt gaben ihr ein heißes und feuchtes Klima, und dieses Klima drückt seinen Charakter der ganzen organischen Schöpfung auf, selbst der vorzugsweise freie Mensch ist ihrem Einfluß unterworfen in dem Maße, als er die Ausbildung seiner höheren Fähigkeiten unterläßt, mit denen er zur Eroberung und Bezwingung der Natur ausgerüstet ist, die ihn nicht beherrschen, sondern ihm dienen soll.

---

9. Über das Klima in Nordamerika.*)

Jeder, der Amerika besucht hat, wenn es auch nicht gerade als Arzt oder Naturforscher war, ist gewiß über den außerordentlichen und schnellen Wechsel der Temperatur erstaunt, sowie über zwei merkwürdige Verhältnisse des Klimas der Vereinigten Staaten. Einmal ist es dort um mehrere Grade kälter im Winter und heißer im Sommer, als unter denselben Breitengraden in Europa sowohl, wie in Asien und Afrika auf den Küsten des mittelländischen Meeres. Dies ist besonders auffallend in den Landstrichen längs des atlantischen Ozeans. So läßt sich, wenn man Salem im Staate Massachusetts und Rom in Italien vergleicht, Plätze unter beinahe ein und derselben Breite, ein außerordentlicher Unterschied bemerken. Rom liegt unter

*) Dr. Ralph, nach Simmonds Colonial Magazine.

41° 53′ n. Br., Salem unter 43° 35′; dort ist die größte Kälte 0° R., hier — 19$^1/_2$ R., dort die größte Hitze 24° R., hier 31$^1/_2$° R., also ist in Rom der Unterschied zwischen den Extremen nur 24°, in Salem dagegen 51°.

In den Staaten Maine, Vermont, New-Hampshire und sogar Massachusetts, welche sämtlich zwischen dem 42. und 45.° n. Br. liegen und dem Süden von Frankreich und dem nördlichen Spanien entsprechen, ist der Boden beinahe jeden Winter 3 oder 4 Monate lang mit Schnee bedeckt, so daß man nicht ohne Schlitten fortkommen kann. Das Thermometer sinkt während dieser Zeit oft auf 23° R. unter Null.

In Unter-Canada, zwischen dem 46. und 47. Breitengrade, der Mitte von Frankreich entsprechend, fängt der Schneefall im November an und währt bis zu Ende April, also sechs Monate, während welcher Zeit das Thermometer gewöhnlich 20—24° unter Null steht. Man weiß sogar Beispiele, daß das Quecksilber hier gefriert, was einen Kältegrad von 30° R. voraussetzt. Solche Fälle kommen nie in Europa vor, außer unter dem 60. Breitengrade, wie in Stockholm oder Petersburg.

In denselben (canadischen) Neu-England-Staaten ist die Hitze in dem Sommersolstitium während sechs Wochen so stark, daß das Quecksilber auf 24° R. steigt. Wenige Jahre vergehen, in denen nicht in Salem die Hitze auf 31° R. steigt, was die Temperatur des persischen Meerbusens und der arabischen Küstenländer ist. Auch in Quebeck und sogar in der Hudsonsbai steht das Thermometer während 20—30 Tagen auf 24° R., und diese Orte liegen unter dem 50.° der Breite. Diese Hitze ist um so erschöpfender, als sie gewöhnlich von einer Windstille oder einem erstickend heißen Winde begleitet und das Extrem für den Winter so bedeutend ist, da alsdann das Thermometer auf 24° unter Null steht.

In den mittleren Staaten der Union, nämlich in New-York, Pennsylvanien, New-Jersey und Maryland, sind die Winter kürzer, der Schnee weniger häufig und anhaltend; selten bleibt er über 15—20 Tage liegen. Dennoch aber ist die Kälte mehrere Wochen lang außerordentlich streng. In Philadelphia unter dem 40. Grade der Breite, welcher derjenigen von Madrid und Neapel entspricht, sinkt das Thermometer jeden Winter auf — 6$^1/_2$° R., ja zuweilen bis auf — 16° R. Im Winter von 1836 war das Quecksilber in New-York und Philadelphia mehrere Tage lang 10 und 12 Grade unter dem Gefrierpunkte. Die Kälte war damals so groß, daß der Delaware in 24 Stunden gefroren war, trotz einer Ebbe und Flut von je 2 m.

Dagegen stellt sich wieder zwei oder drei Wochen vor dem Sommersolstitium die Hitze ein und ist in New-York und Philadelphia so überwältigend von Mittag an bis 5 Uhr abends, daß sich die Einwohner in den Häusern verschließen und die Straßen beinahe verlassen sind. Das Thermometer erreicht öfters 24—25° R., und während der Nacht sinkt es wieder auf 12 Grade. Die Hitze ist jedoch durch die völlige Windstille und den erstickenden Dunst, womit die Luft längs der ganzen Küste beladen ist, noch unerträglicher als der hohe Stand des Thermometers anzeigt.

In den mittleren Staaten läßt sich der äußerste Wechsel auf 100 Grade Fahrenheit = $44\frac{1}{2}^0$ R. angeben.

In den südlichen Staaten, wie Virginien, den beiden Carolinas und Georgien, ist der Unterschied zwischen Hitze und Kälte nicht übermäßig. Gelegentlich fällt etwas Schnee, noch so weit südlich als bis Charleston, aber mehr ausnahmsweise. In Charleston, welches mit Marocco parallel liegt, wechselt das Thermometer im Verlauf des Jahres von 30 zu 100^0 F. Zu Savannah steht es zuweilen auf 106^0 F., welches höher ist, als es jemals in Ägypten steigt, da hier 88^0 F. ($24\frac{1}{2}^0$ R.) die gewöhnlichen Grenzen des Quecksilbers im Schatten sind.

So vermindert sich, je mehr man sich den Tropenländern nähert, die äußerste Verschiedenheit zwischen den Temperaturen des Sommers und Winters, daß sie sich auf den westindischen Inseln auf 30—40^0 F. jährlichen Wechsels beschränkt. Dort steht infolge der Seewinde das Thermometer im Sommer selten über 92^0 F. (26^0 R.).

Es ist aber längs der ganzen amerikanischen Küste am atlantischen Meere nicht bloß diese Verschiedenheit so groß, sondern es sind diese Wechsel bei weitem häufiger, als in Europa, da das Thermometer in sehr kurzer Zeit von einem Extrem zum andern überspringt. Dr. Rush bemerkt in seinen Beobachtungen über das Klima von Pennsylvanien, daß dasselbe aus allen Klimaten unter der Sonne zusammengesetzt sei: aus der Nässe von England im Frühjahr, der Hitze von Afrika im Sommer, dem ägyptischen Himmel im Herbst und der Kälte von Norwegen im Winter. Im Januar und Februar findet oft im Verlaufe von 18 Stunden ein Wechsel von 20—30^0 F. statt, was natürlich die nachteiligsten Folgen für die Gesundheit haben muß.

Dieselbe Erscheinung hat man auch im Sommer, denn je größer die Hitze des Mittags ist, um so tiefer fällt das Quecksilber bei Tagesanbruch, den beiden Extremen von täglicher Hitze und Kälte in allen Klimaten. In einem Sommer fiel einmal das Quecksilber 19^0 F. in anderthalb Stunden. Und was über Pennsylvanien hier bemerkt ist, gilt auch von New=York, New=Jersey, Maryland, Virginien und den beiden Carolinas. Selbst noch in Charleston kommen im Sommer Beispiele von einem Temperaturwechsel vor, der sich bis zu 40^0 F. in 15 Stunden beläuft.

Ein anderer merkwürdiger Umstand ist, daß nicht dieselben Grade von Hitze und Kälte auf denselben Breitenparallelen stattfinden. Herr Jefferson, ehemaliger Präsident der Vereinigten Staaten, gab verschiedene Beobachtungen über das Klima seines Geburtsstaates Virginien heraus, sowie über das von Amerika im allgemeinen, und er bemerkt unter anderem:

„Es erscheint sehr merkwürdig, daß, wenn man in derselben Parallele von Osten nach Westen geht, unser Klima in demselben Verhältnis kälter gegen Westen wird, so, als ob wir gegen Norden reisten. Diese Beobachtung wird von allen Reisenden bestätigt, die von einem Teile des Kontinents im Osten der Alleghanygebirge kommen, bis sie den Gipfel derselben erreichen, die höchste Stelle zwischen dem Ozean und dem Mississippi. Sodann aber,

wenn man sich immer in derselben Breite hält und gegen den Mississippi im Westen fortschreitet, kehrt sich der Fall um: das Klima wird heißer, als es in denselben Breitengraden ostwärts an der Küste ist."

Aus allen diesen Thatsachen wird es vollkommen klar, daß das Klima durch andere Umstände als nur durch die geographische Breite modifiziert wird. Diese Umstände sind der Boden des Landes, seine feuchte oder trockene Oberfläche, das Vorhandensein von großen Wäldern, seine Lage über und unter der Meeresfläche, seine Richtung gegen diesen oder jenen Anblick der Sonne und besonders auch die Art und Menge der Luftströmungen, die auf einer solchen Erdstrecke vorherrschen. Diese Umstände bringen in ihren verschiedenen Modifikationen diejenigen Folgen für das amerikanische Klima hervor, welche dasselbe so wesentlich von demjenigen Europas, Asiens und Afrikas unterscheiden. In keinem andern Teile der Welt finden solche außerordentliche Wechsel statt, und nirgends wechseln auch so die Luftströme. Wir klagen in Europa, besonders in England und Frankreich über die Unbeständigkeit der Winde und den Wechsel in der Temperatur, aber was will das sagen im Vergleich mit Nordamerika?

Was Nordamerika besonders auszeichnet, sind folgende Punkte, die jedenfalls Hauptfaktoren in seinem Klimaleben bilden:

1) Die tieferen und umfassenderen Anhäufungen um den Pol her. Männer, welche die Polargegenden Nordamerikas besucht haben, versichern, daß die Eisfelder dort unendlich größer, von längerem Bestand während des Sommers sind und sich viel weiter nach dem Süden erstrecken, als die im Norden Europas. Die Einwirkung derselben auf das Klima der Vereinigten Staaten ist sicher. Die Winde, welche über jene großen Eisfelder gegangen sind, kommen mit Kälte geschwängert im Süden an und verzehren die vorgefundene Wärme.
2) Die Menge von Landseeen und Flüssen, welche über eine große Strecke von Nordamerika verbreitet sind, von denen alle kleineren Seeen und die Mehrzahl der Flüsse im Winter zufrieren und das Eis verstärken, das in der Polarzone haftet. Ihr Auftauen verzehrt bedeutend viel Wärme.
3) Der Mangel an Gebirgsketten, die von Osten nach Westen laufen und eine schützende Mauer gegen die Nordwinde abgeben könnten. In dem östlichen Teile von Asien ist eine ungeheure Länderstrecke, die sich vom Norden in einer ununterbrochenen Ebene erhebt, demselben Übel, nämlich den nördlichen Winden, ausgesetzt, wie Nordamerika.
4) Die dicken, grenzenlosen Wälder, unterbrochen und durchzogen von unzähligen Seeen und Flüssen, welche das nördliche Amerika beinahe in seiner ganzen Ausdehnung bedecken. Die angebauten Strecken und Flecken, „Klärungen" genannt, stehen in so geringem Verhältnis zu der endlosen Wildnis, daß sie bis jetzt noch keinen Einfluß auf das Klima ausüben können. Die Sonnenstrahlen, welche auf das dichte Laub des Urwaldes fallen, werden zurückgeworfen und zerstreut, ohne in den Boden zu bringen und seine Nässe zu trocknen. Daher ist das vom Regen gewässerte Land

beständig feucht und nebelicht und haucht fieberbringende Dünste aus, anstatt Wärme zu empfangen und zu verbreiten.

5) Ein großer Teil des Waldes ist von Morästen und Sümpfen eingenommen, in welche sich das von den höhern Strichen fließende Wasser den ganzen Sommer über sammelt. Diese Sümpfe sind eben so viele Behälter der Feuchtigkeit und Treibhäuser der Kälte.

6) Der Mangel an künstlicher Hitze. Dicht bevölkerte Gegenden, wie z. B. in England, sind mit einer unzähligen Menge von Wohnhäusern, Fabriken, Glashütten, Schmiedeöfen u. s. w. bedeckt, von denen jedes Haus als ein wärmestrahlender und heizender Ofen zu betrachten ist und zur Milderung der umgebenden Luft, wenn auch in äußerst geringem Maße, mitwirkt. Dazu kommen in bevölkerten Gegenden Millionen von Tier- und Menschenlungen, die in Amerika auf viel größere Räume verteilt sind.

Von diesen sechs hier aufgestellten Ursachen, welche Nordamerika von allen andern Ländern der Welt auszeichnen und ihm das verhältnismäßig kälteste Klima geben, sind die drei letzten in beständiger Veränderung zum Bessern begriffen. Es steht daher zu erwarten, daß in dem Maße, als die Wälder ausgerottet, die Sümpfe ausgetrocknet, Fabriken errichtet und Städte gebaut werden und Tiere und Menschen sich vermehren — auch die Fröste und Schneefälle geringer und seltener werden, und die Extreme zwischen größter Kälte und größter Hitze sich etwas ausgleichen müssen.

Die trockene Luft in den Vereinigten Staaten und ihre Wirkung auf die Gewohnheiten und Sitten.*)

Audiatur et altera pars.

Wenn ein deutscher oder schweizerischer Auswanderer zu New-York ans Land steigt, so findet er im allgemeinen das Klima von dem seines Landes nicht verschieden. Allmählich aber fängt er an, einige Verschiedenheiten zu bemerken, die ihn veranlassen, einige seiner Gewohnheiten zu ändern, er mag wollen oder nicht, und endlich die amerikanische Art anzunehmen, die er anfangs bitter getadelt hatte.

Die Erscheinungen, um die es sich hier handelt, sind zweierlei Art: die, welche sich auf das gewöhnliche Leben beziehen, und die alle Welt bestätigen kann, und diejenigen, welche man in der Ausübung gewisser Handwerke beobachtet. In die erste Kategorie gehören die nachfolgenden Erscheinungen: 1. Die deutschen Frauen sind erstaunt über die Schnelligkeit, mit der die Wäsche trocknet, selbst im stärksten Winter, so daß das Waschgeschäft nur halb so lange dauert, als in Europa. Dies macht auch, wie sie sagen, die in den Vereinigten Staaten allgemeine Gewohnheit möglich, jede Woche zu waschen. 2. Andrerseits sind dieselben Haushälterinnen, namentlich auf dem Lande, in Erstaunen über die Schnelligkeit, mit der das Brot vertrocknet. In ihrem Heimatlande gewöhnt, das Brot für mehrere Wochen zu backen,

*) D. Desor. (Vorgelesen in der allgemeinen Versammlung der Helvetischen Gesellschaft.) Vergl. die Revue Suisse. 1853.

sind sie in Verzweiflung, daß ihr Brot, das doch auf dieselbe Weise wie sonst bereitet worden, in wenigen Tagen hart und ungenießbar wird; sie geben dem Mehl, dem Wasser die Schuld, werden ungeduldig, beklagen sich, und nach einiger Zeit nehmen sie die amerikanische Sitte an, alle Tage, oder wenigstens einen Tag um den andern ihr Brot zu backen. 3. Dieser reelle Nachteil wird aber wieder ersetzt durch Vorteile, die wir nicht besitzen. So ist z. B. das Schimmeln in den Vereinigten Staaten viel weniger zu fürchten, als bei uns; die Wintervorräte leiden selten dadurch; die Keller, wenn sie nicht an ganz feuchten, niedrigen Orten angelegt werden, sind vortrefflich, so daß die Luft hier alle Arten von Vorräten, Früchte und Gemüse viel häufiger und sicherer erhält, als bei uns. 4. Denselben Mangel an Feuchtigkeit bemerkt man noch auffallender im Winter in den Zimmern; die Fenster schwitzen viel weniger, als bei uns. Die Deutschen, die gewohnt sind, im Winter Eisblumen an den Fenstern zu sehen, sind erstaunt, sie nicht häufiger in Amerika zu finden, wo es doch um Weihnachten eben so kalt, wo nicht kälter ist, als in Hamburg oder München. 5. Neben diesen Erfahrungen, die in den Bereich des gewöhnlichen Lebens gehören, giebt es noch andere, die den körperlichen Zustand betreffen, und die jeder an seiner Person machen kann. Ich führe nur ein Beispiel an, den Einfluß, welchen der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten auf die Haare ausübt, die nach einer gewissen Zeit bedeutend an Feuchtigkeit verlieren. Daher ein größerer Bedarf an Pomade und Öl, und somit eine verhältnismäßig viel bedeutendere Zahl von Friseuren. Viele junge Leute, die in der Schweiz und in Deutschland sich gegen Pomade und Macassaröl gesperrt hätten, um nicht weibisch zu erscheinen, schlagen, wenn sie einige Zeit in den Vereinigten Staaten gewesen sind, den Weg zum Friseur ein.

Die Erfahrungen, welche man bei verschiedenen Gewerben und Handwerken gemacht hat, sind nicht minder bezeichnend. Nachstehendes sind einige Beispiele: 1. Die Unternehmer von Bauten kennen die Notwendigkeit nicht, ihre Gebäude, ehe sie solche zum Bewohnen abgeben, einige Zeit austrocknen zu lassen. Der Maurer ist kaum heraus, so zieht der Mietsmann hinein, ohne Furcht vor Rheumatismus oder andern Krankheiten, die bei uns in neuen Gebäuden sich so leicht einstellen. 2. Die Anstreicher können viel schneller als bei uns eine zweite Lage Firnis und Wasserfarbe auftragen, ohne daß die Arbeit dadurch schlechter wird. 3. Dagegen müssen die Tischler, und namentlich die Instrumentenmacher, das Holz, das sie verwenden, viel sorgsamer auswählen. Holz, das man in Europa für hinreichend trocken halten würde, können Tischler in Boston oder New-York nicht brauchen, denn es würde in kurzer Zeit Risse bekommen. Parkettböden namentlich erfordern eine ganz besondere Sorgfalt, und man sieht sie deshalb, selbst in den reichsten Häusern, sehr selten. Demselben Umstand muß man die große Gunst zuschreiben, welche die amerikanischen Pianos genießen, während die Wiener, obgleich in Europa ganz vortrefflich, sehr schnell sich verschlechtern. 4. Die Tischler sind auch genötigt, sich eines viel stärkeren Leimes, als in

Europa, zu bedienen. 5. Die Gerber ihrerseits haben bemerkt, daß die Felle viel leichter trocknen, als in Europa, was ihnen gestattet, bei weitem mehr in einer gegebenen Zeit voraus zu machen; sie sind namentlich erstaunt über das schnelle Trocknen im Winter. 6. In Europa kostet es nicht geringe Mühe, die naturhistorischen Sammlungen vor der Feuchtigkeit zu schützen; nur indem man Kalk oder andere absorbierende Mittel in den Galerieen aufstellt, kann man sie, namentlich in neueren Gebäuden, gegen Schimmel schützen. Zu Boston stellt man Sammlungen von Vögeln und Säugetieren in Zimmern auf, die der Tüncher eben verlassen hat.

Alle diese verschiedenen Erscheinungen haben ihren Grund in einer und derselben Ursache — in der größeren Trockenheit der Luft in den Vereinigten Staaten. Es könnte überflüssig scheinen, auf diese Eigentümlichkeit des nordamerikanischen Klimas so viel Gewicht zu legen, wäre dieselbe nicht mit den meteorologischen Angaben, die wir über dieses Land besitzen, in Widerspruch; denn die Wassermasse, welche in den Vereinigten Staaten als Regen oder Schnee niederfällt, ist größer als in Europa. Trotz der bedeutenden Wassermenge kann aber das Klima in den Vereinigten Staaten doch trockener sein, als in Europa. Der Grund ist ganz einfach: Die Atmosphäre ist nicht, auch bei schönem Wetter, so sehr mit Feuchtigkeit beladen, wie bei uns; die Luft erhält sich nicht, wie in England und im westlichen Europa, in einem der Sättigung nahen Zustande; sondern in dem Augenblick, wann es zu regnen aufhört und ein Windwechsel schönes Wetter zurückbringt, sinkt auch schon das Hygrometer (der Feuchtigkeitsmesser), und der Taupunkt hält sich merklich unter der umgebenden Lufttemperatur. Es ist in dieser Beziehung eine Ähnlichkeit zwischen dem Klima der Vereinigten Staaten und dem der Alpen. Aus der Thatsache, daß es daselbst mehr als in der Ebene regnet, hat man allzu rasch geschlossen, daß die Luft daselbst minder trocken sei. Wir sehen deshalb in älteren und neueren Lehrbüchern das Klima der Alpen unter den feuchten figurieren, während im Gegenteil dort die Luft viel trockener ist, als in der Ebene, wie jeder bei einem schönen Tage selbst die Erfahrung machen kann. Diesem Umstande muß man sogar großenteils die Thatsache zuschreiben, daß man in den Bergen weniger müde wird als in der Ebene.

Die Ursache dieser größeren Trockenheit des amerikanischen Klimas ist leicht aufzufinden. In Amerika wie in Europa sind Westwinde die herrschenden. An den europäischen Küsten kommen diese an beladen mit der Feuchtigkeit, mit der sie sich beim Zug über den Ozean gesättigt haben. Daher bringen sie gewöhnlich Regen mit sich. In den Vereinigten Staaten ist es umgekehrt. Die Westwinde kommen an die atlantische Küste erst, nachdem sie einen ganzen Kontinent durchzogen und auf diese Weise einen großen Teil ihrer Feuchtigkeit verloren haben. Deshalb sind sie auch selten von Regen begleitet. Sie spielen dieselbe Rolle, wie die Ostwinde bei uns, welche eben darum, weil sie über den Kontinent herkommen, trocken sind. Wir

wissen wohl, wie viel schneller unsere Wege und Felder trocknen unter dem Einfluß des N.=O., als dem des S.=W.

Es ist etwa 235 Jahre her, seitdem die ersten Kolonisten in Neu=England sich niederließen. Es waren in jeder Beziehung echte Engländer mit allen physischen und moralischen Kennzeichen der angelsächsischen Rasse. Jetzt ist der Bewohner der Vereinigten Staaten nicht mehr ein Engländer; er hat eigentümliche Züge, die man so wenig verkennen kann, als man die englische Physiognomie mit einer deutschen verwechselt. Es hat sich mit einem Wort ein Yankee= oder amerikanischer Typus entwickelt. Da dieser Typus nicht das Resultat einer Rassenkreuzung sein kann, indem er in den östlichen Staaten, gerade da, wo am wenigsten Rassenmischung eintrat, am ausgesprochensten ist: so muß er die Folge äußerer Einflüsse sein, unter welchen die des Klimas obenan stehen.

Einer der physiologischen Züge des Amerikaners ist der Mangel an Körperfülle. Man durchwandere die Straßen von New=York, Boston und Philadelphia, und man wird unter hundert Personen kaum einen Korpulenten finden, meistens wird dieser eine ein Fremder sein. Besonders auffallend ist die Länge des Halses; nicht als ob derselbe überhaupt länger wäre, er sieht nur länger aus, weil er mager ist. Das schöne Geschlecht ist ganz zart und ätherisch. Es ist aber nicht bloß das Muskelsystem, sondern auch das Drüsensystem minder entwickelt. Dagegen ist die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Amerikaner groß, ihre Hast und Ungeduld fast instinktartig. Sie gönnen sich kaum Zeit zum Essen, selbst als Passagiere auf Schiffen, wo sie Zeit genug dazu hätten. Sollte nicht die Trockenheit der Luft auf das Nervensystem in solcher Weise wirken?

---

10. Das Aussterben der eingeborenen Rasse der Rothäute.*)

Unangefochten wird die Behauptung bleiben, daß das großartige Staatswesen der nordamerikanischen Union ungeachtet aller ihm anklebenden Schwächen und Fehler ein sehr humanes ist, welches der persönlichen Freiheit einen so großen Spielraum gewährt, daß jeder einzelne in dem unablässigen Bestreben, seine Rechte bis zur äußersten Grenze geltend zu machen, im ganzen und großen Erfolge erzielt und Befriedigung findet. Verwundert fragen wir daher, woher es kommt, daß die Indianer innerhalb eines so freisinnigen Staatswesens nicht gedeihen, sondern sich in wahrhaft erschreckender Weise vermindern.

Einige Beispiele mögen zur Erläuterung dienen. Die im Staate Nebraska hausenden Pawnee=Indianer zählten nach den Ermittelungen der zu

*) R. v. Schlagintweit, a. a. O. Vgl. Th. Kirchhoffs Reisebilder u. Skizzen II.

ihnen als Kommissäre gesandten Quäker im Jahre 1830 noch 12,000 Seelen; 1847 war diese Zahl auf die Hälfte zusammengeschmolzen, und heute soll der ganze Stamm aus kaum 2700 Menschen bestehen. Von dem einst mächtigen Stamme der Pottawatomies waren im Sommer 1871 noch 350, von dem vielgenannten Stamme der Sacks (Säcke) nur noch 84 übrig. Eine Anzahl von Stämmen sind gänzlich verschwunden, und kaum ein Indianerstamm lebt heute in derselben Gegend, die seine Vorfahren noch vor hundert Jahren inne hatten.

Die Ursachen, die eine so entsetzliche Verheerung unter den Rothäuten herbeigeführt haben, sind folgende:

* *
*

Ihren Kindern widmen sie so geringe Sorgfalt und lassen ihnen so wenig Schutz angedeihen, daß alle, die nicht von Haus aus kerngesund sind, notwendig zu Grunde gehen müssen. Auch genießt der Indianer häufig eine schlechte, schwer verdauliche Nahrung; zeitweise ist sie überdies unzureichend. Fast allen Stämmen ist eine unglaubliche Sorglosigkeit für die Zukunft eigen, die zur Folge hat, daß sie im Fall unglücklicher Jagden nur zu häufig der Hungersnot preisgegeben sind. Der Indianer ist in dieser Beziehung wie ein Kind; heiter und fröhlich genießt er den heutigen Tag und sorgt nicht für den kommenden.

Unsauberkeit und Schmutz, grobe Nachlässigkeit und Unwissenheit bei der Behandlung von Krankheiten raffen ebenfalls viele hinweg. In ihren elenden Wigwams sind sie der Wut der Elemente preisgegeben, namentlich der Schneestürme, denen gar manche zum Opfer fallen. Zur Bekämpfung der Seuchen, namentlich der Blattern, wissen die Indianer kein anderes Mittel als Ortswechsel. Wird einer von ihnen von einer ansteckenden Krankheit befallen, so läßt man ihn ohne Hilfe, weil jeder die Ansteckung fürchtet. Die gesunden Nachbarn brechen ihre Zelte ab und schlagen sie in weiter Entfernung von dem Kranken wieder auf.

In hohem Grade verheerend wirkt ferner der zerrüttende Branntwein, ein Getränk, das der Indianer mit dem Namen „Feuerwasser" bezeichnet und außerordentlich liebt. Um in seinen Besitz zu kommen, giebt er das Wertvollste und Unentbehrlichste hin. Eine geringe Menge dieses Stoffes reicht hin, ihn betrunken zu machen; doch ist er im Rausch nicht gewaltsam und rauflüchtig, sondern in einer höchst widrigen Weise zärtlich. Bei den „Schwarzfüßen" (blackfeet) spielt der Branntwein eine Hauptrolle zur Bezeigung der Freundschaft! Prinz Maximilian zu Wied war Zeuge des widerlichen Schauspiels, daß ein Indianer eine Quantität Branntwein in den Mund nahm, einen Stammesgenossen umarmte und ihm nun aus seinem Munde den Nektar einflößte, was der höchste Beweis von Freundschaft ist.

Das im eigensten Interesse der Indianer vom Kongreß am 9. Juli 1832 erlassene Gesetz, das jedem Weißen bei Strafe verbietet, einer Rothaut unter irgend einem Vorwande Schnaps oder Liqueur oder irgend ein

berauschendes Getränk zu verabfolgen, wird vielfach ohne alle Schwierigkeit umgangen. Es zeigt sich da, daß die Berührung mit der modernen Civilisation den Indianer nur noch mehr herabbringt, indem er nur deren Laster sich aneignet.

* *
*

In politischer Beziehung sind die Ursachen zur Verminderung der roten Rasse nicht nur in den zahlreichen blutigen Kämpfen zu suchen, in die sich die verschiedenen Stämme unter einander verwickeln, sondern noch mehr in den Streitigkeiten und Wirren mit den auf sie eindringenden Weißen.

Die ersten Einwanderer traten dem Indianer, den sie als rechtmäßigen Herrn und Gebieter des Landes ansahen, nicht als Eroberer entgegen, sondern versuchten, ihn auf gütlichem Wege zu veranlassen, seine Jagdgründe ihnen zu überlassen. Auf diesem Wege wurde z. B. im Jahre 1626 von Peter Minnewit aus Wesel am Rhein die 22,000 Acker umfassende Insel Manhattan,*) auf der sich heute das meerbeherrschende New-York mit seinen stolzen Palästen erhebt, von den Indianern um 60 holländische Gulden (24 Gold-Dollars) erworben. Wer vermöchte den Wert anzugeben, den der Grund und Boden dieser Insel heute besitzt?

Derselbe Peter Minnewit kaufte ferner im Jahre 1638 in der Nähe des heutigen Wilmington in Delaware von einem Indianer für ein paar Kessel und sonstige Kleinigkeiten das erste Land für eine Niederlassung.

In gleicher Weise verfuhr der Quäker William Penn, als er im Jahre 1682 den heutigen Staat Pennsylvanien zu gründen begann; dieses Gebiet wurde ohne alles Blutvergießen besiedelt.

Da zur damaligen Zeit an Lande Überfluß war, so erzielte man ohne große Schwierigkeit ein beide Teile befriedigendes Abkommen. Je mehr aber die weißen Einwanderer sich ausbreiteten und vordrangen, desto mehr gab es Zerwürfnisse und blutige Zusammenstöße. Dazu kamen die Kriege zwischen den Engländern und Franzosen, welche letztere die Indianer zu ihren Bundesgenossen machten. In jenem Kampfe (in Europa als der siebenjährige Krieg bekannt), der in Amerika 1754 begann, wurden die armen Deutschen, welche von ihren Fürsten als Soldtruppen an die Engländer verkauft waren, zu Dutzenden von den wilden Bundesgenossen der Franzosen skalpiert.

Von da ab entwickelte sich die Ansicht, daß die Indianer wie eine selbständige Nation und wie jede andere fremde Macht zu behandeln seien. Noch im Jahre 1832 wurde dieser Auffassung ein prägnanter Ausdruck gegeben durch eine vom obersten Gerichtshof (supreme court) in Washington gefällte Entscheidung, wobei sich der Bundesoberrichter Marshall also aussprach: „In der Behandlung ihrer eigenen Angelegenheiten

---

*) Vgl. oben unter New-York.

sind die Indianerstämme von keiner Macht abhängig. Sie bestrafen Vergehen nach ihren eigenen Gesetzen und sind dafür keinem irdischen Gerichte verantwortlich. Sie führen Krieg und schließen Verträge ab. Wir haben durch viele Verträge mit den Indianern Gebiete erworben, die der Union von unberechenbarem Werte sind. Wir haben sogar das Wegerecht in Indianergebieten nur durch Übereinkommen erworben. Wir haben das Recht der Kriegführung der indianischen Stämme anerkannt. Nie hat jemand angenommen, daß die Indianer Hochverrat gegen die Vereinigten Staaten begehen können."

Nach diesen Grundsätzen verfährt die amerikanische Regierung noch heute. Sie betrachtet die Indianer nicht als Staatsangehörige und räumt ihnen daher weder das Stimmrecht ein, noch bewilligt sie ihnen irgend ein anderes Staatsbürgerrecht; sie erhebt auch von ihnen keine Steuern; sie hat sich nie darum bekümmert, daß sie in Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen in Vielweiberei leben. Zur Zeit des Krieges sucht sie Bündnisse mit ihnen einzugehen; sowohl im Mormonenkriege (1857) als auch während des großen Bürgerkrieges hat sie zu wiederholten Malen Indianer als Späher (scouts) benutzt. Sie schließt Verträge mit ihnen ab, die behufs ihrer Geltung vom Senate der Union ratifiziert werden müssen. Doch stehen die Indianer=Angelegenheiten nicht unter dem Staatssekretär, d. i. dem Minister des Äußern, sondern unter dem Departement des Innern.

Nur dann schreitet die Regierung gegen die Indianer ein, wenn die Verträge von ihnen verletzt werden, oder wenn sie sich an Gut und Blut der Weißen vergreifen. Diese Politik ist eine durchaus rücksichtsvolle und humane.

Allein gegenwärtig will eine große Mehrheit des amerikanischen Volkes diese Anschauung nicht mehr gelten lassen und verlangt, daß die bisher den Indianern zugestandene Autonomie (Selbständigkeit), nach welcher die einzelnen Indianerstämme als selbständige Nationen zu behandeln seien, ihnen nicht mehr eingeräumt werde. Bei der zwingenden Notwendigkeit, die entferntesten Teile der Union durch Schienenwege zu verbinden, dürfe man gar nicht mehr fragen, ob die Rothäute die Anlage von Bahnen und Heerstraßen, die durch ihre Jagdgründe führen, gestatten wollen oder nicht. Man erklärt es für Unsinn, vom unantastbaren Recht halbwilder Völker auf ausgedehnte Gebiete zu sprechen, die sie in einer zum nachweislichen Schaden für die übrige Menschheit gereichenden Weise ausbeuten. „Mit gleichem Recht," so äußerte sich Illinoiszeitung vom 14. Juni 1870, „könnte man die Alligatoren für die berechtigten Urbesitzer des Mississippi erklären und ihnen jährlich Menschenopfer darbringen in der Hoffnung, daß sie alsdann keine anderen Menschen fressen werden."

Doch gleichviel, wie man sich das Verhältnis theoretisch zurecht legt, praktisch dauern die Reibungen zwischen der weißen und roten Rasse fort. Man kann es den Indianern nicht verdenken, wenn sie in den auf sie eindringenden, sie mehr und mehr zurückdrängenden Bleichgesichtern ihre Erb=

feinde erblicken, und man kann es dem weißen Ansiedler, der ruhig seinen Acker bauen und Handel treiben will, nicht verargen, wenn er den roten Mann wie ein wildes Tier betrachtet, das seinen Besitz schädigt und gefährdet. Wie viel blutige Greuel sind an den weißen Ansiedlern verübt worden, wie unausgesetzt erfolgen die Überfälle von seiten der Indianer, sobald sich diese stark genug glauben! Die amerikanischen Truppen, um die Rothäute für diese Überfälle zu züchtigen, haben selber oft blutige Schlappen erlitten, wie im Sommer 1876 die Abteilung unter General Custer, die von den Indianern fast gänzlich aufgerieben wurde.

Daß sich auch die Weißen mancher schweren Sünde gegen die Rothäute schuldig machen, ist ebenfalls nicht zu verschweigen. Aus geringfügigen Ursachen schießt der weiße Unkonsbürger einen Indianer nieder; er verübt einen Mord, geht aber straflos aus, da sich die Behörden gegen einen solchen Fall sehr gleichgültig verhalten. Wenn nun ein Stammgenosse des ermordeten Indianers die That durch Tötung eines Weißen rächt, dann erhebt sich sofort die ganze weiße Bevölkerung der Gegend und verlangt Krieg gegen die feindseligen Indianer. Derselbe endet dann mit der Niederlage der letzteren, falls diesen nicht die Gegend oder sonst ein glücklicher Zufall zu statten kommt.

Amerikaner und Indianer können nicht nebeneinander leben, sie werden sich ohne Unterlaß befehden. Die friedlichen Mittel, die man angewandt hat, um die Indianer zu civilisieren und für ein friedliches Zusammenleben zu gewinnen, haben sich als unzureichend erwiesen.

* *
*

Man kann die in den Vereinigten Staaten (mit Ausschluß Alaskas) zur Zeit befindlichen Indianer in runder Summe auf 300,000 veranschlagen. Von diesen sind etwa $^1/_3$, also 100,000 ganz, $^2/_5$ = 120,000 halb civilisiert und die übrigen 80,000 wild in ihrem Naturzustande als Jagdvölker verblieben.*)

Der eigentliche Rassenkampf findet zwischen Weißen und wilden Indianern statt, welche zu keiner Feldarbeit sich bequemen wollen, und denen das Herumschweifen durchaus Bedürfnis ist. Reibungen und Streitigkeiten mit den Weißen, die als Goldwäscher ihnen das Wasser trüben und den Fischfang beeinträchtigen, als Ansiedler in ihre Jagdgründe eindringen und selber das Wild schießen — sind unvermeidlich und von Schonung ist auf beiden Seiten keine Rede. Aber auch die auf den Reservationen befindlichen Indianer werden oft wider ihre weißen Unterdrücker feindselig ge-

*) Nach der Angabe R. v. Schlagintweits: 152,000 „reine Nomaden", 25,000 in den einzelnen Staaten zerstreut als halb civilisiert wohnend, 123,000 auf Reservationen lebend, überwiegend dem Ackerbau und der Viehzucht obliegend. Nach der Berechnung von A. Hunnius in Fort Leavenworth (Staat Kansas) beträgt die Zahl der civilisierten Indianer 100,000, halbcivilisierten Indianer 135,000, wilden Indianer 81,000, zusammen 316,000.

stimmt. Die Regierung hat eine Menge von Beamten, sogenannten Indianer-Agenten angestellt, welche die Unterstützung an Kleidungsstoffen und Nahrungsmitteln, Geräten und Waffen, die ihnen zur Entschädigung laut Vertrag zugesichert sind, verteilen. Aber das Geld und die Naturalien, welche zu den Indianern wandern sollen, werden oft unterschlagen, um im die Taschen der Agenten zu wandern. So wurden z. B. einem Stamm in Oregon-Gebiet anstatt des ihm zu übergebenden Geldes und der wollenen Decken 40 Dutzend Paar elastischer Strumpfbänder zugestellt, obschon keiner dieses Stammes zuvor ein Paar Strümpfe gesehen hatte! Daß die Rothäute, wenn sie hinter die von den Beamten verübten Schliche kommen, auch gegen die amerikanische Regierung erbittert werden, ist erklärlich.

Übrigens hält auch der Indianer Verträge oder gegebene Versprechen nur so lange, als es ihm angenehm ist; um einen Vorwand des Bruchs ist er nie verlegen. Verläßt er seine Reservationen, so sagt er, es geschähe aus Mangel an Wild, oder die Feldfrucht sei nicht geraten, und er müsse verhungern.

Als Grant seine Präsidentschaft antrat, beschloß er, alle religiösen Genossenschaften des Landes zur Absendung von Missionären zu veranlassen und so die Indianerrassen zu civilisieren und zu christianisieren. Man kam ihm bereitwillig entgegen und gegenwärtig fungieren auf den indianischen Agenturen 73 „Friedenskommissäre", die folgenden Sekten angehören:

Quäker	16	Kongregationalisten	3
Baptisten	6	Episcopale	8
Presbyterianer	9	Unitarier	3
Methodisten	14	Lutheraner	1
Katholiken	7	Israeliten	1
Reformierte	5		

Diese vom edelsten Streben beseelten Männer, die von der Regierung keinen Gehalt beziehen, sondern von ihren Missionsanstalten unterhalten werden, haben bis jetzt sich vergeblich bemüht.

Man hoffte auch dadurch den Frieden zu sichern, daß man mehrere der hervorragendsten und einflußreichsten Indianerhäuptlinge zum „Großen Vater" (big father), wie der Indianer den Präsidenten der Vereinigten Staaten nennt, kommen ließ. Man gab sich der Erwartung hin, daß wenn sie mit dem Präsidenten und dem Sekretär des Inneren die Friedenspfeife geraucht hätten und reichlich mit Geschenken entlassen worden wären, sie dann mit dem friedfertigsten Gefühl gegen die „bleichen Brüder" zu ihren Stammesgenossen zurückkehren würden. Im Jahr 1870 und den folgenden fanden sich zu Washington eine Menge solcher Häuptlinge ein; aber die Hoffnung, daß sich im Weißen Hause werde besser mit ihnen verhandeln lassen, als in ihren Wigwams, wurde bitter getäuscht. Für die wertvollen Geschenke, die man ihnen machte, z. B. Flinten, Schießmaterial aller Art, Pferde und Sattelzeug, Tücher und Glasperlen, erwiesen sie sich nicht im mindesten dankbar; sie lebten sich schnell in den irrigen Gedanken ein,

daß solche Geschenke einen ihnen zukommenden Tribut bilden, erblicken darin überhaupt einen Beweis der Schwäche der amerikanischen Regierung. In endlosen Klagen und sehr entschiedener Weise setzen sie den von der Regierung gestellten Anträgen ihre eigenen Forderungen entgegen, die alle darauf hinauslaufen, daß sie wie bisher ihr Jagd- und Nomadenleben fortsetzen wollen, keine Eisenbahnen durch ihr Gebiet dulden, daß sie die Forts*) an ihren Grenzen geräumt wissen wollen, da selbige eine beständige Drohung gegen die Indianer seien; endlich, daß sie so viel Waffen, Munition, Kleidung und Nahrung vom „Großen Vater" erhalten müßten, als sie benötigten.

Ließ sichs etwa einer der heimkehrenden Häuptlinge beikommen, mit Bewunderung von alle dem Merkwürdigen zu erzählen, was er in der Großen Stadt und während seines Besuches beim „Großen Vater" gesehen hatte: so schüttelten ihre Krieger ungläubig die Köpfe und meinten, die Weißen hätten ihm eine schlimme Medizin beigebracht und seine Augen verblendet.

So wird der Krieg zwischen den Rothäuten und Bleichgesichtern fortdauern, und der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein. In diesem Kriege stehen oft Indianer wider Indianer. Weit entfernt, daß die verschiedenen Stämme zusammenhalten, treten einzelne bei Ausbruch des Krieges wohl auf die Seite der Weißen, namentlich werden von letzteren kleinere Abteilungen der halbcivilisierten Indianer als Kundschafter benutzt. Im Kampfe thun es diese an Grausamkeit gegen Verwundete und Gefangene ihren wilden Brüdern noch zuvor und haben sie eine Menge Skalpe (die abgelöste Kopfhaut) erbeutet, so stimmen sie ihren Siegesgesang an, dessen kurz abgebrochene Töne dem Bellen eines Hundes gleichen, und der die rohe tierische Natur des Indianers vollkommen veranschaulicht.

Der Indianer muß in der Civilisation der kaukasischen Rasse entweder aufgehen, oder, wenn er das nicht vermag, untergehen, — und die amerikanische Urbevölkerung wird in wenigen Jahrzehnten von der Erde vertilgt sein, während ihre Reste in dem großen amerikanischen Völkergemisch verschwinden.

*) Militärposten zum Schutz der weißen Ansiedler.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Grube, August W.,

Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde nach Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur für die obere Stufe des geographischen Unterrichts in Schulen, sowie zu einer bildenden Lektüre für Freunde der Erdkunde überhaupt
Bd.: 1

Leipzig 1881